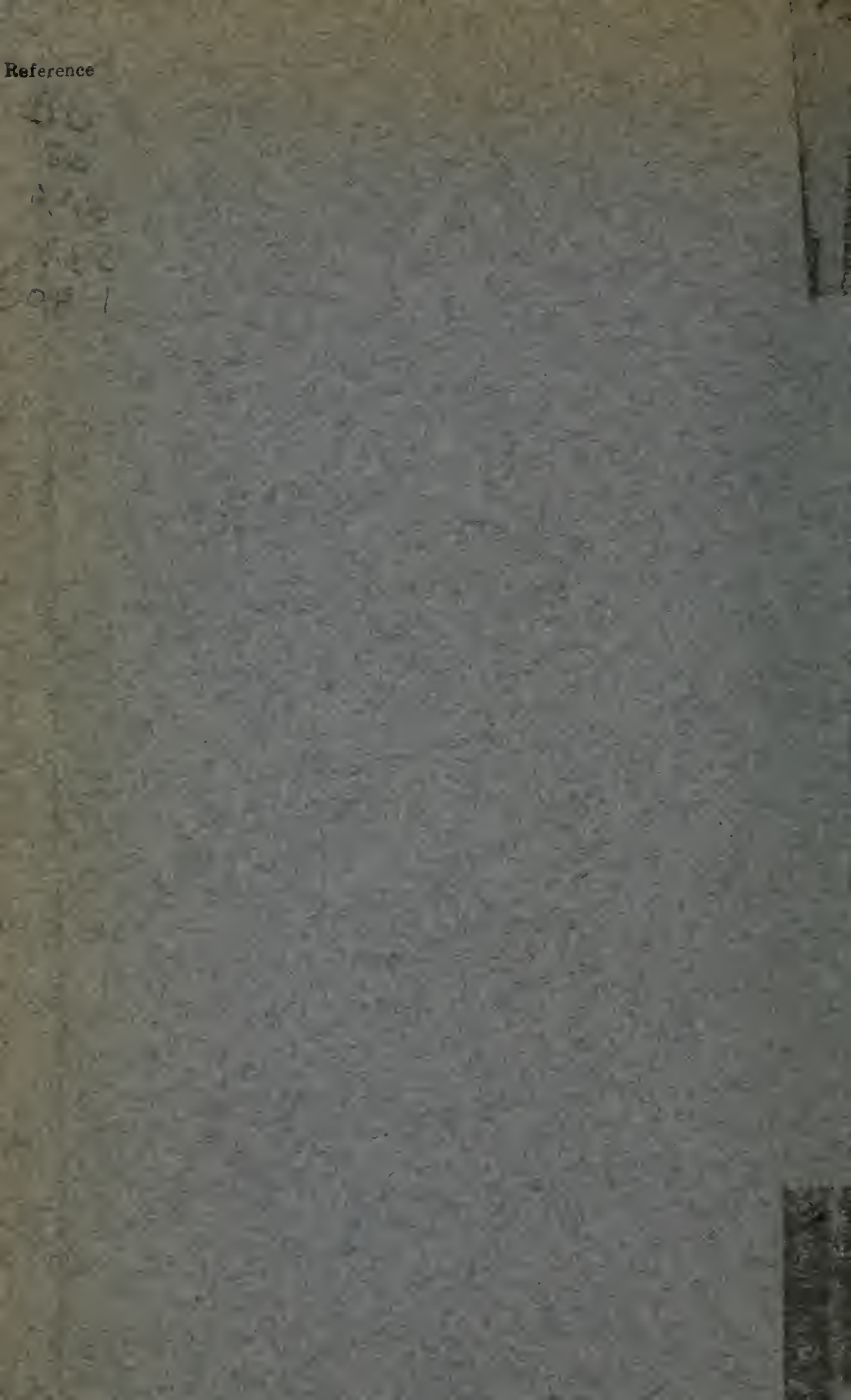
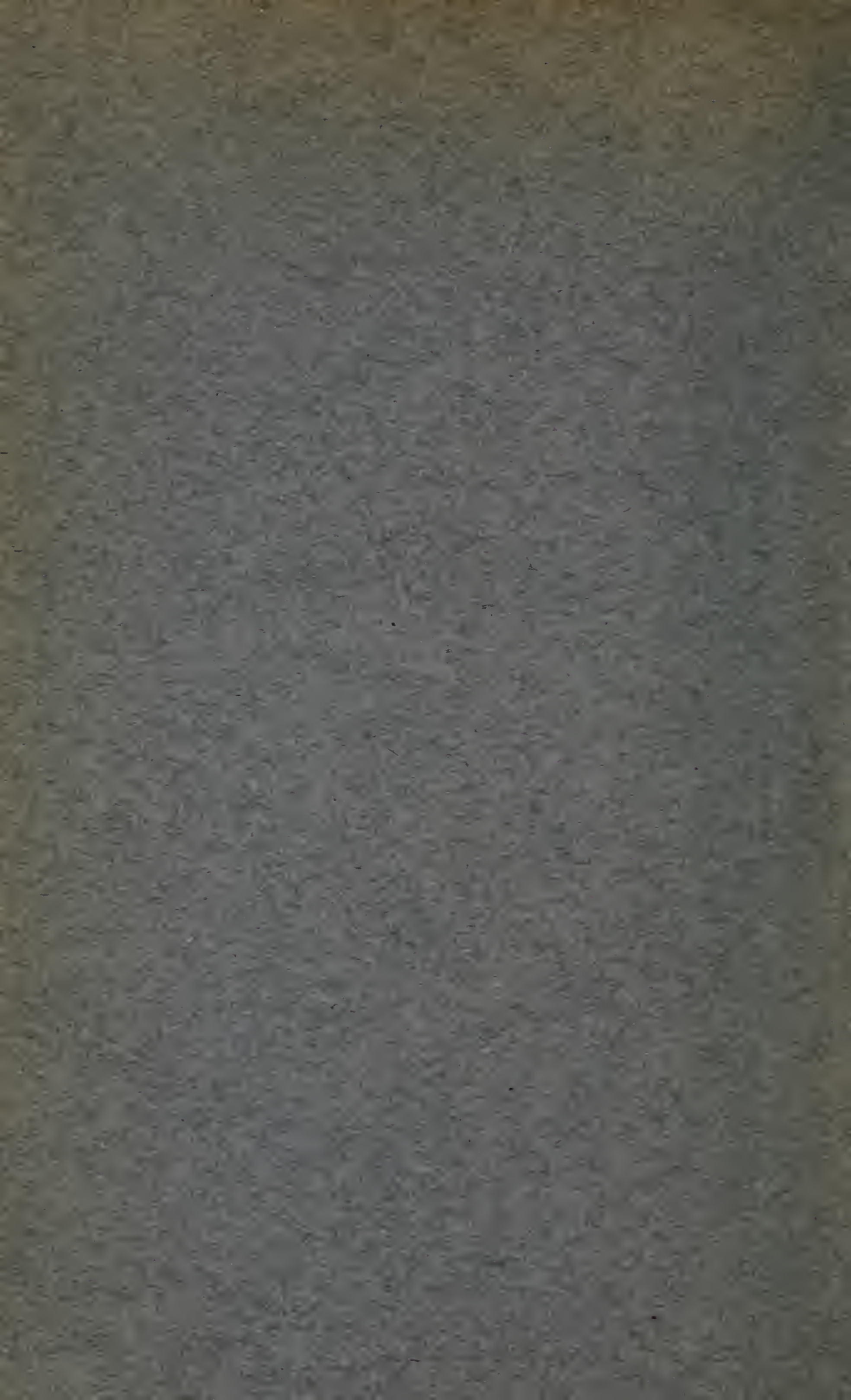




Reference

SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES. CALIF.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiundfünfzigster Band.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Dreiundfünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Paulitschke — Schets.

Auf Veranlassung

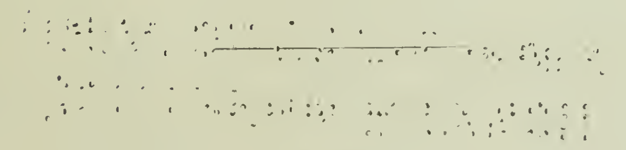
Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1907.

63364

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.
Die Verlagshandlung.

Reference
DD
85
A43
V.53
cop. 1

Paulitschke: Philipp P., Ethnograph und Afrikaforscher, wurde am 25. September 1854 in Czermakowitz bei Mährisch-Kromau als Sohn eines Försters geboren. Nachdem er die Gymnasien in Ungarisch-Hradisch und Laibach besucht hatte, genügte er seiner militärischen Dienstpflicht und studirte dann auf den Universitäten Graz und Wien classische und orientalische Philologie, sowie Geographie und Geschichte. Sein höchster Wunsch war es, den Beruf eines Forschungsreisenden zu ergreifen. Da er aber weder eigene Geldmittel besaß noch vorläufig auf Unterstützung von anderer Seite rechnen konnte, sah er sich 1876 genöthigt, eine Lehrerstelle am Staatsgymnasium in Znaim anzunehmen. Hier unterrichtete er hauptsächlich in den alten Sprachen. Um seinen Reisetrieb wenigstens einigermaßen zu befriedigen, unternahm er während der Ferien ausgedehnte Wanderungen durch Oesterreich-Ungarn, Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien. 1879 erwarb er in Graz den philosophischen Doctortitel. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er sein erstes größeres Werk „Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" (Wien 1879), das von einer ungewöhnlichen Beherrschung und Durchdringung des sehr umfangreichen und zerstreuten Stoffes Zeugniß ablegte und bereits im folgenden Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage erlebte. Im Sommer 1880 benutzte er die Ferien, um von Afrika, dem Lande seiner Sehnsucht, wenigstens ein kleines Stück kennen zu lernen. Er durchreiste Aegypten und Nubien, sammelte zahlreiche ethnographische Gegenstände und übte sich an der Hand von G. Neumayer's „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" in jenen Fertigkeiten, die einem Forschungsreisenden unentbehrlich sind. Nach der Rückkehr ließ er sich, um den Bildungsmitteln der Hauptstadt näher zu sein, an das Staatsgymnasium in Hernals versetzen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm der Professortitel verliehen. Da er einen Theil des geographischen Unterrichts übernehmen mußte, wendete er sich mit Eifer dem Gebiete der Schulgeographie zu und veröffentlichte auch einige hierher gehörige populäre Schriften: „Die afrikanischen Neger" (Wien 1880) in Hölder's Geographischer Jugend- und Volksbibliothek, und einen „Leitfaden der geographischen Verkehrslehre für Schulen und zum Selbstunterricht" (Breslau 1881; neue, völlig umgearbeitete Ausgabe ebd. 1892) als Ergänzung zu den vielverbreiteten geographischen Schulbüchern von Seydlitz. Daneben faßte er den später allerdings nicht ausgeführten Plan, eine umfassende wissenschaftliche Monographie

über den afrikanischen Continent zu bearbeiten. Als Einleitung gab er einen bibliographischen Versuch „Die Afrika-Litteratur in der Zeit von 1500—1750" (Wien 1882) heraus, der als nützliches Nachschlagebuch vielen Anklang fand. Allerdings enthält er zahlreiche Lücken, und die Titel der Bücher und Karten sind, soweit sie der Verfasser nicht selbst eingesehen, sondern aus oft unzuverlässigen Quellen abgeschrieben hat, zum Theil fehlerhaft und irreführend. Um dieselbe Zeit bearbeitete er noch für das „Geographische Handbuch zu Andree's Handatlas" (Bielefeld und Leipzig 1882) einen Ueberblick über Afrika in commerzieller, politischer und statistischer Hinsicht. Mit Beginn des Wintersemesters 1882 habilitirte er sich an der Wiener Universität als Privatdocent für Geographie. Seine Vorlesungen umfaßten hauptsächlich das Gebiet der Länder- und Völkerkunde Afrikas. Da er noch immer auf eine Gelegenheit hoffte, das Innere des schwarzen Erdtheils näher kennen zu lernen, kam ihm eine Einladung des Gutsbesitzers Dr. Dominik Kammel Edlen v. Hardegger sehr gelegen, der ihn aufforderte, sich als ethnologischer Sachverständiger an einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Osthorne Afrikas zu betheiligen. Die Reise sollte von dem Hafen Zeila am Golf von Aden aus in südlicher Richtung nach der Stadt und Landschaft Harâr und dann womöglich weiter in das Gebiet der Galla- und Somalistämme gehen, und neben landeskundlichen und ethnographischen Arbeiten sollten auch Höhenmessungen, meteorologische Beobachtungen, botanische und zoologische Studien und geologische Untersuchungen vorgenommen und Sammlungen aller Art angelegt werden. Um sich möglichst gründlich vorzubereiten, unterzog P. die gesammte ältere Litteratur über die zu besuchenden Gegenden einer eingehenden kritischen Durchsicht. Als Frucht dieser Beschäftigung ließ er noch vor der Abreise eine werthvolle Monographie über „Die geographische Erforschung der Adâl-Länder und Harârs in Ostafrika" (Leipzig 1884, 2. Auflage ebd. 1888) mit umfangreichen bibliographischen Nachweisen und eine Programmabhandlung „Ueber die Etymologie und Schreibweise einiger geographischer Namen Ostafrikas" (Wien 1884) erscheinen. Im December 1884 verließen die Reisenden Wien und gelangten durch den Suezcanal und das Rothe Meer nach Zeila, wo sie am 20. Januar 1885 landeten. Leider stellte es sich bald heraus, daß die politischen Zustände weiter im Innern wenig vertrauenerweckend und deshalb auch die Sicherheitsverhältnisse ungünstig waren. Sie mußten sich deshalb begnügen, bis nach Harâr, dem „Timbuktu des Ostens" vorzudringen und die Umgegend dieser Stadt zu untersuchen. Ein Vorstoß nach Süden führte sie bis zu den Ruinen der altabessinischen Festung Bia Woraba. Weitere Excursionen dagegen erwiesen sich als lebensgefährlich, und so sahen sie sich schließlich genöthigt, ihre größeren Pläne aufzugeben und auf dem nächsten Wege nach der Küste zurückzukehren. Am 21. März trafen sie wieder in Zeila, Mitte April in Wien ein. Ueber den Verlauf der Reise berichtete P. unter Beigabe einer selbstentworfenen Karte in Petermann's Mittheilungen (1885, S. 369 ff., 460 ff. und Tafel 17). Seine reichen ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen überwies er später nebst mehreren hundert Photographien dem Wiener Hofmuseum und wurde dafür durch den Titel eines Kaiserlichen Rathes ausgezeichnet. Nachdem er bald nach der Rückkehr im Auftrag der Herder'schen Verlagsbuchhandlung eine gut lesbare, populäre Schrift über „Die Sudân-Länder nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß" (Freiburg 1885) verfaßt hatte, begann er mit der Ausarbeitung des gewonnenen wissenschaftlichen Materials an astronomischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, topographischen Aufnahmen, statistischen Daten, anthropologischen Messungen und ethnographischen Gegenständen. Im Laufe

der Jahre entstanden hauptsächlich auf Grund dieses reichhaltigen Stoffes drei nach Inhalt und Umfang gleichbedeutsame, mit Tafeln, Karten und Abbildungen ausgestattete Werke: „Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Hararî“ (Leipzig 1886, 2. Ausgabe ebd. 1888), „Harâr. Forschungsreise nach den Somâl- und Galla-Ländern Ost-Afrikas“ (Leipzig 1888) und „Ethnographie Nordost-Afrikas“ (Berlin 1893—96, 2 Bände), durch die er seinen Namen für alle Zeiten mit der Völkerkunde Afrikas verknüpfte. Er hoffte, daß man ihm auf Grund dieser Schriften eine Universitätsprofessur für Ethnographie übertragen würde, doch ging sein Wunsch nicht in Erfüllung. Leider stellte sich als unerwünschte Nachwirkung der Reise allmählich ein langwieriges Leberleiden ein, das ihn trotz vieler Curen nicht wieder verließ. Um ihn etwas von seinem Schuldienst zu entlasten, wurde er 1890 in eine bequeme Stellung an das Staatsgymnasium im 8. Wiener Bezirk versetzt. Da seine Arbeitskraft noch ungebrochen und seine Arbeitslust unbeschränkt war, trat er zwei Jahre später als Volontär bei der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums ein. Daneben widmete er auch den Wiener wissenschaftlichen Fachvereinen viel Zeit und Mühe. Namentlich in der Geographischen, sowie in der Anthropologischen Gesellschaft hielt er zahlreiche Vorträge. Die letztere ernannte ihn deshalb zu ihrem ersten Secretär. Allmählich aber begannen mit dem Fortschreiten seiner Krankheit die Kräfte nachzulassen. Mit Aufbietung aller Energie hielt er sich noch einige Jahre aufrecht. Im Frühjahr 1898 vollendete er die französische Uebersetzung eines von ihm aus Afrika mitgebrachten arabischen Werkes, das die kriegerischen Ereignisse in Abessinien während des 16. Jahrhunderts behandelte (Muhammad Ahmad dit Grague, Futûh el-Hábacha: Des conquêtes faites en Abyssinie au XVIe siècle. Version française de la chronique arabe du Chahâb ad-Dîn Ahmad. Publication commencée par Antoine d'Abbadie, terminée par Philippe Paulitschke. Paris 1898). Aber im Sommer 1899 erfolgte der Zusammenbruch. Im Herbst mußte er sein Schulamt niederlegen, und am 11. December desselben Jahres rief ihn der Tod mitten im besten Mannesalter aus seiner vielseitigen und ergebnißreichen Thätigkeit. Sein Hinscheiden bedeutete einen schweren Verlust für die Wissenschaft, die noch mancherlei Früchte seines Fleißes von ihm erhoffen durfte. Namentlich auf dem Gebiete der Ethnographie hätte er sicher noch Bedeutendes geleistet, da ihn sein ungewöhnliches Sprachentalent befähigte, neben den wichtigsten europäischen Idiomen auch mehrere orientalische und afrikanische zu bemeistern und für seine Studien dadurch Quellen zu erschließen, die den meisten anderen Forschern verborgen bleiben mußten. Außer den oben erwähnten selbständigen Werken hat er noch eine überaus große Zahl von Aufsätzen vorwiegend ethnographischen Inhalts, sowie von Bücher- und Kartenbesprechungen in deutscher, französischer und italienischer Sprache veröffentlicht. Sie finden sich theils in wissenschaftlichen Zeitschriften, wie den Mittheilungen der K. K. Geographischen und der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient, dem Ausland, dem Globus, Petermann's Mittheilungen, der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, den Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe, der Revue coloniale internationale, der Gazette géographique, dem Bulletin de la Société Khediviale de Géographie, dem Bollettino della società geographica italiana und dem Bollettino della società africana d' Italia, theils in angesehenen Tagesblättern, wie der Neuen Freien Presse, dem Petersburger Herold und anderen.

Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien XLIII, 1900, S. 101—109, mit Bibliographie (Wilhelm Hein). — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XXII, 1900, S. 326—328 (mit Bildniß). — Biographisches Jahrbuch IV, 1900, S. 203—204 (W. Wolkenhauer).
Viktor Hantzsch.

Paulsen: Fritz P., Porträt- und Genremaler, geboren am 31. Mai 1838 in Schwerin, † am 22. Februar 1898 in Berlin. 1860 wurde er Schüler der Akademie in Düsseldorf, 1863 in München Schüler Karl Piloty's, begab sich 1866 auf vier Jahre nach Paris, hielt sich 1870 in London auf und siedelte 1871 nach Berlin über, wo er bis zu seinem Tode blieb. Auch in Constantinopel, Breslau, Hamburg und Hannover war er zeitweilig thätig. In Berlin kamen seine geleckten Porträts und seine nicht sehr geistvoll humoristischen Genrebilder zu großer Beliebtheit. Aus seiner Münchener Zeit stammen: Ein neuer Don Quichote, Günstiger Moment zur Rache (Gal. Schwerin), Familienglück; aus der Pariser Zeit: La promenade du Pensionat, La sortie de l'école, Moderne Damen, Avant le bal, Jour de fête, Damenporträts; aus der Londoner Zeit desgleichen eine Anzahl Porträts. Aus der Berliner Zeit, in der er bis 1896 jede große Kunstausstellung beschickte, stammen an Genrebildern: Besuch in der Kinderstube (1872), Bauernfänger beim Kümmelblättchen (1874), Jour fixe, Gesindebureau, Ballbericht 1886, Jagdgeschichten, Jagdpause; an Porträts: Oberbürgermeister Forckenbeck (1879), Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II. und Friedrich Franz III., Fürst Puttbus und Familie, Fürst Löwenstein, Graf Börke, Reichsgerichtpräsident Dr. v. Simson (Nat.-Gal. Berlin) und gegen 200 und mehr andere Porträts.

„Das geistige Deutschland am Ende des XIX. Jahrhunderts“ (Leipzig 1898) enthält einen autobiographischen Artikel des Künstlers.
Franz Vallentin.

Paulson: Josef P., der Begründer der russischen Kurzschrift nach Stolze, geboren am 16. August 1825 in St. Petersburg als Sohn eines Deutschen, † am 21. März 1898 zu Ospedaletti bei St. Remo, war als Lehrer und Erzieher in Petersburg thätig und gab hier von 1861—1870 die Zeitschrift „Utschitel“ (der Lehrer) heraus. In dieser veröffentlichte er im J. 1863 „Materialien für eine künftige russische Stenographie“, denen er 1864 sein mit Messer ausgearbeitetes Lehrbuch einer Uebertragung des Stolze'schen Systems auf die russische Sprache folgen ließ (2. Aufl. 1866, 3. Aufl. 1868). Von seinen Schülern ist namentlich Dlußky zu nennen.

Vgl. Archiv f. Stenographie 1899, S. 33—38. — Tscherdanzew, Ueber die russische Stenographie (Dresdener Corresp.-Blatt 1905, S. 184 u. ff.).
Johnen.

Pauly: Dr. Martin Friedrich Karl P., Stenograph, geboren am 3. November 1835 zu Breslau, † am 11. September 1887 zu Berlin, studirte in Breslau und Berlin Staatswissenschaften und Sprache und promovirte in Jena mit einer nationalökonomischen Abhandlung. Sodann trat er 1860 in das stenographische Bureau des preußischen Abgeordnetenhauses als Stenograph ein und arbeitete von 1867 bis 1870 auch beim norddeutschen Reichstage und beim Zollparlament. Von 1871 ab bis zu seinem Tode war er dann Stenograph der Firma Bleichröder in Berlin und nahm hier eine hervorragende Vertrauensstellung ein. P. gehörte der stenographischen Prüfungscommission der Stolze'schen Schule seit dem 7. Juli 1865 bis zu seinem Tode an und war an den Arbeiten derselben zur Vereinfachung des Systems in

den Jahren 1869 bis 1872 hervorragend betheiligt. Von 1863 bis 1865 leitete er auch das „Archiv f. Stenographie“.

Vgl. Arch. f. Stenographie 1887, S. 320. Johnen.

Peiffer: Engelbert Joseph P., Bildhauer in Hamburg, wurde am 14. Mai 1830 in Köln als Sohn eines Schmieds geboren. Mit der damaligen Wiederaufnahme des Dombaus hängt es wol zusammen, daß er, wie mancher Andere, bei einem Steinmetzen in die Lehre trat. Weitere Ausbildung erhielt er seit 1850 in Berlin an der Akademie und in verschiedenen Ateliers, darunter in dem von Hermann Heidel. Nachdem er dann einige Jahre Modelleur in der Fernsichter Thonwaarenfabrik gewesen, kam er 1862 nach Hamburg, um sich eine eigene Werkstatt einzurichten. 1873 übertrug ihm die neue Hanseatische Baugesellschaft die Leitung ihres Bildhauerei- und Steinmetzenbetriebs. Später arbeitete er wieder für eigene Rechnung. Durch Mitbegründung und nachherige Mitdirection des Hotels „Zum Hamburger Hof“ verbesserte er seine pekuniäre Lage wesentlich. Seit 1880 mit an der Kunsthallenverwaltung betheiligt, vom Senat zum Mitglied der Sachverständigencommission für Kunstsachen ernannt, als langjähriger Vorsitzender des Künstlervereins, seit 1893 im Vorstande des Kunstvereins und in anderen Stellungen hatte der sehr angesehene Mann großen Einfluß auf das Kunstleben Hamburgs. In seiner Liebenswürdigkeit verdiente er sich den Dank seiner Mitbürger auch dadurch, daß er es nicht verschmähte, sein Können bei Veranstaltungen vorübergehender Art nutzbar zu machen, bei Aufzügen, lebenden Bildern, Festdecorationen u. dergl. Bei der Siegesfeier 1871 erfreute man sich einer von seiner Hand geschaffenen Reiterfigur des Kaisers aus vergänglichem Material. Mit Oberingenieur F. Andreas Meyer zusammen war er der Schöpfer der für den Besuch Kaiser Wilhelm's II. gebauten und nachher wieder entfernten Alsterinsel. Er starb am 18. October 1896.

Unter seinen vielen Hamburg schmückenden Werken ragen hervor: Graf Adolph III. und Erzbischof Ansgar auf der Trostbrücke (1878), der Meßbergbrunnen mit der Vierländerin (1878), der Hansebrunnen, im Verein mit den Berliner Architekten Kaiser und v. Großheim geschaffen (1878), das Bugenhagenstandbild im Schulhof des Johanneums (1885), die Jahngruppe der Turnhalle an der Großen Allee (1888), die Bronzebüste des Kirchenpauerdenkmals (1889), zwei monumentale Bronzereliefs für die Kaserne der 76er (1895), die Granitlöwen am Eingang zum Rathhaushof, das meiste vom äußeren Schmuck des Rathhauses selbst, manches auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Vgl. C. P. Zimmermann, Jahresbericht des Hamb. Kunstvereins 1897.

Emil Benezé.

Peiper: Leo Rudolf Samuel P., bedeutender Alterthumsforscher, wurde geboren zu Hirschberg i. Schl. am 16. Januar 1834. Sein Vater Dr. C. R. S. Peiper, geboren in Striegau am 20. Januar 1790, † am 23. Mai 1879, wurde in jungen Jahren an die Gnadenkirche zu Hirschberg als Pastor berufen und hat länger als 50 Jahre segensreich an derselben gewirkt. Die Muße, welche ihm das Amt ließ, verwandte er mit Vorliebe auf wissenschaftliche Thätigkeit, auf das Studium alter und neuer Sprachen und Litteraturen. Im J. 1823 veröffentlichte er die Schrift „de Mollaka Lebidi“, die Erzählungen Hariri's gab er mit Auswahl Hirschberg 1831 (2. Ausgabe Leipzig 1835) und 1832, vollständig in lateinischer Uebersetzung Hirschberg 1832 (2. Ausgabe 1836) heraus, „Die Stimmen aus dem Morgenlande“ Hirschberg 1850, die „Promethea carmen, in quo disputatur de optima eruditi vitae socia“ (24 Bücher mit 12702 lateinischen Hexametern) Hirschberg 1864.

Seine Mutter, eine geborene Richter, entstammte einer weitverzweigten Geistlichen-Familie des Riesengebirges. Rudolf war der älteste von sechs Brüdern, klein, schwächlich, von zartem Gliederbau; den ersten Unterricht erhielt er in der von Fräulein Schöndörfer geleiteten höheren Töchterschule, dann besuchte er das Gymnasium, wo Director Dr. Dietrich und Oberlehrer Dr. Mosler den größten Einfluß auf ihn ausübten. Ostern 1852 bestand er die Reifeprüfung; über die Wahl seines Studiums war er längst mit sich einig, er bezog die Universität Breslau, um Philologie zu studiren. Mit der Treue und Gewissenhaftigkeit, an welche ihn das elterliche Haus gewöhnt hatte, widmete er sich dem Studium der alten Sprachen und erwarb sich umfassende Kenntnisse, auch auf solchen Gebieten, welche für angehende Jünger der Wissenschaft gewöhnlich weniger anziehend sind. Im Sommer 1858 bestand er die Prüfung für das höhere Lehramt und trat bald darauf an dem Gymnasium in Liegnitz sein Probejahr an, an dem er darauf als Hülfslehrer beschäftigt war, bis er Michaeli 1861 an dem Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau als ordentlicher Lehrer angestellt wurde. An dieser Anstalt hat er 37 Jahre gewirkt und durch seine Lehrthätigkeit reichen Segen gestiftet, seine größte Befriedigung aber fand er in wissenschaftlicher Thätigkeit, welche mit seiner amtlichen Thätigkeit zwar in keinem Zusammenhang stand, aber immerhin ihr zu gute kam. Mit mehreren gelehrten Gesellschaften in und außerhalb Breslaus trat er in Verbindung und wurde ein thätiges Mitglied derselben. Die erste Abhandlung, welche er 1862 veröffentlichte, handelte über „Aeschyli Supplices v. 776—909“, eine Gratulationsschrift zum 150 jährigen Jubiläum des Gymnasiums seiner Vaterstadt, zugleich ein rühmliches Zeugniß pietätvoller Anhänglichkeit an die Anstalt, der er seine Ausbildung verdankte. Schon im nächsten Jahre verfaßte er „Observatorum in Senecae tragoediis libellus“, abgedruckt in dem Programm des Magdalenen-Gymnasiums von 1863. Wenige Jahre später erschien „L. Annaei Senecae tragoediae rec. R. Peiper et G. Richter“, Leipzig 1867, eine Ergänzung dazu: „Praefationis in Senecae tragoedias supplementum“ in dem Programm von 1870, ferner „Walter v. Chatillon“, Breslau 1869, als Gratulationsschrift des Magdalenäums zum 300 jährigen Jubiläum des Gymnasiums in Brieg. In rascher Aufeinanderfolge erschienen dann „Boetii Philosophiae consolationis libri“, Leipzig 1871, Ekkehardi primi Waltharius“, Berolini 1873, „Dracontii Orestes tragoedia Wratislaviae“, 1875, „Q. Valerius Catullus“, „Beiträge zur Kritik seiner Gedichte“, Breslau 1875, „Aulularia s. Querolus Theodosiani aevi comoedia“, Leipzig 1875, „Gaudeamus, carmina vagorum selecta“, Leipzig 1877, 2. Ausgabe 1879, „Die handschriftliche Ueberlieferung des Ausonius“, Leipzig 1879.

Von großer Bedeutung für ihn und seine Weiterentwicklung war es, daß er Anfang 1873 in die Loge eintrat; mit dem ihm eigenen Wissensdrang hat er die Acten und die Schätze maurerischer Bibliotheken durchforscht und sich ein so ausgedehntes und fest begründetes Wissen wie nur wenige verschafft: seine Thätigkeit in der Loge und für dieselbe durch Verwaltung seiner Aemter, durch Vorträge, durch Aufsätze in Zeitschriften, in denen er die Ergebnisse seiner Forschungen niederlegte, nahmen Zeit und Kraft in hohem Maße in Anspruch, fanden aber auch allseitige Anerkennung.

Das Hauptwerk, an dem er Jahre lang mit unerschöpflicher Geduld gearbeitet, dessen Vorarbeiten ihn auch nach Frankreich zur Vergleichung der dortigen Handschriften führten, ist „Alcimi Ecdicii Aviti opera“, Berolini 1883 (= Monum. German. histor. auct. antiquiss. t. VI, 2). In gerechter Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ernannte ihn die philosophische

Facultät der Universität Breslau am 31. October 1883 zum Ehrendoctor, das Prädicat als Professor erhielt er am 21. December 1889.

Außerdem veröffentlichte P. eine große Menge Abhandlungen und Recensionen z. Th. von recht bedeutendem Umfang in philologischen und historischen Zeitschriften, in den N. Jahrbb. für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Masius, in der Zeitschrift für Gymnasialwesen, im Philologus, Philologischen Anzeiger, Rheinischen Museum, Archiv für Litteraturgeschichte, Litterarischen Centralblatt, in der Jenaer und der Deutschen Litteraturzeitung, im Anzeiger des germanischen Museums, in Steinmeyer's Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, in Zacher's und Höpfner's Zeitschrift für deutsche Philologie, in der Philologischen Rundschau, der Berliner philologischen Wochenschrift, den Göttinger gelehrten Anzeigen, in den Forschungen zur deutschen Geschichte, in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens u. A. In den Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik, Heft 3, veröffentlichte er „Fortolfi Rhythmimachia“, Leipzig 1880.

Im J. 1876 übernahm er die Verwaltung der Gymnasialbibliothek, im Herbst 1884 wurde er von den städtischen Behörden in das Curatorium der Stadtbibliothek gewählt und fand in dieser Ehrenstellung Gelegenheit, sein reiches bibliothekarisches Wissen zu erweitern und nutzbar zu machen. Die Beschäftigung mit den classischen Schriften des Alterthums war und blieb der Mittelpunkt seines Lebens und Strebens; allmählich wandte er sich auch mehr und mehr einer späteren Zeit zu und war in dem mittelalterlichen Latein wohlbewandert. Um aber neben den Pflichten seines Berufs, die allein schon die volle Manneskraft erforderten, leisten zu können, was er geleistet hat, mußte er sich die Erholung, deren er dringend bedurfte, auf das geringste Maß beschränken und besonders auch die Nächte zum Arbeiten benutzen; in schlaflosen Nächten nahm er leichtere Lectüre zur Hand, und so blieb ihm keine einigermaßen bedeutende Erscheinung der Tageslitteratur unbekannt.

Eine nothwendige Folge dieser Lebensweise war es, daß er im Februar 1888 in eine schwere Krankheit verfiel und lange Zeit jeder geistigen Anstrengung entsagen mußte, so schmerzlich er auch dies empfand und sich dagegen sträubte. Erst nach beinahe drei Vierteljahren war er so weit hergestellt, daß er seine amtliche Thätigkeit wieder theilweise aufnehmen konnte. Zugleich aber beschäftigten ihn auch seine wissenschaftlichen Arbeiten. Den „Ausonius“ hatte er 1886 herausgegeben, 1891 erschien in Wien im „Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum Cypriani Galli poetae Heptateuchos, accedunt incertorum de Sodoma et Jona et ad venatorem carmina et Hilarii quae feruntur in Genesin, de Maccabaeis atque de evangelio“, andere Ausgaben derselben Sammlung, wie die des Dracontius de deo libri III. Eugenius Toletanus, u. s. w. sollten in den nächsten Jahren erscheinen, doch — sie blieben unvollendet, die Vorarbeiten gingen in andre Hände über. In der Festschrift zur 250 jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau am 30. April 1893 kehrte P. noch einmal zu Seneca zurück in der Abhandlung „De Senecae tragoediarum vulgari lectione constituenda“, seine weiteren Pläne blieben unausgeführt. Drei Jahre später war infolge übermäßiger Anstrengung sein Augenlicht bedroht, der härteste Schlag, der den unermüdlichen Forscher treffen konnte: dazu gesellten sich noch heftige Kopfschmerzen. Mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft widmete er sich mit langen Unterbrechungen seiner amtlichen Thätigkeit, schließlich mußte er sich überzeugen, daß unbedingte Ruhe für ihn nothwendig war; er entschloß sich in den Ruhestand zu treten. Doch bevor dies geschah, erlöste ihn ein sanfter Tod am 9. October 1898 von seinen Leiden.

Von seinen Brüdern ist ihm Alexander, Dr. med., Corps- und Generalarzt zu Königsberg i. Pr. im J. 1890, Woldemar, Seminardirector in Koschmin (Posen) 1894 im Tode vorangegangen, Hermann, Dr. med., ist Sanitätsrath in Bolkenhain, Karl Professor am Gymnasium zu Kreuzburg O.-S.

Meister.

Peltzer, Bürgermeister von Osnabrück, entstammte einer angesehenen, alteingesessenen Patricierfamilie Osnabrücks. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt; abweichend vom alten Familienherkommen zog er die Beschäftigung mit gelehrten Studien dem Kaufmannsberufe vor und widmete sich der Jurisprudenz. Energisch und begabt, zugleich ein unversöhnlicher Gegner des Katholicismus mußte er 1628, als Bischof Franz Wilhelm v. Wartenberg von Stift und Stadt Osnabrück Besitz ergriff, wie so mancher Andere seines Glaubens wegen aus der Stadt weichen. Er kehrte 1633 zurück, als Osnabrück in schwedische Hände fiel. Bereits im nächsten Jahre wurde er Syndikus der Stadt und 1636 bekleidete er an Stelle seines Gönners Modemann das Amt des Bürgermeisters. Obschon er als solcher nur wenige Jahre gewirkt hat, so hat doch diese seine verhältnißmäßig kurze Amtsperiode genügt, seine Vaterstadt in schwere Unruhe und tief gehende Zwistigkeiten zu stürzen, die ihm schließlich selber am Abend seines Lebens nur körperliches und geistiges Elend gebracht haben.

Den Anlaß zu all dem Unheil gab sein nachgiebiges und schwaches Verhalten gegenüber der fanatischen Verblendung einer Mehrzahl von Bürgern, welche ihn in die gefahrvolle Verirrung der Hexenprocesse drängten und ihm dadurch die bitterste Feindschaft der ihrer Frauen und Mütter beraubten Familien bereiteten. Denn unter den der Hexerei Angeklagten befanden sich zuletzt auch weibliche Mitglieder aus hochangesehenen alten Geschlechtern, welche dem Bürgermeister P. bis an sein Lebensende nicht die Schmach verzeihen konnten, Bluts- und Standesverwandte als Hexen verfolgt zu haben. Besonders der Mann, welcher P. den Weg zum höchsten städtischen Amt geebnet hatte, der ehemalige Bürgermeister Modemann, ward sein erbittertster Feind und die treibende Kraft in allen späteren Widerwärtigkeiten Peltzer's, seitdem die Mutter Modemann's als eines der ersten Opfer des Hexenwahns hatte leiden müssen.

Die Erneuerung der Hexenprocesse und die dadurch hervorgerufene Aufregung der Bürgerschaft führten Ende 1639 Peltzer's Sturz herbei. Auf Betreiben seiner Widersacher ließ sich der schwedische Resident Graf Gustav Gustavson bestimmen, eine Wiederwahl Peltzer's fürs nächste Jahr aufs strengste zu untersagen. Alle Gegenvorstellungen hiergegen halfen nichts, vielmehr mußten P. und sein Amts- und Leidensgenosse Voß aus Osnabrück flüchten. Peltzer's Absicht, persönlich in Stockholm sein Recht zu suchen, blieb dank dem Eingreifen des schwedischen Gesandten Salvius in Hamburg unausgeführt. Um weiteren, der schwedischen Regierung peinlichen Zwischenfällen vorzubeugen, glückte es Salvius, P. als schwedischen Rath bei der schwedischen Kanzlei in Halberstadt unterzubringen. Nothgedrungen nahm P. dies Anerbieten an und siedelte 1641 nach seinem neuen Wirkungsort über. Hier ist er aber nur wenige Monate thätig gewesen, weil die Schweden vor den anrückenden kaiserlichen Truppen eilends aus Halberstadt weichen mußten.

Die Gelegenheit zur Rückkehr nach Osnabrück bot sich P. erst 1644, als Gustav Gustavson dauernd seine Residenz von dort nach Vörden verlegt hatte. Da in der Zwischenzeit auch eine Aussöhnung mit der Stadt stattgehabt hatte, schienen alle Bedenken gegen eine Heimkehr beseitigt und einer ihm bereits früher zugesagten abermaligen Uebertragung des Syndikats nichts mehr im

Wege zu stehen. Allein dem Heimkehrenden verschlossen sich die Thüren selbst der früheren Freunde, die Feinde wühlten stärker denn je gegen ihn, sogar thätliche und wörtliche Beleidigungen blieben ihm weder auf der Straße noch im eigenen Haus erspart. Am 24. November 1646 erhob man gegen ihn artikulirte peinliche Anklage wegen Tyrannei und Mord und die Forderung seiner Bestrafung an Leib und Leben. Durch allerlei Winkelzüge und Ausflüchte verstand P., die Beantwortung der Anklage mehrere Jahre lang zu hintertreiben; als jedoch 1650 sein alter Gegner, der Bischof Franz Wilhelm, der vornehmlich in P. den Zerstörer seiner gegenreformatorischen Bestrebungen sah und haßte, wieder die Geschäfte des Bisthums übernahm, trat die verhängnißvolle Wendung seines Lebens ein. Der Bischof ließ ihn auf offener Straße durch seine Häscher ergreifen und in Haft nach dem Iburger Schloß und später nach dem befestigten Amtshof in Fürstenau bringen, wo er einsam seine Tage verlebte, eine rechtliche Verantwortung eigensinnig zu seinem eigenen Schaden zurückwies und schließlich in geistige Umnachtung verfiel. Vergebens suchten die Söhne, die nur um des Vaters willen die Rechte studirt hatten, sein Loos zu erleichtern. Sie erwirkten zwar 1658 das Erkenntniß des Reichskammergerichts, daß der Angeklagte ad custodiam der Stadt zu übergeben und zur Verhandlung des Processes ein neues, unparteiisches Commissionsgericht zu bilden sei, aber infolge des Starrsinns Peltzer's gegen alle Vermittlungsversuche konnte mehr nicht erreicht werden.

Nach fast zehnjähriger einsamer Haft starb der unglückliche Mann im März 1669; mittellos wie er war, hatte während seiner letzten Lebensjahre die Stadt seine Verpflegung und zuletzt auch sein Begräbniß auf öffentliche Kosten übernehmen müssen. Weder er noch Bischof Franz Wilhelm († 1661) haben das Ende des Processes erlebt. Bei dem Urtheil der Juristenfacultät zu Helmstedt vom Jahre 1666, daß auch die Stadt Osnabrück zum Proceßbeitritt aufzufordern sei, ist es verblieben — der Proceß verlief damit im Sande, ohne daß er, der vor einem halben Menschenalter begonnen, über die ersten Vorbereitungen hinausgekommen ist.

P. starb als ein Opfer seiner Zeit. Im Aberglauben wie seine Zeitgenossen befangen, wurde ihm seine Stellung als Lenker der obrigkeitlichen und richterlichen Gewalt zum Verderben; nicht Haß und Blutgier machten ihn zum Richter der unglücklichen Frauen, sondern einzig und allein sein Pflichtgefühl, das ihn in allen seinen übrigen Amtshandlungen geleitet hat, sowol als Rechtsbeistand der Ritterschaft, als auch als Oberhaupt der Stadt während der schwersten Kriegsbedrängnisse. Ein Handeln wider besseres Wissen oder gegen seine Ueberzeugung wird man dem Unglücklichen nicht zur Last legen können. Er konnte es, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, seinem phantastischen Kopf nicht bieten, unparteiische Belehrung einzuholen.

Zerstreute Nachrichten über Peltzer in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, Band 3. 5. 8. 11. 12. Genaueres über seinen Sturz und Proceß in Bd. 10 (= Bd. 3 von Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück).

E. Fink.

Pelzeln: Marie Edle von P. — pseud. Emma Franz —, geboren zu Wien am 4. December 1830, † daselbst am 25. Juli 1894, jüngere Schwester der Fanny (Franziska) v. P. — pseud. Henriette Franz —, geboren zu Wien am 6. December 1826, † inzwischen daselbst am 12. August 1904, väterlicher= wie mütterlicherseits aus Familien abstammend, die in Staat und Gesellschaft wie auch in der Litteratur eine achtenswerthe Stellung einnahmen. Der väterliche Großvater, Regierungsrath Josef Bernhard Pelzel Edler von

Pelzeln (1745—1804), war Verfasser mehrerer gelungener Lust- und Trauerspiele. Die mütterliche Großmutter war die bedeutende und ungemein fruchtbare Altwiener Schriftstellerin Karoline Pichler geb. v. Greiner (s. A. D. B. XXVI, 106), in deren Hause durch mehrere Generationen ein reges schöngeistiges Leben herrschte und die bedeutendsten litterarischen Größen verkehrten. Der Einfluß dieser Umgebung erweckte in den Schwestern Pelzeln, deren Erziehung von Mutter und Großmutter auf das sorgsamste geleitet wurde, schon in früher Jugend die Lust, sich in Gedichten und Erzählungen zu versuchen. Die Freude am Schaffen wuchs mit den Jahren, seit 1862 traten sie mit ihren Geistesproducten in die Oeffentlichkeit und entwickelten seitdem eine große Fruchtbarkeit insbesondere auf novellistischem Gebiete. Die zahreichen, zumeist in verschiedenen österreichischen und reichsdeutschen Zeitschriften (u. a. in dem vom Oesterr. Volksschriftenverein herausgegebenen „Oesterr. Jahrbuch") erschienenen Arbeiten der beiden Schwestern zeichnen sich durch zarten und edlen Gedankenausdruck, durch idealen ethischen und patriotischen Schwung aus und haben bleibenden Werth. Ueber die früher verstorbene jüngere, litterarisch bedeutsamere Schwester Marie hat Dr. Hanns Maria Truxa eine liebevoll geschriebene Biographie: „Marie Edle v. Pelzeln. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Oesterreichs" (Wien 1895) herausgegeben, welche 4 Romane, 17 Erzählungen größeren Umfanges und 186 kleinere Erzählungen und Novellen aufzählt und nebst einigen Gedichten im Anhange drei bis dahin ungedruckte Novellen: „Cavalleria rusticana", „Die Alte vom Walde" und „Nicht Alles was glänzt ist Gold" veröffentlicht.

Die ältere Schwester Fanny, von deren Schriften besonders der 1884 bei Bachem in Köln erschienene Roman „Der Erbe vom Weidenhof" zu nennen ist, lebte nach Mariens Hinscheiden fast nur mehr ihren Familienerinnerungen, wovon ihre letzte Erzählung: „Aus Karoline Pichler's letzten Lebensjahren" („Oesterr. Kaiserjubiläums-Dichterbuch", redigirt von Dr. Hanns Maria Truxa, Wien 1899, S. 54) ein schönes Zeugniß gibt. C. M. T.

Perles: Joseph P., Dr., hervorragender Sprachforscher und Archäologe, geboren am 25. November 1835 in Baja (Ungarn), † am 4. März 1894 in München. P., aus einer alten Rabbinerfamilie stammend, erhielt den ersten Unterricht durch seinen Vater, den Rabbinatsverweser Baruch Ascher Perles, der ihn auch frühzeitig in die theologischen Studien, denen er sich später mit Erfolg widmete, einführte. Im J. 1855 bezog P., nach in Baja absolvirten Gymnasialstudien, die Universität Breslau, woselbst er gleichzeitig als einer der ersten Hörer, das dort gegründete jüdisch-theologische Seminar besuchte, dem Dr. Zacharias Frankel als Director vorstand und an dem Graetz, Bernays, Joel und Zuckermann als Lehrer wirkten. Am 30. März 1859 erhielt er auf Grund seiner Dissertation: „Meletemata Peschithoniana" die philosophische Doctorwürde. Schon im J. 1858 erschien von ihm in Frankel's Monatsschrift die im J. 1857 preisgekrönte Arbeit „Ueber den Geist des Commentares R. Moses b. Nachmann und über sein Verhältniß zum Pentateuchcommentar Raschi", 1859 erschienen von ihm in Leopold Löw's „Ben Chananjah" (S. 571) ein Aufsatz: „Die Hebraica im Ung. Nationalmuseum in Pest" und „Gottesdienstlicher Vortrag, gehalten am 10. September 1859 in Baja", „Zwei gottesdienstliche Vorträge, gehalten in Baja 24. September und 13. October". Ueber „Die jüdische Hochzeit in nachbiblischer Zeit" veröffentlichte P. eine Schrift 1860 (Leipzig) und „Ueber die Leichenfeierlichkeiten im nachbiblischen Alterthum" eine solche 1861 (Breslau). Schon im J. 1861, noch bevor er sein Rabbinerdiplom gleichzeitig mit Moritz Güdemann und Moritz Rahmer (30. April 1862), welche die drei ersten aus der jungen

Anstalt entlassenen Theologen waren, erhielt, wurde er als Prediger an die israelitische Brüdergemeinde nach Posen berufen. Daselbst erschien von P. eine „Geschichte der Juden in Posen" (Breslau 1865) und „Drei gottesdienstliche Vorträge, gehalten im Tempel der j. Brüdergemeinde zu Posen" (1864). Am 2. Juni 1863 heirathete P. Rosalie, Tochter des Simon Baruch Schefftel, dessen „Biure Onkelos Scholien zum Targum Onkelos" er München 1888 aus dessen schriftlichen Nachlasse herausgab. Während seines Aufenthaltes in Posen erschienen ferner von ihm: „R. Salomon b. Abraham b. Adereth, sein Leben und seine Schriften" (Breslau 1863); David Cohen de Lara's Rabbinisches Lexikon „Keter Kehuna". Ein Beitrag zur Geschichte der rabbinischen Lexikographie (Breslau 1868). 1871 wurde P. als Rabbiner nach München berufen und trat daselbst am 26. Mai sein Amt an: „Antrittspredigt, gehalten bei der Uebernahme des Amtes in München". In dieser neuen Stellung, wo P. bald als Gelehrter und Seelsorger hochgeachtet war, bot ihm besonders die Münchener Hofbibliothek Gelegenheit, seine philologischen und archäologischen Studien zu vertiefen und in größerem Umfange zu betreiben. Es erschienen bald von ihm: „Etymologische Studien zur Kunde der rabbinischen Sprach- und Alterthumskunde" (Breslau 1871); „Zur rabbinischen Sprach- und Sagenkunde" (Breslau 1873); „Thron und Circus des Königs Salomo" (Breslau 1873); „Rabbinische Agada's in 1001 Nacht. Ein Beitrag zur Geschichte der Wanderung orientalischer Märchen" (Breslau 1873); die in einer Münchener Handschrift aufgefundene erste lateinische Uebersetzung des „Maimonides" (Breslau 1875); „Eine neu erschlossene Quelle über Uriel Acosta" (Krotoschin 1877); „Kalonymos b. Kalonymos, Sendschreiben an Joseph Kaspi". Aus Münchener Handschriften zum ersten Male herausgegeben. Als Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums des jüd. theolog. Seminars zu Breslau (München 1879); „Beiträge zur Geschichte der hebr. und aram. Studien" (München 1889); „Die Berner Handschrift des Kleinen Aruch" (1887) in der Jubelschrift zum 70. Geburtstage des Prof. Graetz; „Beiträge zur rabb. Sprach- und Alterthumskunde" (Breslau 1883). Aus seiner amtlichen Wirksamkeit als Rabbiner in München sind hervorzuheben: „Predigt zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Synagoge zu München" (1876) und „Reden zum Abschiede von der alten und zur Einweihung der neuen Synagoge in München am 10. und 16. September 1887", welche wichtige geschichtliche Ereignisse in der Entwicklung der Münchener israelitischen Cultusgeeminde beleuchten und seine Trauerrede, gehalten an der Bahre des am 4. Juni 1885 verewigten Herrn Abraham Merzbacher (München 1885), durch dessen Municifenz R. N. Rabbinowicz die „Variae lectiones" zum Babylonischen Talmud herauszugeben vermochte. Zu erwähnen sind ferner noch seine Arbeiten in der „Revue des Etudes Juives": „Etudes Talmudiques (1881); „Les savants juifs a Florence à l'epoque de Laurent de Médicis" (1887); „Ahron ben Gerson Aboulrabi" (1890); „La legende d'Asnath, fille de Dina et femme de Joseph" (1891) und seine Bemerkungen zu Bruns-Sachau: Syrisch-Römisches Rechtsbuch aus dem fünften Jahrhundert (Z. d. d. m. G., XXXV, S. 139—141, 725—727). Im J. 1896 erschienen aus dem Nachlasse des in München am 4. März 1894 verstorbenen Gelehrten Nuden, herausgegeben durch seinen Sohn Dr. Felix Perles (geboren am 18. März 1874 in München), Rabbiner in Königsberg. Ein älterer Sohn Dr. Max Perles (geboren am 8. April 1867 in Posen), der nicht nur in seinem Berufe als Augenarzt, sondern auch auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten sich hervorgethan, wurde bald nach dem Tode des Vaters (20. October 1894) bei bacteriologischen Studien ein Opfer seiner Wissenschaft. Adolf Brüll.

Persiehl: Hermann Otto P. Das „Gutenberg-Haus H. O. Persiehl“ gehört zu den graphischen Großbetrieben der Hansestadt Hamburg. Sein Begründer, H. O. P., entstammte einer französischen Emigrantenfamilie, welche Mitte des 18. Jahrhunderts in Hamburg eingewandert war. P., der am 28. August 1822 geboren wurde, genoß eine sehr gute Erziehung. Seine Neigung führte ihn dem Buchdruckerberuf zu, den er in der Langhoff'schen Officin in Hamburg erlernte. Er war dort auch noch längere Zeit als Gehülfe und machte sich dann im J. 1849 selbständig. Am 13. September 1849 stellte P. die erste Handpresse auf, speciell für den „Nachbar“, ein von seinem Schwager C. H. Behn ein Jahr früher begründetes Volksblatt, das noch heute den Grund- und Eckpfeiler der ausgedehnten Verlagsdruckerei bildet. Allwöchentlich gehen von ihm 150 000 Exemplare in 16 Ausgaben in die Welt. Der Begründer des Geschäftes war ein tüchtiger Geschäftsmann, der seine Kunst verstand und die Druckerei bald zu ansehnlicher Blüthe brachte und es noch erlebte, daß nach mehrmaligen Umzügen die Firma ihr eigenes Geschäftshaus, am Stöckelhörn 3, beziehen konnte.

H. O. P. starb am 31. Januar 1882; er hinterließ seinem gleichnamigem Nachfolger ein blühendes Geschäft, das dieser inzwischen durch Ankauf der König'schen Buchdruckerei, 1890, und durch Erwerbung des Papier-Engrosgeschäftes Haas & Co. noch bedeutend vergrößerte.

Rudolf Schmidt.

Perthes: Clemens Theodor P., Staatsrechtslehrer, geboren am 2. März 1809 zu Hamburg als Sohn von Friedrich P. (s. A. D. B. XXV, 394), † zu Bonn am 25. November 1867. Er bezog, nachdem er im elterlichen Hause unterrichtet worden war, das Gymnasium in Gotha, wurde nach fünf Jahren mit einem sehr guten Zeugnisse am 17. September 1827 entlassen, blieb noch ein Jahr in Hamburg, wurde am 29. December 1828 in Bonn als Student der Rechte immatriculirt, verließ die Universität am 11. März 1831, setzte bis zum nächsten Ostern das Rechtsstudium in Berlin fort, legte dort die Prüfung als Auscultator ab, trat als solcher beim Gericht in Brandenburg ein, hierauf, nachdem er am 17. August 1833 aus dem Justizdienste entlassen war, als Referendar bei der Regierung in Koblenz ein, erhielt am 17. April 1834 den Abschied auf sein Gesuch und meldete sich in Bonn zur Ablegung des Doctorexamens. Auf Grund der Dissertation: „De proscriptione et de banno regio quid statuerit speculum saxonicum“ (Bonnae 1834), der Clausurarbeiten und des mündlichen Examens wurde er summa cum laude am 13. September 1834 zum Doctor der Rechte promovirt. Von der Facultät befürwortet wurde sein Gesuch um Zulassung zur Habilitation auf den Bericht des Regierungsbevollmächtigten genehmigt und er zur Habilitation zugelassen. Am 13. November 1834 schloß er mit der Rede „de antiquissimis juris marcarum vestigiis“ seine Habilitation als Privatdocent für deutsches Staats- und Privatrecht an der juristischen Facultät zu Bonn ab, erhielt nach der damaligen Norm vom Regierungsbevollmächtigten die Erlaubniß zur Haltung der angekündigten Vorlesung und las seitdem deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privat- und Lehnrecht, Staatsrecht, preuß. Verfassungs- und preußisches Landrecht. Am 30. Mai 1838 beschloß die Facultät auf Antrag des Decans Böcking, ihn auf Grund seiner Lehrthätigkeit und der Druckschrift „Der Staatsdienst in Preußen“ zum außerordentlichen Professor vorzuschlagen. Die Ernennung hierzu erfolgte am 17. August 1838. Der damals noch bestehenden statutenmäßigen Verpflichtung, „durch eine öffentliche lateinische Rede über ein selbstgewähltes Thema sein Amt anzutreten“ hat er auch auf spätere Aufforderung dazu nicht genügt. Er richtete am 30. April

1841 eine Eingabe an den Curator v. Rehfues um eine Besoldung, welche dann auch erfolgte im Betrage von 500 Thlrn., die bei der Ernennung zum ordentlichen Professor um 100 Thlr. erhöht wurde und überhaupt nur 1200 Thlr. erreicht hat. Am 3. Juni 1841 forderte auf Antrag des Ministeriums der Curator die Facultät auf, sich über seine Leistungen als Lehrer, sowie seine wissenschaftlichen Leistungen als Schriftsteller gutachtlich zu äußern. Nach langen wiederholten schriftlichen Erklärungen der Mitglieder kam es zu der Aeußerung vom 30. Juni, welche ihn als Lehrer lobte, bezüglich seiner wissenschaftlichen Leistungen sich auf die Eingabe von 1838 bezog, da neuere nicht vorlagen. Unterm 15. August 1842 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Der Verpflichtung, ein lateinisches Einladungsprogramm über einen selbst gewählten Gegenstand seines speciellen Faches auf seine Kosten drucken zu lassen und durch eine öffentliche lateinische Rede sein Amt anzutreten, kam er erst am 14. August 1844 nach, nachdem er am 10. Mai vom Decan dazu aufgefordert worden war. Das Programm unter dem Titel „de sententiis juris publici peritorum quas habuerint de imperii germanici forma et statu“ (6 Seiten 4° in großem Drucke umfassend) bestand im Abdrucke einer Stelle von Hippolithus a Lapide und einiger von Puffendorff, welche er mit kaum vierundzwanzig eigenen Zeilen verbunden hatte; die Rede, welche er abgelesen, bestand nur in einer ähnlichen Zusammenstellung wörtlicher Auszüge. Die Facultät beschloß am selben Tage, weil die Habilitationsleistungen nicht für genügend erachtet werden könnten, an das Ministerium zu berichten, dessen Entscheidung gewärtig zu sein, P. dies anzuzeigen. Das geschah am folgenden Tage mit dem Bemerken, daß die Aufnahme in die Facultät auf Grund dieser Leistungen nicht ertheilt werden könne. Auf den Bericht vom 17. August erging auf Grund eines Ministerialerlasses vom 9. October ein Rescript des Curators vom 17. October 1854 dahin: Die Facultät sei nicht befugt, die Einführung in ihre Mitte wegen Unzulänglichkeit der Habilitationsleistungen zu versagen oder aufzuschieben, sie hätte sich darauf beschränken sollen, ihr Urtheil über den Werth jener Leistungen der vorgesetzten Behörde zur weiteren Veranlassung mitzutheilen; es sei lobend anzuerkennen, der Minister gebe seinen Beifall deshalb zu erkennen, daß die Facultät die Sache nicht leicht genommen und es ihrer Würde und Bestimmung als wissenschaftliche Corporation schuldig zu sein geglaubt habe, die offenbar ungenügende Form zu rügen und ihr Urtheil der höheren Behörde zur Kenntniß zu bringen und so zu verhindern, daß die Habilitationen der ordentlichen Professoren, solange die statutenmäßigen Requisiten bestehen, mit Umgehung oder Illusion derselben zu leeren Formalitäten herabsinken; es werde aber angeordnet, daß nunmehr die Einführung ungesäumt zu bewirken sei. Die Facultät beschloß hierauf am 22. October, in einem Berichte den Widerspruch des Rescripts hervorzuheben, den Vorwurf als nicht zutreffend abzulehnen, dabei die Dispensationsbefugniß des Ministers anzuerkennen, P. einzuführen, dessen Programm aber nicht zu versenden. Der Bericht erging am 23. October, die Einführung erfolgte in einer Sitzung am 30. October; in dieser erklärte P., er habe ans Ministerium berichtet, das Recht der Facultät bestritten. Der Minister deducirte im Rescript vom 21. November nach Mittheilung des Curators vom 2. December 1844 lang und breit, er habe Recht, überlasse aber der Facultät, ob sie das Programm an andere Universitäten versenden wolle oder nicht. Die Facultät beschloß, dem Minister das letzte Wort zu lassen, das Programm aber nicht zu versenden. Der ganze Vorgang ist als ein interessanter Beitrag zur inneren Universitätsgeschichte mitgetheilt. Die überflüssige Verpflichtung zu diesen Leistungen ist später aufgehoben, sie hatte keinen rechten Grund, war ein alter

Zopf. Vor deren Erfüllung hieß der Professor amtlich nur Prof. des. (designatus), der ordentliche wurde erst nach deren Erfüllung in die Facultät (im engeren Sinne, welche nur die förmlich aufgenommenen Ordinarien bildeten) eingeführt. Aber sie bestand damals noch, und somit war der Standpunkt des Ministeriums sonderbar. Die Habilitation soll nicht zur leeren Formalität werden, ist das der Fall, so genügt sie doch! Die Folge war, daß P. zur Facultät in ein schiefes Verhältniß kam, welches sich fortdauernd darin kundgab, daß er sich um deren Angelegenheiten nicht kümmerte, nie das Decanat geführt hat, niemals sich ins Spruchcollegium aufnehmen ließ. Ueberhaupt hat er nur zweimal (in den Jahren 1854/5, 1855/6, 1858/9, 1859/60) als gewählter Senator im Senate gesessen; der Senat bestand aus dem Rector, Prorector, Richter, 5 Decanen und 4 von der Versammlung der sämmtlichen ordentlichen Professoren auf 2 Jahre gewählten Mitgliedern. Das Verhalten von P., wie es objectiv dargestellt ist, genau zu erklären, ist aus dem Grunde nicht möglich, weil seine eigentlichen Motive aus den Acten nicht zu entnehmen sind. Sicherlich wäre es ihm sehr leicht gewesen, ein wissenschaftliches Programm abzufassen, eine wissenschaftliche Rede zu halten, er hat es nicht gewollt und hat seinen Kopf durchgesetzt. Wenn er von der Verschiedenheit der Ansichten über seine wissenschaftliche Leistung, die 1838 und 1841 in der Facultät zu Tage traten, Kenntniß gehabt hat, erklärt sich sein Verhalten. Die Lehrthätigkeit unterbrach er mit Urlaub im Sommer 1848, wo er für Sachsen-Meiningen durch drei Monate Gesandter beim Bundestage in Frankfurt a. M. war, sodann im Januar 1853, wo er in die zweite Kammer zum Abgeordneten vom Wahlkreise Simmern entsandt wurde und bis zum Sommer blieb. Seit dem Herbst 1860 war seine Gesundheit infolge eines Herzleidens sehr schwankend, in den beiden letzten Lebensjahren konnte er keine Vorlesungen halten.

Der Lehrthätigkeit selbst war er mit Eifer unverdrossen zugewandt, Klarheit, Ruhe, Objectivität und festes Urtheil zeichneten seine Vorlesungen aus und machten ihn zum beliebten Lehrer. Für ihn selbst waren nach seiner ganzen Richtung die Privatvorlesungen, welche er gab, von ebenso großem Gewichte, als die für die Masse der Studenten in der Universität. Zu seinen Schülern zählten ziemlich alle Prinzen aus regierenden Häuser, welche seit der Mitte der dreißiger Jahre in Bonn studirten, es genügt anzuführen den König Albert von Sachsen (1847/48), Großherzog Friedrich von Baden in derselben Zeit, späteren Kaiser Friedrich III. (1849—51), Prinzen Friedrich Karl, Herzog Ernst von Coburg, Herzog von Sachsen-Meiningen. Mit verschiedenen dieser hat er Briefe gewechselt, welche von deren Anhänglichkeit ein glänzendes Zeugniß ablegen. Das Buch von Paul Hassel, König Albert von Sachsen, Berlin und Leipzig 1896, enthält zahlreiche Mittheilungen, auch aus Briefen, welche beweisen, daß dieser Prinz P. sehr nahe stand. „Aus meinem Leben und aus unserer Zeit" vom Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha (Berlin 1887), I, S. 68 f., gibt eine interessante Reminiscenz über den politischen Standpunkt von P. und dessen Theorie vom Gottes-Gnadenthum, der Herzog meint, er und seine Standesgenossen seien viel liberaler gewesen als der Professor P. und andere Professoren. Wie an sich anzunehmen ist und auch aus dieser Aeußerung folgt, gab P. in diesen staatsrechtlichen Privatvorlesungen seiner politischen Gesinnung beredten Ausdruck. Diese war eine durch und durch conservative. Nach seiner Ansicht war man seit 1848 im Fahrwasser der Revolution, waren die politischen Zustände trostlos und fehlte es an den richtigen Männern und der Einsicht, um eine gründliche Aenderung herbeizuführen. Selbst ein Feind jedes Hervortretens in der Oeffentlichkeit,

begnügte er sich damit, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu leihen in seinen Vorträgen und in einzelnen Aufsätzen des „Preußischen Wochenblatts“, mit dessen Leitern und Gönnern er namentlich im J. 1853 in engere Verbindung getreten war. Für die eigentliche Entwicklungszeit Preußens (1864 bis 1867) liefert der von dem Sohne Otto Perthes', Professor am Gymnasium zu Bielefeld, herausgegebene „Briefwechsel zwischen dem Kriegsminister Grafen v. Roon und Clemens Theodor Perthes, Professor der Rechte in Bonn“ (Breslau 1896) einen wichtigen und merkwürdigen Belag. P. findet zwar den Anspruch des Augustenburgers nicht absolut einwandsfrei, aber den allerstärksten, den Preußen anerkennen müsse, der Gedanke Bismarck's, zu annectiren, erscheint ihm am 28. April 1864 unmöglich, noch am 1. April 1866 sucht er Roon zu bewegen, den Krieg zu verhindern, hält ihn für ein Unglück („Einen Kriegsfürsten von besonderer Entschiedenheit, einen Feldherrn von besonderer Größe, deren Gaben der Staat nicht ungenützt lassen dürfte, besitzt Preußen nicht“, schreibt er); „ich schaudere“, sagt er, „bei dem Gedanken an den Ausbruch dieses Krieges, der den Zwiespalt nicht allein in jedes deutsche Land und jede deutsche Stadt, sondern auch in so manche Familie, ja in die Brust so manches einzelnen Mannes hineintragen und ein zum Tode mattes Deutschland schließlich dem Dämon der Revolution oder der Gier der Nachbarn in Osten und Westen zum Opfer bringen — ich will nur sagen — kann“. Wunderbarer Weise meint er noch am 18. April 1866: „Die Forderung eines solchen Parlaments, wie der Antrag vom 1. April [gemeint ist der preußische beim Bundestag] es begehrt, ist das unumwunden vor ganz Europa abgelegte reale Bekenntniß zu dem Grundprinzipe der Revolution“. Man sieht, wie ein Theoretiker sich irren kann. Freilich staunt er später Bismarck an. Uebrigens bietet diese Correspondenz manche sehr richtige Gedanken, sie ist vor allem ein Beweis der Bedeutung Roon's und der einzigen Freundschaft, welche diese beiden Männer verband, welche auch die größte Verschiedenheit der Ansichten in einzelnen Punkten nicht eine Minute zu erschüttern vermochte. Sie war nicht bloß begründet in wesentlich gleicher politischer Grundanschauung, sondern auch in demselben tiefreligiösen Sinne und Streben. Dies führt uns zu der Seite von Perthes' Wesen, ohne deren Kenntniß eine richtige Beurtheilung des Mannes nicht möglich ist. Vom Vater und der Mutter Karoline, der ältesten Tochter von Matthias Claudius (Wandsbecker Bote) erhielt er als Erbtheil tiefe, praktische christliche Frömmigkeit, mit der sich der wärmste Patriotismus und die Gabe verband, auf allen Gebieten des christlichen Lebens thatkräftig zu wirken. Sein Leben war geradezu musterhaft in Haus und Gemeinde. Mäßig über alle Maaßen, einfach, Feind jedes Scheines war er im Hause der liebende, aber strenge Vater, der nicht die geringste Ueberschreitung duldete. Mochten nur die Hausgenossen, mochten Freunde, mochten die als Schüler ihn besuchenden Fürstensöhne seine Gäste sein — und diese kamen oft und waren gern gesehen —, die Tafel war gleich einfach. An rauschenden Geselligkeiten nahm er nie theil, aber dem Wohle der Mitbrüder war seine stete Sorge gewidmet. Und daher nahm der „Verein für innere Mission“ seine Thätigkeit besonders in Anspruch. Ihm ist dessen Gründung in Bonn (1849) vorzüglich zu danken, er leitete ihn bis 1855. Seine Thätigkeit führte ihn besonders zur Erkenntniß der Mißstände im Gesellenwesen und, um Abhülfe nach einer Richtung zu schaffen, zur Gründung einer christlichen Herberge. Die von ihm im J. 1854 zu Bonn gegründete „Herberge zur Heimath“ war die erste derartige, welche von evangelischer Seite ausging und in christlichem Sinne geleitet wurde. In der unten angegebenen Schrift erörtert er die Stellung der Meister zu den Gesellen, die Lage der Wandergesellen, das Wesen der neuen

Herberge, deren Leitung. Er konnte mittheilen, daß vom 21. Mai 1854 bis dahin 1855 schon 1337 Gesellen, evangelische und katholische in ziemlich gleicher Zahl, in ihr eingekehrt waren. Heute sind solche Herbergen in ganz Deutschland verbreitet. Bis Anfang 1860 führte er selbst die Oberleitung, ließ sich durch keine Schwierigkeiten und bittere Erfahrungen irre machen, sein Gesundheitszustand nöthigte ihn zu größerer Beschränkung, er konnte sein Werk anderen Händen überlassen. — Es kann nicht auffallen, daß P. sich besonders zu Personen hingezogen fühlte, welche auf wesentlich gleichem Boden standen. Als Student war er Niebuhr und Hollweg (später v. Bethmann-Hollweg) in Bonn, v. Savigny in Berlin näher getreten, als Docent in Bonn verkehrte er besonders mit den evangelischen Theologen Dorner, Nitzsch u. A., mit dem katholischen Hilgers, mit v. Bethmann-Hollweg. Durch den öfteren Besuch von Kranken im Johannisspital lernte er dessen Oberin Amalie v. Lasaulx (s. A. D. B. XVII, 721) kennen und stand mit ihr bis zu seinem Tode in stetem Verkehr. In den „Erinnerungen von Amalie v. Lasaulx“ u. s. w. Gotha 1878, wird wiederholt darüber berichtet. Auch mit seinen juristischen Collegen, besonders mit Bauerband und Bluhme, Deiters und Walter stand er auf bestem Fuße. P. genoß die allgemeine Achtung, sein entschiedener Charakter und seine Abgeschlossenheit stießen nicht ab, weil sein Wirken Zeugniß ablegte von der praktischen Bethätigung seiner Anschauungen.

Als Schriftsteller hat P. nicht viel, aber Tüchtiges hinterlassen, außer der angeführten Doctordissertation und Aufsätzen in Zeitschriften und Zeitungen, die folgenden Schriften.

„Der Staatsdienst in Preußen; ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte“ (Hamburg 1838). Wir glauben das Buch nicht besser schildern zu können, als mit den Worten Robert's v. Mohl (Die Geschichte der Litteratur der Staatswissenschaften II, 351): „Somit sind die Schriften, welche die, im ganzen vollständig erprobte, Gesetzgebung über die Rechte und Pflichten der preußischen Staatsdiener darstellen, auch über die Grenzen des Staates hinaus von Bedeutung . . . doppelt . . . wenn sie den Gegenstand wissenschaftlich durchdringen und juristisch ausgebildet haben, wie dies von P. geschehen ist“. Dieses Buch gehört noch heute zu den besten über den Gegenstand: „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrecht“ (Hamburg und Gotha 1845). Auch hier wollen wir Mohl reden lassen, da seine Schilderung den Nagel auf den Kopf trifft; er schreibt a. a. O. S. 257: „In dem ‚deutschen Staatsleben vor der Revolution‘ schildert P. in farbenreichen Bildern die gesammten staatlichen Zustände des Reiches vor dem letzten vernichtenden Stoße auf dasselbe. Sowohl die allgemeinen ganz Deutschland betreffenden Verhältnisse, als die der größeren und kleineren Reichsgebiete werden in scharfer und reinlicher Zeichnung vor uns aufgestellt; Oesterreich und Preußen so gut als die Reichsstädte und die Ritterschaft. Auch das Volksleben, soweit es von staatlicher Bedeutung ist, erhält seine Würdigung: und überall wird sowohl auf die Trümmer der alten Zeit, als auf die Keime der neuen hingewiesen. In diesen Schilderungen aber ist lauter Leben und Bewegung, manche sind wahre Cabinetsstücke. Das Buch ist nicht bloß ein sehr unterhaltendes, sondern auch ein wirklich lehrreiches, indem es die völlige Unmöglichkeit zeigt, daß dergleichen veraltete, unstaatliche Zustände dauern konnten. Wer zu sehen vermag, kann es auch als Spiegel für unsere Zeit brauchen. Dies Alles aber um so zuverlässiger, als es nur Thatsachen berichtet, nicht aber eigene Lehrmeinungen aufzudrängen sucht“. Das Werk: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Das südliche und westliche Deutschland“ (Gotha 1862), der zweite

Band unter dem besonderen Titel: „Pol. Zust. u. Pers. in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich von Karl VI. bis Metternich. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben" (das. 1869). Bezüglich des zweiten Bandes sagt der Herausgeber Anton Springer: „Meine Wirksamkeit beschränkt sich selbstverständlich auf die bessere Anordnung des nachgelassenen Materials und einzelne übrigens unbedeutende stilistische Änderungen". Auch dieser ist also ganz P. zugehörig, freilich nicht so durchgearbeitet und vollendet wie der erste Band. Der erste Band bietet uns in gleicher Weise wie das vorher besprochene Buch, ein höchst lebhaftes, anziehendes, auf sorgfältigster Forschung, die sich stützt auf zahllose gedruckte angeführte Schriften und persönliche Mittheilungen ruhendes Bild des Lebens und der Zustände politischer Natur in den drei geistlichen Kurfürstenthümern, insbesondere auch in den Städten Mainz, Aachen, Köln, Trier, Coblenz, beschreibt eingehend die französische Verwaltung und ebenso die Zustände im Großherzogthum Frankfurt, in Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Großherzogthum Berg, in den neuen Königreichen Baiern und Württemberg. Kein anderes Werk liefert einen solchen trefflichen Einblick, zugleich werden die maßgebenden Personen, theils sehr eingehend gekennzeichnet. Der zweite Band liefert für die österreichischen Erbländer ebenfalls ein vortreffliches Bild, geht auf die Regierung der Kaiserin Maria Theresia und des Königs Josef II. mit scharfer Zeichnung ein und führt uns ebenso die handelnden Personen lebendig vor Augen. Auch dieses Werk ist eine Bereicherung der Litteratur und hat als Ganzes kaum einen Vorläufer, wird nur leider gleich dem „Staatsleben" zu wenig benutzt, wie schon der Umstand beweist, daß keines eine zweite Auflage erlebt hat. Die Schrift: „Die Einverleibung Krakaus und die Schlußacte des Wiener Congresses" (Hamburg 1847) behandelt die Tagesfrage der Vernichtung der Republik Krakau und ihre Einverleibung in die österreichische Monarchie.

Einen großen Theil seines schriftstellerischen Lebens widmete er seines Vaters Leben, es ist: „Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet von C. T. P." (Gotha. Bd. I 1848, Bd. II 1850, Bd. III 1855, 6. Aufl., alle 3 Bde. 1872). Ein Meisterwerk, nicht bloß vom biographischen Gesichtspunkte aus, führt es uns den bedeutenden Vater vor von der Geburt bis zum Tode, durch sein Familien- und Geschäftsleben, macht uns bekannt mit seinem Entwicklungsgange nach allen Richtungen, zeigt ihn uns im freundschaftlichen und geschäftlichen Verkehr mit einer Reihe von Personen, welche auf kirchlichem, litterarischen und politischen Gebiete zu den bedeutenderen, ja bedeutendsten ihrer Zeit gehörten, stellt uns insbesondere den glänzenden Patrioten und seine hervorragende politische Thätigkeit vor Augen. Auf Einzelnes kann hier nicht eingegangen werden, es muß genügen zu sagen: Diese Biographie gehört für die Geschichte der deutschen Entwicklung in politischer, litterarischer und kirchlicher Hinsicht zu denjenigen, welche uns tiefe Einblicke gestatten, er bildet eine Fundgrube für diese Richtungen; sein Verfasser hat durch dieses Werk sich einen hervorragenden Platz gesichert auf dem Gebiete der pragmatischen Biographie. Die thätige Beschäftigung mit den Werken der Fürsorge für die arbeitenden Classen, namentlich vom Standpunkte der kirchlichen Obsorge aus veranlaßte die interessante Schrift, welche für die Besserung auf diesem Gebiete wesentliche Wirkung gehabt hat, „Das Handwerkswesen der Handwerksgesellen" (Gotha 1856).

Außer den angeführten Schriften und Mittheilungen von Familiengliedern Bonner Curatorial- und Facultätsacten.

v. Schulte.

Pertsch: Wilhelm P., hervorragender Orientalist, geboren am 19. April 1832 in Coburg, † am 17. August 1899 in Gotha. Der Vater war Jurist, starb aber sehr frühzeitig. Mit um so innigerer Zuneigung schloß sich der Knabe an die Mutter an; und dieses schöne Verhältniß bestand fast durch sein ganzes Leben, denn nur wenige Jahre ging ihm die Mutter im Tode voraus. Nachdem P. Ostern 1850 das Gymnasium in Coburg absolvirt hatte, widmete er sich in Berlin dem Studium der orientalischen Sprachen, für welche er bereits immer schon ein lebhaftes Interesse gehabt hatte. Besonders fesselte ihn als Lehrer Albrecht Weber, mit dem ihn bald ein inniges Freundschaftsband verknüpfte, das bis an seinen Tod bestand. Sein Studiengenosse war der bedeutende amerikanische Sanskritist und Sprachforscher W. D. Whitney. Als erste Frucht seiner Thätigkeit veröffentlichte der kaum Zwanzigjährige 1852 bei F. Dümmler in Berlin einen modernen Sanskrittext mit englischer Uebersetzung: die Chronik einer bengalischen Dynastie der Könige von Navadvipa, eine Arbeit, die selbst in Indien Aufsehen erregte. Im folgenden Jahre erschien sodann im 3. Bande von Weber's Studien ein Verzeichniß der Versanfänge der Rikṣamhita. Nachdem P. hierauf noch ein Semester bei Roth in Tübingen gehört hatte, kehrte er nach Berlin zurück und promovirte mit der Herausgabe des Upalekha, de kramapatha libellus, eines Sanskrittextes, der eine künstliche Recitationsweise des Rigvedatextes behandelt. Nun unternahm er eine Studienreise nach Paris, London und Oxford, um dort die Materialien für eine kritische Ausgabe eines der zum schwarzen Jadschurveda gehörigen actuellen Textes (des Tai-Hiriga-Aranyaka) zu sammeln. Nach Coburg zurückgekehrt, bat er dann um die Erlaubniß, an der herzoglichen Bibliothek zu Gotha arbeiten zu dürfen, da diese einen großen Schatz von orientalischen Handschriften besitzt. Am 1. Februar 1855 trat er hier ein und ist dieser Bibliothek bis an sein Lebensende treu geblieben, denn Hofrath Ewald, der damalige Vorstand derselben, erkannte sehr bald, welch trefflicher Gelehrter P. war und beantragte schon nach wenigen Monaten seine Anstellung als Beamter, welche Herzog Ernst II. auch sofort verfügte. Da die gothaischen Handschriften hauptsächlich arabische, sodann aber türkische und persische sind, so traten Pertsch's indische Studien mehr in den Hintergrund und er widmete sich mehr dem Studium der semitischen und mohammedanischen Sprachen. Ein trefflicher Helfer war ihm dabei ein älterer Beamter der Bibliothek, Archivrath Möller. Das Lebenswerk für einen Zeitraum von 25 Jahren wurde nun für P. die Herstellung und Herausgabe des Katalogs der Gothaer orientalischen Handschriften, der acht Bände füllt und 33 000 Handschriften, darunter 2891 arabische, gründlich beschreibt und der Gelehrtenwelt zugänglich macht. Schon nach dem Erscheinen der ersten Bände war Pertsch's Ruf als Gelehrter begründet und die Akademien der Wissenschaften in Berlin, in Leipzig und Göttingen ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Auch die königliche Bibliothek in Berlin übertrug ihm die Katalogisirung eines Theiles ihrer orientalischen Handschriften, der IV. und VI. Band des dortigen Kataloges sind sein Werk. Die Ordnung eines großen Theiles der orientalischen Münzen der Berliner Museen wurde ebenfalls von ihm ausgeführt.

Wiederholt wurden P. glänzende Stellungen angetragen, er blieb jedoch Gotha treu. Hier wurde er 1879 zum Oberbibliothekar und 1883 zum Director der Friedenstein'schen Sammlungen ernannt. Als solcher beschäftigte er sich auch vorzüglich mit dem Münzcabinet und ordnete die orientalischen Münzen, seine Hauptneigung galt aber auf numismatischem Gebiete den Münzen der Griechen und Römer. — Von seinen kleineren Schriften auf sprachlichem Gebiete sind noch zu erwähnen die Beschreibung einer Pali-Hand-

schrift in der Gurupujakaumudi, einer Festschrift zu Ehren A. Weber's, und eine Abhandlung über die arabische Uebersetzung des Amrakunda in einer Festschrift zu Ehren seines Lehrers R. Roth. Zahlreich sind außerdem seine Arbeiten in den Schriften der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" und in der Zeitschrift „Orient und Occident". Jedoch nicht nur als Fachgelehrter leistete P. Hervorragendes, er besaß auch ungemein reiche Kenntnisse in Botanik, Entomologie, Geschichte ꝛc. „Als Oberbibliothekar aber", so schreibt einer seiner Biographen und spricht damit die Ansicht Aller aus, die die Gothaer Bibliothek benutzten, während sie unter seiner Leitung stand, „ist er vorbildlich geworden durch das liberale Entgegenkommen, mit dem er die Schätze der Gothaer Bibliothek zugänglich gemacht hat".

Ebenso hoch wie als Gelehrter stand P. auch als Mensch durch die Freundlichkeit seines Wesens, seine unbegrenzte Gefälligkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit und seine anregende Gesellschaftlichkeit. Als Naturfreund liebte er die Höhen des Thüringerwaldes über alles und seinen Sommerurlaub verbrachte er mit Vorliebe in Oberhof oder Neustedt am Rennsteig.

P. war zwei Mal verheirathet und hinterließ drei Söhne, von denen sich einer der Philologie, der zweite der Forstwissenschaft, der dritte der Jurisprudenz widmete.

S. B. Pick, Goth. Tageblatt Nr. 200 vom 26. August 1899. — E. Windisch, Berichte der philol.-historischen Classe der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Jahrg. 1899. — A. Weber in der Nationalzeitung vom 22. August 1899. M. Berbig.

Pesch: Tilmann P., Jesuit, Philosoph, geboren am 1. Februar 1836 zu Köln, † am 18. October 1899 zu Valkenberg in Holland. P. trat am 15. October 1852 zu Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, machte die philosophischen und theologischen Studien in Paderborn und Bonn, war dann vier Jahre als Lehrer am Jesuiten-Gymnasium zu Feldkirch thätig und empfing am 13. Januar 1866 zu Maria-Laach die Priesterweihe. Von Herbst 1867—1869 wirkte er als Professor der Philosophie im Collegium zu Maria-Laach, von Herbst 1869—1872 in Aachen in seelsorgerlicher Thätigkeit. Nach der Ausweisung des Ordens begab er sich 1872 zuerst für kurze Zeit nach Castell Wynandsrade im holländischen Limburg, wo die bisher in Münster studirenden Ordenscleriker untergebracht werden sollten. Seit dem 1. Januar 1873 wirkte er zu Tervueren in Belgien in der Redaction der „Stimmen aus Maria-Laach". Im Herbst 1876 wurde er in das Studienhaus der Ordensprovinz nach Blijenbeck berufen, um wieder das Lehramt der Philosophie (Naturphilosophie und Psychologie) zu übernehmen; er verwaltete dasselbe acht Jahre, bis er es im Herbst 1884 niederlegte, um sich fortan ganz seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Daneben war er auch seelsorgerisch thätig und wirkte oft mit großem Erfolg als Kanzelredner, in Volksmissionen und Exercitien und als Redner in öffentlichen Versammlungen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Collegium zu Valkenberg.

P. war ein ungemein fleißiger und litterarisch fruchtbarer Gelehrter, einer der namhaftesten Vertreter der scholastischen Philosophie in den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Die Hauptwerke seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit liegen vor in den lateinischen scholastischen Lehrbüchern, die er als Bestandtheile der auf seine Anregung unternommenen „Philosophia Lacensis" verfaßte, in welcher von frühern Philosophieprofessoren des Collegs von Maria-Laach das Gesamtgebiet der Philosophie in Einzelwerken dargestellt werden sollte: „Institutiones Philosophiae naturalis secundum principia

S. Thomae Aquinatis“ (Freiburg i. Br. 1880; 2. Aufl. 1897 in 2 Bänden); „Institutiones logicales secundum principia S. Thomae Aquinatis“ (2 Theile in 3 Bänden, ebd. 1888—1890); „Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis“ (2 Theile in 3 Bänden, ebd. 1896—1898) und in dem in freierer Form verfaßten, für weitere wissenschaftlich gebildete Leserkreise bestimmten großen deutschen Werke: „Die großen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten“ (2 Bde., ebd. 1883 f.; Bd. 1: Philosophische Naturerklärung; Bd. 2: Naturphilosophische Weltauffassung; 2. Aufl. 1892), eine Darstellung der christlichen Naturphilosophie im Sinne der scholastischen Speculation, unter eingehender Berücksichtigung der modernen Wissenschaft, und Vertheidigung der christlichen Weltanschauung gegen den Monismus. (Vgl. dazu Gla, Repertorium der katholisch-theologischen Litteratur, Bd. I, 2, Paderborn 1904, S. 150 ff.) Der philosophischen Vertheidigung der christlichen Weltanschauung gegen moderne Gegner derselben für weitere Kreise dienen auch die zahlreichen Artikel, die P. in den Jahren 1873—1877 und 1881 (Bd. 4—13 u. 20) in den „Stimmen aus Maria-Laach“ erscheinen ließ, und besonders die drei unter den Ergänzungsheften zu dieser Zeitschrift erschienenen größeren Arbeiten: „Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste. Philosophische Darlegung für weitere Kreise“ (Freiburg i. Br. 1876; 1. Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach); „Die Haltlosigkeit der ‚modernen Wissenschaft‘. Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise“ (ebd. 1877; 3. Ergänzungsheft); „Das Weltphänomen. Eine erkenntnißtheoretische Studie zur Säcularfeier von Kant's Kritik der reinen Vernunft“ (ebd. 1881; 16. Ergänzungsheft). Auf fachwissenschaftlich philosophischem Gebiete ist noch zu nennen: „Seele und Leib als zwei Bestandtheile der einen Menschensubstanz, gemäß der Lehre des hl. Thomas von Aquin“ (Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 7. Bd., 1894, S. 1—29; u. separat, Fulda 1893). Durch die damaligen Angriffe auf die katholische Kirche wurden die zuerst unter dem Pseudonym Gottlieb, in späteren Auflagen unter dem Namen des Verfassers veröffentlichten populär-apologetischen Schriften veranlaßt; zuerst: „Briefe aus Hamburg. Ein Wort zur Vertheidigung der Kirche gegen die Angriffe von sieben Läugnern der Gottheit Christi“ (Berlin 1883; die einzelnen Briefe waren zuerst in der „Germania“ erschienen); bildet in den spätern Auflagen (3. Aufl. 1889; 4. Aufl. 1893; 5. Aufl. 1905) den I. Band des Werkes: „Christ oder Antichrist? Beiträge zur Abwehr gegen Angriffe auf die religiöse Wahrheit“; als II. Band schloß sich an: „Der Krach von Wittenberg. Blicke auf den religiösen Wirrwarr der Gegenwart“ (ebd. 1890; 2. Aufl. 1894). Auch unter den auf seine Anregung ins Leben gerufenen, im Verlag der „Germania“ in Berlin erschienenen „Katholischen Flugschriften zu Wehr und Lehr“ sind mehrere Nummern von ihm verfaßt, theils unter seinem Namen, theils unter dem Namen Gottlieb (1890—92). Zu nennen sind endlich noch die werthvollen, in zahlreichen Ausgaben verbreiteten Erbauungsbücher: „Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Rathschlägen und Gebeten für die gebildete Männerwelt“ (Freiburg i. Br. 1878; 13. Aufl. 1906); „Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weitern Kreisen dargeboten“ (ebd. 1895; 9. Aufl. 1906), und das nach dem Französischen von A. Baudon bearbeitete Büchlein: „Der Christ im Welt-Leben und seine kleinen Unvollkommenheiten. Zur Beherzigung für gebildete Christen aller Stände“ (Köln, 3. Aufl. 1896; 16. Aufl. 1906).

Stimmen aus Maria-Laach, 57. Bd. 1899, S. 461—475.

Lauchert.

Peter: Karl Ludwig P., Schulmann, Historiker und Philolog, geboren am 6. April 1808 in Freyburg a. d. U. als Sohn eines dort allgemein hoch geachteten Baccalaureus. Entscheidend für die Richtung seines Lebensweges war, daß er nach einer, meist privaten Vorbereitung zu Hause und dem einjährigen Besuch des Gymnasiums in Naumburg zu Ostern 1822 eine Stelle im Alumnat der Landesschule in Pforta erhielt. An ihr wirkten damals ausgezeichnete Persönlichkeiten als Lehrer, an der Spitze „der alte Ilgen“, dessen Autorität in wissenschaftlichen und disciplinellen Dingen sich selbstverständlich Jeder unterordnete. Doch lag der Schwerpunkt für strebsame Schüler weniger im Unterricht selbst als in der von ihm ausgehenden Anregung und in der von der Tradition der Schule geforderten Selbstthätigkeit, die gerade, weil sie die Kräfte aufs höchste anspannte, mit um so größerem Stolz auf das selbst erworbene Besitzthum erfüllte. Der Wunsch, in die Differential- und Integralrechnung, in deren Anfänge damals schon in der Schule von Jacobi eingeführt wurde, tiefer einzudringen, bestimmte P., auf der Universität in Halle (seit 1822) zuerst Mathematik zu studiren, doch gewannen ihn Gesenius und Wegscheider bald für die Theologie und 1830 hat er in Magdeburg sein Examen pro licentia contionandi „sehr gut und mit ganz vorzüglicher Auszeichnung“ bestanden. Die Kanzel aber hat er nur sehr selten bestiegen und sich schon im Januar 1831 dem Lehrerberuf zugewendet, darin bestärkt durch den Director der Francke'schen Stiftungen H. A. Niemeyer, der dem Fünfundzwanzigjährigen, nachdem er sich in dem philologischen Staatsexamen die unbedingte Facultas docendi erworben, sogar das Ordinariat der Unterprima übertrug. Schon nach zwei Jahren (1835) wurde er nach Meiningen als Director des neu einzurichtenden Gymnasiums berufen, wo er sich 1836 mit der ältesten Tochter von Gesenius verheirathete, 1843 als Consistorial- und Schulrath in das Consistorium zu Hildburghausen, nach dessen Aufhebung 1848 als Referent für das Kirchen- und Schulwesen des Herzogthums nach Meiningen zurück in das Ministerium. Der Wunsch wieder zu lehren und die Rücksicht auf die Zukunft seiner sechs Söhne waren für ihn der Grund nach Preußen zurückzukehren, wo er fünf Vierteljahre das Gymnasium in Anklam, dann zwei Jahre das in Stettin, endlich siebzehn die Landesschule in Pforta geleitet hat. Das unruhige und arbeitsreiche Leben hatte aber seine Kräfte doch stark in Anspruch genommen, und so bat er für Ostern 1873 um seinen Abschied, um einer frischeren Kraft Platz zu machen, und zog sich nach dem benachbarten Jena zurück. Hier hat er, von der Universität durch den Titel eines Honorarprofessors ausgezeichnet, zuerst noch einige Collegien gelesen, dann aber, in den letzten zwei Jahren fast des Augenlichts beraubt, allein seinen Studien und seiner Familie gelebt, bis ihn nach mehr als zwanzigjährigem Otium am 11. August 1893 eine kurze Krankheit dahinraffte.

P. hat es wiederholt als ein Unglück seines Lebens bezeichnet, daß er nur ein Autodidakt sei. Er hat in der That auf der Universität weder philologische noch historische Collegien gehört. Einen gewissen Ersatz boten ihm die Beziehungen zu Gesenius, der in seiner Theologischen Gesellschaft Kritik und Erklärung mit streng philologischer Methode handhabte; aber zum Philologen ausgebildet hat er sich erst als Lehrer in Pförtner Weise durch Selbstthätigkeit und Verkehr mit Altersgenossen und Collegen (Seyffart, Eckstein, A. Stahr, Echtermayer), mit denen er z. B. an den Abenden eines Winters den ganzen Plato durchgelesen hat, und hat 1838 und 1839 selbst Cicero's Orator und Brutus, später (1876 und 1877) seines verehrten Tacitus Agricola und Dialogus herausgegeben, dort mehr die Kritik, hier die Erklärung bevorzugend, immer von

gründlichen sprachlichen Studien ausgehend. Ueber die Zugehörigkeit zu einer „Schule" hat er Zeit seines Lebens geringschätzig geurtheilt, sich von Modeströmungen, weil er stets selbständig und frei von jedem Einfluß dachte, nie beirren lassen und über die bestehenden Einrichtungen und herrschenden Meinungen hinweg mit freiem Blick einen weiten Horizont umspannt. Sein praktischer Sinn behütete ihn vor Utopien. So hat er noch als Rector von Pforta Mängel des Gymnasiums, die zwei Jahrzehnte später in starker Uebertreibung die Oeffentlichkeit beschäftigt haben, zum Gegenstand der Besprechung mit Collegen gemacht und einen Vorschlag zur Abhülfe 1874 veröffentlicht, der auf Bifurkation auf der ersten Lehrstufe hinausging. Ueber eine Sammlung von Quellenwerken der mittleren und neueren Zeit zur Belebung des geschichtlichen Sinns hat er bereits 1851 mit der Firma B. G. Teubner in Leipzig abgeschlossen, den geographischen Unterricht 1833 von demselben Gesichtspunkte aus gestalten wollen, der jetzt als der richtige eingeführt ist, 1846 die Schreiblesemethode empfohlen und angewandt, 1848 einen Plan über die Schulaufsicht ausgearbeitet, der die Volksschulen in erster Instanz einem aus dem Pfarrer, dem Schullehrer und einigen Gemeindegliedern gebildeten Vorstand, in zweiter in Bezirken von 80—100 Schulen einem Inspector unterstellt.

Noch zwei persönliche Eigenschaften beeinflußten seine Studien. Zuerst sein ernster und unerbittlicher Wahrheitssinn, der ihn nie auch nur ein Wort zu viel sagen ließ und ihn zu einem Feind jeder Rhetorik, selbst der erlaubten machte. Er schrieb daher einfach, schlicht und nüchtern und verschmähte jeden Schmuck der Darstellung, wie in seinen litterarischen Arbeiten so im Unterricht, weshalb er in dem geschichtlichen durch das Buch „Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien. Ein methodischer Versuch als Beitrag für die Neugestaltung des deutschen Gymnasialwesens" (1849) an die Stelle des mündlichen Vortrags das Lesen von Quellenschriftstellern setzen wollte; denn nicht einmal der beste Vortrag eines Lehrers, meinte er, erreiche die Macht der Herodotischen Erzählung. Damit gepaart war sein Streben, der Sache immer auf den Grund zu gehn. Als ihm in Halle der Geschichtsunterricht übertragen wurde, genügte ihm die übliche Vorbereitung nicht, er arbeitete die Quellen selbst durch, und so entstanden die Zeittafeln der griechischen Geschichte (1835, in 6. Aufl. 1886) und 1843 die der römischen (in 6. Aufl. 1882), die weit verbreitet viel in seinem Sinn zur Ausbildung eines „selbständigen, unbefangenen und gründlichen Urtheils" gewirkt haben.

Es war nicht Zufall, daß sich Peter's Studien, die auf die Geschichte besonders durch K. O. Müller's Werke hingelenkt worden sind, allmählich immer mehr auf die des ihm sympathischen römischen Volkes beschränkten; sie erhielten ihren Abschluß in der „Geschichte Roms" (erschienen in 1. Auflage 1853 und 1854, in 4. 1882), die in drei Bänden bis zu dem Tode Mark Aurels reichte, mit dem sich nach seiner Ueberzeugung der alte Geist des Volkes erschöpft hatte, und vor allen Dingen dem großen Kreise der Gebildeten ihre für alle Zeiten und Parteien lehrreichen Elemente zum Ausdruck bringen sollte. Auch auf diesem Gebiet hatte er sich gründlich vorbereitet. Er stand im wesentlichen auf dem von Niebuhr gewonnenen Boden, aber er hatte sich ihm gegenüber die gewissenhafteste Prüfung nicht erspart und war in wichtigen Fragen zu eigenen selbständigen Ansichten gelangt; seine „Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik" (1841) liefern für die innere Geschichte den Beweis. Für die Feststellung des Verhältnisses zu den Oskern und Umbrern ist er bis zum Studium des Sanskrit zurückgegangen und hat mit Abhandlungen über die Sprache der Osker auch die Anerkennung von

Sprachvergleichern wie G. Curtius geerntet. Um über die Glaubwürdigkeit der alten Autoren sich ein sicheres Urtheil zu bilden, arbeitete er sie unaufhörlich durch und verglich sie mit einander; die Abhandlungen über das Verhältniß des Livius und Dionys von Halikarnaß zu einander und zu den älteren Annalisten (1853) und über das des Livius im XXI. und XXII. Buch zu Polybius (1863) haben mannichfache Anregung gegeben; als letztes hat er das Buch „Die Kritik der Quellen der römischen Geschichte“ (1879) veröffentlicht. In der Geschichte Roms selbst hielt er indeß mit dieser Gelehrsamkeit als für sein Publicum ungeeignet zurück und erzählte auch die Geschichte der älteren Zeit, obwol er sie als unglaubwürdig bezeichnete, weil sich gerade in seinen Erdichtungen der Geist eines Volkes am charakteristischsten kundgebe. Daß der Ton der Geschichtschreibung, die Auffassung der Ereignisse und die Beurtheilung der Persönlichkeiten in Mommsen's kurz darauf erschienener Geschichte wesentlich von P. abwich, liegt in der Verschiedenheit der Naturen begründet, daß sie nicht immer in ihren Forschungen zu den gleichen Ergebnissen gelangten, in der Schwierigkeit des Stoffes; unter unbedingter Anerkennung der Genialität Mommsen's hat die eigenen P. in seinen „Studien zur römischen Geschichte“ (1. u. 2. Aufl. 1873) begründet.

Am unmittelbarsten wirkte seine Persönlichkeit in der Lehrthätigkeit. Er hatte Kant und Herbart gründlich studirt, eindringend über ihre Aufgabe nachgedacht und griff gelegentlich auch litterarisch in die Debatte über pädagogische Fragen ein (so über den Ruthardt'schen Vorschlag und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, 1843); er verstand das Wesen der Jugend und achtete ihre Rechte, indem er die Individualitäten sich innerhalb gewisser Grenzen frei bewegen ließ und im Unterricht ihrem eigenen Nachdenken und Empfinden Raum gewährte, nicht alles bis ins einzelne verstandesmäßig klar gemacht wissen wollte; es war auch jede einzelne Lehrstunde wohl überlegt, aber er künstelte nicht und gab sich auch hier so wie er war, natürlich, klar und schlicht, immer ein Muster ernster Auffassung seines Christenthums, treuer Pflichterfüllung, maßvoller Besonnenheit und großer Anspruchslosigkeit. Sein Schüler Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff hat uns von ihm als Lehrer ein anschauliches und pietätvolles Bild gezeichnet (s. unten).

Peter's unermüdliche Arbeitskraft erstreckte sich auf die mannichfaltigsten Gebiete des menschlichen Wissens, über die er gern in Vorträgen seine Meinung entwickelte, sie hat sich aber auch in dem geschäftlichen Theil seiner Aemter bethätigt. Das reichste Feld dazu bot ihm die zweite Meininger Zeit, in der er ein neues Volksschulgesetz ausarbeitete und durchbrachte, aber auch in Pforta hat ihm die Verwaltung viel Zeit gekostet, da er für die leibliche Pflege seiner Schüler nicht weniger gewissenhaft sorgte wie für die geistige, obwol es ihm nicht gelungen ist, alles zu erreichen, was er geplant hat; er konnte sich nur schwer entschließen das Gute zu nehmen, wenn das Bessere sich ihm versagte, und Zugeständnisse zu machen, wenn er von der Ueberzeugung der Richtigkeit des eigenen Wollens durchdrungen war.

Das Ecce der Kgl. Landesschule Pforta im J. 1893, S. 3—13 (von D. Volkmann). — Bursian's Biogr. Jahrbuch XVIII (1895), S. 110—151 (von H. Peter, darin S. 135—140 die Schilderung von U. v. Wilamowitz).

Hermann Peter.

Peters: Carl Friedrich P., Musikalienhändler in Leipzig, geboren am 30. März 1779, erwarb im J. 1814 die von Franz Anton Hoffmeister und Ambrosius Kühnel am 1. December 1800 unter der Firma: „Bureau de musique Hoffmeister & Kühnel“ gegründete Musikalienverlagshandlung und

änderte die Firma gleichzeitig in „C. F. Peters, Bureau de musique", unter welchem Namen der Verlag noch jetzt geführt wird. — Nach seinem Tode (1827) ging das Geschäft zunächst auf seine Tochter Anna Peters über, und wurde am 1. November 1828 an Carl Gotthelf Siegmund Böhme verkauft, welcher bis 1855 Inhaber war. In den Jahren 1855 — 1860 wurde der Verlag, laut testamentarischer Bestimmung Böhme's, als Wohlthätigkeitsstiftung von der Stadt verwaltet und dann von Julius Friedländer in Berlin erworben; 1863 trat Dr. Max Abraham aus Danzig als Theilhaber ein; das Geschäft wurde zunächst in Berlin und Leipzig weitergeführt, bis 1880 Friedländer ausschied und man gleichzeitig die Berliner Niederlassung aufgab. 1894 nahm Dr. Abraham seinen Neffen Henri Hinrichsen aus Hamburg als Socius auf, der nach dem am 8. December 1900 erfolgten Tode seines Onkels alleiniger Inhaber der Firma wurde.

Die Gründer des Verlages waren beide, Hoffmeister sowohl wie Kühnel, Musiker von Fach und als solche Freunde und Kenner classischer Musik. Dieses wurde bestimmend für ihre ersten Publikationen; sie wiesen mit der Herausgabe von Werken Bach's und Mozart's zugleich aber auch die Wege, welche der Verlag bis zum heutigen Tage getreulich weiter verfolgte. Ein Streichquartett von Mozart war Verlags-Nr. 1, Bach's wohltemperirtes Clavier erster Band Verlags-Nr. 53; bald folgten unter Mitarbeit des Musikgelehrten J. N. Forkel weitere Werke des Thomas-Kantors, und wurden in dieser Ausgabe erstmalig zuverlässige Lesarten Bach'scher Compositionen geboten. Von den lebenden Meistern war es vor allem Beethoven, um dessen Werke sie warben. Sein erster Brief vom 15. December 1800, mit der Anrede: „Geliebtester Herr Bruder", beweist schon, wie sehr er seinem Kunstgenossen Hoffmeister zugeneigt war; er vertraute ihm denn auch sein Septett op. 20, die Symphonie op. 21, sowie das Clavierconcert op. 19 und die Sonate op. 22 zum Verlage an.

Von den Nachfolgern Peters' und Böhme's wurde im gleichen Sinne weitergebaut, von ihnen wurden, aus dem schier unerschöpflichen Nachlaß Johann Sebastian Bach's unter Mithülfe von Czerny, Griepenkerl u. s. w., immer neue Schätze zu Tage gefördert; ferner gaben sie in geschlossenen Reihen neu heraus: Händel's und Mozart's Claviercompositionen; Haydn's und Mozart's Streichquartette u. s. w. — So ging es im ruhigen Tempo weiter, bis der Verlag in den sechziger Jahren dank dem glänzenden Unternehmungsgeist Max Abraham's einen ungeahnten Aufschwung nahm. Er erkannte die Bedeutung der in diese Zeit fallenden Erfindung der lithographischen Notendruckschnellpresse. Mit ihrer Hülfe wollte er die Werke der Classiker, welche bis jetzt nur kleinen Kreisen zugänglich sein konnten, allen Musikliebenden erschließen. „Und wie er wollt', so konnt' er's." Die „Edition Peters" (mit Rücksicht auf die internationale Verbreitung wurde dieser Titel gewählt), deren erste Bände November 1867 erschienen, bot nunmehr in rascher Folge, in guter Ausstattung und sorgfältigster Revision zu so billigen Preisen, wie man sie vorher weder gekannt, noch für möglich gehalten hatte, die Clavierwerke der Classiker, ihre Kammermusik, Opern in Clavierauszügen, Studienwerke und Liedersammlungen u. s. w. Eine dieser Hauptpublikationen war das später von Max Friedlaender neu revidirte sogenannte Schubert-Album, das in einem Bande die schönsten und bekanntesten Gesänge des Meisters vereinte. Nachdem die Classiker vollständig vorlagen im Original wie in guten Bearbeitungen, und auch die Werke von Chopin, Mendelssohn und Schumann Allgemeingut geworden waren, sah es die Verlagshandlung als erste Pflicht an, die Ausgaben immer mehr und mehr zu vervollkommnen, sowohl inbetreff

der Revision wie der Ausstattung, eine Aufgabe, an der stetig weitergearbeitet wird. Der Katalog der „Edition Peters", welcher z. Z. mehr als 3000 Nummern aufweist, zeigt, daß über den Classikern aber auch die Lebenden nicht vernachlässigt wurden; aus der stattlichen Meistergalerie seien nur Brahms, Grieg (welcher als treuer Freund des Hauses mit sämmtlichen Werken vertreten ist), Liszt, Moszkowski, Reger, Rubinstein und endlich der viel umstrittene Hugo Wolf erwähnt. — In neuester Zeit fanden einige Publikationen durch ihre Eigenart besonderes Interesse, so die erste deutsche Orchesterpartitur von Bizet's „Carmen", die von Richard Strauß ergänzte Instrumentationslehre von Berlioz, Mahler's 5. Symphonie, der Clavierauszug zu E. T. A. Hoffmann's „Undine", wie vor allem das auf Veranlassung des deutschen Kaisers herausgegebene Volksliederbuch, eine Sammlung von 610 Chören, welche von einer besonders dazu erwählten Commission unter Vorsitz Seiner Excellenz des Freiherrn Rochus v. Liliencron und unter Mitwirkung der ersten Fachmusiker zusammengestellt und bearbeitet wurde. In engster Beziehung zur „Edition Peters" steht die „Musikbibliothek Peters". Dieses 1894 von Max Abraham gegründete und laut testamentarischer Bestimmung nach seinem Tode von der Stadt verwaltete Institut steht als musikalische Privatbibliothek in Deutschland wohl einzig da. Wenn durch Max Abraham's ganze verlegerische Thätigkeit ein ideeller Zug geht, so ist diese seine Schöpfung eine völlig ideale und zugleich ein bleibendes, ehrendes Denkmal für den Gründer. O.

Peters: Johann P., katholischer Theologe, geboren am 4. October 1831 zu Beyern, Pfarrei Gostingen, in Luxemburg, † am 21. September 1897. P. machte seine Gymnasialstudien 1846—1852 im Athenäum zu Luxemburg, absolvirte 1852—1853 den Philosophiecursus, trat im Herbst 1853 in das Luxemburger Priesterseminar ein, studirte daselbst Theologie bis 1856 und empfing am 29. August 1856 zu Trier durch Bischof Arnoldi die Priesterweihe. Er setzte dann seine Studien im Winter 1856/57 in Bonn, im Sommer 1857 in Tübingen, dann zwei weitere Jahre in Rom fort, promovirte hier Anfang Juni 1856 zum Dr. jur. utr. und kehrte hierauf in die Heimath zurück. Am 22. Juni 1859 wurde er Vicar an der Kirche zu Unserer Lieben Frau in Luxemburg, am 28. December 1861 Professor der Kirchengeschichte, der Patrologie und der Liturgik am Priesterseminar daselbst, am 7. April 1878 auch Subregens des Seminars, am 2. April 1879 zugleich Domcapitular. Seit 1880 war er auch Mitglied des Curatoriums des Luxemburger Athenäums, seit 1881 Mitglied der Schulcommission.

Auf dem Gebiete der Patrologie widmete P. seine Studien besonders dem hl. Cyprian. Er veröffentlichte zuerst die Schrift: „Die Lehre des hl. Cyprian von der Einheit der Kirche gegenüber den beiden Schismen in Karthago und Rom" (Luxemburg 1870), dann die Abhandlung: Cyprians Lehre über die heilige Eucharistie" (Katholik 1873, I, S. 669—687; II, S. 25—39), endlich das große Werk: „Der heilige Cyprian von Karthago, Bischof, Kirchenvater und Blutzeuge Christi, in seinem Leben und Wirken dargestellt" (Regensburg 1877). Für die Realencyklopädie der christlichen Alterthümer von F. X. Kraus schrieb er eine Reihe von Artikeln zur Liturgik und christlichen Alterthumskunde (darunter der Artikel „Eucharistie", I, S. 433—450), für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte (1882 ff.) zahlreiche Artikel zur Kirchen- und Dogmengeschichte und Patrologie (darunter „Cyprian", III, 1273—77; „Luxemburg", VIII, 354—362; „Origenes", IX, 1053—73 und „Origenistenstreit", IX, 1073—78; „Semipelagianismus" XI, 121—126), für das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft den Artikel „Luxemburg" (III,

1141—56). Aus dem Gebiete der alten Kirchengeschichte seien ferner noch die Arbeiten genannt: „Rom und die altkirchliche Bußdisciplin“ (Katholik 1876, II, S. 113—125); „Les prétendus 104 canons du 4e Concile de Carthage de l'an 398“ (in: Compte-rendu du 3e congrès scientifique international des catholiques tenu à Bruxelles du 3 au 8 sept. 1894, Bruxelles 1895). Verschiedene Beiträge zur luxemburgischen Geschichte resp. Kirchengeschichte und Alterthumskunde veröffentlichte er (in deutscher Sprache) in den Publications de la Section historique de l'Institut grand-ducal de Luxembourg, darunter die größeren: „Das Obituarium der Abtei Echternach“ (T. 27, 1872, S. 140 bis 169); „Die Anfänge des Christenthums im Großherzogthum Luxemburg“ T. 32, 1877, S. 219—238); „Die luxemburger Bisthumsfrage“ (T. 42, 1895, S. 281—302); „Der Abt Rudolf v. Vanne und die Gründung der Altmünster-Abtei in Luxemburg“ (T. 44, 1895, S. 1—27); Sebastian Franz de Blanchart und seine Luxemburger Chronik (T. 46, 1898, S. 107—218).

M. Blum, Dr. Johann Peters, Canonicus, Subregens und Professor am Priesterseminar zu Luxemburg. Ein Lebensbild. In: Ons Hémecht Luxemburg), 1877, S. 600—628. Lauchert.

Petersen: Karl Friedrich P., hamburgischer Bürgermeister, wurde am 6. Juli 1809 in Hamburg geboren. Sein Vater, Marcus Hermann P., war in selbständiger Stellung bei der „Schreiberei beschäftigt, er war also nach heutiger Bezeichnung Hypothekenbeamter. Zehnjährig (im October 1819) trat P. ins Johanneum als Schüler ein, und nach dem Abgange von dieser Anstalt besuchte er vom September 1826 bis Ostern 1827 das (akademische) Gymnasium. Von seinen Lehrern übte Professor Hipp (s. A. D. B. XII, 463) großen Einfluß auf P. aus. Um Ostern 1827 bezog er, reifer als so mancher seiner Altersgenossen, die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren, und zu Michaelis 1827 siedelte er nach Heidelberg über, um seine Studien dort fortzusetzen. Am 12. Mai 1830 erlangte er die juristische Doctorwürde, und nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris wurde er am 6. Juli 1831 in seiner Vaterstadt als Advocat immatrikulirt. Da er in seinem Berufe tüchtig war und sein Vater mannichfache Verbindungen hatte, wurde er der Sachwalter mancher der angesehensten hamburgischen Firmen. Im J. 1837 vermählte P. sich mit Kathinka Hasche, der Tochter des geachteten Juristen Dr. Hasche. Fünf Kinder gingen aus dieser Ehe hervor; eines von ihnen, ein Knabe, wurde jedoch schon im zartesten Lebensalter dahingerafft. P. hatte nicht lange nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ein Haus erworben, um an den Versammlungen der Erbgesessenen Bürgerschaft theilzunehmen, und übte in ihr auf die vaterstädtischen Angelegenheiten unausgesetzt mehr oder minder Einfluß. Selbstverständlich gehörte er auch der Bürgergarde an. In den Jahren 1833—37 bekleidete er das Ehrenamt eines Armenpflegers. Längere Zeit war P. Mitarbeiter der „Literarischen und kritischen Blätter“ der „Börsenhalle“. Im J. 1840 veröffentlichte er dort eine Widerlegung der damals großes Aufsehen erregenden Schrift „Die europäische Pentarchie“ und bekannte hierin sein Deutschthum, wie denn seine Empfindungen und Gesinnungen von frühester Jugend an deutschpatriotisch waren. Sein warmes Interesse für die Vaterstadt bethätigte er u. a. dadurch, daß er sich an den mühseligen Arbeiten für die Publikation der hamburgischen „Gerichtsordnung und Statuta“, die zu den werthvollsten Leistungen des Vereins für hamburgische Geschichte gehört, betheiligte. Beim Ausbruch des großen Brandes im J. 1842 half er seinem Vater, die Bücher und Dokumente der „Schreiberei“, des Hypothekenamtes, aus dem Rathhause retten. Das Vertrauen seiner

Mitbürger berief P. in das Schätzungsgericht, das im Hinblick auf den Wiederaufbau des eingeäscherten Stadttheils zur gerechten Durchführung der Expropriation berufen war. Mit großer Entschiedenheit trat er, als seit März 1843 die Sielbaufrage im Mittelpunkte der öffentlichen Discussion stand, in einer besonderen Schrift für den talentvollen Ingenieur Lindley und seine Pläne ein. Im J. 1848 schloß P. sich dem gemäßigt-liberalen, bei der großen Menge als reactionär verschrieenen Patriotischen Verein, dessen Präsident er für einige Zeit wurde, an und bewahrte überhaupt eine maßvolle politische Haltung. Diese Haltung war indessen nicht nach dem Geschmack der damaligen Zeit, und so erlitt P., der als Candidat für die Constituante aufgetreten war, bei den Wahlen eine entschiedene, immerhin aber recht ehrenvolle Niederlage. In der deutschen Frage war er zunächst für die Constituirung eines einigen Deutschlands unter Preußens Führung und später (im Herbst 1849) für den Anschluß Hamburgs an das Dreikönigsbündniß. Eine sehr eifrige Thätigkeit entfaltete P. als Mitglied der im September 1849 gebildeten sog. „Neunercommission“, die den Auftrag hatte, die von der Constituante entworfene Verfassung, ein rechtes Erzeugniß des politischen Idealismus, nach gewissen Grundsätzen abzuändern und sich darüber mit der Constituante zu verständigen. P. veröffentlichte im J. 1851 eine kleine, großes Aufsehen erregende Schrift: „Die Hamburgische Verfassungsfrage“, um den unter seiner Mitwirkung zu Stande gekommenen Verfassungsentwurf von 1850 gegenüber dem Widerspruche, der innerhalb und außerhalb Hamburgs (vor allem beim Bundestag) laut geworden war, zu vertheidigen, und bemühte sich, den Entwurf als durchaus nicht revolutionär, sondern weit eher als conservativ hinzustellen. Auch anderen öffentlichen Angelegenheiten wandte P. sein Interesse zu, so bemühte er sich besonders um das hamburgische Theaterwesen, das einer Besserung damals dringend bedurfte.

Im Februar 1855 wurde P. in den Senat gewählt. Seine juristischen Kenntnisse wurden zunächst für das Gerichtswesen verwerthet (Justiz und Verwaltung waren damals noch nicht getrennt), an der Verwaltung nahm er anfänglich nur in zweiter Linie theil. Er wurde im J. 1856 in eine innerhalb des Senats gebildete Commission gewählt, die Vorschläge bezüglich derjenigen Verfassungsreformen machen sollte, die am dringendsten geboten und auch erreichbar erschienen, und im Sommer 1858 wurde er an Stelle Kirchenpauer's Referent für die Verfassungsangelegenheit im Senat. P. war in dieser Frage allmählich viel conservativer geworden und war im J. 1859, als wieder eine lebhafte Agitation für die Einführung der Verfassung von 1850 einsetzte, sehr weit davon entfernt, sich mit ihr, an der er doch so eifrig mitgearbeitet hatte, zu identificiren. Auf Petersen's Vorschlag hin erklärte sich der Senat damit einverstanden, daß zunächst eine repräsentative Bürgerschaft — im wesentlichen nach den Bestimmungen der Verfassung von 1850 — ins Leben gerufen und mit dieser die weitere Verfassungsform vereinbart wurde. Am 6. December 1860 trat die erste gewählte Bürgerschaft zusammen. Der Abschluß des Verfassungswerkes kam indessen nicht so leicht zu Stande, wie P. das erwartet hatte, da die neugewählte Bürgerschaft den Senatsvorschlägen Widerstand entgegensetzte, und P. sah sich veranlaßt, in einer Reihe von Zeitungsartikeln für die Senatsvorlage, theilweise mit scharfen Worten, einzutreten (Ende December 1859 und Januar 1860). Auf Grund eines Compromisses, an dem auch P. mitgewirkt hatte, kam schließlich eine Einigung zu Stande.

Wie in der Entwicklung der Vaterstadt, so machte die neue Verfassung, die am 28. September 1860 publicirt wurde und noch heute in ihren Grund-

zügen zu Recht besteht, auch in Petersens Laufbahn Epoche, denn er trat jetzt an die Stelle des beim Eintritt der neuen Ordnung aus dem Senate mit anderen älteren Mitgliedern ausscheidenden Senators Blumenthal und schaltete seit Anfang 1861 als erster Polizeiherr, der damals auch Leiter des Gefängnißwesens, des Auswandererwesens und des Feuerlöschwesens, ferner Chef des Criminaluntersuchungswesens und Strafrichter mit ausgedehnter Competenz war und seine Befugnisse kraft einer gewissen patria potestas in patriarchalischer Weise ausübte, im Stadthause. Von diesem Theil seiner Wirksamkeit her datirt Petersen's große Popularität, denn er liebte es mehr die hülfreiche als die schreckende und strafende Seite seines Amtes hervorzukehren. Der Milde seiner Sinnesart entsprach es, daß er als Polizeiherr auch den Bestrebungen des Thierschutzvereins in jeder möglichen Weise Vorschub zu leisten suchte. Seine Autorität wußte P. unter allen Umständen zu wahren, und er bewies dies vor allem in den kritischen Tagen des Juni und Juli 1870, wo die Arbeitseinstellungen im Baugewerbe zu allerhand Ruhestörungen führten. P. erntete damals nach der kraftvoll bewirkten Wiederherstellung der Ordnung seitens des Senats wie der Bürgerschaft lebhafte Anerkennung. Mit bescheidenen Mitteln und einem verhältnißmäßig kleinen Personal leistete P. im Polizeiwesen wirklich Bewundernswerthes, aber ein Mißstand lag darin, daß zu viel auf seiner Person beruhte. Auf die Dauer konnte P. sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß das bisherige System nicht mehr aufrecht zu halten sei, und er hielt es für seine Pflicht, selbst die Hand zu einer Reorganisation der Polizei zu bieten. Ende 1875 war das Werk zum Abschluß gebracht und damit eine Einrichtung geschaffen, die in ihren Grundzügen noch heute besteht. P. trat nunmehr persönlich von der Leitung der Polizeiverwaltung zurück, da sie der Bethätigung seiner Individualität keinen genügenden Spielraum mehr bot, behielt aber noch ein Jahrzehnt den Vorsitz im Krankenhauscollegium und im Gesundheitsrath bezw. im Medicinalcollegium, der zu den Befugnissen des ersten Polizeiherrn ebenfalls gehörte, bei, denn er vermochte sich nicht von der ihm lieb gewordenen, seinem humanen Sinn zusagenden Wirksamkeit an der Spitze dieser Behörde zu trennen. Großen Einfluß übte P. u. A. auf die Erbauung des Allgemeinen Krankenhauses in Eppendorf, begeistert für den Gedanken, daß es zu einer Musteranstalt für ganz Deutschland werden sollte.

Im April 1863 betheiligte sich P. zum ersten Male als Senatscommissar an einer Bürgerschaftssitzung. Am 27. April trat er in einer ebenso geschickten wie warmherzigen, patriotischen Rede für eine Senatsvorlage ein, die einen besseren Schutz der hamburgischen Schifffahrt und der deutschen Küsten bezweckte, mit dem Erfolge, daß der Senatsantrag, der schon einmal rundweg abgelehnt war, endgültig genehmigt wurde. Seitdem P. in den Senat eingetreten war, hatte sich zwar sein Patriotismus nicht vermindert, wol aber war er partikularistischen Regungen zugänglicher geworden. Als Ideal schwebte ihm damals ein einiges Deutschland vor, in dem den einzelnen Staaten ein höheres Maaß von Selbständigkeit verbleiben würde, als dies unter preußischer Führung für wahrscheinlich galt. Gleich vielen anderen Hamburgern hatte er in jenen Jahren mehr Sympathie für Oesterreich als für Preußen; fühlte man sich doch seit 1857, dem Jahre der Handelskrisis, wo man von Oesterreich thatkräftige Hülfe erhalten hatte, der österreichischen Regierung zu besonderem Danke verpflichtet. Er verkannte indessen niemals, welche Beschränkungen die Macht der Verhältnisse der Politik eines Kleinstaates auferlegt, und bekundete dies vor allem in dem denkwürdigen Jahre 1866. P. war Anfang Juni 1866 wegen seiner angegriffenen Gesundheit nach Gastein ge-

gangen, kehrte aber auf Grund einer Depesche vom 17. Juni, die seine Rückkehr als wünschenswerth bezeichnete, in die Heimath zurück. Es ist ganz unzweifelhaft dem sehr erheblichen Einflusse Petersen's zu danken, daß in der entscheidenden Bürgerschaftssitzung vom 4. Juli 1866, in der P. zusammen mit Senator Versmann als Senatscommissar fungirte, die von Preußen beanspruchte Contingentsstellung bewilligt wurde und daß damit eine Wendung erfolgte, welche die bedrohte Unabhängigkeit Hamburgs von neuem sicherte. Die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 brachten auch für P. die Erfüllung eines Traumes seiner Jugend; er war besonders stolz darauf, daß einer seiner Söhne mit in den Krieg zog und bedauerte nur, nicht selbst mit ins Feld rücken zu können.

Mit dem 1. Januar 1876 trat P. in die glänzendste Periode seines Lebens, indem der Senat ihn zum Bürgermeister wählte. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht hat P. die Bürgermeisterwürde — von den verfassungsmäßig vorgeschriebenen Zwischenräumen abgesehen — bis an sein Lebensende behalten. P. betheiligte sich auch in seinem neuen Amte, das ihm in höherem Maaße als bisher Repräsentationspflichten brachte, weiter an der stillen Arbeit der Verwaltungsbehörden. Ein neues Arbeitsgebiet fiel ihm zu, als er im Frühjahr 1880 die Leitung der Verwaltungsabtheilung für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten übernahm. Damals gerade kam die Frage des von Bismarck gewünschten und vom Senat vor der Hand abgelehnten Zollanschlusses Hamburgs in Fluß. P., der anfangs für den Zollanschluß schlechterdings nicht zu haben war, weil er ihn nicht nur für Hamburg, sondern auch für das Gesammtinteresse Deutschlands für nachtheilig hielt, arbeitete schließlich, als er zur Erkenntniß gelangte, daß in dieser Frage hinter Bismarck die Mehrheit des deutschen Volkes stand, und sich als Staatsmann der Nothwendigkeit, eine nachgiebige Haltung zu beobachten, nicht verschließen konnte, im Verein mit Senator Versmann mit Nachdruck und Geschick darauf hin, daß der Zollanschluß, der eine so gewaltige Umwälzung für Hamburg bringen sollte, von der Bürgerschaft genehmigt wurde. Von P. stammen u. a. drei Artikel, die in den „Hamburger Nachrichten“ erschienen und wirksam für die Annahme der Vereinbarung mit dem Reiche plädirten. Am 15. Juni 1881 fand die entscheidende Bürgerschaftssitzung statt, und hier hielt P. eine zugleich von patriotischem wie von staatsmännischem Empfinden getragene Rede zu Gunsten der Annahme des Vertrages mit dem Reiche, und diesem Auftreten Petersen's ist es ganz wesentlich zu danken, daß die Senatsvorlage mit 106 gegen 46 Stimmen angenommen wurde. Ebenso hatte er einen gewissen Antheil an dem Zustandekommen des die Berlin-Hamburger und die Hamburg-Altonaer Verbindungsbahn betreffenden Staatsvertrages zwischen Hamburg und Preußen, der am 27. Februar 1883 von der Bürgerschaft gutgeheißen wurde. P. hatte den Gedanken, daß das gesammte hamburgische Eisenbahnwesen allmählich ganz preußisch werden sollte, im Anfange keineswegs freudig begrüßt, und wenn gelegentlich in den Verhandlungen über diese Angelegenheit preußischerseits ein drohender Ton angeschlagen worden war, so hatte er den Standpunkt vertreten, daß Hamburg sich sein Recht nicht verkümmern lassen und sich nicht einschüchtern lassen dürfe, aber er hatte es sich doch angelegen sein lassen, allerlei Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, die eine Verständigung zu erschweren schienen, und damit einer befriedigenden Lösung dieser Frage vorgearbeitet. Von 1883—88 standen dann die Arbeiten der zur Bewirkung des Anschlusses eingesetzten Ausführungscommission, in der P. den Vorsitz hatte, im Mittelpunkte seines Interesses. Ein besonders weihevoller Tag war für P. jener 29. October des Jahres 1888, an dem den zum Behufe der

neuen Zoll- und Freihafeneinrichtungen aufgeführten Bauten in Gegenwart Kaiser Wilhelm's II. der Schlußstein eingefügt wurde.

Zu den öffentlichen Angelegenheiten, denen P. während der letzten zwölf Jahre seines Lebens seine unausgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, gehörte die Erbauung eines neuen Rathhauses; besaß doch Hamburg seit dem großen Brande von 1842 kein wirkliches Rathhaus mehr. Es war von großer Bedeutung, daß P., der die Nothwendigkeit des Baues nie verkannt hatte, im Herbst 1880 Vorsitzender der Rathhausbaucommission wurde. Im Verein mit Senator Versmann vermochte er die Bürgerschaft dafür zu gewinnen, daß ein von neun angesehenen Hamburger Architekten ausgearbeitetes Project genehmigt wurde (3. Juni 1885). Am 6. Mai des folgenden Jahres konnte er dann die Festrede bei der Feier der Grundsteinlegung halten.

Seit dem Jahre 1889 hatten sich zwischen P. und Bismarck freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Die kühle Bewunderung, die P. ursprünglich für den großen Staatsmann hegte, hatte sich im Laufe der Jahre in warme, begeisterte Verehrung umgewandelt. P. erschien seitdem wiederholt als Gast in Friedrichsruh und umgekehrt Bismarck bei P.

Wie P. sich von jeher für die dramatische Kunst interessirt hatte, so zeigte er auch für alle anderen Kunstgebiete und für die Wissenschaft lebhaftes Interesse. Mit besonderem Eifer ließ sich P. angelegen sein, für Johannes Brahms die Verleihung des hamburgischen Ehrenbürgerrechts durch Beschluß von Senat und Bürgerschaft zu erwirken, und seinen Bemühungen gelang es, daß der Antrag des Senats am 22. Mai 1889 ohne jede Debatte von der Bürgerschaft angenommen wurde. Petersen's Sinn für Geschichte ließ ihn mit besonderer Freude alle, selbst die bescheidensten Bemühungen zur Erforschung der hamburgischen Vergangenheit begrüßen. Kam er auch nicht dazu, sich selbst als Historiker zu bethätigen, so schöpfte er doch aus der Beschäftigung mit geschichtlichen Dingen historischen Sinn, historische Auffassung. Sie führte ihn dazu, auch die politischen Dinge so anzuschauen, wie sie im Lichte der historischen Betrachtung erscheinen mußten, und darauf beruhte nicht zum wenigsten seine Bedeutung als Staatsmann.

Mit frohen Erwartungen waren Hamburg und P. in das Jahr 1892, das mit der Choleraepidemie so schweres Leid über die alte Hansestadt bringen sollte, eingetreten. Die weihevolle Rede, die P. am 7. Mai 1892 bei der Richtfeier des Rathhauses hielt, war sein Schwanengesang. Nicht lange nachher erkrankte er, um nicht wieder zu genesen. Er verbrachte den ganzen Sommer in seiner Sommerwohnung in Flottbeck und war außer Stande, seine früher stets bewährte Kraft der durch die furchtbare Epidemie bedrängten Vaterstadt zur Verfügung zu stellen. Am 14. November 1892 schlossen sich seine Augen für immer. Hamburg hatte einen unersetzlichen Verlust erlitten, und vielhundertstimmig kam der Schmerz um seinen Heimgang zum Ausdruck. P. war sich in seiner Liebe für die Vaterstadt stets gleich geblieben, darin aber zeigte sich der gewaltige Fortschritt, der sich während der letzten Jahrzehnte seines Lebens in ihm wie in den deutschen Verhältnissen vollzog, daß er sich Hamburg Wohlfahrt immer weniger getrennt vorstellen konnte von der Wohlfahrt des gesammten deutschen Vaterlandes. — Außer den schon genannten litterarischen Arbeiten veröffentlichte P.: „Einige Bemerkungen über Getreideverkäufe ab russischen Häfen" (Hamburg 1854).

Schröder-Klose, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis z. Gegenwart, 6. Band (Hamburg 1873), S. 31 f. — Wohlwill, Bürgermeister Petersen (Hamburg 1900); — Derselbe, Die hamburgischen Bürgermeister

Kirchenpauer, Petersen, Versmann (Hamburg 1903); — Derselbe in: Mittheilungen d. Vereins f. Hamburg. Geschichte, 24. Jahrg. 1904, S. 464—466.
W. Bröcking.

Petri: Friedrich P., Dr., Professor am Louisenstädtischen Realgymnasium in Berlin, war geboren am 26. Mai 1837 in Berlin, promovirte 1863 und war von 1864 bis zu seinem Tode, der ihn am 28. November 1896 in Berlin ereilte, am Louisenstädtischen Gymnasium als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften thätig; daneben war er lange Jahre hindurch Docent für Chemie an der kgl. Oberfeuerwerkerschule. Neben einem Leitfaden für Chemie veröffentlichte er Arbeiten über Reinhaltung der Städte und Flüsse, über Verwendung der Abfallstoffe sowie Untersuchungen über Grubenwasser (Kohlengrube Albert bei Breslau), über Explosivstoffe (Melinit) u. s. w. Als Student war er im preußischen Herrenhause und im Abgeordnetenhause als Stenograph thätig und gehörte von 1862 bis 1868 der Stenographischen Prüfungscommission der Stolze'schen Stenographieschule als Mitglied an. Auch später nahm er noch regen Antheil an der stenographischen Bewegung.

Vgl. Magazin für Stenographie, Berlin 1897, S. 13. — Mertens, Stenogr.-Kalender 1897, S. 154.
Johnen.

Petri: Julius P., Dichter, wurde am 11. September 1868 zu Lippstadt in Westfalen als ältestes von sieben Kindern eines tüchtigen Klempnermeisters geboren, den schon im Frühjahr 1881 jähe Krankheit hinwegraffte. Die Mutter litt nicht, daß der begabte Junge aus dem Realgymnasium in die Werkstatt trat, wozu er sich sogleich erbot, und sie blieb ihrem höheren Pflichtgefühl treu, als der Berliner Student nach dem Tode des brüderlichen Werkführers wiederum Ersatz leisten wollte. Sie überwand dann auch die Bedenken gegen den Fortgang des Germanisten, der 1891 mit einer tüchtigen Studie über Otto Ludwig's Bernauerin-Dramen promovirt hatte, zur freien Schriftstellerei. Daheim schuf er, der Protestant unter Katholiken, seinen ersten, auf religiösen Conflicten beruhenden Roman „Pater Peccavi“ (Stuttgart, Cotta, 1892), und bewies darin trotz ungleicher Ausführung eine ins Tiefe bohrende und mit starken Gegensätzen wirkende Kraft, während ein symbolisches Opernbuch „Dichter und Welt“ für den befreundeten Componisten W. v. Baußnern der herben und derben Art unsers Westfalen nicht lag. Von Hannover, wo er an der Leitung einer Schülerpension theilgenommen und seinen Motivschatz im Stillen gemehrt hatte, kam er nach Berlin zurück. Die bescheidene, doch durch des Verlegers und des Leiters Wohlwollen angenehm ausgestattete Stellung im Redactionszimmer der „Deutschen Rundschau“ sicherte sein Dasein und ließ ihm Muße zu regem Schaffen, zu ästhetischen Studien. In allen Gattungen griff er aus, des Könnens und des Gelingens froh, doch ohne jede kraftgeniale Ueberhebung. Da befiel den scheinbar Kerngesunden ein tückisches Herzleiden, dem er sich mit zäher Energie entgegenstemmte, aber schon am 16. November 1894 erlag. Am letzten Tage noch hat der Sterbende Abschiedsgrüße für die nächsten Freunde dictirt und mühsam unterzeichnet. Wir haben einiges hier und da Gedruckte, vor allem aber die bedeutendsten Theile, auch humoristische, des großen handschriftlichen Nachlasses als stattlichen Band unter dem Titel „Rothe Erde“ herausgegeben (Berlin, Gebr. Paetel, 1895). P. selbst hatte einen Cyklus „Was ist Wahrheit?“ bedacht. Unsre Ueberschrift soll die Novellen und ein Romanfragment, die sich um Gebundenheit und Freiheit des Sittlichen wie des Sinnlichen drehen, die Lyrik mit ihren Drostischen Heimathszügen, das an Tolstoi und Hauptmann mahnende theils gewaltige, theils gewaltsame Trauerspiel „Bauernblut“ (aufgeführt im

Berliner Neuen Theater, 9. Mai 1897) als westfälisches Gewächs kennzeichnen. Nach „Wahrheit“ aber hat P. selbst, der Mensch und der Dichter, stets in ehrlichem Kampfe gestrebt. Ueberall arbeitet er aus örtlicher, confessioneller, geistiger Enge auf Licht und Wärme hin, doch der reifende Künstler steht nicht im Dienste der Tendenz, sondern der Lebensgestaltung. Seine Herkunft hatte ihn mit urwüchsiger Härte ausgerüstet, die durch die innigste Sohnes- und Bruderliebe erweicht war und sich mit jugendlichem Frohsinn wohl vertrug. Unablässiger Bildungseifer versprach die Schranken seiner Welt- und Menschenkenntniß immer weiter hinauszurücken. Petri's früher Tod hat unsere Litteratur um schöne Hoffnungen betrogen.

Erich Schmidt.

Pettenkofen: Karl August von P. August Xaver Karl Pettenkoffer ward am 10. Mai 1822 in der Pfarrkirche St. Peter zu Wien getauft. (Die Schreibung Pettenkofen nahm der Künstler erst als Mann an, geadelt wurde er 1874.) Sein Vater war der Handelsmann und Gutsbesitzer Anton Pettenkoffer, seine Mutter Anna geborene Edle v. Nespern. (Durch sie war P. der Vetter des Dichters Ferdinand v. Saar, des Sohnes ihrer an Ludwig v. Saar verheiratheten Schwester Karoline.) Der Vater starb schon 1834 und ließ Frau und Kinder in wenig günstigen finanziellen Verhältnissen zurück. Noch im selben Jahre, also 12 jährig, kam P. an die Akademie der bildenden Künste. Von 1837 bis 1840 zeichnete er unter Kupelwieser nach der Antike. 1842 und 1843 diente P. als Cadett im Dragoner-Regiment Ludwig I., König von Baiern, Nr. 2. Seine erste Lithographie, ein dornengekrönter Christuskopf nach einem italienischen Vorbild, stammt bereits aus dem Jahre 1837. Lithographien sind es auch, die ihn bis zur Mitte des Jahrhunderts vorwiegend beschäftigen. Anfänglich scheinen ihn Franz Eybl und Peter Johann Nepomuk Geiger, mit denen zusammen er auch an einem Blatte (der „Huldigung an den Palatin Josef“) arbeitet, wenigstens in technischer Beziehung beeinflußt zu haben. Von seinen Lithographien sind folgende besonders hervorzuheben: die Federzeichnungen für Duller's Biographie des Erzherzogs Karl, an deren Illustration auch Moriz Schwind, Johann Nepomuk Geiger und Fritz L'Allemand betheiligt waren (1844—47), die Arbeiten für den „Kobold“ (1846—47), die Serie „K. k. österreich'sches Militär“ (1847), die „Wiener Bilder“, die er zusammen mit Anton Zampis schuf (1847—48), seine Arbeiten für die „Bewegung“ (1848), die Eröffnung des ungarischen Reichstages am 5. Juli 1848 (1848, zusammen mit Josef Borsos gearbeitet), die drei großen Blätter: Kaiser Franz Josef I., Radetzky und Haynau, jeder mit seiner Suite (1849), die Darstellungen aus dem ungarischen Feldzug (1849—50), die Bilder aus dem Soldatenleben mit Versen (1849—50), die „k. k. österreich'sche Armee“ (1850—51, zusammen mit Anton Straßgschwandtner), und die „12 Scenen aus der Ehren-Halle des k. k. Militär-Fuhrwesen-Korps“ (1851). Die besten dieser Lithographien, die künstlerisch ziemlich ungleich sind und daher mit recht verschiedener Antheilnahme gearbeitet sein müssen, verrathen einerseits ein ausgesprochenes Erzählertalent, das gleicherweise dramatisch bewegten und harmlos komischen sowie scharf satirischen Scenen gerecht wird, und andererseits einen eminent malerischen Sinn. Neben den Lithographien entstehen in jenen Jahren vornehmlich Aquarelle, z. Th. dieselben Gegenstände wie jene behandelnd. Oelbildnisse kleineren Formats sind noch etwas unpersönlich. Sie zeigen den allgemeinen Charakter der Wiener Schule und erinnern noch am ehesten an die Art Franz Eybl's. In seinen Soldatenbildern ist P. zuerst am meisten von seinem gleichaltrigen Studiengenossen an der Akademie, Karl Schindler, beeinflußt, nach dem er auch lithographirt hat. Im

Aquarell ist er am frühesten selbständig. Die Lithographien vom Ende der 40er Jahre zeigen deutlich, daß er Raffet und Gavarni kennen gelernt hat. Nach dem Jahre 1851 hat P., der so viel und so ausgezeichnet lithographirt hat, daß er unter den gleichzeitigen Wiener Lithographen eine erste Stelle einnimmt, sein ganzes Leben lang nicht mehr auf dem Stein gezeichnet.

Schon 1852, scheint es, reist er zum ersten Male nach Paris. Dort schufen damals — um nur die Maler zu nennen, für deren Werke P. seiner eigenen Veranlagung gemäß das größte Interesse haben mußte — die Franzosen Decamps, Huet, Troyon, Rousseau, Dupré, Millet, Meissonier und Daubigny und die beiden Belgier Stevens und Willems. P. brachte aus der Heimath ein paar Bilder mit, die auch die Anerkennung der Pariser Kenner fanden, und 1853 malte er seinen „Verwundetentransport“ (Karl Reichert in Wien) und seine „Ungarischen Freiwilligen“ (Vanderbilt in New-York), Bilder, die an der Seine geradezu enthusiastisch aufgenommen wurden. So viel er aber auch in Paris lernt, so wird er doch niemandes Nachahmer. Es macht im Gegentheil den Eindruck, als ob er durch den ersten Pariser Aufenthalt seiner selbst bewußter würde. Wenigstens pflegt er gerade in den nächsten zwei Jahrzehnten ganz besonders jenes Thema, das ihn populär gemacht hat: die Pußta und ihre Bewohner. Seine Bilder werden ruhiger, erzählen weniger. Alles Actuelle, aber auch alles Historische verschwindet aus ihnen. Die Personen werden mehr zur Staffage, wenn auch niemals zur nichtssagenden. Die Landschaft tritt in den Vordergrund, und die Stimmung wird Hauptsache. Oelbild und Aquarell spielen gleich große Rollen. Das Colorit macht selbstverständlich viele Wandlungen durch, ist aber immer unendlich geschmackvoll, bald pikant, bald discret. Ganz wunderbar ist namentlich auf den Oelgemälden die Luft behandelt.

P. ist von 1852 ständig auf der Wanderschaft. Nach Paris geht er bis 1883 immer wieder, auf ein paar Tage oder auf viele Monate. Seit 1858 sucht er Italien auf, das er schon als Cadett kennen gelernt haben muß. 1888, das Jahr vor seinem Tode, ist er das letzte Mal dort. Er reist nicht nur von Stadt zu Stadt, sondern hält sich auch zu wiederholten Malen längere Zeit in Rom, Neapel und Venedig auf, besonders in Venedig, wo er einige Winter verbringt. Im Sommer oder Herbst geht er gern nach Ungarn, und zwar nach Szolnok, das ihm fortwährend die meisten Motive für seine ungarischen Bilder liefert. Auch in Wien, wo er seit 1870 keine ständige Wohnung mehr, seit 1880 aber ein Atelier auf der Akademie hat, verweilt er nicht länger als anderswo, ja einige Jahre (1872, 78 und 83) läßt er sich in seiner Vaterstadt überhaupt nicht sehen. Natürlich kommt der Wechsel der Aufenthaltsorte auch in den Sujets der Bilder zum Ausdruck. Vor allem sind venezianische und südtirolische Interieurs zu verzeichnen. Doch überwiegen bis in die 80er Jahre die ungarischen Stoffe. Sie sind bekannt genug, immer einander ähnlich und doch nie dieselben: Szolnoker Marktgetriebe, als ganzes und im einzelnen gesehen, Zigeuner lagernd oder auf der Wanderschaft, Bauern bei ihren mannichfachen Beschäftigungen, niedrige Gehöfte mit weißen Mauern und Strohdächern, kothige Dorfstraßen, von Gänsen und Schweinen belebt, die endlose Puszta, aus der nur hohe Ziehbrunnen aufragen, armselige Klepper in der Schwemme oder neben ihren Karren mit gesenkten Köpfen beisammen stehend, — das sind so etwa die häufigsten Themen. Ungefähr im letzten Jahrzehnt seines Lebens fängt P. wieder zu componiren, wieder das historische Genrebild zu pflegen an. Eine Reihe großer Entwürfe beschäftigt ihn, von denen eigentlich keiner ganz zur Ausführung gekommen ist. Doch gibt es wenigstens zwei dieser Compositionen in verschiedenen Stadien

und Fassungen: die „Reitknechte (im Kostüm des 17. Jhdts.), die mit den Pferden ihrer Herren auf den Ausgang eines Zweikampfs warten“ und den „Straßenkampf (in der Tracht des 18. Jhdts.) in einer venezianischen Calle“ — beides Schöpfungen, die den Künstler auf der höchsten Höhe seines Könnens zeigen. Auch die Zeichnung tritt wieder mehr in den Vordergrund. P. plant die Illustration seines Lieblingsbuches „Gil Blas“ von Lesage. Dutzende von köstlichen Blättern, zum Theil ganz flüchtig skizzirt, zum Theil prachtvoll mit Pinsel und Feder ausgeführt, sind erhalten. Viele große Zeichnungen der 80er Jahre, zumeist südtirolische Motive festhaltend, sind mit weichem Bleistift meisterhaft breit und sicher hingeworfen. Noch in den letzten Jahren bereichert P. seine Technik, indem er mit Pastell und Gouache zu arbeiten beginnt. Ueberhaupt entgeht ihm ebensowenig ein Fortschritt der Technik wie eine neue künstlerische Erscheinung, und rastlos strebt er, das eigene Können zu vervollkommnen. Nie kann er sich selbst genug thun, und was vor seiner strengen Selbstkritik nicht stand hält, vernichtet er einfach. Sein Fleiß übersteigt alle Grenzen. Nichts ist ihm für eine Naturstudie zu gering, er zeichnet immer und überall. Noch als fertiger Meister besucht er einen Actcurs oder zeichnet täglich in der Frühe nach dem Modell. Zum „Gil Blas“ macht er die sorgfältigsten Kostümstudien nach alten Meistern, die er genau kennt.

Als Künstler war P. der einzige unter den Malern der alten Wiener Schule, der völlig über die heimathliche Localtradition hinauswuchs und noch in seinem Alter dort stand, wo die am meisten fortgeschrittenen seiner Zeitgenossen auch in anderen Ländern standen. Er war infolgedessen auch der einzige Alt-Wiener Maler, der bei Lebzeiten einen internationalen Ruf genoß. Als Mensch war er ein vornehmer Charakter, aber ein wenig glückliches Temperament. Ein ausgesprochener Hypochonder, litt er nicht nur an wirklichen, sondern noch mehr an eingebildeten Uebeln. Den Anwandlungen von Menschenscheu stehen jedoch seine Kinderliebe und die treue Freundschaft, die ihn z. B. mit Leopold Karl Müller (siehe diesen!) verbunden hat, gegenüber. Ist er einerseits zurückhaltend und verschlossen, so kann er andererseits der amüsanteste Gesellschafter und ausgelassen lustig sein. Dem Wiener Künstlerkreis steht er, wenigstens in späteren Jahren, recht fremd gegenüber, dagegen ist er mit vielen hervorragenden Künstlern des Auslands, z. B. Lenbach und Fortuny befreundet. Zu seinen Lebzeiten kam — mit seinem Willen — keines seiner Bilder auf eine Ausstellung. Jedenfalls war er der schlechteste Geschäftsmann und daher stets in Geldnoth, während Andere durch seine Bilder reich wurden.

P. starb am 21. März 1889 im Sanatorium Löw an einer Rippenfellentzündung, die er sich bei der Arbeit zu seinem letzten Bild, dem Straßenkampf, geholt hatte, und die zu einem alten Herzleiden verderblich hinzutrat. Er hatte seinen Nachlaß noch selbst geordnet und die Schwestern seines Freundes Müller zu Erbinnen eingesetzt.

P. war seit 1857 Ehrenmitglied der „Koninklyke Akademie van Beeldende Kunsten te Amsterdam“, 1863 erhielt er das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens und wurde Ehrenmitglied der „Réunion des Artistes Peintres etc. du Royaume des Pays-Bas sous le nom de la Société ‚Arti et Amicitiae‘“, 1866 ward er wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, 1872 Ehrenmitglied der königlich bairischen Akademie der bildenden Künste in München, 1873 erhielt er den Orden der eisernen Krone 3. Classe, 1874 ward er, wie schon erwähnt, in den Ritterstand erhoben, 1880 erhielt er den Titel „k. k. Professor“.

Pettenkofen’s Werke sind in öffentlichen Sammlungen verhältnißmäßig spärlich vertreten, die meisten befinden sich in Wiener Privatsammlungen, vor

allem bei Franz Xaver Mayer, Eugen Miller v. Aichholz, den Schwestern Leopold Karl Müller's und August Heymann, der die vollständigste Sammlung von des Künstlers Lithographien besitzt. Auch die Stadt Reichenberg nennt eine stattliche Anzahl von Pettenkofen's Bildern ihr eigen.

Theodor v. Frimmel, Einleitung zum Katalog der Nachlaßauction, die unter H. O. Miethke's Leitung im Januar 1890 stattfand. — Karl v. Lützow, August v. Pettenkofen in den Graphischen Künsten, Wien 1895, XVIII, 25 ff. — Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jhdts., Leipzig, II (1898), 248 ff. Arpad Weixlgärtner.

Petz: Johann P., Bildhauer, geboren am 16. Mai 1818 zu Leermoos, † am 7. März 1880 in München. Ein echtes Prototyp aus dem Lande Tirol, welches so viele wackere Künstler nicht allein zum großen Contingent der Münchener Maler und Bildhauer, sondern auch weit in andere deutsche Gaue stellte. Die Liebe und der Drang zu seinem künftigen Beruf muß wol tief in ihm gesteckt und frühzeitig zu Tage getreten sein, da der mit Schnitzen und Zeichnen hantirende Junge selbst nicht mit Schlägen von seinen instinktiven Beschäftigungen abzubringen war. Wie unzählige Andere, darunter beispielsweise Joseph Anton Koch (welcher an Ernst Jaffé endlich einen längst verdienten, umsichtigen Biographen 1905 gefunden hat) und Karl Blaas (der seinen schweren Entwicklungsgang in seiner so anziehenden Autobiographie, herausgegeben von Adam Wolf, Wien 1876, schilderte), wurde auch P. als Hirte der heimathlichen Heerde verwendet, bis dem frühreifen Jungen die Geduld riß, daß er noch rechtzeitig zu einem entfernten Verwandten, dem Bilderschnitzer Augustin Scharmer in Wildermiemingen, flüchtete, einem trefflichen, braven Mann, dessen Anleitung und Unterweisung er durch vierthalb Jahre genoß. Dann wandte sich P. 1837 auf gut Glück, ohne Empfehlungen und Mittel, nach München, bei einigen Landsleuten etwa „in Condition“ zu kommen. Sein guter Stern führte ihn mit dem wackeren Konrad Eberhard (1768, † 1859) zusammen, welcher das tüchtige Talent erkannte und mit der ihm angeborenen Güte nach bester Möglichkeit förderte: Er nahm ihn in sein Atelier, ließ ihn für sich arbeiten, unterstützte seine geistigen und leiblichen Interessen, sorgte für Aufträge und brachte ihn im entscheidenden Moment, bei dem Ableben des berühmten Dogmatiker Heinrich Klee (s. A. D. B. XVI, 69), für ein Denkmal in Vorschlag. Petz's Entwurf einer von Fialen überragten und mit der idealen Kreuzblume abgeschlossenen spitzbogigen Nische, welche eine den „guten Hirten“ darstellende Sandstein-Statue aufnahm, begründete schnell den Ruf des jungen strebsamen Künstlers. Ehe seine tirolische Heimath auf den so ausgezeichneten Landsmann sich besinnen konnte, kamen schon Aufträge aus England: P. modellirte zwei „Kreuzwege“, einen größeren und kleineren mit je 14 Reliefdarstellungen, welche großen Beifall fanden und in der Folge vielfach, auch nach Amerika, wiederholt werden mußten. Ebenso drängten sich Bestellungen auf Grabdenkmale (z. B. für die Familie Görres), Altäre und kirchliche Arbeiten, so daß P. sich eine Zeitlang mit seinem Landsmann Josef Knabl (s. A. D. B. XVI, 260) associirte, bis Letzterer erst von Sickinger engagirt wurde, aber alsbald auf eigene Füße sich stellte. P. übernahm die Ausschmückung der Pfarrkirche zu Cham, wohin er 1849—51 drei Altäre, Kanzel u. s. w. fertigte. Als Hauptaltarbild componirte er eine 16 Fuß hohe, die Verklärung Christi darstellende Gruppe, in die Seitenaltäre kamen trefflich ausgeführte Statuen. Von 1854—56 lieferte P. die vollständige künstlerische Einrichtung der Pfarrkirche zu Arnschwang, ebenso der ehemaligen Klosterkirche zu Seeon, und einen 47 Fuß hohen Hochaltar im Spitzbogenstiel für Vilsbiburg mit einer Gruppe der Krönung Mariens und der am Grab

der entschwebten Gottesmutter staunenden Apostel. Andere Arbeiten schlossen sich an für Taufkirchen (vorm Wald), Isen (1860) und Riedering (bei Rosenheim), wobei P. sich in verschiedenen Stylarbeiten sehr geschickt bewährte; dazu zählte auch ein Abendmahl für die neurestaurirte Münchener Frauenkirche (1859). Damit war übrigens seine plastische Thätigkeit beendet. Die Uebernahme einer Oekonomie, die Führung von Nutzbauten verdrängten den Künstler. P. erinnert in seiner Weise vielfach an den Entwicklungsgang des alten Pietro Vanucci da Perugia: Da sein Drang zu lernen lange keine gebührende Nahrung erhielt, so traf P. als Künstler doch Vieles, mehr durch innige, natürlich warme Empfindung und Instinkt als durch ausgereiftes Studium. Die volle Bewältigung der Form blieb ihm versagt, aber das Originelle, Primitive seiner Kunst machte seine Erzeugnisse sehr anziehend und liebenswürdig. So zählt P. längst vor den neueren Malern dieses Genre in England zu den „Prä-Raphaeliten“ in dem Gebiete der deutschen Plastik. Aus eigener Erfahrung drang P. bei seinen Kindern auf gründlichen Unterricht und weitere Ausbildung. Einer seiner Söhne erwählte das juristisch-historische Studium und bekleidet die Stelle eines k. Reichsarchivrath.

Vgl. L. Lang, Münchener Sonntagsblatt, 1862, S. 13. — A. Mayer, Die Münchener Frauenkirche, 1863, S. 26 u. 1875, S. 59. — Beil. 26 der Augsburger Postzeitung vom 26. März 1880.

Hyac. Holland.

Petzl: Ferdinand P., Architekturmaler, geboren am 19. October 1819 in München, † am 15. September 1899 ebendaselbst. Der Vater war ein Geometer bei der k. Steuercatastercommission. In dessen, heute durch die Piloty-Straße verbauten Gartenwohnung sammelte sich damals ein lebhafter, meist aus norddeutschen Elementen bestehender Künstlerkreis um den ältesten Sohn Joseph Petzl (s. A. D. B. XXV, 545), welcher sich frühzeitig in Dresden, Berlin und Hamburg, auch in Dänemark und Schweden, am Rhein und zu Düsseldorf, aber auch in Italien, Griechenland und Constantinopel umgethan und eine Menge fremdländischen Materials eingeheimst hatte, welches er in ebenso gut gezeichneten wie trefflich gemalten Bildern mit bestem Erfolg verarbeitete; er genoß durch sein leutseliges, tonangebendes Wesen, seine fröhliche, sarkastische Laune und als Arrangeur der damaligen Künstlerfeste großes Ansehen. In dieser Luft erhielt der jüngere Ferdinand P. die ersten Eindrücke, zeichnete bei dem seit 1834 in München weilenden Fr. Ant. Wyttenbach (geboren am 26. Februar 1812 in Trier, † am 9. November 1845 daselbst) zuerst nach Gyps, erhielt aber auch durch denselben Einblick in die Architektmalerei, frequentirte die Polytechnische Schule und Akademie, malte aus naheliegenden Gründen eine Menge von kleinen, aber bestmöglichst ausgeführten Bildnissen, oblag aber bald nach dem Vorgange von Wyttenbach, Wilhelm Gail, Michel Neher, Quaglio u. A. der Architektmalerei. Deshalb zeichnete P. auf vielen Ausflügen durch Altbaiern und auf fortwährenden Studienfahrten nach Franken, Schwaben und Niederbaiern. Die Mittel zur Fortsetzung der Wanderung ergaben meist Porträte — der Ertrag jener zu kleinen Bildern verarbeiteten „Studien“ ermöglichte dann die weitere Ausdehnung zu neuer Stoffeinsammlung aus den Rheinlanden, der Schweiz, Tirol und Oberitalien. Die merkwürdigsten Rathhäuser und Kirchenbauten, mit ihren Interieurs und Façaden, die Marktplätze mit ihren Wahrzeichen, die Vorhöfe alter Paläste, die Kreuzgänge mit allerlei plastischem Schmuck: das gab Alles erquickliche Ausbeute zu sorgfältig ausgeführten Oelbildern und Aquarellen. Manches erschien auch in Stahlstich, z. B. die Städte-Ansichten von Donauwörth und Nördlingen in dem (von Georg Franz herausgegebenen) „Malerischen Baiern“

Fast alljährlich brachte P. kleine anziehende Bilder in den Kunstverein: Eine Partie aus der Martins-Kirche zu Landshut (1845); den kleinen Rathhaussaal in München (1846), die „Georgencapelle" auf der Trausnitz (1847), nachmals auch als Farbendruck in dem Prachtwerk des Freiherrn K. M. v. Aretin: „Alterthümer und Kunstdenkmale des Bairischen Herrscherhauses"; die Pfarrkirche zu Dinkelsbühl (1848); aus dem Allerheiligenstift zu Schaffhausen (1849), Maria Einsiedel in der Schweiz (1850), St. Ulrich in Augsburg (1852); das Stadthaus zu Ueberlingen; die Stiftskirche zu Ellwangen, das Münster zu Ulm (1854), die Jakobskirche zu Rothenburg (1859), die stattlichen Rathhäuser zu Lindau (1862), Konstanz, Nördlingen (1863) und Wetzlar; eine Partie aus Insbruck; Stein am Rhein (1864), Stiftskirche zu Aschaffenburg (1865), das Rathhaus zu Bamberg (1868) und der „Obstmarkt zu Bozen" (als Holzschnitt in Nr. 44 der „Gartenlaube", 1873, S. 719) mit der Ansicht jenes Gasthauses, woselbst Goethe auf seiner italischen Reise 1876 wohnte — eine jetzt doppelt dankenswerthe Leistung, da bald nach Petzl's Aufnahme dieses anheimelnde Stück der Altstadt total niedergerissen und umgebaut wurde! Von seinen wiederholten Ausflügen nach Oberitalien brachte P. immer reiche Ausbeute: die Pescheria (Fischmarkt) in Venedig (1870), eine Seitencapelle in San Marco mit dem altbyzantinischen Madonnabilde und dem säulengetragenen Tabernacolo darüber; eine Ansicht der Maria della Salute (1872) und Palastbauten am Canale Grande; Erinnerungen an Riva und Torbole, den Domplatz in Trient und andere Scenerien aus Cadore, Tizians Heimath (s. Nr. 1788 d. „Illustr. Ztg". Lpz. 6. Octbr. 1877), aus Verona, Belluno und Feltre. Ebenso reizten ihn die Erinnerungen an Alt-München mit den allgemach verschwindenden Thoren, Thürmen, Stadtmauern und dem ehemaligen malerischen aber holperigen Terrain, den fabelhaften Häuserfaçaden und Winkelwerk der Straßen; behauptete ja beispielsweise die Sendlingerstraße ihren ländlich kleinstädtischen Typus bis in die Mitte des vorigen Saeculums! Petzl's Bilder mit den culturhistorischen, oft höchst bidermaierschen, an den liebenswürdigen Humor Spitzweg's streifenden Staffagen erwarb bereitwillig der deshalb doppelt hochwohllöbliche Magistrat und vereinte sie nebst den Ansichten, Bildern und Veduten von Dillis, Lebschée, Michel Neher, Anton Höchl u. A. in dem neugegründeten, historischen Museum, welches fortwährend noch an Bedeutung und Zuwachs gewinnt. Ebenso reizte ihn das stattliche, vierhundertjährige Bauwerk der Frauenkirche mit ihrem freilich oft recht bunten und gegen den ursprünglichen Stil pietätlos und aufdringlich sich breitmachenden Capellenschmuck, welcher bei der folgenden Restauration gar zu unbarmherzig, neue Unbilden zu den alten häufend, wieder beseitigt ward. P. zeichnete und malte oft grimmigen Herzens diese pastösen Renaissance- und Zopfgebilde, wie ein gewissenhafter Biograph, alle diese malerischen Zuthaten mit Stift und Pinsel festhaltend: Zwei große Tableaux, welche König Ludwig II. (1867) für die Neue Pinakothek erwarb, geben treue Zeugschaft für die „verschwundene Pracht". Diese Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit gehörte überhaupt zur Signatur seiner Kunst, die, trotz aller Diplomatik, durch coloristische Wirkung keine Einbuße erlitt. Eine ähnliche Vorliebe hegte P. für das alterthümliche Meran, das Schloß und die Stadtburg mit den Fürstenzimmern (s. Tiroler-Kalender für 1881); die Ruhestätte des Erzherzog Johann auf Burg Schönna hatte P. schon 1869 für die „Gartenlaube" (S. 581) gezeichnet. Noch größere Anhänglichkeit bewies er für das freilich gar geringe artistische Ausbeute bietende Lana, wo er durch zwei Decennien die Sommerfrische und Traubencur zu genießen pflegte, bis ein leichter Schlaganfall diesem harmlosen Vergnügen und der Ausübung seiner

62384

Kunst ein Ziel setzt. Ohne Berggigerl zu sein, trieb den Zweiundsiebzigjährigen noch die Wanderschaft mit dem üblichen Rucksack, mit Malkasten, Skizzenbuch und Bergstock auf die Spitze des Wendelstein. Dann ging es langsam aber stetig abwärts, bis sein Leben ohne eigentliche Krankheit, mit seniler Versagung der Kräfte, der süßen Gewohnheit des Daseins den Dienst kündete und seine Freunde um die Freude brachte, dem nahe bevorstehenden Achtziger ihre Huldigung zu erweisen.

Als hartgesottener Junggeselle hatte P. ebenso wie der ihm geistig vielfach verwandte Karl Spitzweg (s. A. D. B. XXXV, 226) ein theilweise wahlverwandtes Ingenium zu allerlei liebenswürdigen oder schrulligen Eigenheiten. In erster Reihe stand eine unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die er als Mensch und Künstler zeitlebens bewährte. P. ehrte das Andenken seiner Eltern, das Vorbild seines gefeierten Bruders Joseph, seiner Vorfahren — darunter befand sich auch der illustre Physiker, Mineralog und Akademiker Joseph P. (geboren am 25. August 1764 zu Zamberg, † am 8. April 1817 in München — vielfach verwechselt mit dem Wiener „Juvenal des XVIII. Jahrhunderts" Johann P. (Pezzl s. A. D. B. XXV, 578), dessen von Johann Georg Edlinger (1741, † 1819) gemaltes Bildniß immer im Atelier unseres Künstlers hing. — An dem unscheinbarsten Urväterhausrathsgerümpel klammerte sich seine pietätvolle Tradition fest: Alterthümliche Zunftkannen, Humpen, Gläser, Krüge, Teller, Platten, Schüsseln und anderweitiger Atelierschmuck von kostbaren Kästen mit enormer Fassungsgabe, zierliche Kästchen, Truhen, vierschrötigen Tischen und wackeligen Stühlen, deren Beinwerk ehedem vielleicht schon zu schweren Waffenthaten und Bauernkämpfen dienstbar gewesen. Kurz: ein wahres Museumsinventar und „antikes" Mobiliar, welches bei verschiedenen Um- und Auszügen — immer ein qualvoller Exodus — als liebwerthe, unveräußerliche Last im Gefolge alter Gypsabgüsse bereitwillig mitgeschleppt wurde. Daneben erfreute er sich an einer feinen, kleinen, durch Austausch von eigenen Werken immer erweiterten Galerie von Bildern seiner liebsten Zeitgenossen und Freunde. Und er war ein mitfühlender, theilnehmender Freund. Ungezählte Zeit vergeudete er uneigennützig mit Gefälligkeiten und Commissionen für Andere. Für sich lebte er knauserig und kleinlich, um Anderen opferwillig und großmüthig zu sein. Obwohl vorsichtig und mißtrauisch in Geldsachen, vertraute er doch seine ganze, mühselig zusammengehamsterte, buchstäblich vom Mund abgesparte Errungenschaft in sicheren Verwahr, um — Alles zu verlieren! Es stand übel um seine alten Tage, doch sprang eine wohlberechtigte Künstlerpension und eine verwandte Hülfe rechtzeitig vor den Riß. P. hing treuer an der Welt, als sie an ihm; der Abschied mochte ihm demgemäß nicht leicht geworden sein.

Trotz aller Einfachheit war P. doch ein complicirter Charakterkopf: Hackländer hatte aus diesem Stoff einen ganzen Künstlerroman und Franz Trautmann einen zweiten Theil zu seinem „Peter Nöckerlein" geschaffen! Sein schön modellirter Kopf wurde oftmals gemalt, er glich auffällig dem „Goldwäger" Gerard Dou's im Louvre zu Paris. Auch der Erzgießer Georg Howaldt († am 19. Januar 1883 zu Braunschweig, dessen Porträt in Nr. 2067 d. „Illustr. Ztg.", Lpz. 10. Februar 1883) hätte als sein Zwillingsbruder gelten können.

Vgl. Das geistige Deutschland. 1898. I, 521. — Fr. v. Bötticher. 1898, II, 253. — Nr. 257 d. Allgem. Ztg. v. 16. November 1899. — Kunstvereinsbericht f. 1899 S. 78. — Bettelheim Jahrbuch, 1900. IV, 141.

Hyac. Holland.

Peyritsch: Johann Joseph P., Arzt und Botaniker, geboren am 20. October 1835 zu Völkermarkt in Kärnten, † am 14. März 1889 in Gries bei Bozen. Nach dem Besuche der Volksschule, des akademischen Gymnasiums und später der Oberrealschule in Graz, wandte sich P. zunächst mathematischen und physikalisch-chemischen Studien auf dem steiermärkischen ständischen Joanneum zu, die er während der Jahre 1857 und 1858 auf der technischen Hochschule in Wien fortsetzte. Er wechselte jedoch seinen Studiengang, trieb Medicin und wurde 1864 zum Dr. med. promovirt. Mehrere Jahre übte er die ärztliche Praxis aus. Nach nahe 1½jähriger Thätigkeit als Aspirant des Wiener Allgemeinen Krankenhauses that er 1866 Dienste als Marinearzt in Pola und wurde 1868 an dem Krankenhause in Wien als Secundärarzt angestellt. Trotzdem P. als tüchtiger Diagnostiker sich bewährt hatte, verließ er 1870 Stellung und Beruf und ging nach Halle, um unter de Bary sich der Botanik zuzuwenden, auf welchem Gebiete er sich schon während seiner medicinischen Aera schriftstellerisch bethätigt hatte. Durch Vermittlung des Wiener Botanikers Fenzl erhielt P. bereits 1871 eine Custodenstelle am Wiener botanischen Hofcabinet, habilitirte sich im Wintersemester 1873/74 als Privatdocent an der Universität, bis er 1878 an Stelle Kerner's von Marilaun (s. A. D. B. LI, 122), der nach Wien übersiedelte, als Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens nach Innsbruck berufen wurde. Hier wirkte er elf Jahre lang bis zu seinem Tode, der ihn unerwartet schnell im 54. Lebensjahre dahinraffte.

Welche Einflüsse P. bewogen haben, seine medicinische Laufbahn aufzugeben, ist nicht bekannt geworden; jedenfalls muß er schon während seiner Studienzeit in Wien sich auch eingehender mit Botanik beschäftigt haben und zwar zunächst auf systematischem Gebiet. Dieser Richtung gehören seine Arbeiten aus den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an. Die erste Veröffentlichung betrifft eine neue Gattung der Hippocastaneen in der Botan. Zeitung vom Jahre 1858. Ihr folgten dann mehrere umfangreichere Abhandlungen. So erschienen im 30. Bande der Linnaea vom Jahre 1859 „Beiträge zur Flora Mexikos“, enthaltend die Bestimmungen der von Karl Haller während eines 3½jährigen Aufenthaltes in diesem Lande gesammelten Pflanzen, und noch in demselben Jahre das mit Heinrich Wawra gemeinsam verfaßte „Sertum Benguelense“ in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (Bd. 38). Nach mehrjähriger Pause trat P. als botanischer Schriftsteller wieder an die Oeffentlichkeit durch die zusammen mit Th. Kotschy 1867 besorgte Herausgabe der „Plantae Tinneanae“, eines mit 27 prächtigen Tafeln ausgestatteten Foliowerkes, in welchem die systematischen Ergebnisse der von den Damen Henriette Tinne, deren Tochter Alexandrine und deren Schwester Adrienne van Capellen im Gebiete des Bahr-el-Ghasal gefundenen Pflanzen Aufnahme fanden. In eine spätere Zeit, als P. eben seine Lehrthätigkeit in Innsbruck begonnen hatte, fällt seine Betheiligung an der Veröffentlichung der „Aroideae Maximilianae“. Dieses auf Anregung des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko entstandene Prachtwerk über brasilianische Arongewächse war von H. Schott im Manuscript nahezu fertiggestellt, von Selleny illustrirt und von namhaften österreichischen Botanikern, wie Wawra, Kotschy, Reisseck und Fenzl durchgesehen worden, als P. nach dem Tode der drei letztgenannten Forscher die Vollendung und endgültige Redaction nach den Schott-schen handschriftlichen Aufzeichnungen übernahm. Es erschien, ausgestattet mit einem Titelbilde und 42 Tafeln in Farbendruck im J. 1879 Außerdem bearbeitete P. noch für die Martius'sche Flora brasiliensis die Familien der Hippocrateaceae (Fasc. 75. 1878) und Erythroxylaceae (Fasc. 81. 1878).

In sämmtlichen systematischen Arbeiten zeigte sich P. als sorgfältiger Beobachter, der auch treffend zu beschreiben verstand. Seine vornehmste Begabung aber lag auf dem Felde exakter experimenteller Forschung zum Zwecke der Lösung von Fragen nach dem inneren Grunde der Lebenserscheinungen im Pflanzenkörper. Schon einige mykologische Arbeiten, welche die Entwicklungsgeschichte und Biologie einer wenig bekannten Familie von Pilzen, der parasitär an lebenden Thieren vorkommenden, früher für Würmer gehaltenen Laboulbeniaceen behandeln, zeugen von dieser Geistesrichtung. Es sind dies folgende drei in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlichte Abhandlungen: „Ueber einige Pilze aus der Familie der Laboulbenien" (1871); „Beiträge zur Kenntniß der Laboulbenien" (1873) und: „Ueber Vorkommen und Biologie der Laboulbeniaceen" (1875). Abgesehen von der Klarlegung der systematischen Verhältnisse innerhalb dieser schwierigen Familie, gelang P. durch Uebertragung der Laboulbenie der Stubenfliege (Stigmatomyces Baeri) auf gesunde Thiere der Nachweis, daß die Verbreitung des Pilzes nur durch den Contact mit inficirten Fliegen, nicht aber durch Sporenübertragung vermittelst der Luft stattfinden könne. Schon vorher hatte er gelegentlich seiner Beschäftigung in der Hebra'schen Klinik in Wien ebenfalls durch den Versuch bewiesen, daß der Erbgrind (Favus) durch einen Pilz, Achorion Schönleinii, hervorgerufen werde und seine Beobachtung in einem Aufsatz „Beitrag zur Kenntniß des Favus" in den Medicin. Jahrbüchern (Band XVII. 1869) niedergelegt. Auf diesem Gebiete der experimentellen Pflanzenpathologie, für das ihm Neigung und Befähigung wohl aus seinem ärztlichen Berufe überkommen war, liegen in der That Peyritsch's bedeutendste wissenschaftliche Leistungen. Er untersuchte eine Unzahl pflanzlicher Mißbildungen und Abnormitäten, um ihren Ursachen auf den Grund zu gehen, wobei er die gewonnenen Resultate wohl zur Beleuchtung der regulären morphologischen Erscheinungen, nicht aber zu deren unmittelbaren Erklärung angewendet wissen wollte und alles rein Speculative streng zurückwies. Die Reihe seiner Schriften, welche diese Richtung verfolgen, eröffnet die Abhandlung über „Bildungsabweichungen bei Umbelliferen" in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahre 1869, an welche sich zwei an derselben Stelle veröffentlichte Studien über „Pelorienbildung bei Labiaten" (1869 u. 1870) anschließen. Durch ungewöhnliche Besonnung gelang es P. an Exemplaren von Galeobdolon luteum und Lamium maculatum künstliche Pelorienbildung zu erzeugen, auch stellte er zugleich deren Nichterblichkeit bei Anzucht der betreffenden Pflanzen aus Samen fest. Die bedeutendste Arbeit war die 1877 erschienene: „Untersuchungen über die Aetiologie pelorischer Blüthenbildungen" (Denkschriften der Wiener Akademie, 4 Tafeln, 54 Textseiten). Sie enthält alles, was über die teratologischen Veränderungen der Blüthenkreise seiner Zeit wissenschaftlich feststand. Zur Teratologie der ovula schrieb P. in der Botan. Zeitung 1877: „In Sachen der Ovulartheorie" und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1878: „Ueber Placentarsprosse", worin er in dem Streite über die Knospen- oder Blattnatur des pflanzlichen Eies in vermittelnder Weise Stellung nahm. Die beiden letzten Arbeiten: „Zur Aetiologie der Chloranthien einiger Arabis-Arten" (Pringsheim's Jahrb. 13. Bd. 1882) und „Ueber künstliche Erzeugung von gefüllten Blüthen und anderen Bildungsabweichungen" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1888), waren die einzigen Publikationen während Peyritsch's Lehrthätigkeit in Innsbruck. Einerseits nahmen die zum Zwecke seiner Studien erforderlichen langjährigen Culturversuche, künstliche Infectionen u. s. w. und die Verwaltung seines Lehramtes, das nur durch ihn allein vertreten war und dem er sich mit pein-

licher Gewissenhaftigkeit hingab, seine Zeit und Kraft stark in Anspruch, andererseits aber bemühte er sich in seiner Stellung in ausgiebigster Weise um die floristische und pflanzengeographische Erforschung Tirols und hinterließ seinem Institut eine reichhaltige Sammlung getrockneter Pflanzen, sowie eine in ihrer Art einzig dastehende Collection pflanzenteratologischer Objecte als werthvolles Vermächtniß.

Nachrufe: M. Kronfeld in „Botan. Centralblatt", XL. Bd., 10. Jahrg. 1889, S. 133—135; 171—174; 204—206. — E. Heinricher in „Bericht d. Deutschen Botan. Gesellsch.", Bd. VII, 1889, S. 12—20.

E. Wunschmann.

Pezzen: Dr. Barthlmä P., Freiherr von Ulrichskirchen, kaiserl. Reichshofrath, Hofkriegsrath und Hofexpeditionsdirector unter Kaiser Rudolf II. (Die Schreibung des Namens wechselt zwischen Petz, Betz oder Becz, sogar Petsch und Petzen.)

Er entstammte einem heute erloschenen, alten, deutsch-tirolischen Brixener oder bischöfl. trientinischen niederen Stiftsadel aus dem Nonsberg. Die Familie ist weder mit den P. von Purckheim, noch mit den bairischen P. von Lichtenhof, noch auch mit dem erloschenen siebenbürgischen Adelsgeschlecht der Bécz von Bozita in verwandtschaftlichen Zusammenhang zu bringen. Italienische Historiker nennen das Geschlecht Pezzeni, bezeichnen die Mitglieder als Welschtiroler (orionda die Valcamonica, si stabili a Vermiglio quindi a Croviana sullo scorcio del secolo decimo quinto meint der Pfarrer Tomaso Viglio Bottéa aus Malé, S. 325), und nach solchen Angaben leitet Karl Außerer die Abstammung der Familie von Pezzo bei Cles ab (S. 193 des in der Litteraturanmerkung cit. Buches). Croviana, der Geburtsort unseres Barthlmä, ein Städtchen bei Malé im Sulzbergthale, heute Sitz der Grafen zu Castel-Braghier, freilich jetzt im italienischen Sprachgebiete des Trentino; aber der Vater, Michael P. aus Croviana, führt in seiner Eingabe um Wappenbesserung aus, daß das Geschlecht aus Brixen stamme. In dieser seiner Eingabe um Nobilitation und Wappenbestätigung, „also Anerkennung des alten, verloren gegangenen Adelsbriefes" und Bestätigung des „alten, mehr als zweihundertjährigen Wappens", führt der Vater als unterstützende Berechtigungsgründe für diese Bitte nicht so sehr seine Verdienste als Krieger in den Türkenkriegen Kaiser Maximilian's II. als das Alter des Adels selbst an. Von einem Brixener Geschlecht leitet er seine Ahnen her. Lucas Pezzen, welcher im 15. Jahrhundert in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, sei deshalb mit Güterconfiskation und Verlust sämmtlicher Würden und mit Verbannung bestraft worden, weil er in venetianische Dienste getreten war. Im Trientinischen habe er später eine neue Heimath gefunden und sich dort als Rechtsanwalt ehrsam ernährt. Von dessen einzigem Sohne Michael stammte des Bittstellers Vater Bartholomäus ab. In der That erlangte Michael auch die Nobilitation. Mit Diplom vom 29. October 1576, d. d. Regensburg, wurde ihm, sammt seinen drei Söhnen Barthlmä, Julius und Johann Baptista der Reichsadelstand verliehen und er als bonis natalibus ac nobili loco ortus und ex antiqua et nobili familia in Tirolensi comitatu natus bezeichnet. Auch in der Adelsurkunde für Johann Baptista und Julius vom 17. August 1608 wird das „ehrlich alt-adeliche und fürnehme Geschlecht" hervorgehoben, „darinnen unserer und unseres löblichen Hauses Oesterreich tirolische Landt und Lehenleute die Pezzen von Croviana und ihre Voreltern herkhommen". (Damit ergänze ich die Angaben, welche jener Wiener Archivbeamte in seinem Schreiben an den Custos Koegel des Innsbrucker Ferdinandeums am 28. Juni 1845 gemacht hat — gedruckt in der Zeitschr. des Ferdinandeums

von 1846, S. 180 ff. —, um die Behauptungen im Art. XIII des Tiroler Almanachs vom Jahre 1804, S. 259—61, zu entkräften, nach welchen Michael Pezzen, der Vater unseres Staatsmannes, einfacher Landwirth in Croviana und bürgerlicher Herkunft gewesen sei.)

Bartholomäus aber wurde laut Bologneser Universitätsdiploms vom 5. Januar 1574 zum Doctor beider Rechte promovirt und trat noch im selben Jahre als Rath in den Dienst des Erzherzogs Ernst. Schon im nächsten Jahre wurde er kaiserlicher Kriegsrath. Als Joachim von Sinzendorf und Gogitsch zu Feurek als kaiserlicher Orator an die Pforte abgesandt wurde, als Nachfolger des Freiherrn David Ungnad von Sonneck (seit 1575—77) wurde Dr. P. mit Ambrosius Schmeisser als Secretär dem Diplomaten beigegeben. Als solchen erwähnt ihn Stephan Schweigger (als Doctor Betz aus Sultz in Tirol) in seiner „neven Reißbeschreibung" S. 69 und der Hofprediger und Reisebeschreiber Ungnads, Stephan Gerlach, hebt ihn in seinem türkischen Tagebuch, S. 506, unter den Personen hervor, welche dem scheidenden Orator am 5. Juni 1578 das Geleite „bis zur großen Brücke" gaben. Schon nach Abgang Sinzendorff's war Bartholomäus P. zum Orator ausersehen. So sehr hatte er sich das Vertrauen der kaiserlichen Oratoren und der Wiener Regierung erworben. Noch aber mußte er vorher unter zwei Oratoren als Internuntius dienen. Nachdem Freiherr Friedrich v. Breuner nach einjährigem Aufenthalte in Constantinopel 1584 daselbst gestorben und auch der Freiherr Paul v. Eitzing abberufen worden war, trat Bartholomäus P. dieses Amt an (seit Busbeck als der neunte kaiserliche Orator) und überbrachte im J. 1587 die gewöhnlichen Ehrengeschenke. Erwägt man, daß der Orator täglich 12 fl. Liefergelder bezog, für zwei Kanzleipersonen monatlich je 10 fl. und für den ganzen Staat eine Jahresbesoldung von 7500 Thalern, für ein Personal von über 100 Personen für Rüstgeld 2000 Thaler erhielt, ein Budget, welches mit Zubußen, Ausrüstungskosten, den Präsentführer den Meistbetrag von 16 228 fl. erreichen durfte, daß jeder, der sich damals der Beamtenlaufbahn widmete, womöglich so vermögend sein mußte, daß er in schwierigen Lagen Gelder vorstrecken und gefaßt sein mußte, sich auf Commissionen und Gesandtschaftsreisen jahrelang auf eigene Kosten zu unterhalten oder mit den geringen Gnadenergötzlichkeiten vorlieb zu nehmen, die ihm nach vielfachen Bitten „aus sonder kaiserlichem gefallen" bewilligt wurden, so wird man verstehen, unter welch mißlichen finanziellen Verhältnissen der Dienst angetreten wurde, aber auch annehmen müssen, daß Bartholomäus P. damals bereits sehr wohlhabend war. Dazu stand man am Vorabend eines großen, langen und bisher viel zu wenig gewürdigten Krieges. Schon hatten sich zu Koppany, mitten im Frieden, die Waffen gekreuzt und allenthalben mehrten sich die türkischen Grenzbrüche. Mit seiner Sendung als selbständiger, kaiserlicher Orator im J. 1587 wurde ihm ein neuer Wirkungskreis eröffnet. Er überbrachte die üblichen Ehrengeschenke. Durch kluge, umsichtige Haltung, durch ein in entscheidenden Augenblicken kraftvolles Auftreten gelang es ihm, auch als selbständiger Leiter der Geschäfte rasch Vertrauen zu erwecken und, nachdem Reinhardstein Ende des Jahres 1590 die Ehrengeschenke (s. Prager Studien VI, 88) überbracht hatte, den ablaufenden Waffenstillstand, trotz zahlreicher Grenz- und Friedensverletzungen und einer starken und mächtigen Kriegspartei im Divan entgegen, auf weitere acht Jahre zu verlängern. Dieser sollte am 1. Jänner 1591 neuerdings beginnen. Der Kaiser mußte sich verpflichten, den üblichen Ehrengeschenken noch 100 Zimmerzobel und 15 000 Dukaten „aus Freundschaft" hinzuzufügen. Er wußte auch den Großvezier Ferhad Pascha zu bewegen, den friedbrüchigen Commandanten von Szigeth, Mehemet

Pascha, abzusetzen und den berüchtigten Bosnier Hassan zur Verantwortung nach Hof zu citiren. Selbst darüber einigten sich die Regierungen, für die schwebenden Grenzstreitigkeiten eine Commission zur Schlichtung der Gegensätze zu beschicken und auch die Forderung, den flüchtigen Wojwoden Peter auszuliefern, einer eigenen Commission zu überlassen. Beim Scheiden erhielt Bartholomäus P. nach hartem Kampfe wohl auch die Abschiedsgeschenke, bestehend aus einer Anzahl von Christensklaven, Fahnen und Beutestücken.

Inwiefern diese Erfolge zu Zeiten so hochgehender Volksbewegung und leidenschaftlicher Rufe nach ruhmvollen Zügen des Halbmondes unter der Regierung eines Sinan Pascha, des bekannten ehrgeizigen Albanesen (s. Kertbeny, Bibliogr. I, 601, u. Prager Studien VI, 47 ff.) dem schürenden Eingreifen Pezzen's im persischen Krieg, oder seiner, den Haß der maßgebenden Berather auf Venedig ablenkenden diplomatischen Thätigkeit zu danken war, oder ob die inneren Unruhen hauptsächlich maßgebend waren, welche durch die stürmischen Forderungen nach Tilgung der Soldrückstände entstanden waren (s. Prager Studien VI, S. 88—105), wird im Einzelnen noch zu ermitteln sein. Jedenfalls hat keiner seiner Vorgänger so lange Jahre auf diesem gefährlichsten Posten ausgeharrt, wenige nur haben unter so mißlichen und schwierigen Verhältnissen die Interessen des Kaisers würdig und erfolgreich vertreten, außer Herberstein wohl keiner die Umsicht mit Sach- und Personenkenntniß, mit eiserner Ausdauer gepaart. Auch von Veruntreuungen, von Unterschlagungen von Geldern, wie sie damals von höheren Beamten und Officieren in erschreckendem Maaße betrieben wurden (vgl. meine Beiträge in den Mittheilungen für österr. Geschichte 1906, S. 629 ff.) und wie sie vielen Vorgängern, namentlich aber den Unverzagt und Sinzendorf nachgesagt wurden, ist mir keine Klage bekannt, eine Thatsache, die wohl im Hinblicke auf die damalige traurige Finanzlage des Staates mit ihren Auswüchsen, den erniedrigenden Crediteinzeloperationen, den Sold- und Leiherückständen, den Gnadenrecompensen für die Beamten und Staatsdiener und die nahezu von Allen betriebene Corruption rühmlich hervorzuheben ist. Die Angabe des vorcitirten Anonymus in der Zeitschrift des Ferdinandeums von 1846, wonach Dr. Barthlmä P. nach der Rückkehr aus Constantinopel ein Geschenk von 15 000 fl. erhielt, nebst der Würde eines erblichen ungarischen Barons, bedarf der Richtigstellung. Er erhielt den Titel eines Reichshofrathes und eine einmalige Gnadensumme von 17 500 fl. rh. verschrieben, eine Belohnung, wahrlich nicht ungerechtfertigt, wenn man erwägt, daß P. nach seiner Abreise von Constantinopel mit dem ganzen Gefolge noch 8 Monate gänzlich ohne Besoldung geblieben war. Seine Rangserhebung erfolgte erst später.

Kaum von Constantinopel zurückgekehrt, wurde er vom Prager Grenzberathungslandtag mit Männern wie Ilsung, Geizlkofler, Schleinitz, Wahl und Anderen, ausersehen, die „eilende, außerordentliche und mitleidenliche“ Reichshilfe zu betreiben (September bis November 1592). Mit welchem Erfolge er bei den meisten geistlichen und weltlichen Fürsten des bairischen Kreises (auch bei den Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier) diese schwierige Aufgabe löste, ist in meiner Arbeit in den Sitzungsberichten der Ak. d. W. in Wien 1906, S. 49—74, zu ersehen. Nur den Kurpfälzer konnte er, trotz des tröstenden Bescheides in dem Lehensstreit mit Reichard von Simmern, (S. 81 ff.) außer einem Beitrag zu der rückständigen Reichshülfe, zu keiner außerordentlichen Hülfe an Geld oder Truppen bewegen. Nach seinen erfolgreichen Bemühungen auf dem Regensburger Reichstage des Jahres 1594, zwischen den schroff gegenüberstehenden Religionsparteien auszugleichen, wurde Bartholomäus P. im selben Jahre mittels kaiserlichen Diploms vom 24. Juli

S. Lateranensis Palatii et Imperalis Consistorii comes, ernannt; mit einer sonst seltenen Würde begabt, welche damals sowohl vom Papst als auch vom Kaiser vergeben und mit vielfachen Privilegien verknüpft war.

Mit den zunehmenden Verwirrungen in den ungarischen, siebenbürgischen und türkischen Angelegenheiten wurde P. als maßgebendstes Glied des Hofkriegsrathes immer häufiger den Berathungen in dem Geheimen Rath zugezogen. Doch umsonst wandte er allen Einfluß auf, den Wünschen des Papstes und der bairischen Partei nachkommend, den Kaiser zu bewegen, die Residenz von Prag nach Wien zu verlegen, damit er dem ungarischen Kriegsschauplatz näher sei. Ja P. hegte damals die Absicht, die Dienste als Hofkriegsrath zu kündigen, wie aus einer Unterredung mit dem bairischen Agenten Haberstock hervorgeht (dessen Bericht vom 30. September 1595 bei Stieve V), trotzdem er schon am 20. Februar 1595 die Herrenstandschaft im Königreiche Böhmen und am 25. Juni 1596 für seine vielfachen Verdienste multis laboribus et vigiliis, summa cum integritatis diligentia, ac dexteritatis laude, auch das ungarische Inkolat erhalten hatte, „in numerum et consortium Regni Hungarici nostri baronum“ für sich „ipsiusque haeredes et posteros utriusque sexus“ aufgenommen worden war; leider waren ihm diese nicht beschieden. So kommt es, daß ihn Schimon mit Recht in den böhmischen, Wertner unter den ungarischen Adel einreiht (im Magyar nemzet ségek II, 265—69). In der Dreimännercommission, welche im Auftrage der Hofkanzlei im J. 1598 nach Siebenbürgen gesandt wurde, um dieses Fürstenthum von Siegmund Bathory an Kaiser Rudolf zu übernehmen — die Uebergabe wurde am 10. April vollzogen —, ragt Dr. P. durch Sachkenntniß über den Bischof von Waitzen, Stephan Czuday und selbst über den Vicepalatin Niklas Istvanffy so hervor, daß sich die Regentin Maria Christine, welche nach ihres Gemahls Abgang nach Oppeln, vom 15. April vergebens auf die Ankunft des zum Gubernator eingesetzten kaiserlichen Bruders Maximilian wartete, während der vier Monate ihrer Regentschaft in Weißenburg vor allem seines Rathes und seiner Hülfe bediente. Aber Maximilian kam der Aufforderung der siebenbürgischen Sendboten, doch endlich nach dem Lande zu kommen und die Regierung zu übernehmen, nicht nach, sondern wartete in Kaschau auf reichere Geldsendungen aus Wien. Mittlerweile hatte Siegismund mit seinem Oheim Stephan Bocskay heimlich Verhandlungen angeknüpft und am 15. August erschien er unvermittelt in Klausenburg, ließ die Commissäre in Gewahrsam nehmen und als Antwort auf den Befehl des Kaisers, seinen Vertrauten, den ränkesüchtigen Günstling, den gefangenen Walachen Stephan Josika zu Szatmar am 30. August hinzurichten, den kaiserlichen Commissär Dr. P. in Ketten schließen. Er gab ihn nur auf die Fürbitte der Fürstin und des Kaspar Kornis frei (siehe Szádeczky: Erdély es Mihály Saida, Temesvar 1893, und Hurmuzaki XII).

Im nächsten Jahre leitete P. die freilich vergeblichen Friedensverhandlungen mit dem Großvezier Ibrahim Pascha, dem Slavonier, auf der Andreasinsel 7. October 1599 mit mehreren Delegirten. Kaum zurückgekehrt, wurde er mit den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen mit Michael von der Walachei betraut, nachdem sich dieser auch den Besitz der Moldau zu verschaffen gewußt hatte (s. Huber IV, 425; Jorga II, 105; Stieve V, 500, Anm. 3). Schon war Michael bereit, die Eroberungen abzutreten und P. sollte im Namen des Kaisers die Regierung der Walachei übernehmen. Da schien das so schwierig Vereinbarte wiederum an der Geldfrage zu scheitern. Um nun die 100 000 Thaler aufzubringen, welche P. dem zum kaiserlichen Gubernator einzusetzenden Wojwoden als Jahresgehalt für seinen Verzicht auf den Besitz der

ungarischen Grafschaften bis zur Theiß und der bedeutendsten Schlösser im Banate (s. Mon Comit. Transsylv. IV, 359, u. Hurumzaki XII, 1033, Anm. 1) bei der Uebernahme übermitteln sollte, mußte eine hypothekarische Antizipation von 150 000 fl. aufgenommen werden, und zwar auf die Herrschaft Komotau. Nun war diese Herrschaft ohnehin dem Herrn v. Kolowrat mit 140 000 fl. verschrieben, also das Geld sehr schwierig aufzutreiben. P. wurde mit Kredenzbrief vom 13. Februar (d. d. aus Pilsen) an den Oberstlandhofmeister und Oberstkanzler Christoph Popel auf Tachau und Brüx, Zdenko Popel auf Chlumetz und an den Freiherrn v. Sternberg, den Präsidenten der Kammer und Leiter der Landsteuerdirection in Böhmen, gesandt, damit er ihnen den kaiserlichen Willen rücksichtlich dieser Anleihe eröffne. Umsonst. Auf die kaiserlichen Anordnungen vom 18. und 23. März — „mit dem jungen v. Kolowrat wegen des Geldes zu reden, mit der Einnehmung der Gefälle und bewilligten Contributionen zu continuiren, die Kolowrat'sche Geldanleihe zu bewerkstelligen, die Versicherung der 100 000 Thaler, welche Zacharias Geizkofler auftreiben wolle, auf die vom Kaiser auf die Herrschaft Komotau bewilligte Antizipation ins Werk zu richten" — bat der Frhr. v. Sternberg um Amtsenthebung. So verzögerte sich Pezzen's Reise infolge der schwierigen Geldbeschaffung um vier kostbare Monate. Erst am 12. September 1600 wurden in Prag die Urkunden ausgefertigt — Michael lebenslänglich als Gubernator anerkannt. Aber schon am 18. September hatte die Schlacht bei Miriszlo anders entschieden. Michael war zur Flucht nach Fogaras gezwungen. Auch als Gesandter beim päpstlichen Stuhle war P. öfters verwendet worden. Galt er ja in den letzten Jahren, besonders als Hofkriegsexpeditionsdirector, seit 1603, mit Rusworm eine Zeit lang als eines der eifrigsten katholischen Häupter im Sinne der Münchener Kriegspartei am Prager Hofe und war als derjenige bezeichnet, welcher Rudolf's II. Friedensliebe bekämpfte (Stieve V, 715). Freilich hatte er auch schon früher nicht bloß in Angelegenheiten des Türkenkrieges, der Türkenhülfen, der Reichstagseinberufung, sondern auch in der Frage der Berathung über die Zulassung der evangelischen Stiftsadministratoren zu den Reichstagen, so namentlich vor den Regensburger Reichstagen von 1594 und 1598, eine einflußreiche Rolle gespielt, und sein Urtheil fiel gar oft, da er in vielen Fragen den Berathungen im geheimen Rath zugezogen wurde (siehe Stieve V, 270), so im November 1596, schwer in die Wagschale. Ende December (30.) des Jahres 1603 wurde er „aus Anlaß seiner 28jährigen treuen, aufrichtigen Dienste in vnterschiedlich ansehnlichen legationibus und schickungen, aus aigner kaiserlicher bewegnus, in den erblichen Freiherrnstand erhoben, gewürdigt und gesetzt", mit dem Prädikate „zu Ulrichskirchen", nach dem Schlosse bei Wien. Anderthalb Jahre nachher, im Frühjahre 1605, Ende Mai, starb er. Nur ein Grabstein im Fußboden der Capelle des heiligen Michael in der Kirche von Croviana mit den Namen und den Anfangsworten über seinen Hingang erinnert dort noch an ihn, so daß vom Pfarramte von Malé die Auskunft dahin lautete, che la salma del Barone sia rimasta in Boemia, e qui resti solo la pietra per memoria.

Außer seinen Soldrückständen hatte er auch noch 50 000 fl. rh. für den Türkenkrieg vorgestreckt. Bei der ewigen Finanznoth konnte ihm wohl keine Entschädigung in Baarem geleistet werden und auch die oberwähnte Gnadensumme dürfte mit in jene Kaufsumme einbezogen worden sein, als ihm am 22. August 1596 das Schloß Troppau nebst den zugehörigen Gütern, welche der Stadt bis zum Jahre 1582 als Pfandgläubigerin gehört hatten und laut kaiserlichen Zugeständnisses vom 22. August 1592 an niemanden weiter vergeben werden sollten, gegen eine Summe von 67 500 fl. — im

Oesterreichischen Archiv des Jahres 1837, S. 228 wird die Summe mit 76 500 Thaler bezeichnet, was wohl verschrieben sein dürfte — auf drei Jahre verpfändet wurde. Und als im J. 1611 diese schlesische Herrschaft mit der Herzogswürde dem Fürsten Karl von Lichtenstein übertragen wurde, mußte dieser 50 000 Thaler an die „Pezzi'schen" Erben und eben so viel an die Grafen von Basta herauszahlen. Am 4. Mai 1601 wurde dem B. P. auch noch die Herrschaft Belfort, oder Schloß und Feste Altspaur, sammt dem Amtsgericht in Andalo und Molveno im Nonsberg verschrieben und außerdem ein Gnadengeld von 5000 fl. (welches zu dem Pfandschilling von 4900 fl. in Münz, der auf jenen Gütern lastete) unverzinst hinzugeschlagen. Vermählt war er mit Eva, der Tochter des Ritters v. Fürst, seit November des Jahres 1592. (Woher Desid. Reich den Namen Thierstein für die Gattin nennt, konnte ich nicht ergründen.) Aus Anlaß dieser Hochzeit wiesen der Kaiser den Hofzahlmeister, die Erzherzoge Ernst und Maximilian den Hofkammerpräsidenten an, ihm werthvolle Trinkgeschirre als Geschenke ankaufen zu lassen. (Diese Weisungen aus Prag, Graz und Wiener Neustadt vom 29., 18. und 17. November erliegen im Hofkammerarchiv zu Wien. Familia sub Lit. Pe. No. 93.) Die Ehe war kinderlos. Seiner Gattin vermachte er mit letztwilliger Verfügung vom 11. oder 17. Mai 1605 den Nutzgenuß der Herrschaft St. Ulrichskirchen und die Jurisdiction über Schloß und Herrschaft Belfort. Zur Erhaltung der Schule von Croviana hatte er testamentarisch ein Vermögen von 17 000 fl. ausgesetzt. Am 13. October 1607 wurden Schloß und Feste Altspaur (Belfort) „sambt dem Ambtgericht im Andalo und Malfein (Molveno) auf dem Nonsberg seinen beiden Brüdern Julius und Johann Baptista pfand und satzweise vnverrait vnd one ainiche Burckhuet innenzuhaben", verschrieben (come feudo pignorafizio). Julius war Truchseß und bestallter Hauptmann, also Stabsofficier unter seinem Bruder Johann Baptista, dem Obersten in Trient und Kriegsrath, der sich mit selbständigem Commando im Türkenkriege und in Siebenbürgen bewährt hatte; — dort war er 1602 in Gefangenschaft gerathen. Er war am 17. April 1567 getauft (nicht geboren, wie Koegel und Außerer angeben) und war der jüngste von den drei Brüdern. In dem vorhin cit. Fascikel des Hofkammerarchivs werden Julius und Johann Baptist als Söhne des Barthlmä bezeichnet. Auch wird dort irrthümlich die Verleihung des Freiherrnstandes an sie ins Jahr 1610 gesetzt. Aus dem Diplomsconcept dieser Standeserhöhung in den Hofacten des Wiener Adelsarchivs aber ersehe ich, daß sie mit Diplom vom 18. October 1608 (d. d. Prag) in den Freiherrnstand erhoben, mit dem Prädikate von Croviana und Altspaur und der ehrenden Anrede „edel, liebe, getreue" ausgezeichnet wurden, mit welchen Angaben ich die Notiz in Anm. 3, S. 49 meiner Arbeit über „eine außerordentliche Reichshilfe" hiermit berichtige. Im J. 1610 war Julius, der kaiserliche Hauptmann, bereits gestorben. Von seiner Gemahlin Barbara Fopulo hatte er nur eine Tochter Elisabeth hinterlassen — der einzige Sohn Michael, geboren am 4. November 1582, war dem Vater im Tode vorangegangen —, die mit dem Grafen Franz Terlago vermählt war. Johann Baptista aber starb kinderlos im J. 1616. Mit dem Heimgange dieser beiden Brüder war also das Geschlecht der Pezzen von Croviana, Freiherren zu Altspaur ausgestorben. Ihr Wappen ist in dem vorgenannten Diplomsconcept der Standeserhöhung von 1608 und bei Des. Reich S. 218 abgebildet. Das bischöfliche Seminar zu Trient verdankt den Freiherren Pezzen ansehnliche Stiftungen und die Erben des Geschlechtes haben das Recht, Stiftungsplätze zu besetzen.

Litteratur: Tiroler Almanach d. Jahres 1804, Art. XIII, S. 259—61 „Die drei Bauernsöhne von Croviana im Sulzberg". — „Die Freiherren von Pezzen zu Croviana" in der Neuen Zeitschrift des Ferdinandeums 1846, S. 180 ff. — Meine Abhandlung: „Eine eilende Reichshilfe in reichstagsloser Zeit" i. d. Sitzungsberichten d. Wiener Akademie 1906, Bd. 153, S. 49 ff. mit der eben (S. 46) angegebenen Berichtigung und meine Arbeiten „Zur Geschichte des Türkenkrieges von 1593—1606" Heft VI und X der Prager Studien.

Notizen bringen Kertbeny in seiner Biographie der ungarischen und internationalen Litteratur Bd. II, S. 560; Dr. Karl Außerer, „Der Adel des Nonsberges" im Jahrbuch der heraldischen Gesellschaft „Adler" 1899, Wien 1900, S. 155 ff., 193; Tomasa Vigilio Bottéa, Brani di storia Trentina s. Bibl. Tirol. F. 1822, S. 325; Perini, Hammer, Schweigger, Gerlach S. 426; Schimon, Böhmischer Adel, S. 121; Megerle v. Mühlfeld, Ergänzungsband S. 402; Stieve IV. V u. a. O. und die genealogischen Taschenbücher der Adeligen Häuser 1870—84, Brünn 1881, VI, 443.

Loebl.

Pfizer: Gustav Pf., Dichter, 1807—1890. — Pf. wurde am 29. Juli 1807 in Stuttgart geboren, als Sohn des Obertribunaldirectors, als jüngerer Bruder des Politikers Paul P. (s. A. D. B. XXV, 668—677). Er besuchte von 1813 an das Stuttgarter Gymnasium, 1821—1825 das niedere theologische Seminar Blaubeuren, 1825—1830 das Stift in Tübingen. Er gehörte der durch eine große Zahl bedeutender Talente, vor allem durch Vischer und Strauß, berühmt gewordenen „Geniepromotion" an. Von 1830 an war er Vicar in Stuttgart, von 1832 an Repetent am Tübinger Stift. Nach einer halbjährigen italienischen Reise im J. 1834 nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Stuttgart als Schriftsteller. Er hat 1836/37 die „Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslandes", längere Zeit hindurch den poetischen Theil des „Morgenblatts" redigirt und manchem jungen Talent mit entgegenkommendem Wohlwollen den Weg in die litterarische Oeffentlichkeit gebahnt. Am 11. Juli 1836 ertheilte ihm die philosophische Facultät Tübingen für sein Buch über Luther (s. u.) den Doctorgrad. 1846 wurde Pf. zum Professor am Stuttgarter Gymnasium ernannt, an dessen oberen Classen er deutsche Sprache und Litteratur, Religion, Geschichte und philosophische Propädeutik vortrug. In der Revolutionszeit war er einer der Führer des Vaterländischen Vereins und wurde 1849 als Abgeordneter für das Amt Stuttgart in die erste verfassungberathende Versammlung Württembergs gewählt. Zu Ende 1872 trat er in den Ruhestand und ist am 19. Juli 1890 infolge eines Schlaganfalls in Stuttgart gestorben.

Strauß hat in seinem Buch über Christian Märklin eine vortreffliche Schilderung des Jünglings Pf. als einer „feinen, im besten Sinne vornehmen Natur" gegeben: „Leicht . . . ergriff er die Gegenstände des Lernens, aber er verarbeitete sie tiefer und war darum leicht mit dem darstellenden Worte minder flink bei der Hand, das aber dafür um so gewählter und bezeichnender ausfiel . . . . von dem nicht immer feinen Treiben der Mehrheit sich reinlich und ironisch zurückziehend, nur einem gewählten Kreise von Fähigern und Gebildetern . . . . die Schätze seines Innern erschließend". Die Charakteristik paßt auch auf Pfizer's spätere Jahre. Hochgewachsen, von edler Haltung und Geberde, machte er sofort den Eindruck des Bedeutenden und Gewählten. Es konnten sich auch nur Wenige rühmen, ihm näher gekommen zu sein; diese aber hielten treu an ihm fest. Auch seine Thätigkeit als Lehrer war dem

entsprechend. Die besten Schüler haben ihn verstanden und geschätzt; die Menge hat den Weg zu ihm nicht gefunden. In den Jahren des Alters hat er sich von der Oeffentlichkeit immer mehr zurückgezogen und außer seinen Kindern kaum mit irgend Jemand Verkehr gehabt. — Pf. war eine entschieden philosophische Natur; wenn er auch als Schriftsteller nur einmal, in dem Gymnasialprogramm von 1852 „Die philosophische Propädeutik auf den Gymnasien", sich mit Philosophie zu schaffen gemacht hat, so geht doch ein speculativer Grundzug auch durch seine anderen Werke. Diese sind theils historisch, theils poetisch. Obwol Pf. eine sehr entschiedene politische Gesinnung hatte und neben seinem Bruder Paul zu den Hauptvertretern der preußischen Hegemonie und des gemäßigten Liberalismus in seiner Heimath zählte, hat er, abgesehen von Zeitungsartikeln, nur in dem kritischen Jahre 1849 sich in politischen Flugschriften vernehmen lassen: „Die deutsche Einheit und der Preußenhaß" und „Weder jetzt das Direktorium, noch das Habsburgische Kaiserthum später!" Von seinen historischen Werken sind zwei für die Jugend bestimmt, die „Geschichte Alexanders des Großen" 1846 und die „Geschichte der Griechen" 1847; beide haben in unserer Heimath gar manchem Knaben den Weg zur Kenntniß und Bewunderung des griechischen Alterthums gebahnt. Strenger wissenschaftlich war „Martin Luthers Leben", schon 1836 erschienen; bis auf Köstlin's Werk herab war es wol die geschätzteste Biographie des Reformators. Von 1837 bis 1840 ließ Pf. eine Auswahl aus Luther's Werken nachfolgen. — In der Litteraturgeschichte hat sich Pf. nur gelegentlich versucht; neben den Charakteristiken Shakespeare's und Schiller's, welche 1838 und 1839 von einer Stuttgarter Firma den Vervielfältigungen von Roubillac's Shakespeare- und Thorwaldsen's Schiller-Statue beigegeben wurden, ist zu nennen: „Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch" 1837. Das Schriftchen unternimmt es, ohne Bevorzugung des einen oder des andern Uhland als den objectiveren, epischeren, Rückert als den subjectiveren, lyrischeren Dichter neben einander zu stellen. — Von Pfizer's eifriger Beschäftigung mit andern Dichtern zeugen die Uebersetzungen, die er in den dreißiger und vierziger Jahren gemacht hat: aus älterer deutscher Poesie die des Nibelungenliedes 1842, die durch die bildlichen Beigaben von Schnorr und Neureuther besonders große Verbreitung gefunden hat; vor allem aber aus dem Englischen. Von 1835—1840 erschien die Uebersetzung von Byron's Dichtungen. Mit seinem Freunde Friedrich Notter zusammen hat Pf. von 1833 an Bulwer's Werke (mehrere Auflagen), 1840—1846 die Romane von G. P. R. James, allein 1839 „Cheveley" von Lady Lytton-Bulwer übertragen. — Bei weitem am wichtigsten aber sind Pfizer's eigene poetische Erzeugnisse. Schon 1831 gab er mit seinem Bruder Paul und mit Hermann Hauff zusammen „Fünfzehn politische Gedichte" heraus, im selben Jahr eine eigene Sammlung „Gedichte", der 1835 „Gedichte. Neue Sammlung" folgten; ferner 1840 „Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung", 1844 „Der Welsche und der Deutsche. Aeneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg", ein Romanzenkranz im Versmaß von Uhland's Bertran de Born; Gelegenheitspublikationen waren: „Worte der Erinnerung an den 25. Juni 1530" (1830) und „Gedenkblatt auf den 1. April 1875"; 1876 erschienen „Gereimte Räthsel aus dem deutschen Reich" und 1891 aus dem Nachlaß weitere „Gereimte Räthsel". Pf. hat seine erste Gedichtsammlung Uhland gewidmet. Es war das, abgesehen von seiner allgemeinen Hochschätzung Uhland's, noch durch einen besondern Pietätsgrund motivirt: Pf. hatte sich 1830 an Uhland's „Stilisticum" betheiligt und zwar zu Uhland's großer Befriedigung. Leider hatte jene Widmung nun auch den Erfolg, daß Pf. sich in das allgemeine Ver-

dammungsurtheil Goethe's über Uhland's Schule eingeschlossen finden mußte. Dieser Schule — wenn es je eine solche gegeben hat — gehörte Pf. seiner litterarischen Persönlichkeit nach gar nicht einmal an. Es ist nichts in ihm, was gerade an Uhland besonders anzuschließen wäre. Von den älteren Schwaben ist es nur Gustav Schwab, an den er etwa erinnern kann, und auch dieser in der Seite seines Wesens, die sich von Uhland entfernt; Pf. ist aber, mit Schwab verglichen, gewiß der bedeutendere, jedenfalls der tiefere und eigenthümlichere Dichter. Wenn man ihn mit einem andern vergleichen kann, so ist es am meisten Platen. Die vornehme Persönlichkeit haben beide gemein, beide sind einsame Menschen, beide in erster Linie durch den hohen Bildungsgehalt und den Reichthum an edlen Gedanken in ihrer Poesie charakterisirt. Platen ist der formgewandtere; Pf. ringt öfters mit dem Ausdruck, neben Stellen von ganz erhabener Schönheit stehen andere, die nicht gelingen wollen; an Reichthum der Ideen steht er hinter Platen nicht zurück. Noch mehr Verwandtschaft hat er mit seinem Landsmann, Freund und Mitarbeiter Notter, den er aber an Fülle und an Schönheit seiner Poesie entschieden überragt. Beiden ist zu einer großen, edeln Anschauung und Auffassung der Welt, zu einem Drang nach bedeutendem Gegenstand und bedeutender Form eine Schwerblütigkeit, eine oft bis zur Härte gehende Schwerfälligkeit mitgegeben gewesen, die sie nicht zu der Geltung hat gelangen lassen, die leichtere Geister öfters leicht erreicht haben.

Schwäbische Kronik 1887, S. 1394; 1890, S. 1431 (von Otto Elben). — Württembergische Landeszeitung 1887, Nr. 174 (von mir). — Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund, S. 199 ff. — Holland, Zu Uhlands Gedächtniß, S. 29—31.

Hermann Fischer.

Pfyffer: Max Alphons Pf. von Altishofen, Oberst und Chef des eidgenössischen Generalstabes, geboren am 14. October 1834 auf Schloß Altishofen im Kanton Luzern, † am 12. Januar 1890 in Luzern.

Sprosse eines Geschlechtes, das in fremden und einheimischen Diensten hervorragende Officiere gestellt hat, darunter den seines Einflusses und Ansehens wegen „Schweizerkönig" genannten, Ritter Ludwig Pfyffer (1524 bis 1594), der unter Karl IX. von Frankreich als Oberst ein Schweizerregiment befehligte und in den Hugenottenkriegen des 16. Jahrhunderts eine Rolle spielte, trat Alphons Pf., nach kurzem Studium der Architektur in München, eigener Neigung gehorchend und den militärischen Traditionen seiner Familie getreu, am 3. Februar 1852 als II. Unterlieutenant in das damalige 1. Schweizerregiment in neapolitanischen (kgl. sicilianischen) Diensten ein.

Am 25. November 1856 zum I. Unterlieutenant befördert, ließ sich Pf., nach der Auflösung der capitulirten Schweizerregimenter, im J. 1860 als Oberlieutenant in das 1. Fremdenbataillon einreihen. Als Adjutant des Brigadecommandanten Generals v. Mechel nahm er im gleichen Jahre an den Kämpfen gegen Garibaldi und gegen die piemontesische Armee theil, wobei er sich mehrfach auszeichnete.

Nach dem für die neapolitanischen Truppen unglücklichen Ausgange des Gefechtes bei Molo di Gaëta, am 4. November 1860, wurde Pf. in Gaëta Adjutant des Generals v. Schumacher, welcher bei der Vertheidigung dieser Festung, in welche sich König Franz von Neapel mit dem Reste seiner Truppen zurückgezogen hatte, hervorragend betheiligt war. Auch hier zeichnete sich Pf., am 2. Februar 1861 zum Hauptmann befördert, wiederholt aus.

Mit Gaëta fiel im J. 1861 auch das Königreich beider Sicilien. Die neapolitanischen Truppen wurden aufgelöst und entlassen. Pf. kehrte in die

Heimath zurück und wurde sofort in den eidgenössischen Generalstab aufgenommen, in welchem 1865 seine Beförderung zum Major, 1870 zum Oberstlieutenant erfolgte.

Als die Schweiz während des deutsch-französischen Krieges im Sommer 1870 und Winter 1870/71 ihre Grenzen besetzte, war Pf. Adjutant des Generalstabschefs und hatte ganz besonders Antheil an den Vorbereitungen für die Verschiebung der im Berner Jura stehenden Truppen nach dem Neuenburger Jura, welche zu dem Marsche nach Verrières führte und mit der Entwaffnung der Armee Bourbaki's endigte.

Im J. 1875 Oberst und Commandant der VIII. Infanteriebrigade, 1878 Oberstdivisionär und Commandant der VIII. Division wurde Pf. 1884 zuerst provisorisch, 1885 definitiv zum Chef des Generalstabes ernannt.

In dieser Stellung hat er, in den wenigen Jahren bis zu seinem 1890 erfolgten Tode, eine rastlose und nutzbringende Thätigkeit entfaltet. Die Neuordnung der Mobilmachung, die Organisation des Territorial-, Etappen- und Eisenbahndienstes, sowie der Feldpost und des Feldtelegraphen waren sein Werk. Unter seiner Leitung nahm die Ausbildung der Generalstabsofficiere einen neuen Aufschwung und zum größten Theil seiner Initiative war die Einführung der Uebungsreisen höherer Truppenführer zu verdanken. In den Fragen der Organisation des Landsturms, der Ergänzung des Kriegsmaterials, hauptsächlich aber in der für die Schweiz damals sehr wichtigen Frage der Landesbefestigung war sein Urtheil maßgebend.

Lebhaften Geistes, temperamentvoll und ausdauernd, voller Selbstvertrauen, dabei fest im Glauben an die militärische Tüchtigkeit des schweizerischen Milizheeres und auch fest überzeugt, daß es noch gelingen werde, das schweizerische Wehrwesen weiter auszubauen und besser zu gestalten, hat er in hohem und verdientem Maaße das Vertrauen der Armee und der Behörden besessen.

Jahrgänge 1890 des „Schweiz. Geschichtsfreundes", der „Allgemeinen schweiz. Militärzeitung", der „Revue militaire suisse" und der „Monatsschrift für Officiere aller Waffen".

Steinbuch.

Philipp, Graf von Flandern, aus dem Hause Elsaß, war der zweite Sohn aus der 1134 geschlossenen Ehe des Grafen Dietrich mit Sibylle, Tochter des Grafen Fulko V. von Anjou, späteren König von Jerusalem († 1144). Daß er eine vortreffliche Erziehung erhielt, ist Alles, was wir von seiner Jugend wissen. Selbst sein Geburtsjahr steht nicht fest: im Mai 1157 heißt es von ihm, er sei noch unter fünfzehn Jahren gewesen. Infolgedessen müßte er nach dem Sommer 1142 geboren sein. 1145 wird zum ersten Male seiner Zustimmung in einer Urkunde seines Vaters gedacht. Sehr früh nahm er an den Regierungsgeschäften theil: er urkundete 1158 und 1159 ganz selbständig als Graf, während Dietrich im heiligen Lande weilte. In Fehden zeichnete er sich trotz seines jugendlichen Alters aus. Der bedeutendste Gegner Flanderns war damals Graf Floris III. von Holland. Der Grund zu Streitigkeiten zwischen den beiden benachbarten Fürsten lag im allgemeinen in beiderseitigen Ansprüchen auf Zeeland und im besonderen in der Behandlung flandrischer Kaufleute durch Holländer. Mehrere Jahre hindurch führte Ph. glückliche Unternehmungen zur See aus, hielt seinen Gegner längere Zeit gefangen und nöthigte ihn 1168 zum Vertrage von Hedensee. Floris nahm Zeeland von Flandern zu Lehen und ertheilte den flandrischen Kaufleuten Vergünstigungen. Inzwischen (1163 und 1164) war Dietrich wieder in Palästina gewesen und hatte seinem Sohne Gelegenheit gegeben, sich durch treffliche Wahrung des

Landfriedens weit und breit einen Namen zu machen. P. zog jetzt (1165) die zum kaiserlichen Flandern gehörige Grafschaft Aelst als heimgefallenes Lehen ein. Zu Weihnachten desselben Jahres ging er nach Aachen und leistete dem Kaiser Mannschaft. Es handelte sich dabei auch um die Burggrafschaft von Kamerich, die lange Anlaß zu blutigen Kämpfen zwischen dem Bischofe und dem Grafen gegeben hatte. In der Kaiserin Beatrix, deren Mutter Agathe seine Base war, gewann Philipp eine warme Fürsprecherin am Hofe Friedrich's I. Viel bedeutender, da der Schwerpunkt der flandrischen Stellung nicht auf deutschem, sondern auf französischem Boden lag, war die Erwerbung der Grafschaft Vermandois mit Valois und Amiénois, wodurch P. bis in die Nähe von Paris gebot. Er hatte 1156 Elisabeth von Vermandois geheirathet und sich noch bei Lebzeiten ihres Bruders, des aussätzigen Grafen Radulf II. († 1163/64), der Herrschaft bemächtigt. Dietrich kümmerte sich so wenig um die Regierung, daß sein Tod am 4. Januar 1168 kaum etwas änderte. P. gehörte zu den bedeutendsten Vasallen Frankreichs und genoß auch in Deutschland als Reichsfürst großes Ansehen. Seine Schwester Margarete verheirathete er im April 1169 mit dem Grafen Balduin V. von Hennegau und schloß mit ihm ein enges Bündniß. Mit dem Hause Champagne knüpfte er 1171 Familienbeziehungen an. König Heinrich II. von England war sein Vetter. Als Jung Heinrich sich gegen seinen Vater empörte, im J. 1173, unterstützte ihn Philipp, errang aber keinen kriegerischen Ruhm. Wie er schon 1170 eine Wallfahrt nach Saint-Gilles und Rocamadour gemacht hatte, so trieb es ihn nach den heiligen Stätten Palästinas, und er nahm am 11. April 1175 sammt vielen Großen das Kreuz. Aber die Ausführung seines Gelübdes wurde theils durch politische Rücksichten auf England, theils durch innere Kämpfe verzögert. Diese hatten ihre Ursache in einer Eheirrung des Grafen. Ein durch Tüchtigkeit und Wissen hervorragender Ritter, Walther von Fontaine, hatte Beziehungen zu der Gräfin, die den Verdacht Philipp's erregten. Er überraschte die Liebenden und ließ Walther grausam umbringen. Die Verwandten und Freunde des Getödteten, unter ihnen ein so gewaltiger Streiter wie Jakob von Avesnes, erhoben sich, um Rache zu nehmen, und erst Pfingsten 1177 (12. Juni) konnte Ph. wirklich aufbrechen.

Er wurde im Königreiche Jerusalem sehr ehrenvoll empfangen, und es war die Rede davon, daß er die Regierung des schwachen Staates übernehmen sollte. Aber er wollte nicht, verwickelte sich bald in die Streitigkeiten der dortigen Christen und schiffte sich, als die Belagerung von Harem gescheitert war, nach Ostern (9. April) 1178 nach Constantinopel ein, um auf dem Landwege heimzukehren. Im October weilte er in Brügge. Mit der Erkrankung König Ludwig's VII. von Frankreich und der Krönung Philipp August's im J. 1179 trat Graf Ph. als leitender Staatsmann in den Vordergrund der französischen Geschichte. Er übte den entscheidenden Einfluß auf den jungen Herrscher aus und vermählte ihm seine Nichte Isabella von Hennegau. Für den Fall seines Todes versprach er die Abtrennung flandrischer Gebiete, der später so genannten Grafschaft Artois.

Durch Heinrich II. im Juni 1180 aus seiner Stellung verdrängt, näherte er sich dem zeitweilig bekämpften Hause Champagne und brachte einen der Krone gefährlichen Fürstenbund zu Stande. Philipp August wäre ohne die thatkräftige Hülfe Englands unterlegen, um so mehr als die Haltung des Deutschen Reiches zweifelhaft war. Der römische König, Heinrich VI., neigte zum Eingreifen in Frankreich. Aber Kaiser Friedrich wollte davon nichts wissen, solange dem Grafen nicht offenbar Unrecht geschehe, und zügelte den Kriegseifer seines Sohnes. Schließlich blieb Ph. auf sich selber angewiesen und

unterlag. In verschiedenen Verträgen, La Grange Saint-Arnoul am 11. April 1182, Boves gegen Ende Juli 1185, Amiens im März 1186, verlor er, da seine Gemahlin am 26. März 1182 gestorben war, Valois und Amiénois, behielt jedoch einen Theil von Vermandois. Philipp's erste Ehe war kinderlos geblieben. Im August 1184 hatte er Mathilde von Portugal geheirathet und widmete der sehr schönen und auf ihren königlichen Rang stolzen Prinzessin eine zärtliche Liebe. Dadurch daß er ihr ein außergewöhnlich großes Wittum aussetzte, verletzte er die Bestimmungen seines Vertrages mit Frankreich und entfremdete sich seine erbberechtigte, hennegauische Schwester. In den nächsten Jahren gab er seinen offenen Gegensatz gegen die französische Krone auf. In den französisch-englischen Kämpfen wurde er als geschickter Vermittler geschätzt, wobei ihm eine außerordentliche Redegabe zu statten kam.

Nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin nahm er am 21. Januar 1188 zu Gisors abermals das Kreuz. Bemerkenswerth ist, daß er im Gefolge des römischen Königs südwärts zog, um durch sein überaus stattliches Aufgebot den Glanz der bevorstehenden Kaiserkrönung zu erhöhen. Daraus wurde nichts. Aber es war wesentlich Philipp's Verdienst, daß der heftige Zwist zwischen Philipp August und Richard Löwenherz in Messina beigelegt wurde. Die Belagerung Akkons konnte er nicht mehr wirksam fördern. Gerühmt werden die Wurfmaschinen, die er bauen ließ. Um den 20. April 1191 im Lager angekommen, starb er am 1. Juni, vermuthlich an einer der Seuchen, die das christliche Lager heimsuchten. Letztwillig bedachte er noch seine nothleidenden Kampfgenossen. Seine Gebeine wurden auf dem Nikolausfriedhof im Osten der Stadt, später aber durch seine Wittwe in einer von ihm selbst gestifteten Capelle zu Clairvaux beigesetzt. Der Schmerz der Christen, die Freude der Sarazenen zeigten deutlich, was man von ihm hoffte und fürchtete. P. war unbedingt eine der glänzendsten Erscheinungen unter den Fürsten seiner Zeit, ein schöner und fein gebildeter Mann, so recht nach dem höfischen Ideal der fahrenden Sänger, in allen ritterlichen Künsten wol erfahren und für junge Leute vorbildlich. Spielleute verglichen ihn wol mit Alexander dem Großen. Sonst hob man seine Fürsorge für die Armen, seine Verehrung des geistlichen Standes, den er vor den Uebergriffen der Laien schützte, seine strenge Rechtspflege hervor.

Der Kirche war er treu ergeben und verfolgte Ketzer. Geistliche Genossenschaften bedachte er sehr freigebig. Mit Thomas Becket fühlte er sich eng verbunden. Der Abt des Prämonstratenserklosters Bonne-Espérance, Philipp von Harvengt, schrieb ihm vertrauliche Briefe voll guter Lehren, desgleichen die heil. Hildegard von Bingen über den Kreuzzug. Dichtern gewährte er an seinem Hofe gastliche Aufnahme. Dem bekannten Christian von Troyes lieh er die Vorlage zu dessen Parzival und bekam dafür mehrere Werke gewidmet. Schon daraus geht hervor, daß er ganz der französischen Cultur angehörte, wenn er auch politisch gern zum deutschen Kaiserthum hielt. Auf die wirthschaftliche Hebung seines Landes war er immer bedacht, verschaffte seinen Kaufleuten überall günstige Absatzgelegenheiten. Aber es ist nicht richtig, ihn gerade als Beschützer der Communen zu feiern. Er unterwarf sie harter Polizeigewalt, weil er in ihnen ein Hinderniß seiner monarchischen Pläne erblickte. Damit berühren wir sein letztes Ziel: die Einigung der zwischen Frankreich und Deutschland liegenden Gebiete zu einem Staate unter seiner Herrschaft. Dann hätte er ebenbürtig neben den Kaiser und die Könige treten können. Man darf ihn wol einen Vorläufer der burgundischen Herzöge aus dem Hause Valois nennen. Hätte er länger gelebt, so würde er den Aufschwung Frankreichs, die Umwandlung des lose gefügten Lehensverbandes in einen Beamtenstaat im Bunde

mit Deutschland gehindert haben. Sein Tod beschwor für Flandern große Gefahren herauf, namentlich infolge jener Abtretung von Artois und des Mathildinischen Witthums. Ist auch ein abschließendes Urtheil über ihn heute nicht möglich, so kann man doch sagen, daß die Bedeutung seiner Persönlichkeit größer ist als die der thatsächlichen Ergebnisse seiner Regierung.

Eine kritische Biographie steht noch aus. — Hauptquellen sind die Kamericher Annalen des Lambert von Waterlos bis 1170; die Aufzeichnungen aus Anchin; die Genealogiae comitum Flandriae, namentlich die sogenannte Flandria generosa; Gislebert's Chronik mit den inhaltreichen Erläuterungen Vanderkinderes. — Aeltere Litteratur gibt Chevalier in der Bio-Bibliographie. Der Aufsatz von de Smet steht auch im 2. Bd. des Recueil seiner Mémoires (1864). Neben dem älteren Werke von Warnkönig kommt vor allem in Betracht Pirenne, Histoire de Belgique, die zuerst deutsch erschienen ist; desselben Artikel in der Biographie nationale de Belgique Bd. 17, dann als grundlegend für alle territorialen Fragen Vanderkindere, La formation territoriale des principautés belges; dazu desselben Aufsatz im Bull. de l'Acad. de Belgique, Cl. d. lettres 1905 über die Communalpolitik. Das Verhältniß Philipp's zu König Philipp August ist eingehend behandelt von Cartellieri, Philipp II. August, Bd. 1 (1899/1900) und 2 (1906), mit zahlreichen Litteraturangaben. Vgl. auch die Biographie Balduin's V. von Ludwig König. Die Urkunden sind — aber nicht sorgfältig genug — gesammelt von Wauters, auf dessen Libertés communales (1878) gleichzeitig hinzuweisen ist.

Alexander Cartellieri.

Philippi: Johann Friedrich Hector Ph., Jurist, ist geboren zu Hannover am 16. März 1802, studirte in Bonn und Heidelberg 1820 bis 1823 Philosophie und Rechtswissenschaft, bestand 1824 das Auscultator-, 1825 das Referendar- und 1827 das Assessor-Examen, war als Assessor im „öffentlichen Ministerium“ (Staatsanwaltschaft) der Landgerichte Köln und Kleve thätig, wurde am letzteren Orte 1831 Staatsprokurator, 1838 Appellationsgerichtsrath in Köln und stand von 1848—1875 als Präsident dem Landgerichte zu Elberfeld vor. Er starb am 1. Januar 1880 in Poppelsdorf bei Bonn, wohin er sich nach seiner Verabschiedung zurückgezogen hatte. Im J. 1873, zu seinem Dienstjubiläum, hatte er den Titel eines Geheimen Ober-Justizrathes empfangen.

Ph. hat sich, außer durch seine amtliche, durch juristisch-schriftstellerische und durch politisch-parlamentarische Thätigkeit ausgezeichnet, in welchem Maße, das wird wol am besten dadurch bezeugt, daß ihm jene den Bonner Ehrendoctor (verliehen bei dem Universitätsjubiläum, 1868), diese das Elberfelder Ehrenbürgerrecht (verliehen 1875 beim Austritt aus der Wirksamkeit) einbrachte. — Hatte sich Ph. um Elberfeld doch schon 1849 verdient gemacht, indem er damals als Abgesandter der Stadt auf Antrag der gesammten Bürgerschaft nach Berlin ging, um die Wiederaufnahme der Stadt in Gnaden nach der Revolution zu erzielen, worüber er damals hauptsächlich mit v. Radowitz unterhandelte. Dann wurde er 1869 wieder, als Vertrauensmann fast aller Parteien, von Elberfeld entsandt, dieses Mal ins Abgeordnetenhaus, wo er sich der nationalliberalen Partei, zuerst als Hospitant, später als Mitglied anschloß. Das Mandat, das ihm 1873 erneuert wurde, mußte er 1874 aus Gesundheitsrücksichten niederlegen. — Seine juristischen Schriften bestehen in Commentaren zu den Civilstandsgesetzen (1. Ausg. 1838, 2. 1855, 3. 1865), zu der Vormundschaftsordnung (1. Ausg. 1859, 2. 1870) und zu der Hypothekenordnung (1860). Sie sind ihrer Zeit viel gebrauchte Handbücher der

rheinländischen Juristen gewesen und entbehren als gründliche und klare Erörterungen über eigenartige Materien, für welche die reine Theorie der praktischen Vermittlung besonders bedarf, auch keineswegs wissenschaftlichen Werthes.

Nach gefl. Mittheilungen des Sohnes, Herrn Professors und Geh. Archivraths Philippi in Münster. Ernst Landsberg.

Philippović: Josef Freiherr Ph. von Philippsberg, k. k. Feldzeugmeister und Commandeur des Maria-Theresienordens, wurde als Sohn eines k. k. Hauptmanns von altbosnischem christlichem Adel zu Gospić in der ehemaligen Likaner Militärgrenze am 28. April 1818 geboren und trat schon im 16. Lebensjahre als Cadett in das Likaner Grenzregiment Nr. 1. Am 1. April 1836 zum Pioniercorps transferirt, erhielt er seine militärische Ausbildung in der Tullner Pionier-Corpsschule. Am 1. April 1839 erfolgte seine Beförderung zum Unterlieutenant II. Cl., am 16. December 1842 zum Unterlieutenant I. Cl., am 29. September 1843 zum Oberlieutenant bei gleichzeitiger Uebersetzung in den Generalquartiermeisterstab und am 20. September 1847 seine Beförderung zum Hauptmann. Die Feldzüge von 1848 und 1849 machte er in Ungarn als Souschef der Generalstabsabtheilung des 1. Corps unter Feldmarschalllieutenant Freiherrn v. Jellačic mit. 1848 betheiligte sich P. an der Unterdrückung des Aufstandes in Wien und zwar speciell an dem Gefechte bei der Sophienbrücke und bei der Erstürmung von Wien, machte die Gefechte bei Schwechat, Parendorf, Altenburg und das Treffen von Moor mit. Während dieses Feldzuges erfolgte am 13. November 1848 seine Beförderung zum Major im Warasdiner Grenz-Infanterieregiment; ferner wurde P. für seine Leistungen in dem Feldzuge von 1848 im J. 1849 mit dem Militär-Verdienstkreuze ausgezeichnet. Im Feldzuge 1849 kämpfte er in dem Gefechte bei Tétény, in den Schlachten bei Kapolna, bei Isaszeg, in drei Recognoscirungsgefechten bei Pest, in dem Treffen bei O'Becse und in der Schlacht bei Hegyes; für seine hervorragenden Leistungen in letzterer Schlacht wurde er mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet. Am 12. September 1851 bei gleichzeitiger Beförderung zum Oberstlieutenant zum Generaladjutanten des Feldzeugmeisters Banus Jellačic ernannt, verblieb er in dieser Stellung bis zu seiner am 1. Januar 1853 erfolgten Beförderung zum Obersten und Commandanten des Warasdiner Kreuzer Grenzregiments Nr. 5. Am 19. April 1859 zum Generalmajor und Brigadier beim 8. Corps ernannt, legte er unter Feldzeugmeister Ritter v. Benedek am 24. Juni desselben Jahres in der Schlacht bei Solferino so hervorragende Umsicht und Tapferkeit an den Tag, daß er in Anerkennung dieser Leistungen durch Allerhöchste Entschließung am 17. December 1859 mit dem Orden der Eisernen Krone II. Classe ausgezeichnet, sodann in Gemäßheit der Ordensstatuten am 20. März 1860 in den erblichen Freiherrnstand erhoben wurde. Nach dem Kriege ging er als Brigadier nach Semlin und fungirte in den Jahren 1861, 1864 und 1865 als kaiserlicher Commissär bei dem serbischen Kirchencongreß in Carlowitz; aus diesem Anlasse wurde er am 24. November 1864 mit dem Ritterkreuze des St. Stefansordens ausgezeichnet. Im Kriegsjahre 1866 fand Ph. als Generalmajor und Ablatus des Commandanten des 2. Corps, Feldmarschalllieutenants Grafen Thun-Hohenstein, Verwendung, that sich in der Schlacht bei Königgrätz und im Treffen bei Blumenau in bravouröser Weise hervor und trug durch seine Umsicht und Thatkraft erheblich dazu bei, daß der Donauübergang bei Preßburg im Besitze des 2. Armeecorps verblieb. Noch während des Feldzuges am 16. Juli 1866 zum Feldmarschalllieutenant befördert, wurde ihm für die Leistungen in diesem Feldzuge die Allerhöchste be-

lobende Anerkennung zu Theil. Am 6. September 1866 wurde P. zum Commandanten der 1. Truppendivision in Wien ernannt, am 5. December 1867 wurde ihm das Infanterieregiment Nr. 35 verliehen und am 18. Januar 1870 erfolgte seine Berufung auf den Posten des Divisionärs in Innsbruck bei gleichzeitiger Ernennung zum Landesvertheidigungs-Obercommandanten für Tirol und Vorarlberg. Im 4. Januar durch die Verleihung der Würde eines geheimen Rathes ausgezeichnet, erfolgte am 28. Januar desselben Jahres seine Beförderung zum Feldzeugmeister und Ernennung zum commandirenden General in Brünn, von welchem Posten er bald darauf am 14. Juni 1874 zum commandirenden General in Prag ernannt wurde.

Im J. 1878 an die Spitze der zur Occupation von Bosnien und der Herzegowina bestimmten Truppen berufen, erließ P. am 27. Juli eine Proklamation an die Bewohner dieser Länder, überschritt am 29. Juli die Save bei Brod, trat sofort den Marsch nach Dervent an und erhielt durch die Recognoscirungen nach Maglaj und Zepče, welche die ersten blutigen Opfer kosteten, den Beweis, daß er es mit fanatisirten, zum entschlossensten Widerstand bereiten Gegnern zu thun habe. Nach der unter lebhaftem Gefechte erfolgten Besetzung von Maglaj erhielt der Feldzeugmeister die Zusicherung einer ansehnlichen Verstärkung, jedoch wartete er dieselbe nicht ab, sondern beschloß die Angriffsbewegungen auf Sarajevo fortzusetzen, lieferte den Gegnern am 7. August das Gefecht von Zepče, langte am 11. August mit dem Gros in Zenica an, vollzog am 13. August bei Vitez die Vereinigung mit den Vortruppen, lieferte dann die siegreichen Gefechte bei Belatovac, Kakany, Višoka, Kiseljak, Blazny und besetzte am 19. August nach einem hartnäckigen Widerstande der Gegner Sarajevo. Um 4 Uhr Nachmittags wehte die kaiserliche Standarte auf den Zinnen der Citadelle, und Ph. hielt, von dem friedlichen Theile der Bevölkerung freudigst begrüßt, den Einzug in Bosniens Hauptstadt. Der Kaiser ernannte den Feldzeugmeister am 20. August 1878 zum Commandanten der 2. Armee und verlieh ihm gleichzeitig in Anerkennung seiner ausgezeichneten Führung während der Occupationsaction die Kriegsdecoration des Großkreuzes des Leopoldsordens.

In kurzer Zeit stellte Frhr. v. Ph. die Ruhe und Ordnung in den occupirten Ländern wieder her, so daß bei Auflassung des Commandos der 2. Armee derselbe ein Allerhöchstes Handschreiben vom 18. November 1878 erhielt, in welchem ihm für die rasche Bewältigung des bewaffneten Widerstandes, Herstellung der Ruhe, Ermöglichung einer geregelten Administration „der wohlverdiente Dank und die vollste Anerkennung“ ausgesprochen wurde. In sein früheres Verhältniß nach Prag zurückversetzt, erhielt Ph. mit Allerhöchstem Handschreiben vom 2. Mai 1879 als weitere Belohnung das Commandeurkreuz des Maria-Theresienordens. Anläßlich seines 50jähr. Militärdienstjubiläums geruhte der Kaiser am 26. October 1879 ein Allerhöchstes huldreiches Handschreiben an den Jubilar zu erlassen. Am 6. April 1881 wurde Ph. zum commandirenden General in Wien ernannt, am 8. April 1882 jedoch auf seine Bitte in der gleichen Eigenschaft nach Prag zurückversetzt, wo er bis zu seinem letzten Athemzuge in treuer Pflichterfüllung gewirkt hat. Er starb am 6. August in Prag infolge eines Schlaganfalles. Ph. war ein strammer schneidiger Krieger, dem das Glück mit seltener Ausdauer von Anfang bis zum Ende seiner glänzenden Soldatenlaufbahn zur Seite stand.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Lukes, Maria Theresien-Orden. — Armeeblatt 1889.

Sommeregger.

Philippson: Ludwig Ph., Dr., hervorragender Theologe und Publicist, geboren am 28. December 1811 zu Dessau, † am 29. December 1889 in Bonn. Ph., der frühzeitig schon seinen gelehrten Vater Moses (geboren am 9. Mai 1775 in Sundersleben, † am 20. April 1814 in Dessau) verlor, bezog nach Absolvirung der Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt die Universitäten Halle und Berlin. 1830 erlangte er in Berlin auf Grund seiner Dissertation: „De internarum humani corporis partium cognitione Aristotelis cum Platonis sententia comparata“ die philosophische Doctorwürde. Dieser Arbeit folgte bald als zweiter Theil: „Philosophorum veterum usque ad Theophrastum doctrina de sensu“. Schon früher erschienen von ihm (bei J. A. Liszt): Ezechiels’, des jüdischen Trauerspieldichters „Auszug aus Aegypten“ und Philo des Aelteren „Jerusalem“ nach ihren Fragmenten herausgegeben, übersetzt und erklärt, denen sich dann (Berlin 1832): „Podalirius, oder über Aristoteles als Naturforscher und Arzt“ und: „Benedict Spinoza’s Leben und Charakter“ anreihten. Reiches historisches Wissen bekundete Ph. in seinem 1832 erschienenem Buche: „Wie verloren die Juden das Bürgerrecht in Ost- und Weströmischen Reiche“. 1833 erhielt Ph. einen Ruf als Lehrer und Prediger an die Synagogengemeinde nach Magdeburg, der er dann bis zu seinem Abgange nach Bonn 1862 als Rabbiner vorstand. Philippson’s Auftreten als moderner jüdischer Theolge und Publicist fällt in eine für die Geschichte der Juden nach innen und außen reichbewegte Zeit und entfaltete er, durch seine Thätigkeit als eifriger Wortführer für die Rechte der Juden und für den Fortschritt im Judenthum, eine reichgesegnete Wirksamkeit. 1837 begründete Ph. die noch heute bestehende „Allgemeine Zeitung des Judenthums“, in welcher besonders die Einheit der Israeliten in ihrem Kampfe für bürgerliche und gesellschaftliche Gleichstellung zu Ausdruck kam und für Bildung und Aufklärung der Juden Großes geleistet wurde. Ph. trat mit Eifer und Schlagfertigkeit besonders für die Emancipation der Juden in Preußen und Deutschland ein. Auf seine Anregung haben Vertreter der jüdischen Gemeinden, durch persönliche Vorstellung beim Könige Friedrich Wilhelm IV. (1842) es bewirkt, daß von der damals beabsichtigten Ausschließung der Juden von der allgemeinen Wehrpflicht Abstand genommen wurde und auch andere in Aussicht genommene Beschränkungen unterblieben. 1856 (vgl. Der Kampf der Preußischen Juden für die Sache der Gewissensfreiheit) bewirkte Ph., daß 270 Gemeinden Verwahrung gegen den vom Abgeordneten Wagner im Landtage eingebrachten Antrag auf Streichung des Paragraphen 5 der Verfassung, nach welchem die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte vom Glaubensbekenntniß unabhängig ist, mit Erfolg einlegten. 1862 richtete Ph. ein Sendschreiben als Widerlegung an den damaligen Unterrichtsminister in Preußen, Bethmann-Hollweg, der in offener Sitzung gegen die Juden den Vorwurf erhob, daß sie verfolgungssüchtig seien. Aber auch für die Rechte der Juden im Auslande trat Ph. mit Eifer ein. So verwandte er sich beim Pariser Congresse für die Gleichstellung der Juden im Türkischen Reiche, welche durch einen Ferman vom 21. Februar 1855 ausgesprochen wurde, und trat für die Cultusfreiheit der in Spanien wieder aufgenommenen Israeliten bei den Cortes ein, welche theilweise durch Beschluß vom 28. Februar 1855 gewährt wurde. In diese Kategorie seiner Wirksamkeit gehören auch seine Schriften: „Die Juden, ihre Bestrebungen und ihre Denuncianten“ (Magdeburg 1838) und: „Wie sich der Statistiker Staatsrath Hofmann verrechnet hat“ (1847); „Ansprache an die isr. Gemeinden Preußens“ (1847), „Zeitstimmen und Zeitstimmungen“ (1849).

Ph. huldigte in den Frühjahren seiner theologischen Wirksamkeit der radi-

calen Richtung innerhalb der Reformbewegungen im Judenthum. So hat er den ersten Gottesdienst der Genossenschaft für Reform des Judenthums in Berlin, der später Hobelheim als Prediger angehörte, geleitet („Predigten, gehalten beim ersten Gottesdienste der Genossenschaft für Reform des Judenthums zu Berlin"; „Drei Reden, nebst der Einleitungsrede zum Gottesdienste, gehalten von Dr. S. Stern", Berlin 1895). An den von ihm angeregten Rabbinerversammlungen in Braunschweig, Frankfurt a. M. und Breslau (1844—1846) nahm er hervorragenden Antheil, an der Rabbinerversammlung in Kassel (1866) und an der Synode in Leipzig („Zur Charakteristik der ersten jüdischen Synode", Berlin 1849). Besonders eifrig trat er in Wort und Schrift für Veredlung des Gottesdienstes und für Hebung des jüdischen Religionsunterrichtes ein. Schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit trat Ph. für die Gründung einer jüdischen Hochschule ein und hatte er diesen von ihm angeregten Gedanken erst verwirklicht gesehen, als er bei Eröffnung der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums in Berlin (2. Mai 1872) die Festrede hielt. Ph. gründete eine Bibelanstalt und ein Institut zur Förderung der jüdischen Litteratur (1855), das er achtzehn Jahre im Vereine mit anderen hervorragenden Gelehrten leitete und dem wir die Veröffentlichung vieler werthvoller Schriften über Juden und Judenthum verdanken. Auch als Prediger und pädagogischer Schriftsteller entwickelte er eine große Thätigkeit und wirkte dadurch anregend und belehrend auf weite Kreise. Er gab ein: „Israelitisches Predigt- und Schulmagazin" (3 Bände, Magdeburg 1834—1836; 2. Auflage Leipzig 1854) heraus; „Reden wider den Unglauben" (Leipzig 1856); „Siloah", eine Auswahl von Predigten (Leipzig 1844—1855); „Kleiner Katechismus der isr. Religion" (1845); „Kleiner Katechismus der isr. Geschichte und Liturgie" (1846); „Israelitisches Gesangbuch, enthaltend deutsche Lieder und Melodien" (Leipzig 1855); „Die israelitische Religionslehre ausführlich dargestellt" (3 Bände, 1860—1865); „Sechs Vorlesungen über die Resultate in der Weltgeschichte" (1860); „Neues israelitisches Gebetbuch" (1864): „Haben die Juden wirklich Jesum gekreuzigt?" (1865); „Die Religion der Gesellschaft und die Entwicklung der Menschheit zu ihr" (1866); „Weltbewegende Fragen", erster Band: Politik, zweiter Band: Religion (1864, 1869); „Der Rath des Heils, eine Mitgabe für das ganze Leben an den isr. Confirmanden und an die isr. Confirmandin" (Leipzig 1870); „Die Entwicklung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Islam" (1878); „Die isr. Religionslehre, Lehrbuch für die oberen Classen der Mittelschulen und Gymnasien" (1878).

Besonders hervorzuheben wären noch seine Dramen und Novellen: „Die Entthronten", Trauerspiel (1866); „Saron" (6 Bände, Leipzig 1844—1855); „Sepphoris und Rom, historischer Roman aus dem vierten Jahrhundert" (1866); „Jacob Tirado, Roman aus dem 16. Jahrhundert" (1867); „An den Strömen von Jahrtausenden, Erzählungen" (1872, 1873). Weithin bekannt und populär wurde Ph. durch sein weitverbreitetes Werk: „Die israelitische Bibel, Urtext, deutsche Uebersetzung und Erläuterung mit mehr als 500 Holzschnitten und Einleitungen in die einzelnen Bücher" (1839—1847), der dann viele Einzelausgaben für Synagoge, Schule und Haus folgten. Im J. 1871 veröffentlichte er ein „Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 für die deutschen Israeliten". Aus seinem Nachlasse veröffentlichte sein inzwischen verstorbener Schwiegersohn, der gelehrte Dr. M. Kayserling, Rabbiner in Budapest, „Siloah" (Neue Folge). Eine Auswahl von „Predigten von Dr. Ludwig Philippson. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse (Leipzig, M. W. Kaufmann).

Adolf Brüll.

Pierson: Karoline P., geborene Leonhardt, wurde am 6. Januar 1811 (nicht 1814) als die Tochter eines sächsischen Hauptmanns in Zittau geboren. Kurz nach ihrer Geburt starb die Mutter, und drei Jahre später erlag der Vater, der sich wieder verheirathet hatte, seinen im russischen Feldzuge erhaltenen Wunden. Karolinens Stiefmutter heirathete später den sächsischen Hauptmann Dreverhoff, so daß die Tochter nun auch einen Stiefvater erhalten hatte. Im Hause der Stiefgroßeltern erhielt sie eine vortreffliche Erziehung und durch den dortigen Verkehr mit gebildeten und gelehrten Männern vielseitige Anregung. Begabt mit einer regen, nie müden Phantasie, erzählte sie schon als Kind jene Märchen, Sagen und Geschichten, woran die Oberlausitz so reich ist, und die sie bei ihrem Talent so schön auszuschmücken verstand. Gelegentlich einer Schulprüfung verrieth sich, als Karoline zwölf Jahre alt war, ihr sogenanntes Improvisationstalent, infolge dessen sie von ihrem Lehrer Anleitung im deutschen Versbau erhielt. Sie schrieb nun viele Gedichte, die nicht so mangelhaft gewesen sein können, da einige derselben gewürdigt wurden, auf dem Stadtarchiv in Zittau aufbewahrt zu werden. Die Angehörigen der jungen Dichterin verhielten sich ihrer Neigung gegenüber mehr ablehnend als aufmunternd; dagegen beschäftigten sich ihre Lehrer, meist ausgezeichnete Gelehrte, viel mit ihr, und besonders der Director Burdach verstand es, ihr poetisches Talent zu fördern. Auch ihrem Verwandten, dem berühmten Archäologen Dr. Pescheck, verdankte sie viel, so daß ihr, als sie später als Improvisatrice auftrat, eine tüchtige wissenschaftliche Bildung dienstbar war. Auch über eine schöne Singstimme verfügte sie, und da sie viel Lebhaftigkeit bei ihren Vorträgen entwickelte, so rieth ihr ihr Landsmann Heinrich Marschner, sich für die Bühne auszubilden; allein Familienverhältnisse und vor allem des jungen Mädchens Neigung für litterarische Arbeiten verhinderten dies. Der Schule entwachsen, ging Karoline nach Dresden, wo sie unter dem Schutze einer würdigen Dame lebte und schriftstellerisch thätig war. Friedrich Kind, Ludwig Tieck u. A. zollten ihren Arbeiten gebührende Anerkennung, und besonders der erste war es, der sie in litterarische Kreise einführte, ihr die nöthige Unterstützung und Anregung zur Vertiefung ihrer Bildung gewährte und ihr namentlich eine weitgehende Perspective in die Gesetze der Prosodik und Metrik eröffnete. Im J. 1834 trat sie mit einer Sammlung ihrer Gedichte u. d. T.: „Liederkranz" an die Oeffentlichkeit. Friedrich Rückert spendete diesen Liedern warmes Lob; C. G. Reissiger, Jul. Otto, C. E. Hering, Otto Nicolai setzten mehrere derselben in Musik, und selbst Wolfgang Menzel, der abgesagte Feind aller Frauenpoesie, sprach ein günstiges Urtheil über sie. Dann folgten die Texte zu den Opern „Conradin von Schwaben" (1834, Musik von C. E. Hering) und „Bertha von Bretagne" (1835, Musik von J. Rastrelli). Im J. 1836 verheirathete sich Karoline mit dem unter dem Namen J. P. Lyser bekannten Schriftsteller, einem Sohne des Dresdener Hofschauspielers Burmeister; doch war die Ehe, der zwei Töchter entsprossen, nicht glücklich und wurde nach sechs Jahren wieder getrennt. In dieser Zeit lieferte sie zahlreiche Beiträge zu den von ihrem Gatten herausgegebenen Sammelwerken „Abendländische Tausend und eine Nacht" (1838—39) und „Abendländische Einhundert und eine Nacht" (1840), schrieb u. d. T.: „Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen" (1838) eine Reihe von Novellen, denen sie 1842 eine zweite Sammlung „Novellen" folgen ließ, ferner das Drama „Meister Albrecht Dürer" (1840; 2. Aufl. 1871), eine ihrer besten Leistungen, und gab das Taschenbuch „Herbstgabe" (1839—41) heraus, dessen Inhalt später u. d. T.: „Zehn Novellen" (III, 1842) erschien. Die Beschäftigung mit dem Leben und Dichten der Luise Karschin, deren Bio=

graphie sie auch schrieb, erweckte in ihr die Lust, sich auch öffentlich, wie sie es ja privatim so oft mit Erfolg gethan, als Stegreifdichterin zu bethätigen. Friedrich Rückert, dem sie mehrere Proben von ihrem Talent in Erlangen geboten hatte, ermuthigte sie, ihren Entschluß auszuführen, durch ein Gedicht, das die Dichterin ehrte und für sie, da es in der Frankfurter „Didaskalia“ abgedruckt wurde, der beste Empfehlungsbrief ward. So trat sie denn von 1840 bis 1843 in den größten Städten Deutschlands mit kaum geahntem Erfolge als Improvisatrice auf; an den Höfen zu Berlin, Wien, Hannover, Dessau, Bernburg, Pesth (zur Zeit des Erzherzogs Joseph) wurde sie ausgezeichnet und vom Könige von Hannover an die englische Königin Victoria empfohlen, die sich für die Dichterin interessirte und ihr einen Empfehlungsbrief an König Leopold I. von Belgien übergab. Im J. 1844 verheirathete sich Karoline mit dem englischen Tondichter Henry Hugo Pierson, der einige Zeit Professor an der Universität in Edinburg war, aber aus Vorliebe für Deutschland sich hier dauernd niederließ. Ihm zu Liebe gab Karoline ihre bisherige Thätigkeit als Stegreifdichterin auf, um sich nun ganz ihren Pflichten als Gattin und Mutter zu widmen. Sie lebte in der Folge mit ihrer Familie in Wien, Mainz, Würzburg, Stuttgart, Hamburg und zuletzt in Leipzig, wo sie am 28. Januar 1873 ihren Gatten durch den Tod verlor. Zwar hatte ihre Feder in dieser Zeit nicht ganz geruht; aber erst seit dem Jahre 1860 konnte sie ihrer schriftstellerischen Thätigkeit mehr Zeit und Muße widmen, und hat sie seitdem unter dem Pseudonym R. Edmund Hahn noch eine stattliche Reihe von Romanen geschrieben; z. B. „Das Dokument“ (1865), „Starhemberg oder: Die Bürger von Wien“ (1865), „Ein Jahr in der großen Welt“ (II, 1866), „Das graue Haus in der Rue Richelieu“ (1867), „Hohenzollern und Welfen“ (III, 1867—69), „Schloß Hrawodar“ (III, 1870), „Die Sklaverei der Liebe“ (II, 1872), „Die falsche Gräfin“ (1873), „Der Zögling des Diplomaten“ (III, 1876), „Zu früh vermählt“ (1876), „Schöne Frauen“ (II, 1881), „Im Park zu Rodenstein“ (II, 1881), „Die beiden Gräfinnen“ (II, 1884), „Die Geheimnisse des Waldschlosses“ (II, 1885), „Ehen werden im Himmel geschlossen“ (1886), „Das Erbfräulein“ (II, 1889) u. a. Nach dem Tode ihres Gatten hatte Karoline ihren Wohnsitz in Dresden genommen, um ihren drei Söhnen und einer Tochter nahe zu sein; im Jahre 1892 verlegte sie denselben nach Coswig bei Dresden, wo einer ihrer Söhne im „Lindenhof“ eine nachmals sehr berühmte Heilanstalt eröffnet hatte. Dort ist sie am 2. April 1899 hoch betagt gestorben.

Persönliche Mittheilungen. — Adolf Hinrichsen, Das litterar. Deutschland, 1891, S. 1041. — Die Gartenlaube, Jahrg. 1874, S. 711. — Lina Morgenstern, Die Frauen des 19. Jahrh., Bd. 3, S. 145. — Leipziger Illustr. Zeitung, Jahrg. 1886, Bd. 86, S. 313. — Sophie Pataky's Lexikon deutscher Frauen der Feder, Bd. 2, S. 135.

Franz Brümmer.

Pilat: Josef Anton Edler von P., Staatsbeamter und Publicist. Er wurde am 20. Februar 1782 zu Augsburg geboren, besuchte dort das Collegium ad Sanctum Salvatorem, studirte sodann die Rechte an der Universität zu Göttingen und trat 1803 als Privatsecretär in die Dienste des Grafen, späteren Fürsten, Metternich, damals österreichischen Gesandten in Berlin. Nachdem dieser 1806 Botschafter bei Napoleon I. in Paris geworden war, folgte ihm P. dorthin. In Paris war P. die Seele der deutschen Colonie, sprach sich in Gesellschaften freimüthig über politische Dinge und witzig sogar über den Bonapartismus aus. Als 1809 Oesterreich Napoleon

den Krieg erklärte, wurden Metternich in Paris, als Repressalie für die Internierung des französischen Botschafterpersonals in Ungarn, die Pässe verweigert und er wurde dort zurückgehalten; mit ihm P. und erst nach der Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) gelangten Beide unter militärischer Bedeckung in das von den Franzosen besetzte Wien.

Der für Oesterreich unglücklich verlaufenden Schlacht bei Wagram folgte der den Besiegten schwer drückende Schönbrunner Frieden (14. October); vorher jedoch war ein Ministerwechsel vor sich gegangen, indem Stadion zurücktrat und Metternich als k. k. Staats- und Conferenzminister (am 8. October) mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut wurde. Dadurch steigerte sich Pilat's Einfluß und Bedeutung an seines Herrn Seite um ein beträchtliches.

Er begleitete ihn auch stets, so 1813 zum Prager Congresse und nach dem entscheidenden Wechsel der Dinge, als die Verbündeten aggressiv gegen Napoleon vorgingen, 1813—1814 bei der ersten Occupation Frankreichs nach Paris, wo es zum Abschlusse des ersten Pariser Friedens kam. In diesen Jahren waren P. im kaiserlichen Hauptquartiere die Direction der k. k. Felddruckerei, die Redaction der Armeeberichte und verschiedene schriftstellerische Arbeiten, die den Zwecken des Krieges galten, übertragen. 1818 wurde er zum wirklichen k. k. Hofsecretär, später zum Regierungsrath im außerordentlichen Dienste bei der Staatskanzlei ernannt, am 20. Juli 1831 in den österreichischen Adelstand erhoben, nachdem er schon vorher das von Kaiser Franz I. für in den Jahren 1813 und 1814 geleistete hervorragende Dienste gestiftete goldene Civil-Ehrenkreuz und mehrere ausländische Orden erhalten hatte.

In seinem ganzen Thun und Lassen, Denken und Wirken folgte er nicht nur ganz und gar der Politik seines Herrn und Meisters, Metternich, dessen getreuester Diener er war, er schloß sich auch vollständig der an allem Alten und Hergebrachten in Religion und staatlichen Fragen festhaltenden Partei an, welche jeden Fortschritt verabscheute und ihm entgegenzutreten bemüht war. Zu seinen innigsten Freunden gehörten Friedrich v. Gentz, der Dichter und Convertit Zacharias Werner, Friedrich v. Schlegel, Clemens Maria Hoffbauer, der erste deutsche Redemptorist und Generalvicar dieses Ordens diesseits der Alpen, Adam Müller, der Haller folgend, die Umkehr der Wissenschaft zu lehren versuchte, Klinkowström, Jarke, Baron Penkler u. A., von denen die meisten vom Protestantismus zum Katholicismus übergetreten waren. P. war nicht nur ein entschiedener, strenggläubiger Katholik, er war auch ein offener Vertreter und Anhänger der Jesuiten und Redemptoristen, hing treu und fest den Ansichten und Lehren dieser an, begünstigte und förderte nach Kräften deren Bestrebungen. Er war eine der vielgenannten Persönlichkeiten im Kreise der Vertrauenspersonen der k. k. Hof- und Staatskanzlei und der aristokratisch-klerikalen Gesellschaft des vormärzlichen Oesterreich.

Vom 1. Januar 1811 an wirkte er nach Friedrich v. Schlegel's Rücktritt als Redacteur des „Oesterreichischen Beobachters", des allseits bekannten (um nicht zu sagen berüchtigten) Leibblattes Metternich's, des Organes, welches dessen Politik publicistisch vertreten und rechtfertigen sollte. Auch in dieser Stellung war P. ganz das Geschöpf des Fürsten-Staatskanzlers; jedes Blatt, bevor es gedruckt wurde, mußte diesem vorgelegt werden; er strich weg, setzte hinzu, änderte nach seinem Ermessen, schrieb auch wol sein Urtheil über das zur Veröffentlichung bestimmte an den Rand des Bürstenabzugs, und P. nahm in den „Beobachter" all das pflichtschuldigst auf, was ihm aus der Kanzlei Metternich's zukam, und es ist ihm viel zugekommen, was die freie Entwicklung des Geistes der Einzelnen und der Völker hinderte und für traurige

lange Jahre hinausschob, in Oesterreich, aber nicht in Oesterreich allein, denn Metternich's Regierungsprincipien waren durch Jahrzehnte nicht bloß in dem Reiche, dessen Geschicke in seiner Hand lagen, sondern in den meisten Staaten des Continents maßgebend.

Außer seiner publicistischen Wirksamkeit war P. in verschiedenen Litteraturzweigen thätig. Er schrieb „Ueber Arme und Armenpflege", Berlin 1804; „Betrachtungen eines Deutschen über die durch das Senatusconsult vom 16. November 1813 in Frankreich ausgeschriebene Conscription von 300 000 Mann", Frankfurt a. M. 1813; aus dem Französischen übersetzte er de Pradt, „Geschichte der Botschaft im Herzogthume Warschau von 1812", Wien 1814 f. und Karl Ludwig v. Haller's, des bekannten Restaurators der Staatswissenschaften „Schreiben an seine Familie, um ihr seine Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche zu eröffnen" (Wien 1831, drei Auflagen), ferner verfaßte er zahlreiche Aufsätze für Hartleben's „Justiz- und Polizeifama", für die Berliner „Haude und Spener'sche Zeitung", Gedichte und Uebersetzungen von Gedichten aus dem Griechischen und Lateinischen, welche in verschiedenen Taschenbüchern und Journalen erschienen sind, endlich gab er den „Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller 1800—1829", Stuttgart 1857, heraus.

P. war mit einem Fräulein v. Mengershausen aus Hannover vermählt, lebte in glücklicher Ehe; zwei seiner Söhne bekleideten höhere Stellen im österreichischen Staatsdienst: Clemens im Ministerium des Aeußern, Friedrich als Geschäftsträger am großherzoglichen Hofe zu Karlsruhe, Alois war Notar zu Grein in Oberösterreich; zwei Töchter wurden Nonnen, die dritte war mit dem Freiherrn Alexander v. Hübner, 1853 bis 1859 österreichischen Botschafter in Paris, vermählt.

Als der Märzsturm des Jahres 1848 Metternich und sein System hinwegfegte, war ganz naturgemäß auch Pilat's öffentliche Thätigkeit zu Ende; er diente noch einige Jahre im Ministerium des Aeußern, bis ihn die Last der Jahre nöthigte, in den Ruhestand zu treten; unbeachtet und ganz vergessen lebte er in Wien bis zu seinem am 2. Mai 1865 erfolgten Tode.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXII, 281. — Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte (Gotha 1889) IV, 214. — Die in Wien bestehenden Zeitschriften historisch dargestellt seit ihrer Gründung. „Beobachter." In Pietznigg, Mittheilungen aus Wien, 1833, 2. Heft, S. 76—83. — Wiener Zeitung, 1865, Nr. 105, S. 485. — Presse (Wiener Journal) 1865, Nr. 121, 122, 124. — Neue Freie Presse (Wiener Journal) 1865, Nr. 243 und 253. — (Hoffinger) Oesterreichische Ehrenhalle III, 35. — (Gräffer und Czikann) Oesterreichische National-Encyklopädie IV, 222. — Vehse, Geschichte des österreichischen Hofs X, 58.

Franz Ilwof.

Piloty: Ferdinand P., Historien- und Genremaler, geboren am 9. October 1828 zu München, als der jüngere Sohn des gleichnamigen berühmten Lithographen (1786—1844), genoß mit seinem nachmals so gefeierten Bruder Karl v. Piloty (s. A. D. B. XXVI, 140) denselben Studiengang und Unterricht im Atelier des Vaters, bildete sich dann weiter auf der Akademie, insbesondere unter der Leitung seines späteren Schwagers Karl Schorn (siehe A. D. B. XXXII, 382), dessen coloristischen Vorzüge alsbald maßgebend wurden und bestimmend auf die beiden Brüder einwirkten. Nachdem Ferdinand P. schon 1848 mit der Figur eines „hl. Sebastian" auf der Kunstausstellung die ersten Proben seines Flügelschlages kundgegeben hatte, bethätigte er sich an dem großen Rundgemälde von Jerusalem, welches Ulrich Halbreiter (siehe

A. D. B. X, 403), von 1848—50 zur Ausführung brachte, bei den figürlichen Staffagen, während der durch spätere Reisen nach Spanien, Algier und in den Kaukasus und seine interessanten Lebensschicksale so großes Aufsehen erregende Schlachtenmaler Theodor Horschelt (s. A. D. B. XIII, 160) die Pferde, Esel und Kameele, und August Löffler (s. A. D. B. XIX, 101) den landschaftlichen Theil auf sich nahm. Schon damals soll der junge P. beim Zusammenarbeiten durch seine kräftige Lichtwirkung die älteren Collegen zu einer helleren Farbengebung veranlaßt haben (Lützow's Zeitschrift I, 155). In den Kunstverein brachte P. 1849 eine „Wirthsstube", in welcher ein alter Schnurrant Schmuckwaaren feilbietet; 1850 den „Tod des spanischen Malers Fernandez Arias im Spital", nachdem derselbe noch kurz vor seinem Ende, wobei der kleine Murillo als Chorknabe assistirt haben soll, durch eine Zeichnung bewiesen hatte, wie unverdient er im höchsten Elend lebte. Dann folgten mehrere, nach dem Vorgang seines Bruders sehr coloristisch behandelte Genrestücke: ein „Aerztlicher Besuch", die „Heimkehr vom Felde" und die „Erste Vakanz-Reise" (1855): drei mit Wanderstab, Ränzlein und Rauch-Utensilien stattlich gerüstete, das schöne Gebirgsland jauchzend begrüßende Studentlein, wobei die wonnigliche Reiselust den landschaftlichen Theil überwog (Julius Grosse in Beilage 124 „Neue Münchener Zeitung", 25. Mai 1855). In zwei Varianten behandelte P. den „Thomas Morus im Kerker" (gest. von Schultheiß), wobei der Hauptaccent schon auf die realistische Darstellung der Kerkerwand und der Strohschütte fiel (Eggers' „Deutsch. Kunstblatt" 1856, VII, 291). Zwei Scenen (1857) aus „Raphaels Leben" und dessen „Sterbelager" geriethen in einen etwas gar zu novellistischen Ton (Jul. Grosse in Bd. 104 „Neue Münchener Zeitung", Mai 1858). Für das „National-Museum" mit Fresken betraut, die theilweise sehr unmalerische Stoffe boten, entschädigte sich P. klüglich durch stimmungsvolle Lösung dieser Probleme. Wie wäre denn der „Stiftung eines Spitals" auf anderem Wege beizukommen? Noch schwieriger war das Thema wie „Der vierzehnjährige Pfalzgraf Georg Johann von Veldenz 1558 bei der Reformation der Heidelberger Universität die Dankrede hält". Um die Darstellung einer Rede zu ermöglichen, ließ der junge Maler alle Register seiner coloristischen Begabung spielen. Ungleich bessere Motive bot eine Begebenheit aus dem „Bauernkrieg" (1525), wo die treuen Landleute von Weilersbach einen aufrührerischen Haufen gefangen nahmen. Noch glücklicher war die Aufgabe, die „Blüthezeit der freien Reichsstadt Augsburg im 16. Jahrhundert" in ein Bild zu bringen. Hier excellirte P. in virtuoser Freskotechnik und überbot alle in dieser historischen Galerie mitwirkenden älteren und jüngeren Zeitgenossen mit seiner glänzenden Manier, womit er ihnen ein selbstbewußtes „anch' io sono pittore" vorzureiten schien. Auch der mit Kostümen getriebene Makart-artige Prunkaufwand verblüffte alle Beschauer, obwohl der Opernspektakel der modernen Bühne unverkennbar mitspielte. Als Repräsentanten dieser reichen, kunst- und prachtliebenden Augsburger Mediceer wählte P. den reichen Hans Fugger, welcher in einem offenen Marmorsaale den Besuch der gleichgesinnten Patricierfamilie Franz Welser's empfängt; der schönen, ihre Eltern begleitenden Philippine bietet der junge Erzherzog Ferdinand eine Rose; im Hintergrund zeigt der alte Holbein den staunenden Frauen ein Tafelbild, davor ist um die klugblickende Herrin des Hauses eine Humanistengruppe placirt; die halboffene Halle gewährt einen Ausblick auf die prächtigen Bauwerke der Stadt. Der Steinfließ des Bodens knallt ordentlich vor Glätte. Manches wäre sicher nicht einwandfrei; am meisten stört die leidige Theater-Convenienz und der faustisch-mephistophelische erzherzogliche Werber um das kokettirende Gretchen. Man denkt an Platen's Rüge, daß der „Floskel-

schwall“ vom Publicum „immer als schöne Sprache“ gepriesen“ wird. Das Bild beanspruchte auch eine räumliche Ausdehnung, wie außer dem „Turnier“ Schwolser's bisher kein Maler im Nationalmuseum eine solche Wandfläche in Anspruch genommen hatte. Es war eine „Conversatione“, wie selbe schon der Urbinate mit der sogenannten „Disputa“ und „Schule von Athen“ inscenirte, Schorn mit der deutschen und englischen Geschichte versuchte, Kaulbach mit der „Reformation“ und mit dem Freskencyklus an der Neuen Pinakothek versinnlichte; Wilhelm Lindenschmidt bearbeitete verschiedene andere Fächer, wie Musik und Gelehrsamkeit, bis Karl v. Piloty mit dem riesigen culturhistorischen Münchener Stadtbild alle seine Vorgänger übertrumpfte. — General v. Spruner (s. A. D. B. XXXV, 325), der intellectuelle Urheber dieser historischen Galerie, welcher seinen Künstlern oft härtere Nüsse aufgab, lieferte als Hodeget unserm Ferdinand P. das nöthigste Material. Schließlich erhielt P. auch noch die „Verteidigung der Festung Gaëta“, wobei sich die Königin Maria von Neapel durch unerschrockenen Heroismus und wahre Charitas auszeichnete, ein Thema, welches als weiteres Prototyp der Piloty-Schule gelten mag. Auch das große, für die historische Galerie des Maximilianeums bestimmte, im bestechendsten Colorit ausgeführte Oelbild mit der „Heerschau der Königin Elisabeth über ihre englische Armada (1588)“ blieb sachgemäß in dem engbegrenzten Niveau eines ceremoniellen Kostümstücks befangen. Inzwischen zeichnete P. viele Holzschnitt-Illustrationen zu Shakespeare, insbesondere zu „Othello“ und „Romeo und Julia“, zur Stuttgarter Prachtausgabe von Schiller's „Gedichten“ und malte allerlei, oft sehr harmlose Genrebilder, z. B. Kinder, die dem Bildniß ihrer Mutter einen Schnurrbart anmalen; „Egmont und Klärchen“, einen „Ritter beim Juwelier“ (als Neuauflage von „Goldschmieds Töchterlein“), Karl V. in San Yuste, die „Wiedergenesung“, „Liebling in Gefahr“ (eine junge Dame schützt ihr Kätzchen vor einem Hund), Bruder Kellermeister vor einem Stückfaß eingeschlafen à la Grützner, aber auch den Grafen Eberhard von Württemberg vor der Leiche seines Sohnes, die komische Scene „Nach der Sitzung“ mit den im Weinkeller sich restaurirenden Rathsherren (gest. von Fleischmann; vgl. Lützow's Zeitschr. 1868 III, 76) und einen derselben Zopfzeit angehörigen „Stadtarzt“. Infolge einer italienischen Reise brachte P. eine „Mutter mit ihrem Kind“ und die „Predigt eines Mönches am Fischmarkt in Rom“, wobei P. mit Lenbach's „Titusbogen“ rivalisirte. Nachdem der Künstler durch weitere Reisen nach Paris und Wien sich erfrischt hatte, entwarf P. die lebenswahren Culturscenen für das Rathhaus zu Landsberg: das „Bürgertanzfest“, wobei Herzog Ernst 1873 wacker mithielt (Nr. 51 „Ueber Land und Meer“ 1886, 55, 1093) und die „Spitalbesichtigung durch Ludwig den Brandenburger“; zwei andere Bilder hatte Eduard Schwoiser (geb. 18. März 1820 zu Brüsau in Mähren, † 3. September 1902 zu München) gemalt. Für König Ludwig II. schuf P. einen Cyklus für das Schloß Neuschwanstein mit Episoden aus dem „Wartburgkrieg“, wobei namentlich die phantastischen Scenen mit dem unheimlichen Zauberer Klingsor in origineller Weise gelangen. Ein lebensgroßes Porträt König Ludwig II. in Feldmarschallsuniform lieferte P. für den Sitzungssaal der Landtagsabgeordneten (1876). — Dann trat P., welcher unter der steigenden Popularität seines celebren Bruders Karl Piloty vielfach zurückstand, demselben aber in unverbrüchlicher Treue völlig congenial ergeben blieb, von der Oeffentlichkeit zurück, ohne jedoch Pinsel und Palette ruhen zu lassen, da Ferdinand P. bei der malerischen Ausschmückung der königlichen Bauwerke in Linderhof und Herrenchiemsee (nebenbei auch mit einem Oelbild „Das Urtheil Salomo's“) vielfach in Anspruch genommen

wurde. Gegen drohende Kränklichkeit stärkte er sich in der freien Natur als unermüdlicher Nimrod. — Ferdinand P. (er starb am 21. December 1895 zu München) war Inhaber der Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft, Ehrenmitglied verschiedener Akademien, mit dem Titel und Rang eines königl. Professors. — In früherer Zeit übte er auch das Erbe seines Vaters, die Lithographie, und zeichnete mehrere Bilder z. B. nach Gegenbauer (Graf Eberhard der Rauschebart) und Philipp Foltz (Cid Campeador) auf Stein. — Eine große Zahl seiner besten Compositionen wurde von Schultheiß, Fleischmann, J. L. Appold u. A. in Stahlstich und Holzschnitt oder durch Hanfstängl und Jos. Albert in Photographie vervielfältigt und volksthümlich gemacht. Nicht so naturwüchsig und erfrischend wie viele Andere, mehr mit dem Verstand schaffend, imponirte dieser Maler doch durch den Respect vor der Kunst, durch die Strenge und Gewissenhaftigkeit, die er auf seine Arbeiten verwendete.

Vgl. Nagler, Monogrammisten, 1860, II, 854 (Nr. 2348). — Spruner, Die Wandbilder des Bayerischen National-Museums, 1868, S. 562. — F. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst, 1888, S. 253. — Nr. 355. d. Allgem. Zeitung v. 23. December 1895. — Kunstvereins-Bericht für 1895, S. 84. — Fr. v. Böttiger 1898, II, 276. — Louise v. Kobell, König Ludwig II. und die Kunst, 1896. Hyac. Holland.

Piper: Ferdinand Karl Wilhelm P., evangelischer Theologe, wurde am 17. Mai 1811 als ältester Sohn des Lehrers Dr. Joh. Heinrich Samuel Piper zu Stralsund geboren und starb als Doctor und Professor der Theologie zu Berlin am 28. November 1889.

Im elterlichen Hause herrschte ein ernster, gottesfürchtiger Sinn. Das Vorbild der Eltern, von welchen der Vater als streng und gewissenhaft, die Mutter als eine Verkörperung der himmlischen Liebe geschildert wird, hinterließ in dem empfänglichen Gemüth des Knaben, dessen gesundes Aussehen und geistige Regsamkeit schon früh die Blicke auch ferner Stehender auf ihn lenkten, einen bleibenden Eindruck. Ueber das Stralsunder Gymnasium, welches er vom 7. bis zum 18. Lebensjahre besuchte, spricht er sich selbst in anerkennender Weise, wie folgt, aus: „Diese Anstalt gelangte in jener Zeit zu einer früher nie gesehenen Blüthe durch eine Reihe tüchtiger Männer, vorzüglich durch die Verdienste des Directors Dr. Kirchner, späteren Directors der Schulpforta, eines durch Gelehrsamkeit und echte Humanität ausgezeichneten Mannes. In den beiden oberen Klassen war ich mit Vorliebe den mathematischen Studien ergeben, die unter der Leitung eines vorzüglichen Mathematikers, des Professors Nizze, späteren Directors des Stralsunder Gymnasiums, standen." Gerade diese mathematische Ausbildung sollte ihm später zu statten kommen. Neben den Arbeiten für die Schule, in welchen er großen Fleiß und Gewissenhaftigkeit entwickelte, also daß es ihm an Anerkennung und Auszeichnungen nicht fehlte, vertiefte er sich in die Werke der deutschen Dichter. Auch behielt er noch Zeit, sich in mannichfacher Weise der Ausbildung seiner musikalischen Anlagen zu widmen. Von Instrumenten spielte er die Orgel und die Flöte. Für erstere hatte er sich selbst, die Nacht zu Hülfe nehmend, ein umfangreiches Choralbuch abgeschrieben. Auch des Singens war er kundig und wirkte als Bassist in einem tüchtigen Männerquartett mit.

Als er die Schule im Jahre 1829 mit Nr. 1 verließ, erhielt er von seinem Director das „Zeugniß der unbedingten Reife". Als Studium wählte er sich Theologie und Philologie und wandte sich zunächst nach Berlin, wo gerade damals ausgezeichnete Kräfte thätig waren. Bestimmend für seine theologische Entwicklung wie für seinen späteren Lebensgang wurde die enge

Beziehung, in welche er als Schüler, Famulus und Reisebegleiter zu dem Kirchenhistoriker Neander trat. Drei Jahre blieb P. in Berlin und war während dieser Zeit fast täglich in dem Hause des von ihm hochverehrten Lehrers, welchem er als Corrector bei der Herausgabe seiner Kirchengeschichte hülfreiche Dienste leistete und auch späterhin in dankbarer Freundschaft verbunden blieb. Auch dem Philologen Boeckh, an dessen Seminar er theilnahm, trat er näher.

Mit welchem Fleiß der Jünger der Wissenschaft sich dem Studium hingab, beweist ein Brief, in welchem Neander seinem Vater rieth, er möchte den Sohn noch auf eine kleinere Universität senden, damit er dort durch das Studentenleben mehr von der strengen Arbeit abgezogen werde.

P. hatte nun die Absicht, ein viertes Jahr in Bonn zu studiren, wurde aber auf der Reise nach dort in Göttingen festgehalten. Nicht nur die schöne Lage des Ortes und das eigenartige Studentenleben, welches er in Berlin kaum kennen gelernt hatte, thaten es ihm an, sondern auch die gut ausgestattete Bibliothek. Ganz besonders aber fühlte er sich durch Lücke, an welchen Neander ihn empfohlen hatte, angezogen. Außer dem Verkehr mit Lücke war auch der mit Ritter, den Gebrüdern Grimm u. A. anregend und fördernd für ihn. Hier schloß er auch Freundschaft mit edlen ihm zusagenden Altersgenossen. Sein Interesse für die Mathematik dehnte er in Göttingen auf die Astronomie aus, welche ihn mit Gauß in nahen Verkehr brachte, der ihn am liebsten ganz und gar bei dieser Wissenschaft festgehalten hätte. Große Verehrung brachte er auch Harding entgegen, an dessen Ephemeriden er mitarbeitete, und dem er nach seinem von ihm tief betrauerten Tode als Anhang zu den Epheremiden einen ehrenden Nachruf widmete. Göttingen hatte ihn auch nach Beendigung seiner Studentenzeit festgehalten, indem ihm daselbst eine Repetentenstelle übertragen wurde. Am 20. Juni 1835 wurde er auf Grund seiner Dissertation über die Chronologie des Lebens Jesu zum Licentiaten der Theologie ernannt. Von seiner Beschäftigung mit der alten Kirchengeschichte legten die Arbeiten über den Hymnus des Clemens von Alexandrien (Göttingen 1835) und über Melito (Studien u. Krit. 1837) Zeugniß ab. So wurde die Göttinger Zeit eine Zeit ernster und fruchtbarer Arbeit, die nur einmal durch eine größere Reise in die Schweiz unterbrochen wurde, welche zur Bekanntschaft mit Uhland und Schelling führte.

Auf Neander's Veranlassung kehrte P. im J. 1840 nach Berlin zurück, wo er sich für das Fach der Kirchengeschichte habilitirte und damit in eine Periode seines Lebens eintrat, in welcher er der theologischen Wissenschaft neue Wege eröffnen und selbst zu seiner eigenartigen Bedeutung gelangen sollte. Nach zwei Jahren wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Sehr bald zeigte es sich, welchem besonderen Gebiete der neue Kirchenhistoriker seine Arbeitskraft zunächst zuwandte. Es war die Reform des Kalenderwesens, auf welche er schon in seiner „Kirchenrechnung“ hingewiesen hatte, und der einzelne vorbereitende Studien, wie die über die Geschichte des Osterfestes und die Kalendarien Karl's des Großen und der Angelsachsen voraufgingen.

Der bisherige Zustand des deutschen Volkskalenders erschien P. unhaltbar. Sollte der Kalender ein wirkliches Volksbuch für die evangelische Bevölkerung werden, so mußte nicht nur die bisher fehlende Einheitlichkeit in der Benennung der einzelnen Tage hergestellt, sondern auch darauf Bedacht genommen werden, daß eine größere Anzahl Namen durch neue ersetzt wurden, welche auf das Interesse der evangelischen Kalenderleser rechnen durften. Dabei

mußten viele katholische Heilige, zumal die, welche nie als solche gegolten hatten, evangelischen Glaubenszeugen weichen. Auf Anordnung des Königs Friedrich Wilhelm IV., welcher diese Kalenderreform besonders begünstigte, wurden P. nun aus aller Herren Ländern, in denen überhaupt Kalender erschienen, Probeexemplare für seine mühselige vergleichende Arbeit zugesandt. Als Frucht derselben erschien ein „Verbesserter evangelischer Kalender“, der mit dem Jahre 1850 begann und mit dem Jahre 1870 abschloß. Durch Gewinnung einer großen Anzahl tüchtiger Mitarbeiter begann der Herausgeber seinen weiteren Plan, ein evangelisches Volksbuch zu schaffen, dadurch zu verwirklichen, daß er der neuen Namenreihe die entsprechenden Lebensbilder folgen ließ, von welchen er selbst mehrere verfaßte. Dieselben erschienen späterhin unter dem Titel „Zeugen der Wahrheit“ als Sonderausgabe und erlebten sogar eine amerikanische Ausgabe. Mit dem zweiten Jahrgang erhielt der Kalender eine Abtheilung „Vermischte Aufsätze“ im Sinne der „gemeinnützigen“ Belehrungen, welche die Kalender zu bringen pflegten. Gerade in dieser Abtheilung finden sich werthvolle Untersuchungen von der Hand des Herausgebers. Einige derselben, wie: Christus in der Herrlichkeit, dargestellt in Mosaiken der alten Peterskirche (II, 50—52), Christus der gute Hirte (III, 19—25), die Grabinschriften der alten Christen (VI, 28—58), die Abnahme Christi vom Kreuz am Externstein in Westfalen (VII, 59—64), die Himmelsleiter (VII, 65—77), Christi Geburt, Tod und Auferstehung nach den ältesten christlichen Kunstdenkmälern (VIII, 37—54) weisen bereits auf das Gebiet der christlichen Alterthumswissenschaft hin, welches die eigentliche Domäne des Piper'schen Forschungstriebes werden sollte. Fast gleichzeitig mit dem verbesserten evangelischen Kalender erschien die durch P. besorgte amtliche Ausgabe des „Vergleichenden Kalenders“ (1851—1880), welche bis 1872 den Zusatz führte: „aus dem königl. preuß. Staatskalender (Staats-Handbuch) besonders abgedruckt“. Wurde der „Verbesserte ev. Kalender“ auch nicht behördlicherseits eingeführt, weil die Eisenacher Kirchenkonferenz das ablehnte, so hat er doch eine große Verbreitung gefunden. Auch wurde er in die „Unveränderlichen Tafeln“ des astronomischen und chronologischen Theils des preußischen Normalkalenders aufgenommen, welche im J. 1873 herausgegeben wurden. In etwas veränderter Form erschien die durch vorgenommene Vergleichungen verbesserte Piper'sche Namenreihe dann in dem „Normalkalender für das deutsche evangelische Volk“, welchen der Ev. Oberkirchenrath im J. 1876 herausgab. Das letzte Wort sprach der Verfasser in Angelegenheit seines Kalenders in zwei Artikeln, welche in der Neuen evangel. Kirchenzeitung 1871, Nr. 24 f. und in der Kreuzzeitung vom 22. Februar 1876 erschienen. Durch die Vorlesungen, welche P. über die christliche Alterthumswissenschaft vorbereitete, erkannte er, wieviel andere Nationen, zumal Italiener und Franzosen, den Deutschen hierin voraus waren, und daß gerade in den christlichen Bildwerken und Denkmälern ein bisher wenigstens von den deutschen Kirchenhistorikern noch fast ganz vernachlässigter Quellenschatz zu heben war. Gerade für die Auffassung, welche die Künstler und ihre Zeitgenossen selbst hatten, insofern die sittliche Erregung wie der sittliche Charakter jedes Zeitalters in ihnen sich darstelle, waren diese Monumente, besonders in Zeiträumen, für welche die schriftlichen Quellen nur spärlich flossen, vielfach geradezu Quellen ersten Ranges. So wurde P. der Schöpfer einer ganz neuen Disciplin, welche er „Monumentale Theologie“ nannte. Die erste Frucht dieser Arbeiten war seine Mythologie und Symbolik der Christlichen Kunst, welche aber leider auf die beiden Abtheilungen des ersten Bandes (1847 u. 1851) und auf die Mythologie beschränkt blieb. In derselben ist der Nach-

weis geführt worden, daß zahlreiche mythologische Stoffe von der alten christlichen Kunst aus dem Heidenthum übernommen wurden und auf die christlichen Darstellungen Einfluß gewannen. Diese Arbeiten erforderten nicht nur ein Studium der Monumente an Ort und Stelle, wofür namentlich die Gräber der alten Christen reiche Ausbeute lieferten, sondern auch ein Sammeln derselben, soweit sie durch Abdrücke und Bildwerke sich beschaffen ließen. Das gab Anlaß zu wiederholten Forschungsreisen nach Italien (das erste Mal 1853—54), Frankreich und England (1857). In Italien, wo P. fünf Mal weilte, zogen besonders Ravenna und Rom ihn an. Mehrfach mußte er darüber nach seiner Rückkehr dem König Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Vortrag halten. Ebenso hielt er in dem wissenschaftlichen Kunstverein, dessen Vorsitzender er war, über seine Reisen und Studien verschiedene dankbar aufgenommene Vorträge.

Schon im J. 1849 legte P., um für seine Zuhörer das nötige Anschauungsmaterial zu schaffen, in dem christl. Museum den Grund zu einer Schöpfung, die ihm selbst die liebste Arbeitsstätte werden sollte, und wo er auch die archäologischen und epigraphischen Uebungen abhielt, bei welchen er immer einen Kreis interessirter Schüler um sich zu sammeln und zu fesseln wußte. Durch einen staatlichen Zuschuß von jährlich 1500 Mark, sowie durch geschenkweise Zuwendungen und die treue, unermüdliche Sammlerthätigkeit seines Gründers und Directors gelangte das christliche Museum bald zu einem ansehnlichen Bestande, dessen werthvollstes Stück neben den großen litterarischen Werken ein Gypsabguß vom Sarkophag des Junius Bassus, eines römischen Stadtpräfekten aus dem 4. Jahrhundert, war. P. hatte sich, um die Abformung dieses in der Krypta der Peterskirche befindlichen Sarkophags, welcher reich mit altchristlichen Skulpturen ausgestattet ist, zu erlangen, erst die directe Erlaubniß des Papstes erwirken müssen. Von seiner letzten Reise, welche ihn 1869—70 über Italien bis nach Griechenland, Constantinopel und Smyrna führte, brachte er ein anschauliches Modell von einem Theile des Cömeteriums von St. Agnese zu Rom in $^{1}/_{20}$ der natürlichen Größe mit. Ein besonders reges Interesse wandte seinen Bestrebungen der damalige Kronprinz, nachherige Kaiser Friedrich, zu, welcher mit P. auf seinen Reisen wiederholt zusammentraf und ihn auch in seinem Museum besuchte. Letzteres befand sich anfangs in ziemlich beschränkten Räumen des Universitätsgebäudes, wovon nur zwei freundliche, nebeneinander gelegene Zimmer, deren größeres zugleich als Hörsaal diente, eine Ausnahme machten. Das jetzt würdiger untergebrachte Museum schmückt seit dem Tode seines Begründers ein schönes Oelbild desselben, welches schon vorher ungenannte Freunde zu diesem Zweck gestiftet hatten.

Mit dem Ausbau der im Museum vereinten Sammlungen gingen Hand in Hand die Vorarbeiten für das zweite größere wissenschaftliche Werk, welches P. veröffentlichte. Schon im 15. Bande der 1. Auflage der Herzog'schen Realencyklopädie (1862) war ein Artikel aus seiner Feder über die monumentale Theologie erschienen, welchem 5 Jahre später das umfangreiche Werk über die „Einleitung in die monumentale Theologie" nachfolgte. Es sollte in eine theologische Wissenschaft einführen, welche sich über den Monumenten aufbaut, die nicht bloß zur gelegentlichen Verwendung ihres Quellenwerthes beachtenswerth erscheinen. Ein großer Fleiß ist dabei auf den Nachweis verwandt worden, inwiefern die kirchlichen und weltlichen Geschichtswerke von der patristischen Zeit bis zum 16. Jahrhundert auf die Monumente eingehen. Was P. bei seinen Bestrebungen für die Monumentale Theologie vorschwebte, und wie er sich den Ausbau seiner Wissenschaft dachte, darüber hat er sich

selbst noch am Ende seines Lebens, wie folgt, ausgelassen: „Auf dem Wege, die ganz versäumte christliche Archäologie dem theologischen Studium zu vindiciren, lag mir ob die stets sich erneuernde Ausarbeitung der Vorlesungen, welche, ihrer sechs an der Zahl, zu einem Cursus von 3 Semestern sich gestalteten über Disciplinen, die sämmtlich erst geschaffen werden mußten: Archäologie der biblischen Urgeschichte und des Lebens Jesu, Monumentale Kirchengeschichte, Monumentale Dogmatik, Archäologische Kritik und Hermeneutik, Epigraphik des christlichen Alterthums, Quellenkunde der Kirchengeschichte. Die Herstellung von Lehrbüchern, auf die es zugleich abgesehen ist, hat noch nicht zum Abschluß gebracht werden können. Aber die Manuskripte sind vollständig und weit über die direkte Erforderniß der Vorlesungen ausgearbeitet."

Daß diese Art, die Monumente nur nach ihrem verschiedenartigen Inhalt zu behandeln, ohne auf ihr Verhältniß zur Entwicklung der Kunst selbst näher einzugehen, trotz der geistvollen Behandlungsweise doch den Monumenten nicht ganz gerecht wurde, ist zwar längst erkannt worden, kann aber dem Verdienste Piper's um die christliche Alterthumskunde keinen Abbruch tun.

Ein Ehrentag war für den unermüdlichen Forscher der 20. Juni 1885, an welchem er sein 50jähriges Licentiatenjubiläum feiern konnte, wozu ihm der Kaiser am Abend vorher das Ritterkreuz vom Hausorden der Hohenzollern überreichen ließ, während der Kronprinz in einem gnädigen und herzlichen Schreiben gratulirte. Ebenso wurden dem Jubilar seitens des Ministers, sowie der akademischen Behörden und Schüler Glückwünsche dargebracht.

P. war unverheirathet, aber zum Bewußtsein, daß er das Leben eines Junggesellen führe, ist er deshalb doch nicht gekommen. Denn seine ihm congeniale Schwester Luise, deren Andenken mit dem des Bruders für alle Näherstehenden unzertrennbar verbunden ist, wußte ihm sein häusliches Leben so behaglich zu gestalten und ging in seinen Bestrebungen und Arbeiten so auf, daß hier wohl von dem schönen Anblick einer geistigen Geschwisterehe gesprochen werden konnte.

War P. in seinen Vorlesungen ein Lehrer, welcher seine Zuhörer allezeit anzuregen verstand, so machte er zu Hause neben seiner Schwester in liebenswürdigster Weise den Wirth und hatte seine besondere Freude daran, wenn er akademische Bürger aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und dem Auslande — waren doch mehrfach auch Griechen bei ihm zu treffen — um sich versammeln konnte. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten behielt er noch Zeit, auch den großen Tagesereignissen des In- und Auslandes sein Interesse zuzuwenden. Ein Gedenkbuch, welches seine Schwester ihm mehrere Jahre nach seinem Tode geweiht und seinen Freunden gewidmet hat, enthält nicht nur Proben seiner dichterischen Begabung, sondern auch seiner vaterländischen Gesinnung, wovon besonders das „Deutsches Lied" überschriebene letzte Gedicht der Sammlung Zeugniß ablegt.

Im Sommer 1889 hatte P. auf einer Reise nach Rügen sich schon nicht mehr ganz wohl gefühlt, ohne weiter etwas darauf zu geben, da er sonst immer gesund gewesen war. Im November kam dann aber die Krankheit zum Ausbruch. Es fing mit Congestionen nach dem Gehirn an. Bis zum 22. November konnte er noch seine Vorlesungen halten, dann entwickelte sich eine entzündliche Krankheit, welche seinem Leben am 28. November ein sanftes Ende bereitete.

F. Piper: „De externa vitae Jesu chronologia recte constituenda (Dissertatio inaug.)", Göttingen 1835; „Kirchenrechnung", Berlin 1841; „Geschichte des Osterfestes seit der Kalenderreformation", Berlin 1845; „Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis ins

16. Jahrhundert", Bd. I, Abth. 1, Weimar 1847, Abth. 2, 1851; „Ueber die Gründung der christlich-archäologischen Kunstsammlung bei der Universität zu Berlin und das Verhältniß der christlichen zu den klassischen Alterthümern" (Vortrag), Berlin 1851; „Das christliche Museum der Universität zu Berlin und die Errichtung christlicher Volksmuseen", Berlin 1856; „Karl's des Großen Kalendarium und Ostertafel (nebst Anhang über die lateinischen und griechischen Ostercyklen des Mittelalters)", Berlin 1858; „Die Kalendarien und Martyrologien der Angelsachsen sowie das Martyrologium und der Komputus der Herrad von Landsperg", Berlin 1862; „Ueber die Einführung der monumentalen, insbesondere der christlich-monumentalen Studien in den Gymnasial-Unterricht", Berlin 1867; „Monumentale Theologie", in Herzog's Realencyklopädie 1862 (1. Aufl.) und 1885 (2. Aufl.); „Einleitung in die monumentale Theologie", Gotha 1867; „Das christlich-archäologische Museum an der Universität Berlin", Gotha 1874; „Die Zeugen der Wahrheit, Lebensbilder zum evangelischen Kalender auf alle Tage des Jahres", 4 Bde., Leipzig 1874—75; „Ueber den Gewinn aus Inschriften für Kirchen- und Dogmengeschichte" (in den Jahrbüch. f. deutsche Theologie) 1876; „Zur Geschichte der Kirchenväter aus epigraphischen Quellen" (in Zeitschr. f. Kirchengesch.), 1876; Artikel „Kalender" in Realencyklopädie f. Th. u. K. 1880 (2. Aufl.); „Die monumentale Ausschmückung der Schloßkirche in Wittenberg. Bedenken und Wünsche", Berlin 1886.

Luise Piper, Lied und Leben, Erinnerungen an Ferdinand Piper. Berlin 1897. — Zoeckler, Artikel „Kalender" in R.-E. 3. Aufl. — Hauck, Artikel „Piper" in R.-E. 3. Aufl.

Alexis Schwarze.

Pirazzi: Emil P., politisch-religiöser Agitator und Publicist, sowie Dramatiker, wurde am 3. August 1832 zu Offenbach geboren. Er war Enkel eines Piemontesen, der am Ende des 18. Jahrhunderts die noch bestehende Firma G(iorgio) Pirazzi und Söhne zu Offenbach gegründet hatte, und Sohn Joseph Pirazzi's (1799—1868), der sich in den Dreißigern und Vierzigern durch lyrische Veröffentlichungen in Tagesblättern, besonders in der „Didaskalia" des Frankfurter Journals, namentlich aber durch Begründung der ersten deutschkatholischen Gemeinde Südwestdeutschlands 1845 (in Offenbach) bekannt machte. Nach dem Besuche der Realschule ins Geschäft der Familie, dessen Theil- und (1868) Allein-Inhaber er später ward, eingetreten, reiste er 1851 zur Londoner Weltausstellung, 1856—57 nach Griechenland und tief hinein, theilweise mit dem noch unberühmten Ethnologen Adolf Bastian, nach Aegypten nilaufwärts bis Philä, im Frühlinge 1857 zurück über Süd-Italien und -Frankreich. Breitere Eindrücke dieser ausgedehnten Fahrt veröffentlichte P. in der Didaskalia, dem Cotta'schen Morgenblatt, Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd. Die ersten Gedichte, melancholische Platen'sche Sonette, hatte der 19jährige während einer Sodener Badecur September 1851 geschrieben. Zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat P. mit einem Vorspiel zu Schiller's Todtenfeier, anläßlich der 50. Wiederkehr seines Sterbetags am 9. Mai 1855, das auf einer Anzahl von Bühnen zur Aufführung kam, u. a. gesprochen von Auguste Crelinger im kgl. Opernhause zu Berlin. Diese Dichtung vermittelte ihrem Verfasser eine Einladung zu dem bekannten Mäcen Baron v. d. Malsburg nach Escheberg bei Kassel, wie vorher Geibel, Bodenstedt, Rodenberg u. A. Hier schrieb er im Spätsommer 1855 nach Laube's gleichnamigem Roman ein Drama „Gräfin Chateaubriant", das bald darauf in Hamburg und durch Fedor v. Wehl's (s. d.) Initiative, zum 4. Male neu bearbeitet, auf der Stuttgarter Hofbühne zur Aufführung kam. Ebenfalls

1855 begründete P. in seiner Vaterstadt Offenbach einen Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung und hielt bei der dortigen Feier von Schiller's Geburtstag 1859 (wo auch ein Hymnus seines Vaters, gedruckt im „Schiller-Denkmal" 1860 Bd. II, 273 f., gesungen wurde) die Festrede. Seitdem war P. im öffentlichen Leben unermüdlich thätig. Die Bahnen der ihm vom Vater eingepflanzten Geistesrichtung weiterwandelnd, betheiligte er sich rege an der Offenbacher deutschkatholischen Gemeinde und rief 1858 daselbst die „Freireligiöse Stiftung" mit ins Leben. Er trat dann publicistisch, später gelegentlich auch als Redner in Versammlungen und Vereinen, auf, durchweg in nationalem und freisinnigem Geiste. Seine nachdrückliche Theilnahme an Entstehung und Ausbreitung des Nationalvereins trug ihm sogleich im Anfang lange politische Untersuchung und kurze Gefängnißstrafe ein. In diesem Sinne und so auch im Kampfe der hessischen Nationalpartei gegen das reactionäre Ministerium Dalwigk griff er mit vielen, theilweise sehr scharfen Veröffentlichungen in der Tagespresse und Flugschriften, größtentheils anonym, ein, mit dem Namen dagegen in einer Reihe streitbarer vaterländischer Zeitgedichte. Im Juli 1861 wirkte er an der unter Herzog Ernst's von Coburg in Gotha vollzogenen Gründung des deutschen Schützenbundes mit; seine Berichte in der „Didaskalia" schilderten jene festlichen Tage der Wiedergeburt des deutschen Schützenthums als eines wichtigen einigenden nationalen Factors am eingehendsten.

Winter und Frühling 1861/62 holte sich P. mannichfaltige Anregungen von einem Aufenthalte in Italien, meistens zu Florenz und Rom, wo sein bedeutendstes dichterisches Werk, die fünfactige Verstragödie „Rienzi der Tribun", entstand und er sowol deutschpatriotisch sich nützlich machte als mit italienischen Einheits-Propagandisten, namentlich der Deutschböhmin Marchesa Anna Pallavicino-Trivulzio († 1885), in lebhaften Verkehr trat. Mit Feuereifer warf sich P. sodann in die 1863 heftig aufflammende jung-schleswig-holsteinische Bewegung, voran mit doppelter Kundgebung für die Elbherzogthümer: in erster Linie 1864, da er unter den Auspicien des Frankfurter 36er Ausschusses „Ein Wort an England von Deutschlands Recht und Schleswig-Holsteins Ehre" herausgab und den deutschfreundlichen Mitgliedern des englischen Unterhauses widmete. Umfänglich erweitert erschien es später französisch („L'Angleterre et l'Allemagne à propos du Schleswig-Holstein") in Brüssel und wurde so den Parlamenten Englands, Frankreichs, Belgiens, Italiens vertheilt. Der als Antwort darauf von dem Schleswig-Holstein geneigten englischen Abgeordneten Sir Harry Vermey an P. gerichtete Brief machte die Runde durch die deutsche Presse. Kurz vor Ausbruch des deutschen Kriegs von 1866 nahm P. sechswöchigen Aufenthalt zu Paris und war Ende dieses Jahres bis in den Anfang 1867 bei der dann von Offenbach nach Darmstadt verlegten täglichen Mainzeitung thätig. Bei allen politischen Wahlen seiner Heimath und dann zum Land- und Reichstag betheiligte sich P. aufs regste organisatorisch wie agitatorisch, in hunderten von Artikeln, Berichten u. dgl. in Frankfurter und Offenbacher Zeitungen, durchgängig in alt-nationalliberaler, später auch, ungeachtet seines demokratischen Anstrichs, in antisocialistischer Richtung. Ueber hessische Zustände schrieb er auch in die „Neue Freie Presse", die „Grenzboten", anderwärts, auch in die Berliner „Nationalzeitung", Feuilletons. Ergebniß der genannten Rienzi-Studien war das Büchlein „Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich", das 1872 dem einsetzenden Kampfe gegen die römische Kirche beisprang, wie denn P. bis zum letzten Athemzuge in seiner rastlosen Förderung der freireligiösen Bewegung den Ursprung des Deutschkatholicismus aus J. Ronge's Abfall von Rom nie

verleugnete: er war Jahre lang zu Offenbach Vorsteher der deutschkatholischen Gemeinde und der deutschen freireligiösen Stiftungen. Eine Hauptstütze wurde P. endlich dem zu Ende der 60er Jahre von der Prinzessin Ludwig von Hessen, späteren Großherzogin Alice, begründeten confessionslosen Alice-Frauenverein für Krankenpflege in Hessen. Ungebrochen in Arbeitsfreudigkeit und lebendigster Antheilnahme an allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens ist P. am 8. Januar 1898 den Folgen eines Bronchialkatarrhs erlegen, in Offenbach, der Stadt, da er gewurzelt und alle seine kräftigen Anstöße hatte ausgehen lassen. Zahlreiche Freunde, die er sich auf den verschiedenen Feldern seines Schaffens erworben, viele Bedürftige, denen er geholfen hatte, betrauerten den Tod des starkgeistigen, hochstrebenden Mannes, der schon gar bald da und dort fehlen sollte.

Zählt man die vielfältige publicistische Bethätigung, wie sie oben angedeutet, zu seiner sonstigen litterarischen dazu, so ergibt sich eine beträchtliche Fruchtbarkeit des doch mitten im Getriebe des praktischen Lebens und der Oeffentlichkeit stehenden Mannes. Eine durchaus impulsive Natur, hat er freilich in der Regel auch als Belletrist und als Poet die Tendenz des Kampfes für Recht und Freiheit in den Vordergrund gerückt. Sogar seine Dramen tragen etwas wie einen Protest gegen die neuere Bühnenlitteratur und ihre Art in sich. Aber ob er politisirt oder sonstwie in den Meinungsstreit des Tages eingreift, ob er als Historiker oder als selbstschöpferischer Schriftsteller auf den Plan tritt: „überall tritt uns die ehrliche Begeisterung für alles Gute und Große mit überzeugender Kraft entgegen, die seinem Wesen wie seinem Schaffen die Einheit gibt und ihn weit über das Niveau der Durchschnittsmenschen hinaushebt“ — so charakterisirt ihn unmittelbar nach dem Tode ein persönlich Vertrauter. Unter seinen dramatischen Dichtungen sind die zwei genannten Trauerspiele „Gräfin Chateaubriant“ (1856), 1883 in endgültiger Fassung gedruckt, und „Rienzi, der Tribun“ (1873), in den Vordergrund zu stellen. An letzterer Tragödie hing der Verfasser mit Recht ganz vorzugsweise; doch hat sie, vielleicht auch durch Richard Wagner's gleichnamige Oper hintangehalten, ebensowenig wie seine andern, theilweise nie gedruckten Dramen, trotz mehrfacher Aufführungen ihrem Autor bleibende Erfolge eingebracht. „Gräfin Chateaubriant“ blieb Jahrzehnte lang sein Schmerzenskind, und man lese in F. Wehl's „15 Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung“ (1886), S. 539/42 die Schwierigkeiten mit Stück, Dichter und Darstellern nach, welche es auch nicht über Wasser zu halten vermochten. Dahinter stehen: „Ein Dichtertraum. Phantasie-Festspiel zur Ersten Jahrhundertfeier von Schiller's Geburt. Mit freier Benutzung Schiller'scher Dichtungen“ (1859); sodann „Moderne Größen. Schauspiel aus der Gegenwart in 5 Aufzügen“ (1873); „Die Erbin von Maurach. Drama in 5 Aufzügen, frei nach einer Levin Schücking'schen Erzählung“ (1876; dem Druck sind als Anhang einige Ersatzscenen und Streich-Vorschläge für solche Bühnen beigegeben, die „an einer gewissen antiklerikalen Tendenz Anstoß“ nahmen); „Die Hochzeitsreisenden. Lustspiel in 1 Aufzug“ (1878; Neuausg. 1880); „Gräfin Sonnenburg“, Drama aus der Gegenwart (1890). Diese Prosa-Stücke sind einstmals, wie die Drucke theilweise angeben, vielfach auf die Bretter gelangt, jetzt aber längst von ihnen verschwunden und wol auch kaum noch für sie zu galvanisiren. Als Lyriker hat sich P. vorgestellt 1859 mit dem Hefte „Fünf Zeitgedichte“ (1859), der zwei Mal herausgebrachten Serie „Deutschland. Zwölf vaterländische Gesänge“ (1897, 2., vermehrte Auflage der Jubiläums-Ausgabe von 1896) — einem Kranze, mit dem er ganz ins heutige reichspatriotische Fahrwasser einmündet —, endlich dem lyrisch-epischen und didaktischen mäßig

starken Bande „Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen" (1888), der Ausbeute all seiner persönlichen und gelegenheitlichen Anregungen, überstrahlt durch „des Dichters Leitsterne: Freundschaft und Liebe — Freiheit und Vaterland": schöne Sprache, ideale Gedanken, doch leider meistens an Augenblicksanlässe zu eng angeknüpft. Der Text zur großen Oper „Der Sturm", frei nach Shakespeare's „Tempest", Musik von Anton Urspruch (1887) gelangte 1887/88 für das Frankfurter Stadttheater zur Aufnahme. Um seine Geburtsstadt hat sich P. außer vielen kleinen Artikeln durch die urkundlich sorgsamen „Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit", Festschrift zur 1. hessischen Landesgewerbeausstellung 1879, verdient gemacht; über ein Drittel davon handelt nach localen Quellen über Goethe's Beziehungen zu Lili und Offenbacher Freunden und ist von Paul Heyse wegen ansprechenden Tacts und Gemüths gelobt worden.

Von dem Prosaiker Pirazzi ist zunächst die packende novellistische Skizze „Florence Hamilton. Ein Abenteuer im päpstlichen Rom" von 1862 zu erwähnen, 1894 aus der „Didaskalia" abgedruckt. Die Biographie Joseph Pirazzi's (1869) genügte einem Herzensbedürfnisse, die Geschichte der Offenbacher deutschkatholischen Gemeinde zu ihrem goldenen Jubiläum 1895 diente gleichermaßen historischem Streben wie der Ueberzeugung. Insbesondere hat aber P. immer und immer wieder seine gewandte Feder in den Dienst des Freidenkerthums gestellt. Als Beispiele seien folgende Broschüren genannt: „Auch ein Glaubensbekenntniß. Allen Freireligiösen in Vorschlag gebracht" (1859); „Eine Rede wider die Unsterblichkeit. Kritische Bedenken" (1869); „Die alleinseligmachende Kirche und ihre Duldung Andersgläubiger. Eine Zeitungs-Controverse" (1875); „Zur Eides-Formel. Ein Appell an die Reichsgesetzgebung und die öffentliche Meinung" (1877). In diesen, theilweise aus dem Wiesbadener „Deutschkatholiischen Sonntagsblatt" zusammengefaßten Aufsätzen kommt Pirazzi's begeisterungsfähige, unbedingt wahrhaftige Denk- und Schreibweise deutlichst zur Geltung.

Zahlreiche Zeitungsnotizen nach dem Tode (ausführlicher Nekrolog von rn Offenbacher Zeitung vom 10. Jan. 1898, Nr. 7, Feuilleton) wurden mir nebst den meisten Schriften meist durch die Wittwe zugänglich, desgleichen eine handschriftliche „(auto)biographische Skizze" von 1887. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prof. d. 19. Jahrh.[5] III, 225 u. 523. — Fränkel im Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog III, 245. — Gottschall, Die dtsch. Nationalliteratur d. 19. Jahrh.[5] (1881) IV, 82 („Als ein Dramatiker rhetorischer Kraft zeigt sich E. P. in ‚Rienzi der Volkstribun', doch läßt auch diese Dichtung die nachhaltige Steigerung und überdies einen echt tragischen Conflict vermissen"). — „Kleine Presse" (Frankfurt a. M.) 1898, Nr. 9 u. Nr. 11, 2. Blatt (Auszug aus der Offenbacher Zeitung; mit Bildniß). — Aufsatz über Pirazzi aufgenommen in eine Artikelsammlung über die geistliche und gewerbliche Cultur Offenbachs seitens der dortigen städtischen Schulverwaltung 1904.

Ludwig Fränkel.

Plänckner: Julius von P., Oberst und Kartograph, geboren am 9. Februar 1791 zu Penig im Königreich Sachsen, † am 12. März 1858 zu Gotha. Der Vater war Superintendent, den Sohn aber durchglühte von frühester Jugend die Lust zum Soldatenstande. Auf sein vielfaches Bitten wurde der kaum dreizehnjährige Knabe im Juli 1804 von seinem Vater nach dem benachbarten Altenburg gebracht, um als Cadett in das dort garnisonirende sachsen-gothaische Regiment „Erbprinz" einzutreten. Im Herbste des Jahres 1804, bei Anwesenheit des Herzogs August, wurde der Cadett zum Fähnrich,

im folgenden Frühjahre zum Secondelieutenant ernannt. Das ruhige Garnisonleben sollte zur Freude des tatenlustigen Jünglings nicht lange dauern: im Jahre 1807 zog das zu den Rheinbundsmannschaften gehörige Regiment ins Feld und nahm an der Belagerung Colbergs theil. Sodann machte der 18jährige Lieutenant im Jahre 1809 den Kampf gegen die Tiroler mit, worauf er 1810 auch zur Bekriegung Spaniens mit entsandt wurde. In diesem Feldzuge wurde er zum Premierlieutenant befördert, erkrankte aber schwer in Gerona und kehrte im Juni 1811 als Reconvalescent in die Heimath zurück. Einen Monat später erfolgte seine Ernennung zum Capitän und im Februar 1812 mußte er mit seiner Compagnie nach Rußland aufbrechen. Da das gothaische Contingent von Wilna ab einen Theil der Nachhut des sich zurückziehenden französischen Heeres bildete, so mußte P. alle die Leiden jenes Rückzuges durchkosten. In Deutschland wieder angelangt, wurden die gothaischen Truppen der Besatzung von Danzig zugetheilt und hatten nun die 13 monatige Belagerung dieser Festung mit zu ertragen. Bei einem Vorpostengefecht am 5. März 1813 zeichnete sich P. so aus, daß ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehen wurde. Nach der Schlacht bei Leipzig traten dann die sächsischen Fürsten zu den Verbündeten über, und nun machte P. die Feldzüge 1814 und 1815 gegen Frankreich mit. Durch den Wiener Vertrag hatte der Herzog von Coburg-Gotha das kleine Fürstenthum Lichtenberg am Rhein erhalten und mit der Ordnung der militärischen Verhältnisse dort wurde P. betraut. Im J. 1834 übernahm er als Major die Führung des Coburger Bataillons, 1840 wurde er zum Oberstlieutenant befördert und 1842 kehrte er als Oberst und Regimentscommandeur nach Gotha zurück.

Die langen Friedensjahre widmete P. nun dem Studium der Geographie, dem kartographischen Zeichnen und der Meteorologie. An die Oeffentlichkeit trat er zuerst mit einer Ansicht und Beschreibung des östlichen Theiles des Thüringer Waldes. Dann folgte ein Panorama des Inselsberges, eine Zeichnung, die sich durch äußerste Genauigkeit auszeichnet. Später bearbeitete er kartographisch die deutschen Rheinlande und gab den Piniferus (eine Zeichnung und Beschreibung des Fichtelgebirges) heraus. Daneben wurde der bewährte Mann auch noch mit anderen Aufgaben betraut, so besonders 1830 bis 1832 mit der Oberleitung des Straßenbaues von Gotha über Oberhof nach Zella und Suhl, und mit Recht feiert ein Obelisk mit einer Inschrift in der Nähe von Oberhof seine Verdienste. Ein herrlicher Aussichtspunkt am Beerberg trägt den Namen „Plänckners Ruhe", und dort hat dem verdienten Manne 1898 der Rennsteig-Verein eine Gedenktafel gewidmet.

Aber weit entfernt, daß die wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten das Sehnen des alten Kriegsmannes ausgefüllt hätten. Sein Herzenswunsch blieb der, seine Truppen noch einmal „aus dem Tempel heraus" und gegen den Feind führen zu können. Endlich im J. 1848 schien ihm Erfüllung zu winken. Das Gothaer Bataillon wurde mobil gemacht und zog unter Plänckner's Führung nach Erfurt. Da, im Augenblick, als er sein Bataillon auf dem Anger aufmarschieren ließ, traf ihn ein Schlagfluß und brachte ihm 10 Jahre schweren Siechthums, aus dem ihn erst der Tod erlöste. Der Herzog selbst gab dem wackern Staatsdiener und Kriegsmann das Ehrengeleit, als am 16. März 1858 die dreifache Salve über's Grab erscholl.

Vgl. Goth. Zeitung, Jahrg. 167, Nr. 63. — Arnstädtisches Nachrichts- und Intelligenzblatt 1898, Nr. 268. M. Berbig.

Plaseller: Josef P., Dr med., Sanitätsrath und Professor der Prüfungscommission für Lehramtscandidaten der Stenographie in Innsbruck,

geboren am 22. Februar 1812 zu Brixen in Tirol, † am 23. April 1877 in Innsbruck, studirte in Wien, Prag, Padua und Pavia Medicin und promovirte 1836, war dann an verschiedenen Orten als Arzt thätig und wurde 1851 Bezirksarzt und 1857 Director des allgemeinen Krankenhauses in Innsbruck. Seit 1851 Gabelsberger'scher Stenograph, war er von 1861 bis zu seinem Tode 1. Vorsitzender des Tirolischen Stenographenvereins und hat sich um die Verbreitung der Stenographie in Tirol große Verdienste erworben. Als eine hervorragende wissenschaftliche Leistung gilt seine Uebertragung des Gabelsberger'schen Systems auf die lateinische Sprache („Compendium stenographiae latinae", Oeniponte 1868), die zur Verwendung beim Vatikanischen Concil ausgearbeitet war, dort aber nicht benutzt wurde. Eine revidirte neue Auflage derselben hat Casp. Suter (Oeniponte 1902) besorgt.

Vgl. Krumbein, Entwicklungsgesch. d. Schule Gabelsberger's (1901) S. 286. — Dresdener Corresp.-Blatt 1902, S. 272.

Johnen.

Plato: Georg Gottlieb P., sonst Wild genannt, Syndikus zu Regensburg, Numismatiker und Historiker, geboren zu Regensburg am 22. Mai 1710 als zweiter Sohn des Johann Christoph Wild, Mitglied des inneren und geheimen Rathes von Regensburg, Praeses consistorii und Proto-Scholarchen, Directors des Steueramtes und ersten Deputirten des reichsstädtischen Regensburgischen Directoriums, † zu Regensburg am 8. September 1777. Ein alter Freund seines Vaters, der unverheirathete Joh. Heinrich Plato, ebenfalls Regensburger Rathsherr, Assessor des Consistoriums daselbst, Pfalzgraf, Advocat des kais. Kammergerichts u. s. w. († 1726) adoptirte Georg Gottlieb unter dem 29. Juni 1724 und bestimmte, daß dieser den Namen Plato, sonst Wild führen solle. Der junge Plato-Wild widmete sich, nachdem er das protestantische Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, anfangs in Straßburg 2½ Jahre dem Studium der Arzneiwissenschaft. In Leipzig setzte er seine Studien fort, vertauschte aber nun die Medicin mit der Rechtswissenschaft. Nach lehrreichen Reisen durch verschiedene Theile Deutschlands kehrte er 1737 in seine Vaterstadt zurück, wurde dort alsbald Stadtgerichtsbeisitzer, 1742 Syndikus (dem auch die geheime Registratur der Stadt übertragen war) und 1743 zugleich Stadtschreiber. 1760 wurde er von der jungen Akademie der Wissenschaften zu München zu ihrem Mitgliede gewählt. In seinen Mußestunden widmete er sich mit Erfolg historischen und besonders numismatischen Studien. Als Früchte der ersteren sind zu nennen: „Ursprung des Regensburgischen Hansgrafenamtes" (1762), und: „Muthmaßungen, daß die Bajoarii nicht von den Gallischen Bojis, sondern von den Longobardis abstammen und ein Zweig dieser Nation seien" (Regensburg 1777). Das Verdienst der letzteren Schrift liegt darin, daß Plato als der erste im Widerspruch mit der communis opinio seiner Zeit der seit Enea Silvio, Veit Arnpeck und Aventin aufgekommenen, ganz verfehlten Ansicht von der bojischen, keltischen Abstammung der Baiern entgegentritt und diese „als einen Zweig der angesehenen Teutschen Nation betrachtet". Vor ihm hatte Joh. Heinr. v. Falckenstein in seiner Geschichte Bayerns (1763) die Baiern zwar von den Bojern abgeleitet, diese aber als Stammväter der Sueven (!) und ein germanisches Volk beansprucht. P. führte aus, die keltischen Bojer seien theils vernichtet worden, theils nach Gallien gezogen. Dagegen werde durch manche Aehnlichkeiten, welche zwischen den Bajoariern und Longobarden bestehen (sprachliche Gründe werden gestreift, aber nicht in gebührendem Maße betont), die Vermuthung geweckt, daß diese Völker gleichen Ursprungs oder daß die Baiern vielleicht ein Zweig der langobardischen „Nation" seien. P. war insofern auf der richtigen Fährte, als die

Baiern gleich den Langobarden (und Schwaben) der suevischen Völkergruppe der Germanen zugehören.

Wie in diesem Gedanken, war P. in mannichfacher Richtung seiner Zeit voraus. Von einem numismatischen Forscher wird die Einfachheit seines Stils, die Klarheit seiner Gedanken, die Vorsicht seiner immer gediegen begründeten Behauptungen gerühmt. Er war der erste Regensburger Specialnumismatiker und ist auf lange der einzige geblieben. Als sein numismatisches Hauptwerk darf man hervorheben: „Regensburgisches Münzcabinet oder Verzeichniß der des hl. röm. Reiches freien Stadt Kurrent- und Schaumünzen, nebst einem Anhange von den bischöflich regensburgischen Münzen". 1769 erschienen, erlebte das verdienstliche Werk noch zwei Auflagen, 1779 und 1799. Neben seinen Druckschriften zeugt ein ungemein ausgedehnter und theilweise noch heute beachtenswerther handschriftlicher Nachlaß Plato's von dem unermüdlichen Eifer, mit dem der tüchtige Gelehrte die Geschichte, Rechtsgeschichte, Münz- und Wappenkunde seines bairischen Heimathlandes und vor allem die seiner altberühmten Vaterstadt zu fördern suchte. Eine Reihe von Handschriften aus seinem Nachlasse befindet sich jetzt in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (cgm. 5549—5555; 5670; 5671; clm. 27 075). Diese beziehen sich auf die Geschichte der Stadt Regensburg und des Regensburger Rechtes (de statutis et ordinationibus reipublicae Ratisbonens. ante finem saec. 14 emanatis ... juncta brevis juris Ratisb. historia), auf das Regensburger Münzwesen, auf die Münzen und Siegel der deutschen Kaiser und Könige und auf die Wappen der Fürsten von Baiern von Heinrich dem Stolzen bis auf Max Emanuel. Andere Theile seines handschriftlichen Nachlasses bewahren die Regensburger Kreisbibliothek, die Sammlungen des historischen Vereins in Regensburg, die des Grafen v. Walderdorff und des Herrn Hauptmanns Neumann.

Westenrieder, Gesch. d. Ak. d. Wiss, in München I, 50, 71, 109, 128, 443. — Hirsching, Histor.-litterar. Handbuch VIII, 46. — Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller X, 452. — Cl. Al. Baader, Lexikon verstorbener bair. Schriftsteller I b, 146 flgd. — Schratz, Ueber Plato-Wild und die regensburgische Münzkunde (Numismat. Zeitschr. XIII, 1881, S. 330 flgd.). Hier überall auch Schriftenverzeichnisse, bei Schratz, S. 335 flgd. auch nähere Angaben über den handschriftl. Nachlaß und S. 337 Nachrichten über ältere Regensburger Wild (1395 Jörg W. im Rathe der Stadt; 1481 Leonhard W. aus Regensburg, Buchdrucker in Venedig). — Ferner vgl. Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 33, S. 169.

S. Riezler.

Pleßner: Gustav Wilhelm Ferdinand P., herzoglich sachsen-gothaischer Oberbaurath, hervorragender Eisenbahnbau-Ingenieur, geboren am 7. October 1824, † am 2. November 1895. Er war der Sohn des Hauptmanns und Lehrers an der Regimentsschule in Erfurt Friedr. Wilh. P., besuchte bis Ostern 1842 die Realschule seiner Vaterstadt, diente dann als Einjähriger bei dem dortigen Pionierbataillone und widmete sich hierauf dem Baufach. Während des Jahres 1843 nahm er an den Vermessungsvorarbeiten für die Thüringer Eisenbahn theil, trat aber Ostern 1844 noch einmal in das Gymnasium zu Nordhausen ein, um das für das Studium des höheren Baufaches geforderte Abiturientenexamen abzulegen. Nachdem dies geschehen und er noch ein Jahr als Feldmesser thätig gewesen war, bezog er die Bauakademie in Berlin. Ende 1848 wurde er zum Bauführer ernannt und bei den Straßenbauten im Kreise und dem Bau der großen hölzernen Brücke über

die Spree bei Beeskow beschäftigt. Von 1849—1852 war er der Eisenbahnbauabtheilung Schönlanke zugetheilt und bei dem Bau der „Ostbahn" thätig. Nachdem er im Mai 1852 das Baumeisterexamen bestanden hatte, wurde er 1853 commissarisch als Eisenbahnbaumeister in Posen angestellt. Hier veröffentlichte er sein erstes größeres Werk: „Ueber das Entwerfen und Veranschlagen von Eisenbahnen", das in mehrfacher Beziehung bahnbrechend war und verschiedene Auflagen erlebte. Später nahm er als Abtheilungsbaumeister an der Anlegung der rheinischen Eisenbahnen theil und erbaute die Strecke Rolandseck-Coblenz. Während dieser Zeit wählten ihn die städtischen Behörden in Posen zwei Mal zum Stadtbaurath, jedoch seine Wahl fand die ministerielle Bestätigung nicht. Er trat nun aus dem preußischen Staatsdienste aus und unternahm eine größere Studienreise nach Frankreich, wo er sich besonders in Paris und Bordeaux längere Zeit aufhielt. Nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm P. dann selbständig Eisenbahnbauten. Bei den vorpommerschen Eisenbahnbauten führte er die Strecke Anklam-Angermünde aus und leitete dann die großen Erdarbeiten und Brückenbauten bei Wolgast. In Schlesien war die Eisenbahn Lauban-Kohlfurt sein Werk. Nach dem dänischen Kriege ward ihm die Wiederherstellung der zerstörten Düppeler Schanzen übertragen und während des österreichischen Krieges ward er mit dem Bau von Feldbahnen und Aufräumungsarbeiten betraut. Von 1867—1869 erbaute er hierauf die Vollbahn Erfurt-Nordhausen. Fast gleichzeitig übertrug ihm der preußische Staat die Erbauung des Kriegshafens in Heppens, der bei seiner Einweihung den Namen „Wilhelmshaven" erhielt. Nach Berlin zurückgekehrt, ward P. dann erster Director der seinen Namen tragenden Baugesellschaft, der jedoch nur ein kurzes Dasein beschieden war. Er wandte sich daher wieder dem Eisenbahnbau zu und baute die Vollbahn Altenburg-Zeitz. Ein weiteres Werk von ihm war die Zweigbahn Fröttstädt-Friedrichroda, nach deren Vollendung er nach Gotha übersiedelte, wo er von Herzog Ernst II. mit dem Titel „Baurath" ausgezeichnet und ihm auch die Erbauung der Eisenbahn Wutha-Ruhla übertragen wurde. Sein letzter Eisenbahnbau war der der Linie Eisenberg-Crossen, welche er auch selbständig bewirthschaftete und deren Leiter er bis an sein Lebensende blieb.

Während seiner letzten Lebensjahre war P. besonders für die Stadt Gotha thätig, wo er 1884 zum Stadtverordneten, 1887 zum Senator erwählt wurde. Als solcher wirkte er besonders für Einrichtung der elektrischen Beleuchtung und Anlegung einer elektrischen Straßenbahn. Für diese Thätigkeit ward er vom Herzog von Gotha mit dem Titel „Oberbaurath" ausgezeichnet. Fürstliche Anerkennung hatte seinem Wirken als Erbauer von Eisenbahnen auch sonst nicht gefehlt: der Herzog von Altenburg hatte ihn mit dem Ernestinischen Ritterkreuz, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen mit dem schwarzburgischen Hauskreuz decorirt.

Schriftstellerisch war P. in zahlreichen Abhandlungen und Denkschriften, das Eisenbahnwesen betreffend, thätig, auch war er Mitarbeiter der von Dr. Röll in Wien herausgegebenen, dieses Fach behandelnden Encyklopädie.

Ueber Pleßner's Familienverhältnisse sei noch mitgetheilt, daß er seit 1852 vermählt war mit Bertha geb. Grimmer aus Mansfeld, welcher Ehe zwei Söhne und drei Töchter entsprangen.

Nach Familienmittheilungen. M. Berbig.

Plettenberg: Friedrich Christian Freiherr von P., geboren am 8. August 1644 zu Lehnhausen; 1688—1706 Bischof von Münster.

Aus dem alten, von der oberen Lenne stammenden westfälischen Adelsgeschlechte der Plettenberg machte sich außer Walter, dem Ordensmeister von

Livland (s. A. D. B. XXVI, 282—288), besonders Friedrich Christian bekannt. Er verdankte seine Wahl zum Bischofe von Münster, ebenso wie Christoph Bernhard v. Galen (s. A. D. B. II, 427—433), dem Bestreben des Domcapitels, seine Selbständigkeit zu wahren und sich dem übermächtigen Einflusse des Baiernhauses zu entziehen, welches das Stift Münster seinen jüngeren Sprossen, die von 1583—1761 den erzbischöflichen Stuhl von Köln in ununterbrochener Folge besessen, zur weiteren Ausstattung stets zuzuwenden bestrebt war. Im Gegensatze zu diesem Bischofe in Kriegsrüstung wird er mit Recht als Princeps pacis bezeichnet. Freilich hat auch er nicht bei den während seiner Regierungszeit ganz Europa erschütternden Kriegen theilnahmlos und thatenlos zur Seite gestanden; er hielt vielmehr eine für die Verhältnisse seines Stiftes ansehnliche Zahl von Truppen auf den Beinen, die auch an Rhein und Donau rühmlich kämpften. Aber er verzichtete auf die gefährliche Rolle eines selbständigen kriegführenden Monarchen, durch welche Christoph Bernhard seinem Stifte zwar Ruhm und Ansehen erworben, aber auch schwere Wunden geschlagen hatte, und zog es vor, seine Soldaten gegen reichliche Subsidiengelder unter fremdem Oberbefehle kämpfen zu lassen und wußte dabei seine Partei unter Wahrung des Gehorsams gegen den Kaiser stets so geschickt zu nehmen, daß sein Land selbst vom Kriege durchaus verschont blieb.

Nicht so sehr als getreuen Reichsfürsten wie in diesen kriegerischen Verwicklungen erwies er sich in der inneren Politik, indem er bei der Opposition gegen die Errichtung der neunten (hannoverschen) Kurwürde mit an die Spitze der widerstrebenden Fürsten trat.

Aber fast mehr noch, als in seiner äußeren Politik, war er in seiner Regententhätigkeit im Innern auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht, wie die große Zahl der von ihm erlassenen Verordnungen erkennen läßt, durch welche er auf allen Gebieten der Verwaltung Verbesserungen einzuführen und Ordnung zu schaffen versuchte. Als besonders wichtig für die Hebung der geistigen Cultur sind die Erneuerung der Kirchen- und Schulordnung Christoph Bernhard's, die Einführung einer Arznei- und Medicinalordnung, sowie ein Edict über die Durchführung der Clausur in den Nonnenklöstern hervorzuheben.

Mehrere Erlasse bezwecken Aufhebung von Mißbräuchen, welche sich in der Verwaltung und bei den Gerichten eingeschlichen hatten, sowie Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, wobei vor allem die Bestimmungen über die Behandlung von Bettlern, Vagabunden und Zigeunern auch für die Folge von Bedeutung waren. Dem Verkehrswesen sollte durch Erneuerung der Wegebauordnung sowie Neueinrichtung des Postwesens aufgeholfen werden.

Wirthschaftlich eingreifend waren die Regelung des Marktverkehrs in den größeren Städten Warendorf und Münster (Fleischtaxe), im Hungerjahre 1699 die Beschaffung ausländischen Getreides und 1692 ein Getreideausfuhrverbot wegen Mißwachses; auch wurde ein Tabaksmonopol eingeführt. Der Hebung der Sittlichkeit im Volke sollten die Verbote der Schenkhochzeiten, der Martinsfeier und des Branntweinbrennens dienen. Der Ueberlastung der herrschaftlichen Bauern durch die Beamten war die Regelung und Fixirung der herrschaftlichen und Landfolgedienste vorzubeugen bestimmt.

Mehrfache Erlasse versuchten eine Regelung des Münzwesens und die Abweisung minderwerthiger oder falscher Münzen der Nachbarn; andere betreffen das Militärwesen, besonders den Ausschluß fremder Werber, um die waffenfähigen Mannschaften für die eigenen Truppenkörper zur Verfügung zu behalten. Auch die Einführung einer regelmäßigen Reinigung der Straßen in der Hauptstadt geht auf Friedrich Christian zurück.

Wie verhältnißmäßig lebhaft und eingehend der Fürst sich mit diesen inneren Angelegenheiten beschäftigte, mag ein Vergleich mit der entsprechenden Thätigkeit seines Nachfolgers erweisen: während für seine 18jährige Regierungszeit 47 Erlasse in der Scotti'schen Sammlung aufgeführt sind, weist dieselbe für die 11jährige Regierung seines Nachfolgers nur 16 auf.

Ebenso geschickt, wie er in der großen auswärtigen Politik das Interesse des Stiftes wahrzunehmen verstand, wußte er auch die besonders durch Christoph Bernhard getrübten Beziehungen zu den nächsten kleineren Nachbarn, in erster Linie den Grafen von Bentheim und den Grafen von Limburg-Styrum als Besitzer der Herrschaft Gemen wieder freundlich zu gestalten, indem er durch Verträge die zahlreichen Streitfragen aus dem Wege zu schaffen suchte, ohne diese Mindermächtigen zu vergewaltigen, aber auch ohne den Rechten seines Stiftes etwas zu vergeben.

Daß er lebhaft den Glanz seiner Familie zu erhöhen bemüht war und seinen Verwandten ein großes Vermögen zuwandte oder hinterließ, wird ihm ein mit den Verhältnissen und Anschauungen der Zeit Vertrauter um so weniger zum Vorwurfe machen wollen, als er die Finanzen seines Landes regelte und trotz der ungünstigen Erbschaft, welche er antreten mußte, in günstigem Zustande auf seinen Nachfolger übertrug, obwol er während seiner Regierung kostspielige Bauten ausführen ließ (s. unten; zahlreiche Straßenbrücken sollen auf ihn zurückgehen).

Eine treffende Gesammtschilderung seiner Persönlichkeit und Thätigkeit gibt sein Zeitgenosse und Officier, der 1733 gestorbene Generalmajor v. Corfey in seiner Chronik:

„Fridericus Christianus Freiherr von Plettenberg wurde erwehlt anno 1688 29 July: ein sehr klug und verständiger Herr, so in vielen Gesandtschafften an große Höfe gebrauchet und gleichfalls*) staffelweise zu dieser dignität gestiegen. Er hatte alle Zeit auserlesene und capable Bedienten, führte eine schöne und regulirte Hoffhaltung, regierte in summa dergestalten loblich, sowohl in geistlichen, civilen und militären Sachen, daß man gewiß bekennen müsse, das Stifft Münster habe nimmer besser floriret, als unter seiner Regierung. Zuletzt aber war er sehr von Podagra incommodiret. Er hat das schöne Haus Nortkirchen für seine Familie, fürs Land aber Ahaus anno 1690, Sassenberg anno 1698, das Zeuchhaus und die Casematten zu Vecht gebauet. Er machte auch, daß die ubeln Landstraßen durch's gantze Stifft ausgebessert wurden. Er hat in seinen letzteren Jahren den Chor im hohen Thum sehr schön mit marmoren pavé und bas reliefs (von Gröninger) verzieret und würde noch viel herrlichere Gedächtnüssen hinterlassen haben, wofern er vom Todt nicht wäre übereilet worden. Obschon die Zeit seiner Regierung fast gantz Europa von Ludovico XIV König in Frankreich mit Krieg beunruhiget gewesen, so hat er dennoch durch seine kluge conduite sein Land und Unterthanen in Ruhe erhalten".

Erhard, Geschichte Münsters, S. 557—568. — (Scotti), Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem Königl. Preußischen Erbfürstenthum Münster — ergangen sind I (Münster 1842), S. 305—341. — Lambert Friedrich von Corfey, Chronicon Monasteriense (Geschichtsquellen des Bisthums Münster III, 275; vgl. mit der Handschrift I, 267 des Staatsarchives Münster). — Archivalien desselben Staatsarchivs. — Ueber die Bauten vgl. u. a.: Bau- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westfalen Kr. Warendorf von Nordhoff, S. 58 ff. — Bau- und Kunstdenk-

*) statt gleichsam, die Grabschrift: velut per gradus.

mäler von Westfalen: Kr. Ahaus S. 9 (Schwieters) und Tafel 3, 4 (Ludorff), sowie Kr. Ludinghausen S. 68 (Schwieters) u. Tafel 68—72 (Ludorff).
F. Philippi.

Plieningen: Dietrich von P. (Ergänzung zu A. D. B. XXVI, 297) hat nach seiner Uebersiedlung nach Baiern dort eine hochbedeutsame politische Wirksamkeit entfaltet. Herzog Albrecht IV. von Baiern gab seine Zustimmung, daß P. 1504 von seinem Schwager Stephan v. Lycha (Luchau), Pflegers zu Reichertshofen, dessen Güter in den bairischen Aemtern Oetting, Wildshut, Mauerkirchen und benachbarten durch Kauf erwarb. Derselbe Fürst belohnte seine Dienste durch Verleihung der niederbairischen Lehen, die Hans Wambolt besessen hatte. So trat der schwäbische Edelmann in die Reihe der bairischen Landsassen ein. 1507 und 1512 hat er eigenhändig Lehensbücher über diese beiden Lehensgruppen geschrieben (cod. germ. Monac. 3948 u. 3949). Während der vormundschaftlichen Regierung nach dem Tode Albrecht's IV. treffen wir ihn 1509 als Rath und Gesandten Herzog Wilhelm's IV. von Baiern in Heidelberg bei Verhandlungen mit Kurpfalz, 1512 in derselben Eigenschaft auf dem Tage des Schwäbischen Bundes in Augsburg und seit April auf dem Reichstage in Trier. Seine wichtigste Rolle aber spielte er in der Opposition gegen seinen Fürsten, auf den zwei stürmischen Landtagen des Jahres 1514, die den Höhepunkt der ständischen Macht in Baiern bezeichnen. Hier erscheint er als das geistige Haupt der bairischen Landstände, als ihr freimüthiger Wortführer und der schneidige Vorkämpfer ihrer Freiheiten. In seiner Person ist die humanistische Bildung zuerst in die Stuben der Landstände eingezogen und damit hängt es zusammen, daß die ständischen Interessen und Forderungen nie vorher mit solchem Geist und Nachdruck vertreten wurden. Vornehmlich P. war es zu danken, wenn die Landstände damals ihren schönsten Beruf erfüllten, einen Damm gegen Mißregierung und Willkürherrschaft zu bilden. Daß aber gerade ihm, dem geborenen Schwaben, in den exklusiven und gegen alle Fremden mißtrauischen Kreisen des bairischen Adels die führende Rolle zufiel, läßt sich nur durch seine geistige Ueberlegenheit erklären.

Herzog Albrecht IV. hatte in Baiern das Erstgeburtsrecht im regierenden Hause eingeführt. Die kühne Neuerung stieß umsomehr auf Widerstand, da Albrecht's unreifer ältester Sohn und Nachfolger Wilhelm IV. durch Mißregierung und Verletzung der ständischen Freiheiten allgemeine Unzufriedenheit weckte. Unterstützt von seiner Mutter Kunigunde und seinem Oheim, K. Maximilian, forderte der zweite Sohn Ludwig den dritten Theil des Landes oder Mitregierung, also den Umsturz der jungen Primogeniturordnung. Auch die Landstände ergriffen für ihn Partei; sie schlossen (1. Februar 1514) ein Bündniß zur Handhabung ihrer Freiheiten und zur Abwehr wider jeden, der sie angriff, wählten einen Achterausschuß, der Klagen der Landsassen gegen die Herrschaft entgegennehmen sollte, beantragten für Ludwig die Mitregierung (denn die Primogenitur verstoße gegen Herkommen und Klugheit, Landestheilung aber sei als das größte Uebel zu vermeiden) und baten die beiden Fürsten, sie möchten, bis sie 24 Jahre erreicht hätten, die Besetzung ihrer Rathstellen der Landschaft überlassen. In eindringlicher und wohlgesetzter Rede trug P. den beiden Fürsten vor versammelter Landschaft diese und andere Wünsche vor. Erst nachdem die Herzoge in allem, auch der Aemterbesetzung, nachgegeben hatten, wurde die geforderte Steuer bewilligt. In der That wurden nun auch die herzoglichen Räthe von den Ständen ernannt. Unter den 16 ständigen oder „täglichen“ Räthen, die zu München tagten, befand sich P. Eine Zeitlang schalteten die Landstände förmlich als Vormünder ihrer

jungen Fürsten. Als dann K. Maximilian der Landschaft seine höchste Unzufriedenheit darüber entbieten ließ, trat wiederum P. als Wortführer einer ständischen Gesandtschaft zu Vöcklabrück vor den Kaiser. In seiner Rechtfertigungsrede (s. „Der Landtag von 1514", S. 252—271) betonte er auch, daß der neue Entwurf der Landesfreiheiten nur den Inhalt der alten Freiheiten erläutere. Wolle man der Landschaft ihre Freiheiten nicht halten, dann wolle sie die Fürsten „ihre Noth und Verderben selbst austragen lassen". An der Redaction der Erklärung dieser Landesfreiheiten, die am 28. März 1516 zu Ingolstadt definitiv beschlossen wurde, dürfte P. einen wesentlichen Antheil genommen haben. Auf den Kaiser scheint Plieningen's Beredsamkeit und feste Haltung in Vöcklabrück nicht ganz ohne Eindruck geblieben zu sein, da er erklärte, „er wolle mit der Landschaft nur scharmützeln, doch keinen Spieß auf der Bahn brechen". Sachlich aber beharrte Maximilian bei seiner Auffassung; auf dem zweiten Landtage von 1514, der am 8. Mai eröffnet wurde, ließ er durch seine Gesandten das Vorgehen der Landschaft als unbedacht und vorschnell tadeln, bezeichnete ihre Freiheiten als veraltet und gebot ihr bei Strafe der Acht mit jeder weiteren Handlung innezuhalten. Mit großem Aufwand juristischer Gelehrsamkeit opponirte wiederum P. Der Conflict wurde verschärft, da H. Wilhelm in dem Eingreifen des Kaisers willkommenen Rückhalt zu dem Versuche fand, des Bruders Mitregierung abzuschütteln und sich der Abhängigkeit von dem Regentschaftsrathe und den Ständen zu entwinden. Da er überdies Drohungen gegen einzelne Räthe fallen ließ, richtete P. am 5. Juni im Auftrage des Ausschusses und der Räthe an ihn eine Strafpredigt, wie sie wohl selten ein Fürst von seinen Ständen vernahm. Kein Herr auf Erden sei so gefreit, daß er Macht habe, die Unterthanen nach seiner Willkür wider Recht und Billigkeit zu beschweren. Jeder Fürst sei nur Administrator oder Verweser und die Unterthanen brauchen nicht zu dulden, daß ihnen das jus naturale und das jus gentium benommen werde. Regenten und Fürstenthümer werden erhalten durch Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Tugend, nicht durch Hoffart, Stolz und Eigenwilligkeit. Man kann kaum zweifeln, daß P. auch an der Abfassung der Denkschrift mitgearbeitet hat, die der Ausschuß am 15. August an die Stände des Reiches richtete, um sein Verhalten gegenüber den Anklagen des Kaisers zu rechtfertigen (Landtag von 1514, S. 571—599). Charakteristisch für Plieningen's und der Landschaft Auftreten in diesem ganzen Streit ist, daß bei ihnen der mittelalterliche Herrschaftsbegriff verdrängt erscheint von demselben modernen Staatsgedanken, gegen den doch andererseits das Pochen auf ihre Privilegien verstieß — ein innerer Widerspruch, dessen sich die Landstände natürlich nicht bewußt waren.

Ein Bruder- und Bürgerkrieg war in Sicht, als Wilhelm, vom kaiserlichen Oheim in seinem Widerstand gegen die Landschaft bestärkt, seine Residenz in Burghausen aufschlug, und als die beiden Brüder zu Rüstungen schritten. Gegen Wilhelm's Hofmeister Hieronymus v. Stauf ward der Verdacht rege, daß er seinen Herrn gegen die Landschaft aufhetze. Als er mit einem Auftrage seines Fürsten nach München kam, stellte ihn P. (18. Aug.) auf dem Rathhause in Gegenwart aller Räthe und des kleineren Ausschusses zur Rede. Im Herbst aber wurde die schwere Gefahr eines inneren Krieges durch die Aussöhnung der herzoglichen Brüder abgelenkt. P. war nicht unter den herzoglichen Räthen, welche zum Abschlusse des brüderlichen Vertrags über gemeinsame Regierung vom 20. November 1514 beigezogen wurden — wahrscheinlich widerstrebte H. Wilhelm seiner Zuziehung —, wohl aber unter den 16 Männern, welche die Stände als Ausschuß zur Berathung über diesen

Vertrag niedersetzten. Mitten unter diesen Stürmen hatte P. die „hoch und theuer eroberten ständischen Freiheiten, die an vielen Orten zerstreut, verlegt, theilweise verloren und nun mit großer Mühe und Kosten wieder gesammelt worden waren“, nach den Originalurkunden vidimiren und mit einem von ihm verfaßten Register (in der Ausgabe v. Lerchenfeld's, S. 188—204) am 17. November 1514 in Druck ausgehen lassen. Unter dem Rathhause in München konnte man das Exemplar um 15 Kreuzer kaufen. P. betonte, daß diese Freiheiten um hohes, unermeßliches Geld erkauft seien, daß sie nicht widerrufen werden könnten und daß sie von allen nachfolgenden Fürsten — selbst von Albrecht IV., wiewohl sie dieser nicht in allen Punkten stracks gehalten habe — bestätigt und erneuert worden seien. In den (unter der Folter gemachten) Aussagen des am 8. April 1516 wegen Hochverraths hingerichteten Hofmeisters Hieronymus v. Stauf kommt vor, daß neben Wolf v. Aheim und dem früheren Kanzler Neuhauser P. mit H. Wilhelm's Wissen den Plan gehegt habe, daß Wilhelm wieder Alleinregent werden solle — eine höchst überraschende Nachricht, die wir dahingestellt lassen müssen, so lange nicht weitere Stützen dafür aufgefunden werden.

(Krenner), Bairische Landtagshandlungen XVII, 234; XVIII, 347. — Der Landtag im Herzogthum Baiern v. J. 1514, 1. u. 2. Handlung. — Die Landtage im Hzgth. Baiern v. d. J. 1515 u. 1516, bes. S. 65—77, 129, 161. — v. Lerchenfeld, Die altbaierischen landständischen Freibriefe mit d. Landesfreiheitserklärungen, mit geschichtl. Einleitung (v. Rockinger). — Riezler, Geschichte Baierns IV, bes. 14 flgd.; VI, 23 flgd. — Ueber den Humanisten Plieningen ferner: Vilmar, Dietrich v. Plieningen. Ein Uebersetzer aus dem Heidelberger Humanistenkreis. Marburger Diss. 1896.

Sigmund Riezler.

Ploß: Hermann Heinrich P., der bekannte anthropologische Schriftsteller, geboren am 8. Februar 1819 zu Leipzig, studirte seit 1839 daselbst und promovirte 1846. Er war hierauf 1846—52 Communal-Armenarzt in seiner Vaterstadt, 1866—67 stellvertretender Bezirksarzt, bis 1875 Arzt des Wöchnerinnenvereins und 1875—81 Mitglied des Stadtverordnetencollegiums. P., der am 11. December 1885 starb, widmete sich mit großem Eifer dem Vereinswesen, gründete 1854 die geburtshülfliche Gesellschaft in Leipzig (im Verein mit noch acht Collegen), in der er sechs Mal Director und zwei Mal Vicedirector war. In dieser hat er auch 21 größere Vorträge gehalten und drei Mal für Festschriften ausführliche Abhandlungen geliefert. Auch sonst hat er eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, die ganz besonders der Anthropologie zu gute gekommen ist, sowie auch der Geburtshülfe. Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in der von Winter herrührenden Biographie in der unten angegebenen Quelle, sowie in der zweiten von M. Bartels in Berlin veranstalteten Ausgabe von Ploß's populärstem Buch, das zu den gelesensten Büchern in Deutschland gehört, nämlich: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ (Leipzig 1883. 84, 2 Bände; 8. Auflage ebd. 1903, 2 Bände).

Vgl. Biographisches Lexikon ed. Hirsch und Gurlt IV, 592.

Pagel.

Plüddemann: Martin P., Musiker, Componist und Musikschriftsteller, geboren am 29. September 1854 in Kolberg, † am 8. October 1897 zu Berlin. Sein Vater war Schiffsrheder und Consul. In einer musikalischen Familie aufgewachsen, die auch Beziehungen zu Karl Löwe, dem großen Balladenmeister, hatte, erhielt der Sohn die Erlaubniß, sich der Musik zu widmen,

und ging 1871 nach Leipzig, wo er bei dem Thomascantor E. Fr. Richter studirte und sich in kleinen Compositionen, besonders von Liedern, versuchte. Die entscheidende Richtung erhielt sein Leben durch die Bekanntschaft mit den Werken Richard Wagner's. Seine Tante Helfriede Plüddemann in Berlin, eine kunstsinnige Frau, die auch den Neffen förderte, hat die erste Verbindung zwischen diesem und dem Meister hergestellt, denn Wagner schrieb ihr am 23. November 1872: „Das beigelegte Blatt Ihres Neffen behalte ich als ein rührendes Zeichen dafür, daß mein Leben und Schaffen auch eine Generation finden wird, der es zu gutem Eigen angehört". 1875 machte dann P. in Berlin die persönliche Bekanntschaft Wagner's. Nach den Festspielen von 1876 schrieb er eine Broschüre „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Gegner und ihre Zukunft", worüber Wagner zwei Mal im Januar 1877 an den Verfasser sich äußerte: „Meine Frau gab mir ihr Urtheil dahin ab, daß sie Ihre Arbeit für die beste und vernünftigste halte", und ferner: „Ich habe endlich nun auch Ihre Broschüre gelesen und mich sehr darüber gefreut. Ihr dort oben an der Ostsee zeichnet Euch immer durch vielen gesunden Verstand aus, was dann bei tiefer Eindrucksfähigkeit eine vortreffliche Wirkung hervorbringt." Im Sommer 1878 war P. eine Woche in Bayreuth, wobei er täglich mit dem Meister in anregendster Unterhaltung verkehrte; dann besuchte er ihn 1880 in Neapel und hat später (in Kürschner's Wagner-Jahrbuch S. 89, 1886) die unvergeßliche Geburtstagfeier (22. Mai), die er dort in der Villa d'Angri miterleben durfte, interessant geschildert. Noch einmal hat er dann zur Feder gegriffen, um die Bedeutung der Wagner'schen Kunst, nicht nur in musikalischer, sondern auch in ethischer Beziehung, mahnend zu würdigen, in einer Schrift „Aus der Zeit — für die Zeit" (F. Reinboth, Leipzig), die in Form von Aphorismen die edelsten und feinsten Bemerkungen enthält und in jeder Zeile beweist, daß der Schüler, philosophisch und künstlerisch, sich mit dem echten Geiste des Meisters durchdrungen hatte. — Inzwischen hatte die Laufbahn Plüddemann's die entscheidende Wendung erhalten. In den siebziger Jahren war es sein Streben gewesen, Sänger zu werden, wozu ihn tüchtige Studien bei Fr. Schmitt und J. Hey befähigt hatten; eine kleine Schrift „Die ersten Uebungen der menschlichen Stimme" gibt von seiner pädagogischen Begabung Zeugniß. Als aber P. durch eine Erkältung seine Stimme verlor, schritt er auf dem schon früher betretenen Wege des musikalischen Schaffens weiter. Er begann mit Liedern, ging dann aber ums Jahr 1880 zu den Stoffen über, deren Bearbeitung ihm seine eigentliche Begabung erschloß, zu poetischen Erzählungen und Balladen. Immer inniger hat er sich nun diesem sonst wenig bearbeiteten Felde zugewandt. Daneben bemühte er sich, eine äußere Lebensstellung zu erlangen, aber mit wenig Erfolg. In den achtziger Jahren leitete er die Singakademie in Ratibor, 1889 ließ er sich als Gesanglehrer in Graz nieder, wo er in einem Kreis von feinsinnigen Kennern Verständnis für sein Schaffen fand; so konnte er, der bisher vergeblich auf einen Verleger gewartet hatte, 5 Hefte seiner Balladen auf Subscription herausgeben. Auch durch Concerte in Graz und andern Städten wirkte er für seine Balladen. Doch gelang es ihm nicht, sich eine materielle Existenz zu schaffen; so siedelte er 1894 nach Berlin über, ohne daß er hier festen Fuß fassen konnte. Zwar begannen sich bedeutende Interpreten seiner Balladen anzunehmen, so Eugen Gura und besonders Paul Bulß, der nicht nur die bekannteste der Plüddemann'schen Balladen, „Siegfrieds Schwert", sondern auch eine so anspruchsvolle Composition, wie den „Taucher", öfters öffentlich vortrug. Aber ihr Eintreten war doch nicht nachhaltig genug. Dazu kamen Zerwürfnisse Plüddemann's mit der Berliner Musikkritik, von der er sich ver-

kannt und todtgeschwiegen glaubte; leicht gereizt und aufbrausend, von stolzem und starkem Selbstgefühl war er nicht der Mann, sich zu beugen, sich in die Welt zu schicken, um die Gunst Einflußreicher zu werben und mit kluger Berechnung seinen Weg zu machen. Ein nervöses Leiden steigerte sich und raffte den erst 43jährigen Mann dahin. Am 12. October 1897 wurde er auf dem alten Matthäikirchhofe bestattet. Wie sich vorher der Wagner-Verein und der Löwe-Verein seiner Werke angenommen hatten, so versuchte es ein Plüddemann-Verein, nach seinem Tode für ihn zu wirken. Auch andere erfreuliche Erscheinungen zeigten, daß P. in kleineren Kreisen sich Achtung und Verehrung erworben hatte. In den Bayreuther Blättern (für die P. als Mitarbeiter mehrere Beiträge über E. T. A. Hoffmann, zuletzt noch 1892 einen größeren Aufsatz über Karl Löwe geliefert hatte) widmete ihm L. Schemann einen gehaltvollen Nachruf; im Grazer Tageblatt (11. October 1897) schrieb Fr. v. Hausegger warme Worte der Erinnerung. Vom Charakter Plüddemann's sagt dieser Freund: „Sich stets in Gegensätzen bewegend, hier kühn hoffend, wo nichts zu erhoffen war, dort trostlos verzweifelnd, wo der Hoffnung Ziel nahezu erreicht schien, stets bewegt von drängendem Verlangen, sich in seinem Wesen erkannt zu finden . . . Wo seine menschliche Schwäche war: in einer gewissen Widerstandsunfähigkeit den Einflüssen des Lebens gegenüber, wußte er selbst; seine Stärke fand er in verdientem Maaße nicht anerkannt. An diesem Widerspruche litt er die furchtbarsten Qualen; an ihm ist er zu Grunde gegangen . . . Heftig konnte er werden und ungerecht, selbst gegen seine Freunde; rasch war er aber wieder versöhnt, und mit tausendfacher Güte und Liebe vergalt er zugefügtes Unrecht."

Plüddemann's Werke sind folgende: Außer den drei ersten Balladen (1883) erschienen acht Bände von Balladen und Gesängen; fünf davon hat P. selbst herausgegeben und mit ausführlichen Vorreden versehen, welche Anweisungen über den Stil der Ballade und den Vortrag der einzelnen Stücke enthalten; drei erschienen nach seinem Tode, alle im Verlage von Alfr. Schmidt in München. I. 8 Balladen (1889), II. 4 Lieder und 7 Balladen (1891), III. 6 Balladen (1892), IV. 5 Balladen (1893), V. 5 Balladen (1893), VI. 5 Balladen von Th. Fontane, VII. 5 Balladen von L. Giesebrecht, VIII. 6 Balladen. Also 50 Balladen, wozu noch kamen: 1 Heft mit 13 Gesängen für Sopran, davon die ersten sechs: Altdeutsche Lieder; 1 Heft von 6 Liedern für mittlere Stimme; „Schlichte Weisen" (3 Lieder für mittlere Stimme); 4 Gesänge für mittlere Stimme; 6 altdeutsche geistliche Lieder; 1 altdeutsches Lied. Außerdem einige Männerchöre (altdeutsche Liebeslieder u. a.), dann 3 altdeutsche Lieder für gemischtes Quartett, 6 altdeutsche geistliche Volkslieder für gemischtes Quartett. Endlich ein zur „Gedächtnißfeier" für Rich. Wagner nach Motiven des „Nibelungenrings" componirtes, 1885 in München aufgeführtes Chorwerk.

Was Plüddemann's Gesänge insgesammt auszeichnet, ist Einfachheit und Volksthümlichkeit im besten Sinne. Es war kein Zufall, daß er vom deutschen Volksliede ausging und sich mit fühlsamer Innigkeit in die altdeutschen Weisen geistlicher und weltlicher Art versenkte, auch eine Anzahl davon in feinsinnigem Satze neu herausgab. Dies kommt schon seinen Liedern zu statten, die gewiß nicht an seine Balladen heranreichen, aber doch so viel anheimelnde Melodie bei immer kunstvoller Begleitung aufweisen, daß auch sie stets des Beifalls einer unverdorbenen Zuhörerschaft sicher sind. Als besonders frisch und zart, voller reizender Naturlaute, seien „Herr Walther von der Vogelweide", dann das „russische Lied" hervorgehoben.

Wenn endlich noch ein Wort über das Gebiet, auf dem P. sich recht eigentlich bethätigt hat, über seine Balladen, gesagt sein soll, so wird da wohl jeder Beurtheiler auszugehen haben von einem Vergleich mit dem größten deutschen Meister der Balladenmusik, Karl Löwe. Löwe hat diese Gattung im 19. Jahrhundert so frisch und kräftig wie kein Anderer gepflegt; bei Lebzeiten vielfach unterschätzt und vernachlässigt, ist er erst nach seinem Tode, besonders durch die Interpretationskunst nachschaffender Sänger, wie Eugen Gura, in seiner bedeutenden, ja genialen Kunst anerkannt worden. In welcher Hinsicht konnte nun ein Nachfolger Löwe's die musikalische Ballade weiter ausbauen? Das führt auf den andern Meister, den sich P. zum Vorbild genommen hatte, nicht um seine Dramen zu überbieten, wie es so viel Epigonen fälschlich unternahmen, sondern um seine Ideen und Grundsätze auf die Ballade anzuwenden: auf Richard Wagner. Aber nicht in vorbedachter Theorie that das P., sondern er konnte es gar nicht anders, da Wagner's Art und Kunst ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Das zeigte sich in dreifacher Weise: im Sprachgesang, in der Bedeutung der Clavierbegleitung, in der Einführung musikalischer Motive — was alles aber wieder zusammenhängt. Ueber Löwe hinaus geht P. in einer nicht nur correcten, dem deutschen Accent stets angemessenen Declamation, sondern in der Kunst, den gesteigerten Ausdruck des Wortes in eine sich völlig anschmiegende Art des Gesanges umzusetzen, der dann alle Arten der musikalischen Sprache umfaßt vom trockenen Recitativ zur geschlossenen Melodie. Diese Melodie selbst ist bei P. gewählter als bei Löwe, der mit der Sorglosigkeit des Genies auch öfters zu banalen Einfällen kam, die heute verpönter sind als in der Zeit seines Schaffens; P. versteht es mit großer angeborener Begabung, einfache, ins Ohr fallende, volksthümliche Melodien zu finden (was gewiß in unsern Tagen eine Seltenheit ist), ohne ins Triviale oder gar Gewöhnliche, Unfeine zu verfallen. Ebenso natürlich ist es, daß unter dem Einflusse Wagner's seine Clavierbegleitung an Reichthum der Harmonie und Polyphonie sehr gewinnen mußte. Modernere und kühnere Accordverbindungen enharmonischer Verwandtschaft, neuere Art der Melodiebildung auf mehr chromatischer Grundlage, vor allem aber ein regeres und ausdrucksvolleres Eingreifen der Begleitung überhaupt, mit ausgedehnterem Zwischenspiele, mit lebendigerer Ausdeutung der Dichtung, mit häufiger Verlegung der Melodie in die Stimmen des Klaviers: das brachte P. für seine Balladen mit. Dann endlich eine planmäßige Einführung und Ausgestaltung eines musikalischen Gebildes, das der Phantasie bei der Conception als adäquat dem Grundgedanken des Gedichtes sich aufgedrängt hat; es durchzieht thematisch das Ganze und wechselt wieder mit andern, nebensächlicheren Motiven, jenachdem es die sinngemäße Gliederung der Dichtung, ihre Stimmungen und Phasen, erfordern. Eignet sich die Ballade durch ihre sagenhaften, geheimnißvollen und schaurigen Elemente, durch das Hineinspielen von Naturvorgängen besonders für die Mitwirkung der Musik, so wird durch motivische Verknüpfungen in der Begleitung die Einheit der Form, die ja in der Dichtung theils epische, theils dramatische Bestandtheile aufweist, hergestellt. Diese Einheitlichkeit und planvolle Anlage findet sich stets bei P., die Grundmotive sind im Rhythmus und in der Melodie sehr plastisch und bezeichnend erfunden. Steht der naivere Löwe durch intuitive Genieblitze weit höher, so waltet bei P. mehr eine besonnene Gestaltungskraft, die aber nichts Gemachtes, Erkältendes hat, sondern sich mit natürlicher, aus dem Herzen strömender Empfindung paart.

Es fehlt hier der Raum, auf einzelne Balladen einzugehen. An so ungeheuer ausgedehnten, wie Schiller's „Taucher", scheiterte doch alle Kunst, die

sich wohl in Einzelheiten zeigt, während in einfachen, kurzen, wie in Uhland's „Einkehr" und „Graf Eberhards Weißdorn", das Gemüth des Tondichters rein und vollkommen zum Herzen spricht. Ganz wundervoll in Erfindung und Stimmung sind „Volkers Nachtgesang" und „Biterolfs Heimkehr". Mehr deklamatorisch ist dann E. v. Kleist's „Ode an die Preußische Armee"; wie aber dann der Hohenfriedberger Marsch eingeführt wird, anwächst und sich mit der Stimme vereinigt, das macht dieses Werk zu einem der bedeutendsten Plüddemann's. Ausgezeichnet und packend sind „Der wilde Jäger", „Das Schloß am See", „Des Sängers Fluch": überall echte, ungekünstelte Art, sangbare, aus der Brust strömende Melodie, interessante, aber nie überladene oder ausgeklügelte Begleitung. Daß auch der Humor nicht fehlt, zeigen Stücke wie „Der Kaiser und der Abt", „St. Peter mit der Geiß"; gerade hier in der schnellen Sprechweise ergeben sich die Vorzüge Plüddemann's, als des Beherrschers mühelosen „Sprachgesanges", wie er auch in der „Legende vom Hufeisen" sich offenbart. — Es wird abzuwarten bleiben, ob Plüddemann's Gesänge, die in ihrer gesunden, deutschen Art alle Vorbedingungen zu volksthümlicher Verbreitung erfüllen, mehr Boden gewinnen werden; bisher ist dies einerseits durch die plötzliche Popularität Löwe's, andrerseits durch die modernste Musikentwicklung mit ihrem Hang zum Maaßlosen und Ueberwürzten, verhindert worden.

Rich. Batka, Martin Plüddemann und seine Balladen. Prag, 1896. — L. Schemann in den Bayreuther Blättern 1880, 1896, 1897.

R. Sternfeld.

Plütschau: Heinrich P., in den Missionsschriften seiner Zeit auch Plütschow oder Plütscho genannt, einer der ältesten lutherischen Missionare, wurde 1676 in dem Landstädtchen Wesenberg bei Neustrelitz in Mecklenburg geboren. Er besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium zu Berlin, dessen Rector Joachim Lange nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte und auch noch später freundschaftliche Beziehungen zu ihm unterhielt. Dem Wunsche seiner Eltern entsprechend beschloß er, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Da die verknöcherte Dogmatik der protestantischen Orthodoxie sein Gemüth kalt ließ, wendete er sich dem damals immer weitere Kreise erfassenden Pietismus zu und suchte dessen geistigen Mittelpunkt, die Universität Halle, auf. Hier trat er in persönlichen Verkehr zu August Hermann Francke und empfing von diesem bedeutsame religiöse Anregungen. Francke war es auch, der ihn veranlaßte, sich dem Berufe eines Heidenboten zu widmen. Als nämlich König Friedrich IV. von Dänemark auf Anregung seines Hofpredigers Lütkens den Plan gefaßt hatte, die farbigen Eingebornen der dänischen Besitzungen im östlichen und westlichen Indien zum Christenthum zu bekehren, wendete er sich in Ermangelung geeigneter dänischer Candidaten an die Führer der pietistischen Bewegung in Deutschland mit der Bitte, ihm einige für das Missionsamt verwendbare junge Theologen vorzuschlagen. Die Wahl fiel auf Bartholomäus Ziegenbalg aus Pulsnitz und auf P. Beide nahmen nach Ueberwindung mannichfacher Bedenken den an sie ergangenen Ruf an und begaben sich im Herbst 1705 nach Kopenhagen. Hier hatten sie mancherlei Anfechtungen zu erleiden, da einflußreiche Kreise der dänischen Hauptstadt, vor Allem die orthodoxe Geistlichkeit, das Unternehmen für abenteuerlich und aussichtslos hielten. Namentlich der seeländische Bischof Bornemann legte ihnen absichtlich Schwierigkeiten in den Weg, indem er ihnen anfangs die Ordination verweigerte. Doch Lütkens nahm sich seiner Schützlinge thatkräftig an, so daß schließlich alle Widerwärtigkeiten beseitigt waren und die Abfahrt am 29. November 1705 von statten gehen konnte. Die langwierige Seereise

verlief ohne Unfall. Im April 1706 hielten sich die beiden Missionare einige Zeit zur Erholung am Cap der guten Hoffnung auf und erkannten hier im Verkehr mit den Hottentotten, welche mühselige Arbeit ihnen bevorstand. Am 9. Juli landeten sie glücklich in Trankebar, einer Niederlassung der dänisch-ostindischen Handelsgesellschaft auf der Coromandelküste. Nachdem sie sich flüchtig über die ihnen völlig neuen Verhältnisse des Landes und seiner verschiedenartigen Bewohner unterrichtet hatten, wollten sie ihr Werk beginnen, aber schon nach kurzer Zeit bemerkten sie, daß ihnen von allen Seiten Widerstand entgegentrat. Der Stadtcommandant Hassius vereinigte sich mit den Beamten der Compagnie, den europäischen Kaufleuten, den beiden dänischen Predigern und dem katholischen Priester des Ortes, um den unerwünschten Eindringlingen, die man allgemein als geheime Aufpasser und Sittenwächter betrachtete, das Leben so sauer als möglich zu machen. Allein die Missionare ließen sich durch diese trüben Erfahrungen nicht abschrecken. Vielmehr bestrebten sie sich, die Feindschaft der Gegner durch Geduld und Freundlichkeit zu überwinden, was ihnen im Laufe der Jahre auch allmählich gelang. Um nun den Eingebornen, die dem drawidischen Volksstamme der Tamilen angehörten, das Evangelium in verständlicher Weise predigen zu können, bemühten sie sich unter steter wechselseitiger Förderung mit Erfolg, möglichst rasch das in ganz Südindien als Verkehrssprache dienende Portugiesische und dann auch die für Europäer bei weitem schwierigere Tamilsprache zu erlernen. Schon nach wenigen Monaten waren sie trotz mangelhafter Hülfsmittel durch eifriges Studium soweit gefördert, daß sie sich mit einigen Waisenkindern, die sie um sich gesammelt hatten, einigermaßen verständigen konnten. Bald darauf gründeten sie eine Schule, in der sie lehrend und lernend zugleich mit solchem Eifer arbeiteten, daß sie bald die Herzen der Jugend gewannen. Da die Zahl der Schüler rasch anwuchs, mußte eine Theilung der Arbeit vorgenommen werden, indem Ziegenbalg hauptsächlich in tamilischer, P. dagegen in portugiesischer und dänischer Sprache unterrichtete. Daneben begannen sie auch alle ihnen erreichbaren Werke der einheimischen Litteratur zu studiren und sich fleißig im Uebersetzen zu üben. Bald fühlten sie sich fähig, auf öffentlichen Straßen und Plätzen als Prediger aufzutreten, und es dauerte nicht lange, so sammelte sich eine kleine Gemeinde um sie. Damit war auch die Nothwendigkeit gegeben, eine Kirche zu errichten. Im Juni 1707 wurde der Grund gelegt. Der Bau ging rasch und glücklich von statten, und bereits im August konnte das neue Gotteshaus geweiht werden. Nun fanden regelmäßige Gottesdienste unter großem Zulauf des Volkes statt, und schon im September nahmen die Missionare einige Heiden durch die Taufe in die evangelische Kirche auf. Sie begnügten sich aber nicht mit der Wirksamkeit in Trankebar selbst, sondern zogen abwechselnd in die umliegenden Dörfer, wo es ihnen gleichfalls nicht an willigen Zuhörern, aber ebensowenig an mancherlei Anfeindungen fehlte. Namentlich Ziegenbalg zog sich durch die Freimüthigkeit, mit der er auf die zahlreichen Mißstände in der Verwaltung der Colonie hinwies, die Gegnerschaft des Commandanten zu, der ihn im November 1708 verhaften ließ und 4 Monate lang gefangen hielt. Während dieser Zeit mußte P. das Kirchenwesen und die Schulen allein leiten, und nur mit Mühe vermochte er den drohenden Verfall zu verhindern. Nach der Erledigung seines Gefährten nahm das Werk wieder einen guten Fortgang, aber die wachsende Arbeit überstieg allmählich die Kräfte der Missionare, sodaß sie sehr erfreut waren, als im Juli 1709 drei neue Mitarbeiter, die Candidaten der Theologie Johann Ernst Gründler und Johann Georg Bövingh, sowie der Student Polycarp Jordan aus Deutschland eintrafen. Dieselben widmeten sich zu

ihrer Uebung in den fremden Sprachen zunächst dem Schuldienst, P. dagegen übernahm nun mehr als bisher den verantwortungsreichen Unterricht der erwachsenen Katechumenen. Allmählich aber verschlechterte sich sein Gesundheitszustand, und da trotz aller angewendeten Mittel eine dauernde Besserung nicht eintreten wollte, mußte er sich entschließen, nach Europa zurückzukehren. Am 15. September 1711 segelte er auf einem englischen Schiffe von Madras ab. Seine Absicht war es, dem dänischen König und den einflußreichen Gönnern des Missionswerkes persönlich für ihr thatkräftiges Wohlwollen zu danken, ihnen Bericht über die Fortschritte des Unternehmens zu erstatten und die Verdächtigungen der Widersacher durch Hinweis auf das Erreichte zu entkräften. Im November 1712 traf er wohlbehalten in England ein und suchte hier durch Vorträge, namentlich in der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, weitere Kreise für die Mission zu interessiren. Auch verfaßte er einen Leitfaden der christlichen Lehre zum Gebrauche der portugiesischen Schule in Trankebar, den die Londoner Freunde in 1000 Exemplaren drucken ließen und als Geschenk nach Indien sandten. Im Januar 1713 stellte er sich in Kopenhagen dem Könige Friedrich vor, der ihm seine Anerkennung ausdrückte und sich bewogen fühlte, eine erhebliche Summe zur Förderung des Bekehrungswerkes anzuweisen. Im Frühjahr begab er sich zu seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen nach Halle und ertheilte hier einigen Studenten, die sich für den Missionsdienst vorbereiten wollten, Unterricht in der portugiesischen und tamilischen Sprache. Als bald darauf in Kopenhagen der Plan auftauchte, daselbst ein Missionsseminar zu errichten, um an Stelle der deutschen Glaubensboten in Zukunft junge dänische Theologen nach Indien abordnen zu können, wurde er eingeladen, die Leitung dieser Anstalt zu übernehmen. Allein die beiden Candidaten, die sich gemeldet hatten, erwiesen sich schon nach kurzer Zeit als untauglich und mußten entlassen werden. Da keine weiteren Bewerber vorhanden waren, wurde das kaum gegründete Institut wieder aufgelöst. P. erhielt als Abfindung die Pfarrstelle zu Beidenfleth in Holstein. Hier wirkte er noch länger als 30 Jahre bis zu seinem Tode 1747. Durch litterarische Leistungen trat er nicht hervor, doch wirkte er in engeren Kreisen, namentlich in Verbindung mit den Halle'schen Pietisten, nach Kräften durch Wort und Schrift für das Gedeihen des indischen Missionswerkes.

Der königlich dänischen Missionarien aus Ostindien eingesandter Ausführlichen Berichten Erster Theil, Halle 1718. — J. L. Niekamp, Kurtzgefaßte Mißions-Geschichte, Halle 1740. — W. Germann, Ziegenbalg und Plütschau, Erlangen 1868. Viktor Hantzsch.

Poel (spr. Puhl): Piter P., geboren am 17. Juni 1760 in Archangel, † am 3. October 1837 in Altona, Privatgelehrter. Mit dieser Bezeichnung seines Standes und Berufs ist freilich seine Bedeutung nicht erschöpft, die allerdings nach Außen weniger hervorgetreten ist als sie sich in einem engeren Kreise geltend gemacht hat. In diesem Sinne sagt Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. IV, S. 362 f.): „Poel's anfängliche Laufbahn [als russischer Diplomat] wie seine Kenntnisse und Talente mußten ihn zu einer großen öffentlichen Stellung und Wirksamkeit führen, hätte nicht ein starkes Uebergewicht sittlichen Ernstes und prüfender Betrachtung ihn von raschem und glänzendem Handeln allzusehr abgezogen". P. war holländischer Abkunft. Bei seinem Urgroßvater, auch Piter genannt, einem Werftmeister der Admiralität und der ostindischen Compagnie in Zaardam, hatte Peter der Große den Schiffbau gelernt und nahm dessen Sohn mit nach Petersburg, um dort den Schiffbau zu leiten. Die Familie Poel gelangte zu

Ansehen. Jacobus Poel, der Vater unsers P., in Leiden erzogen, dort zum Kaufmann vorgebildet, erwarb sich tüchtige Sprachkenntnisse und, in Archangel etablirt, ein ansehnliches Vermögen. Am Hofe der Kaiserin Elisabeth und besonders bei dem ersten Gottorper auf Rußlands Thron, Peter III., stand Jacobus Poel in Gunst, so daß z. B. der Kaiser Taufpathe unsers P. wurde. Der Zar beauftragte Poel, im großfürstlichen Theile Holsteins für ihn Einrichtungen zu treffen. Die vortheilhaften Anerbietungen bewogen Poel, sein Geschäft in Archangel aufzugeben. Allein die Ermordung Peter's III. 1762 vereitelte die Ausführung dieser Pläne und verleidete ihm den Aufenthalt in Rußland. Infolge früherer Verbindungen mit Hamburg schiffte sich Poel mit seiner (zweiten) Frau, geb. van Brienen, auch aus einer holländischen Kaufmannsfamilie in Petersburg stammend, und Kindern nach Hamburg ein. Hier verlebte die Familie den Winter, den Sommer aber auf dem Gute Zierow bei Wismar, das Poel nebst den Gütern Rethwisch, Rastorf und Naudien erworben. Ein Jahr nach der Ankunft in Hamburg starb Poel's Mutter. Dies war die Ursache, daß der dreijährige P. mit seiner Schwester Magdalene Poel (geb. 1757) einem französischen Mädchenpensionat in Hamburg bis zu seinem sechsten Jahre anvertraut wurde und das er nur verließ, um in ein Knabenpensionat des Candidaten Wacht einzutreten, wo er bis in sein fünfzehntes Lebensjahr blieb. Daher hat P. ein Familienleben kaum, Mutterliebe nie kennen gelernt. Die Kränklichkeit des Vaters und die Persönlichkeit von dessen dritter Frau waren schuld, daß auch das väterliche Haus ihm den Verlust der Mutter nicht ersetzen konnte. Um so inniger schloß sich P. der älteren Schwester an. Auch mit dem Unterricht war es, wie P. in seinen Lebenserinnerungen schreibt, „traurig genug bestellt". „Doch verdanke ich", so fährt er fort, „dem würdigen Vorsteher der Anstalt das Beste, was in mir ist. Er trug seine religiösen Ueberzeugungen mit einer Wärme vor, die sich dem kindlichen Gemüthe mittheilte, und predigte eine reine Moral, die er in aller Strenge täglich ausübte . . . Mein Christenthum ist oft erschüttert worden; aber der Glaube an eine positive Religion ist mir geblieben und meine Vernunft hat nur den Gott sich anzueignen gesucht, der ihr als ein den Vätern geoffenbarter gegeben worden ist." Der Vater hatte P. zum Kaufmann bestimmt und dies veranlaßte nach dem Tode desselben (1775) die Vormünder Poel's, ihn, den noch nicht Sechzehnjährigen, der in seinen Pensionaten abgesondert von der Welt erzogen war und von der Welt und ihren Gefahren noch nichts kannte, in ein Handlungshaus nach Bordeaux zu schicken, „einer der verderbtesten Städte". Vor seiner Abreise hatte sich die so geliebte Schwester Magdalene mit dem Kaufmann Adrian Wilhelm Pauli in Lübeck verheirathet, dem Vater des Oberappellationsgerichtsrathes Karl Wilhelm Pauli (s. A. D. B. XXV, 262). P. kam im Sommer 1776 in Bordeaux an und wohnte im Hause seines Handlungschefs, eines unverheiratheten Franzosen, der zum Glück ein sittlicher, rechtschaffener Mann war. Obgleich P. sich nicht für das Geschäftsleben eignete, fiel es ihm bei seiner Begabung für fremde Sprachen nicht schwer, bald die Correspondenz zu führen. Er lernte das französische Schauspiel kennen, hatte aber kaum näheren Umgang mit jungen Franzosen, deren frivoler Ton ihn abstieß. Durch einen jungen Böcking aus Trarbach, der auf demselben Comptoir arbeitete, und einen in Deutschland relegirten Studenten wurde P. erst jetzt mit Klopstock, Lessing und den übrigen Heroen der deutschen Litteratur bekannt. Poel's Schwester hatte längst gewünscht, daß ihr Bruder den Gelehrtenstand ergreifen möchte und schon manches dazu in die Wege geleitet. Die Ansichten der Hamburger Vormünder kamen nicht mehr in Betracht, da

nach Realisierung des väterlichen Vermögens P. zwei Güter in Mecklenburg zugefallen waren und demnach Poel's Vormundschaft auf zwei Herren in Schwerin übergegangen war, die gegen die Ergreifung eines anderen Berufes nichts einwandten. Nach zweijährigem Aufenthalt verließ P. Bordeaux und begab sich nach Genf, um sich dort auf den Besuch einer deutschen Universität vorzubereiten. Er war hier Zeuge, wie zwar die Formen, die Calvin der Stadtverfassung einst gegeben hatte, noch bestanden, aber die Ideen Rousseau's selbst bei einem Theil der Geistlichen Eingang gefunden hatten, und die sogenannten Negatifs, die Vertreter der städtischen Aristokratie, mit den Neuerern, den „Representanten“, um die Herrschaft rangen. Mit dem Naturforscher und Philosophen Charles Bonnet († 1793) besprach P. seinen Studienplan: „Des täglichen Studiums lateinischer Classiker — die griechischen schienen für die diplomatische Laufbahn“, schreibt P., „welche ich zu verfolgen dachte, entbehrlicher — wie der Mathematik war keine Erwägung geschehen, weil es sich von selbst verstand“. Philosophische und naturwissenschaftliche Werke, die Bonnet ihm empfohlen hatte, das Studium der Geschichte und der Verfassungen nebst einigen juristischen Collegien förderten Poel's Vorbereitung auf die erwählte Laufbahn. Im Herbst 1780 reiste er nach Deutschland zurück, um in Göttingen seine Studien fortzusetzen. Hier verweilte er drei Jahre mit geringen Unterbrechungen, die er zum Besuche seiner Schwester auf Zierow an der Ostsee verwandte. Bei den Professoren Schlözer, Friedrich Böhmer, Spittler, Blumenbach war er eingeführt. Es waren neben Heyne diejenigen, welche erheblich den Glanz der Georgia Augusta erhöhten und Studenten aus ganz Deutschland und neben diesen auch Engländer, Skandinavier und besonders Balten anzogen. P. gehörte dem Orden der sogenannten Z. N. an, dessen Vorsitzender Blumenbach war und dessen eigentlicher Zweck es war, dem Unwesen der Orden und Landsmannschaften entgegenzuwirken. Böhmer machte P., nachdem er im Anfang seines Studiums wegen eines Duells einige Monate Göttingen hatte verlassen müssen, den Antrag, sich in diesen Orden, der aus etwa zwölf bis vierzehn Studirenden, „jungen Leuten von feiner Sitte und unbescholtenem Rufe, die durch ihre Persönlichkeit Achtung einflößten“, aufnehmen zu lassen. Diesem Orden gehörten u. A. der nachmalige braunschweigische Staatsmann Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg (s. A. D. B. XXXII, 665, † 1818) und der Kurländer J. F. v. d. Recke (s. A. D. B. XXVII, 604, † 1846), Verfasser des Schriftsteller-Lexikons von Liv-, Esth- und Kurland, an. Mit beiden ist P. noch Jahrzehnte hindurch in brieflichem Verkehr geblieben. Poel's vertrautester Freund und ihm am sympathischsten war aber der junge Marschalk v. Ostheim, der Bruder der bekannten Charlotte v. Kalb (s. A. D. B. XV, 11, † 1843). Nicht „in einer Art Zweikampf“, wie es in der angeführten Biographie der Schwester heißt, fand ihr Bruder, ein durch hohe geistige und sittliche Vorzüge ausgezeichneter Herr, der Letzte seines Geschlechts, sein Ende, sondern nach kaum dreitägiger Krankheit starb er an Darmverschlingung in Poel's Armen. „Die Haare auf meinem Scheitel“, schreibt P. (s. Gustav Poel, Bilder aus vergangener Zeit, Th. I, Hamburg 1884, S. 323), „waren während einer vierundzwanzigstündigen ununterbrochenen, heftigen Gemüthsbewegung grau geworden.“ Zwei Briefe von Therese Heyne (a. a. O. S. 382, vgl. d. Artikel Th. Huber in A. D. B. XIII, 240), bezeugen, welcher Hochachtung sich beide Freunde in den Kreisen der Universität erfreuten.

Mit Schluß des Sommersemesters 1783 verließ P. Göttingen, nur ungern, da er noch ein Jahr länger Spittler's Vorlesungen gehört und die Bibliothek benutzt hätte. Allein er mußte im Winter mit seinem Oheim van Brienen,

einem Archangeler Kaufmann, in Petersburg zusammentreffen. „Van Brienen galt für einen der einflußreichsten Kaufleute in Rußland, so daß nicht nur Leute seines Standes, sondern auch Staatsmänner ihn gern zu Rathe zogen, wenn sie sich über Gegenstände des Handels belehren wollten: auf manche Beschlüsse mag er Einfluß gehabt haben; einer der wichtigsten in seinen Folgen, der der bewaffneten Neutralität, ist wirklich durch ihn veranlaßt worden; denn er hatte den Nachtheil, welcher dem englisch-russischen Handel durch das willkürliche Verfahren der Engländer zugefügt wurde, den Ministern mit so lebhaften Farben geschildert, daß sie ihm Gelegenheit gaben, der Kaiserin unmittelbar seine Erfahrungen und Ansichten darüber mitzuteilen" (G. Poel a. a. O. 384). Van Brienen hatte es übernommen, P., der in den russischen diplomatischen Dienst einzutreten beabsichtigte, in Petersburg einzuführen. Ehe nunmehr P. nach Rußland reiste, verkaufte er seine mecklenburgischen Güter Rasdorf und Naudien an einen Herrn v. Bülow und verlebte dann noch einige Monate auf Reisen im Harz und am Rhein mit seiner Schwester. In Petersburg angekommen, fand P. seinen Oheim noch nicht vor, der noch nicht von Archangel zurückgekehrt war, aber schon früher „bei dem Minister der äußern Angelegenheiten sein viel geltendes Fürwort eingelegt hatte" (a. a. O. 360). Herr v. Alopäus d. Ae., den P. in Hamburg kennen gelernt hatte, als jener russischer Legationssecretär daselbst war, und der jetzt an der Spitze der Kanzlei des Vicekanzlers Ostermann stand, stellte P. diesem vor und nach einigen unbedeutenden Probearbeiten erhielt P. innerhalb 14 Tagen seine Anstellung als Secrétaire interprète mit Capitänsrang in dem Colleg der auswärtigen Angelegenheiten. Poel's Collegen waren meist Livländer oder Eingeborene ausländischer Abkunft und es gab keinen einzigen eigentlichen Russen darunter. „Oft vergingen mehrere Tage", schreibt P., „ohne daß einer von uns bei unsern täglichen Zusammenkünften von 10 bis 2 Uhr auch nur eine Feder angesetzt hätte." Nennenswerthe Arbeiten in seinem Berufe wurden kaum von P. gefordert. Nur als während etwa zwei Monaten im englischen Parlamente vielfach russische Verhältnisse behandelt wurden, wurden P. und ein livländischer College englischer Abkunft, Pockenpol, beauftragt, die zwei Mal wöchentlich durch Couriere überbrachten Parlamentsberichte aus den englischen Zeitungen für die Kaiserin Katharina ins Französische zu übersetzen. Da dies Elaborat am Tage nach Ankunft der Couriere der Kaiserin in Abschrift vorgelegt werden mußte, so mußten die beiden Secretäre die Nacht zur Vollendung ihrer Arbeit zu Hülfe nehmen. Allermeist wurde Poel's Zeit durch Besuche und Festlichkeiten bei den Vorgesetzten und in den fremden Gesandtschaften in Anspruch genommen, anderer Gelage und hoher Spielparthien nicht zu gedenken. Er erkannte bald, daß das Petersburger Leben anhaltenden, geistigen Anstrengungen nicht förderlich sei. Die in Göttingen entworfenen Pläne zu historischen Studien konnte er nicht ausführen. So faßte er den Entschluß, auf die diplomatische Laufbahn in Rußland zu verzichten. Auf Alopäus' Rath kam er nicht sogleich um seine Entlassung ein, sondern um Urlaub zu einer Reise nach Schweden. Ihm folgte nach wenigen Wochen ein Schwiegersohn van Brienen's, der Franzose Peyron, der Chef eines Petersburger Handlungshauses und schwedischer Generalconsul in Petersburg. Diesem waren von Schweden sehr günstige Aussichten gemacht worden, im schwedischen Finanzfache eine höhere Stellung zu erhalten. Mit ihm theilte P. vom Spätherbst 1784 bis zum Herbst 1785 seinen Aufenthalt in Stockholm und anderen Städten Schwedens. In einem Rückblick auf die in Rußland für seine geistige Ausbildung verlorene Zeit sagt P., daß er „in dieser Hinsicht mindere Abneigung gegen eine Anstellung in Schweden haben konnte,

aber", so fährt er fort, „meine Unabhängigkeit war mir theurer geworden, seitdem ich der Gefahr entronnen, sie auf immer einzubüßen, und schon schimmerte mir aus der Ferne in reinem Licht ein wünschenswerthes Vaterland, die stille Heimath meines Herzens, wo ich, ein Freier unter Freien, die edelsten Bedürfnisse meines Herzens befriedigen und in selbstgewählter Thätigkeit einem von fremder Gunst unabhängigen Ziele meines Ehrgeizes nachstreben konnte" (a. a. O. S. 398). Von dieser Hoffnung beseelt hatte er, als er sich 1785 anschickte, Stockholm zu verlassen und nach Hamburg zu reisen, „jeden Gedanken an eine Anstellung in Schweden so gut wie aufgegeben" (a. a. O. S. 449). P. wählte Hamburg zu seinem Wohnsitz, beschäftigte sich mit historischen und nationalökonomischen Studien und widmete seine Mußezeit seinen Freunden und Bekannten. Zu jenen gehörte besonders der Baron Voght (s. A. D. B. XL, 161). Durchreisende Gelehrte traf man damals nur bei dem Professor Joh. Georg Büsch (s. A. D. B. III, 642), bei Klopstock und bei J. A. H. Reimarus (s. A. D. B. XXVII, 704, † 1814), dem Sohne des Wolfenbüttler Fragmentisten. In diesen Kreisen verkehrte auch P. Im Frühjahr 1786 begleitete er Voght auf einer Reise nach Frankreich und England. P. hat über die Veränderung, die seit seinem ersten Aufenthalt in Frankreich in der gebildeten Welt dieses Landes eingetreten, u. a. bemerkt: „Der gebildete Theil der Nation fand mehr Geschmack an ernsten Dingen und an ernster Unterhaltung; der Geist freier Untersuchung, welchen man der Philosophie verdankte, hatte auf ihre eignen Mängel aufmerksam gemacht; Religionsspöttereien waren aus der Mode gekommen; sie galten für geschmacklos; . . . Rousseau war populärer geworden als Voltaire. . . Wie der abschreckende Unglaube der Philosophen die Religion, so hatten die Ausschweifungen des Hofes Ludwigs XV. die Sitten wieder zu Ehren gebracht; wenigstens wurde der Anstand besser beobachtet; man prunkte nicht mehr mit seiner Liederlichkeit . . . Man ahnte noch keine Revolution, aber Reformen schienen ganz unvermeidlich" (a. a. O. S. 31 f.). In Versailles besuchten die Reisenden den nachmaligen Maire von Straßburg P. F. v. Dietrich (s. A. D. B. XLVII, 687), der, als secrétaire des commandemens mit einflußreichen Männern in Verbindung stehend, sie auf die erfreulichen, aber auch auf die bedenklichen Symptome der Gegenwart aufmerksam machte. Als Opfer der Verfolgungswuth Fouquier-Tinville's endete Dietrich am 31. December 1793 unter der Guillotine. Das öffentliche Leben Frankreichs machte im ganzen einen unbefriedigenden Eindruck auf P., namentlich im Vergleich mit England. Das kräftige englische Gemeinwesen, wie es sich in allen Unternehmungen kundgab und besonders in den Parlamentssitzungen zum Ausdruck kam, erregte Poel's Bewunderung. Hier hatte er auch „das außerordentliche Vergnügen, die beiden großen Parlamentsredner Pitt und Fox, deren allzugroße Suade ihm in Petersburg manche schlaflose Nacht verursacht hatte, gegeneinander auftreten zu sehen" (S. 41).

Im J. 1787 verheirathete sich P. mit Friederike, der ältesten Tochter des Professors Büsch und 1793 erwarb er mit Georg Heinr. Sieveking (siehe A. D. B. XXXIV, 220), und Joh. Conr. Matthiessen, einem reichen Hamburger Kaufmann, den schönen Landsitz in Neumühlen an der Elbe, der jetzt als Donner'scher Garten bekannt ist. Sehr bald ging dieser Landsitz in das ausschließliche Eigenthum Sieveking's über, „aber die Wirthschaft wurde den Sommer über für gemeinschaftliche Rechnung Poel's und Sieveking's und dergestalt geführt, daß die beiden Hausfrauen derselben in wöchentlichem Wechsel vorstanden, ein Verhältniß wohl einzig in seiner Art, welches aber auf rückhaltlosem gegenseitigen Vertrauen und liebevoller Hingebung begründet, während der 17 Jahre, die es bestanden, niemals auch nur

den leisesten Hauch der Trübung erfahren hat" (S. 46). Als die beiden befreundeten Familien sich in Neumühlen niedergelassen hatten, hatte sich schon der Strom der französischen Emigranten auch nach Hamburg ergossen, die bei P. und Sieveking die gastlichste Aufnahme fanden. Vielfach waren unter ihnen Männer, auch aus den bisher höchstgestellten Familien, die augenblicklich von allen Mitteln entblößt waren. P. wurde Secretär eines Vereins, der sich zur Unterstützung verarmter Emigranten gebildet hatte und sich wöchentlich in seinem Stadthause versammelte. Außer den Franzosen waren es deutsche Gelehrte und Künstler, wie beispielsweise Joh. Heinr. Voß, Friedrich Heinrich Jacobi, der Capellmeister Reichardt, die sich dort zu Besuchen einfanden neben den auswärtigen Geschäftsfreunden Sieveking's. Die alten Freunde wurden nicht vergessen: Klopstock feierte jeden Geburtstag, auch den letzten, in Neumühlen. P. hatte die Freude, daß sein Schwager Pauli sich 1794 in Altona niedergelassen hatte und Poel's Schwester, von dem ganzen Kreise hoch geschätzt, ihm näher war. Gustav Poel (s. unten), der Herausgeber der Lebenserinnerungen seines Vaters, hat wohl Recht, wenn er dieselben mit der Betrachtung einleitet, daß die genannten Familien gleichsam nur eine unter sich harmonisch verbundene Familie bildeten, deren Beziehungen damals noch inniger durch verwandtschaftliche Bande wurden: in Neumühlen fand in jener Zeit die Hochzeit des damaligen französischen Consuls in Hamburg K. F. Reinhard (s. A. D. B. XXVIII, 44) mit Christine Reimarus statt; sein Bruder Phil. Christian Reimarus, Professor in Moskau, heirathete eine Schwester von Poel's Frau.

Als infolge der Continentalsperre der Handel Hamburgs die schwersten Bedrückungen erlitt und um 1811 viele große Handlungshäuser ihre Geschäfte auflösten, andere im Auslande sich niederließen, war auch die Wittwe Sieveking — ihr Mann war 1799 gestorben — genöthigt, ihren Landsitz in Neumühlen aufzugeben. P. zog nach Flottbeck, wo sein Freund Voght den schönen Park — jetzt Jenisch's Park —, angelegt hatte und sich mit landwirthschaftlichen Neuerungen beschäftigte. In der Nähe siedelte sich P. an. Ein Schwager Poel's hatte auch sein kaufmännisches Geschäft in Hamburg liquidirt und war nach Petersburg übergesiedelt. Seine in Hamburg zurückgelassenen heranwachsenden Knaben übergab er P. zur Erziehung. Zu Poel's eigenen Söhnen kam auch noch sein Neffe L. Reinhard (1850—1865 württembergischer Bundestagsgesandter, † 1866) hinzu, dessen Eltern bei der Flucht aus Moskau 1812 elendiglich umgekommen waren. Durch die Fürsorge des edlen Fürsten Dolgorucky war der Knabe vor Verwahrlosung geschützt worden. In der Leitung dieses erweiterten Familienkreises stand dem Hausvater treulich seine Gattin zur Seite, „eine edle Persönlichkeit, auch nach ihrer äußern Erscheinung, die mit lebendiger Empfänglichkeit die Tugenden einer vollendeten Hausfrau nach jeder Richtung verband, und durch unbestechliche Wahrheitsliebe, welche im Verkehr mit andern doch nie den feinen Takt eines warmen Herzens vermissen ließ, sie zu einem Gegenstande allgemeiner Verehrung gemacht hatte" (Gust. Poel, Bilder aus Karl Sieveking's Leben. Abth. II, S. 17 f. Hamburg 1888). Nach zweitägiger Krankheit der geliebten Frau löste der Tod am 18. October 1821 die glückliche Ehe. Vier Jahre später, 1825, eilte P. nach Bückeburg, wo damals die Familie Pauli lebte, um seine ihm so theure Schwester Magdalene, die schwer erkrankt war, noch einmal zu sehen. Er traf sie nicht mehr am Leben. Von nun an beschränkte er seinen täglichen Umgang auf den Verkehr mit den an- und abwesenden Kindern, deren sieben ihm die Gattin geschenkt hatte, und mit seinen nächsten Freunden, besonders

mit Voght und dem dänischen Diplomaten Joh. Georg Rist (s. A. D. B. XXVIII, 651), der von 1815 bis 1834 in Hamburg-Altona lebte.

Im J. 1836 war ein Schwächezustand Poel's eingetreten, der deutlich das Versiegen einer Kraft erkennen ließ, von der einst so viel Leben ausgeströmt war. Am 3. October 1837 verschied der 77jährige Greis. Es mögen hier noch die Worte einen Platz finden, die Rist in Veranlassung dieses Todes aus Schleswig an den ältesten Sohn des Verstorbenen, Wilhelm Poel in Amsterdam, richtete: „Also hat das schöne Leben, das so viel Licht verbreitete, nun geendet. Wir fühlen, was wir verloren haben und nicht ersetzt werden kann; wir haben es gehabt, es lange besessen und es bleibt unser. Und ich mußte fern sein, konnte den treusten und teuersten meiner Freunde nicht mit Ihnen zum Grabe geleiten, konnte nicht Trost und Beruhigung geben und nehmen durch die Gegenwart, durch das Bewußtsein gleicher Gedanken und Empfindungen. Er hat seinen Freunden ein schönes Vorbild hinterlassen, den freien, frommen Sinn, den unerschöpflichen Quell von Wohlwollen und Liebe, die mich in so manchen Stunden meines Lebens erquickt, gehoben und gestärkt haben. Wie habe ich mich noch diesen Sommer gefreut an den unzweideutigen Zeichen des immer warmen Lebens, die von Zeit zu Zeit die Krankheit unterbrachen. Ich höre, sein Ende ist ein schönes und leichtes gewesen; die Leiche ein freundliches Bild (G. Poel, . . aus Sieveking's Leben, a. a. O. S. 155 f.).

Erst in dem Trauerjahre 1825 hatte Piter P. mit Aufzeichnungen aus seinem Leben begonnen und sie bis in die dreißiger Jahre fortgesetzt. Sie reichen bis zum Beginne der französischen Revolution. Für die Veröffentlichung waren sie nicht bestimmt, obwohl „viele einsichtsvolle Männer“ ihn dazu aufgefordert hatten. „Aber ich habe“, so schreibt er, „von jeher eine unüberwindliche Abneigung gehabt, die Zahl der unnützen Bücher zu vermehren, und unnütz mußten auch diese nach wenigen Jahren werden,“ . . . da er voraussah, daß sehr bald eine Unzahl von Memoiren erscheinen würde. Erst 1835 gab P. im Altonaer Merkur einige Bruchstücke aus seinen Lebenserinnerungen heraus. Eine längere Abhandlung Poel's über die Wiederbesetzung Hamburgs durch die Franzosen im J. 1813 unter der Ueberschrift „Hamburgs Untergang“ hat Professor Wurm (s. A. D. B. XLIV, 326) im J. 1858 in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte Bd. IV herausgegeben zugleich mit Rist's „Denkschrift über das Verhältniß Dänemarks zu Hamburg im Frühjahr 1813“. Die für die Veröffentlichung geeigneten Aufzeichnungen Piter Poel's sind als „Lebensbilder aus vergangener Zeit“ in zwei Theilen Hamburg 1884—1887 erschienen. Ihr Bearbeiter und Herausgeber ist der Sohn Piter Poel's:

Gustav P., geboren am 17. November 1804 in Altona, † am 16. April 1895 auf Trenthorst in Holstein. Nach dem Unterricht im elterlichen Hause besuchte er das Gymnasium in Altona und bezog dann die Universitäten Göttingen, Berlin und Kiel, um Jura zu studiren. Ungefähr ein Jahr lang war er Advocat in Altona und trat 1827 gleich anderen Schleswig-Holsteinern, die sich auf die höhere Beamtenlaufbahn vorbereiteten, in die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei zu Kopenhagen ein. Des dortigen anregenden Umgangs mit Staatsbeamten und Collegen hat er sich stets gern erinnert. Zu letzteren gehörte auch Uwe Jens Lornsen (s. A. D. B. XIX, 201 f.), wenn sich auch beide nicht näher befreundeten. Im J. 1834 etwa kehrte P. nach Holstein zurück, zum Polizeimeister in Itzehoe ernannt. Hier gründete er seinen eigenen Heerd, indem er am 27. Mai 1837 mit M. Sophie W. v. Rumohr, einer Bruderstochter des bekannten Kunstkenners Karl v. Rumohr (s. Poel's

Biographie desselben A. D. B. XXIX, 657) den Ehebund schloß. Sie und zwei Schwestern besaßen die schönen Güter Trenthorst und Wulmenau im holsteinischen Travethal bei Reinfeld, die nach dem Tode der beiden Schwägerinnen in Poel's Besitz gelangten. Hier hielt sich die Familie zeitweilig im Sommer auf. Die Nähe des adligen Fräuleinklosters, dessen Aebtissin mehrfach der königlichen oder einer der herzoglichen Familien des Landes angehörte, brachte es mit sich, daß Itzehoe oft von den Gutsbesitzern in der Nähe, dem „Verbitter“ des Klosters, der die Klostergüter zu leiten hatte, und andern Beamten besucht wurde, während andere dort ihren Ruhestand zubrachten. Gleich seinem Vater war P. ein Freund der Geselligkeit, ein geistreicher Mann, der noch in vorgerücktem Alter die Unterhaltung durch Witz und Humor zu beleben wußte. Voll Interesse für die höheren Lebensideale wandte er sein Studium besonders der Politik, der Geschichte und den kirchlichen Angelegenheiten zu. In der Politik, für welche P. sich bis an sein Ende lebhaft interessirte, ist er öffentlich nie hervorgetreten, obwohl er im gegebenen Falle nicht zurückhielt. Im J. 1849 zogen auch in Itzehoe die sonst so besonnenen Bürger, die „framen Holsten“ in den Volks- und Bürgerversammlungen, wie es nicht anders zu erwarten, die Politik in ihre Discussion. Monarchisch und conservativ, wie P. gesinnt war, bestritt er einst einer solchen Versammlung das Recht, den König von Dänemark als Herzog von Holstein des Thrones verlustig zu erklären. Die Folge seines mannhaften Auftretens war, daß sein Haus demolirt wurde und er sein Amt als Polizeimeister niederlegte. Nach Beendigung des Krieges wurde er Bürgermeister von Itzehoe und erhielt dann im Anfange der fünfziger Jahre den Titel eines Justizraths. Obwohl ein Conservativer, verschloß P. sich doch nicht der Nothwendigkeit zeitgemäßer Neuerungen. Zu diesen rechnete er aber weder die modernen, verwässerten englischen Verfassungen, noch die Uniformirung der Verwaltung nach preußischem Muster. Er gab vielmehr den ständischen Verfassungen den Vorzug und hoffte, daß zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten, deren Erhaltung den neu erworbenen Landestheilen durch königliche Proclamation zugesagt wurde, auch die Selbstverwaltung gezählt würde, wie sie sich in manchen Bezirken der Herzogthümer herausgebildet hatte. Seine Ansichten über die Staatsverfassung und über die Verwaltung im engern Sinne gründeten sich auf seine ungewöhnlich genaue Kenntniß der Geschichte, mit welcher er sich von jeher eingehend beschäftigt hatte, und auf seine aus langjähriger Praxis gewonnene Erfahrung über die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens. Er ließ sich dabei leiten von dem Worte der heiligen Schrift: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“. Als nach dem Tode König's Friedrich VII. von Dänemark (15. November 1863) die Frage an P. herantrat, für welche Partei er sich entscheiden sollte, gehörte er mit dem nachmaligen Oberpräsidenten Scheel-Plessen u. A. zu den Anhängern des „Gesammtstaates“ mit ausgesprochener deutscher Gesinnung und verweigerte, dem König Christian IX. den Homagialeid zu leisten. Er konnte sich aber auch nicht für den Herzog von Augustenburg erklären, da er dessen Ansprüche nicht für zweifelsfrei hielt, und wurde, wenn ihm auch die preußische Verwaltung weniger zusagte, ein loyaler Preuße. Im J. 1869 legte er sein Amt als Bürgermeister von Itzehoe nieder und zog darauf ganz nach Trenthorst, hier sich seiner Familie, drei Söhnen und zwei Töchtern, und seinen Studien widmend. Beschäftigte er sich auch noch ferner mit den neueren und neuesten Werken aus der Geschichte, so füllten doch auch kirchliche und selbst theologisch-wissenschaftliche Fragen einen erheblichen Theil seiner Muße aus. P. war ein überzeugter evangelischer Christ und hielt an den sogenannten Grundwahrheiten

des Christenthums fest, ohne auf die confessionellen Unterschiede großes Gewicht zu legen. Von Hause aus der reformirten Kirche angehörend, hat er niemals Bedenken gehegt, das heilige Abendmahl in der lutherischen Kirche zu nehmen und zu bekennen, daß die Eine heilige Kirche im Sinne des dritten Artikels sich aus Mitgliedern aller christlichen Bekenntnisse zusammensetze. Die Werke der inneren und äußeren Mission nahmen vielfach seine Theilnahme in Anspruch. Als in den späteren Lebensjahren die Schwäche seiner Augen zunahm, weilten in seinem Hause öfter junge Theologen, um ihm vorzulesen, welche er durch seine Kenntnisse in der Theologie in Erstaunen setzte. Auch seine reichhaltige Bibliothek, die noch einen ganzen Bestand aus der Bibliothek seines Großvaters Büsch enthielt, zeugte von Poel's Studium in den neuesten theologischen Werken. Seine Ideen teilte er gern in Gesprächen seinen Freunden mit, die ihn häufig besuchten und gastlich aufgenommen wurden. Das Leben auf Trenthorst war wohl als patriarchalisch zu bezeichnen: von den Gutsangehörigen wurde P. geachtet und verehrt; eine früh verstorbene Tochter nahm sich der Alten und Kranken unter ihnen mit aufopfernder Liebe an; die Landwirtschaft besorgte der jüngste Sohn, dessen Kinder ins Haus des Großvaters jugendliches Leben brachten. Viele Veränderungen in der Landwirtschaft ließ P. nicht zu. In dem schönen, mit einem guten Rehstand besetzten Thiergarten durften keine Bäume gefällt werden so wenig, wie, trotz der Bitte des Ackervogtes, die alten Eichen an den Landwegen gestutzt werden durften, an deren Aesten gar manche Aehre beim Einfahren des Getreides hängen blieb. In Poel's letztem Lebensjahre verschied nach 57jähriger Ehe im 88. Lebensjahre die treue Gattin, die bis ins hohe Alter sich ein ausgezeichnet treues Gedächtniß und ein sehr klares, selbständiges Urtheil bewahrt hatte. Ihr folgte am 16. April 1895 ihr Gatte nach wenigen Tagen leichten Unwohlseins, ohne seine geistigen und körperlichen Kräfte vorher eingebüßt zu haben. Wie der Vater mit seiner Schwester in inniger geschwisterlicher Liebe verbunden war, so unterhielt auch Gustav P. mit seiner Schwester Emma Poel in Altona jahrelang einen fast täglichen Briefwechsel. Sie nahm in Altona eine ähnliche Stellung ein wie ihre Freundin Amalie Sieveking (s. A. D. B. XXXIV, 217) in Hamburg, deren Biographie sie auch verfaßt hat.

Gustav P. ist der Verfasser folgender Schriften: „J. G. Hamann, der Magus im Norden. Sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften", 2 Bde., Hamburg 1876; „Nachträgliches zu J. G. Hamann", 38 S., Hamburg 1877; „Joh. Georg Rist's Lebenserinnerungen", Th. 1 u. 2, Gotha 1880, Th. 3, Gotha 1888; „Bilder aus vergangener Zeit", Th. 1 (Piter Poel und seine Freunde), Hamburg 1884; Th. 2 (Bilder aus Karl Sieveking's Leben), Hamburg 1887; [„Altes und Neues aus der Briefmappe", 1885, Hamburg; in Commission bei Luc. Gräfe, 61 S., enthält Aphorismen Gustav Poel's;] im 4. Band der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte 1881: G. Poel, „Carl Wilhelm Pauli, ein Lebensbild", 101 S.

Nach Familiennachrichten nebst Selbsterlebtem.

W. Sillem.

Polko: Elise P., Sängerin und Schriftstellerin, wurde nach der Angabe ihres Bruders, des Professors Dr. Hermann Vogel — sie selbst verweigerte beharrlich jegliche Auskunft darüber — am 31. Januar 1823 in Leipzig geboren. Sie war die älteste Tochter des bekannten Pädagogen Karl Christoph Vogel, der seit 1816 Lehrer an dem berühmten Lang'schen Erziehungsinstitut in Wackerbartsruh bei Dresden war, nach Lang's Tode die Leitung dieser Anstalt übernahm, sie aber 1823 auflöste und dann an den Stadt-

schulen in Torgau und Krefeld wirkte, bis er 1832 zur Reorganisation und Leitung der allgemeinen Bürgerschule nach Leipzig berufen ward. Elise erhielt unter ihres Vaters Leitung eine vortreffliche Erziehung und ihr Talent für Musik, das sie schon frühzeitig bekundete, die sorgsamste Pflege. Der rühmlichst bekannte Musikdirector Pohlenz und später der Gesangsprofessor Ferd. Böhme in Leipzig waren ihre Lehrer, und Lehrer und Schülerin arbeiteten sich gegenseitig so trefflich in die Hände, daß Elise schon im 17. Lebensjahre als Sängerin mit dem besten Erfolge auftreten konnte. Dieses erste Debut wurde für sie insofern von großer Bedeutung, als Felix Mendelssohn Elisens Eltern um die Erlaubniß bat, die Tochter unter seiner Aegide weiter in die Oeffentlichkeit einführen zu dürfen. Und als diesem Wunsche gern entsprochen wurde, nahm der Meister mit dem ihm eigenen, ebenso theilnahmvollen wie rühmenswerthen Kunsteifer sich der vorwärts strebenden Künstlerin an und bewirkte später ihr mit schönstem Gelingen gekröntes Auftreten in einer Reihe von Gewandhausconcerten. Die rückhaltlose Anerkennung, welche Elise mit ihren Gesangsleistungen im öffentlichen Musikleben Leipzigs zu theil ward, fand auch bald auswärts ihren Widerhall. So sang sie unter lebhaftem Beifall in den 1845 zu Dresden von Ferd. Hiller begründeten und dirigirten Abonnementsconcerten, wie auch öfters in den unter Leitung von Rob. Franz bestehenden Winterconcerten in Halle. Auch in Berlin, wohin sie von Mendelssohn warm empfohlen war, und wo sie im Hause seiner Schwester Fanny Hensel Aufnahme fand und auch den bedeutendsten, künstlerisch und geistig hervortretenden Personen begegnete, hatte sie Gelegenheit, Proben ihres großen Talents abzulegen. Im Hinblick auf das lebhafte, mit regster Phantasie begabte Wesen seiner Schülerin wies der an der fortgesetzten Gesangsausbildung Elisens nach wie vor betheiligte Professor Böhme mit innerster Ueberzeugung auf den offenkundigen Beruf zur Bühnenlaufbahn hin. Einer derartigen Thätigkeit waren jedoch die Eltern der Künstlerin aus mehrfachen Gründen abhold, so daß von einer Aufnahme oder Verfolgung eines dahin zielenden Studiums nicht weiter die Rede sein konnte. Dagegen gaben sie ihre Zustimmung, das Gesangsstudium allseitig zu vervollständigen, und so begab sich Elise, mit einflußreichen Empfehlungen von Mendelssohn versehen, 1847 nach Paris, um hier den Unterricht des berühmten Manuel Garcia zu genießen. Sie hat später die reizvollen Unterrichtsstunden bei diesem Meister unter „Rue Chabannis Nr. 6“ in ihren „Musikalischen Märchen“ anmuthend geschildert. Nach Ausbruch der Februar-Revolution (1848) in Paris verließ Elise diese Stadt und kehrte in die Heimath zurück. Auf der Rückreise lernte sie ihren späteren Gatten, den Ingenieur Polko von der Köln-Mindener Eisenbahn kennen, und die Vermählung mit ihm (1849) entführte sie der Kunst, zunächst nach Duisburg, später für viele Jahre nach Minden, 1877 nach Wetzlar und 1880 nach Deutz, wo ihr Gatte die Stellung eines Eisenbahnbetriebsdirectors inne hatte. An Stelle der Musik trat nunmehr eine außerordentlich rege schriftstellerische Thätigkeit, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckte, aber mit Vorliebe sich den Erzählungen und Charakterschilderungen aus der musikalischen Welt zuwandte. Gleich ihr erstes Werk „Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen“ (3 Reihen, 1852—72; Ausgabe in 2 Bdn., wovon der erste in 25., der zweite in 15. Auflage erschien 1904), gewann ihr ein dankbares Publikum. „Mit großer Erzählerkunst berichtet sie aus Vergangenheit und Gegenwart, aus den Zeiten der Troubadours, aus dem Leben berühmter früherer Dichter, insbesondere aber über berühmte Componisten des vorigen Jahrhunderts. In wohlfließendem Feuilletonstil verarbeitet sie ihre Studien und Kenntnisse, insbesondere über das Rococozeitalter, welches

sie mit farbiger Anschaulichkeit vorzuführen versteht.“ Demselben Genre gehören an „Alte Herren, die Vorläufer Joh. Seb. Bachs“ (sechs Kantoren der Thomasschule in Leipzig, 1865), „Aus der Künstlerwelt“ (II, 1858—63. Neue Ausg. u. d. T. „Künstlermärchen und Malernovellen“, 1879), „Unsere Musikclassiker“ (6 biogr. Lebensbilder, 1880), „Meister der Tonkunst“ (ein Stück Musikgeschichte in Biographien, 1897), „Bedeutende Menschen“ (Porträtskizzen, Lebenserinnerungen und Novellen, 1895), „Verklungene Accorde“ (Gedenkblätter, 1868, 3. Aufl. 1873). Von echter Liebe zeugen die „Notizen und Briefe über und von Dr. Karl Vogel“ (ihrem Vater, 1863), die „Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel“ (ihren Bruder, den berühmten Afrika-Reisenden, 1863), und die „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy“ (1868). Besonders werthvoll sind ihre biographischen Porträtbilder über „Eine deutsche Fürstin. Pauline zur Lippe“ (1870) und „Die Königin Luise“ (1881). Eine große Reihe von Schriften der Elise P. trägt den Charakter der Anthologie; wir zählen deren 20, für alle möglichen Verhältnisse berechnet; von ihnen haben sich „Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik, ausgewählt“ (1860, 15. Aufl. 1896) und „Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd“ (1863, 9. Aufl. 1892) weiter Verbreitung erfreuen dürfen. Daran schließen sich mehrere Jugend- und Kinderschriften und endlich eine Reihe von Romanen („Ein Familien-Ideal“, 1880; „Ein Frauenleben“, II, 1854; „Faustine Hasse“, II, 1860, 4. Aufl. 1895; „Getrennt“, 1882, 2. Aufl. 1898; „Die Bettler-Oper“, III, 1864; „Nicolo Paganini und die Geigenbauer“, 1876; „Umsonst“, 1878, 3. Aufl. 1904; „Sie schreibt!“ 1869, 2. Aufl. 1895) und Novellen, die teils einzeln, teils in Sammlungen erschienen. Die Aufzählung derselben mag uns erspart bleiben, sind ja doch von den „Neuen Novellen“ nicht weniger als 18 Folgen (1861—78) erschienen, und man muß wirklich den Fleiß und die Schaffensfreude bewundern, welche die Dichterin bis in ihr Alter erfüllten. „Sie besaß eines jener zartbesaiteten, empfindungsreichen, poesieempfänglichen und phantasieerfüllten Gemüther, wie sie nur weiblichen Charakteren von ausgezeichneter geistiger Begabung eigen zu sein pflegen, mit allen Vorzügen eines warm und lebhaft pulsirenden, instinktiven Gefühlsvermögens, aber auch in der Regel mit einer größeren oder geringeren Beimischung von sentimental empfindsamer Ueberspannung und reich gestimmter Schwärmerei. Dabei hat sie sich jedoch die volle, naiv edle Weiblichkeit und Grazie, sowie den reinsten Sinn für die naturgemäße Bestimmung ihres Geschlechts zu bewahren gewußt, weit entfernt, der modeartig herrschenden Emancipationssucht ihrer gegenwärtig in der Litteratur zahlreich vertretenen Genossinnen irgend einen Tribut zu zollen. Ihre Schriften offenbaren, abgesehen von der gewandten Beherrschung des Materials und der Darstellung, ein reines, keusches Frauengemüth, nicht minder, wie es ehedem ihr anmuthvoller, fein empfundener, aus dem Innern quellender Gesang that.“ Das Glück des häuslichen Stilllebens, das so wohlthuend auf ihre Thätigkeit eingewirkt hatte, sollte im herannahenden Alter der Dichterin noch schwere Trübungen erfahren. Sie mußte ihren einzigen Sohn ins Grab betten, und bald darauf, am 5. Februar 1887, entriß ihr der Tod auch den Gatten. Im J. 1891 verlegte sie ihren Wohnsitz nach Wiesbaden, mit Beginn des Jahres 1895 nach Frankfurt a. M. und 1898 nach München. Während eines Aufenthalts in Schliersee (1898) erlitt sie einen schweren Unfall, an dessen Folgen sie am 15. Mai 1899 in München im Hause ihrer Schwester Julie Dohmke verstarb.

Mittheilungen aus der Familie. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 4. Bd., 1900, S. 124 (Hyac. Holland). — Frauen der

Zeit. Supplement zu: Männer der Zeit. Biogr. Lexikon der Gegenwart, S. 85. — Leipziger Illustr. Zeitung vom 25. Mai 1899. — Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder, 2. Bd., S. 144.

Franz Brümmer.

Pollack: Leopold P., Maler, geboren am 8. November 1806 (1809?) in Lodenitz in Böhmen, † am 16. October 1880 in Rom. Nach Absolvirung der Normalschule setzte er bei seinem Vater, einem wohlhabenden jüdischen Kaufmann, seine Uebersiedlung nach Prag und seine Aufnahme in die Prager Akademie durch, wo er unter Bergler seine erste Ausbildung erhielt. Von Seiten seiner Familie, die mit der Wahl seines Berufes nicht einverstanden war, zeitweilig materiell im Stich gelassen und von antisemitischer Gehässigkeit beleidigt, verließ der leidenschaftliche Jüngling Prag und bezog von 1831—33 die Münchener Akademie. 1833 reiste er nach Rom, 1846 nach Wien, kehrte nach Rom zurück und fühlte sich hier so heimisch, daß er sich 1853 naturalisiren ließ. Unter dem Einfluß Riedel's stehend, stellte er wie dieser Land und Leute Italiens dar in einer Lichtmanier, die mehr auf Effect als auf natürlichen Eindruck ausgeht. Trotzdem ist seinen Bildern eine poetische Stimmung eigen. Die bekanntesten sind: Pilgerin (Kunstschule in Hamburg), Italienische Hirten (ebenda), Hirtenknabe (1853, Galerie v. Redern, Berlin), Bildniß des Malers Riedel (1844, Neue Pinakothek, München), Hirt in der Campagna (Galerie Harrach, Wien). Außerdem seien erwähnt: Tod Moses, Boas und Ruth, Madonna mit dem Kind, Das Fischermädchen, Sandalenbinderin, Harem, Zuleika (nach Byron), Bacchantin, Zaira, Diana, Melusine, Miriam, Die drei Prinzessinnen der Alhambra, Die Ruhe, Das Hirtenmädchen mit dem Lamm, Römische Frauen, Die neugierigen Mädchen (1838, zwei Varianten), zwei italienische Mädchen (1844), Il ritornello, Rebekka (1848), Griechisches Landmädchen (1850), Der begeisterte Barde (1850), zwei Kinder (1853), Kosende Nymphen (1858), Sie giebt sich zu erkennen (1860), Glycerion (1860), Albaneserin (1865), Esmeralda (1865), Die boshaften Albanerinnen (1868), Chiara und ihre Schwester, Carneval in Rom, Pretiosa (zwei Varianten), Der gestörte Schlaf, Amor auf einer Schildkröte. Sein Porträt malte Riedel.

Wurzbach, Biograph. Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich. Wien 1872. — Singer, Allgem. Künstler-Lexikon. Frankfurt a. M. 1898.

Franz Vallentin.

Portius: K(arl) J. Simon P., Schachschriftsteller, wurde geboren am 3. Mai 1797 zu Weißbach bei Zschopau im Königreich Sachsen. Er hat den größten Theil seines Lebens wohl als Volksschullehrer, daneben mannichfach schriftstellernd, in Leipzig verbracht. Einen Weltruf, darf man getrost behaupten, hat sein Name jedoch in der Schachwelt erlangt. Nicht nur hat er in Leipzig die sogen. Schachspalte der dort herauskommenden „Illustrirten Zeitung“ (1843 bekanntlich durch J. J. Weber — s. A. D. B. XLI, 311 — gegründet), welche die erste ihrer Art war, andern Blättern als Vorbild und Muster gedient und, in gleichem Stile nachgeahmt, sich als dauernde Bereicherung großzügiger Journalistik gehalten hat, schon in Nr. 7 vom 12. Aug. 1843 ins Leben gerufen und ist ihr, bis zu seinem am 4. Mai 1862 in Leipzig erfolgten Tode ein treuer Redacteur geblieben. Sondern P. ist auch der Verfasser jenes berühmten „Katechismus der Schachspielkunst“, der, zuerst 1854 mit 176 Seiten und Holzschnitten innerhalb der vielseitigen Serie „Webers Illustrirte Katechismen“ erschienen, bis zur durch Diagramme erweiterten 11. Auflage (1895) auf einen Umfang von 239, 1901 in der 12., „vermehrten und verbesserten Auflage herausgegeben von Dr. Herm. v. Gott-

schall“ auf einen von 288 Seiten angewachsen ist. Dieser Portius’sche Katechismus hat einen Anklang wie kein zweites Schach-Lehrbuch gefunden und ganze Generationen Schachspieler herangebildet. Von Portius’ übrigen einschlägigen Schriften seien noch erwähnt: „95 Sätze gegen das Schachspiel“ (Leipzig 1827) sowie ein 1846 erschienener „Schachalmanach“, beide übrigens nicht unter des bescheidenen Mannes Namen in den Bücherlexicis zu finden. Als Nachfolger in der Leitung der Schachspalte der Illustrirten Zeitung trat an seine Stelle für ganz kurze Zeit Max Lange (s. A. D. B. LI, 577 f.), dann für drei Jahrzehnte Richard Mangelsdorf (ebenda LII, 169), endlich der 1899 durch den genannten H. v. Gottschall abgelöste Johannes Minckwitz iun. (ebenda LII, 412). Portius, der litterarisch mit Namensvettern älterer wie neuerer Zeit (Simon P., K. P., K. W. P.) leicht verwechselt werden kann, ist auch der Verfasser einer „Illustrirten Heimathkunde für Leipzigs Kinder“ (1857), vielleicht auch der „Grundsätze einer gesegneten Schul-Disciplin, in einem Gedichte bei der Stiftungsfeier des Volksschullehrervereins der Ephorie Leipzig, in Druck gegeben von J. G. Hanschmann“ (Leipzig 1834), die unter dem Autor-Namen „Karl Portius“ laufen. Auf jeden Fall aber hat er eine Anzahl netter Jugendschriften verfaßt.

Hauptquelle der Jubiläumsartikel der Illustrirten Zeitung „Schachaufgabe Nr. 3000“ in Nr. 3203 vom 17. November 1904. — Kayser’s Bücher-Lexikon (für die fraglichen Bücher bezw. Büchertitel).

Ludwig Fränkel.

Posselt: Wilhelm P., der Kaffernmissionar, am 20. Juni 1815 zu Diekow bei Berlinchen (Neumark) als Sohn eines Schullehrers geboren, wurde früh zum Lehrerberufe bestimmt. Im Seminar zu Neuzelle fiel ihm 1833 das Barmer Missionsblatt in die Hand, dessen Ueberschrift: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln“ ihn mit solcher Gewalt ergriff, daß er in sich den Ruf Gottes fühlte, Missionar zu werden. Sein Vater gab ihm dazu bewegten Herzens den Segen mit der Bescheidung: „So gehe hin mein Sohn! Der Herr lasse dich armes Reis grünen, blühen und viel Früchte tragen! Schöpfe getrost aus der Fülle Jesu Gnade um Gnade, und der heilige Geist erquicke Dich!“ Nach kurzem Abschied von Freunden und Bekannten, Eltern und Geschwistern machte er sich zu Fuß auf nach Berlin und trat 1834 in das dortige Missionsseminar ein. Nach 5½jähriger treu und fleißig ausgekaufter Studienzeit hielt er 1839 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin seine Abschiedsrede über Römer 1 V. 16 und landete am 11. December 1839 mit den Missionaren Liefeld und Winter an der Tafelbai. Ein afrikanischer Ochsenwagen brachte ihn nach Itemba zu Missionar Schultheiß, dem er als Mitarbeiter zur Seite gegeben war. In seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung schildert er in fesselnder Weise seine dortigen Lehrjahre, wie er mühsam die Sprache lernte und in allen Zweigen der Haushaltung, beim Anfertigen von Tisch und Sofa, beim Reiten und Fahren, Jagen und Bauen viel Lehrgeld zahlen mußte, wie er von den Eingeborenen bei seiner Gutmüthigkeit ausgeplündert wurde und dann doch mit frischem Muthe die Missionsarbeit begann. Recht mühsam war es für ihn, die Schulkinder zum Schulbesuch zu bewegen. Er mußte sie einzeln aufsuchen, in die elenden Kaffernhütten hineinkriechen und sie aus den Schlupfwinkeln hervorsuchen, in denen die Eltern sie versteckt hielten. Wenn die letzten kamen, waren die ersten oft wieder fortgelaufen, so daß seine Geduld sehr auf die Probe gestellt wurde. Die Station Itemba ist nicht mehr vorhanden, 1846 wurde sie im Kaffernkriege zerstört, dann wieder aufgebaut, um 1850 vollständig vernichtet zu werden.

Es war ein gewaltiges Ringen, mit welchem die Kaffern gegen die englische Besitzergreifung kämpften. In drei großen, blutigen Kriegen suchten sie ihre Herrschaft zu behaupten, bis sie endlich trotz ihres Muthes den Feuerwaffen ihrer Feinde weichen und Englands Oberherrschaft anerkennen mußten. Mitten unter diesen Kriegswirren gründete P. mit Liefeld zusammen eine neue Station, die sie Emmaus nannten (jetzt heißt sie Wartburg) im Gebiete dreier Häuptlinge, die ihm ihren Schutz anboten. Als aber der eine Häuptling ihm den Wunsch aussprach, die Station nach dem Häuptlingskraal zu verlegen, erklärte er in echt kafferisch gewähltem Gleichniß: „Du bist ein großer Stier und ich auch; wenn wir so nahe bei einander wohnen, werden wir uns stoßen". Dieser Grund war stichhaltig. Einige Kaffern halfen ihm eine kleine runde Hütte bauen, in der er wohnte, bis er daran denken konnte, sich ein festes Wohnhaus zu errichten. Doch wie mühsam mußte dazu das Holz im Urwalde gefällt und meilenweit herangetragen, Ziegelsteine geformt, getrocknet und gebrannt werden. Und als das Haus mit großem Fleiß endlich fertig gestellt war und sich P. darin mit seiner Gattin glücklich und heimisch fühlte, da brannte es ab, und er mußte wieder zum Wanderstabe greifen.

An den schönen Ufern des Flusses Indwe, an der Grenze der Kaffernstämme der Galeka und der Tambuki, ließ er sich von neuem nieder und begann wieder mit Gebet und Gottvertrauen die Missionsarbeit. Doch trugen die Angesichter seiner schwarzen Zuhörer so sehr den Stempel der Abgestumpftheit gegen alles Göttliche und der irdischen Lüste, daß er oft ganz verzagen und muthlos werden wollte. Seine Frau ermuthigte ihn dann wohl: „Wilhelm, thu Deine Schuldigkeit"; und er machte oft die köstliche Erfahrung, daß sich gerade dann suchende Seelen fanden, wenn er es am wenigsten erwartet hatte.

Plötzlich aber brach wieder der Krieg aus zwischen den Engländern und den Eingeborenen, und die Station mußte wieder aufgegeben werden. Das ganze Kaffernland stand in Flammen. P. floh nach Silo, einer Station der Brüdergemeine, kam dann nach Bethanien und nahm hier den Ruf eines englischen Beamten an, nach Natal zu gehen und dort den Sulu das Evangelium zu predigen.

Die Sulu sind wilde, grausame Krieger und wurden damals von allen afrikanischen Völkerstämmen als gefürchtete Gegner respectirt. In dem freien Sululande, von Natal durch den Tugelafluß getrennt, hausten die Sulukönige Tschaka, Dingan, Mpanda, Cetschwayo als blutdürstige Tyrannen und vergossen das Blut ihrer Unterthanen mit Strömen. Dem zu entgehen flohen viele in das von den Engländern besetzte Natal, um dort, wie sie sagten, „mit beiden Augen schlafen zu können". Hier lebten sie froh und heiter in den Tag hinein. Im Gegensatz zu den Xosa-Kaffern, welche P. zuerst kennen gelernt, waren sie ehrlich, so daß P. niemals seine Speisekammer zu verschließen brauchte und ihnen getrost Haus und Hof anvertrauen konnte. Weniger zuverlässig sind sie mit ihrem Munde, und man kann das Wort: „U namanga", d. h. „du lügst" zu jeder Stunde hören. So spricht das Kind zum Vater, ja selbst der Heide zum Missionar. — Alles Wunderbare erscheint ihnen als Lüge.

Unter dem Schutze der englischen Regierung ließ sich P. am Fuße des Drakengebirges bei dem Häuptling Usikali nieder und gründete mit Missionar Güldenpfennig eine neue Station, die sie Emmaus nannten. Zwei kleine Lehmhäuser überließ ihm ein Bur, desgleichen eine Wasserleitung und einen Obstgarten. Als Kirche wurde ein Viehkraal benutzt, ein Stein bildete die

Kanzel; und von weit und breit kamen zahlreiche heilsbegierige Sulus, die sich auf der Station ansiedeln wollten.

Wiederum brach Krieg aus. Die Sulu jenseits der Grenze, mit dem Könige Mpanda an der Spitze, setzten die ganze Gegend in Schrecken. P. war zu Muthe wie einer Mutter, die ihr neugeborenes Kind verlassen mußte, er floh nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt von Natal. In dieser Zeit starben kurz hinter einander sein jüngster Sohn Nathanael, seine Gattin, seine jüngste Tochter Christiane, und sein Sohn Johannes verrenkte sich, 3½ Jahre alt, durch einen Fall die Hüfte, so daß er zeitlebens lahm blieb. Da brachte ein Bremer Schiff 182 deutsche Ansiedler nach Afrika. Ein jüdischer Unternehmer wollte mit Hülfe dieser deutschen Arbeiter eine große Baumwollenplantage einrichten. Etwa 2—3 Meilen von Durban entfernt legten sie eine Arbeitercolonie an, welche sie Neu-Deutschland nannten. Einen Lehrer für ihre Kinder hatten sie mitgebracht, aber der Geistliche fehlte noch. So baten sie P., ihr Pfarrer zu werden. Wußten sie doch nur zu gut, daß ihnen auch beim besten Willen ihr Deutschthum dort in der Fremde bald verloren gehen werde, wenn es nicht durch einen deutschen Missionar gepflegt werde. Gern willfahrte P. ihrem Wunsche unter der Bedingung, daß er auch seine Arbeit unter den Heiden ungestört fortsetzen dürfe. Ein Zelt diente zunächst als Kirche; mit den schwarzen Plantagearbeitern begann er eine Abendschule und suchte auch die wilden Heiden in ihren Gebüschen auf, sie zum Gottesdienste einladend.

Doch schon nach vier Jahren drohte die deutsche Gemeinde sich aufzulösen. Der geplante Baumwollenbau ließ sich nicht einrichten, Weizen wuchs des mageren Bodens wegen nicht in der Nähe des Strands, die Familien verarmten und Viele zogen fort. So ging denn auch P. 1852 nach Emmaus zurück und zog wieder in das alte Haus ein, das Güldenpfennig soeben verlassen hatte. Nach 1½ Jahren aber holte die deutsche Gemeinde ihren Pfarrer wieder; sie hatte sich inzwischen gesammelt und vom Missionscomité die Erlaubniß erhalten, daß P. sie geistlich versorgen dürfte. Der Empfang war rührend. Die ganze Gemeinde eilte ihrem Pfarrer eine Meile weit entgegen und holte ihn mit einer Fahne ein, auf der die Worte: „Glaube, Liebe, Hoffnung, Geduld“ zu lesen waren. So hatte P. endlich nach der achten Wanderung ein dauerndes Heim gefunden und nannte die neue Station nach seiner verstorbenen Gattin Christianenburg.

Mit großer Thatkraft und unermüdlichem Fleiße waltete er seines doppelten Amtes. Unter seiner Fürsorge entwickelte sich die deutsche Gemeinde allmählich trotz der größten Schwierigkeiten zu einer erfreulichen Blüthe, so daß heute dort allgemeiner Wohlstand herrscht. Auch wußte er ihre Opferwilligkeit so zu steigern, daß sie sich bald aus eigenen Mitteln eine feste Kirche baute. Gleichen segensreichen Einfluß hatte er auf die schwarze Gemeinde. Für die Missionsgesellschaft kaufte er 800 Morgen Land, verpflanzte hierauf die Kaffern-gemeinde und lebte unter ihr — wie er selbst sagte — „als Fürst und Vater“. Er war ein Original im vollen Sinne des Wortes, einer deutschen Eiche vergleichbar, mit hartem, festem Holz und knorrigen Aesten. Wie kaum ein anderer ist er den Kaffern ein Kaffer geworden. Er sprach nicht nur ihre schwierige Sprache so geläufig wie seine Muttersprache, sondern hatte auch eine besondere Gabe, mit den Sulu umzugehen und sich ihr Vertrauen zu erwerben und zu bewahren. Wohl mehr als 100 Mal trat er persönlich ins Mittel, wenn ein Vater seine Tochter einem Wüstling für Vieh zum Weibe verkaufen wollte. Oft gab er sein Letztes dahin, um den wüthenden Vater zu befriedigen, wenn ihm die verkaufte Tochter entlaufen war. Und so gelang es ihm mit der Zeit, diesen Frauenverkauf „lobula“ in seiner Gemeinde fast ganz auszurotten.

Mit Entschiedenheit trat er gegen jedes Laster auf. Als einmal die Trunksucht einzureißen drohte, erklärte er kurz und bündig: „Gottesdienst und Schule hört so lange auf, bis mir jeder den Topf bringt, in dem er sich den Fusel braut“, und am nächsten Morgen bereits wurden die Brautöpfe gebracht und an einem Baume vor dem Missionshause zerschlagen. So blühte denn diese Station auf trotz schwieriger Verhältnisse, so daß P. bis an sein Ende 974 Seelen taufen konnte.

Auch als Superintendent der Berliner Mission in Natal hat er es verstanden, sich das Vertrauen und die Liebe seiner Amtsbrüder wie der heimathlichen Missionsleitung zu bewahren. Rührend war sein Verhältniß zu seinem Vorgesetzten, Missionsdirector Wangemann, den er mit Vorliebe seinen „guten, alten Baba“ nannte, und den er oft herzlich zu trösten wußte, wenn er bei Schwierigkeiten der Missionsleitung und mancherlei Widerwärtigkeiten, die ihm begegneten, bisweilen ganz verzagen wollte. Zwei Mal hat Director D. Wangemann persönlich die Missionsstationen in Südafrika visitirt und war beide Male entzückt von dem Aufblühen der Station Christianenburg. Auf seiner zweiten Visitationsreise fand er seinen „alten Freund“, wie er P. gern nannte, auf dem Sterbebette, reichte ihm noch das heilige Abendmahl und ordinirte am Bett des Vater seinen Sohn Johannes zum Predigtamte. Dabei legte der sterbende Vater dem Sohne die Hand aufs Haupt und segnete ihn ein mit denselben Worten, mit denen ihn einst sein Vater zum Missionsdienst gesegnet hatte.

Am 12. Mai 1885 ist Missionar P. in Christianenburg gestorben. Nach seinem Tode sagte ein Mitglied der schwarzen Gemeinde zu seinem Sohne Johannes: „Dein Vater war ein Moses, er hat uns aus dem Diensthause des Heidenthums geführt“. Sein Andenken wird immer in Ehren gehalten werden. In Afrika wie in der Heimath galt er als ein tüchtiger Missionar und als ein Pfleger des Deutschthums in Afrika.

Gurr.

Potthast: Franz August P., Bibliothekar und Historiker, wurde am 13. August 1824 zu Höxter in Westfalen geboren und kam, nachdem er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt empfangen hatte, 1835 zu weiterer Ausbildung auf das Gymnasium zu Paderborn, wo er 1844 die Maturitätsprüfung ablegte. Er bezog darauf die Akademie Münster, um Theologie und Philologie zu studiren, ging 1846 zur Fortsetzung seiner theologischen Ausbildung nach Paderborn zurück, wandte sich aber im Sommersemester 1847 in Münster ganz philosophischen und historischen Studien zu. Seit dem Herbst dieses Jahres studirte er in Berlin und wurde dort als Mitglied des bewaffneten Studentencorps Zeuge der Revolutionsunruhen. Den Gang seiner weiteren Studien kennzeichnet die Theilnahme Potthast's an den Vorlesungen Boeckh's, Jacob Grimm's, Lachmann's, Maßmann's, Panofka's, Ranke's, Raumer's und Ritter's. Nach Vollendung seiner Universitätsausbildung verschiedene Zukunftspläne erwägend und mit mancherlei litterarischen Arbeiten beschäftigt, fand er für seine wissenschaftlichen Forschungen den rechten Anschluß an den Kreis der Historiker, die Pertz als Mitarbeiter an den Monumenta hist. Germ. um sich sammelte. P. übernahm für die „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“ die Uebersetzung der Lebensbeschreibungen der Aebte Gallus und Otmar von St. Gallen, die 1857 erschien. In der Bearbeitung der von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften für die Wedekindstiftung gestellten Preisaufgabe über die Chronik des Henricus de Hervordia bot sich für P. ein höheres Ziel, dessen Verfolgung ihn für die nächsten Jahre beschäftigte. Er erhielt 1856 den Preis; seine Arbeit erschien u. d. T.: „Liber

de rebus memorabilibus sive chronicon Henrici de Hervordia, edidit et de scriptoris vita et chronici fatis auctoritateque dissertationem praemisit Augustus Potthast" . . . Gottingae 1859 (XXXVII, 327 S.). Die Einleitung, die zugleich dem Verfasser als Dissertation bei seiner Promotion in Göttingen angerechnet wurde, gibt eine sorgfältige Analyse der einzelnen Bestandtheile und bringt alles Wissenswerthe über die bis zum Jahre 1355 reichende compilatorische Weltchronik und ihren Verfasser, der, wie nachgewiesen wird, nicht aus Erfurt, sondern aus Herford stammt; der Text, nach dem für die Monumenta geltenden Grundsätzen bearbeitet, stellt dem Bearbeiter ein glänzendes Zeugniß seiner Begabung für historische Kritik aus. — Mitten in diesen Studien fand P. noch Zeit, seit dem December 1855 den ältesten Söhnen des Herzogs Viktor von Ratibor in Berlin Unterricht zu ertheilen; er wurde später Erzieher derselben. In dieser Stellung, die er bis 1859 behielt, verlebte er den größten Theil des Jahres in Schloß Rauden. Die Frucht dieses Aufenthaltes ist die „Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Rauden in Oberschlesien. Festgabe zur 6. Säcularfeier ihrer Gründung". Leobschütz 1858 (VIII, 308 S.), in der er mit Benutzung handschriftlicher Quellen die im Ganzen ereignißlose, aber für die Verbreitung der Cultur in der Ostmark nicht unwesentliche Geschichte des Klosters von 1258 bis 1810 von streng katholischem Standpunkte aus behandelt. In Rauden war P. auch für das Germanische Museum in Nürnberg als Agent thätig. — Nach Berlin zurückgekehrt, kam P. wieder mit dem Kreise der Monumentisten in Berührung, ohne sich aber für eine bestimmte Mitarbeit zu entscheiden, da ihm als Ziel vorschwebte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Nachdem er auf Waitz's Veranlassung diesem Plane entsagt hatte, nahm er die Vorarbeiten zu seinem großen Werke, der „Bibliotheca historica medii aevi", auf, zu dem ihm die Schätze der Bibliotheken in Berlin und Göttingen reichliches Material boten und welches die Stelle eines von der Redaktion der Monumenta geplanten, aber nicht zur Ausführung gelangten Repertoriums der historischen Quellenlitteratur des Mittelalters vertreten sollte. In diese Zeit fällt zugleich Potthast's Uebergang in die bibliothekarische Laufbahn, indem er im April 1862 durch Pertz's Vermittelung als Gehilfe an der Königlichen Bibliothek in Berlin angestellt wurde. In demselben Jahre erschien seine „Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters von 375—1500. [Nebst] Vollständ. Inhaltsverzeichniß zu Acta Sanctorum der Bollandisten. Anhang: Quellenkunde für die Geschichte der Europäischen Staaten während des Mittelalters". Berlin 1862 (VIII, 1010 S.). Das Werk, dessen Haupttheil ein alphabetisches Verzeichniß aller historischen Schriftsteller und Werke des Mittelalters mit Angabe des Inhalts, der Entstehung, der Handschriften, Ausgaben und Erläuterungsschriften bringt, ist ein Denkmal umfassender Gelehrsamkeit und eisernen Fleißes, ein unentbehrliches Handbuch für mittelalterliche Geschichtsstudien. Ein Supplement dazu, das 1868 erschien, brachte die dem Verfasser inzwischen bekannt gewordenen Nachträge und die Verzeichnisse der Heiligen, der Päpste und Bischöfe. Die Vervollkommnung dieses seines Werkes hat P. fortdauernd beschäftigt, aber erst 33 Jahre später, als er von seiner amtlichen Thätigkeit sich zurückgezogen hatte, fand er trotz eines zunehmenden Leidens noch die Kraft und Geduld, eine zweite, in der Anordnung und der Correctheit der Titel wesentlich verbesserte und auf 147 + 1749 Seiten erweiterte Ausgabe der Bibliotheca 1896 erscheinen zu lassen. — Gelegentliche Mitarbeiterschaft an Berliner Zeitungen führte P. zu näherer Bekanntschaft mit deren Verlegern, für die er in der Folge auch größere Arbeiten übernahm. So bearbeitete er für die Verlags=

buchhandlung Haude & Spener die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges von Archenholz“ mit einem Lebensabriß des Verfassers, 1860 in 6. Auflage, von welcher Bearbeitung bis 1899 noch sieben Ausgaben erschienen sind. Wichtiger wurde für P. die Verbindung mit dem Verleger des „Berliner Fremdenblattes“, dem Geheimen Oberhofbuchdrucker Rudolf v. Decker. Für ihn schrieb er „Die Abstammung der Familie Decker. Festschrift bei hundertjähriger Dauer des königl. Privilegii der Geh. Oberhofbuchdruckerei. Am 26. October 1863“, Berlin 1863 (61 S.), und fand für den groß angelegten Plan einer Geschichte der Berliner Buchdruckerkunst und des Berliner Buchhandels bei ihm freudiges Entgegenkommen. Das Werk, mit ganzer Hingabe und dem dem Verfasser eigenen zähen Fleiße begonnen, rückte trotzdem nur langsam vorwärts und wurde später durch vermehrte dienstliche Obliegenheiten Potthast's und durch den Tod Decker's 1877 gänzlich abgebrochen. Gedruckt sind von der Geschichte der Berliner Buchdruckerkunst nur 38 Bogen; die Vorräthe davon standen lange in dem Speicher eines Spediteurs, bis sie infolge eines Mißverständnisses als herrnlose Maculatur verkauft wurden. Nur drei Exemplare entgingen der Vernichtung. Von dem handschriftlichen Material ist nur sehr wenig erhalten. Das erhaltene titellose Fragment bringt zunächst die Geschichte der Buchdruckerkunst zu Berlin im Umriß mit zahlreichen Urkunden und Excursen, so die Geschichte der Pflichtexemplare seit 1699 und die der Hofbuchdrucker; ferner eine tabellarische Uebersicht der Buchdruckereien Berlins und ihres Umfanges am Ende des Jahres 1864. Auf S. 117 beginnt die Geschichte der Familie v. Decker und ihrer Oberhofbuchdruckerei, nach Familienpapieren und Acten des Staatsarchivs bearbeitet; darin findet sich auch Allgemeines über das geistige Leben in Berlin, Ausführliches über die Schriftsteller und Künstler, die mit dem Verlage in Verbindung standen, und über die in Berlin erschienenen politischen Zeitungen seit 1628. Mit der Geschichte derselben vom Jahre 1849/50 schließt auf S. 608 der Druck. — Für denselben Verlag schrieb P. im J. 1881 eine kurze, von Patriotismus erfüllte Gelegenheitsschrift „Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. Erinnerungsblätter an seine glorreiche Regierung, bei Gelegenheit des ihm errichteten ehernen Standbildes zusammengestellt . . .“ (71 S.). — Nachdem P. bereits am 1. April 1868 den Charakter als Custos an der kgl. Bibliothek erhalten hatte, wurde er am 30. Januar 1873 als solcher definitiv angestellt; aber nicht lange mehr blieb er an diesem Institute, denn schon am 22. Juni 1874 wurde er zum Bibliothekar des Reichstags ernannt. Dort fand er als erster geschulter Fachmann in der stetig anwachsenden Büchersammlung ein reiches Feld für seine organisatorische Thätigkeit, als deren Frucht der Katalog der Bibliothek des Reichstages 1877 und in vermehrter Ausgabe 1882 erschien. — Noch ehe P. seine neue Stellung antrat, hatte er sich an die Ausarbeitung einer von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe gemacht und dieselbe in seinen bei Decker erschienenen „Regesta pontificum Romanorum inde ab a. 1198 ad a. 1304. Opus ab Academia litterarum Berolinensi duplici praemio ornatum eiusque subsidiis liberalissime concessis editum. Berolini 1874. 75“ (2 Bde., 2158 S.) gelöst. Die Bearbeitung der mehr als 25 000 Regesten, für die er in Jaffe's Arbeiten ein Muster fand, stellte an Potthast's Ausdauer neue große Anforderungen. Die Unterscheidung der unechten Stücke, die nach dem Vorgange von Böhmer und Stumpf mit besonderer Bezeichnung und Zählung den echten chronologisch angereiht sind, die Feststellung der Chronologie der undatirten Stücke, für die es nur wenige Vorarbeiten gab, konnte nur ein Historiker leisten, mit dessen Wissen sich kritisches Urtheil so glücklich verband, wie es bei P. der Fall war. Die

neueren Forschungen über Papstgeschichte seit der Oeffnung des vaticanischen Archivs haben Potthast's Werk in einzelnen Theilen überholt, aber für eine neue Bearbeitung der Papstregesten wird es dennoch eine der Grundlagen bleiben. — In seiner Stellung als Reichstagsbibliothekar hatte P. seine Lebensaufgabe gefunden. Sammeln, Ordnen und Mittheilen, das gab ein reiches Arbeitsfeld; sein Wissen versagte bei den verschiedenartigsten Anfragen nie, und seine Arbeitskraft erlahmte nicht trotz des den ganzen Tag ausfüllenden Dienstes während der Reichstagssessionen. Als durchaus selbständige Natur sich schwer anschließend, bei der ersten Begegnung vielleicht schroff, hat P. stets in freundlicher und selbstloser Weise geholfen, weit über den Kreis seiner Beamtenthätigkeit hinaus, und, zufrieden mit der Anerkennung von seiten der Fachgenossen und näheren Freunde, nie nach äußeren Ehren gestrebt. Als er merkte, daß seine Arbeitskraft durch ein zunehmendes asthmatisches Leiden erlahmte, zog er sich im J. 1894 von seiner amtlichen Thätigkeit zurück und lebte fortan in Leobschütz, ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Herausgabe der Bibliotheca historica, zugewandt. Dort starb er in der Nacht zum 13. Februar 1898.

Heinrich Meisner.

Pranckh: Sigmund Freiherr von P., bairischer General der Infanterie und Kriegsminister, geboren am 5. December 1821 zu Altötting, † am 8. Mai 1888 zu München, entstammte einer altadligen Familie aus Steiermark und war der Sohn eines Oberstlieutenants in bairischen Diensten. Er erhielt seine Schulbildung im Cadettencorps, das er 1848 mit der 1. Note verließ, um als Junker im Infanterie-Leibregiment einzutreten. Mit der Beförderung zum Lieutenant wurde er jedoch seinem Wunsche entsprechend zum Ingenieurcorps versetzt und machte dann in dem von dem tüchtigen Oberst Lüder befehligten Geniebataillon eine vortreffliche militärische Schule durch. Seine Vorgesetzten erkannten in ihm einen Officier von hervorragenden Fähigkeiten, und als Lüder Kriegsminister geworden war, wurde P. alsbald (1849) zum Dienst im Kriegsministerium einberufen. Dieser neuen Stellung, in der er sich vortrefflich bewährre, verdankte er eine vielseitige Verwendung und eine ausnehmend rasche Laufbahn. Das Jahr 1863 brachte dem 42jährigen die Beförderung zum Oberst im 3. Infanterieregiment, dessen Commando er 1865 mit dem des Infanterie-Leibregiments vertauschte. Als Commandeur dieses Regiments marschirte er im Kriege 1866 aus und leistete Hervorragendes im Gefecht bei Kissingen. Dieser Krieg hatte offen dargethan, daß die bairischen Heereseinrichtungen den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprachen, und als es sich darum handelte, wer die Neuorganisation der Armee vornehmen könnte, fiel die Wahl König Ludwig's II. unter Nichtberücksichtigung sämmtlicher bairischen Generale auf den Oberst Freiherrn v. P. Er wurde von der mobilen Armee abberufen und als Generalmajor zum Kriegsminister ernannt. Damit war er vor eine Aufgabe gestellt, die ein außerordentliches Maaß von Umsicht und Thatkraft, von Vaterlandsliebe und staatsmännischem Takt erforderte. Trotz des Widerstandes der Mehrheit in der Abgeordnetenkammer setzte er durch, daß eine auf ausnahmsloser allgemeiner Wehrpflicht beruhende Wehrverfassung, die auch die gebildeten und vermögenden Bevölkerungsklassen zum Waffendienste heranzog, zur Einführung kam. Zugleich erfolgten eine Reihe zeitgemäßer Neuerungen insbesondere in Bezug auf Hebung der wissenschaftlichen Bildung der Officiere und die taktische Ausbildung der Truppen, die durch regelmäßige Abhaltung von Uebungen in gemischten Verbänden gefördert wurde; durch die Einführung von Rückladegewehren, Ersatz der noch vorhandenen glatten Geschütze durch gezogene und ausgedehnte Vornahme von

Schießübungen erhielt die Leistungsfähigkeit der Truppen eine wesentliche Steigerung, während deren Schlagfertigkeit durch Annahme des bewährten preußischen Verfahrens hinsichtlich der alljährlichen Regelung der Mobilmachung sehr bedeutend gehoben wurde. So machte P. es möglich, daß Baiern im J. 1870 rechtzeitig mit zwei vollzähligen und kriegsmäßig ausgebildeten Armeecorps bereit stand. Er trug damals auch viel dazu bei, daß der Kriegsfall gegen Frankreich bairischerseits als gegeben erachtet wurde, und ebenso gebührt ihm an der raschen Mobilmachung des Heeres und an dessen Erfolgen im Kriege gegen Frankreich ein Hauptverdienst. Zum Abschluß der Versailler Verträge in das große Hauptquartier der deutschen Armee beordert, hat er mitgeholfen, die Grundlagen für das neue Deutsche Reich zu schaffen. Er wurde gleich den commandirenden Generalen mit einer Ehrendotation aus französischen Kriegsentschädigungsgeldern belohnt. Nach dem Kriege arbeitete P. mit aller Kraft an der Wiederinstandsetzung des Heeres und an den zur Ausführung der Versailler Verträge erforderlichen weiteren Neuerungen, nicht ohne abermals mannichfachen Widerstand bei der Volksvertretung zu finden, deren allzu conservativer Sinn sich mitunter vom Hergebrachten nicht trennen wollte. Im J. 1875 auf Nachsuchen seines Amtes als Kriegsminister enthoben, erhielt er im Jahre nachher die Ehrenstelle eines Generalcapitäns der Leibgarde der Hartschiere, die er bis zu seinem Tode bekleidete.

In seinem ganzen Wesen ruhig und ernst, einfach und bedürfnißlos, kurz in der Rede, ein vornehmer, offener und thatkräftiger Charakter, unerschütterlich gerecht und wenn nöthig streng, gehört P. zu den bedeutenden Männern der großen Zeit, in der das neue Deutsche Reich erstanden ist.

Erhard, Reichsfreiherr Sigmund von Pranckh. München 1890. — Königliches Kriegsarchiv in München. v. Landmann.

Prantl: Karl P., Botaniker, geboren zu München am 10. September 1849, † zu Breslau am 24. Februar 1893. Nach dem Besuche des Maximiliansgymnasiums und der Universität seiner Vaterstadt wurde P. von letzterer auf Grund einer von der philosophischen Fakultät preisgekrönten Schrift: „Das Inulin“ 1870 zum Dr. phil. promovirt. Seine botanischen Studien leiteten vornehmlich Nägeli und Radlkofer, während er selbst durch fleißige Excursionen in der Umgebung Münchens und in den bairischen Alpen seine floristische Ausbildung förderte. Er erwarb sich eine ausgedehnte Kenntniß der heimischen Flora, besonders der Kryptogamen, zu deren Erforschung er durch den damaligen Münchener Privatdocenten, später in Cordoba in Argentinien wirkenden Dr. Lorentz (s. A. D. B. LII, 76) angeregt wurde. Nachdem P. ein Jahr lang Assistent Nägeli's gewesen und während dieser Zeit an dem großen Hieracien-Werk seines Lehrers mitgearbeitet hatte, siedelte er im Herbst 1871 nach Würzburg über, um unter Julius Sachs sich speziell mit Pflanzenphysiologie zu beschäftigen. Auch dieser bedeutende Botaniker machte P. zu seinem Assistenten und veranlaßte ihn zu einer in den „Arbeiten des botanischen Instituts zu Würzburg“ (Bd. XII, 1872) erschienenen Publikation: „Ueber den Einfluß des Lichtes auf das Wachsthum der Blätter“. 1873 habilitirte sich P. in Würzburg als Privatdocent durch die noch unter dem Einfluß der Sachs'schen Schule entstandene Schrift: „Untersuchungen über die Regeneration der Vegetationspunkte der Angiospermenwurzel.“ Drei Jahre später erhielt er die Professur für Botanik an der Forstlehranstalt in Aschaffenburg, bis er im October 1889 an die Universität Breslau berufen wurde. Nur eine kurze Zeit der Thätigkeit war ihm hier beschieden. Nicht viel mehr als 3 Jahre nach seinem Amtsantritt in Breslau fiel er im 44. Lebensjahre einer Lungentuberkulose zum Opfer.

Prantl's Hauptverdienst um die botanische Wissenschaft liegt auf dem Gebiete der Systematik, speciell derjenigen der Gefäßkryptogamen. Hier hat er vorbildlich gewirkt, indem er in allen seinen Arbeiten wiederholt auf die Nothwendigkeit hinwies, alle entwicklungsgeschichtlichen und anatomischen Thatsachen für die Systematik zu verwerthen, deren Ziel, das wahrhaft natürliche Pflanzensystem, nur auf diesem Wege und nur auf Grund einer Kenntniß zu erreichen sei, die sich auf alle erblichen Eigenschaften der Glieder einer bestimmten Pflanzengruppe erstreckt. In der That ist für die Systematik der Farne durch Prantl's Arbeiten eine befriedigende natürliche Grundlage geschaffen worden. Die sich hierauf beziehenden Schriften sind in dem in der Fußnote erwähnten Engler'schen Nachrufe chronologisch aufgeführt. Daß P. daher der geeignetste Leiter bei der Bearbeitung der Kryptogamenabtheilung in dem von Engler und ihm herausgegebenen Werke: „Die natürlichen Pflanzenfamilien" gewesen wäre, ist wol zweifellos. Leider gestattete ihm die kurze Lebenszeit nicht, das Werk mehr als bis über die ersten Anfänge hinaus zu fördern. Doch lieferte er innerhalb der Abtheilung der Phanerogamen eine Reihe werthvoller Beiträge durch die Bearbeitung von 13 Pflanzenfamilien, von denen die der Betulaceae, Fagaceae, Ranunculaceae, Papaveraceae und Cruciferae wegen ihres Umfanges und der Schwierigkeit in der Feststellung der Formenunterschiede besonders hervorzuheben sind. Ein recht brauchbares Hülfsmittel für das botanische Studium lieferte P. auch in seinem, in erster Auflage 1874 herausgekommenen „Lehrbuch der Botanik", das bis zum Jahre 1891 acht Auflagen erlebte und außerdem ins Englische, Italienische, Spanische und Ungarische übersetzt wurde. Endlich sei noch seiner beiden Florenwerke gedacht. Für Seubert's „Excursionsflora für das Großherzogthum Baden" revidirte er die dritte und vierte Auflage (1880 und 1885) und schrieb selbständig eine „Excursionsflora für das Königreich Baiern" (1884). Namentlich das letztere Buch ist sowol durch die in ihm enthaltenen außerordentlich übersichtlichen Bestimmungsschlüssel als auch durch die zwar knappe, aber höchst präcise Diagnostik der Arten ausgezeichnet, wenn der Verfasser auch in der Einziehung vieler bisher als selbständig anerkannter Gattungen zu weit gegangen sein mag.

Nachruf von A. Engler in: „Berichte d. Deutschen Botan. Gesellsch.", XI. Jahrg. 1893, S. (34)—(39). — Karl Fritsch, K. Prantl als Systematiker im „Bot. Centralblatt", XIV. Jahrg., Bd. 54, 1893, S. 132—135.

E. Wunschmann.

Preger: Johann Wilhelm P., protestantischer Theolog, geboren am 25. August 1827 zu Schweinfurt, der Vaterstadt Rückert's, † am 30. Januar 1896 zu München. Was er einst über J. Hamberger schrieb, gilt im wesentlichen auch von seinem eigenen Lebensgang: er war „der mühsame und stille eines Schulmannes und Gelehrten". Preger's Vater war Kaufmann, die Mutter eine geborene Krackhardt, aus dem kinderreichen Hause des Kupferschmieds und Rathsherrn Krackhardt, das sein vier Jahre älterer Vetter und späterer Schwager Ernst Luthardt pietätvoll und anschaulich geschildert hat (Erinnerungen aus vergangenen Tagen, 2. Aufl., Leipzig 1891). P. besuchte das von Gustav Adolf begründete Gymnasium seiner Vaterstadt unter dem trefflichen Rector Oehlschläger, an dem er mit großer Verehrung hing und dem er auch 1882 eine biographische Skizze (im „Sammler") gewidmet hat. Er studirte dann (1845—49), dem Wunsche des Vaters und dem Beispiele des Vetters Ernst folgend, Theologie in Erlangen und Berlin. Seine Jugend fällt in die Zeit des neuerwachenden kirchlichen Lebens, das unter der evangelischen Minderheit Baierns besonders charakteristische Formen annahm. (Vgl.

G. Thomasius, Das Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche Baierns, Erlangen 1867.) Als P. am 1. November 1845 in Erlangen immatriculirt wurde, war der auch für die lutherischen Theologen bedeutsame G. L. Krafft (s. A. D. B. XVII, 17) gerade gestorben, G. Chr. Ad. Harleß (s. A. D. B. X, 763) durch das ultramontane Ministerium Abel gegen seinen Willen nach Bayreuth versetzt worden; aber Männer wie Joh. Chr. Konr. Hofmann, sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der theologischen Encyklopädie, Sittenlehre und neutestamentlichen Exegetik (s. A. D. B. XII, 631), 1847—48 zwei Jahre hintereinander Prorector, der Dogmatiker Gottfried Thomasius, der Vertreter der praktischen Theologie J. Fr. W. Höfling mußten einen starken Eindruck auf P. machen. Zu Hofmann unterhielt er auch später noch Beziehungen und erfreute sich seines persönlichen Verkehrs, wenn dieser als Landtagsabgeordneter in München weilte. Von den beiden Schellingianern, K. Ph. Fischer, dem vorgeschriebenen Docenten für Logik und Metaphysik, und dem poesievollen aber confusen E. A. v. Schaden, bei dem P. Geschichte der Philosophie hörte, war wohl nicht allzuviel zu lernen. Aber Nägelsbach verband die Begeisterung für das classische Alterthum mit christlichem Sinn, und der als „Studentenvater“ überaus beliebte Karl v. Raumer kam der stets gepflegten Neigung zu sinniger Naturbetrachtung entgegen. Die „Utenruthia“, der P. wie Luthardt mit Begeisterung angehörte, gab einen fröhlichen studentischen Mittelpunkt. Während des Berliner Aufenthaltes (Herbst 1847 bis Herbst 1848) waren Neander, Nitzsch, Twesten und Ranke seine Lehrer. Mit Ueberzeugung bekannte P. sich stets als „gläubigen“ Theologen und zu dem lutherischen Kerndogma der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Hofmann's Wort: „Der erste und nächste Weg, auf welchem die Theologie sich ihres nächsten Inhalts wieder versichern kann, geht von dem Allgemeinsten der inneren Erfahrung aus“, war auch ihm aus dem Herzen gesprochen. Der Unterschied von Theologie und Philosophie schien ihm darin zu liegen, daß „jene ihren Ausgang von der Herzenserfahrung, diese von objectiven Vernunftgesetzen nimmt, jene unbekümmert um diese sich organisch zu entfalten, diese das Maß des Glaubens aus der Erkenntniß zu nehmen sucht“, und daß nur „jene im unmittelbaren Anschluß an das Evangelium frei ist von falscher Gebundenheit durch die Schrift selbst und durch die jeweiligen kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart“ (Flacius 1, 34). Die Philosophie sei in der kirchlichen Lehre zuerst „unter Melanchthon als Eklekticismus hervorgetreten, dann unter den streng lutherischen Theologen gegen Ende des 16. und im Verlaufe des 17. Jahrhunderts als eine neue Scholastik, im Verlaufe des 18. Jahrhunderts als Rationalismus und Pantheismus“, und selbst in unseren Tagen bestehe die Bewegung der gläubigen Theologen „in einem Kampfe um das Vorherrschen des frei persönlichen oder des scholastischen Princips in der Wissenschaft“.

Als Dreiundzwanzigjähriger kam P. 1850 nach München in das protestantische Predigerseminar. Im folgenden Jahre wurde er Stadtvicar und Lehrer (Professor) der Religion und Geschichte für die evangelischen Schüler der Münchener Gymnasien. Er gab sich dem Beruf mit großer Liebe hin und betrachtete es als „Pflicht der Mittelschulen ihren Zöglingen die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen darzuthun, damit sie nicht wehrlos mit ihrem Glauben den Angriffen einer falschen Weisheit erliegen“ (Protestantische Realencyklopädie, 3. Auflage, 7, 34). Wie er das Walten Gottes im kleinsten Blümlein sah, so verfolgte er die Hand Gottes durch den vielverästelten Lauf der Geschichte (Anmerkungen zur Geschichte, 1852 und 53, in der Erlanger Zeitschrift f. Protestantismus u. Kirche, N. F.

23, 256 und 26, 186). Nach den Erinnerungen eines seiner Schüler (Caspari) verstand er es als Lehrer „anschaulich zu erzählen und klar und eindringlich vorzutragen. Auch solche Schüler, die nachher durchaus nicht bei dem geblieben sind, was er sie gelehrt hatte, haben ihm doch persönliche Hochachtung bewahrt“. Nach der Aufhebung des confessionellen Geschichtsunterrichts behielt er nur den Religionsunterricht bei, den er 17 Jahre lang auch an der Handelshochschule ertheilte. 1868 wurde er zum Gymnasialprofessor ernannt. Mit der stillen Thätigkeit als Lehrer verband er ein glückliches Familienleben und einen einfachen Verkehr mit Gelehrten und Künstlern. Seinem Ehebunde mit Wilhelmine Meyer, der Tochter eines höheren Regierungsbeamten (1856) entsproßten zwei Söhne und zwei Töchter. Er verkehrte im Hause des Philologen Thiersch, einem der Mittelpunkte des damaligen geistigen Lebens in München, und mit den Pfarrerfamilien Caspari und Feez. Zu seinen näheren Bekannten gehörten der Maler G. König, der Kupferstecher Thäter, der Lehrer Güll (Verfasser der „Kinderheimath“), mit denen er allwöchentlich in einem auch von Schwind und anderen Künstlern besuchten Café zusammentraf, J. Hamberger, J. v. Döllinger, der Decan und spätere Consistorialrath Burger, v. Stählin u. A. „Preger war ein glücklicher und ebenso gewissenhafter wie liebevoller Gatte und Familienvater. Im Umgang zeigte er sich als feiner Kopf und als allgemein gebildeter Mann mit vielen Interessen und Kenntnissen ausgerüstet; seine christliche Ueberzeugung sprach er im Privatverkehr offen aus, wie er sie auch vor der Körperschaft der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften in der Rede über die Entfaltung der Idee des Menschen durch die Weltgeschichte entwickelte (1870); er konnte aber auch Andersdenkende wohl verstehen und mit ihnen auskommen“ (Caspari).

P. hatte schon als Knabe ausgesprochene litterarische Neigungen. Ein feinsinniger Nachempfinder griff er gern auch zur poetischen Form („Die Psalmen in Liedform“, Rothenburg 1885; 2. Aufl. als „Stimmen aus dem Heiligthum“, Gütersloh 1888). Eine weitverzweigte litterarische Thätigkeit setzt ernsthafter 1856 ein mit der „Geschichte der Lehre vom geistlichen Amte auf Grund der Geschichte der Rechtfertigungslehre“ (Nördlingen 1857). Die ruhig und sachlich gehaltene, nur in den Eingangscapiteln noch etwas schwülstig stilisirte Schrift nimmt in dem lebhaften Kampfe, der damals um das geistliche Amt geführt wurde, entschiedene Stellung gegen den Priesterbegriff bei Löhe (s. A. D. B. XIX, 116) und Kliefoth (ebenda LI, 218) und tritt etwa an die Seite der Schriften von Höfling (Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassung, 2. Aufl. Erlangen 1851) und Harleß (Kirche und Amt nach lutherischer Lehre, Stuttgart 1853). Der Zusammenhang zwischen den Lehren von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und von dem königlichen Priesterthum aller Christen liegt auf der Hand; aber es ist bezeichnend, daß die Gefährdung der lutherischen Grundlehre durch die innerhalb der evangelischen Kirche auftauchenden kirchenregimentlichen Theorien P. alsbald zu einer weitausholenden historischen Betrachtung anregte. — Auch später hat P. mit Aufsätzen in der Luthardt'schen und Hengstenbergischen Kirchenzeitung ab und an in kirchliche Tagesfragen eingegriffen. Der im Juli 1870 in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung erschienene Aufsatz „Die Unfehlbarkeit des Papstes und die kirchliche Opposition in Deutschland, oder die Schwäche der deutschen Opposition in ihrem Kampfe gegen die Ultramontanen. Eine protestantische Stimme aus dem Grabfeld in Franken“ (der in umgearbeiteter Gestalt später auch separat erschien unter dem Titel: „Die Unfehlbarkeit des Papstes und die Schwäche der kirchlichen Opposition in Deutschland. Von einem Theologen

der evangelischen Kirche in Bayern“, München 1871) wies nach, daß das Infallibilitätsdogma nur die Consequenz des römisch-katholischen Priesterbegriffs sei und weissagte den um Döllinger gruppirten deutschen Katholiken die Niederlage, falls sie nicht bereit seien, sich auf den Boden Luther's zu stellen. — 1874 veröffentlichte P. auch ein anonymes Schriftchen zu Gunsten der Confessionsschule: „Von der Gefahr, welche unserer evangelischen Volksschule droht. Ein Wort an alle protestantischen Eltern in Bayern“.

Von jener Erstlingsschrift aber leiten die in den Jahren 1857 und 1858 in der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche erschienenen Aufsätze „Menius und Flacius über Amt und Priesterthum“ und „Flacius von den kirchlichen Mitteldingen“ unmittelbar über zu dem zweibändigen Werk „Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit“ (Erlangen 1859 und 1861), einer auf gründlichen Quellenstudien basirten Arbeit, Preger's abgerundetstem Werk. Für den viel verlästerten Streittheologen der Reformationszeit fand P. volles Verständniß; sein entschlossenes Eintreten für die Lutherische Rechtfertigungslehre gegen Melanchthon mußte P. ja von vornherein sympathisch berühren. Wenn man ihm auch wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, daß die Ecken und Kanten in der Natur des Flacius nicht recht zur Geltung gekommen seien, so bleibt diese liebevolle Biographie eine höchst verdienstvolle und dauernd lesenswerthe Leistung. In engerem Rahmen konnte P. sein Thema im J. 1874 noch einmal behandeln in dem Artikel „Flacius“ der A. D. B. (VII, 88 ff.).

Um die Zeit der Entstehung des „Flacius Illyricus“ scheint Preger's College, der Theosoph Julius Hamberger aus Gotha, damals Religionslehrer am königlichen Cadettencorps in München, einen starken Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. P. hat ihm in der Protestantischen Realencyklopädie einen Artikel gewidmet (Supplementband der 2. Aufl.; 3. Aufl. 7, 336). Er rühmt es Hamberger's „Lehrbuch der christlichen Religion“ (1839) nach, daß es „da, wo es die christliche Gottes- und Weltanschauung im Gegensatz zu den ihr widerstreitenden Auffassungen entwickelt und rechtfertigt, ein sehr werthvoller Beitrag für die Schule“ sei. Es war wohl Hamberger, der ihn nicht nur von neuem zu Franz v. Baader, St. Martin und Böhme, an die auch Schadens Philosophie anknüpfte, sondern nun auch zur Mystik des Mittelalters hinführte. P. nennt Baader einmal einen „der tiefsinnigsten Philosophen unseres Jahrhunderts“ und rühmt ihm nach, „er habe Böhme's Anschauungen in durchaus originaler Weise begründet und erweitert und sie der Philosophie Kant's und Fichte's, sowie Schelling's und Hegel's gegenüber mit überlegener Kraft zu rechtfertigen verstanden“ (Protest. Realencykl., 2. Aufl., 15, 561). Schon im „Flacius Illyricus“ wird eine Aeußerung Baader's nach der Ausgabe von Hoffmann, Hamberger u. s. w. an auffallender Stelle citirt (2, 401 Anm.). Aber die romantischen Lockungen entfernten P. nicht von seinem streng-lutherischen Standpunkt: die Mystik zog ihn an, soweit sie sich mit Luther berührte. „In dem Wesen der evangelischen Rechtfertigungslehre hat Luther das Wesen der mittelalterlichen Mystik ausgesprochen und ihr zugleich eine sichere Grundlage gegeben“ (Protest. Realencykl., 3. Aufl., 15, 498).

Von diesem Standpunkte aus las er Meister Eckhart, den Franz Pfeiffer 1857 erschlossen, Suso, Tauler, und die Schätze der Münchener Bibliothek zogen den fleißigen Mann in dem Decennium von 1864—1874 immer tiefer hinein in die Geschichte der Mystik. Es erschienen nun hintereinander die Aufsätze: 1864 „Ein neuer Traktat Meister Eckhart's und die Grundzüge der eckhartischen Theosophie“ (Zeitschr. f. hist. Theologie 34, 163; vgl. aber Pfeiffer, Germania 10, 377); 1866 „Kritische Studien zu Meister Eckhart“ (ebenda

36, 453); 1867 „Zur Mystik" (Zeitschr. f. die gesammte Theologie 28, 243); 1869 „Vorarbeiten zu einer Geschichte der Mystik" (Zeitschr. f. hist. Theologie 39, 1), „Meister Eckhart und die Inquisition" (Abh. d. bair. Akademie, hist. Classe 11, Nr. 2), „Ueber das unter dem Namen der Mechthild von Magdeburg herausgegebene Werk ‚das fließende Licht der Gottheit'" (Sitzungsberichte der bair. Akademie 1869 II, 151); Recension von Lasson „Meister Eckhart, der Mystiker" (Pfeiffer's Germania 14, 373); 1870: „Die Theosophie Meister Eckhart's und deren neueste Darstellung" (Zeitschr. f. luth. Theologie 31, 59); 1871: „Der altdeutsche Traktat von der wirkenden und möglichen Vernunft" (Sitzungsber. d. bair. Akademie II, 159): 1873: „Dante's Matelda" (ebenda III, 185); 1874: „Das Evangelium aeternum und Joachim von Floris" (Abh. d. Akademie XII, Nr. 3). Dazu die Ausgabe „Suso's Briefe" (Leipzig 1867). Diesen Vorarbeiten folgte 1874 der erste Band des Hauptwerks „Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter" (bis zum Tode Eckhart's reichend), dem sich im J. 1881 der zweite und 1893 der dritte Theil anreihten.

Das Buch trug seinem Verfasser sogleich reiche Ehrungen ein: die Erlanger theologische Facultät, die ihm 1862 die Licentiatenwürde verliehen hatte, ernannte ihn 1874 zum Doctor honoris causa („propter singularem eruditionem sagacitatem dexteritatem qua quum pridem Matthiae Flacii vitam ac doctrinam tum nuper mysticorum mediae aetatis Germanicorum rationem investigavit examinavit enarravit"); die bairische Akademie der Wissenschaften hatte ihn schon 1868 auf Döllinger's Vorschlag zu ihrem außerordentlichen Mitgliede erwählt; sie machte ihn nun 1875 zum ordentlichen und berief ihn später auch in die mit ihr verbundene historische Commission. Andererseits fehlte es nicht an heftigen Angriffen. Der Dominicanerpater H. S. Denifle unterwarf gleich Preger's ersten Band in den „Historisch-politischen Blättern" (Bd. 75, S. 679 ff.) einer scharfen, schmerzhaft einschneidenden Kritik, lehnte auch den zweiten Band in der „Deutschen Litteraturzeitung" (3, Sp. 201) als „übereilte Arbeit" ab und blieb dem Protestanten mit überlegener Gelehrsamkeit, gründlicherer philologischer Schulung und glücklichem Spürsinn dauernd auf den Fersen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß gleich der erste Band, dessen Verdienste W. Scherer hervorhob (Kl. Schriften 1, 661), auch die Schwächen von Preger's gelehrter Persönlichkeit klar erkennbar machte. Er bot mehr eine Reihe werthvoller biographisch-litterarhistorischer Abhandlungen als eine zusammenfassende geschichtliche Darstellung und ließ einer unglücklichen und nichtdurchführbaren Trennung von praktischer und theoretischer, häretischer und kirchlicher Mystik zu Liebe nicht einmal die Chronologie und damit das Anwachsen der mystischen Bewegung scharf hervortreten. Er versäumte, das Thema sicher zu umgrenzen und die allgemeinen Voraussetzungen zusammenzufassen. Er stand schwierigen psychologischen Problemen mit dem kindlichen Dilettantismus längstvergangener Tage hülflos gegenüber und erinnerte bei ihren Ausdeutungen manchmal an die schlimmsten Excesse der verflossenen rationalistischen Bibelexegese. Er zeigte bei aller Gelehrsamkeit eine unzulängliche Kenntniß mittelalterlicher Philosophie und in wahrhaft verhängnißvoller Weise die Neigung, die nach den verschiedensten Seiten hin interessanten Erscheinungen unter dem viel zu engen Gesichtswinkel der lutherischen Rechtfertigungslehre zu betrachten. Der von Denifle erhobene Vorwurf, das Ganze sei eine Tendenzschrift, die Apologie eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses, schoß freilich über das Ziel hinaus; jeder Zweifel an Preger's Wahrheitsliebe war durchaus ungerecht. Aber wie die Dinge lagen, hatte er die verhängnißvolle Folge, daß sich P. nun als Opfer ultra-

montanen Hasses fühlte und sich gegen die bahnbrechenden, wenn auch nicht abschließenden Forschungen des katholischen Gegners auf Schritt und Tritt mehr als billig versteifte; so auch auf dem Gebiet der durch den wackern aber unkritischen K. Schmidt so gründlich verfahrenen, noch immer nicht endgültig erledigten Gottesfreundfrage, mit der auch die Beurtheilung Tauler's zusammenhängt. Schon der zweite, noch mehr der dritte Band der „Geschichte der Mystik" riefen eine starke Enttäuschung hervor, die auch die Recensionen des ruhigsten und sachkundigsten Beurtheilers durchklingt (Ph. Strauch: Anzeiger f. deutsches Alterthum 9, 113 und Deutsche Litteraturzeitung 1893, Sp. 717). Heutzutage ist Preger's Standpunkt wohl in allen strittigen Fragen endgültig aufgegeben. Eine Vergleichung des in der zweiten Auflage der Protestantischen Realencyklopädie (13, 102) von P. verfaßten Artikels „Rulman Merswin" mit dem von Strauch geschriebenen der dritten Auflage ist lehrreich genug.

Die Ausstellungen der wissenschaftlichen Kritik raubten P. nicht die Arbeitsfreudigkeit. In den Jahren 1875—1890 entfaltete sich seine Production am reichsten. Mit der Geschichte der Mystik hängen unmittelbar zusammen die Aufsätze „Die Briefbücher Susos" (1876, Zeitschrift f. deutsches Alterthum 20, 373 gegen Denifle's Untersuchungen ebenda 19, 346, der 21, 89 eingehend replicirte) und „Ueber die Zeit einiger Predigten Tauler's" (Sitzungsberichte 1887 II, 917) und die Artikel „Mystische Theologie", „Amalrich von Bene", „Mechthild von Hackeborn", „Mechthild von Magdeburg" „Gertrud von Hackeborn" u. a. in der Realencyklopädie, „David von Augsburg", „Dietrich von Freiburg", „Meister Eckhart" in der A. D. B., weiterhin auch die Arbeiten über die Waldenser, die in diesen Jahren meist in den Abhandlungen der bairischen Akademie erschienen und von den Kirchenhistorikern besonders geschätzt werden: so die „Beiträge zur Geschichte der Waldesier im Mittelalter", „Der Traktat des David von Augsburg über die Waldesier", „Die Waldesier im Mittelalter" (Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. u. kirchl. Leben 1883), „Ueber die Verfassung der französischen Waldesier in der älteren Zeit". An seine reformationsgeschichtliche Arbeit schlossen sich die Ausgabe der Tischreden Luther's (1888) und die Artikel „Johann Coelestin" uud „Flacius" in der A. D. B.

Außerdem aber wendete sich P. auch dem Gebiete der politischen deutschen und namentlich bairischen Geschichte zu, auf das ihn früh seine Lehrthätigkeit hingewiesen hatte. Dem Bedürfniß des Geschichtsunterrichtes war 1864 sein vielfach aufgelegtes „Lehrbuch der bairischen Geschichte" entsprungen, dem 1866 ein ebenfalls oft aufgelegter „Abriß der bayrischen Geschichte" folgte. 1865 hatte er als Gymnasialprogramm „Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau" veröffentlicht. Nun folgten sich in den Abhandlungen der Akademie, zum Theil werthvolles, der Freundschaft Döllinger's verdanktes Material aus den vaticanischen Archiven verarbeitend: „Der kirchenpolitische Kampf unter Ludwig dem Baier und sein Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland", 1880 „Beiträge und Erörterungen zur Geschichte des deutschen Reichs in den Jahren 1330—1334", 1883 „Die Verträge Ludwigs des Baiern mit Friedrich dem Schönen 1325 und 1326", 1886 „Die Politik des Papstes Johann XII. in Bezug auf Italien und Deutschland".

Zu Beginn des Jahres 1890 wurde P. als Rath in das Oberconsistorium für das rechtsrheinische Baiern berufen. Mit gewohntem Eifer fand er sich auch in die neue Thätigkeit. Der Oberconsistorial-Präsident v. Stählin rühmte ihm nach: „Die Schwierigkeiten des neuen Amtes, die sich ihm erhöhen konnten, da er nie im selbständigen praktischen Kirchendienst stand, überwand seine

hohe Geistesbildung, sein weiter klarer Blick, seine männliche Entschiedenheit in christlichen und kirchlichen Dingen, gepaart mit Milde und edlem Maß. Gerade das sachlich Schwierige zog ihn besonders an; sein Geistesstreben, stets den Dingen auf den Grund zu sehn, zeigte ihm den Weg zu befriedigender Lösung. Er arbeitete mit uns in vollster Eintracht und Sinnesgemeinschaft für sehr reale und sehr ideale Ziele zugleich". Preger's litterarische Thätigkeit trat seitdem mehr zurück; doch erscheinen noch 1894 seine „Beiträge zur Geschichte der religiösen Bewegung in den Niederlanden", und in seinem Nachlaß fand sich eine Ausgabe des Minnebüchleins von Suso mit Einleitung (1896).

Mitten aus rastloser Arbeit rief der Tod den noch nicht Siebzigjährigen unerwartet ab. Eine Reihe warm gehaltener, seinen gediegenen Charakter und seine menschliche Liebenswürdigkeit einstimmig rühmender Nachrufe legen Zeugniß dafür ab, welcher Schätzung sich der Verstorbene im Kreise der protestantischen Theologen und in der Gelehrtenwelt Münchens erfreute.

Zum Gedächtniß des Oberconsistorialraths Dr. Preger. (Mit Portr.) Evang. Gemeindeblatt f. d. Dekanatsbezirk München 1896, Nr. 3 (Grabreden von Kelber und v. Stählin). — Ad. v. Cornelius in den Sitzungsberichten d. Münch. Akademie, philol.-philos. u. hist. Cl. 1896, S. 152—55. — Kohlschmidt in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch I (1897), S. 444 f. — Caspari, Protest. Realencyklopädie, 3. Aufl., 16, 1 ff. — Th. Kolde in den Beiträgen z. bayer. Kirchengeschichte II (1896), S. 253 ff. — Gütige Mittheilungen der Wittwe, der ich auch ein annähernd erschöpfendes Verzeichniß der Schriften verdanke. Victor Michels.

Pressel: Paul P., evangelischer Theolog, geboren in Tübingen am 16. Juni 1824, † ebenda am 4. April 1898, war der dritte von fünf zu Namen gekommenen Söhnen des Oberhelfers, späteren Decans Joh. Gottfried Pressel in Tübingen (Wilhelm, 1818—1902, Hebraist und Erzähler; Theodor, 1819—77, Reformationshistoriker, s. A. D. B. XXVI, 572; Gustav, 1827—90, Tondichter; Friedrich, geboren 1830, Geschichtsschreiber Ulms). Im Seminar Urach und Tübinger Stift gebildet, war P. nach weiteren Studien in Tübingen und Paris im unständigen Pfarrdienst und Lehramt thätig, bis er 1860 als Diakonus zu Brackenheim in das ständige geistliche Amt eintrat, das er seit 1866 als Diakonus in Geislingen, 1871—76 als Decan in Neuenstadt, schließlich bis zu seiner durch einen Schlaganfall 1888 herbeigeführten Zuruhesetzung als Decan und erster Münsterpfarrer in Ulm ehrenvoll im Segen bekleidete. Ein geschätzter Kanzelredner und Seelsorger, humaner Vorgesetzter seiner Geistlichen und Lehrer, that sich der warmherzige, schlagfertige Mann in den bewegten Jahren seit 1864 auf dem politischen Schauplatz als furchtlos treuer Nationaler, in der 1869 eingeführten württembergischen Landessynode und deren Ausschuß als einflußreicher Debatter und Vermittler, in Ulm als Hauptförderer der Münsterrestauration hervor. Auch schriftstellerisch war der regsame Mann mehrfach thätig: ein Familienblatt, ein Kalender, volksthümliche Biographien Calvin's (1864) und des Herzogs Christoph von Württemberg (1868), ein Band der Evangelischen Volksbibliothek von Klaiber: „Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock" (1863) tragen seinen Namen; ein 1860 erschienenes Gedicht „Franz von Sickingen", reich an Schönheiten, „allmählich, zumal mit der Belagerung der Burg Landstuhl und dem Ende des Helden, zu schöner Wirkung emporsteigend" (Krauß, Schwäb. Litteraturgeschichte II, 158), hätte vor manchen andern Epen der Zeit weitere Verbreitung verdient.

Staatsanzeiger für Württ. 1898, S. 656. — Schwäb. Merkur 1898, S. 767. — Kirchl. Anzeiger für Württ. 1898, Nr. 16.

J. Hartmann.

Pretten: Johannes P., Theolog und Schulmann, geboren am 16. November 1634 in Naumburg a. d. Saale, † am 15. März 1708 ebenda. Er besuchte die Gymnasien zu Naumburg, Gera und Halle, studirte seit 1656 in Leipzig und Jena, war zwischendurch 1657 Hauslehrer in Zeitz und erwarb sich 1659 in Jena die Magisterwürde. Noch im nämlichen Jahre ward er als Rector an das Domgymnasium seiner Heimathstadt berufen und wirkte in dieser Stellung bis 1663. Unter ihm zuerst wurde die Sitte gedruckter Weihnachts- und Abgangsprogramme an der Anstalt eingeführt. Im J. 1663 gab P. das Schulamt auf, um Diakonus an der Naumburger Wenzelskirche zu werden. Von da ging er 1681 als Superintendent nach Schleusingen, wo er sich durch Herausgabe des Schleusinger Bibelwerkes (1684, neue Auflagen 1691, 1694, 1695, 1698) bekannt machte, das ihn auch mit Spener in Briefwechsel setzte. Um am Schleusinger Gymnasium theologische Vorlesungen zu halten, ließ sich P. in Jena zum Licentiaten machen; später ernannte ihn die theologische Facultät daselbst auch zum Doctor der Theologie. Auf besondern Wunsch seines Landesherrn, des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, kehrte P. 1684 als Oberpfarrer der Wenzelskirche und Inspector des Rathsgymnasiums nach Naumburg zurück, das er nun nicht wieder verließ. Er dichtete mehrere geistliche und andere Lieder und ließ einige Leichenpredigten sowie als Beigabe zu dem Schleusinger Bibelwerk ein Verzeichniß veralteter deutscher Ausdrücke drucken. Ferner ist von ihm außer den Schulprogrammen ein gelehrtes Büchlein „De notis sive siglis antiquorum“ (Zeitz 1660) erschienen, in dem er im Anschluß an den Brief des Justus Lipsius „De notis“ zum ersten Mal eine Zusammenstellung der lateinischen Abkürzungen lieferte, wie es später auch Sertorius Ursatus (Padua 1672) und Johannes Nicolai (Leiden 1703) gethan haben. Ein lebensgroßes Oelgemälde Pretten's befindet sich im Bildersaale der Naumburger Wenzelskirche.

J. M. Weinrich, Kirchen- und Schulstaat des Fürstenthums Henneberg, S. 419. — J. M. Schamelius, Pflicht gegen die Todten, S. 49 ff. — Derselbe, Numburgum literatum I, S. 106—114 u. 128. — H. Holstein, Abriß einer Geschichte des Domgymnasiums zu Naumburg, I, S. 15 f. u. 76. — K. Bornhak, Das geistliche Ministerium der Ephorie Naumburg, S. 6 f. — P. Mitzschke, Naumburger Inschriften, S. 379. — Derselbe, Der Brief des Justus Lipsius „De notis“ im „Archiv für Stenographie“ 1882, Nr. 403/4 (Juli-August), S. 190 ff. — A. Fischer, Liederlexikon II, S. 264 f. — J. C. Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 318. — Bode, S. 273, Nr. 904. — K. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung² III, S. 291, Nr. 26. — H. Bergner, Bau- u. Kunstdenkmäler d. Stadt Naumburg, S. 265, Nr. 9.

Mitzschke.

Preu: Georg Michael P., lutherischer Theologe, ward geboren am 15. März 1681 in der damals reichsunmittelbaren, jetzt kgl. bairischen Stadt Weißenburg als Sohn des Bürgers und Lohgerbers Johann Preu und dessen Gemahlin Sibylla geb. Kirschner. Er besuchte zuerst die lateinische Schule daselbst, welche unter dem Rectorate Döderlein's einen vorzüglichen Ruf genoß, und bezog, mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, zwanzig Jahre alt (1701) die Universität Leipzig. Hier oblag er mit großem Fleiße dem Studium der Philologie, Philosophie und Theologie. In den Professoren Ittig (Kirchenhistoriker) und Günther (Dogmatiker) fand er wohlgeneigte Gönner. Besonders kam ihm zu statten, daß Ersterer ihm freie Benutzung seiner reichen Privat-

bibliothek gewährte, Letzterer ihn als gut honorirten Informator in das Haus eines angesehenen Großkaufmanns Namens Boetticher brachte. So wurde es P. möglich, fünf Jahre lang an der Akademie zu weilen, sich umfassendes Wissen auf den verschiedensten Gebieten anzueignen, dabei auch im mündlichen Vortrag — als Lehrer, Prediger, Disputator — sich auszubilden. Schon bald nach Abschluß seiner Studien (2. Mai 1705) ernannte ihn Fürst Albrecht Ernst II. von Oettingen zum Leiter des dortigen evangelischen Seminars, in welcher Eigenschaft er auch gewisse kirchliche Functionen zu verrichten hatte. Im J. 1710 erhielt er die vereinigten Pfarreien Magerbein und Kleinsorheim zur Pastoration überwiesen. Unterm 12. October 1715 erfolgte seine Beförderung zum Archidiakonus zu Oettingen, woselbst er 14 Jahre lang mit rühmlichem Eifer wirkte. Anfangs Januar 1729 als Diakonus bei St. Jakob nach Augsburg berufen, wurde er 1731 Pastor an dieser Kirche, 1736 „des evangelischen Predigerministeriums Senior“. Sein Tod erfolgte (glaublich) am 25. März 1745.

Georg Michael P. soll drei Mal verheirathet gewesen sein: 1. mit Maria Susanna Lotzbeck, 2. mit Elisabeth Geiselmaier geb. Lutz und 3. mit Margarethe Kern. Doch konnten wir nur betreffs 2. Näheres eruiren, da merkwürdiger Weise weder die Registratur der St. Jakobskirche noch das sog. „evangelische Wesensarchiv“ (Appertinenz des Stadtarchivs) Preu's Amts- und Personalverhältnisse beleuchtende Aufzeichnungen enthält. Unsere Angaben stützen sich in dieser Hinsicht lediglich auf einen im Besitz des Kirchenraths Preu zu Weißenburg befindlichen „Familienstammbaum“, nach welchem auch G. M. P. in erster Ehe zwei Söhne gezeugt haben soll, nämlich Georg Gottlieb (1710 bis 1758), als Diakon zu Augsburg kinderlos verstorben; dann Georg Peter Christoph, Syndikus und vorderster Rathsherr in Bunzlau (Schlesien), dessen Geschlecht noch heute im Mannesstamm blüht.

Dieselbe Quelle besagt ferner, daß unser P. drei Brüder hatte, von denen zwei in ihrer Vaterstadt — wo die Familie schon 1445 seßhaft — bürgerliche Gewerbe betrieben, während der dritte, Johann, als fürstlich Oettingen'scher Specialsuperintendent und Pfarrer zu Haarburg im Ries 1759 verstarb.

Georg Michael P. hat nach den über ihn vorhandenen Nachrichten nicht nur in seinen verschiedenen Lebensstellungen sich durchaus bewährt, sondern auch in zahlreichen Schriften Belege eines unermüdlichen Fleißes, eines außergewöhnlichen Scharfsinns, wie einer umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit hinterlassen.

Ueber seine schriftstellerischen Leistungen gibt näheren Aufschluß Georg Adam Michel in seiner „Oetting. Bibliothek“ (Ansbach 1758) und Baader „Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Augsburg und Leipzig 1825) II. Bd., 1. Theil, S. 258 u. 259. Doch sind diese Mittheilungen nicht vollständig und die fürstliche Bibliothek zu Maihingen im Ries besitzt außer den von Michel und Baader erwähnten Impressis noch einzelne, weitere Elaborate Preu's, so eine Predigt „Ueber den großen Unterschied eines Menschen und eines Christen“ (Augsburg 1735); eine Trauerrede „Die Leitungen Gottes nach seinem Rathe“ (Oettingen 1737) und Anderes mehr.

Preu's Hauptwerk ist aber seine apologetisch-polemische Schrift „Licht ohne Schatten“, das in den Jahren 1733 und 1736 zu Augsburg bei Mertz & Mayer (I. Theil) und Johann Jakob Lotter (II. und III. Theil) erschien. Es bezweckt, das Buch des Dominicanerpaters Johann Ferler „Licht und Schatten, das ist Auslegung aller Artikel des katholischen Glaubenbekenntnisses“ (Augsburg 1730) zu widerlegen und „die purlautere Wahrheit, welche in der

8*

evangelischen" (d. i. lutherischen) „Kirche Christi gelehrt wird", Jedermann vor Augen zu stellen. Protestantische Scribenten, wie Gött in „Das jetzt lebende gelehrte Europa" (1736) 2. Aufl., II. Theil, S. 271 ff.; Moser, „Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden lutherischen und reformirten Theologen" (1740) S. 821, behaupten, daß P. seine Aufgabe „auf gründliche, kluge und sittsame Art" gelöst, ja sogar den hochbetagten P. Ferler von der Wahrheit der evangelischen Doctrin überzeugt habe und daß dessen formeller Uebertritt zur Augsburger Confession nur durch seine Gefangensetzung verhindert worden sei. Inwieweit an dieser Angabe ein wahrer Kern, läßt sich leider nicht mehr nachweisen, da gelegentlich der Säcularisation die Registraturen der Dominicanerconvente vielfach verschleudert und vernichtet worden sind, das Archiv des Generalats zu Rom aber keine auf den Fall bezügliche Notiz enthält. So viel steht fest, daß P. an Gelehrsamkeit und dialektischer Gewandtheit P. Ferler überlegen war, daß sein Werk von den Zeitgenossen als unwiderleglich betrachtet wurde (vergl. z. B. Zapf, „Augsb. Bibliothek, II. Bd., S. 715). Letzteres ist unzutreffend, und nach dem heutigen Stand der theologischen Wissenschaft müßte P. gar manche seiner Behauptungen als zu weit gehend oder irrig fallen lassen. Immerhin darf man zugeben, daß der Pastor von St. Jakob ein wohlgerüsteter Streiter für seine Ueberzeugung und eine Zierde des Augsburger Predigerstandes gewesen ist.

Die Maihinger Bibliothek besitzt noch ein Manuscript des ehemaligen Oettingenschen Archidiakonus P., betitelt „Reformationshistorien", 1142 Seiten in 4° umfassend. Die katholische (d. h. vorreformatorische) Zeit wird in genanntem Elaborat nicht berührt. Nach Michel (a. a O. I, S. 90) soll P. beabsichtigt haben, auch diese Epoche zu bearbeiten. Doch scheint er nicht dazu gekommen zu sein.

Archive zu Augsburg, Oettingen, Wallerstein; Bibliotheken zu Augsburg, Oettingen. Die bei Baader (a. a. O. S. 259) angeführte Litteratur; Mittheilungen des Kirchenraths Preu in Weißenburg a. S., des Professors Dr. Weiß, ord. Praed. in Freiburg, Schweiz. — Auffallender Weise ist Preu in „Gesch. d. Wissenschaften" (Prot. Theologie) ebensowenig erwähnt, wie in Herzog's „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" (Hauck'sche Neubearbeitung). P. Wittmann.

Preyer: William Thierry P. wurde am 4. Juli 1842 zu Moß-Side bei Manchester in England als Sohn eines Großindustriellen geboren. Im elterlichen Hause sorgfältig erzogen, besuchte er von 1854—55 die Clapham Grammar Scool bei London, hierauf zwei Jahre das Gymnasium in Duisburg und von 1857—59 das zu Bonn, welches er im Herbst 1859 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Schon als Knabe zeigte er außerordentliches Interesse für das Leben und Treiben der Thiere und widmete sich demnach zunächst in Bonn als Studirender der Medicin naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien, die er in Berlin, Heidelberg und Wien fortsetzte. 1860 betheiligte er sich mit seinem Freunde Zirkel an einer Expedition nach Island, deren Beschreibung 1862 in Leipzig erschien (Reise nach Island von Preyer und Zirkel). In Bonn war es wesentlich der Anatom und Histologe Max Schultze und der Physiker Plücker, an den andern Hochschulen die ersten Vertreter der Physiologie Du Bois-Reymond, Brücke, Helmholtz, Ludwig und der Pathologe Virchow, die seinen Studiengang beeinflußten. Schon 1862, während seiner medicinischen Studienzeit, erlangte er in Heidelberg die philosophische Doctorwürde mit der Dissertation „Plautus impennis". In dieser interessanten Arbeit setzt er, gestützt auf Beobachtungen von seiner isländischen Reise, auseinander, wie ein Vogel, eben der Plautus oder Alca impennis, der den nur mit kurzen Flügeln

ausgestatteten Pinguinen nahe steht, allmählich ausstirbt. An diesem Aussterben sind schuld 1. die unvollkommene Organisation des Vogels selbst, 2. der Mensch, der die „Caricatur dieses Vogels“, der nicht gehen und fliegen kann, wegen seiner zarten Daunen, wegen seines vortrefflichen Fleisches und seiner noch vortrefflicheren Eier erbarmungslos verfolgt hat, und 3. vulkanische Eruptionen, die gerade die zu seinem Schutz dienenden Inseln und Inselchen vielfach vollkommen vernichtet hat.

Zwei Jahre später sehen wir P. in Paris, um in dem chemischen Laboratorium von Wurtz und vor allem in dem des berühmten physiologischen Experimentators Claude Bernard Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. 1865 habilitirte er sich in Bonn an der philosophischen Facultät als Privatdocent für Zoophysik und Zoochemie und 1866 erwarb er sich ebenda den medicinischen Doctorgrad mit seiner Dissertation: De haemoglobino observationes et experimenta. Das Vorkommen dieses wunderbaren Stoffes bei Wirbellosen, die chemische Zusammensetzung seiner Krystalle, namentlich seines Eisen- und Schwefelgehaltes, seine Verbindung mit Sauerstoff und Kohlenoxyd werden in derselben beschrieben. 1867 habilitirte er sich in Jena für Physiologie und zwei Jahre später wurde er daselbst nach dem Tode von J. N. Czermak, des Vertreters der Physiologie in Jena, ordentlicher Professor dieses Faches. Er bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1888 und siedelte dann infolge persönlicher Verhältnisse nach Berlin über, woselbst er sich als Docent frisch habilitirte und bis 1893 unter anderen Vorlesungen über Geschichte der Physiologie und über Hypnotismus hielt. Kränklichkeitshalber zog er dann nach Wiesbaden, wo er am 17. Juli 1897 einem langwierigen Nieren- und Leberleiden erlag.

Die wissenschaftlichen Leistungen Preyer's sind vielseitig und mannichfacher Art. In erster Linie arbeitete P. über das Blut. Der Blutfarbstoff, das Hämoglobin, über den ja schon seine Dissertation handelte, bildete für ihn den Gegenstand vielfacher Untersuchungen. Sein chemisches und spektroscopisches Verhalten (Ueber einige Eigenschaften des Hämoglobins und Methhämoglobins. Pflüger's Arch. Bd. 1), die Wirkungen des stärksten aller Gifte, der Blausäure (Die Blausäure. 2. Thle., Bonn 1868 u. 1870), auf den Organismus im allgemeinen und aufs Blut im besonderen, vor allen Dingen das vortreffliche Buch über die Blutkrystalle, 1871, das noch nicht überholt sein dürfte, bezeichnen diese seine chemisch-physiologische Arbeitsleistung. Ein großer Theil dieser Ergebnisse ist in die Wissenschaft übergegangen, ohne daß man sich immer ihres Entdeckers bewußt ist.

Auf dem Gebiete der Muskelphysiologie glaubte P. ein ganz besonderes Gesetz, das „myophysische“, entdeckt zu haben, welches ganz ähnlich dem Fechner'schen, dem sogenannten psychophysischen Gesetz, das die Beziehung zwischen Reiz- und Empfindungsgröße ausspricht, die Beziehung zwischen Reiz und Stärke der Zusammenziehung des Muskels feststellen sollte. Dieses sogenannte Gesetz hat sich als irrthümlich herausgestellt.

Aehnlich erging es P., der oft wohl etwas gar zu leicht für einen Gedanken entflammt war, mit seiner Theorie des Schlafes. Der Schlaf sollte in der Hauptsache durch Milchsäure zu Stande kommen, die sich als Thätigkeitsproduct im Gehirn selbst bildete; und milchsaure Salze sollten schlafmachend wirken. Aehnliche Erscheinungen werden ja bei der Muskelthätigkeit und Muskelermüdung beobachtet; ihre Uebertragung aber auf das Gehirn hat der Erfahrung nicht Stand gehalten.

Weiter bearbeitete P. mit großem Eifer die schwierige Frage der Farbenwahrnehmung und stellte wohl als einer der Ersten eine Reihe von That-

sachen, namentlich an Farbenblinden, zusammen, welche die Young=Helmholtz'sche Theorie mit den wesentlich roth, grün= und violettempfindenden Endelementen in der Netzhaut als nicht ausreichend erwiesen. Ebenso und vielleicht noch eingehender bearbeitete er das Gebiet der Akustik, indem er unter anderen mit riesigen Stimmgabeln und besonders eingerichteten Zungenpfeifen die Hörbarkeit tiefster Töne, sowie auf andere Weise diejenige höchster Töne, und die Unterschiedsempfindlichkeit von Tönen überhaupt feststellte. Die Ursache der Combinationstöne, diejenige der Consonanz und schließlich die Wahrnehmung der Richtung, aus welcher Töne oder Geräusche kommen, bilden weitere Gegenstände der Untersuchung.

Durch seinen Vorgänger Czermak wurde P. wohl auf ein Gebiet des Forschens geführt, dem er eine große Zeit seines Lebens widmete, wir wollen kurz sagen, auf das psychische. Das Experimentum mirabile des Jesuitenpaters Kircher, welches darin besteht, daß ein auf den Boden niedergedrücktes Huhn in dieser Stellung wie bezaubert verharrt, wenn man vor ihm von seinem Schnabel aus in der Längsrichtung seines Körpers einen Kreidestrich auf den Boden zieht, bildete den Ausgangspunkt jener Untersuchungen, welche die Catalepxie und den Hypnotismus (Jena 1878) zum Gegenstande hatten. Später, als Anfang der achtziger Jahre dieser Frage von Heidenhain und dem Verfasser im Anschluß an die bekannten Schaustellungen des Magnetiseurs Hansen wissenschaftlich nähergetreten wurde, betheiligte sich P. daran und wies namentlich auf die Verdienste des englischen Arztes Braid hin, dessen interessante, aber bisher ganz unbekannte Schriften über den Hypnotismus P. ins Deutsche übersetzte (Der Hypnotismus, Ausgewählte Schriften von J. Braid, deutsch von W. Preyer, Berlin 1882). Auch veröffentlichte er eine Reihe von Arbeiten und populären Vorträgen über besagtes Thema.

Ziemlich bekannt ist dann auch eine Arbeit von P. aus nahezu derselben Zeit, nämlich „Die Seele des Kindes" (1882, 4. Auflage 1895). In diesem Buch, welches Deutschlands Kinderfreunden und =Freundinnen gewidmet ist, verfolgt P. im wesentlichen die seelische Entwicklung eines Kindes (Knaben) von sich von der Geburt bis zum dritten Jahr und kommt zu der Auffassung, daß „die Seele des eben geborenen Kindes nicht der unbeschriebenen Tafel gleicht, auf welche die Sinne erst ihre Eindrücke aufschreiben, so daß aus diesen die Gesammtheit des geistigen Inhaltes unseres Lebens durch mannichfaltige Wechselwirkungen entstände, sondern die Tafel ist schon vor der Geburt beschrieben mit vielen unleserlichen, auch unkenntlichen und unsichtbaren Zeichen, den Spuren der Inschriften unzähliger sinnlicher Eindrücke längst vergangener Generationen".

Sachlich mit dieser Arbeit verknüpft ist eine zweite, welche die Lebenserscheinungen des Menschen bzw. des Thieres vor der Geburt behandelt, die „Specielle Physiologie des Embryo" (Leipzig 1885), sowie ähnliche, schon früher angestellte Untersuchungen über den Chemismus des sich entwickelnden Hühnereies.

Das lebhafte Temperament von P. drängte ihn auch nach der Untersuchung anderer, namentlich geheimnißvoller, psychischer Phänomene, so dem Vorgange des Gedankenlesens, dem psychischen Inhalt der Schrift (Graphologie), sowie nach den letzten Ursachen der Dinge überhaupt. In seinen „Naturwissenschaftlichen Thatsachen und Problemen" (Berlin 1880), behandelt er in populären Vorträgen eine Reihe dieser Fragen, wie die allgemeinen Lebensbedingungen, die Hypothese über den Ursprung des Lebens, die Concurrenz in der Natur u. dergl. in anregender lehrreicher Weise, wie denn P. überhaupt seine Wissenschaft und ihre für recht erkannten Ergebnisse,

wie die Darwin'sche Entwicklungslehre, die Unterrichtsfrage (Naturforschung und Schule, Stuttgart 1887) u. a. mit Feuereifer zu verbreiten sich bemühte. Auch der Entstehung der chemischen Elemente spürte er nach und schuf eine dahingehende Hypothese. Er gab ferner den Briefwechsel zwischen Julius Robert Mayer, dem Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, und Griesinger, sowie denjenigen zwischen Fechner und ihm, sowie zwischen Fechner und Vierrodt heraus. Schließlich sind noch eine Reihe von beachtenswerthen Untersuchungen von ihm und seinen Schülern niedergelegt in seinen „Physiologischen Abhandlungen" (Jena 1876—77).

P., den ich nur einmal flüchtig in seinem Institut in Jena gesehen habe, war ein schöner, offenbar auch körperlich kräftig entwickelter Mann, der in lebhafter Begeisterung seiner Wissenschaft gedient und, allzu temperamentvoll veranlagt, manchmal über das Ziel geschossen, aber doch neue Wissensgebiete eröffnet, sowie in strengster wissenschaftlicher Arbeit so manchen werthvollen Baustein dem Gebäude der Naturwissenschaft und Medicin eingefügt hat.

Ueber P. ist geschrieben in der Leopoldina, Bd. 33, 1897, S. 116, in dem Biograph. Lexikon hervorragender Aerzte von Pagel 1901, S. 1323, woselbst sich auch ein gutes Bild von P. befindet, und von Siegm. Fuchs in der Wiener Klin. Wochenschrift, 1897, S. 703, ferner in der Vossischen Zeitung vom 16. Juli 1897. Seine zahlreichen Werke und Schriften finden sich zusammengestellt im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 1897, Nr. 174. P. Grützner.

Primisser: Johann Friedrich P., der älteste Sohn des Webers Johann Primisser und der Maria Burger, der Vetter der litterarisch bekannten Brüder Karl Kassian Primisser und Johann Baptist Primisser. Geboren zu Prad im Vintschgau am 21. August 1757, erhielt er eine über seinen Stand hinausgehende gelehrte Erziehung, die ihn zu seiner Stelle als k. k. Gubernial-Registraturs- und Archivs-Official vorbereitete, für die er am 9. Mai 1785 in Pflicht genommen wurde. „Seinem Lehrer und würdigsten Oberbeamten" Franz v. Gaßler wollte er nach einem Gelegenheitsgedichte an ihn eine für den Bestand seiner jungen mit einem Söhnchen Gottfried gesegneten Ehe wichtige Gehaltsaufbesserung verdanken. Jedenfalls wurde er unter den Händen dieses Aufklärers der rationalistische Beamte des Josephinischen Zeitalters, als der er in der deutsch-tirolischen Dichtung Bedeutung beanspruchen darf. In seiner Jugend muß sich P. auch die Gunst des Freiherrn v. Sperges erworben haben, da ihn dieser in seinem Testamente 1791 zum Herausgeber seines historischen Nachlasses vorschlägt. P. wurde die reich entlohnte Arbeit in der That übertragen, im Mai und Juni 1792 wurden ihm auch die dazu nöthigen Bücher und Urkunden aus dem Sperges'schen Nachlasse übergeben. Zu einer druckreifen Bearbeitung auch nur eines Theiles der beabsichtigten tirolischen Chronik ist es aber nie gekommen. Nur Ansätze zu einer pragmatischen rationalistischen Geschichtsbetrachtung, Auszüge aus historischen Werken, Specialuntersuchungen und recht umfangreiche, von seinem Sohne später ergänzte Bruchstücke einer „Tirolischen Chronik" von 1130—1777, die aus dem Nachlasse Primisser's erhalten sind, zeugen wohl für seinen Fleiß, kaum aber für sein historisches Talent. Am 14. December 1802 wurde er Wirkl. Archivar und Registratursdirector beim tirolischen Landesgubernium, am 14. November 1806 von der bairischen Regierung als solcher bestätigt; erst am 1. März 1812 starb er zu Innsbruck.

P. war ein Vertreter der aufgeklärten Poesie, wie sie von den Kindern der Josephinischen Zeit in Oesterreich gepflegt wurde. Als solcher begründete

er eine neue tirolische Dichtung, die im Gegensatze zu der alten gelehrten Jesuitendichtung, welche übrigens schon ganz ausgestorben war (vgl. J. Rohrer, Ueber die Tiroler. Wien 1796, S. 71), ihre Wirkung auf die mittleren und unteren Volksschichten Tirols berechnete, so sehr, daß sie den Dialekt nicht verschmähte. Dieses Streben erklärt sich aus den Motiven, die Primisser's Dichtung bedingten: seine Beamtenlaufbahn. Die Hauptmasse seiner Dichtung ist loyale Gelegenheitspoesie im Dienste der Spitzen der Behörden, des österreichischen und nach 1806 unbedenklich auch des bairischen Herrscherhauses. Seine Kriegslieder für 1796 und 1797 — wirklich Volksgut gewordene Dichtungen — gehen von einem Liede aus, das nicht wie die ganze übrige Kriegsliederdichtung der Zeit (hg. v. J. E. Bauer, Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. Innsbruck 1896) zur Landesvertheidigung aufruft, sondern eine Betheiligung der Tiroler an den Kämpfen der Coalitionsarmeen in Deutschland propagirt. Es ist dies das bis 1866 lebendig gebliebene „N' Stutzen hear bam Sokara“ (Zs. d. Ferdinandeums III. Folge, 49. Heft, S. 447 ff.), das, infolge des raschen Kriegsglückes der Franzosen bald unbrauchbar geworden, später in ein gewöhnliches Kriegslied von P. umgeschmolzen wurde. So verherrlicht auch das einzige von ihm erhaltene Drama „Martin Sterzinger oder Der bairische Einfall ins Tirol“, Innsbruck 1782, Tirolertreue und Tirolermuth in bewußtem Gegensatze zu den in München erschienenen bairisch-patriotischen Ritterdramen nach Törring's „Agnes Bernauerin“. Die dort üblichen Motive verwendet auch P. vielfach, aber niemals sklavisch; starke Contraste liebt er hier wie in seiner theilweise auf K. G. Cramer's (1792) Lied „Feinde ringsum“ zurückgehenden Lyrik; in dieser sind auch noch lange Aufzählungen ein beliebtes technisches Mittel.

Die Abhandlung O. Schissel v. Fleschenberg, Joh. Friedr. Primisser's Leben steht Zs. d. Ferdinandeums III. Folge, 50. Heft, S. 479—494. Ders., Z. Bibliographie d. tirolischen Litt. d. 18. Jhs., I, 1. Mitth. d. Oest. Ver. f. Bibliothekswesen 10 (1906), Heft 1. — Goedeke, Grundriß², §§ 259, 191; 298 E 4; 298 E 31. — C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon 23 (1872), 306 ff. — J. Bergmann, Die fünf gelehrten Primisser. Ber. u. Mitth. des Alterth.-Vereines zu Wien, 4 (1860), 240 ff. — J. v. Hormayr, Taschenb. f. d. vaterl. Gesch., Berlin 1846, 25 (17), 377 ff. — [A. A. Dipauli], Neue Zs. d. Ferdinandeums 3 (1837), 32 ff. O. v. Schissel.

Pringsheim: Nathanael P., Botaniker, geboren in dem oberschlesischen Dorfe Wziesko am 30. November 1823, † zu Berlin am 6. October 1894. Nach Absolvirung der Gymnasien in Oppeln und Breslau widmete sich P. an letzterer Universität zuerst philosophischen und auf Goeppert's Anregung hin auch botanischen Studien, um auf besonderen Wunsch des Vaters, der ein Brotstudium für unerläßlich hielt, schon im Wintersemester 1843/44 in die medicinische Facultät überzutreten. Die physiologischen Vorlesungen Purkinje's, der im Gegensatz zu der damals unter Nees von Esenbeck blühenden speculativ-naturphilosophischen Schule die exacte experimentelle Methode vertrat, mögen in dem jungen Studenten den Keim zu seiner späteren Forschungsrichtung geweckt haben. Nach einjährigem Aufenthalte in Breslau ging P. Ostern 1844 nach Leipzig. Die damals gerade erschienenen Schleiden'schen „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“ entzündeten auch Pringsheim's wissenschaftlichen Eifer. Er kaufte sich ein Mikroscop und vertiefte sich in die sich ihm offenbarende ganz neue Welt pflanzlicher Lebenserscheinungen, wobei er in der Technik des Mikroscopirens sein eigner Lehrer sein mußte. 1845 bezog P. die Universität Berlin. Er hörte hier Chemie bei Mitscherlich und Heinrich Rose, Physik bei Gustav Magnus und Dove, Botanik bei Kunth.

Auf Grund seiner 1848 publicirten, auch in der Linnaea von demselben Jahre abgedruckten Inauguraldissertation, welche über den Bau und das Wachsthum verdickter Membrantheile in der Samenhaut der Erbse handelte und die ihn zu allgemeinen Schlüssen auf die Bildung von Verdickungsschichten in der pflanzlichen Zelle überhaupt führte, erwarb er sich in Berlin den philosophischen Doctorgrad. Als die Märztage des Jahres 1848 die politischen Wogen höher schlagen ließen, wurde auch P., der in idealer Weise für den Gedanken eines einigen freien Deutschlands sich begeistert hatte, durch eine, allerdings nur kurze Zeit dauernde Inhaftnahme in Mitleidenschaft gezogen. Später hat er, ohne seine Gesinnung zu verleugnen, an öffentlicher politischer Thätigkeit sich nicht mehr betheiligt. Nach Abschluß seiner Universitätsstudien begab sich P. zuerst nach Paris, wo er mit Bornet innige Freundschaft schloß, und sodann nach London, von wo er im Herbste des Jahres 1849 nach Berlin zurückkehrte. Die Zeit seines Aufenthaltes im Auslande benutzte P. zum fleißigen Studium der Algen und niederen Pilze, Pflanzengruppen, um deren Aufhellung, namentlich inbezug auf ihre geschlechtliche Vermehrung, er in seinen späteren Arbeiten sich die größten Verdienste erwerben sollte. Aus diesem Gebiete wählte er auch seine Habilitationsschrift. Sie führt den Titel: „Zur Entwicklungsgeschichte der Achlya prolifera“ und ist im 23. Bande der Abhandlungen der Leopoldina vom Jahre 1851 abgedruckt. Die irrthümliche Benennung jenes Thallophyten statt der richtigeren als Saprolegnia ferax hat P. später selbst verbessert. Diese Arbeit bildet den ersten Versuch, auf Grund lange fortgesetzter Culturen, die Entwicklung der niedrigsten Pflanzenformen von der Keimung bis zur Fortpflanzung zu verfolgen, die P. damals mit der Bildung geschlechtsloser Sporen für erschöpft hielt. Nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines begüterten Oppelner Kaufmanns, Henriette Guradze, im Frühjahr 1851 begann P. im Sommersemester desselben Jahres seine akademische Lehrthätigkeit in Berlin als Privatdocent. Sie nahm keinen großen Umfang an. Denn P. war viel mehr Forscher als Lehrer. Neigung und Befähigung trieben ihn zu wissenschaftlichen Untersuchungen, die während der fünfziger Jahre fast ausschließlich den vor ihm wenig studirten Algen, namentlich denen des Meeres, galten. Er unternahm zu Studienzwecken wiederholte Reisen nach Helgoland, zum ersten Male im Sommer 1852, im folgenden Jahre an das Mittelmeer, dann später nach der Bretagne und an die provencalische Küste und verschaffte sich hierdurch das Material für seine epochemachenden Arbeiten, die weiter unten in ihrer Bedeutung charakterisirt werden sollen. Im übrigen führte er ein gleichmäßiges, geräuschloses Gelehrtenleben in einer infolge günstiger Vermögenslage unabhängigen Stellung und unter angenehmen häuslichen Verhältnissen, die er in Gemeinschaft mit seiner geistig ebenbürtigen Gattin durch edle Geselligkeit zu verschönen wußte. An Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft hat es P. nicht gefehlt. Mit 28 Jahren wählte ihn die Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu ihrem Mitgliede, im J. 1860 wurde er in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1888 ihm der Titel eines preußischen Geheimen Regierungsrathes verliehen. Aber auch außer seinen wissenschaftlichen Untersuchungen hat P. viel zur Förderung der Botanik gethan. Auf seine Anregung hin entstanden die seinen Namen tragenden „Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik“, von denen von 1857 an 26 Bände unter seiner Redaction erschienen sind und die er zu dem vornehmsten Organ seiner Wissenschaft auszugestalten verstand. Ferner verdankt ihm die deutsche Botanische Gesellschaft ihr Entstehen, welche sehr bald die namhaftesten Botaniker Deutschlands zu Mitgliedern zählte und zu deren Präsident er vom Gründungsjahr

1882 an bis zu seinem Tode alljährlich wiedergewählt wurde. Endlich sei noch erwähnt, daß es seinem Einfluß gelang, auf der von ihm so oft besuchten und liebgewonnenen Insel Helgoland die Errichtung einer biologischen Station durchzusetzen. Sein Name ist mit jener Stätte noch dadurch verknüpft, daß seine Kinder nach des Vaters Tode die Mittel zur Errichtung eines Nordsee-Museums hergaben, das auf Grund kaiserlicher Genehmigung die Bezeichnung „Pringsheim-Museum" führt. Auf kurze Zeit hat P. seine rein wissenschaftliche Thätigkeit unterbrochen. Er folgte 1864 einem Rufe der Universität Jena, um als Nachfolger Schleiden's die ordentliche Professur für Botanik und die Direction des botanischen Gartens zu übernehmen. Neben allgemeiner Botanik las er ein specielles Colleg über Kryptogamen und leitete die mikroscopischen Uebungen. Obwohl er die Genugthuung hatte, daß die von ihm geforderte Erbauung eines physiologischen Instituts ohne weiteres genehmigt und ausgeführt wurde und ihn auch sonst das Arbeiten mit begabten Schülern in den aufs zweckmäßigste ausgestatteten Räumen erfreute, sah er sich doch veranlaßt, schon nach 4 Jahren seine Stellung in Jena niederzulegen und nach Berlin zurückzukehren. Hauptsächlich mitbestimmend für diesen Entschluß mag die Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand gewesen sein. Denn schon seit vielen Jahren hatte er mit asthmatischen Leiden zu kämpfen, die periodisch wiederkehrten und ihm namentlich länger andauernde Vorlesungen zur Qual machten. Reisen nach dem Süden hatten das Leiden zwar zeitweise zurückgedrängt, aber nie ganz gehoben. Dennoch konnte P. seinen 70. Geburtstag in verhältnißmäßiger Frische des Körpers und Geistes feiern und die zahlreichen Ehrungen entgegennehmen, die ihm aus diesem Anlaß seitens der wissenschaftlichen Welt zu Theil wurden. Allein nach kaum Jahresfrist raffte ihn nach vierzehntägigem Krankenlager eine Lungenentzündung dahin, als er sich eben anschickte, nach Wien zu reisen, um in gewohnter Weise den Vorsitz bei der Generalversammlung der Deutschen Botanischen Gesellschaft zu übernehmen.

Pringsheim's botanische Arbeiten sind in dem in der Fußnote angeführten Nachruf von Karl Schumann in chronologischer Reihenfolge aufgezählt. Weniger durch Zahl und Umfang als durch ihren bedeutungsvollen Inhalt hervorragend, werden sie in der botanischen Litteratur eine bleibende Stätte finden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts traten die bisher ganz vernachlässigten Kryptogamen und das Studium ihrer Entwicklungsgeschichte mehr und mehr in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung. Nachdem durch bedeutende Forscher wie Unger, Nägeli, Mettenius, Alex. Braun, Suminki, Milde u. A. die geschlechtliche Fortpflanzung bei den höheren Kryptogamen nachgewiesen worden, ging man daran, auch bei Algen und Pilzen ähnliche Verhältnisse aufzusuchen. Zunächst freilich konnte man bei diesen einfach organisirten Gewächsen das Vorhandensein geschlechtlich unterschiedener Organe nicht feststellen; nur das Auftreten ungeschlechtlicher Schwärmsporen bei Algen war von verschiedenen Forschern beobachtet worden. P. selbst beschrieb in seiner „Entwicklungsgeschichte der Achlya prolifera" 1851 und in der Zeitschrift Flora von 1852 in den „Algologischen Mittheilungen" bei Spirogyra die Keimung der Ruhesporen, ohne sie als sexuelle Producte aufzufassen. Gleichzeitig verwerthete er seine Algenbeobachtungen zu einer Reform der Zellenlehre. In seinen 1854 erschienenen „Untersuchungen über den Bau und die Bildung der Pflanzenzelle" wies er zunächst die organisirte Struktur des Protoplasmas und deren Bedeutung für die Fortpflanzung der Zelle nach. Im gleichen Jahre hatte Thuret gezeigt, wie die großen, kugelförmigen Eizellen der Seetangarten von winzigen Protoplasmakörpern, die er bereits für Samen-

zellen hielt, umschwärmt werden, ja sogar, daß durch künstliche Vermischung von Spermatozoiden einer Art mit den weiblichen Zellenelementen einer anderen Bastardirungen entstehen können, allein der wirkliche Befruchtungsact war noch nicht gesehen worden. Da gelang es 1855 P., diese Frage zu lösen. An der Fadenalge Vaucheria beobachtete er direct das Eindringen der Spermatozoiden in das Ei des hierbei im Zellenverbande verbleibenden weiblichen Organs und ferner, daß erst nach diesem Vorgange die befruchtete Zelle sich mit einer festen Haut bekleidet und zu einer Ruhespore ausbildet. Die Aufsehen erregende Entdeckung legte P. in einer in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1855 erschienenen Abhandlung nieder unter dem Titel „Ueber die Befruchtung und Keimung der Algen und das Wesen des Zeugungsacts". Bald folgten bestätigende Untersuchungen. Schon ein Jahr darauf beschrieb er an derselben Stelle die Befruchtungsvorgänge bei einer der gemeinsten Süßwasseralgen: Oedogonium. Er konnte feststellen, daß das bewegliche Spermatozoid mit dem Protoplasma der Eizelle eine directe materielle Vermischung einging, wodurch nunmehr jeder Zweifel an der Sexualität in der Fortpflanzung dieser Pflanzengruppe ausgeschlossen war. Noch eine Fülle anderer interessanter Einzelheiten birgt diese Arbeit. So erkannte P. die Bedeutung der von A. Braun zuerst gesehenen Mikrogonidien und zeigte, daß sie zu gleichsam parasitär dem Oogonium anhaftenden Individuen auswachsen, aus denen die Spermatozoiden hervorgehen. P. ließ es aber nicht bei der Beobachtung des Sexualactes bewenden. Indem er vielmehr von den untersuchten Algenfamilien Zelle für Zelle fortschreitende Wachsthumsgeschichten gab, ferner auch die bei der ungeschlechtlichen Vermehrung auftretenden Vorgänge in Beziehung zu dem Generationswechsel höherer Kryptogamen, namentlich der Moose, setzte, gelangte er zur Bildung systematischer Gruppen, die ganz andere Verwandtschaftsbilder boten als die bisher bekannten, sich meist auf habituelle Unterschiede gründenden. Die betreffenden Arbeiten finden sich mit Ausnahme der in den Monatsberichten der Akademie 1856 veröffentlichten: „Untersuchungen über Befruchtung und Generationswechsel der Algen", sämmtlich in den inzwischen von ihm gegründeten „Jahrbüchern". Es sind folgende: „Beiträge zur Physiologie und Systematik der Algen. Morphologie der Oedogonien" (1857, Bd. I, 1); „Beiträge zur Morphologie und Systematik der Algen. Die Saprolegnien" (Bd. I, 2), mit „Nachträgen" dazu (1859, Bd. II, 2, und 1873, Bd. IX, 2); ferner: „Die Coleochaeten" (1858, Bd. II, 1) und endlich: „Nachtrag zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht" (1860, Bd. II, 3). In Ergänzung dieser Arbeiten ging P. nun auch daran, seine Beobachtungen an Meeresalgen, von denen er auf seinen Reisen nach Helgoland und an die Nord- und Südküste Frankreichs während der fünfziger Jahre reiches Material gesammelt hatte, abzuschließen und zu veröffentlichen. Als erste Frucht dieser Studien erschienen 1862 in den Abhandlungen der Berliner Akademie: „Beiträge zur Morphologie der Meeresalgen", denen 11 Jahre später eine zweite Schrift, betitelt: „Ueber den Gang der morphologischen Differenzirung in der Sphacelaria-Reihe" folgte. Durch vergleichende Betrachtung wies der Autor nach, wie in einem begrenzten Verwandtschaftskreise der morphologische Aufbau von der einfachsten conferven-artigen Gestalt schrittweise zu der sproßartigen Gliedernng complicirterer Formen vorrückt, die unmittelbar an die höheren Gefäßkryptogamen anknüpfen. In das Gebiet der letzteren Gewächse fällt eine hochbedeutsame Arbeit Pringsheim's: „Zur Morphologie der Salvinia natans" (Jahrb. III, 1863), in welcher er mit gleicher Meisterschaft wie bei den niederen Kryptogamen auch an einer höher organisirten Pflanze den gesammten Entwicklungs-

gang von der Befruchtung des Eies bis zum reich gegliederten Sproßsystem, Zelle für Zelle, in lückenloser Vollständigkeit klarzulegen verstanden hat. Schon vorher hatte er in seiner Abhandlung: „Ueber die Vorkeime der Charen“ (Monatsber. d. Berl. Akad. 1862 und Jahrb. III, 2, 1862) werthvolle Resultate gewonnen und den Nachweis geführt, daß diese in der Regel mit den Algen vereinigten Pflanzen nach der Form und Entwicklung des Prothalliums besser mit den Moosen in Beziehung zu setzen seien. Während der Jenenser Zeit ruhte Pringsheim's litterarische Thätigkeit, doch bald nach seiner Rückkehr nach Berlin gelang ihm eine neue wichtige Entdeckung bezüglich der geschlechtlichen Fortpflanzung bei den Algen, worüber er in einer Schrift: „Beobachtungen über die Paarung von Schwärmsporen“ in den Abhandl. d. Akad. 1869 berichtete. Bei der Gattung Pandorina konnte er zeigen, daß zwei nur wenig durch ihre Größe von einander verschiedene Schwärmsporen zur Erzeugung einer Eispore verschmelzen und knüpfte daran Ausblicke auf ähnliche Vorgänge bei vielen Süßwasser- und Meeresalgen, bei denen man vorher nur ungeschlechtliche Schwärmsporenbildung gekannt hatte. Vom Jahre 1874 an wandte sich P. einem anderen Forschungsgebiete zu: der chemischen und physikalischen Experimentalphysiologie der Pflanzen. Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den Widerspruch aufzulösen, welcher zwischen dem in derselben Zelle verlaufenden Proceß der Athmung und dem der Assimilation zu bestehen scheint, insofern einerseits Stoffverzehrung, andererseits Stoffspeicherung durch dieselbe Energie des Sonnenlichtes ihren Anstoß erhalten. Dazu war zunächst ein sorgfältiges Studium der Function des Chlorophylls nothwendig. In 12 Mittheilungen an die Berliner Akademie, die bis in das Jahr 1887 reichen (s. Nekrolog von Schumann) und an verschiedenen anderen Orten, besonders ausführlich in den Jahrbüchern (Band XII, 1881; XIII, 1883; XVII, 1886), hat P. die Ergebnisse seiner Untersuchungen über das Blattgrün veröffentlicht. Sie haben nicht einmüthige Zustimmung bei den botanischen Fachgenossen gefunden, doch bleibt es ein unbestreitbares Verdienst dieser Arbeiten, abgesehen von der thatsächlichen Bereicherung unserer Kenntnisse über die optischen, chemischen und morphologischen Verhältnisse des Chlorophylls, auf die Lücken aufmerksam gemacht, die in unserem Wissen über die allerwichtigsten Lebensthätigkeiten der Pflanzen noch bestehen, und Fragen wieder aufgerollt zu haben, die man damals schon für abgeschlossen gehalten hatte. Nach Pringsheim's Ansicht spielt das Chlorophyll dem Sonnenlicht gegenüber die Rolle eines Regulators, indem es gewisse Lichtstrahlen gleich einem Schirm zurückzuhalten vermag und so die Größe der Athmungsenergie unter die der Assimilation herabsetzt. Seine letzte Arbeit: „Ueber die Entstehung der Kalkinkrustation an Süßwasseralgen“ erschien 1888 in den Botanischen Jahrbüchern. Vorher noch hatte er in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft (Band V, 1887) ein Lebensbild des Pflanzenphysiologen Jean Baptiste Boussingault in lichtvoller Weise entworfen, das ihn auch auf dem Gebiete historischer Forschung als Meister der Darstellungskunst kennzeichnet.

Nachrufe: Ferd. Cohn in Bericht d. Deutsch. Bot. Gesellsch., XIII. Jahrg. 1895, S. (10)—(35). — P. Magnus in „Hedwigia“, Bd. XXXIV, 1895, S. 14—21 und Naturwissensch. Rundschau, X. Jahrg., Nr. 7, 1895. — K. Schumann in Verhandl. d. Bot. Vereins d. Prov. Brandenburg XXXVI, 1894, S. XL—XLVIII. G. Wunschmann.

Probst: Ferdinand P., katholischer Theologe, geboren am 28. März 1816 zu Ehingen in Württemberg, † am 26. December 1899 zu Breslau. P. besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt bis 1836, studirte dann Theologie in Tübingen und wurde am 16. September 1840 zum Priester

geweiht. Hierauf wurde er zuerst Vicar in Ellwangen, Herbst 1841 Repetent im Wilhelmsstift (kath.-theol. Convict) in Tübingen, wo er von Hefele und Kuhn, zu denen er in nähere Beziehungen trat, zu wissenschaftlichen Arbeiten angeregt wurde, am 22. December 1843 Pfarrer zu Pfärrich im württembergischen Allgäu, bis 1864; 25. November 1851 Dr. theol. Im Herbst 1864 wurde er ordentlicher Professor der Pastoraltheologie an der Universität Breslau, am 16. April 1886 zugleich Domcapitular; 1889/90 Rector der Universität; 1890 päpstlicher Hausprälat; am 4. März 1896 zum Dompropst ernannt, am 31. Juli 1896 als solcher installirt. Seitdem vielfach leidend, zog er sich jetzt von der Lehrthätigkeit zurück.

Die umfangreiche und bedeutende schriftstellerische Thätigkeit Probst's beginnt mit den Werken: „Katholische Glaubenslehre. Ein Religionshandbuch für Laien" (Mainz 1845); „Die sogenannte Reformation und die wirkliche Reformation. Ein Beitrag zur 300jährigen Jubelfeier der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient. Nebst einem Anhang: Kurzer Ueberblick über die Unterscheidungslehren" (Mainz 1845); „Katholische Moraltheologie" (2 Bde., Tübingen 1848—1850; 2. Ausgabe 1853); „Die Gesellschaft Jesu" (Tübingen 1851; 2 Auflagen). Mit dem Jahre 1852 betrat er das Gebiet der Liturgik, das er fortan, besonders nach der geschichtlichen Seite, mit unermüdlichem Eifer und gewaltiger Arbeitskraft, als Hauptfeld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bearbeitete, deren Resultate in einer langen Reihe von Büchern und Abhandlungen vorliegen. Seine historischen Forschungen dehnte er dabei auch auf das Gebiet der Katechese, Predigt und kirchlichen Disciplin aus. So erschienen der Reihe nach die meist umfangreichen Werke: „Verwaltung der hochheiligen Eucharistie" (Tübingen 1853; in der 2. Aufl. 1857 in zwei gesonderte Werke getheilt: „Verwaltung der Eucharistie als Opfer" und „Verwaltung der Eucharistie als Sakrament"); „Brevier und Breviergebet" (Tübingen 1854); „Exequien" (Tübingen 1856); „Kirchliche Benedictionen und ihre Verwaltung" (Tübingen 1857); „Liturgie der drei ersten christlichen Jahrhunderte" (Tübingen 1870); „Lehre und Gebet in den drei ersten christlichen Jahrhunderten" (Tübingen 1871); „Sakramente und Sakramentalien in den drei ersten christlichen Jahrhunderten" (Tübingen 1872); „Kirchliche Disciplin in den drei ersten christlichen Jahrhunderten" (Tübingen 1873); „Katechese und Predigt vom Anfang des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts" (Breslau 1884); „Lehre vom liturgischen Gebete" (Breslau 1885, 2. Aufl. 1892); „Geschichte der katholischen Katechese" (Breslau 1886); „Die ältesten römischen Sacramentarien und Ordines" (Münster i. W. 1892); „Liturgie des 4. Jahrhunderts und deren Reform" (Münster i. W. 1893); „Die abendländische Messe vom 5. bis zum 8. Jahrhundert" (Münster i. W. 1896). Diese Reihe von Werken, die die Summe der Lebensarbeit eines langen und ungemein thätigen Gelehrtenlebens repräsentiren, werden durch das reiche historische Material, das sie bieten, ihren Werth behalten, wenn sie auch durch die Zugänglichmachung neuer Quellen und die fortschreitende Forschung natürlicherweise in manchen Punkten schon überholt sind. Nicht zu vergessen sind auch die als Nebenarbeiten oder Vorläufer der Werke in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten meist umfangreicheren Abhandlungen über specielle Fragen: „Origenes über die Eucharistie" (Theol. Quartalschrift [Tübingen] 1864, S. 449—534); „Origenes über den katholischen Gottesdienst" (Theol. Quartalschrift 1864, S. 646—719); „Lehre des Clemens von Alexandrien über die Eucharistie" (Theol. Quartalschrift 1868, S. 203 ff.); „Die Verwaltung des Kirchenvermögens in den ersten drei Jahrhunderten" (Theol. Quartalschrift 1872, S. 383 ff.); „Der Primat in den ersten drei

Jahrhunderten" (Katholik 1872, II, S. 257—284); „Der Brief des römischen Clemens und der Tod der Apostel Petrus und Paulus" (Katholik 1872, II, S. 658—668); „Das christliche Begräbniß im 4. Jahrhundert" (Histor.-polit. Blätter, 79. Bd., 1877, S. 518—532); „Ehe und Eheschließung im 5. Jahrhundert" (Histor.-polit. Blätter, 80. Bd., 1877, S. 677—696, 753—767, 829—842); „Das leonianische Sacramentarium" (Katholik 1879, II, S. 478 bis 503); „Historischer Commentar zum Tauforbo des römischen Rituales" (Katholik 1880, I, S. 519—540); „Die Scrutinienordines und der siebente römische Ordo" (Katholik 1880, II, S. 55—75); Die afrikanische Liturgie im 4. und 5. Jahrhundert" (Katholik 1881, I, S. 449—470, 561—581); „Mailändische Liturgie" (Katholik 1882, I, S. 16—32, 113—132, 225—243, 337—354); „Die Liturgie des Basilius" (Katholik 1883, I, S. 1—27, 113 bis 141); „Die antiochenische Messe nach den Schriften des h. Johannes Chrysostomus dargestellt" (Zeitschrift für kath. Theologie 1883, S. 250—303); „Die Liturgie nach der Beschreibung des Eusebius von Cäsarea" (Zeitschrift für kath. Theologie 1884, S. 681—726); „Die hierosolymitanische Messe nach den Schriften des heil. Cyrillus" (Katholik 1884, I, S. 142—157, 253—270); „Schriftliche Abfassung der Liturgie" (Katholik 1884, II, S. 31—53); „Die gallicanische Messe vom 4. bis zum 8. Jahrhundert" (Katholik 1886, I, S. 73 bis 95, 146—167, 246—267, 361—382, 517—540); „Die spanische Messe von ihren Anfängen bis zum 8. Jahrhundert" (Zeitschrift für kath. Theologie 1888, S. 1—35, 193—245); „Duchesne über die drei ältesten römischen Sacramentarien" (Zeitschrift für kath. Theologie 1891, S. 193—213); „Zur Frage nach der Stellung des Gelasianum zum Osterfasten" (Theol. Quartalschrift 1894, S. 126—134). Für die 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte verfaßte P. außer kleineren Artikeln den ausführlichen Artikel „Brevier" (II, 1257—1291). Endlich sind noch seine pastoraltheologischen Schriften zu nennen: „Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes" (Breslau 1881; 2. Aufl. 1885); „Theorie der Seelsorge" (Breslau 1883; 2. Aufl. 1885); „Katholische Pastoraltheologie. I. Heft: Verwaltung des königlichen Amtes" (Münster i. W. 1898).

A. König in der Chronik der Univ. Breslau für das Jahr 1899/1900, S. 128—142. — Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Auflage (Schwäb. Gmünd 1894), S. 79.

Lauchert.

Proschko: Franz Isidor P., deutsch-österreichischer Schriftsteller, wurde am 2. April 1816 als der Sohn eines Amtsdirectors des dortigen berühmten Cistercienser-Stiftes zu Hohenfurth in Böhmen geboren, woselbst er auch die erste Schulbildung erhielt. Nachdem seine Eltern bald gestorben waren und er verwaist zurückblieb, besuchte er das Gymnasium zu Budweis, wo er, mit dem späteren Publicisten und Abgeordneten Franz Schuselka befreundet, die Mittelschulstudien vollendete. P. bezog darauf die Universität Prag und widmete sich der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber auch so eingehend mit deutscher Litteratur und Naturwissenschaften, daß er, nachdem er 1840 die Richteramtsprüfung bestanden, auch die Lehramtsprüfung fürs Gymnasium aus diesen Fächern ablegte. Auf Veranlassung des Polizeidirectors v. Graff, welcher noch zu Goethe in freundlichen Beziehungen gestanden, trat P. als Praktikant bei der Linzer Polizeidirection ein und zeichnete sich durch ganz besonderen Eifer aus, er wurde 1847 zum Polizeicommissär befördert. Während der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 stand er auf der Seite der für die Aufrechterhaltung der Ordnung thätigen Partei und wirkte insbesondere als Mitglied conservativer Vereine. P. hat später eine sehr verdienstliche,

umfangreiche Arbeit abgefaßt, die „Darstellung der Geschichte des Jahres 1848 im Lande Oesterreich ob der Enns“, welche aber ungedruckt geblieben ist und von der sich eine Handschrift in der k. k. Hofbibliothek in Wien befindet. Im J. 1850 trat P. in die Dienste der Statthalterei zu Linz, wobei ihm namentlich Unterrichtssachen zugetheilt waren. Bald darauf wurde er, da seine Vorliebe für das Lehramt sich wieder bethätigte, als Supplent einer Professur für Litteratur und Naturgeschichte am Linzer Gymnasium verwendet, die er aber nur ein Jahr bekleidete und dann wieder zum Dienst bei der Polizeidirection zu Linz einberufen. Er beschäftigte sich daneben mit geschichtlichen und litterarischen Studien und wurde ihm 1852 das Doctordiplom der Universität Gießen zu Theil. Später, im J. 1857, verlieh ihm, nachdem er die erforderlichen Prüfungen abgelegt, auch die Wiener Universität den juridischen Doctorgrad. Im J. 1861 in Linz zum Obercommissär ernannt und 1865 nach Graz, 1867 zur Polizeidirection nach Wien versetzt, wurde ihm 1878 eine Polizeirathsstelle verliehen, und als er 1882 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum feierte, erfuhr er wegen seines humanen, gerechten Benehmens reiche Ehrung und Anerkennung. P. trat 1883 in den Ruhestand und erhielt dabei den Titel eines k. k. Regierungsrathes. Noch war ihm beschieden, eine Reihe von Jahren sich mit litterarischen und historischen Arbeiten, für welche er stets hohes Interesse an den Tag gelegt, zu beschäftigen, und er war auch in der kaiserlichen Privat- und Familien-Fideicommißbibliothek eine Zeit lang beschäftigt. Seit 1844 verehelicht, hatte sich P. ein inniges Familienleben begründet und von seinen drei Kindern (von denen ein Sohn leider 38 Jahre alt gestorben ist) ist die Tochter Hermine P. ebenfalls als Dichterin und insbesondere als Jugendschriftstellerin bestens bekannt geworden. P. starb gottergeben am 6. Februar 1891 zu Wien.

Proschko's erste schriftstellerische Versuche erschienen im J. 1841 in der „Warte an der Donau“ zu Linz und in Medau's „Erinnerungen“ zu Prag. Im J. 1849 gab er eine Sammlung lyrischer und epischer Dichtungen unter dem Titel „Fels und Aster“ heraus. Von andern Sammlungen, welche Fabeln, Parabeln, Erzählungen und namentlich auch Gedichte enthalten, sind noch zu nennen: „Leuchtkäferchen“ (1849); „Feierstunden“ (1854); „Eichenkränze“ (1860); „Kronperlen aus der österreichischen Geschichte“ (1861); „Feldzeichen“ (1864); „Perlen aus der Krone des letzten deutschen Kaisers“ (1867). Bemerkenswerth ist Proschko's Thätigkeit als Erzähler; zumeist hat er Sagen und historische Stoffe aus der Geschichte Oesterreichs und seiner engeren Heimath zum Vorwurfe von Romanen und Erzählungen gewählt und häufig mit Geschick bearbeitet. In anspruchsloser, schlichter Form abgefaßt, benutzen diese Darstellungen Proschko's nicht selten dem Volksmunde entnommenes, ungedrucktes Material an Sagen und Mythen und bieten damit auch in dieser Richtung manches Schätzbare. Immer ist es dem Verfasser darum zu thun, seine Erzählungen volksthümlich und für weite Kreise verständlich zu gestalten und seine stets fromme und loyale Gesinnung in denselben zu bethätigen. Von Sammlungen kleinerer Erzählungen wären außer den schon genannten etwa anzuführen: „Eichenblätter. Historische Originalerzählungen“ (1850); „Daguerrotypen“ (1851); „Splitter vom Baum der Geschichte und Sage“ (1851); „Album geschichtlicher Erzählungen“ (1859). Es liegen ferner aus der reichen Zahl größerer Erzählungen und Romane Proschko's vor: „Die Höllenmaschinen. Historischer Originalroman aus der französischen Consular- und Kaiserzeit“ (1854), 2 Bde.; „Ein deutsches Schneiderlein. Historischer Originalroman“ (1856), 2 Bde.; „Der Jesuit. Historischer Originalroman“

(1857), 2 Bde.; „Die Nadel. Historischer Originalroman" (1858), 2 Bde.; „Pugačew. Historischer Roman" (1860), 2 Bde.; „Ein böhmischer Student. Geschichtlicher Roman" (1861), 2 Bde.; „Der letzte der Rosenberger. Historischer Roman" (1861); „Der Peter in der Luft. Historische Erzählung" (1863); „Ein Hexenprozeß. Historischer Originalroman" (behandelt den berühmten Astronomen J. Kepler, 1866); „Ein Admiral Napoleons. Historische Erzählung" (1866); „Der Meisterschuß. Historische Erzählung" (1866); „Der schwarze Mann. Historischer Roman aus der österreichisch-ungarischen Geschichte" (1867), 3 Bde.; „Erasmus Tettenbach. Histor. Roman" (1870), 2 Bde. Im J. 1869—1870 erschienen in je einem Bande die Erzählungen: „Ein Wiener Freiwilliger", „Der Teufel im Traunsee", „Der Todtenbrief", „Maria in der Grüne". „Steiermärkische Volksbücher. Sagen und Erzählungen aus der Steiermark" gab P. im J. 1868 und 1869 heraus. Von den Romanen und Erzählungen sind nicht wenige in zweiter und selbst in dritter Auflage erschienen. — Besonderes Verdienst hat sich P. durch eine reiche Zahl von Jugendschriften erworben, welche ihm zu verdanken sind. Schon 1855 hatte er das Lehr- und Deklamationsbuch für die Jugend „Der oberösterreichische Jugendfreund" herausgegeben. Es folgten: „Der Förster im Kienberge. Erzählung für die Jugend" (1855); „Jahrbuch für die deutsche Jugend" (1858); „Der Jugend Feierstunden" (1861 und 1862), wovon mehrere Auflagen unter verschiedenen Titeln veranstaltet wurden. Von 1876 gab er eine Reihe „Oesterreichische Volks- und Jugendschriften" heraus, deren einzelne Bände historische Darstellungen aus der österreichischen Geschichte, z. B. die Biographien Maria Theresia's, Radetzky's, Erzherzogs Karl ꝛc. enthielten. — Ganz beachtenswerth erscheinen auch Proschko's historische Arbeiten, wie seine „Streifzüge im Gebiete der Geschichte und Sage des Landes Oesterreich ob der Enns" (1854); „Das Cistercienserstift Hohenfurth in Böhmen. Geschichte desselben . . . nach Originalurkunden" (1859). Im J. 1863 redigirte er die in Wien erschienenen „Neuen Stimmen zur Orientierung der Katholiken auf socialem Gebiete in Kirche und Staat" und von 1859 bis 1866 den „Oesterreichischen katholischen Volkskalender". Zur Ergänzung sei noch beigefügt, daß P. auch ein Erbauungsbuch: „Der Tempel der Andacht . . . für gebildete Katholiken in metrischer Form und in Prosa" (1865) verfaßt hat. In seinen Gedichten wußte P. mit seltenem Geschick den volksthümlichen Ton zu treffen; auch in diesen, wenn sie poetische Erzählungen enthielten, bevorzugte er Stoffe aus der heimischen Geschichte. Aber auch andere, zumal für jugendliche Leser oder für Deklamationszwecke berechnete Stücke gelangen ihm, und in Gedichten, wie z. B. „Die kleine Versetzerin" versteht er den Leser oft bis zu Thränen zu rühren. Viele seiner Dichtungen haben ausschließlich patriotische Tendenz und sind für bestimmte Gelegenheiten entstanden.

P. stand in persönlichen freundlichen Beziehungen zu einer Zahl von zeitgenössischen österreichischen Dichtern, mit denen er auch bis zu deren Lebensende Briefwechsel pflegte, so mit Joh. Gabr. Seidl, K. E. Ebert, Johann N. Vogl, Uffo Horn, L. Bowitsch u. A. Namentlich aber verkehrte er freundschaftlich mit Adalbert Stifter in Linz, welcher Proschko's vertrauter Gesinnungsgenosse und treuer Hausfreund war und im Hause Proschko's vielfach verkehrte. Er verblieb auch später mit Stifter in Briefwechsel bis zu dessen Tode. — Noch sei bemerkt, daß es dem Dichter P. an äußeren Ehren und Auszeichnungen nicht gefehlt hat, die ihm für seine reiche Thätigkeit zu Theil geworden.

„Franz Isidor Proschko, biogr. Skizze" von R. A. Moldawsky (Klar) in Klar's Jahrbuch „Libussa" für 1857. — L. Scheyrer, Die Schriftsteller

Oesterreichs in Reim und Prosa, Wien 1857. — Kehrein, Biograph.-litterarisches Lexikon der kathol. deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts; Zürich 1868, Bd. 2. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXIV. Th., 1872. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, IV. Bd., 1872. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh., Bd. 3. — Eine sehr liebevolle eingehende Behandlung erfuhr Proschko's Leben und Wirken in dem Aufsatze: „Ein vaterländischer Schriftsteller-Veteran“ von Hans Maria Truxa in Helfert's für den österr. Volksschriftenverein herausgegebenen „Oesterreichischen Jahrbuch“, XVI. Jahrg., 1892, S. 259—291. Proschko selbst war Jahre lang Ausschußmitglied des genannten Vereins und in den früheren Jahrgängen dieses Jahrbuches finden sich ebenfalls zahlreiche Beiträge seiner Feder.

Anton Schlossar.

Proskowetz: Max Ritter von P., Landwirth und Reisender, wurde am 4. November 1851 als zweiter Sohn des namhaften österreichischen Großindustriellen und Parlamentariers Emanuel v. Proskowetz auf dem Familiengute Kwassitz in Mähren geboren. Als Knabe hatte er das Unglück, sich durch einen Sturz die linke Kniescheibe zu verletzen. Jahre lang litt er an den Folgen dieser Verletzung, und erst allmählich gewann er wieder den freien Gebrauch des Beines. Die erzwungene Ruhe benutzte er unter der Leitung tüchtiger Privatlehrer zur Aneignung außergewöhnlich umfangreicher Kenntnisse. Vor allem zeichnete er sich durch ein bemerkenswerthes Sprachentalent aus. Außer seiner Muttersprache beherrschte er das Englische und Französische. Daneben gewann er auch eine weitgehende Fertigkeit im Italienischen, Spanischen, Russischen und Tschechischen. Außerdem verfügte er über eine nicht unbedeutende Geschicklichkeit im Zeichnen und Malen, die er gleichfalls systematisch ausbildete. 1869 bestand er am Schottengymnasium zu Wien die Reifeprüfung und widmete sich darauf an der Wiener Hochschule dem Studium der Rechtswissenschaft, vernachlässigte aber auch, durch reichliche Geldmittel unterstützt, nichts, um sich für die ihm als Ideal vorschwebende Laufbahn eines wissenschaftlichen Reisenden auszubilden. 1874 erwarb er den juristischen Doctorgrad und arbeitete dann, um die Rechtspraxis kennen zu lernen, einige Zeit in der Kanzlei eines Wiener Advocaten. Aber der Beruf des Juristen vermochte ihn auf die Dauer nicht zu befriedigen, vielmehr entdeckte er in sich eine wachsende Neigung für die Landwirthschaft. Er hielt sich deshalb im Sommer 1875 als Volontär auf dem Mustergute des Grafen Bellegarde zu Groß-Herrlitz im österreichischen Schlesien auf und bezog im folgenden Wintersemester die Hochschule für Bodencultur in Wien. Seit 1876 setzte er seine Studien in Halle fort, wo er sich eng an Julius Kühn, den Director des Landwirthschaftlichen Instituts der Universität, anschloß. Auf dessen Anregung beschäftigte er sich besonders mit den Methoden der künstlichen Düngung und mit der Untersuchung mikroscopischer Pflanzenschädlinge. Um seinen Anschauungskreis zu erweitern und eine Anzahl ausländischer Musterbetriebe kennen zu lernen, trat er 1878 gemeinsam mit seinem älteren Bruder Emanuel, einem ausgezeichneten Landwirthe, eine ausgedehnte Studienreise an, die ihn nach Belgien, den Niederlanden, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Algier und Italien führte. Nach der Rückkehr legten beide ihre Beobachtungen in einer Reihe von anregend geschriebenen, in Zeitschriften veröffentlichten „Landwirthschaftlichen Reisebriefen“ nieder. 1880 unternahm er abermals eine größere Reise, diesmal nach den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres. Er durchzog Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, die europäische Türkei und Griechenland und ließ als Ergebniß zwei Broschüren „Streifzüge eines Land-

wirths" und „Landwirthschaftliche Reisebriefe aus dem Orient" (beide Wien 1881) erscheinen, die nicht nur den Beifall der Sachverständigen fanden, sondern auch von Nichtfachleuten um ihrer angenehmen Schilderungen willen gern gelesen wurden. Die nächsten Jahre brachte er, abgesehen von einem längeren Aufenthalte in England, hauptsächlich mit der Verwaltung seiner ausgedehnten Landgüter zu. Daneben begann er mit wachsendem Erfolge einen energischen Kampf gegen den Branntwein, dessen Verheerungen er seit Jahren mit steigender Sorge beim mährischen Landvolke beobachtet hatte. Er betheiligte sich nicht nur eifrig an den Arbeiten des 1883 begründeten Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, sondern entfaltete auch in Oesterreich eine rege Agitation, die 1884 zum Zusammenschluß der Gesinnungsgenossen in einem gleichartigen Vereine führte. P. leitete diesen Jahre lang als Vorsitzender, vertrat ihn wiederholt auf internationalen Congressen und verfaßte auch für die „Mittheilungen", die erst unregelmäßig, dann in bestimmten Zeitabschnitten erschienen, eine große Zahl von Aufsätzen, die auch in andere Zeitschriften übergingen. In Würdigung seiner Verdienste auf diesem Gebiete wurde er als Vertreter Oesterreichs in das internationale Comité gegen die Demoralisation der Naturvölker durch den Branntweinhandel gewählt.

Im Sommer 1888 entschloß er sich nach gründlicher Vorbereitung, das europäische und asiatische Rußland zu besuchen, um die dortigen Agrarverhältnisse kennen zu lernen. Mit amtlichen Empfehlungen ausgerüstet, fuhr er über Petersburg und Moskau nach Nischnij Nowgorod und die Wolga abwärts nach Astrachan, unternahm dann einen Studienausflug durch die Donsche Steppe und das fruchtbare Gebiet der Schwarzen Erde, besuchte darauf den Kaukasus und den Petroleumdistrikt von Baku, setzte über das Kaspische Meer und gelangte als erster Oesterreicher auf der neu eröffneten transkaspischen Eisenbahn nach Buchara nnd Samarkand. Die civilisatorische Thätigkeit der Russen in diesen Gegenden erfüllte ihn mit hoher Bewunderung, wenn er auch die Mißstände ihrer Verwaltung keineswegs übersah. Ein geplanter Abstecher nach Persien fand infolge des Mißtrauens der dortigen Behörden schon in dem Wallfahrtsorte Meschhed ein vorzeitiges Ende. Auch eine beabsichtigte Durchquerung Afghanistans mußte aus denselben Gründen unterbleiben. Er kehrte deshalb nach dem russischen Gebiet zurück, hielt sich noch einige Zeit in Kaukasien auf, erholte sich dann an der sonnigen Südküste der Krim von den Strapazen der Reise und traf 1889 wohlbehalten wieder in der Heimath ein. Hier begann er sogleich mit der Ausarbeitung seiner Reisetagebücher, die noch in demselben Jahre unter dem Titel „Vom Newastrand nach Samarkand. Durch Rußland auf neuen Geleisen nach Innerasien" (Wien und Olmütz 1882) mit einer Vorrede von Hermann Vambéry und zahlreichen, nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen im Druck erschienen. Der Hauptwerth des Buches liegt in der reichen Fülle zuverlässiger Nachrichten über die wirthschaftlichen Verhältnisse des Zarenreichs. Auch zieht es den Leser durch seine fesselnde Schreibart an. Nach der Vollendung dieses Werkes wurde Proskowetz' Arbeitskraft längere Zeit durch die Vorbereitungen für den 1890 in Wien stattfindenden internationalen land- und forstwirthschaftlichen Congreß in Anspruch genommen. Der vorbereitende Ausschuß ernannte ihn zu seinem Secretär und veranlaßte ihn, für die Theilnehmer einen umfangreichen „Führer durch die Land- und Forstwirthschaft Oesterreichs" (Wien 1890) und zwei kleinere Monographien über die als Excursionsziele ins Auge gefaßten Musterwirthschaften Wischau und Schöllschitz in deutscher und französischer Sprache zu verfassen, sowie endlich auch den „Bericht über die Verhandlungen

und Beschlüsse" des Congresses (Wien 1891) zu redigieren. Auch an der Versammlung des nächsten Jahres, die im Haag stattfand, nahm er in leitender Stellung einen hervorragenden Antheil und erstattete nach der Heimkehr in einer Denkschrift: „Der internationale landwirthschaftliche Congreß im Haag vom 7. bis 14. September 1891" (Wien 1891) ausführlichen Bericht über die Ergebnisse. Diese litterarischen Arbeiten, die von weitem Blick und sicherer Beherrschung des vielgestaltigen Stoffes zeugten, veranlaßten das Ministerium, ihn 1892 zum Mitglied des Zollbeiraths zu ernennen. Hier hat er wiederholt in wichtigen Fällen entscheidend eingegriffen. Doch kam er bei der Behandlung schwieriger Fragen allmählich zu der Ueberzeugung, daß für einen wohlunterrichteten landwirthschaftlichen Sachverständigen auch eine an Ort und Stelle gewonnene Kenntniß der überseeischen Agriculturverhältnisse, namentlich der amerikanischen Riesenbetriebe und der Tropenwirthschaft, unerläßlich sei. Deshalb trat er 1894 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Felix eine Weltreise an, die ihn durch Canada, die Vereinigten Staaten, die Sandwich- und Samoa-Inseln, Neuseeland, Australien, Java, Birma und Vorderindien führte. Ueber diese Fahrt hat er kein ausführliches Werk, sondern nur einen die wichtigsten Ergebnisse kurz zusammenfassenden Bericht in Form eines Vortrags veröffentlicht (Brünn 1896). Bald nach der Rückkehr wurde ihm von maßgebender Seite der Wunsch ausgedrückt, er möge seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen durch Eintritt in einen amtlichen Wirkungskreis in den Dienst des Vaterlandes stellen, um an seinem Theile mitzuwirken, daß die landwirthschaftliche Production Oesterreichs auf dem Weltmarkte die ihr zukommende Bedeutung erlange. P. folgte diesem ehrenvollen Rufe und trat in den Consulatsdienst ein. Nachdem er sich bei den k. und k. Generalconsulaten in Smyrna und New-York in den Geschäftsbetrieb eingearbeitet hatte, wurde er 1897 zum Consul in Chicago ernannt. Aber nur ein Jahr lang war es ihm vergönnt, diesen Posten zu bekleiden. Als er eben eine Urlaubsreise nach Europa antreten wollte, um seinen greisen Vater zum 80. Geburtstage persönlich zu beglückwünschen, hatte er bei Fort Wayne in Indiana das Unglück, von der Plattform eines Eisenbahnwagens unter die Räder zu stürzen. Wenige Tage später, am 19. September 1898, erlag er im Hospitale der Stadt seinen schweren Verletzungen. Der Leichnam wurde von seinem Bruder Felix nach der mährischen Heimath überführt und dort bestattet.

Mittheilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien XLI, 1898, S. 621—623 (Buschman). — Biographisches Jahrbuch III, 1900, S. 66—69. — Emanuel v. Proskowetz, Max von Proskowetz. Mit einem Epilog: Felix von Proskowetz. Ein Nachruf. Wien 1900.

Viktor Hantzsch.

Pruckner: Dionys P., Clavierspieler, 1834—1896, wurde geboren zu München am 17. Mai 1834 als Sohn einfacher, aber wohlhabender Bürgersleute. Der Vater betrieb eine Bürsten- und Pinselfabrik und war nebenher ein tüchtiger Musiker, der es als Schüler des Flötenvirtuosen Theobald Böhm zu gediegener musikalischer Fertigkeit gebracht hatte. Pruckner's Künstlerlaufbahn begann früh und war von Anfang an frei von allen Hemmungen und wichtigen Einflüssen, die der Entfaltung seines vielversprechenden Talentes hätten nachtheilig werden können. Mit 8 Jahren erhielt er den ersten Clavierunterricht von Organist Lasser, einem (angeblichen) Nachkommen von Orlando di Lasso. In seinem 10. Jahre wurde der tüchtige Clavierpädagog Friedrich Niest sein Lehrer. Zwei Jahre später spielte er zum ersten Male öffentlich in einem Concert des philharmonischen Vereins im Odeonsaale. In den Jahren 1846—1850 gewann er durch sein häufiges Auftreten in verschiedenen

Münchener Concerten Fühlung mit den bedeutendsten einheimischen Künstlern. Franz Lachner zog ihn oft zur Mitwirkung in den Aufführungen des „Hofmusikerkränzchens“ im Bayrischen Hof heran, wo der begabte Knabe mit dem Cellisten Joseph Menter, dem Clarinettisten Karl Bärmann, dem Bühnensänger Giulio Pelegrini, mit Moriz v. Schwind u. A. in anregenden Verkehr trat. Ignaz Lachner ertheilte ihm theoretischen Unterricht und Menter leitete das Zusammenspiel Pruckner's mit seinen fast gleichaltrigen Freunden, dem nachmaligen Münchener Concertmeister Joseph Walter und dem Cellisten Hippolyt Müller. Seine frühe Reife bekundete der 15jährige Pianist durch sein Aufsehen erregendes Auftreten in einem Concert der musikalischen Akademie unter Franz Lachner's Leitung und in einer Soirée im Hof- und Nationaltheater. Der gewissenhafte Vater erachtete jetzt den Zeitpunkt für gekommen, für seines Sohnes künstlerische Zukunft Rath und Urtheil bei den bekanntesten musikalischen Autoritäten einzuholen. Er reiste mit ihm im October 1850 nach Leipzig und führte ihn Moscheles, David, Brendel, Lobe und Rietz vor. Letzterer stellte ein Auftreten im Gewandhaus für das nächste Jahr in Aussicht. Ueber Kassel, wo Spohr besucht wurde, ging es nach Weimar. Am Vorabend seiner Abreise nach Eilsen zur Fürstin Sayn-Wittgenstein fand Franz Liszt noch die Zeit, sich von dem jungen Künstler vorspielen zu lassen und versprach ihm, nach seiner Rückkehr binnen Jahresfrist sich weiter um ihn zu kümmern. Im October 1851 spielte P. im Gewandhausconcert in Leipzig. Wichtiger noch als dieser erste bedeutende Erfolg war der häufige Verkehr mit Liszt, der um dieselbe Zeit in Leipzig weilte und sich mehr und mehr von Pruckner's Tüchtigkeit überzeugte. Er nahm ihn als Schüler an und im November 1851 siedelte P. auf vier Jahre nach Weimar über. Die wunderbare Art von Liszt's künstlerischer und persönlicher Einwirkung auf seine Schüler ist bekannt. Diejenigen, die das Recht und die Ehre haben, sich so zu nennen, danken ihm alle ihre Erweckung zu künstlerisch ausgereiften und geistig selbständigen Persönlichkeiten. Auch P. lernte nicht nur den Werth von Liszt's unübertrefflicher pianistischer Ausbildung kennen, sondern gab sich dankbar dem Einfluß des als Künstler, Denker und Mensch gleichermaßen bewunderten Meisters hin, ohne etwa in den Fehler eitler Nachahmung der fascinirenden Eigenschaften Liszt's zu verfallen. Denn gerade die Erweckung des persönlichen Elements in der Kunstauffassung des Einzelnen war es, was Liszt selbst einmal P. gegenüber „Schule machen im großen Sinne“ nannte. Pruckner's maßvolles, schlichtes Wesen als Künstler, seine gewissenhafte, peinlich genaue Vortragsart, überhaupt sein bürgerlich bedächtiges und bescheidenes Auftreten stand zu Liszt's genialer Größe von vorneherein scheinbar in einem gewissen Gegensatz. Liszt aber liebte die solide Tüchtigkeit Pruckner's, zählte ihn bald unter seine Lieblingsschüler und sorgte auf jede Art für seine musikalische Fortbildung, indem er ihn, wo nur möglich, in seiner Umgebung festhielt und ihm Gelegenheit gab, sein an großen Aufgaben und auch an Kämpfen so reiches Leben zu theilen. Auch auf seinen Concertreisen durfte P. den Meister begleiten und erlebte so unter anderem die beiden denkwürdigen von Liszt geleiteten Musikfeste zu Ballenstedt (1852) und Karlsruhe (1853), nebst der sich an letzteres anschließenden Fahrt nach Basel zu Richard Wagner, der Liszt und seinen Getreuen Theile der soeben beendigten Nibelungendichtung vorlas. P. trat während seiner Weimarer Studienjahre mit all den bedeutenden Geistern in Fühlung, die Liszt's vorbildliches Wirken auf dem Gebiete des musikalischen Fortschritts nach der kleinen Residenz gezogen hatte. Er half den „Neu-Weimar-Club“ im J. 1854 mitbegründen, der um alle Liszt'schen Anhänger ein gemeinsames geselliges Band schlang. Zweien der

Mitglieder dankte P. besondere Förderung; Peter Cornelius, der sein Lehrer in Composition und Harmonielehre war, und dem jungen Concertmeister Edmund Singer, dem Nachfolger Joachim's in Weimar, mit dem er von nun an in mehr als 40jährigem ununterbrochenem musikalischem Zusammenwirken vereinigt blieb. Auch im Musikleben Weimars errang P. allmählich eine geachtete Stellung, namentlich in den Kammermusikabenden und den Hofconcerten, in denen er zusammen mit Liszt und gelegentlich auch als dessen Stellvertreter spielte und sich ehrenvollen Beifall beim Großherzog Karl Alexander und seiner kunstsinnigen Mutter Maria Paulowna erwarb. Im November 1852 nahm P. an den Festlichkeiten der für Weimars Kunstleben so berühmt gewordenen Berlioz-Woche theil, die Liszt veranstaltet hatte, um beim deutschen Publicum das Verständniß für den genialen französischen Tonsetzer anzubahnen. Auch P. kam mit Berlioz in Berührung, durfte ihm Liszt's Esdur-Concert vorspielen und wirkte in jener historisch gewordenen Aufführung des „Benvenuto Cellini" am Weimarer Hoftheater im Orchester mit, allerdings in bescheidenster Rolle: von den drei zu jener Zeit meistgenannten Schülern Liszt's bearbeitete Bülow die große Trommel, Klindworth die Becken und P. handhabte den Triangel. Im April 1854 verlobte sich P. mit Lilly Kämpfer, seiner späteren Lebensgefährtin, die ihn um fünf Jahre überlebt hat.

Im Verlauf des Jahres 1855 näherte sich P. dem Abschluß seiner inhaltsreichen Weimarer Lehrjahre. Liszt sprach ihm eine gereifte Meisterschaft zu und rühmte ihn in Briefen an den Vater, an Bülow und die Fürstin Sayn-Wittgenstein als einen „erstelassigen Pianisten" und ein hervorragendes Talent, auf dessen Zukunft er große Hoffnungen setze. Wenn Liszt hiebei zahlreiche Concertreisen mit glänzendem Erfolg im Auge gehabt haben sollte, so hat sich diese Hoffnnng nur in bescheidenem Maße erfüllt. In P. wohnte kein Virtuosenehrgeiz und er hat nach kurzem Wirken in der großen Oeffentlichkeit auf den Ruhm eines wandernden Virtuosen verzichtet. Seine Begabung hätte ihm zweifellos diese vergängliche Berühmtheit gewährleistet, aber sein Meister hatte ihm ja selbst den Beweis geliefert, daß auch der gefeiertste Künstler des rauschenden Beifalls müde werden und sich mit Ueberzeugung in einen beschränkteren, aber an dauernden Erfolgen reicheren Wirkungskreis einordnen könne. Im November 1855 kehrte P. in seine Vaterstadt zurück, trat dort in mehreren Concerten mit beispiellosem Erfolg auf, so daß ihn die Presse in auffallender Uebereinstimmung für einen zweiten Liszt erklärte. Das Verhalten des Publicums gemahnte allerdings an die Aeußerungen frenetischer Begeisterung, wie sie vormals nur Liszt hervorzurufen im Stande gewesen war. P. entzog sich bald diesen lärmenden Triumphen durch seine Uebersiedlung nach Wien im Januar 1856. Früher angeknüpfte werthvolle Verbindungen, namentlich mit dem bekannten Musikverleger und Componisten Karl Haslinger, und der Wunsch, mit Czerny in nähere Beziehung zu treten, mögen diesen Entschluß bei P. veranlaßt haben. Ein hervorragender Liszt-Schüler, dessen Künstlerschaft in beinahe täglichem Umgang mit Liszt zu vielversprechender Blüthe gereift war und der trotzdem vom musikalischen Verkehr mit dem Wiener Altmeister in gewissem Sinne eine Steigerung seines Könnens erhoffte! — der Schritt erscheint nicht ganz folgerichtig. Liszt selbst aber hieß die Absicht gut, weil Czerny's vielseitige musikalische Erfahrungen, wie er an P. schrieb, diesem praktisch und theoretisch nur von Nutzen sein könnten, und weil er seinen alten Lehrer immer noch als den gewiegtesten Beurtheiler pianistischer Leistungen schätzte. — Auch in und um Wien erregte P. in zahlreichen Concerten einmüthige Bewunderung,

obwol er sich damals schon als Solospieler zurückhielt und, seiner Neigung folgend, das Gebiet der Kammermusik im Verein mit erprobten Wiener Künstlern pflegte. Den Höhepunkt dieses Lebensabschnitts bildete der Besuch Liszt's, der P. Ende August 1856 nach Pesth und zur Einweihung des Graner Doms mitnahm. P. war dort Zeuge der überschwenglichen Verehrung, die Liszt anläßlich der Aufführung der Graner Festmesse zu Theil wurde und ihm widerfuhr die Ehre, in dem großen Festconcert im Pesther Nationaltheater zusammen mit Edmund Singer als Solist mitzuwirken. — Schon im Mai 1857 kehrte P. wieder nach München zurück, wo ihm im Concertsaal die Gunst des Publicums treugeblieben war. Er unternahm in diesem und im folgenden Jahre mehrere Concertreisen in die benachbarten Städte und zum Musikfest in Wiesbaden. Ende 1858 erging an ihn der Ruf an die vor einem Jahre von S. Lebert, J. Faißt, L. Stark und W. Speidel gegründete Musikschule in Stuttgart, wohin er sich im December begab.

Vom 25. Jahre bis zu seinem Lebensende gehörte nun P. dem Lehrkörper dieser unter Faißt's und Lebert's thatkräftiger Leitung rasch emporblühenden Anstalt als deren hervorragendster Pianist und Lehrer der Meisterclasse an. Auch als ausübender Künstler beschränkte sich P. von nun an mit seltenen Ausnahmen auf Stuttgart. Nach Singer's Berufung dorthin begründete er mit diesem und dem Cellisten Julius Coltermann im J. 1861 die Kammermusikabende, die sich als vornehmes Concertinstitut und als ein unentbehrlicher Factor im Stuttgarter Musikleben weitererhalten haben. Eines der frühesten Verdienste der drei Künstler war es, Schumann und Brahms in Stuttgart eingebürgert zu haben. — Mag bei P. ein gewisser Mangel an Selbstvertrauen, über den er vor seinem jedesmaligen öffentlichen Auftreten nicht Herr werden konnte, und eine überstrenge Gewissenhaftigkeit mit daran Schuld gewesen sein, daß er sein seltenes Können so wenig als Solist verwerthet hat und darum in weiteren Kreisen rasch vergessen wurde, so wird man doch, namentlich im Hinblick auf seine Leistungen als Kammermusikspieler K. Fr. Weitzmann unbedingt zustimmen müssen, wenn er P. in seiner Geschichte des Clavierspiels (1879) den Classiker unter den neueren Pianisten nennt. In Stuttgart jedenfalls war man sich allezeit des werthvollen Besitzes dieser vornehmen künstlerischen Kraft mit Stolz bewußt. Was Weitzmann an P. rühmte, damit stimmten auch die Berichte der Tagesblätter nach Concertaufführungen immer aufs neue überein: tadellose Reinheit des Spiels, vollständige Beherrschung der Technik, ungewöhnliche Größe des Tons, eine maßvolle Ruhe in der klar und organisch gegliederten Darstellung des musikalischen Inhalts und strengste Objectivität in der geistigen Auffassung des wiedergegebenen Tonwerks. Neben seiner Wirksamkeit als Clavierspieler und als Lehrer zahlloser Schüler war P. ein eifriger Förderer des Stuttgarter Tonkünstlervereins und leitete die intimen musikalischen Veranstaltungen am württembergischen Königshofe, die ihm von Seiten des Königs Karl und der Königin Olga manche ehrenhafte Anerkennung eintrugen, unter anderem die Ernennung zum Hofpianisten und Professor und die Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Was an bemerkenswerthen Vorfällen sonst noch Pruckner's Stuttgarter Zeit angehört, ist rasch aufgezählt. Im Jahre 1869 machte ihm Nikolaus Zaremba, der Director des Petersburger Conservatoriums, das Anerbieten, die Stelle des kurz vorher verstorbenen Alexander Dreyschock als Professor an der genannten Anstalt zu übernehmen. P. aber war schon zu fest mit seinem Beruf in Stuttgart verwachsen und lehnte den glänzenden Antrag ab. Nur einmal noch machte er sich auf zu einer Concertreise nach Amerika, die wohl-

rascher zu Ende ging, als ursprünglich beabsichtigt war. Von December 1871 bis März 1872 gab er in New-York eine Reihe von Concerten, meist unter Mitwirkung des Violinvirtuosen Leopold Damrosch. Bei seinem wiederholten Auftreten in Tübingen, Heilbronn, Friedrichshafen, Karlsruhe und Mannheim erntete P. jedesmal bei Publicum und Presse ehrenvolles Lob, namentlich in den beiden letzteren Städten schätzte man ihn als einen Meister, um den Stuttgart beneidet wurde. — Mit Beginn des Jahres 1896 erkrankte er an einem Magenleiden, das ihn zwang, seine Thätigkeit im Concertsaal und im Conservatorium einzustellen. Eine in der Heidelberger Klinik unternommene Operation brachte die erhoffte Besserung nicht und kurz danach verschied P. am 5. December 1896. Zu seiner Bestattung im Heidelberger Krematorium trafen die Stuttgarter Collegen vom Conservatorium, voran sein ältester Freund Edmund Singer, ein. Einige Wochen später fand in Stuttgart eine öffentliche Gedächtnißfeier unter Mitwirkung von Pruckner's Amtsgenossen und Schülern und unter großer Betheiligung der Freunde des Künstlers statt.

Nekrologe in den Tagesblättern. — Autobiogr. Notizen von Pruckner.

v. Stockmayer.

Prugger: Nikolaus P., auch Brugger und Brucker genannt, Maler, geboren vermuthlich um 1620—25 zu Trudering, einem Dorfe östlich von München. Ueber seine ersten Schicksale wird erzählt: „seine Mutter ging mit ihm von Trudering nach München, um die Charfreitagsprocession zu sehen, während welcher ihn die Kurfürstin Maria Anna vom Balkon, wo sie der Procession ebenfalls zusah, erblickte und ihn liebgewann. Die Mutter wollte der Kurfürstin auf ihr dringendes Verlangen den Knaben nicht schenken, wohl aber leihen, und so wurden endlich beide einig“. Kurfürst Maximilian I. ließ ihn dann zum Maler ausbilden. „Er malte in der Folge so fein, daß er auf Kupferblättchen in der Größe eines Groschen 7 Porträte der Kurfürstin malte“. Neben der Miniaturmalerei betrieb er auch das Oelmalen, fertigte Altarblätter; so werden von ihm genannt der heilige Gallus auf dem Erasmusaltar in der Peterskirche zu München und in der Schloßkirche zu Tegernsee der heil. Cajetan. Hauptsächlich bekannt ist aber P. als Porträtmaler, wobei er nicht bloß kleine miniaturartige Bildnisse malte, sondern auch lebensgroße Figuren. In der Galerie Schleisheim befindet sich als „Schule der Clouet“, Nr. 691—95 eine Folge kleiner Oelporträts: Herzog Anton der Gute von Lothringen; Renata, Gemahlin desselben; Herzog Franz I. von Lothringen; Renata, Gemahlin des Herzogs Wilhelm V. von Baiern; Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern. Da diese schon früher als Arbeiten Prugger's aufgeführt wurden (Elisabeth ist bei Lipowsky nicht genannt, dagegen Karl III., Herzog von Lothringen, dessen jetziger Verwahrungsort mir nicht bekannt ist), so kann man kaum zweifeln, daß diese sieben Bildchen in der That von P. herrühren, der sie, wahrscheinlich im Auftrag des kurfürstlichen Hofes, nach älteren Vorlagen ausgeführt hat. Die Schleisheimer Sammlung verwahrt in der Ahnengalerie (Nr. 33—35) noch drei Bildnisse: der Kurfürst Maximilian I., die erste Gemahlin desselben Elisabeth Renata und die zweite Maria Anna; die Kurfürstin Elisabeth ist natürlich nach einem ältern Bilde copirt. Außerdem sieht man parterre im Speisesaale des Schlosses noch das große Reiterbild Max I., im Hintergrund eine Schlacht (Nr. 276). In der alten Pinakothek zu München ist von P. das lebensgroße Stifterbildniß des genannten Kurfürsten. Das Bildniß eines jungen Mannes in schwarzem Gewande, das früher in der Pinakothek war, befindet sich jetzt unter Nr. 19 in der Gemäldegalerie des kgl. Schlosses zu Ansbach. Dufresne führt in seinem Catalogue de ses Tableaux (Munich

1769) unter den Nrn. 333—339 Bildnisse der Familie Paar an, die P. im J. 1647 gemalt hatte. „Unter dem Kurfürsten Ferdinand Maria wurde P. Hofmaler und unterrichtete diesen Fürsten acht Jahre lang im Zeichnen und Malen und fertigte für ihn viele zarte Miniaturen. Besonders zierte er für denselben zwei Officia beatae Virginis, eines in Octav, das andere in noch kleinerem Formate.“ Der Künstler erhielt auch ein kaiserliches Privilegium, das seine Schüler des Zunftzwanges enthob. Leider kam der verdiente Künstler, da seine Gönnerin Maria Anna 1665 starb, in üble Vermögensverhältnisse und mußte zuletzt noch Hühnersteigen verfertigen und diese selbst auf dem Markte feilbieten. 1690 ließ er sich als Sodal bei der größern von den Jesuiten geleiteten Congregation einschreiben, vier Jahre darauf (1694) verstarb er.

Seine Tochter Theresia († zu Sulzbach 1719) heirathete den Maler Johann Georg Asam und wurde die Mutter zweier localberühmter Künstler, des Malers Cosmas Damian Asam (geb. 1686) und des Bildhauers Aegidius Asam, deren bekannteste Schöpfung der Bau und die Ausschmückung der St. Jakobskirche zu München ist.

Der Kupferstecher Michael Wening stach nach P. das Porträt des kurfürstlichen Leibarztes und Comes Palatinus Johannes Jacobus de Maphaeis (Maffei) in Halbfigur, 8°, worauf der Name des Künstlers mit N. Brug. pinxit angegeben ist.

Dem Münchener Schriftsteller Franz Trautmann diente unser Künstler als Held eines Romanes: „Meister Niclas Prugger, der Bauernbub von Trudering. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert“. Regensburg 1879.

W. Schmidt.

Pruystinck: Eligius P., Stifter der pantheistischen Secte der Loisten, † 1544. — Im März 1525 wurden die Wittenberger Reformatoren durch das Erscheinen von „neuen Propheten“ beunruhigt, die von Antwerpen nach Wittenberg gekommen waren und die Wesensgleichheit der menschlichen Vernunft mit dem heiligen Geiste verkündigten. Ihr Wortführer war der Antwerpener Schieferdecker Eligius (Loy) Pruystinck, der in jenen Tagen in Gegenwart Luther’s mit Melanchthon disputirte. Zu Anfang April 1525 sandte Luther seinen Anhängern in Antwerpen eine eindringliche Warnung vor den Lehren jener „Polter- und Rumpel-Geister“, deren Führer, unter ihnen P., kurz darauf von der Inquisition in Untersuchung gezogen wurden und ihre Irrlehren abschworen. Dieser erzwungene Widerruf that allerdings der weiteren Verbreitung der Secte der „Loisten“, wie sie nach ihrem Stifter genannt wurde, keinen Eintrag. Nach Berichten aus den Jahren 1534 und 1544 waren gerade die wohlhabenden Kreise Antwerpens unter den Anhängern der pantheistisch-libertinischen Lehren zahlreich vertreten. Aber auch außerhalb seiner Vaterstadt hatte P. durch Flugschriften, die einer seiner Jünger verfaßte, namentlich in Flandern, Brabant und im Kölner Gebiete starken Anhang gewonnen. Es ist zu verwundern, daß P. so viele Jahre hindurch von der Inquisition unbehelligt blieb. Erst im Sommer 1544 zog sich infolge der Geständnisse eines Wiedertäufers das Netz über ihm zusammen. Trotzdem er sich zu abermaligem Widerruf erbot, wurde er als rückfälliger Ketzer zum Feuertod verurtheilt, den er am 25. October 1544 erlitt. Sechs seiner Anhänger wurden enthauptet, andere retteten sich durch die Flucht. — Nach der Lehre Pruystinck’s ist der menschliche Geist, wie schon angedeutet, göttlicher Substanz und daher sündlos. Des Menschen letzte Bestimmung ist es, ganz frei zu sein, Nichts aus sich selbst zu begehren und im göttlichen Wesen aufzugehen. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Loisten aus diesem Quietismus,

für den die Lehre von der Sünde, Buße und dem letzten Gerichte bedeutungslos wurde, auch praktische antinomistische Folgerungen gezogen haben; doch sind bestimmte Anklagen nach dieser Richtung gegen die Loisten nicht erhoben worden. Bei der nahen Uebereinstimmung ihrer Lehren mit dem Pantheismus der seit 1545 in den romanischen Ländern verbreiteten „Libertiner“ ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese ihren Ausgangspunkt in dem Kreise Pruystinck's und seiner Anhänger gehabt haben.

Jul. Frederichs, De secte der Loïsten of Antwerpsche libertijnen 1525—1545. Eligius Pruystinck en zijne anhangers (= Werken von den practischen leergang van vaderlandsche geschiedenis van P. Fredericq, II). Gent und 's Gravenhage (1891) und die dort angeführten Quellen.

Herman Haupt.

Puchelt: Ernst Sigismund P., Jurist, ist zu Leipzig am 8. November 1820 geboren, kam jedoch, anläßlich der Berufung seines Vaters als Professor der Pathologie an die Universität Heidelberg, jung nach Baden, wo er bis 1871 geblieben ist. — Früh und glänzend legte er die Studienlaufbahn zurück, promovirte 1842 summa cum laude und erhielt seine erste Staatsanstellung 1849 in Wertheim als Bezirksamtsassessor. Von da kam er 1851 als Assessor an das Hofgericht zu Konstanz, 1852 an das des Mittelrheinkreises zu Bruchsal, dem er, 1856 zum Hofgerichtsrathe befördert, bis 1864 als Civilist nnd Criminalist angehörte. Die neue Gerichtsverfassung führte ihn am 1. October 1864 als Kreisgerichtsdirector nach Baden-Baden, von wo er 1868 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg versetzt wurde, um aber schon 1869 als Kreis- und Hofgerichtsdirector nach Karlsruhe zu wandern. Dort wurde er im Frühjahr 1871 auch Präsident der juristischen Prüfungscommission. Dann aber eröffnete sich ihm ein weiterer Wirkungskreis, indem er an das Bundes-, später Reichs-Oberhandelsgericht im Juli 1871 berufen wurde. Er gehörte diesem Gerichte bis zur neuen Gerichtsverfassung, dann dem Reichsgerichte seit dessen erstem Beginn, dem 1. October 1879, an, und zwar bei letzterem zunächst im I. Strafsenate, sodann und bis zu seinem Lebensende im II. (rheinischen) Civilsenate. Nach längerem Leiden ist er in dieser Stellung, zu Leipzig, am 6. Februar 1885 gestorben.

Während seiner ganzen, stets angestrengten und erfolgreichen, von competenter Seite immer gleichmäßig gerühmten richterlichen Thätigkeit hat P. unausgesetzt auch eine rege litterarische Schaffenskraft an den Tag gelegt, durch Zeitschriften-Artikel und -Begründung wie durch große Commentare, Monographien und sonstige umfassende Werke. Zunächst brachten, seit 1852, die „Annalen der badischen Gerichte“ kleinere und größere Beiträge aus seiner Feder, dann trat er als eifriger Mitarbeiter in das „Archiv für Handels- und Wechselrecht“ des Dr. Busch ein; 1868 aber erschien sein umfassender Commentar über das Badische Strafgesetzbuch nebst einem Ergänzungsbande über die Badischen Nebenstrafgesetze und unmittelbar darauf erfolgte durch ihn die Begründung der „Zeitschrift für französisches Civilrecht“, jenes glücklich gedachte und erfolgreiche Unternehmen, das sich besonders die Vergleichung der rheinpreußischen, rheinbairischen, rheinhessischen und badischen Jurisprudenz zur Aufgabe setzte und dadurch der Zersplitterung des deutsch-französischen Rechts vorbeugte. Er hat bis zu seinem Tode diese Zeitschrift (in ihren ersten 15 Bänden) redigirt und in ihr zahlreiche Beiträge (der erste Band rührt ganz von ihm her) veröffentlicht. So war er der gegebene Mann, um nach Anschütz die weitere Herausgabe des leitenden Handbuches des Französischen Civilrechts von Carl Salomo Zachariae von Lingenthal (1. Ausgabe 1808) zu übernehmen und er hat diese Aufgabe (6. Aufl. Heidelberg 1875) mit Pietät,

Fleiß und Scharfsinn, wenngleich ohne tiefer einzuschneiden noch fortzuarbeiten, gelöst. Vorher aber noch hatte er inzwischen seinem badisch-landesrechtlichen criminalistischen Werk, als das badische durch ein Reichs-Strafrecht abgelöst wurde, einen Commentar hierzu, 1871, folgen lassen, der mit Glück die erste Einführung dieses, aus dem Preußischen Strafgesetzbuch bekanntlich hervorgegangenen, Reichsgesetzes nach Süddeutschland vermittelte. Ja, während aller dieser Leistungen, während er gleichzeitig nach Leipzig übersiedelte und sich in die dortigen Verhältnisse einarbeitete, erstand noch ein drittes, wohl sein Hauptwerk: der Commentar zum Deutschen Handelsgesetzbuche.

In der glücklichen Lage, die Praxis des Reichsoberhandelsgerichts hierfür unmittelbar aus der Quelle schöpfend zu verwerthen, verfaßte P. die erste Auflage dieses Werkes 1872—1874. Es ist wohl seine selbständigste, bedeutsamste, auch gereifteste und dankenswertheste Production. Sie hat denn auch fortgesetzten und ungetheilten Beifall gefunden, eine 2. Ausgabe (in 2 Bänden) wurde schon nach Jahresfrist nöthig und eine dritte, stark vermehrte und umgearbeitete, namentlich dem neueren Proceßrechte, aber auch sonst allen Fortschritten des deutschen Rechtslebens und der Doctrin Rechnung tragende konnte P. noch unmittelbar vor seinem Tode zum Abschluß bringen. — Zwischen dieser dritten und der zweiten Auflage des Commentars zum Handelsgesetzbuche liegen die Commentare zur Reichs-Civil- (1877) und zur Reichs-Straf- (1881) Proceß-Ordnung, sowie sein Beitrag zu Meibom's Sammlung von Werken über die deutschen Hypotheken-Gesetze, zu welcher er nämlich 1876 die erste Abtheilung des Bandes „Rheinisch-französisches Privilegien- und Hypothekenrecht" lieferte, d. i. den allgemeinen Theil, während die zweite, den Particulärgesetzen gewidmete Abtheilung durch von ihm ausgewählte Bearbeiter hergestellt wurde. Ferner gründete er noch 1876, als Ableger der Zeitschrift für französisches Civilrecht, die „Juristische Zeitschrift für das Reichsland Elsaß-Lothringen", die von ihm bis zum 10. Bande geleitet wurde.

Damit dürften wohl des ungemein arbeitskräftigen und leistungsfreudigen Mannes Hauptwerke sämmtlich aufgezählt sein. In zahlreichen und überaus verschiedenen Fächern thätig, hat er sich überall tüchtig, häufig scharfsinnig und selbständig, nicht selten als Vermittler und Förderer neuer Rechtsgestaltung, besonders des Reichsrechts, erwiesen. Wenn manche seiner Schriften bald veraltet, manche seiner Commentare bei der ersten Auflage verblieben sind, so hängt das wohl gerade damit zusammen, daß sie das Verdienst hatten, ganz neue, umfassende Gesetze rasch für die Bedürfnisse der Praxis zu bearbeiten. Eben darum aber auch sind diese Commentare nicht bloß Zusammenstellungen von Meinungen Anderer und der Präjudicien, wie bei selbst erfolgreicheren Werken dieser Art so häufig der Fall, sondern Darstellungen eigener Auffassung — mag diese auch nicht immer gerade eine tief schürfende sein. Daneben scheint P. noch Zeit und Stimmung zu gelegentlicher Theilnahme an der politischen Tageslitteratur besessen zu haben, wie er denn als ein Mann von hingebender Vaterlandsliebe geschildert wird; außerdem als ein stets liebenswürdiger und anregender Gesellschafter, fördernd und wirksam im Kreise der Familie, der Freunde und der Berufsgenossen. So wird namentlich seine persönliche Bedeutung für die Gestaltung der inneren Verhältnisse bei dem neugegründeten Reichsgericht gerühmt; und so behalten wir von ihm den Gesammteindruck einer reichen, rastlos thätigen, allseitig — Praxis und Theorie, altes und neues Recht, Nord- und Süddeutschland, Menschen und Dinge — vermittelnden Persönlichkeit.

Nachrufe in der Beilage zu Nr. 48 der Karlsruher Zeitung v. 26. Fe-

bruar 1885 (aus Reichsgerichts-Kreisen) und zu Beginn von Bd. 16 der Zeitschrift für französisches Civilrecht, von Max Heinsheimer.

Ernst Landsberg.

Puchner: Anton Freiherr von P. wurde am 11. November 1779 zu Schemnitz in Ungarn als Sohn des Bergkammersecretärs und Beisitzers der Gerichtstafel Gottfried v. Puchner geboren. Die Familie Puchner, die schon seit langer Zeit in den ungarischen Bergstädten seßhaft war, stammte ursprünglich aus Sachsen und erhielten Samuel und Simon v. Puchner von König Ferdinand III. am 11. Juli 1657 zuerst den ungarischen Adel.

Seine Jugend brachte P. in Schemnitz zu, wo er im Hause des dortigen ersten Bergarztes Dr. G. Hoffinger, mit dessen Söhnen er sehr befreundet war, rege verkehrte. Hier wurde auch sein Sinn für die Natur und deren Schönheiten geweckt, den er sich sein ganzes Leben hindurch bewahrte. Am 1. September 1799, im Alter von 20 Jahren, wurde er als Unterlieutenant bei der ungarischen, adeligen Leibgarde in Wien eingetheilt. Am 21. März 1801 erfolgte seine Transferirung zum Chevauxlegers-Regiment Nr. 5 (jetzt Dragonerregiment Nr. 10) und am 1. September 1805 seine Beförderung zum Oberlieutenant. Er machte mit seinem Regimente den Feldzug 1805 in Deutschland mit und hatte bald Gelegenheit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, indem er durch einen Ueberfall auf das Kloster Kirchheim die Vereinigung eines französischen Corps verhinderte.

Im J. 1809 finden wir P. als Rittmeister dem Herzoge von Braunschweig-Oels zur Mitwirkung bei dem um Nachod zu errichtenden Corps beigegeben. In der Schlacht bei Znaim am 11. Juli zeichnete er sich durch einen gelungenen Flankenangriff auf den Feind aus.

Das Jahr 1813 sollte dem jungen, von Ehrgeiz erfüllten Officier Gelegenheit bieten, sich die höchste militärische Auszeichnung, den Maria-Theresienorden, auf dem Schlachtfelde zu verdienen. Nachdem er sich mit seiner Escadron und 2 Compagnien Kroaten in dem Recognoscirungsgefechte bei Dippoldiswalde am 15. September ausgezeichnet hatte, wurde er dem Corps des Ataman Platof zugetheilt, und glückte es ihm am 22. September, eine feindliche Abtheilung bei Frauenstein zu überfallen. Im Gefechte bei Altenburg und Zeitz am 28. September gelang es ihm, durch Niederwerfung der feindlichen Infanterie und Reiterei den Rückzug des feindlichen Flügels zu erreichen und durch sein Eindringen in Zeitz ermöglichte er die weitere Verfolgung der Franzosen bis an die Saale. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zwei feindliche Geschütze erbeutet. Für diese That wurde ihm durch Capitelbeschluß vom Jahre 1815 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens verliehen und erfolgte am 19. Februar 1830 seine Erhebung in den Freiherrnstand.

Im weiteren Verlaufe des Feldzuges zeichnete er sich noch bei Chemnitz am 4. October aus, wo er mit einer russischen Batterie und zwei Escadronen dem General Lauriston in den Rücken fiel; am 16. October unternahm er, um die Ralliirung der Cavallerie der Verbündeten zu erleichtern, eine erfolgreiche Attacke.

Als gegen Ende des Jahres 1813 die österreichisch-deutsche Legion, auch westfälische genannt, errichtet wurde, erhielt P. am 1. November d. J. seine Eintheilung dorthin, avancirte am 26. Januar 1814 zum Major und wurde nach der Auflösung dieses Corps am 31. August 1814 zum Cürassierregiment Nr. 7 (jetzt Dragonerregiment Nr. 7) transferirt.

Im Feldzuge 1815 war er bei den Prinzen Ferdinand und Clemens von Sachsen im Hauptquartier in Verwendung. Am 1. Januar 1816 erfolgte

seine Uebersetzung zum Chevauxlegers-Regiment Nr. 1 (jetzt Ulanenregiment Nr. 6), avancirte am 10. August 1821 zum Oberstlieutenant und machte mit dem Regimente die Occupation von Neapel mit. Hier blieb er bis zu dem Zeitpunkte, wo die kaiserlichen Truppen Neapel wieder verließen. Am 2. October 1824 wurde er zum Obersten und Regimentscommandanten bei seinem Regimente ernannt, welche Stellung er bis zu seiner am 12. Mai 1832 erfolgten Ernennung zum Generalmajor innehatte; während dieser Zeit war er in Avensa, Padua und Mailand in Garnison, befehligte als General eine Brigade und kam im J. 1834 als Commandant der österreichischen Truppen im Kirchenstaate nach Bologna; auf diesem äußerst schwierigen Posten, auf welchem er auch diplomatische Geschicklichkeit entwickelte, blieb er bis zum Jahre 1839 und kam dann als Feldmarschalllieutenant mit der Zutheilung zum Hofkriegsrathe nach Wien, da ihm durch einige Todesfälle in seiner Familie der Aufenthalt in Italien verleidet war. Sechs Jahre blieb er in dieser verantwortungsvollen Stellung in angestrengtester Thätigkeit, um dieselbe im J. 1846 mit der eines commandirenden Generals in Siebenbürgen zu vertauschen. Die Verhältnisse, die FML. Freiherr v. P. daselbst vorfand, waren die denkbar schwierigsten zu nennen, und es ist ein Beweis seiner schon so oft bewährten Tüchtigkeit, daß er sich in kurzer Zeit die Liebe und das Vertrauen der Soldaten sowohl, als auch jenes der Bevölkerung zu erwerben verstanden hat. Dieser Umstand erklärt es auch, daß es ihm möglich war, mit einer verhältnißmäßig geringen Truppenmacht der tobenden Revolution Widerstand zu leisten. Sobald P. von den revolutionären Vorgängen in Ungarn Nachricht erhalten hatte, brach er auf eigene Verantwortung sofort jede Verbindung mit Ungarn ab und griff zu den Waffen, um die aufständischen Szekler und Magyaren Siebenbürgens zu unterwerfen. In zwei Schlachten, bei Hermannstadt (am 21. Januar 1849) und Salzburg (4. Februar 1849), führte der greise General seine Truppen zu glänzenden Siegen gegen Bem, den Führer der Revolutionsarmee, und nur sein leidender Zustand, sowie der Mangel an Verstärkungen hinderten ihn, weitere Erfolge zu erringen.

Was P. unter diesen schwierigen Verhältnissen zu leisten vermochte, hat er gethan, und wenn auch schließlich dem an Zahl überlegenen Gegner das Feld geräumt werden mußte, so geschah dies erst, als jede Möglichkeit eines Widerstandes gewichen und P. selbst physisch gebrochen war. Einen klaren Einblick der Verhältnisse des Feldzuges 1849 in Siebenbürgen erhält man aus einem Briefe Puchner's vom 28. Mai 1849 an den damaligen Obersten Urban. Infolge seines leidenden Zustandes übergab P., wie er ihm darin mittheilt, das Commando des Corps erst dem General Balliani, später dem FML. Malkofsky und nahm daher an der letzten Katastrophe des Feldzuges gar keinen Antheil; viel Schuld gibt P. seinen unterstellten Commandanten und nennt Urban den einzigen, der unablässig weckte und durch sein energisches Wesen zur Erfüllung seiner Absichten beitrug.

Im übrigen wurden die verdienstlichen Leistungen Puchner's in diesem Feldzuge von Seite des Monarchen durch Beförderung zum General der Cavallerie und durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Maria-Theresienordens sowie des Ordens der Eisernen Krone 2. Classe anerkannt, und ebenso gerecht wird auch einst die Geschichte sein Wirken zu jener Zeit zu würdigen wissen.

Im September 1849 zum zweiten Capitän der Arcièrenleibgarde ernannt, wurde ihm im folgenden Monate die Stelle eines Civil- und Militär-Gouverneurs in Venedig verliehen; infolge seines leidenden Zustandes, der sich seit dem letzten Feldzuge noch verschlechtert hatte, bat er jedoch von dieser

Dienstesbestimmung abzusehen, was ihm auch bewilligt wurde, und so verbrachte er die letzten Jahre seines Lebens theils in Wien, theils auf seiner Besitzung in Fünfkirchen in Ungarn, bis ein wiederholter Schlagfluß das thatenreiche Leben dieses, vom strengsten Pflichtgefühl erfüllten Generals am 28. December 1852 in Wien endete. Am Sylvesterabende wurde er auf seinem Gute Vitál bei Fünfkirchen beigesetzt.

Freiherr v. P. war seit dem Jahre 1840 zweiter Inhaber des Infanterieregiments Nr. 3 und besaß noch das Comthurkreuz des Leopoldordens und das Militärverdienstkreuz. Von ausländischen Dekorationen besaß er den russischen St. Wladimirorden 4. Cl. und den St. Georgsorden 4. Cl.; ferner das Commandeurkreuz des sicilianischen Militärverdienstordens St. Georgio della Riunione.

P. war von hoher Gestalt, hager, aber dabei sehnig; infolge eines bedeutenden physischen Gebrechens konnte er nur selten ein Pferd besteigen und marschirte stundenlang mit seinen Truppen. Voll persönlicher Tapferkeit, setzte er sich dem dichtesten Kugelregen aus, ohne auch nur einen Moment seine Ruhe zu verlieren. Groß war seine Sorge für seine Untergebenen, und stets war er um das Wohlergehen der ihm unterstellten Truppen mehr besorgt, als um sein eigenes, was ihn manchmal dazu verleitete, der Truppe weniger zuzumuthen, als sie wirklich zu leisten im Stande gewesen wäre.

Freiherr v. P. war zwei Mal verheirathet. Das erste Mal vermählte er sich am 8. Mai 1811 mit Antonie Stelzl, aus welcher Ehe er vier Kinder hatte, von denen alle bis auf einen Sohn, den späteren Generalmajor Hannibal Freiherr v. P., vor ihm starben. Seine erste Frau ging ihm am 4. Mai 1822 in Italien im Tode voran. Seine zweite Frau, Lucretia Reichsgräfin Salis-Zizas, heirathete er am 4. Januar 1851 und pflegte ihn dieselbe mit seltener Selbstaufopferung bis zu seinem Tode.

Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Kneschke, Adeliges Lexikon. — Dr. Hirtenfeld, Der militärische Maria-Theresienorden u. seine Mitglieder. — Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Militärkalender 1854. — Czetz, Bem's Feldzug in Siebenbürgen 1848/49. — Hirtenfeld, Militärzeitung 1861. — Feldacte und hofkriegsräthliche Acte und sonstige authentische Behelfe des Kriegsarchivs.

H. v. M.

Pückert: Wilhelm P., Geschichtsforscher, geboren am 2. Januar 1830 zu Leipzig, † ebendaselbst am 13. September 1897, studirte in Leipzig, Berlin und Jena, wo besonders Droysen auf seine Studien Einfluß ausübte, promovirte 1859 in Leipzig, habilitirte sich dort 1862 und wurde 1867 zum außerordentlichen Professor befördert. In demselben Jahre, in dem er promovirt hatte, trat er als Assistent in die Leipziger Universitätsbibliothek ein, der er ein Jahrzehnt, bis Weihnachten 1869, und zwar bald nach seinem Eintritte als Custos seine Kräfte widmete. Während dieser Zeit hat er sich um die Benutzer durch seine umfangreichen Kenntnisse sowie seine nie ermüdende Gefälligkeit und liebenswürdige Zuvorkommenheit außerordentlich verdient gemacht. Die litterarische Thätigkeit anbelangend, so ist zu bedauern, daß es P. nicht gegeben war, sein reiches Wissen auch für Andere entsprechend nutzbar zu machen und der Wissenschaft zu Gute kommen zu lassen. Er hat nur zwei größere historische Arbeiten veröffentlicht, von denen die eine sogar erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse ans Tageslicht getreten ist. Die erste gab er bereits 1858 heraus unter dem Titel: „Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Konzils. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte 1438—1448", Leipzig 1858. Später hat er dann seine Aufmerksam-

keit ausschließlich der mittelalterlichen Kloster- und Ordensgeschichte zugewandt und in deren Erforschung umfassende Studien gemacht. Als Frucht dieser Studien ist nun die zweite Arbeit zu betrachten, behandelnd: „Anione und Gellone. Diplomatisch-kritische Untersuchungen zur Geschichte der Reformen des Benediktinerordens im IX. und X. Jahrhundert“, Leipzig 1899. Eine kürzere verdienstvolle Abhandlung über die kleine Lorscher Frankenchronik hat er in den Sitzungsberichten der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Leipzig 1864, herausgegeben. Auch mit sächsischer Münzgeschichte hat sich P beschäftigt, und seine in dieses Gebiet fallende Arbeit „Das Münzwesen Sachsens 1518—1545“, Leipzig 1852, ist ein werthvoller Beitrag zur Erforschung dieser für Sachsen numismatisch wichtigen Zeit.

Benutzt ist zum Theil der Nekrolog Pückert's, den G. Seeliger im Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim, Bd. 2, Berlin 1898, veröffentlicht hat. Stübel.

Pulz: Ludwig Freiherr von P. wurde am 18. August 1822 zu Ungarisch-Brod in Mähren als der Sohn des Rittmeister-Rechnungsführers Andreas Pulz und seiner Gattin Theresia geboren. Schon am 13. September 1838 wurde er als unobligater Regimentscadett zum Infanterieregiment Nr. 60 assentirt, und nachdem er den dreijährigen Curs in der k. k. Cadettencompagnie in Graz absolvirt hatte, wurde er am 16. September 1841 als Regimentscadett zum Chevauxlegers-Regiment Nr. 7 (jetzt Ulanenregiment Nr. 11) transferirt. Hier eignete er sich bald die cavalleristischen Kenntnisse an, und am 16. Juli 1844 erfolgte seine Beförderung zum Unterlieutenant. Am 4. April 1848 avancirte er zum Oberlieutenant, und sollte dem jungen, strebsamen Officier schon in nächster Zeit Gelegenheit geboten werden, vor dem Feinde Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 hatte auch Wien ergriffen und machte P. die Belagerung und Einnahme von Wien vom 12. bis 31. October, sowie das Treffen bei Schwechat mit. Am ungarischen Feldzug 1848—1849 nahm P. als Regimentsadjutant an fast allen stattgehabten Affären theil und wird besonders wegen seiner Leistungen in der Schlacht von Kápolna am 26. und 27. Februar und in den Gefechten bei Hatvan am 2. bis 5. April in den Gefechtsrelationen rühmlichst erwähnt. Einen großen Beweis von Tapferkeit und Unerschrockenheit legte er in dem Gefechte bei Puszta-Harkaly am 26. April 1849 ab, wo er den schwer verwundeten Obersten Kißlinger des 5. Cürassierregiments, der besinnungslos am Boden lag, in einer Entfernung von 50 Schritten vom Feinde nur dadurch vor der sichern Gefangenschaft rettete, daß er von seinem Pferde absprang, um den Obersten auf dasselbe hinaufzuheben; da dies aber infolge dessen schwerer Verwundung nicht möglich war, so trug er ihn mit der größten Gefahr für seine Person mit Hülfe eines Ulanen zurück und übergab ihn Leuten des rückwärts befindlichen Kürassierregiments. In Anerkennung seiner Leistungen in diesem Feldzuge wurde P., der am 20. Mai 1849 außertourlich zum Rittmeister 2. Classe befördert worden war, durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone 3. Classe ausgezeichnet.

Am 15. Jauuar 1851 erfolgte seine Transferirung zum Husarenregimente Nr. 2 bei gleichzeitiger Beförderung zum Rittmeister 1. Classe, jedoch bereits am 14. Februar desselben Jahres wird er wieder in sein früheres Regiment eingetheilt. Im J. 1852 war P. der Mission des Generals Brudermann nach Arabien beigegeben; General Brudermann hatte nämlich den Auftrag, arabische Vollblutpferde bester Qualität für die österreichischen Staatsgestüte anzukaufen und P. brachte einen solchen Transport von Damaskus nach Oesterreich.

Am 1. Mai 1856 wurde P. zum Adjutantencorps transferirt und dort am 28. Februar 1857 zum Major befördert; gleichzeitig erhielt er seine Ernennung zum Corps-Adjutanten beim 3. Armeecorps und machte als solcher den Feldzug 1859 in Italien mit, in dessen Verlaufe er am 22. Mai 1859 zum Oberstlieutenant avancirte. Auch in diesem Feldzuge nahm er an einer Reihe von Affären theil, unter anderen an der Schlacht von Magenta am 4. Juni und Solferino am 24. Juni, und wurde für sein tapferes Verhalten in letztgenannter Schlacht mit dem Ritterkreuze des österreichischen Leopold-Ordens ausgezeichnet.

Als mit Allerhöchster Entschließung vom 17. Januar 1860 aus den vierten Divisionen der Ulanenregimenter Nr. 1, 2, 8 und 10 das freiwillige Ulanenregiment Nr. 13 aufgestellt wurde, ward P. am 22. Januar 1860 zum Commandanten des Regiments ernannt, worauf am 15. August d. J. seine außertourliche Beförderung zum Obersten erfolgte, und befehligte dasselbe bis zum Ausbruche des Krieges mit Italien im J. 1866. In diesem Feldzuge war er Commandant einer Cavalleriebrigade; am Tage der Schlacht bei Custozza aber, deren Name mit dem von P. unzertrennlich ist, commandirte er die aus zwei Cavalleriebrigaden gebildete Reserve-Cavallerie der Südarmee. Die Waffenthat nun, auf Grund welcher sich P. ein ruhmvolles Blatt in der Kriegsgeschichte sicherte, war im allgemeinen folgende:

Am 6. Juni bezog Oberst P. mit 8 Escadronen des Husarenregiments Kaiser Nr. 1 und des Ulanenregiments Graf Trani Nr. 13, dem 21. Jägerbataillon und der 4pfündigen Batterie Nr. 8/V eine Aufstellung entlang dem Mincio, mit dem Brigadestab und Gros in Villafranca; seine Aufgabe bestand in der scharfen Ueberwachung der Mincio-Uebergangspunkte von Goito bis Salionze, in der Beobachtung der gegnerischen Vortruppen, deren Posten bei Goito, Borghetto und Monzambano standen, und dem Sammeln von Nachrichten über die Bewegungen des Feindes.

Am 17. Juni erhielt er vom Armeecommando den Befehl, in anbetracht der Nähe feindlicher Heereskräfte die Uebergangspunkte zwischen Salionze und Goito scharf zu beobachten und an den Hauptcommunicationen auch eine vorpostenartige Beobachtung eintreten zu lassen. Oberst P. verschärfte daher den Beobachtungsdienst, zog das 21. Jägerbataillon von Valeggio, wo es bei einem feindlichen Einfalle zu gefährdet erschien, am 19. nach Custozza zurück und ließ den Sicherheitsdienst bei Valeggio nur mehr durch Cavallerie besorgen. Aus den von der Brigade Pulz gemachten Wahrnehmungen ging hervor, daß sich namentlich an den unteren Stellen des Mincio zahlreiche feindliche Truppen ansammelten und Goito selbst stark besetzt war. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni überschritten die ersten feindlichen Abtheilungen den Mincio bei Goito; um 4 Uhr 30 Min. früh passirte die Liniencavalleriedivision Sonnaz den Fluß bei Goito und rückte in nördlicher Richtung vor, wodurch Oberst P. bewogen wurde, die in jener Gegend stehenden Abtheilungen gegen Villafranca zurückzunehmen. Zwischen 7 und 8 Uhr Morgens begann der allgemeine Uebergang der feindlichen Armee auf verschiedenen Punkten; während feindliche Cavallerie von Valeggio und Goito gegen Villafranca vorrückte, concentrirte Oberst P. daselbst seine Brigade, indem er gemäß den Weisungen des Armeecommandos jedem ernsten Gefechte mit dem Feinde auswich. Gegen Mittag zog er sich langsam gegen Verona zurück, von weitem gefolgt von der feindlichen Cavallerie. Bei Dossobuono ließ Oberst P. um 3 Uhr Nachmittags seine Brigade Aufstellung nehmen und die Batterie gab einige Schüsse ab, worauf sich die feindliche Reiterei entfernte und bei Villafranca die Eisenbahn und Telegraphenleitung zerstörte.

Das italienische Hauptquartier wurde durch diesen schrittweise durchgeführten Rückzug und durch sonstige Nachrichten in der Meinung bestärkt, daß die kaiserliche Armee hinter der Etsch stände und auf die Vertheidigung des Landes zwischen diesem Fluß und dem Mincio gänzlich verzichtet hätte, eine Auffassung der Situation, welche von großem Einflusse auf die österreichische Armee war.

Erzherzog Albrecht beschloß auf Grund eingelaufener Nachrichten und sonstiger Wahrnehmungen, dem über den Mincio gegangenen Feinde mit der am rechten Etsch-Ufer concentrirten Südarmee in die Flanke zu fallen und befahl zu diesem Zwecke die Bildung einer zweiten Cavalleriebrigade, bestehend aus je 3 Escadronen der Husarenregimenter Nr. 3 und 11 und 2 Escadronen des Ulanenregiments Nr. 12, unter Commando des Obersten Bujanovics. Die Oberleitung beider Brigaden behielt Oberst P. Am 24. Juni früh gegen 3 Uhr rückten beide Brigaden aus ihren Lagern bei Fort Gisela und S. Lucia in westlicher Hauptrichtung vor; ihre Aufgabe war zunächst, die linke Flanke des 9. Corps, überhaupt die linke Flanke der Armee zu decken. Die Brigade Bujanovics stieß zunächst auf den Feind; ihre Seitenhut drängte die Vorhut der feindlichen Division Prinz Humbert von Calori gegen Villafranca zurück, wurde aber hier heftig beschossen und zog sich daher auf das Gros der Brigade zurück, die sich eben bei Academia entwickelte.

Oberst P. war unterdessen über Palazzina hinaus gelangt; als er das Geschützfeuer von Villafranca hörte, vermuthete er eine gegen die linke Flanke der Brigade Bujanovics gerichtete feindliche Vorrückung und beschloß, in der Richtung des Geschützfeuers vorzugehen, um dem aus Villafranca vorrückenden Gegner selbst in die Flanke zu fallen. Er verständigte Oberst Bujanovics von seiner Absicht und forderte ihn gleichzeitig auf, sich rechts zu halten, um dadurch die Vereinigung der gesamten Cavallerie zu bewirken. Bald darauf liefen Meldungen ein, daß sich größere Massen feindlicher Truppen aller Waffengattungen vor Villafranca befänden; nun beschloß Oberst P., ohne weiteren Befehl den Feind aufzusuchen und anzugreifen. Südlich Ganfardine wurde er der feindlichen Truppen ansichtig; sofort ließ Oberst P. zwei Geschütze auf der Straße, die anderen links derselben auffahren und das Feuer eröffnen. Die Kaiser-Husaren marschirten in der Nähe von Ganfardine auf, die Trani-Ulanen gingen gegen Villafranca vor. 500 Schritte südlich Canuova stieß das Ulanenregiment auf eine dichte Kette Bersaglieri, ritt die ersten Linien nieder, sprengte mehrere Carrées und machte die Bedienungsmannschaft zweier Geschütze nieder; durch einen breiten und tiefen Chausseegraben wurde aber die weitere Attacke aufgehalten und das tapfere Regiment mußte auf demselben Wege zurückgehen, überschüttet von feindlichen Geschossen. In der Nähe von Casino sammelte sich wieder das Regiment, von dem nicht viel mehr als 200 Reiter übrig geblieben waren. Mittlerweile war auch das Husarenregiment in der Nähe von Villafranca auf drei feindliche Escadronen gestoßen, die aber sofort Kehrt machten und die rückwärts formirten Infanteriebataillone demaskirten, worauf auch dieses Regiment mehrere Carrées niederritt, sich schließlich aber aus dem mörderischen Feuer des Feindes zurückziehen mußte.

Unmittelbar nach diesen Vorfällen trat die Brigade Bujanovics ins Gefecht und rückte im lebhaften feindlichen Geschützfeuer gegen Villafranca vor; die anrückenden feindlichen Escadronen wurden zurückgeworfen und bis an die Carrées der Division Humbert gejagt, worauf die Brigade den Rückzug antrat und sich bei Canuova sammelte. Oberst P. führte hierauf beide Brigaden bis La Caserta zurück, die Trani-Ulanen formirten sich bei Sommacampagna.

So groß auch die Opfer waren, wodurch dieser unbestrittene Erfolg der kaiserlichen Waffen erkauft war, so waren sie nicht umsonst gebracht. Der Gegner war eingeschüchtert und die Divisionen Prinz Humbert und Bixio in einer Stärke von 36 Bataillonen, 3 Cavallerieregimentern und 6 Batterien, überdies die Cavalleriedivision Sonnaz mit 4 Regimentern, beschränkten sich fortan auf die Defensive. Auf den Besitz des wichtigen Punktes Sommacampagna und selbst für die Entscheidung der Schlacht von Custozza war dies von großem Einfluß.

Nachdem Oberst P. im weiteren Verlaufe der Schlacht durch vorgeschobene Abtheilungen den Feind stets im Auge behalten, rückte er mit dem Gros gegen 2 Uhr Nachmittags zur eventuellen Unterstützung des linken Flügels von La Caserta in der Richtung La Fredda—Cerchie vor, zog sich jedoch dann gegen Sommacampagna bis Palazzina zurück, um die Pferde wieder rasten und für den Entscheidungsmoment Kräfte schöpfen zu lassen. Gegen 5 Uhr erhielt er den Befehl des Erzherzogs, mit der Reiterei gegen den rechten Flügel der italienischen Armee zu wirken, um dadurch die Wegnahme der Höhen von Custozza zu erleichtern. Oberst P. rückte sofort in der Richtung Cerchie—Capella vor, machte bei 1000 Gefangene und schlug die feindliche Cavallerie vollkommen; infolge der großen Erschöpfung der Pferde, die seit 3 Uhr früh weder gefüttert noch getränkt waren, konnte aber an eine weitere Verfolgung des Feindes nicht gedacht werden. So endete um 8 Uhr Abends der letzte von Oberst P. gemachte Angriff, und nachdem er seine beiden Brigaden gesammelt hatte, führte er sie auf die früheren Lagerplätze bei Fort Gisela.

Durch diesen mit unübertroffener Bravour ausgeführten Reiterangriff in der Ebene von Villafranca trug P. wesentlich zum glücklichen Ausgang der Schlacht von Custozza bei, und sich selbst erwarb er den Ruhm eines hervorragenden Reiterführers.

Auf Grund seiner ausgezeichneten Leistungen in diesem Feldzuge wurde Oberst P. am 26. Juni 1866 zum Generalmajor im Großen Generalstabe ernannt und am 29. August mit dem Ritterkreuze des Maria-Theresienordens ausgezeichnet, worauf im J. 1867 seine Erhebung in den Freiherrnstand erfolgte. Nach dem Feldzuge erhielt P. das Commando einer Infanteriebrigade in Prag und blieb dortselbst bis zum 22. Juni 1871, wo er zum Commandanten der 17. Infanterietruppendivision in Großwardein ernannt wurde. Mit 28. April 1872 erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschalllieutenant, am 6. März 1878 seine Ernennung zum Militärcommandanten in Kaschau. Am 8. November desselben Jahres wurde er in gleicher Eigenschaft nach Temesvar übersetzt. Auch hier sollte er bald wieder Gelegenheit finden, sich auszuzeichnen, und zwar war es gelegentlich der großen Ueberschwemmungen in den Jahren 1879 und 1881, wo Feldmarschalllieutenant Freiherr v. P. persönlich die zur Hülfeleistung aufgebotenen Truppen leitete und sich durch Rettung mehrerer Menschen vom Tode des Ertrinkens mit Hintansetzung des eigenen Lebens große Verdienste erwarb. Von Sr. Majestät wurde er hierfür durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Leopoldordens ausgezeichnet. Am 20. August 1879 erhielt er die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes, am 2. August 1881 wurde er zum commandirenden General in Agram ernannt. Doch nur kurze Zeit sollte es diesem, um das Vaterland so verdienten General beschieden sein, sich seiner Stellung zu erfreuen, denn im J. 1881, wo er bei den Ueberschwemmungen das Leben seiner Mitmenschen rettete, zog er sich den Anfang einer Krankheit zu, der er bereits am 1. September 1881 zu Mödling bei Wien erlag.

Ein tragisches Geschick wollte es, daß er, der dem Tode auf dem Schlachtfelde so oft ins Auge gesehen, niemals auch nur die kleinste Verwundung davontrug, sich bei einem Werke der Nächstenliebe den Todeskeim holen mußte.

Feldmarschallieutenant Freiherr v. P. blieb unvermählt. Was sein Aeußeres betrifft, so war er von großer Gestalt und kräftigem Körperbau; er war wohlwollend für seine Untergebenen und besaß ein weiches Herz unter einer rauhen Hülle.

Außer den bereits angeführten österreichischen Decorationen besaß Feldmarschallieutenant Freiherr v. P. noch folgende ausländische, und zwar: den kaiserlich russischen St. Wladimirorden 4. Cl. und den St. Annenorden 2. Cl., das Commandeurkreuz des königlich sicilianischen Ordens Franz I. und das Comthurkreuz des königl. bairischen St. Michael-Ordens.

Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Dr. Hirtenfeld, Der militärische Maria-Theresienorden und seine Mitglieder. — Luckhardt, Deutsche Heereszeitung 1881. — Die Vedette 1881. — Oesterreichs Kämpfe 1866, bearbeitet durch den k. u. k. Generalstab. — Feldacte und sonstige authentische Behelfe des k. u. k. Kriegsarchivs. H. v. M.

Pünjer: Georg Christian Bernhard P., namhafter Docent der systematischen Theologie zu Jena im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, gehört äußerlich und innerlich zu den Frühvollendeten. Denn seine 35 Lebensjahre bergen einen außergewöhnlich werthvollen Inhalt.

P. wurde am 7. Juni 1850 im Schulhause zu Friedrichsgabekoog bei Büsum im Kreise Norderdithmarschen (Holstein), ganz nahe bei Wesselburen, der Heimath Hebbel's, als vierter von fünf Söhnen geboren. Solch ein „Koog“ ist ein eingedeichtes, zum Körnerbau reifes Stück Schwemmland. Hier gab es nur sieben von einander getrennte Bauernhöfe. Auch das Schulhaus lag völlig einsam, nahe am brausenden Meere, mit weitem, ebenen Horizonte und zwischen wogenden Kornfeldern und fetten Viehweiden. Mit den begüterten, gebildeten, auf ihre republikanische Vergangenheit stolzen Marschbauern, den „Nachbarn“, hielt man so herzlichen Verkehr, daß später einer von ihnen, ganz von selber und völlig ungenannt, große Opfer brachte, um dem jungen Gelehrten die Wege zur Professur zu ebnen. Sonst war die Menschenleere des Landes oft geradezu gemüthbeängstigend. Als Schleswig-Holstein preußische Provinz wurde, war die Schule des Vaters Pünjer mit ihren 8 Schulkindern die kleinste Volksschule im ganzen Königreiche. Schon seit 1848 war die Familie antidänisch und begeistert deutsch gesinnt. Es herrschte der Geist größter Einfachheit und tiefen, fast zu tiefen Ernstes im Hause. Denn der Vater, als Sohn kleiner Leute in Trittau bei Hamburg geboren, hatte eine harte Jugend verlebt und war dabei selber hart geworden. Und die Marsch mit ihren eckigen und zähen Menschen hat auch nichts Erweichendes. Er war ganz Pflicht und Arbeit, ohne jede Fröhlichkeit und jeden Kunstsinn. Kaum daß Schiller's Werke im Hause waren! Der Religionsunterricht diente ohne viel innere Antheilnahme der tradionellen Rechtgläubigkeit, wie sie der visitirende Bischof Koopmann, bekannt aus der Fehde mit R. A. Lipsius, wünschte, wenn er auch nicht in den üblichen Normaldictaten endete. Daher drängte der Vater den Sohn bald von selbst auf die Seite gesunder Opposition in der Stille. Die Mutter dagegen war eine begabte Lehrerstochter, eine geborene Schneekloth aus dem Kirchdorfe Hemmingstedt in Dithmarschen. Sie war ohne alle Bücherbildung, aber von unmittelbarer Herzlichkeit und beweglichem Frohsinne. Mit undogmatischem Gottvertrauen hat sie den Schmerz über den frühen Tod dreier hoffnungsvoller Söhne zu überwinden gewußt. Sie wurde auch von Bernhard überaus geliebt. Schon 1882 starb sie an einem Lungenschlage.

Im 14. Jahre rang es der bildungsdurstige Sohn dem Vater ab, daß er, nach privater Vorbereitung durch den befreundeten Pastor Maaßen im nachbarlichen Kirchdorfe Wöhrden, gerade zu Ostern des Entscheidungsjahres 1866 in die Tertia des Gymnasiums zu Meldorf eintreten durfte. Er durchlief die Anstalt mit außerordentlicher Schnelle bis Ostern 1870 und lernte hier, wie sein Abiturientenaufsatz beweist, immer mehr, „daß Wissen Macht ist“. Am meisten zeichnete er sich im Religionsunterrichte aus. Aber auch sonst war er in allen Fächern tüchtig. Namentlich die Mathematik mit ihrer nüchternen Schärfe hatte es ihm so angethan, daß er beim Abgange zur Universität schwankte, ob er sich ihrem Studium nicht ganz widmen sollte. Schon damals zeigte er eine große stilistische Gewandtheit. In dieser doppelten Begabung erkennen wir deutlich das Erbtheil des Vaters. Seinen religiösen Standpunkt charakterisirte damals der selbstbewußte Maturus im Schüleralbum des Gymnasiums, höchst bezeichnend für seine spätere theologische Selbständigkeit und Freiheit, mit dem Spruche: „Ein jeglicher wird seines Glaubens leben“ (vgl. Röm. 1, 17; Gal. 3, 11).

Deshalb begann er auch seine Studien, als er sich für die Theologie entschieden hatte, 1871 in Jena, wo damals noch Hase den Mittelpunkt der Facultät bildete. Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wollte P. sofort sein Studium unterbrechen und versuchte, als Freiwilliger angenommen zu werden. Allein umsonst! Wahrscheinlich hatten die Aerzte bereits die ersten Keime seiner späteren Krankheit gefunden. Geschwächt war seine Gesundheit wohl namentlich dadurch, daß er zwei Mal dem Ertrinken nahe gewesen war. Denn zuvor wird er uns als eine kräftige Jünglingsgestalt beschrieben. 1871 wechselte P. die Hochschule und ging, ein Feind aller Einseitigkeit, nach Erlangen, um den Geist einer kirchlich gebundenen Theologie auf sich wirken zu lassen. Befremdet zog er von hier schon ein Semester später nach Zürich zu A. E. Biedermann. Trotzdem führte er später die Strenge gegen sich selbst und sein Werthlegen auf das Geschichtliche im Christenthum auf einen nachwirkenden Einfluß des Erlanger v. Hofmann zurück. Biedermann wurde bald grundlegend für sein Denken. Von Zürich siedelte er 1872 nach der heimathlichen Universität Kiel über, um schließlich wieder in Jena zu landen. Hier war seit 1871 Rückert's Nachfolger, R. A. Lipsius, immer mehr zum „allerseits anerkannten Führer“ geworden. Bald schloß sich auch P. in herzlicher Verehrung an ihn an. Der Einfluß, den Lipsius auf den jungen Theologen ausübte, und ihre freundschaftliche Intimität wuchsen bis zu Pünjer's Lebensende beständig. Lipsius hat für seinen Schützling, in dem er gerne seinen einstigen Nachfolger sah, mit beinahe väterlicher Liebe gesorgt und ihm schließlich auch die Augen zugedrückt.

Nachdem sich der Student bereits durch eine lateinische Rede über die Entwicklungsgeschichte der Melanchthonischen Loci am 30. Mai 1874 das Lyncker'sche Baccalaureatsstipendium verdient hatte (Ratio, quae inter Melanchthonis locorum theologicorum formam priorem et posteriorem intercedat, exponitur. Jenae, typis Hermsdorfi, 1874. 19 p.), erreichte er im gleichen Jahre den äußern Abschluß seiner Studien. Zuerst promovirte ihn die philosophische Facultät auf Grund einer Dissertation über „Die Religionslehre Kant's“ (Im Zusammenhange seines Systems dargestellt und kritisch beleuchtet. Jena, Maucke's Verlag, 1874. VIII, 112 S.). Dann absolvirte er zu Michaelis in seiner Heimathprovinz vor dem evangelisch-lutherischen Consistorium in Kiel das theologische Amtsexamen mit dem „zweiten Charakter und zwar mit rühmlicher Auszeichnung“. Den Einzelcensuren gegenüber begreift man es, daß P. der Meinung war, man habe ihm nur um seiner liberalen Ueberzeugung

willen die erste Nummer vorenthalten. Den für die Anstellungsfähigkeit nothwendigen sechswöchentlichen Seminarcursus machte er nicht, weil er schon seit Jahren die brennende Sehnsucht im Herzen trug, akademischer Lehrer zu werden. Er kehrte vielmehr nach Jena zurück und wurde 1875 Licentiat der Theologie. Seine Arbeit pro venia docendi handelte über Michel Servet's Lehrsystem (De Michaelis Serveti doctrina commentatio dogmatico-historica, Jenae, typis Maukii, 1876. IV, 110 p.). Nunmehr hätte er sofort Vorlesungen beginnen können, wenn nicht bereits 1874 ein großer gesundheitlicher Warner in Form eines Blutsturzes erschienen wäre. Daher zog er es vor, zunächst den Winter 1875 auf 1876 zur Gesammterfrischung seines angegriffenen Organismus in Mentone an der Riviera zu verbringen. Im Frühling 1876 erfolgte dann die Habilitation mit einer Probevorlesung über das Verhältniß des Darwinismus zur Religion und Sittlichkeit (Jahrb. f. prot. Theol. 1877, S. 59—83). Durch Otto Pfleiderer's Berufung nach Berlin (1875) war in Jena damals gerade für einen Systematiker Raum geworden. P. blieb bis 1880 Privatdocent. Dann wurde er Extraordinarius. Seine Vorlesungen hat er seit einem schweren Typhusanfalle im J. 1876 nie wieder unterbrochen. Nach Vollendung seiner zweibändigen „Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation" (Braunschweig, Schwetschke & Sohn. I, 1880, IX, 491 S.; II, 1883, VI, 399 S.) verlieh die Heidelberger Theologenfacultät dem Dreiunddreißigjährigen am Luthertage den Ehrendoctor. Leider hatten sich mitten im angestrengtesten Fleiße immer wieder von Zeit zu Zeit die Anzeichen eines Lungenleidens geltend gemacht. Daher unternahm er in den Ferien regelmäßig Erholungsreisen; so nach der stillen Einsamkeit der Heimathfluren 1879 und 1882, so 1884 nach Reiboldsgrün, wo er eine in sein Leben tief eingreifende Freundschaft mit der gleichgestimmten Familie Wittgenstein aus Döbeln schloß. Im April ging er nach Dresden, um sich, wie er schrieb, „künstlerisch zu erfrischen". Denn er hatte es immer als einen Mangel empfunden, daß man ihm nicht von Jugend auf den Blick für das Schöne, für Malerei und Musik, geöffnet hatte. Von dieser Reise kehrte er in den Osterferien nach seiner eigenen Empfindung „schwerkrank" heim. Er fieberte und war arbeitsunfähig. Am 6. Mai machte er seinen letzten Ausgang und besuchte D. Lipsius. Er war noch immer voll Hoffnung auf Genesung. Da plötzlich, in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai, umdüsterte sich sein Geist; am 13. 6 Uhr Abends verlöschte sein Leben still wie eine Kerze.

Die alte Krankheit erschien durch allerlei gemüthliche Erregungen neu geweckt worden zu sein. Enttäuschungen über die nicht erfolgte Berufung in eine ordentliche Professur, zuerst nach Gießen, dann nach Zürich, schließlich nach Heidelberg, scheinen um so schmerzlicher gewesen zu sein, als er auch das Leben des Einsamen, wirthschaftlich Kämpfenden immer deutlicher empfand. Und es war sicher nicht nur seine Krankheit, sondern mehr noch die charaktervolle Weitherzigkeit seiner religiösen Position, welche ihm die Thore zum Glücke verschloß. War er doch inzwischen längst durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit und seine litterarischen Arbeiten zu einem Manne von Ruf geworden. Die Section freilich konnte nur hochgradige Lungentuberkulose und Herzerweiterung feststellen. Am 16. Mai Abends 6 Uhr wurde er neben der Garnisonkirche auf Universitätskosten bestattet. Diakonus Dr. Kind, einer seiner Freunde, amtirte, Geh. Kirchenrath D. Lipsius als am meisten getroffener Facultätsgenosse baute ihm in seiner Rede von rührender Schönheit ein Ehrendenkmal, später von D. Nippold in einer Einführungspredigt für die theologischen Seminaristen über I. Cor. 1, 22—24 secundirt. Den einzigen größeren Nach-

ruf, der ihm wurde, schrieb sein bester Freund, Professor D. Schmiedel in Zürich, damals noch sein College in der Jenenser Privatdocentur.

Bezeichnender Weise hatte P. 1876 seine Lehrthätigkeit mit einem Colleg über Schleiermacher eröffnet, also mit dem Quellstadium der modernen Theologie und dem eigentlichen Begründer der Religionspsychologie. Denn auch bei P. verbanden sich wie bei jenem die theologischen Interessen aufs innigste mit den philosophischen. Wenn er sich auch als Docent von hier aus über die gesammte systematische Theologie und Theile der Kirchengeschichte verbreitete, so gehörte doch seine eigentliche Liebe immer mehr und mehr der Religionsphilosophie. Man hörte P. gerne; denn er war von unbestechlicher Wahrhaftigkeit, objectiver Klarheit und zugleich von echter religiöser Wärme und sittlichem Ernste. Er hatte „als lebendiger Christ an sich erfahren, daß nur persönliche Frömmigkeit dem Streben den Frieden, der Arbeit des Lebens die rechte Kraft und Weihe geben kann". Wir können feststellen, daß es immer die besten Theologen, die Principienringer, waren, die zu ihm gingen und mit ihm in freundschaftlichen Verkehr kamen. Mancher gute Name steht in den Listen derer, welche später als Getreue Büchergeschenke aus der von ihm hinterlassenen Bibliothek erhielten. Denn er war ausgezeichnet dazu geeignet, durch jene Zweifel und Seelenkämpfe hindurchzuführen, die junge Religionsvertreter so oft durchzumachen haben. Er vergaß bei seinen Vorlesungen die praktischen Interessen nie. Er schreibt in seinem theologischen Testamente (Die Aufgaben des heutigen Protestantismus, S. 21) über die theologische Wissenschaft: „Sie hat vor allem auch die Vorbildung der künftigen Diener am Worte in diesem Geiste (der Wahrheit und Weite) zu leiten, damit sie über der zunächst vorwiegenden Beschäftigung mit der menschlich bedingten Geschichte der Religion in kritischen, historischen und philosophischen Untersuchungen ihren göttlichen Inhalt zur Stärkung und Tröstung des fehlenden und ringenden Menschengemüths nicht aus dem Auge verlieren und sich dessen klar bewußt werden, daß sie der Gemeinde nicht die Dogmen dieser oder jener Partei, nicht die Weisheit dieser oder jener Schule zu predigen haben, sondern das schlichte und einfache Wort Gottes selbst". Dementsprechend trieb er auch selbst praktisch theologische Arbeit im Vereine für innere Mission in einer Zeit, wo der Liberalismus sonst zumeist auf dem Gebiete der Herbergen zur Heimath, der Bekämpfung der Vagabundennoth, der Volksbibliotheken u. s. w. pietistischen Neigungen den Vortritt ließ. Auch den Bestrebungen des Gustav-Adolf-Vereines und der Heidenmission hat er sich lebhaft gewidmet, und wesentlich sein Votum war es, das in den entscheidenden Verhandlungen vom 4. und 5. Juni 1884 den Ausschlag gab, daß der „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein" seine Thätigkeit nicht auf Indien, wo P. ein zu großes Entgegenkommen gegen den Brahmo-Somadsch fürchtete, sondern auf Japan richtete. Namentlich der Jenaische „Lehrlingsverein" bewahrt ihm für seine Mithülfe, die wohl in Jugenderinnerungen aus Garten und Feld ein starkes Motiv hatte, ein gutes Gedächtniß.

Freilich im tiefsten Kerne war P. — das erkennt man schon am 14jährigen Knaben — eine wissenschaftliche Natur. Er war geboren zum Manne des Wortes und noch mehr der Feder, und auf diesem Wege hat er sich das Recht auf einen Platz in den Annalen der Wissenschaft erworben. Schon seine obengenannte Stipendiatenrede zeigt seine systematischen Neigungen deutlich, damals, als er das Gedächtniß der Reformation zu feiern hatte. Er befaßt sich mit der ersten evangelischen Glaubenslehre, die Philipp Melanchthon zum Verfasser hat. Er zeigt durch eine Vergleichung der ersten und dritten Auflage der loci, wie sich Melanchthon allmählich vom praktisch-frommen Standpunkte

des Luther'schen sola fide loslöste und durch ein Lehrsystem die Bildung einer neuen Kirchenpartei unter den Evangelischen veranlaßte. Grundlegend war dabei seine Abweichung vom servum arbitrium Luther's. P. kritisirt auch seinerseits die lutherische Lehre von der Willensunfreiheit. Noch mehr in seinem Elemente befindet sich unser Autor, wenn er zur Erlangung der goldenen Sporen in philosophicis bald nachher die Religionsphilosophie Kant's, des großen Problemstellers dieser Disciplin, darstellt und einer relativen Kritik unterzieht, d. h. ihre Widersprüche mit dem Gesammtsystem des Philosophen aufzeigt. Wichtig ist, daß der Kritiker schon jetzt jede Begründung der Religion auf die Moral abweist. „Denn“ — sagt er (S. VI) — „von diesem Gesichtspunkte aus können weder die außerchristlichen Religionen, sei es ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach begriffen, sei es ihrem historischen Bestehen nach erklärt, noch innerhalb des Christenthums ganz unbestreitbar tief religiöse Vorstellungen verstanden werden“. Er constatirt eine relative Unabhängigkeit beider Lebensgebiete. Die Postulatentheorie weist er als unhaltbar ab.

Die Wahl des Themas hing gewiß mit der damals werdenden neukantischen Zeitströmung zusammen. Liebmann und Lange hatten ihren Ruf: „Rückwärts zu Kant!“ erhoben. P. war einer der ersten Theologen, die Stellung nahmen zu jenen Fragen, über die sich heute jede theologische Schule in ihrer Art dutzendfach litterarisch geäußert hat. Der Einfluß von Lipsius macht sich bei unserm Denker bereits geltend (vgl. den Artikel „Lipsius“ von Scheibe!). Aber im Grunde will P. hier noch die Speculation Biedermann's, zu dessen Füßen er begeistert gesessen hat, voll retten. Auch Schleiermacher hat ihn befruchtet. Gegen Kaftan tritt er mit bewußter Schärfe auf.

Diese Untersuchung über Kant wurde, wie der Schlußabschnitt mit einer lichtvollen Ueberſicht über die Geschichte der Religionsphilosophie und mit gesunden Grundsätzen für die Religionswissenschaft beweist, die Keimzelle zu Pünjer's Lebenswerke, von dem unten die Rede sein wird.

Die Habilitationsschrift wendet sich dagegen zunächst wieder einem mehr historisch-theologischen Gegenstande zu, freilich immer mit principieller Abzweckung. Er kann seine Natur nicht verleugnen. Er liefert einen Beitrag zur Dogmengeschichte, indem er die theologischen und philosophischen Lehren des vielseitigen Antitrinitariers Serveto aus den Quellen, namentlich nach der Schrift Christianismi restitutio (1535 bez. 1553), darstellt (S. 8—71), etwa nach den Maßstäben einer von Schleiermacher ausgehenden Dogmatik kritisirt (S. 71—93) und ihm seine Stellung in der Geschichte der Trinitätslehre und den Reformatoren gegenüber anweist (S. 93—110). Serveto, ein spanischer Arzt, Geograph und Theolog, wurde am 27. October 1553 auf Betreiben Calvin's als Ketzer dem Scheiterhaufen überwiesen. Jetzt dagegen hat man ihm am 27. October 1903 zu Genf, wo er starb, und am 5. August 1906 in Paris, wo er studirte, Sühnedenkmäler errichtet. P. imponiren an Serveto mit seiner „vornizänischen Religion“ viele höchst moderne Ansätze, aber er wurde nach ihm weder religionis rationi noch Christianismi naturae gerecht.

Dieselbe sachlich kühle Darbietung des geschichtlich Vorliegenden in einem Quellenmosaik, dieselbe klare Durchleuchtung, wie sie bereits die philosophische und die theologische Dissertation werthvoll machen, zeigt in erhöhtem Maße das Hauptwerk, die „Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation“. Band I umfaßt den vorkantischen Stoff, die Religionsphilosophie des ungebrochenen philosophischen Dogmatismus. Band II führt die Darstellung von der kantischen Revolution der Geister bis auf Fechner fort. Als eine weitere Vorarbeit zu diesem großangelegten Buche sind eingehende Schleiermacher-Studien anzusehen. Ihre Frucht war die kritische Ausgabe von

Schleiermacher's Reden (Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1879, V, 306 S.), noch heute für wissenschaftliche Zwecke die beste Ausgabe wegen ihrer umfassenden Parallelen zwischen dem Texte der 1., 2. und 3. Auflage. Denn bekanntlich ist die Fortentwicklung der Grundbegriffe: Religion, Gott, Welt, Historie bei dem großen Unionstheologen sehr bedeutsam. Für die Schleiermacher-Genießer freilich ist diese Ausgabe durch den Neudruck Otto's mit seiner geistvollen Commentation überholt (2. Aufl. XVIII, 191, XLV S., Göttingen, Van den Hoeck & Ruprecht, 1906) Gerade in solcher Textvergleichung wie für Melanchthon und Schleiermacher zeigt sich die ganze Akribie Pünjer'scher Arbeitsweise.

In seinem Hauptwerke bietet P. auch für die vorreformatorische Zeit eine treffliche Skizze religionsphilosophischer Problemstellungen und Antworten, weil er den Begriff der Religionsphilosophie in so weitem Sinne nimmt, daß sie zugleich in gewissem Sinne Geschichte der Theologie und auch der Philosophie ist (vgl. seine Auseinandersetzung mit Nitzsch im Theolog. Jahresbericht für 1883 S. 236—238!). Besonders werthvoll aber ist die Berücksichtigung der Gegenwartsbewegungen, wobei namentlich die Schleiermacher'sche, die Hegel'sche und die Neukantische Schule mit ihren Einzelzweigen ausführlich gezeichnet werden. Im ersten Bande tritt die Kritik fast ganz zurück, weil der Verfasser von der Geschichte nur lernen wollte, ein vorhandenes religionsphilosophisches System nicht einfach adoptiren konnte, selbst weder das von Biedermann noch das von Lipsius, und ein eigenes, woran er hätte messen können — was er mit muthiger Bescheidenheit eingesteht — noch nicht besaß. Der zweite Band dagegen läßt, je mehr der Berichterstatter dem Heute näher rückt, um so deutlicher, wie naturgemäß, seine eigene Stellung durchblicken. Hier zeigen sich auch einzelne Gruppirungen und Beurtheilungen, die bei einem größeren Abstande von den Dingen berichtigt werden müssen. Lasson wäre z. B. zu Hegel zu rücken; Rothe, Weiße, Pfleiderer und Kaftan kommen ungebührlich kurz weg; Liebmann fehlt. Hier kann man jetzt R. Seydel's Abriß (Religionsphilosophie im Umriß, hrsg. v. P. W. Schmiedel, 1893) als Ergänzung benutzen. Schwer vermißt man vom heutigen Standpunkte aus das ganze Ausland, namentlich Holländer, Franzosen und Amerikaner, wie sie Tröltsch und Reischle unlängst kurz charakterisirt haben. Freilich ist der Zusammenhang mit der nichtdeutschen Theologie zu Pünjer's Zeiten noch sehr unentwickelt und P. selbst war es erst, der den Fachgenossen durch eine Abhandlung den französischen und englischen Positivismus erschloß (Der Positivismus in der neuern Philosophie [Komte, Mill, Spencer und verwandte Erscheinungen in der deutschen Philosophie], Jahrb. prot. Theol. 1878, S. 79—121, 241—272, 434—481; 1879, S. 1—62. Vgl. 1882, S. 385—404). Das Buch als Ganzes ist noch heute das standard work der Geschichte der Disciplin, welche allmählich bei den Theologen wieder zu Ehren kommt. Daher wurde es auch 1887 ins Englische übersetzt (History of the Christian Philosophy from the Reformation to Kant. Transl. by W. Hastie. Edinburgh, T. a. T. Clark). Pfleiderer, der selbst schon 1878 mit dem Versuche einer ähnlichen Darstellung vorangegangen ist, empfiehlt stets, das Studium der Religionsphilosophie mit Pünjer's an Objectivität unerreichtem Buche zu beginnen. Denn er weiß selbst genau, wie seine eigene Stärke im Gegensatze dazu in einer Fruchtbarmachung des Stoffes für das lebende Subject besteht. Er hat sich selbst in späteren Auflagen unter Pünjer's Einflusse sachlich bereichert.

Schon im Vorworte zum ersten Bande versprach unser Autor eine Schlußabhandlung absoluter Kritik. 1883 hatte sie vor seinen Blicken immer mehr die Gestalt eines dritten Bandes eigner Gedanken angenommen. Als der Tod den edlen Dulder überraschte, fand Lipsius in seinem Nachlasse zwei Entwürfe

für diesen systematischen Theil, von denen leider der vom Verfasser schließlich bevorzugte, welcher die „Definition der Religion" als Abschluß bringen sollte, ein Torso war. Die Form des Grundrisses hatten sie beide. Aus ihnen konnte Lipsius mit gerechter Vorsicht den 1886 zu Braunschweig (Schwetschke & Sohn) gedruckten „Grundriß der Religionsphilosophie" combiniren (vgl. über das Detail das Vorwort!).

Doppelt werthvoll erscheint es uns heute, in der Epoche der religionsgeschichtlichen Methode, daß der Verfasser bereits, wenn auch nach Pfleiderer's Beispiele, gemäß Herder's und Hegel's Ideen und gemäß Schleiermacher's Anregungen in der fünften Rede (Ueber die Religionen) von der Verwerthung der Religionsgeschichte ausgeht. An diese historische knüpft er eine psychologische und eine metaphysische Untersuchung an. Die Religion kommt auch ihm zu Stande durch das Zusammenwirken aller drei Elementarfunctionen unseres Seelenlebens, des Fühlens, Denkens und Wollens. Mit dem Nachweise der wesentlichen Uebereinstimmung der religiösen und der immanent-metaphysischen Erkenntniß trotz der specifischen Eigenart beider Gebiete schließt das Werkchen. Lotze-Fechner'scher idealistischer Monismus steht im Hintergrunde (S. 58). Die Möglichkeit „gemüthlicher Antheilnahme Gottes" soll dabei gewahrt werden und erlaubt es P., den geläuterten Persönlichkeitsbegriff auf das Absolute anzuwenden. Seine Position ist also jetzt eine mittlere zwischen Speculation und Erfahrungstheologie, zwischen Biedermann und Lipsius, doch so, daß man seinen Ausgangspunkt von jenem noch empfindet. Er hat sich allmählich immer mehr von dem scharfsinnigen Züricher, dessen Tod 1885 er bitter beklagte, fortentwickelt. Neukantische Ideen haben ihn vorsichtiger gemacht. Aber auch mit Lipsius hat er sich schon 1882 in einer ungedruckten Arbeit über „Theologie und Metaphysik" auseinandergesetzt; ebenso mit der Ritschl'schen Schule, deren „nüchternen Moralismus mit der dürftigen Trias: Gottvertrauen, Nächstenliebe und Berufstreue" er bekämpft. Eine eingehende Würdigung von Biedermann's Arbeiten brachte der Theologische Jahresbericht und ebenso konnte Lipsius aus dem Nachlasse eine verwandte Veröffentlichung versprechen. Alles zeigt den immer selbständiger werdenden Denker und eine Stellung zu den Grundproblemen der Theologie, die heute noch höchst erwägenswerth ist, wenn man auch in metaphysicis noch viel vorsichtiger treten wird. P. ist eben leider als Werdender abberufen worden.

Am „Theologischen Jahresberichte" kann man seine Entwicklung in den letzten Jahren seines Lebens einigermaßen verfolgen. Denn seine einzelkritische Thätigkeit im „Litterarischen Centralblatt", der „Theologischen Litteraturzeitung" und der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" hatte er seit 1881 zu einem großen Gesammtunternehmen zusammengefaßt, das seinen Namen hoffentlich dauernd lebendig erhalten wird. Er begründete damals mit einem Kreise von ersten theologischen Gelehrten, zumal des Thüringer Landes, nach dem Muster des „Jahresberichts über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft" (seit 1872) und des „Jahresberichtes für Geschichtswissenschaft" (seit 1878) ein theologisches Parallelunternehmen, um „den Ueberblick über die Gesammtheit der theologischen Forschung zu erleichtern." Vollständigkeit, worin er heute beinahe unerreicht ist, erstrebte damals der „Theologische Jahresbericht" noch nicht. Er wollte nur ein „Führer" durch die Haupterscheinungen sein. Der Herausgeber verwaltete die Departements der Religionsgeschichte, Religionsphilosophie, Apologetik, Polemik, Encyklopädie ständig, der Ethik, des kirchlichen Vereinslebens, der Statistik und Todtenschau nach Bedürfniß. Eine Unsumme von feiner Arbeit ist hier aufgestapelt.

Daneben leistete er, wohl zugleich um seine knappen Geldmittel zu ver-

größern, gewichtige Beiträge zu Ersch und Gruber's „Allgem. Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", II. Section, Bd. 33—40 (Karpokratianer, Katharinen, Katholicismus, Katharer, Theodor Keim, Kenotiker, Ketzer, Kirche, Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Kirchenväter, Klerus, Knapp, Knox, Koptische Kirche, Kreuzauffindung), alles Arbeiten, welche den damaligen Stand der Forschung in mustergültiger Knappheit zusammenfassen. Ebenso haben ihm die „Allg. Deutsche Biographie" und die 12. und 13. Auflage von Brockhaus' „Conversationslexikon" für gediegene Artikel dankbar zu sein.

Pünjer's Schwanengesang war seine schöne Rosenvorlesung über „Die Aufgaben des heutigen Protestantismus" (Jena, Dabis 1885, 23 S.) vom 4. Februar 1885. Seine Parole lautet hier: „Kampf gegen Rom und für gereinigtes Christenthum!" Er will fromme, edle und aufgeklärte Menschen in einem erziehen. Er entrollt noch einmal die Fahne eines geistesfreien Christenthums, zeigt aber zugleich, wie er alles Parteiwesen aus dem Grunde seiner lauteren Seele haßt, ja gerade gegen den Protestantenverein ist er nach Lipsius' Urtheile (Theolog. Jahresbericht für 1885 S. 362 f.) hier sogar zu hart, wenn er ihn schlechthin des Unverständnisses für die Eigenart des Religiösen zeiht. P. war also gewiß ein Liberaler aber im edelsten Sinne des Wortes. *Νέος δ' ἀπόλλυτ', ὅντιν' ἂν φιλῇ θεός.*

Zu Pünjer's Werken, welche im Vorausgehenden aufgeführt und bibliographisch genau bezeichnet sind, kommen noch hinzu: „Christenthum und Philosophie oder Glauben und Wissen" (Kirchen- und Schulblatt für Sachsen-Weimar, 1880, S. 243—253, 278—286) und: „Pflicht und Aufgabe der Mission im Lichte der Religionsgeschichte". Vortrag (Zeitschr. f. prakt. Theol. 1885, S. 21—30).

Ueber ihn handeln nur folgende Schriften: Worte, gespr. am Sarge d. D. Bernh. Pünjer, a. o. Prof. d. Theol., am 16. Mai 1885 in d. Garnisonkirche zu Jena: I. Rede des Diakonus Dr. Kind (S. 1—7); II. Rede des Geh. Kirchenraths Prof. D. Lipsius (S. 9—12); III. Gebet (S. 13). Jena, Neuenhahn, 1885. — P. W. Schmiedel, Prof. D. P. Pünjer † (Protest. K.-Ztg. 1885, Nr. 20, Sp. 458—460). — Auch „Jenaische Ztg.", Sonntag, den 17. Mai 1885. — „Augsburger Allg. Ztg." Nr. 136, Sonntag, den 17. Mai 1885. — „Itzehoer Nachrichten" Nr. 59, Sonnabend, d. 23. Mai 1885. — Lipsius, Theol. Jahresbericht f. 1884, S. 384 f, (vgl. f. 1885, S. 525). — Holtzmann und Zöpffel, Lexikon f. Theol. u. Kirchenwesen [2]. Braunschweig, Schwetschke, 1888, Sp. 882 b. — Schaff and Jackson, Encyclopedia of living divines, NYork, Funk and Wagnalls, 1887. — Ernst Böhme, 350 Jahre Jenaischer Theologie. E. geschichtl. Skizze (Erw. Abdr. a. d. Zeitschr. „Pfarrhaus"), 1898, S. 44. — Friedr. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, 3. umgearb. Aufl. III, 1 (auch u. d. T.: Gesch. d. Protestantism. seit d. deutsch. Befreiungskr., 1. Buch, Gesch. d. deutschen Theologie), Berlin 1890, S. 5757.

Werthvolles Material verdankt der Berichterstatter der Liebenswürdigkeit des Rectors Julius Pünjer zu Altona, des einzigen noch lebenden Bruders von Bernhard Pünjer, und den Gymnasialacten von Meldorf.

Arno Neumann.

Purmann: Johann Georg P., gelehrter Schulmann von Ruf und angesehener Rector des reichsstädtischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. Er wurde am 1. Januar 1733 in dem fränkischen Städtchen Königsberg, dem Geburtsort des Astronomen Johann Müller (Regiomontanus), geboren und erhielt dort eine dürftige Schulbildung. Seit 1750 ermöglichten ihm Gönner den Besuch des Casimirianum in Coburg und später der Hochschule zu Alt-

dorf, wo er sich dem Studium der evangelischen Theologie und der alten Sprachen widmete. Nachdem er ein Jahr lang zu Nauheim als Privatlehrer thätig gewesen war, übernahm er 1756 in Hanau a. M. das Rectorat der „lutherischen Lateinschule", aus der die heutige Oberrealschule hervorgegangen ist. Im Frühjahr 1760 folgte er einer Berufung nach „des heiligen Römischen Reiches freier Stadt Frankfurt am Mayn", wo er an dem seit 1520 bestehenden Gymnasium zunächst als Conrector wirkte. Nach sechs Jahren wurde er „Adjunctus" und 1770 Nachfolger „einer der originalsten Figuren von der Welt", des seit 1748 im Amt gewesenen satirischen Rectors Dr. Albrecht, eines „Aesop mit Chorrock und Perücke", bei dem Goethe Privatunterricht im Hebräischen hatte. (Vgl. Dichtung und Wahrheit, Erster Theil, Viertes Buch.) In den von dem jungen Goethe „mit schaurigem Behagen durchstrichenen" düsteren, winkelhaften Räumen des alten Klosters zu den Barfüßern am Paulsplatz hat P. vom 7. Mai 1770 bis zum 9. Mai 1806 das Gymnasium geleitet, über die Stätte seiner Wirksamkeit hinaus geschätzt als Gelehrter von gründlichem und ausgebreitetem Wissen, als geschmackvoller lateinischer Redner sowie vielseitiger pädagogischer und philologischer Schriftsteller, als geistreicher Lehrer und charaktervoller, vorurtheilsfreier Erzieher. Sein Schüler, der Gräcist Philipp Buttmann, nennt ihn einen „echt gelehrten Mann". N. G. Eichhoff, der Lehrer des Philologen Karl Friedrich Hermann, feiert P. als den „gelehrtesten Lehrer, vor dem die durch rothe Mäntelchen ausgezeichneten patricischen Jünglinge wie die blauen Currentschüler Ehrfurcht hatten", der „zu groß war für kleinliche Pedanterie". Nach anderer zeitgenössischer brieflicher Darstellung war er „ein Mann von Kenntnissen und Geschmack, der auch auf Akademien ein philologisches Lehramt mit Ehren und Nutzen hätte verwalten können, über den Goethe ehedem bei seinen Bekannten geurtheilt habe, daß er mehr Geschmack hätte als Ernesti". Der bekannte Vertreter der rationalistischen Theologie in Jena Johann Philipp Gabler, sein Schüler, spricht in Verehrung von ihm. Zahlreich sind seine litterarischen Veröffentlichungen, darunter 119 Schulprogramme in lateinischer oder deutscher Sprache; pflichtgemäß sollte er jährlich vier Einladungsschriften zu den Prüfungen und Schulfeierlichkeiten verfassen. Bis an sein Ende liebte er es, seine Gedanken über allerlei Gegenstände, ernste und scherzhafte, in lateinischen Versen auszudrücken. Etwa zwei Jahre vor seinem Tode beschrieb er seinen Lebenslauf in 203 lateinischen Hexametern; die Verse 125—191 fordern einen durchgeistigten Schulbetrieb der classischen Sprachen und geben sein gesundes Urtheil über die wechselnden Moden der Pädagogik wieder. (Diese vita ist abgedruckt im Herbstprogramm 1814 des Frankfurter Gymnasiums, S. 11—19.) Gegen Ende seines Rectorats mußte er mit Betrübniß gewahren, wie das innere und äußere Wachsthum der ihm anvertrauten Bildungsanstalt durch ungünstige Zeit- und Ortsverhältnisse und den Mangel an tüchtigen Lehrkräften gehemmt wurde. Vom Frühjahr 1803 an war er „durch Verdienst, Alter und die Folgen des Alters von allen bestimmten Arbeiten freigesprochen". Bald nach der würdigen Feier seines durch eine Festrede des bedeutenden Theologen W. Fr. Hufnagel ausgezeichneten fünfzigjährigen Lehrerjubiläums wurde er am 20. Mai 1806 mit dem Professortitel in den Ruhestand versetzt. Die philosophische Doctorwürde war ihm am 18. März 1798 verliehen worden. Schüler und Verehrer ließen, um ihn zu feiern, eine Denkmünze prägen. (Auf der Vorderseite eine Pietas mit ihrem Symbol, dem Storch, zur Seite, über einen Altar einen Sternenkranz haltend; auf der Rückseite die Inschrift: Meritis Jo. Ge. Purmanni Gym. Moeno-Francof. Rectoris quum rem scholasticam per X lustra administrasset

Cultores M. D. CCCVI.) Der greise Emeritus erlebte noch die sieben Jahre der Regierung des Fürsten Primas und nachmaligen Großherzogs Karl von Dalberg, der ihn besonders schätzen lernte und ihm die „goldene Verdienstmedaille" verlieh. P. starb „mit der Hoffnung des möglich gewordenen Wiederaufblühens der Stadt, der er eine so lange Reihe von Jahren zu nützen gestrebt hatte", am 11. December 1813, wenige Tage vor der wiedergewonnenen Reichsfreiheit Frankfurts.

Die Titel seiner gedruckten Schriften sind zu finden bei Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, und bei Meusel, Gelehrtes Teutschland (Bd. 6, 10, 11, 15). — Seine „Orationes scholasticae et carmina" sind handschriftlich im Archiv des Frankfurter Lessing-Gymnasiums erhalten.

Otto Liermann.

Puschkin: Alexander P., Gymnasialprofessor und Stenographielehrer, geboren am 1. December 1822 zu München, † am 1. Mai 1878 in Baireuth, studirte in München neuere Sprachen, lebte dann 1848 in Wien und München als Publicist und begann 1849 seine erfolgreiche Lehrthätigkeit in der Stenographie, die er bei Gabelsberger selbst erlernt hatte. Er war von 1849 bis 1854 Stenographielehrer in Nürnberg und Würzburg, dann 1856 kurze Zeit Kammerstenograph in München und seit Herbst 1856 bis zu seinem Tode Lehrer der neueren Sprachen und der Stenographie in Baireuth. Er entfaltete eine umfangreiche propagandistische und theoretische Wirksamkeit auf stenographischem Gebiete, so daß er als der „Apostel der Gabelsberger'schen Stenographie in Franken" bezeichnet worden ist. Er gründete u. a. die Stenographenvereine in Würzburg und Baireuth und gab 1854 einen „Theoretisch-praktischen Lehrgang der Stenographie" heraus (4. Aufl. Baireuth 1872). Auch an der Berathung der sog. „Dresdener Beschlüsse" vom Jahre 1857 nahm er hervorragenden Antheil, übte an denselben aber auch eine eingehende Kritik, namentlich in dem „Magazin für Stenographie", das er von 1861 bis 1863 redigirte, und unterbreitete auch dem Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule eine größere Anzahl Abänderungsvorschläge. Seine Uebertragung des Gabelsberger'schen Systems auf die französische Sprache (Cours pratique de Sténographie universelle 1863, Cours de Sténographie populaire 1874) fand nur wenig Anklang.

Vgl. Krumbein, Entw.-Gesch. d. Gabelsb. Stenographie 1901), S. 267. — Heck, Gesch. d. Gabelsb. Schule II, 490. — Arch. f. St. 1878, S. 359.

Johnen.

Putlitz: Gustav Heinrich Gans Edler Herr zu P., geboren am 20. März 1821 auf dem Gute Retzin in der Priegnitz, entstammt jenem brandenburgischen Adelsgeschlecht, das bereits seit dem Jahre 1373 die Erbmarschallwürde der Kurmark nachweisen kann. Der Vater des Dichters bekundete in einem fast 92jährigen Dasein bei aller landwirthschaftlichen Berufstüchtigkeit ernste wissenschaftliche Interessen und setzte seine durch die Freiheitskriege unterbrochenen Universitätsstudien noch als Greis fort. Als zweites Kind und ältester Sohn seiner Ehe mit Caroline v. Guretzky wuchs Gustav auf dem väterlichen Gute in der friedlichen Stille eines ländlichen Familienkreises auf. Zur Vollendung seiner Ausbildung wurde er im Alter von 13 Jahren dem Alumnat des Klosters Unsrer lieben Frauen in Magdeburg übergeben. Bis zum Ende seiner Schulzeit (1841) blieb er in dieser Stadt, der er eine Reihe entscheidender Lebensbeziehungen verdankt. Im Vaterhause seines Mitschülers Felix Niemeyer gewann er in der Schwester seines Gefährten, Marianne, eine Freundin, die ihm ein halbes Jahrhundert hindurch opferfreudig und anspornend die Treue hielt. Ihrem künftigen Gatten Karl Immermann, dessen

Lebensbild er später mit Marianne gemeinsam entwerfen sollte, trat der junge P. nahe. Vor allem aber dem Bruder des Dichters, seinem Lehrer Ferdinand Immermann, der die Entwicklung des Zöglings und Freundes weit über die Gymnasialjahre hinaus beeinflußte.

Das Studium der Jurisprudenz begann und endete in Berlin. In der Zwischenzeit genoß der Werdende in vollen Zügen die Seligkeit des Heidelberger Burschenlebens, dessen Abglanz über mancher späteren Schöpfung leuchtet. Nachdem er seiner Dienstpflicht genügt hatte, entschloß sich P. zur diplomatischen Laufbahn. Zu ihrer Vorbereitung trat er 1846 bei der Regierung in Magdeburg ein. Doch die dichterische Production lenkte sein Interesse von den Acten fort, und nachdem er auch die Feuerprobe des Dramatikers bestanden hatte, nahm er zu Beginn des Jahres 1848 Urlaub zu einer italienischen Reise. Bei der Heimkehr schied er aus dem Staatsdienst aus, um sich fortan der Bewirthschaftung des Gutes Retzin zu widmen. Sein zaghaft der Oeffentlichkeit übergebenes Märchenidyll „Was sich der Wald erzählt“ (1850) fand einen ungeahnten Erfolg. Der Dichter aber ließ in eifriger Lustspielproduction seiner eingewurzelten Theaterpassion freien Spielraum. Auch seine Reisen nach Paris und London betrachtete er als Studienfahrten eines Bühnenenthusiasten. Selbst das Glück seiner Ehe verdankte er dieser Leidenschaft. Denn bei einer Liebhaberaufführung in Retzin gewann er das Herz der Comtesse Elisabeth Königsmarck, die er im Mai 1853 heimführte. Zehn Jahre lang lebte er in ungetrübter ehelicher Harmonie auf seinem Gute und freute sich des Gedeihens seiner fünf Kinder. Die Wintermonate verbrachte er in Berlin, für ein paar Sessionen als pflichttreuer Abgeordneter ohne politischen Ehrgeiz, seit der Thronbesteigung König Wilhelm's als Kammerherr zum Hofleben herangezogen. Im J. 1863 vertauschte er die Existenz des dichtenden „Priegnitzer Krautjunkers“ mit einem Amte, das seinen Neigungen entsprach: er übernahm als Intendant die Leitung des Schweriner Hoftheaters. Vier Jahre lang widmete er lernend und lehrend zugleich dem Institut eine emsige und in ihren Früchten reich belohnte Thätigkeit. Nach seinem Abschied trat er als Hofmarschall in den Dienst des preußischen Kronprinzenpaares, um nach einjähriger Wirksamkeit wieder zur Freiheit des Privatmanns zurückzukehren. Während der Kriegsjahre 1870/71 stellte er seine organisatorische Kraft, in gemeinschaftlicher Arbeit mit seiner energisch zupackenden Gattin, in den Dienst der Samariterthätigkeit. Er richtete Lazarethe ein und lernte, beim Transport der Liebesgaben, auf drei beschwerlichen Fahrten, die Schrecken des Schlachtfeldes kennen. Nach dem Feldzug trat er für kurze Zeit an die Spitze eines Berliner Zeitungsunternehmens, um im J. 1873 wiederum dem Lockruf des Bühnenlebens zu folgen. Denn in diesem Jahre übertrug ihm der Großherzog von Baden die Leitung des Karlsruher Hoftheaters. In sechzehnjähriger Arbeit erfüllte er die Pflichten dieses Amtes mit seiner vornehmen Milde, die alle höfischen und künstlerischen Schwierigkeiten auszugleichen wußte. Erst, als nach dem Tode des Familienseniors die Würden des Erbmarschalls, des Herrenhausmitglieds auf ihn übergingen, schied er, 1889, aus dem Dienst. Der tragische Untergang seines ältesten Sohnes an der Schwelle der akademischen Laufbahn hatte dem Dasein des sanften und zarten Mannes eine unheilbare Wunde geschlagen. In der alten Heimath Retzin suchte und fand er nach mancher Lebensunrast den letzten Frieden: bald nach der Heimkehr, am 5. September 1890, starb er in der Mitte des siebzigsten Lebensjahres.

Seine Wittwe ehrte das Andenken ihres Gatten durch die Veröffentlichung eines dreibändigen „Lebensbildes“ mit einer Fülle brieflicher Bekenntnisse.

Dieses Buch übertrifft an fesselndem Reiz alle andern Werke, die den Namen Gustav zu Putlitz der Nachwelt überliefern. Denn darin offenbart sich das liebenswerthe Menschenthum eines märkischen Edelmanns, in dessen Ernst und Reinheit Achim v. Arnim's Geist wiederaufzuleben scheint. Sein weicher Sinn prägt der Gestalt, ohne ärgerliche Schwäche, die Hülfsbedürftigkeit eines großen Kindes auf. Ein gütiges Schicksal gewährte ihm diese Hülfe. Denn zwei Lebensgefährtinnen nahten sich ihm mit einer fast mütterlichen Fürsorge. Seine Freundin und seine Hausfrau wußten seine Natur durch resolute Thatkraft zu ergänzen, ohne ihn in Herzenswirren zu verflechten. Keine Dichtung kann an Gefühlsinnigkeit mit dem schwesterlichen Schreiben Marianne's an die junge Braut ihres Freundes (Lebensbild I, 182 f.) wetteifern. Ihre überlegene und ihm doch so willig untergeordnete Energie schürte den Eifer seiner Production und schirmte ihn vor Entmuthigung. Dienste, die er mit unversieglicher Dankbarkeit vergalt, wie er auch als Freund die Treue zu bewähren wußte. Sein Einfluß bei den Herrschern der Welt und der Kunst schien ihm nur Freude zu bereiten, wenn er ihm eine Gefälligkeit für Willibald Alexis, für Emanuel Geibel, für Gisbert Vincke verdankte.

Der Ehrgeiz Putlitz' war von Jugend auf dem Theater zugewandt, wie er oft bekannt hat. Aber eine seltsame Fügung fesselt den Ruhm seines Namens nicht an seine zahlreichen Bühnenschöpfungen und Romane, sondern an sein kleines Jugendidyll „Was sich der Wald erzählt“. Bereits auf der Schulbank war das erste der lose verknüpften Märchen entstanden, in Italien das Ganze abgerundet. Gerade die Harmlosigkeit des schmalen Büchleins eroberte ihm einen Erfolg, der Niemand mehr als den Dichter verblüffte. Denn bei seinem Erscheinen (1850) hatte sich das große Publicum an politisch-socialen Problemen übersättigt und jubelte einem Dichter zu, der seine Leser von der Bierbank in die Kinderstube zurückführte. Ein wenig Selbstbetrug lief freilich dabei unter, denn die ersehnte Naivetät blüht keineswegs in dem gefälligen Werk. Vielmehr ist allerlei Salonsatire in den Erzählungen der Mohnblume, des Tannenbaums, des Waldbachs, des Steins verborgen. Ihre Gespräche sind von der wenig naiven Berechnung beseelt, die Welt des Waldes zu allegorisiren und menschliche Hörer mit neckischen Anspielungen zu unterhalten. Das Untertauchen in die absichtslose, unbelauschte Natur war dem Talent des Erzählers nicht vergönnt. Er selbst hat in bescheidener Selbsterkenntniß den süßlich conventionellen Charakter seiner Märchen geahnt. Doch der Schwunglose, dem die Gabe der lyrischen Beichte zeitlebens versagt blieb, mischte sich selbst noch zwei Mal unter die zahlreichen Nachahmer seiner erfolgreichen Erstlingsarbeit. So entstand die Rahmenerzählung „Vergißmeinnicht“ (1854) und das Versmärchen „Luana“ (1855). In diesen Producten einer erstarrten Romantik sind nur die eingewebten persönlichen Bekenntnisse, die Heidelberger Reminiscenzen wie die Freudenrufe des Bräutigams, genießbar. Als Kunstwerke verdienen sie indessen den Seitenhieb des „Kladderadatsch“ gegen Redwitz und Putlitz:

> „Gegen diese abgehärmten,
> Diese Mondscheinnachtverschwärmten . .
> Pseudo-Dichter Epigonen . . .
> Diese lahmen Jambenzimmerer,
> Zahmen Dithyrambenwimmerer“,

Als Novellist und Romandichter hat P. niemals gleiche Erfolge, aber auch niemals gleiche Anfechtungen erlebt. Seine leichte Erfindungsgabe weiß den Leser zu fesseln, wenn auch die Flottheit des Fabulirens nur selten eine Vertiefung und Verinnerlichung des Erzählten zuläßt. Fast immer spielen die Geschichten in der Gegenwart, in Lebenskreisen, die dem Blick des Autors

zugänglich waren. Die bunte Welt des Theaters, vom Agentenbureau bis zur Premièrenaufregung erscheint, wie später häufig, bereits im frühesten Versuch „Ungebundenes“ (1856). Doch die grelle Willkür der romanhaften Verknüpfung, wie sie diese Anfängerleistung aufweist, wird bald überwunden. So kann auch das selten gewagte Experiment glücken, den Apparat der romantischen Novelle mit einem geheimnißvoll auftauchenden Schicksalslenker zu beherrschen („Walpurgis“, 1873). Zumeist aber kommt es dem Erzähler darauf an, das Ideal der bürgerlichen Ordnung, der Lebensdisciplin zu verfechten. Als Ziel gilt der Sieg der Zucht über den Cynismus, der Ehrbarkeit über die Frivolität. So werden die „Halben“ (1868), eine Gesellschaft männlicher und weiblicher Bohémiens, durch Beispiel und Belehrung in nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt. Die brave Gesinnung des Bekehrers zeigt freilich einen Beigeschmack spießbürgerlicher Pedanterie, wenn er und der Autor sich entschließen, eine leichtsinnige Nini fortan Carolina zu rufen. Auch der große Roman „Die Nachtigall“ (1872) geht von ähnlichen Contrasten aus. Die Heldin, die deutlich Mignon's Züge trägt, wird vom Elend der Wanderschmiere zur Würde der Gattin und Mutter emporgeläutert. Ihr Wilhelm Meister aber wird von praktischen Freunden angespornt, aus einem müssigen Genießer zu einem fleißigen Professor zu werden. Die deutsche Hausfrau mit dem Rechenbuch erscheint ferner als Ideal in der Erzählung „Funken unter der Asche“ (1871), die durch anschauliche Kriegsreminiscenzen belebt ist, und in dem Alterswerk „Das Maler-Majorle“ (1883). Ueber solche philiströsen Tendenzen dringt P. jedoch hinaus, wenn er sein märkisches Heimathsgefühl in den treuherzigen „Brandenburgischen Geschichten“ (1862) spiegelt, wenn er im „Frölenhaus“ (1881) die Schollentreue des Landadels mit dem ungeduldigen Protzensinn der Großstädter contrastirt.

„Wenn ich mit Häring auf der Reise Novellenstoffe ersann ...., lächelte er immer, weil meine Ideen sich gleich dramatisch gestalteten.“ So heißt es in einem frühen Bekenntnißbrief, der auch die Worte enthält: „Die Leidenschaft für das Theater hat die Natur mir geheimnißvoll in die Wiege gegeben.“ Diese Leidenschaft trieb schon den Studenten zum emsigen Besuch des Berliner Hoftheaters, das gerade damals eine Fülle bedeutsamer Darsteller ins Treffen stellte. Auch die französische Komödie der preußischen Hauptstadt übte ihre Anziehungskraft auf den Anfänger, der in seinen „Theater-Erinnerungen“ (1874) den großen Einfluß Scribe's auf seine Erstlinge bezeugt. In diesem bescheidenen, anziehenden Buche umschreibt P. seine Lebensaufgabe: der deutschen Bühne das feinere Conversationsstück nach Pariser Muster zu schaffen. Eine Aufgabe, die er in leichter Improvisation vieler meist einactiger Prosaschwänke zu erfüllen sucht. (Lustspiele 1850—55, Neue Folge 1869—72.) Scribe's Vorbild ist am deutlichsten aus den größeren Bühnenwerken „Die blaue Schleife“ und „Um die Krone“ herauszuerkennen. In beiden Fällen handelt es sich um höfische Intriguenkomödien, die historische Staatsactionen im Boudoir entscheiden lassen. Die Liebesabenteuer Moritz' von Sachsen in der „Blauen Schleife“ sind bei aller Oberflächlichkeit von munterer Laune beschwingt. Dagegen ist Stanislaus Poniatowsky's Ringen „um die Krone“ Polens allein von dramatischer Silbenstecherei abhängig, die nach des Autors eigenem Bekenntniß eine „gemüthlose, mit Worten und Begriffen spielende Kälte“ voraussetzt.

Eine Selbsterkenntniß, die am besten beweist, wie wenig P. in Wahrheit zum Jünger seines Meisters berufen war. Denn dieser Franzosenzögling empfand allzu deutsch, dieser Edelmann und Kammerherr empfand allzu bürgerlich, um nicht von selbst den Weg von Scribe zu Iffland zu finden.

Die Tendenzen und Probleme seiner Lustspiele spiegeln die Ansprüche einer Welt wieder, die auf der Bühne nichts als ihre eigene hausbackene Harmlosigkeit finden möchte. Sie alle sind nur für den vergänglichen Geschmack ihrer Zeit bestimmt und dürfen nur an ihm gemessen werden. Verlobung heißt das große Ziel, dem die Backfische und die jungen Wittwen zustreben, dem die nachsichtigen Väter nur gelinde Hemmnisse in den Weg legen. Die Alten müssen zu Gunsten der Jungen verzichten (Die Zeichen der Liebe), die Jungen sehen ein, daß eine reine Seele mehr als alle Bildungshoffart bedeutet (Das Herz vergessen). Burschikoser Uebermuth wird von der Liebe ebenso schnell gezähmt (Badekuren), wie der Parteihaß (Brandenburgische Eroberungen). Eheprobleme werden leicht gelöst, indem Pantoffelhelden, Blaustrümpfe und Gesellschaftssklaven zum Ideal der deutschen Häuslichkeit, zur Zaubermacht der vier Wände bekehrt werden (Die alte Schachtel, Ein Hausmittel, Zwei Tassen). „Sie legt die Genialität ab und die Küchenschürze an", ruft eine treue Magd als triumphirender Herold der guten Sache. Große Zeitbewegungen werden geschwind als Motiv häuslicher Wirren ausgemünzt, eine vereinzelte Nachahmung Kotzebue'scher Wirkungen findet einen starken Widerhall (Spielt nicht mit dem Feuer). Der dauerhafteste Erfolg aber knüpft sich an eine verblüffend harmlose Werkstattschnurre „Das Schwert des Damokles". Lauscherscenen und Verwechslungsdialoge bilden immer wieder das Rüstzeug einer Technik, deren flotter Bühnenblick mit aller primitiven Kindlichkeit versöhnt.

Doch der dramatische Ehrgeiz Putlitz' fand keine volle Befriedigung in den Erfolgen seiner Schwänke. Friedrich Halm, den er auf einer Wiener Reise kennen lernte, verlockte ihn zu ernsteren Aufgaben und lenkte seine Schritte auf dem neuen Pfade mit einer Hingabe, die selbst der weiche Sinn des Adepten bald als allzu tyrannisch empfand. So entstand unter der wachsamen Controlle des Lehrmeisters das fünfactige Schauspiel „Das Testament des großen Kurfürsten" (1858). Das Drama, das Halm's Freundin Julie Rettich zuerst auf einer Gastspielreise aufführte, verdankt seine Entstehung den Eindrücken des Dorothea-Romans von Willibald Alexis. Die Gestalt der Kurfürstin, die im Interesse ihrer Kinder gegen den regierenden Stiefsohn und gegen die Landeseinheit conspirirt, wächst über das Erbschleicherthum hinaus. Wenigstens ein Schatten der Dämonie umwittert die verbissene, vom allgemeinen Mißtrauen zurückgescheuchte Frau. Nur der glückliche Ausgang der höfischen Wirren wird allzu billig durch eine Schönfärberei erkauft: der schwache Kurfürst Friedrich entpuppt sich plötzlich als eine seinem großen Vater ebenbürtige Siegernatur. Ein redliches Streben nach Schwung und Stil des Kleist'schen „Prinzen von Homburg" hebt das Werk über das Niveau des Intriguenstückes hinaus. Aber die Einflechtung einer farblosen Liebesepisode verräth die Ohnmacht des Epigonen ebenso deutlich, wie die ernüchternde Redseligkeit, mit der alle Personen ihre seelischen Wandlungen beschwatzen. Immerhin zeigen die späteren Versuche auf dem Gebiet des Versdramas, wie heilsam für P. das Eingreifen eines Praktikers vom Schlage Halm's war. Denn seine Tragödie „Don Juan d'Austria" (1863), ein Wallensteinconflict in der Umwelt des Don Carlos, bedeutet nur ein hülfloses Antasten des Schiller'schen Erbguts. Innere Unsicherheit documentirt sich auch im Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall" (1864), dessen Zwitterstellung zwischen der historischen Komödie und der pathetischen Staatsaction der Dichter selbst herausfühlte. Einen desto wärmeren Herzensantheil nahm er an seinem Lieblingsdrama „Waldemar" (1863), wie immer, wenn der heimathstreue Märker eine brandenburgische Aufgabe zu meistern suchte. Doppelt schmerzlich

empfand er deshalb den Mißerfolg des Schauspiels, der freilich im zwiespältigen Wesen seines Versuchs begründet war. Denn dieses Prätendentenstück verzichtet von vornherein auf das Prätendentenproblem: der falsche Waldemar der Sage wird bei P. zum echten Markgrafen, der sich aus erklügelten Motiven 30 Jahre lang verborgen hielt. Doch bei aller Banalität der Ausführung birgt die Schöpfung einen poetischen Gedanken, dessen Ausnützung allerdings über die Kraft des Dramatikers ging: Waldemar fühlt selbst, wie seine Kraft durch das Komödienspiel mit dem Tode gebrochen ist.

Zwei Jahrzehnte später kehrte der Alternde noch einmal zu den Aufgaben des ernsten Dramas zurück, diesmal im Wetteifer mit den Gestaltern moderner Lebensprobleme. Sein Kaufmannsdrama „Rolf Berndt“ (1879) eroberte ihm einen nachhaltigen Bühnenerfolg. Dagegen blieb das letzte, mit erlahmender Kraft geschriebene Schauspiel „Die Idealisten“ (1881) völlig in der Kunstform des Romans stecken. Zudem zeigte der ins Phrasenthum verirrte Patriotismus dieses Werkes die gefährliche Nachwirkung der zahllosen Festspiele, in denen sich der gefällige Intendant so oft als Bühnenherold nationaler Feiertage erprobt hatte. Der Zeit, nicht der Nachwelt diente dieser Dichter, dessen Gaben die Schwerfälligkeit, aber auch die Tiefe fehlt. Die Grenzen seines Talents sind leicht abzustecken. Aber versöhnlich wirkt die seelische Bescheidenheit eines redlich Vorwärtsstrebenden, der seine Ansprüche stets mit seinem Können in Einklang zu bringen wußte.

Putlitz hat selbst die reifsten Früchte seiner Production in den „Ausgewählten Werken“ gesammelt (Berlin 1872—1877, 6 Bände, dazu ein Ergänzungsband 1888), freilich ohne Berücksichtigung seiner Lustspiele. Anziehende Fragmente seiner Selbstbiographie (Theater-Erinnerungen 1874, Mein Heim 1885) werden durch das reichhaltige Werk seiner Wittwe: „Gustav zu Putlitz, ein Lebensbild“, Berlin 1894, zur Vollendung abgerundet. Ein Privatdruck „Eduard zu Putlitz“, Labes 1903, den ich der Liebenswürdigkeit seiner Tochter verdanke, gibt interessante Aufschlüsse über den Vater des Dichters. Monty Jacobs.

Pachler *): Faust P., deutschösterreichischer Dichter, wurde am 18. September 1819 zu Graz geboren. Sein Vater, Dr. Karl Pachler, war Advocat in Graz, seine Mutter, Marie Pachler-Koschak, ebenso durch ihre Schönheit als auch durch ihre virtuose Beherrschung des Clavierspieles ausgezeichnet. Sie hatte 1817 Beethoven in Wien besucht und seine Compositionen dem Meister so trefflich vorgespielt, daß dieser selbst erklärte: er habe noch Niemanden gefunden, der diese Compositionen so gut vorgetragen wie die genannte Dame. Noch später stand diese Frau mit Beethoven in brieflichem und künstlerischem Verkehr. Ganz ausführlich berichtet hierüber Frau Pachler selbst in einem umfangreichen Aufsatze in der „Neuen Berliner Musikzeitung“ vom Jahre 1865, welcher unter dem Titel „Beethoven und Marie Pachler-Koschek. Beiträge und Berichtigungen“ auch als Separatdruck erschienen ist. Der junge Faust erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung im Hause seiner Eltern, deren Haus einen geistigen Mittelpunkt des damals noch kleinen Graz bildete, wo Musiker, Bühnenkünstler, Dichter und Schriftsteller zusammenkamen. Von den hervorragenden Persönlichkeiten, die daselbst verkehrten, seien etwa genannt der Dichter K. G. R. v. Leitner, der berühmte Orientalist und

*) Zu Bd. LI, S. 744.

Staatsmann Anton Prokesch (später Graf v. Prokesch-Osten), der Historiker Jul. Schneller, die ausgezeichnete Tragödin Julie Gley und deren späterer Gatte der Hofschauspieler Karl Rettich, nicht minder andere bedeutende Bühnenkünstler jener Zeit. Auch Franz Schubert war im J. 1827 auf dem Landsitze Pachler's bei Graz einige Zeit als Gast anwesend und hatte dort mehrere kleine Compositionen verfaßt. In solcher Umgebung erhielt der aufgeweckte Knabe natürlich besondere künstlerische Anregung. Schon frühzeitig machte sich bei ihm das Interesse für das Theater bemerkbar und schon als Knabe mit 7 Jahren hatte er ein Drama „Johann von Castilien“ verfaßt in natürlich kindischer Durchführung. Ins Theater selbst kam er erst später. Als P. 1829 in die unterste Lateinschule kam, war er bereits mit den Dramen Schiller's, Goethe's und Anderer bekannt und schrieb wieder ein Stück: „Graf Theodor“. Im J. 1830 weilte Major Anton Prokesch, von seiner Orientreise zurückgekehrt, in Graz, er war ein Jugendfreund von Pachler's Eltern, wohnte auch bei denselben und gewann das Herz des Knaben und dessen volles Vertrauen. Es enstanden in der Folge noch verschiedene Dramen, welche P. auch dem hochverehrten Prokesch vorlegte, der freilich die Bestrebungen des jungen Dichters nicht so anerkannte, wie dieser es wünschte. Im J. 1837 begann P. auf Wunsch seines Vaters die juridischen Studien an der Grazer Universität und trotz seiner besonderen Vorliebe für dichterische Bestrebungen vollendete er das Studium der Rechtswissenschaft und errang den juridischen Doctorgrad. Freilich hatte er seine poetischen Pläne durchaus nicht aufgegeben. Es entstanden Lust- und Trauerspiele, deren allerdings keines auf die Bühne gelangte, auch manches lyrische Gedicht ist schon aus jenen Tagen zu verzeichnen. Faust's Eltern aber standen allen diesen dichterischen Productionen des Sohnes schroff gegenüber und der junge Dichter wurde hinfort mit großem Mißtrauen gegen Vater und Mutter erfüllt. Er schreibt selbst in autobiographischen Aufzeichnungen, die P. hinterlassen hat: „Meine Mutter wollte nur das Höchste, mein Talent schien ihr zu klein. Abgesehen davon behauptete sie, nur die Phantasie mache unglücklich. Mein Vater aber wußte zu gut, in welch geringem Ansehen damals in Oesterreich selbst ein so bedeutender Dichter wie Grillparzer stand, und fürchtete, meine poetischen Träumereien könnten mich meinen Studien abwendig machen“. Da das nunmehr verehelichte Ehepaar Rettich in Wien den jungen Mann einlud, es in Wien für längere Zeit zu besuchen und dies 1839 auch zum ersten Male der Fall war, so bot sich im Hause des schon am Burgtheater engagirten Paares eine Fülle des Interessanten für den theaterbegeisterten Jüngling. Aber die Eltern verlangten mit Bestimmtheit, daß sich P. auch einem praktischen Berufe als Jurist widme und kein Zureden von Seite Rettich's und seiner Frau, an welche sich P. deshalb wendete, konnte ihre Gesinnung ändern. Einen Ausweg in der Wahl von Faust's Lebensberuf bot die Bekanntschaft, welche P. mit dem an der Wiener Hofbibliothek angestellten rühmlichst bekannten Romanisten Ferdinand Wolf gemacht hatte. Dieser damals als Scriptor an der genannten berühmten Bibliothek wirkende Gelehrte vermittelte dem befreundeten P. eine vorläufige Anstellung daselbst im J. 1843, und seit jener Zeit wirkte P., welchem auch die Pflicht auferlegt wurde, die ungarische Sprache zu erlernen, bald fest angestellt, zuletzt in der Stellung eines Custos an der Hofbibliothek, bis 1889, in welchem Jahre er als Regierungsrath in den Ruhestand sich zurückzog. Da P. selbst musikalisch tüchtig ausgebildet ein vorzüglicher Kenner auf diesem Gebiete war, wurde ihm in der späteren Zeit seines Dienstes die Ueberwachung und Verwaltung der auch im musikalischen Theile so bedeutenden

Schätze der Hofbibliothek anvertraut, nachdem er Jahre lang vorher mit andern, namentlich Katalogisirungsarbeiten eifrig beschäftigt gewesen. Aber eine besondere hervorragende Persönlichkeit sollte für P. an der Hofbibliothek schon bei der ersten Anstellung daselbst von Bedeutung werden. Es war dies kein geringerer, als der erste Custos und Vorstand jener Bibliothek, der Hofrath Baron Münch-Bellinghausen, der gefeierte Dichter Friedrich Halm. Halm, der in so nahen Beziehungen zu dem Rettich'schen Hause stand, und auch mit Pachler's Vater befreundet war, hatte schon, wohl durch Rettichs aufmerksam gemacht, sein Augenmerk auf P. gelenkt, als derselbe die Stellung an der Bibliothek anstrebte. Er wurde in der Folge nicht nur der oberste Vorgesetzte des jungen Mannes, sondern auch sein wohlwollender freundlicher Berather, und namentlich richtete er die Aufmerksamkeit auch auf dessen dramatische Thätigkeit, wenn er auch nicht recht dessen besondere dichterische Begabung anerkennen wollte. Aber der Jünger hörte trotzdem gerne auf die Rathschläge des Meisters, wenn P. auch „ein grundverschiedenes Wesen" von Halm's Manier trennte. Inzwischen hatte P. schon eine Zahl von Stücken verfaßt, von denen endlich ein Trauerspiel „Jaroslaw und Wassa", 1848 in Brünn aufgeführt, einen Achtungserfolg errang.

Bevor der Beziehungen Halm's und Pachler's noch weiter Erwähnung geschieht, sei anderweitiger litterarischer Thätigkeit desselben gedacht, welche er zumeist unter dem Pseudonym C. Paul ausübte. So veröffentlichte er verschiedene Gedichte und politische Aufsätze in österreichischen Blättern jener Zeit, welche seine freisinnige deutsche, aber patriotisch österreichische Denkweise bekundeten. Solche Beiträge erschienen in Vogl's „Morgenblatt", in Frankl's „Sonntagsblättern", in Prechtler's „Patriot" und an anderen Stellen. Im December 1850 wurde das „Familienbuch des österreichischen Lloyd in Triest" begründet und durch Vermittlung Rettich's neben dem Schriftsteller Papsch in Wien P. mit der Redaction dieses sich bald vortrefflich gestaltenden Blattes betraut. Und Pachler's Einfluß ist es zu verdanken, daß Halm, Anast. Grün, Bauernfeld, Laube als Mitarbeiter gewonnen wurden, daß Paul Heyse daselbst seine ersten feinsinnigen Novellen veröffentlichte und Edmund Höfer seine zierlich durchgearbeiteten psychologisch vertieften Erzählungen. Die Abonnentenzahl des „Familienbuchs" war unter Pachler's Leitung von 2000 auf 13 000 gestiegen, als dieser die Redaction einem Nachfolger abtrat, da der Sitz derselben nach Triest verlegt wurde und P. Wien nicht verlassen, seine Stellung an der Hofbibliothek nicht aufgeben wollte.

Im October 1849 war es P., der, als bei der Belagerung Wiens die Hofbibliothek und das Naturaliencabinet in Brand geschossen wurde, sich unter Lebensgefahr alle Mühe gab, die kostbaren Bücherschätze zu retten, welche infolge dieser Bemühungen auch wirklich, außer durch etwas eingedrungenes Wasser, weiter keinen Schaden litten. Ein besonderer Dank der vorgesetzten Behörde ward dem selbstlosen Bibliotheksbeamten zu Theil. In demselben Jahre 1849 wurde auch ein Trauerspiel Pachler's: „Begum Sumro" ohne Halm's Vorwissen in Druck gelegt, dessen indischer Stoff einer Novelle des Jahrganges 1845 der Pariser „Revue des deux mondes" entnommen erschien. Das Buch übersendete P. an den Director des Burgtheaters, Holbein, um es nach einem halben Jahre unaufgeschnitten, also ungeprüft wieder zurückzuerhalten. P. veröffentlichte diese Thatsache in der „Ostdeutschen Post" und es kam zu einer Zeitungspolemik, in die auch Saphir in seinem „Humoristen" eingriff, der darin einen Aufsatz „Dr. Faust's Holbeinfahrt" veröffentlichte. Eines hatte P. damit gewonnen, daß nämlich Halm, die Rettichs, Anschütz und Andere sein Talent zugaben und ihn zu einer Umarbeitung aufmunterten.

Zu einer solchen kam es jedoch nicht, da P. eine Art Widerwillen gegen das Stück gefaßt hatte. Eine Reihe von Jahren darnach aber erklärte Halm, da P. durchaus von dem Stücke nichts mehr wissen wollte, selbst den Stoff bearbeiten zu wollen, welchen ihm P. gern abtrat. So entstand Halm's „Begum Somru", welches Stück 1863 in Berlin zur ersten Aufführung gelangte und durch seine glänzende Diction und Charakteristik den besten Werken Halm's beizuzählen ist.

Im J. 1851 veranstaltete Director Laube eine Preisbewerbung für Lustspiele, auch P. hatte sich mit einem Stücke eingestellt, das L. als aufführbar bezeichnete, falls es einigermaßen umgearbeitet würde. P. konnte sich auch in diesem Falle zu keiner Umarbeitung entschließen. Als im J. 1854 anonym Halm's „Fechter von Ravenna" über die Bühnen ging, in dem Schulmeister Bacherl ein Plagiat ersehen wollte und überall in Deutschland heiteres Aufsehen dadurch erweckte, verfaßte P. den dramatischen Scherz „Der falsche Bacherl", eine köstliche Parodie, die aber nur handschriftlich in Pachler's Nachlaß vorliegt. Die Anhänglichkeit, welche P. stets dem von ihm so hochverehrten Halm bewährte, veranlaßte den Dichter des „Fechters", „Faust Pachler im Einvernehmen mit Emil Kuh" zur Herausgabe seines — Halm's — Nachlasses einzusetzen, welcher Arbeit auch P. in pietätvollster Weise sich unterzog. Er gab diesen Nachlaß, nachdem Halm 1871 gestorben war, als 9.—12. Band von Halm's Gesammelten Werken im J. 1872 heraus, und finden sich in demselben Gedichte, Dramen (darunter „Begum Somru") und insbesondere die ausgezeichneten Novellen Halm's, welche seitdem als wahre Perlen deutscher Novellistik berühmt geworden sind. Die Vorrede Pachler's zu diesen Novellen macht mit der merkwürdigen Thatsache bekannt, daß einige derselben ebenfalls auf Grund stofflicher Mittheilungen Pachler's entstanden sind. P., von dessen außerordentlich zahlreich dramatischen Arbeiten (weit über 100 Stücke) nur, außer den schon genannten, das Festspiel „Kaiser Max und sein Lieblingstraum" (1853), die Lustspiele: „Er weiß Alles" (1876) und „Loge Nr. 2" gedruckt vorliegen, hat verschiedene Gedichte in Böttger's „Album neuerer deutscher Lyrik", in Kuh's „Dichterbuch" und verschiedenen Zeitschriften und Dichter-Albums, in dem Wiener litterarischen Jahrbuche „Die Dioskuren" und an anderen Orten veröffentlicht. Er war aber auch auf novellistischem Gebiete thätig und hat eine Reihe ganz beachtenswerther Novellen und Erzählungen in dem von ihm redigirten „Familienbuch", sowie in Seidl's Taschenbuch „Aurora", im „Krippenkalender" für 1855 und seine beste Novelle: „Das Begnadigungsgesuch" 1854 in Truska's „Frühlingsalbum" der Oeffentlichkeit vorgelegt. Auch zwei Romane sind von ihm verfaßt worden und der erste derselben „Die erste Frau" in 2 Bänden ist 1877 erschienen. Der zweite dieser Romane „Die Familie Pontresina" wurde im Jahrgange 1888 der Wiener „Allgemeinen Zeitung" zum Abdrucke gebracht.

P. war seit 1851 mit der geistvollen Jenny zur Helle, welche er bei Rettich's kennen und lieben gelernt, vermählt. Eine glückliche Häuslichkeit an der Seite der edlen Gattin versöhnte ihn mit dem Umstande, daß seine Ehe kinderlos geblieben war. In den Jahren 1885 und 1888 hatte P. noch zwei umfassendere Gedichtsammlungen „Das Geheimniß des Dichters" und „Rohitscher Sonnendienst" herausgegeben. Die Gedichte der letztgenannten Sammlung entstanden in dem Curorte Rohitsch-Sauerbrunn in Steiermark, den er wegen seines leidenden Zustandes in den letzten Jahren des Lebens öfter zu Heilzwecken aufzusuchen pflegte. Zu dem Nachlassen der Kräfte gesellte sich in diesem Jahre Schwerhörigkeit, die zuletzt in völlige Taubheit ausartete, wiederholte Schlaganfälle machten ihm zuletzt auch das Sprechen

schwer. P. wohnte zumeist in Wien oder zur sommerlichen Zeit auf seinem schönen Landbesitz zu Graz, der „Panoramahof“ genannt, wo er am 6. September 1892 auch gestorben ist. Hochbetagt folgte ihm die seiner stets mit innigster Liebe gedenkende Gattin ebendaselbst im Tode erst im J. 1905. Auf dem Grazer Leonhardfriedhof, wo der Dichter ruht, besagt die für seinen Grabstein von ihm selbst verfaßte Inschrift: „Faustus fuit — Felix erat — Beatus est“. — Seinen litterarischen Nachlaß, insbesondere die zahlreichen dramatischen Arbeiten, welche er seit seiner Jugend abgefaßt hat, hat P. der Grazer Universitätsbibliothek vermacht, welche auch eine vollständige Zahl seiner Werke, zumal auch jener, die, aus Sammelwerken herrührend, nur in Separatabdrücken vorliegen, besitzt. Letztere sind der Zuwendung seiner Wittwe zu verdanken.

Faust P. war kein hochbedeutender Dichter, obwohl ihm zahlreiche Gedichte, manches Drama oder Lustspiel und manche Erzählung mehr oder weniger gelungen ist. Aber er trug ein feines Gefühl für Poesie in sich, das er auf andere große Talente zu übertragen wußte. Pachler's Bedeutung liegt in der geistigen Anregung, die er auf jeden, der mit ihm verkehrte, ausübte. Er hat mit Grillparzer, Anast. Grün, Halm, Paul Heyse, E. Höfer und vielen berühmten dichterischen Zeitgenossen in freundschaftlicher Weise verkehrt, besaß eine hohe litterarische und ästhetisch-philosophische Bildung und wurde von jedem, der ihn näher kannte hoch geschätzt. Sein litterarisches Urtheil war ein klares und sicheres, wie am besten die zahlreichen von ihm herrührenden litterarischen Besprechungen im „Familienbuch des österreichischen Lloyd“ erweisen. Seine hinterlassenen Tagebücher bieten ein reiches Material zur Geschichte der zeitgenössischen Litteratur, sein Briefwechsel mit den bedeutendsten poetischen Geistern und mit Gelehrten erweist die Hochachtung und Verehrung, welche ihm von berühmten Männern, die ja an Begabung ihm weit überlegen waren, entgegengebracht wurde. Wie er diese Geister zu fesseln und zu gewinnen wußte, zeigt am besten seine mehrerwähnte, wenn auch nur kurze redactionelle Thätigkeit, während welcher er auf so viele selbst befruchtend wirkte. Das Leben und Wirken der namentlich österreichischen Dichter und Schriftsteller war ihm vertraut wie kaum einem zweiten, und ein Freund heiterer Geselligkeit, stand er, zumal in Wien, mit einem großen Kreise geistig Begabter, mit Künstlern, Poeten und Gelehrten in enger Verbindung. Die meisten verkehrten auch in seinem Hause und wußten die Anregung, die sie durch P. und seine ihm geistig ähnliche Gemahlin erhielten, hoch zu schätzen.

Was er übrigens auf lyrischem Gebiete, zumal in seinen größeren, spät erschienenen Sammlungen geboten, ist keineswegs minderwerthig. „Das Geheimniß des Dichtens“ ist ein Buch, reich an poetischen Schönheiten und feinen Zügen in edler dichterischer Form, eine anatomisch genaue Zergliederung des dichterischen Geisteslebens, ein Buch voll hoher Gedanken, eine reiche Zahl aneinandergereihter poesievoller Bilder und ein Schatzkästlein für jeden, der es mit der Poesie ernst meint. Am Schlusse ruft die Muse, in des Poeten Händen die Leier ihm zurücklassend, ihm die schönen beherzigenswerthen Verse zu: „Du darfst sie nie zu Tönen zwingen — Sie wird, das glaube mir, von selbst erklingen — So oft ein Hauch des Lebens sie berührt; — Du brauchst dann nichts als mit- und nachzusingen — Und wiss' auch das: ihr Ton ist immer rein, — Der deine muß damit im Einklang sein.“ — Im „Rohitscher Sonnendienst“ bietet der Dichter eine bunte Abwechslung schöner Naturbilder und preist die Sonne als das belebende Element, dem er sich entgegensehnt und das sein Dichtergemüth anregt und zu manchem gedanken-

reichen Gedichte begeistert. Ueberhaupt bietet die ganze Sammlung eine Verherrlichung des Naturlebens, das dem Poeten selbst in den Blumen des Waldes, in der Aehre des Feldes, in dem Grün der duftenden Wiesen und in dem Schatten der prangenden Buchen und Eichen seine Geheimnisse offenbart, und ihn verlockt die Schönheit, welche ihn umgibt, zu genießen und zu besingen. Einige hübsche Märchen und Sagen aus der Vorzeit jenes Gebietes sind beigegeben und mehreres davon erscheint in der Form der orientalischen Makame. Aber auch die als „Zwischenspiele“ in dem Buche bezeichneten Sentenzen und Sinnsprüche verdienen volle Beachtung. Sie enthalten einen reichen Schatz von Spruchweisheit, wie sie der Dichter in seinem Leben gesammelt und hier in kurzen Strophen wiedergegeben hat. Man wird diese an den verschiedensten Gedanken über Kunst und Leben und die mannichfaltigen Vorkommnisse dieses Lebens so reichen und gediegenen Sprüche, welche einen Schatz ethischer Betrachtung und philosophisch-ästhetischer Weisheit enthalten, um so mehr zu würdigen wissen, je öfter man sie liest. — Eine Zahl sinnige Poesien liegt noch im Nachlasse Pachler's ungedruckt vor, die ebenso der Form wie dem Inhalte nach Aufmerksamkeit beanspruchen und durch die allerdings meist ein wehmüthiger Zug geht, die aber gerade deshalb das Herz des Lesers vielfach durch ihre Innigkeit ergreifen. — Von den Prosaschriften Pachler's ist ohne Frage sein bedeutendstes Werk der Roman „Die erste Frau“, welcher eine spannende Handlung bietet, die durch Wiederverheirathung geschiedener Gatten herbeigeführt wird und manche fesselnde Scene aufweist. Wenn auch dieser Roman wohl nicht modernen Anforderungen entspricht, bleibt er doch ein hochachtbares, wohldurchdachtes Werk, welches auch durch seine feine Charakteristik ausgezeichnet erscheint. P. hat eine Art Selbstbiographie hinterlassen, welche aber leider nur bis in die Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts fortgeführt erscheint. Manches aus der vorliegenden Darstellung ist dieser ungedruckt gebliebenen Lebensbeschreibung entnommen.

Wurzbach im Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXI. Bd. (1870) behandelt Pachler ausführlicher. — Vgl. auch Brümmer, Lexikon d. dtschn. Dichter. Leipzig, Bd. 3. — Anna Fritzinger-Wolf, Faust Pachler als Mensch und als Dichter, im „Oesterreichischen Jahrbuch“ von Helfert, 21. Jahrg. 1897, S. 287—313 (mit einem Anhang ungedruckter Gedichte aus dem Nachlasse). — Pachler's Beziehungen zu Halm, mit Beiträgen zur Lebensgeschichte Halm's, schildert die auch separat erschienene Arbeit: „Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm von Faust Pachler“ in demselben „Oesterr. Jahrbuche“, Jahrg. 1877. — Ausführliches über diese Beziehungen hat der Verfasser der vorliegenden Biographie mitgetheilt anläßlich der Schilderung von „Halm's Leben und Wirken“, in Friedrich Halm's Ausgewählte Werke in 4 Bänden hsg. von A. Schlossar, 1. Bd., S. 39 ff. — Ein Auszug aus Pachler's Autobiographie nebst anderen Mittheilungen über ihn findet sich unter dem Titel: „Aus den Nachlaßpapieren eines vergessenen österreichischen Dichters“ in der Neuen Freien Presse (Wien) vom 11. Februar 1900 Nr. 12 740 im „Litteraturblatte“ ebenfalls von dem Verfasser dieser Zeilen, der auch in seinem Buche: „Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark“ (Wien 1893), S. 124 ff. dem Leben und poetischen Wirken Pachler's etwas ausführlicher gerecht zu werden versucht hat. — Wichtig erscheint auch der nach Abschluß des Satzes erschienene Aufsatz: „Schuberts Aufenthalt in Graz“ von O. E. Deutsch in der Zeitschrift „Die Musik“ (Berlin) 1906/7, Heft 7 und 8, mit zahlreichen Daten über die Familie Pachler.

Anton Schlossar.

Pachtler *): Georg Michael P., Jesuit, pädagogischer und socialpolitischer Schriftsteller, geboren am 14. September 1825 zu Mergentheim, † am 12. August 1889 zu Exaeten in Holland. P. machte seine Gymnasialstudien zu Mergentheim und Rottweil, studirte vier Jahre in Tübingen Theologie und Philologie und wurde am 4. September 1848 in Rottenburg zum Priester geweiht. Später setzte er seine philologischen Studien noch ein halbes Jahr in München fort, machte das philologische Staatsexamen und wirkte mehrere Jahre im Weltpriesterstande im höheren Lehramt und in der Seelsorge, seit 1850 als Präceptoratsverweser in Weilderstadt, 1854 in Ellwangen, 1855 in Riedlingen, bis er am 27. September 1856 zu Gorheim bei Sigmaringen in das Noviziat der Gesellschaft Jesu eintrat. Nach Vollendung des im Orden vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Studienganges wirkte er 1864—1869 als Professor am Jesuiten-Gymnasium in Feldkirch. 1866 begleitete er als Feldgeistlicher die Vorarlberger Landesschützen in den Kampf gegen die Garibaldianer. 1869/70 war er als Feldgeistlicher bei einer deutschen Truppenabtheilung des päpstlichen Heeres in Rom. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland führte er 1871 zuerst eine Zeit lang die Redaction der damals in eine regelmäßige Zeitschrift umgewandelten „Stimmen aus Maria-Laach“ als erster Hauptredakteur derselben; dann wirkte er bis zur Verbannung 1872 seelsorgerisch unter den katholischen Fabrikarbeitern in Essen. Nachher lebte er theils in Oesterreich, theils und meist in den Häusern der deutschen Ordensprovinz im holländischen Limburg, neben gelegentlicher Aushülfe in der Seelsorge hauptsächlich schriftstellerisch thätig.

Die bekannteste wissenschaftliche Arbeit Pachtler's ist die Herausgabe der „Ratio Studiorum et Institutiones scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes“ für die „Monumenta Germaniae Paedagogica“ (Bd. I—III, Berlin 1887—1890; Bd. IV wurde von P. Bernhard Duhr 1894 hinzugefügt; bildet den 2., 5., 9. und 16. Band der Monumenta). Auf pädagogischem Gebiete sind ferner die Schriften zu nennen: „Die Reform unserer Gymnasien“ (Paderborn 1883; aus einer langen Reihe von Aufsätzen hervorgegangen, die zuerst in den Stimmen aus Maria-Laach, 16.—19. Bd., 1879—1880, erschienen waren) und „Das göttliche Recht der Familie und der Kirche auf die Schule“ (Mainz 1879). Zur klassischen Alterthumskunde das Programm: „Das Telegraphiren der Alten“ (Feldkirch 1867) und die Aufsätze über „H. Schliemann's Ausgrabungen in Troja“ (Stimmen aus Maria-Laach, 26. Bd. 1884, S. 141—159; 241—262). Pachtler's früheste Arbeiten waren die „Biographischen Notizen über den Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Bischof von Sardica“ (Augsburg 1850) und mehrere Andachtsbücher, darunter stark verbreitet: „Das Buch der Kirche vom Palmsonntage bis zum weißen Sonntage“ (Schaffhausen 1853, später Regensburg, 11. Aufl. 1899) und „Meßbuch für das katholische Pfarrkind, in lateinischer und deutscher Sprache“ (Mainz 1854, 9. Aufl. 1890). Es folgten die nach dem Französischen bearbeiteten Werke zur Missionsgeschichte: „Des P. Alexander von Rhodes S. J. Missionsreisen in China, Tonkin, Cochinchina und anderen asiatischen Reichen“ (Freiburg i. Br. 1858) und „Das Christenthum in Tonkin und Cochinchina, dem heutigen Annamreiche, von seiner Einführung bis auf die Gegenwart“ (Paderborn 1861). 1871 besorgte er eine Ausgabe der „Acta et Decreta sacrosancti et oecumenici Concilii Vaticani“ (Freiburg i. Br.). Von seinen zahlreichen Beiträgen zu den Stimmen aus Maria-Laach seit 1871, außer den schon genannten, haben

*) Zu Bd. XLII, S. 744.

einige apologetischen Inhalt oder betreffen die „Römische Frage" (so die Artikelserie im 22. und 23. Band, 1882); die meisten sind politischen und socialpolitischen Inhalts und verfolgen insbesondere die socialistische Bewegung. Hierher gehören auch die separat erschienenen Schriften: „Die internationale Arbeiterverbindung" (Essen 1871) und „Die Ziele der Socialdemokratie und die liberalen Ideen" (Freiburg i. Br. 1892, 4. Aufl. 1904; = Die sociale Frage, beleuchtet durch die Stimmen aus Maria-Laach, 3. Heft). Die Beschäftigung mit der „Internationale" und der Geschichte der liberalen Ideen führte P. auf die Freimaurerei, der er mehrere Artikel in der genannten Zeitschrift und besonders die beiden größeren Werke widmete: „Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar. Nach Dokumenten" (Freiburg i. Br. 1873); die 2. Auflage unter dem Titel: „Der stille Krieg gegen Thron und Altar oder das Negative der Freimaurerei" (Amberg 1876); und „Der Götze der Humanität oder das Positive der Freimaurerei. Nach Dokumenten" (Freiburg i. Br. 1875). Mehrere Broschüren politischen Inhalts erschienen ferner Amberg 1875 f. unter dem Pseudonym Annuarius Osseg. Erwähnt sei noch, daß P. für die Jahre 1872—1878 den Kalender „Der Hausfreund" herausgab (für 1872—76 Freiburg i. Br., für 1877—78 Amberg), dessen verschiedene Jahrgänge größere Beiträge von ihm selbst apologetischen, socialpolitischen und geschichtlichen Inhalts enthalten.

Stimmen aus Maria-Laach, 37. Bd. 1889, S. 227—230. — Duhr im Vorwort des IV. Bandes der „Ratio Studiorum" (1894), S. V f. — Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schwäb. Gmünd 1894). S. 114. Lauchert.

Paoli *): Betty P., Deckname für Babette Elisabeth Glück, deutsch-österreichische Dichterin. Dieselbe wurde am 30. December 1814 in Wien geboren. Ihr Vater war Militärarzt und starb frühzeitig. Die zurückgebliebene Mutter hatte über ein ansehnliches Vermögen zu verfügen, verlor dasselbe aber durch ungünstige Spekulationen, als B. P. 15 Jahre alt war, welche bis dahin eine treffliche Erziehung genossen und namentlich bei dem Grammatiker Schmidt vorzügliche Sprachkenntnisse erlangt hatte. Dies befähigte nun allerdings das junge Mädchen, für ihren und ihrer Mutter Lebensunterhalt zu sorgen. Zu jener Zeit dichtete die P. auch ihre ersten Lieder. Um 1830 verließ sie mit der Mutter Wien, da sie die Erziehung eines Mädchens in Rußland zu übernehmen hatte und ihr dabei die Vergünstigung zu Theil wurde, die Mutter an der Seite haben zu dürfen. Aber es dauerte nicht lange, und Beide verließen, da die Mutter rastlose Unruhe bedrängte, fluchtartig diesen Posten. Zudem traf das Mädchen das Unglück, daß die Mutter damals starb und ihre Tochter schutzlos in einem kleinen galizischen Orte zurückließ. Zufällig fand sich für dieselbe eine Stelle als Erzieherin bei einer polnischen Familie, wo sie mehrere Jahre verblieb, wobei ihr wieder die errungenen Kenntnisse einer Reihe von europäischen Cultursprachen sehr zu statten kamen. Eine gewisse trübe Schwermuth hatte sie aber schon damals nicht verlassen, sie schrieb zu jener Zeit eine große Anzahl religiöser Gedichte. Im J. 1835 kehrte B. P. nach Wien zurück. Schon vorher, 1832—33, hatte sie in einem Prager Blatte verschiedene ihrer Gedichte veröffentlicht, damals aber wurden ihre neu entstandenen Poesien in der vortrefflichen „Wiener Zeitschrift", die J. Witthauer herausgab, aufgenommen. Den Lebensunterhalt bestritt sie durch Stundengeben und Uebersetzungen, insbesondere aus dem Russischen. Im J. 1841 erschien ihr erster Band „Ge-

*) Zu Bd. LII, S. 749.

dichte", welcher dem in seinen Poesien so manche Aehnlichkeit mit der P. aufweisenden Lenau „als Zeichen freudigster Anerkennung und innigster Bewunderung" gewidmet war. 1845 konnte man schon die 2., vermehrte Auflage dieser Gedichtsammlung verzeichnen. Auf einer Reise nach Pest, die B. P., eine Existenz suchend, im J. 1841 unternahm, wurde sie dem angesehenen Hause des Wiener Philanthropen Josef Wertheimer empfohlen, wo sie als Gesellschafterin von dessen Gattin in Wien eine sichere, angenehme Stellung erhielt. Da in jenem Hause die ersten Geister der Residenz verkehrten, lernte sie daselbst den von ihr besonders hoch geschätzten Grillparzer kennen, aber auch Adalbert Stifter, H. Lorm, Hammer-Purgstall, Ottilie v. Goethe, Feuchtersleben und verschiedene dramatische Künstler und Künstlerinnen, von denen namentlich die reizende Louise Neumann genannt sei. Als sie im Sommer 1842 mit dem Ehepaare Wertheimer in Baden bei Wien weilte, machte sie die Bekanntschaft Nikolaus Lenau's, ihres dichterischen Ideals. Noch ist ein Besuch Betty Paoli's bei der Familie Morpurgo in Triest aus jenem Jahre zu erwähnen.

1843 erschien der P. zweite Gedichtsammlung: „Nach dem Gewitter". Dasselbe Jahr sollte für ihr weiteres Leben bedeutsam werden, denn sie wurde von der Fürstin Marianne Schwarzenberg, der Wittwe des Marschalls Karl v. Schwarzenberg, als Gesellschaftsdame aufgenommen. Dieser durch Herzens- und Geisteseigenschaften ausgezeichneten Fürstin blieb B. P. in Dankbarkeit und Verehrung ergeben bis zu deren Tod. Auch Adalbert Stifter verkehrte in der Fürstin Hause, und damals traf er öfter mit der P. zusammen. In seinem Roman „Nachsommer" hat Stifter später sowohl die Fürstin wie auch die P. als charakteristische Gestalten gezeichnet und die bezüglichen Stellen daraus können ganz wohl als Beiträge zur Lebensgeschichte Betty Paoli's der damaligen Zeit gelten. Als Gesellschafterin, ja gewissermaßen als Freundin der Fürstin begleitete sie diese auch auf Reisen und hatte mit derselben Paris, Helgoland, Berlin besucht und dabei eine Zahl interessanter persönlicher Bekanntschaften gemacht, so unter anderen auch jene Ludmilla Assing's und Varnhagen v. Ense's. Auf das tiefste berührte die Dichterin der Tod der Fürstin im März 1848, welcher sie ein bleibendes hochverehrendes Andenken bewahrte. Obgleich sich die Söhne der Fürstin, Karl und Friedrich, um die nun wieder unsichern Lebensverhältnissen Preisgegebene bemühten, war sie doch genöthigt, sich ihre Existenz durch eigene (journalistische) Thätigkeit, durch Unterrichtsstunden in Stilistik und Litteraturgeschichte u. s. w. zu sichern. Zunächst unternahm B. P. noch einige Reisen, so nach Italien, wo sie Venedig berührte, und nach Frankreich, wo sie drei Monate in Paris zubrachte und mit den hervorragendsten Künstlern und Schriftstellern daselbst verkehrte, namentlich diente ihr Ary Scheffer als freundlicher Cicerone, und im Hause von Julius Janin wurde sie überaus liebenswürdig aufgenommen. Später kam die P. nach Dresden und sodann nach München, wo sie sich freute, mit Künstlern wie Pecht, Cornelius, Wilhelm Kaulbach verkehren zu können. In Dresden verlebte die Dichterin eine Zeit bei der Frau v. Sahr-Einsiedel, und als sie 1852 nach Wien zurückgekehrt war, fand sie besondere freundliche Aufnahme im Hause der Frau v. Bagréef-Speransky, der Gattin eines verbannten russischen Würdenträgers, woselbst Dichter, Künstler, Gelehrte und Staatsmänner verkehrten und B. P. durch ihre geistige Bedeutung wie überhaupt in den Wiener Salons damals zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen gehörte. Besonders beachtenswerth erscheint ihre journalistische Thätigkeit aus jener Zeit als Referentin für bildende Kunst und Theaterreferentin des Burgtheaters für den „Wiener Lloyd", welchen zu jener Zeit E. Warrens herausgab.

Damals war sie auch zu Director Laube und seiner Gattin in freundliche Beziehungen getreten und ebenso zu den hervorragenden berühmten Mitgliedern des Theaters, wie Rettichs, Anschütz, La Roche, Gabillon u. A. Gleichzeitig übersetzte sie unter dem Namen „Branitz" für Laube eine Anzahl französischer Stücke, welche er seinem Repertoire einverleibte. Mit dem Künstler-Ehepaare Gabillon hatte die P. ein besonders freundschaftliches Bündniß geschlossen, das bis zu dem Lebensende der Dichterin währte und sich überaus herzlich gestaltete. Sie übertrug ihre innige Zuneigung auch auf die Tochter des Paares, Helene Gabillon, verehelichte Frau Dr. Bettelheim in Wien, und konnte sogar deren drei Kinder unter ihren zärtlichen Augen noch aufwachsen sehen. „Im Jahre 1855", schreibt Marie v. Ebner-Eschenbach, die vieljährige Freundin Betty Paoli's, „ließ der gute Stern der Dichterin sie finden, was wohl die Erfüllung des Traumes eines jeden Schaffenden ist: alle Annehmlichkeiten, alles Behagen des Familienlebens, ohne eine seiner Verpflichtungen. Durch fast 40 Jahre hat sie im Frieden des Hauses von Fleischel-Marxow, unter hochbegabten, edlen Menschen gelebt: frei und geschützt". Frau Ida v. Fleischl war ihr eine Freundin geworden. Unter ihren Augen ist B. P. denn auch in der Nacht vom 4. zum 5. Juli 1894, während eines Aufenthaltes in Baden, gestorben.

Von den Gedichtsammlungen, welche B. P. veröffentlichte, sind, außer den schon früher angeführten, noch zu nennen: „Romancero" (1845), „Neue Gedichte" (1850), „Lyrisches und Episches" (1856), „Neueste Gedichte" (1869). Eine Auswahl, welche zugleich den Nachlaß umfaßt, hat im J. 1895, nach dem Tode der Dichterin, Dr. Anton Bettelheim herausgegeben. Von den übrigen novellistischen und anderen Schriften der P. sind noch zu nennen: die drei Bände Novellen „Die Welt und mein Auge" (1844), „Wiens Gemäldegallerien" (Wien 1865), „Julie Rettich, Lebens- und Charakterbild" (1866), „Grillparzer und seine Werke" (1875). — Zwei Erzählungen Betty Paoli's hat Dr. A. Bettelheim aus dem Nachlasse der Dichterin in der „Allgemeinen Nationalbibliothek" (Wien) veröffentlicht.

Als Dichterin nimmt B. P. eine besonders bemerkenswerthe, hervorragende Stellung ein und zählt unbedingt zu den ausgezeichnetsten lyrischen Talenten ihrer Zeit. Der schmerzliche Zug, welcher schon in den ersten ihrer stets formvollendeten Gedichte zu Tage tritt, erinnert vielfach an Lenau, dem sie ja auch mit einem empfindungsvollen Widmungsgedichte die allererste ihrer Gedichtsammlungen zugeeignet hat. Aber auch der Ausdruck echter Weiblichkeit tritt uns schon in dieser ersten Sammlung entgegen, die ein so außerordentlich reiches innerliches Leben offenbart. Eine anfangs erwiederte, dann aber verlorene Liebe gibt der Dichterin Veranlassung zu tiefpoetischen Ausbrüchen und später zu Klagen, die aber nicht bloß oberflächlich angestimmt werden, sondern einen tiefen Blick in das Herz und die Seele der Dichterin gestatten und das ganze Innere derselben erhellen. Eine große Leidenschaft ist hier gepaart mit dem feinsten poetischen Gefühl. Was übrigens die Dichterin im Leben erfahren, wie ihr nicht gestattet war „des Lebens Freuden harmlos zu genießen — In ahnungsloser Unbefangenheit", davon gibt das tiefempfundene „Kein Gedicht" den besten Beweis, ein Gedicht, das gewissermaßen eine poetische Darstellung der Jugendjahre der Dichterin genannt werden kann und des traurigen Dahinschwindens eines erhofften „Liebesfrühlings". Ueberall wird der Dichterin überhaupt die innere Welt zum Objecte der Betrachtung, und die fortlaufend aneinander gereihten Gedichte können eine Art von Seelenbiographie der Verfasserin genannt werden. Warum sich die P. der Poesie zugewendet, erläutert sie tiefempfunden in dem Gedichte „Die Pythia" („Ich dichte nicht in frohen

Stunden"), in dem sie zu dem Schlusse kommt: „So ward, was jemals ich gesungen — Den Blick gerichtet himmelwärts, — Mir nur erpreßt und abgedrungen — Vom wilden Ueberwinder Schmerz". Von großer Kraft und reich an edlen Gedanken sind die Gedichte, welche die P. an den (uns unbekannten) Geliebten richtet, dessen Geist, auch nachdem das Geschick den Körper aus dem Leben hinweggeführt, sie, die ihn nie vergessen kann, umschwebt und dessen Macht nachstrahlt „ein erdenfreudig Licht herein in meine trübsten Stunden". Eine ganze Reihe edel schöner Gedichte sind dieser Liebe gewidmet, die so schmerzlich endete und gerade dadurch wieder der Anlaß ward zu herrlichen poetischen Ausdrücken der Empfindung. R. M. Werner sagt über die erste Sammlung von B. Paoli's Gedichten: „Es geht durch das ganze Buch die sengende Gluth echter Leidenschaft, es weht, um mit der Dichterin zu sprechen, der Samum des Schmerzes; alles erweckt den Eindruck vollster Wahrheit, alles erscheint durchaus erlebt. Einen ganz besondern Vorzug kann man aber darin erblicken, daß ausschließlich das Weib zu Worte kommt. B. P. hat auch nicht in einem einzigen Verse die Maske vor dem Gesicht, immer spricht das Weib, immer Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken mit der eigenthümlichen Färbung eines nach Selbstbefreiung ringenden Frauenherzens". — Schon der Titel der zweiten Gedichtsammlung B. Paoli's: „Nach dem Gewitter" (1843), deutet die Stürme an, welche über dieses Frauenherz gezogen sind, und welches nun seine Poesie, von der allzuheftigen Leidenschaftlichkeit geklärt, vorlegt. Aber auch in dieser Sammlung, die manches Gedicht von einem später treulosen Geliebten enthält, und das innere Leben und Weben eines um das Lebensglück betrogenen Frauenherzens aufhellt, finden sich kräftige, warm empfundene Strophen. Im ganzen aber zeigt sich eine abgeklärtere Stimmung und eine ruhigere Auffassung des unabwendbaren Geschickes. Auch finden wir in den Liedern dieser 2. Sammlung ein Gottvertrauen ausgedrückt, das eine mildere Auffassung des Herben erklärlich macht.

Schon in dieser Sammlung und noch mehr in den späteren Sammlungen von B. Paoli's Gedichten, deren letzte 1870 erschienen, finden sich auch epische Stücke, insbesondere einige Balladen, welche übrigens so manches lyrische Element aufweisen. Die Dichterin wählt manchmal fremde Stoffe, wie z. B. „Die Araberin", „Die Sevillanerin", „Erin's Fall", überall aber weiß sie auch hier poetische Wirkungen auszuüben, und Stücke wie „Mac Dugald", die „Bilder aus der Vendée", „Andreas Baumkircher" u. A. erscheinen reich an dichterischen Schönheiten. — Die letzten aus dem Nachlasse veröffentlichten Gedichte der P. zeigen uns dieselbe Gewandtheit in der Behandlung von Vers und Reim, und die von der Dichterin Jahre hindurch gesammelte Lebenserfahrung erscheint hier in abgeklärten, ruhigen Stücken, welche nicht selten auf das Alter der Dichterin und „auf die Nacht, der sie entgegenschreitet", hinweisen, aber eine Fülle von edlen Gedanken und ernsten dichterischen Betrachtungen bieten. Eine hübsche poetische Bearbeitung findet sich in der indischen Legende „Der gute König in der Hölle", welche eigentlich dramatischen Anstrich hat. Von der Dichterin reichen Sprachkenntnissen ebenso wie von der Gewandtheit ihrer Uebertragung zeugen die ebenfalls aus dem Nachlasse veröffentlichten Uebersetzungen der Poesien von Nadaud, Banville, Chambrun, Béranger, Puschkin, Barett-Browning und die hübsch gefaßte italienische Spruchweisheit. Manche Perle findet sich auch in den eigenen Aphorismen und Sprüchen der Poetin, die auch zuerst aus ihrem Nachlasse dargeboten worden sind.

Was die unter dem Titel „Die Welt und mein Auge" (1844) von der P. veröffentlichten drei Bände Novellen anbelangt, so zeigen sich diese als fein-

sinnige Seelengemälde und erscheinen darin vorwiegend Frauengestalten psycho-logisch gezeichnet. Eine Art Roman, eine mehr tragische Familiengeschichte „Die Ehre des Hauses", füllt den ersten Band, manches aus den übrigen Novellen dürfte mit dem wirklichen inneren und äußeren Leben der Dichterin selbst im Zusamenhange stehen. R. M. Werner nennt diese Novellen „zum großen Theile Beichten mit epischen Verbindungen, psychologische Analysen... Auch in den Novellen ist es hauptsächlich die Frau, ihr Lieben, Getäuscht-werden, Kämpfen, Zweifeln und Ringen, ihr Verhältniß zum Manne, zur Welt, ihre Schuld und Buße, was B. P. immer wieder zum Studium der Betrachtung lockt".

So sehen wir in dieser Dichterin eine insbesondere auf lyrischem Gebiete hervortretende höchst bedeutende Erscheinung, wie deren die deutsche zeit-genössische Lyrik nur etwa noch in Annette v. Droste-Hülshoff aufweist, an welche die P nach deren Tode ein tiefempfundenes Gedicht gerichtet hat. Es ist sehr zu beklagen, daß die neueste Zeit Gedichte wie jene von Betty Paoli die zu den besten zählen, was individualisirende Lyrik des 19. Jahrhunderts geschaffen, in den Hintergrund gedrängt hat. Eine Gesammtausgabe — nicht nur Auswahl von B. Paoli's Gedichten wäre heute noch gar wohl am Platze.

Es ist nahezu selbstverständlich, daß die deutschen Litteraturgeschichten von H. Kurz, Bd. IV, R. König, A. Stern, Rud. Gottschall's Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts, Bd. III, Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrhunderts, Bd. II, und andere Handbücher die Dichterin mehr oder wenig ausführlich in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen. — An dieser Stelle sei noch einzelner Darstellungen gedacht, welche das Leben und Dichten Betty Paoli's ins Auge fassen. Solche sind enthalten in: Album österr. Dichter, Neue Folge. Wien 1858. Betty Paoli von Leopold Kompert. Mit gebotenen Proben. — Solche finden sich auch in Scheyrer, Die Schriftsteller Oesterreichs. Wien 1858. — Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, V. Theil, 1859, unter „Glück". — Alfred Marchand, Les poètes lyriques de l'Autriche. Paris 1889. Betty Paoli S. 183—190. — Richard M. Werner hat in der Oesterreichisch-ungarischen Revue, XXVII. Bd., 1900, eine sehr eingehende werthvolle Untersuchung und Behandlung der lyrischen und novellistischen Poesie Betty Paoli's geboten, welche auch unter dem Titel „Betty Paoli" als Separatabdruck (Preßburg 1898) erschienen ist. — Richard M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts, 3. Aufl. Berlin 1906, S. 387. — Karl L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit u. Gegen-wart, Leipzig, VIII. Bd. (1900) bietet unter der Besprechung auch eine Bibliographie der Werke Betty Paoli's und ebenfalls eine Reihe von Proben ihrer Dichtungen. — Eine höchst beachtenswerthe, die Persönlichkeit Betty Paoli's vortrefflich charakterisirende Arbeit ist Helene Bettelheim-Gabillon's Aufsatz „Zur Charakteristik Betty Paoli's" S. 191—250 im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft", X. Jahrg. 1900. — In demselben Jahrbuch, XII. Jahrg. 1902, findet sich ein mit Briefen der Paoli belegter Aufsatz Franz Ilwof's: „Betty Paoli und Ernst Freiherr von Feuchtersleben". — Außerordentlich pietätvoll hat Marie v. Ebner-Eschenbach ihre Skizze über Betty Paoli in der von Dr. Bettelheim herausgegebenen, hier früher er-wähnten Ausgabe des Nachlasses, nebst Auswahl aus allen Gedichten Paoli's (Stuttgart 1895) abgefaßt und manches Neue darin geboten. Diese Skizze ist zuerst in der Neuen Freien Presse v. 22. Juli 1894 als Feuilleton erschienen.

Anton Schlossar.

Pollini *): Bernhard P., Theaterdirector, wurde am 16. December 1838 zu Köln a. Rh. aus einer in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden streng israelitischen Familie geboren und hieß eigentlich Baruch Pohl; erst 1888, als er Hamburger Bürger wurde, bestätigte dem 50jährigen der dortige Senat das Recht, auch bürgerlich den Künstlernamen Pollini zu tragen. Nachdem der Knabe einige Jahre das Gymnasium besucht und in dem Kaufmannshause Elzbacher thätig gewesen, debütirte er am 11. December 1857 in seiner Vaterstadt als Sir Richard Forth in Bellini's Oper „Die Puritaner": immerhin mit so viel Erfolg, daß er fürder für immer sein Schicksal an den Thespiskarren spannte. Bewährte er sich nun auch als ein ganz gewandter und brauchbarer Baritonist, so befriedigten ihn doch die künstlerisch wie materiell bescheidenen Ergebnisse dieser Wirksamkeit keineswegs. Ein starker Trieb wies ihn auf selbständiges Eingreifen in die Gestaltungen innerhalb des Theaterstaats, und so hat er denn, rasch entschlossen seiner kurzen Laufbahn als Sänger zu entsagen, seine hervorragenden organisatorischen Anlagen früh in leitender Thätigkeit auszubeuten begonnen. Zunächst versuchte er dieses Talent als Geschäftsführer und artistischer Leiter einer wandernden italienischen Operngesellschaft. Das war im Herbst 1865. Er führte diese damals, ohne selbst vorher je einmal den Fuß über die deutschen Grenzen gesetzt zu haben, über Mailand, Paris, London nach sämmtlichen Weltstädten der Vereinigten Staaten, nun nach Havanna, Mexiko, New-York, Paris, bereiste ganz Italien von Nord nach Süd, gastirte in Constantinopel und schiffte dann die Donau aufwärts mit längerem Aufenthalt in Pest und Wien. Im Frühling 1867 landete P. am Ausgange dieses Unternehmens in Galiziens Hauptstadt, mit 4 Kupferkreuzern in der Tasche, aber reich an künstlerischen wie praktischen Erfahrungen und Beziehungen, ungebrochenen Muthes und Vertrauens. Nun übernahm er dort in Lemberg zum ersten Male die selbständige Leitung einer italienischen Operntruppe. Das Glück begünstigte dies Risiko außerordentlich, indem es ihm gelang, für seine Stagione erste und durchschlagende Kräfte zu gewinnen. Mit diesen arrangirte er Tournéen und ständige Veranstaltungen als selbstherrlicher, doch goldene Berge verheißender Impresario. Insbesondere in Rußland begründete er auf diesem Wege seinen Ruf als Träger und Seele großzügiger theatralisch-gesanglicher Veranstaltungen.

P. war zugleich Chef der italienischen Oper zu Petersburg und der zu Moskau, als er sich 1873 bei der ausgeschriebenen Neuverpachtung des Hamburger Stadttheaters um dessen Direction bewarb und aus den zahlreichen Anwärtern als gewählt hervorging. Er stellte eine Kaution von 12 000 Thlrn., pachtete das Theater zu gleichhoher Jahressumme auf 10 Jahre und verpflichtete sich, 2½ % der Brutto-Einnahme als Tantième an die Actiengesellschaft zu zahlen. Dafür billigte man ihm, um das seit Jahrzehnten auf- und niederschwankende Institut über Wasser zu halten und möglichst zu heben, allerlei kleine geschäftliche Vortheile seitens der Actionäre und des Staates zu. Am 16. September 1874 eröffnete er, zunächst sogar seine russische Residenz-Wirksamkeit noch nicht aufsteckend, das in Personal, Requisiten-Fundus u. s. w. völlig erneuerte umgebaute Stadttheater mit Wagner's „Lohengrin" zu einer Thätigkeit, welche ihn durch 23 Jahre als geradezu glänzenden Organisator bewähren und im ganzen von Sieg zu Sieg emporbringen sollte. Es wurde diese seine Amtirung eine Ruhmesperiode für den so lange darniedergelegenen hochangesehenen Musentempel, wie am besten ein

*) Zu S. 98.

vergleichender Blick auf die schier endlos verworrenen Zustände die Jahrzehnte vor seinem Eintritte deutlichst lehrt. Daran ändern nichts die schon seit 1875 infolge der von P. bewilligten riesigen Gagen wiederholt erschallenden Hülferufe an den Staat Hamburg und dessen überaus opferbereite Theaterfreunde sammt den darauf fußenden staatlichen Baarsubventionen (besonders durch das garantirende Abkommen vom 27. November 1878): so ungeheure Etatsposten, wie der durchschnittliche Saisonertrag der Abonnements- und Tagesbillets von rund 1 Million Mark bekunden drastisch den erstaunlichen Aufschwung durch des Directors mit großer Begeisterung für die weltbedeutenden Bretter gepaarte Energie und Intelligenz. Daß Pollini's Ruf durch alle möglichen Angriffe inner- wie außerhalb der Elbe-Metropole getrübt wurde, steht fest, doch trafen Vorwürfe wie „Ausnützungssystem" und „Preistreiberei" nicht ins Schwarze. Seit 1876 stand auch das Altonaer Stadttheater durch Directionsübernahme und Personal-Gemeinsamkeit unter seinem Scepter und 1894, nach Ch. Maurice's (s. d.), seines greisen Collegen, Hinscheiden, kaufte er das Thaliatheater zu Hamburg dazu. Der unermüdliche Mann, der nebenher als Impresario und dramatischer Agent lange functionirte, hat von seinem Monopol, die maßgeblichen Bühnen der Doppelstadt unter seinem Commando zu halten, gewiß keinen verwerflichen Gebrauch gemacht. Jedenfalls müssen die auch noch nach seinem Tode wider ihn abgeschossenen Pfeile von seinem moralischen und überhaupt privaten Leben abprallen. Die allermeisten ihm untergebenen Schauspieler sowie die theaterkundigen und theaterbesuchenden Kreise bedauerten Pollini's Hintritt, mit dem ein großer Abschnitt in der Bühnengeschichte der zweiten Stadt des Reiches abschließt, aufrichtigst. Aller philiströsen Kleinlichkeit abhold und in seiner Art gleichsam genial, ist er, durch mehrjähriges Kränkeln gereizter Stimmung, gegen Ende seines Wirkens wohl öfters rücksichtsloser und schroffer aufgetreten als es eigentlich seinem Wesen entsprach. Seit 1897 in zweiter Ehe mit der Münchener Kammersängerin Bianca Bianchi (d. i. Bertha Schwarz), die er emporgebracht, erlag er am 26. November 1896, unmittelbar nach in bester Laune überwachter „Meistersinger"-Aufführung, einer Herzlähmung. Franz Bittong und Max Bachur übernahmen Pollini's drei Bühnen. Seine Verdienste, officiell durch den Hofraths-Titel geehrt, rangiren in der Geschichte des deutschen Theaters.

Viele Nachrufe in Hamburger und den meisten andern Großstadt-Zeitungen. — Nekrolog Heinr. Chevalley's i. d. Illustr. Zeitung Bd. 109, S. 811 f. (Bildniß S. 810). — Neuer Theater-Almanach 10, S. 155. — Signale für die musikal. Welt 1897, Nr. 59. — Kurze Notiz Monatshefte für Musikgeschichte 30, S. 98. — Ad. Kohut, Berühmte israel. Männer u. Frauen I (1900), S. 252—54 (mit Bildniß), ist fast ebenso anekdotisch wie die ihm größtentheils zu Grunde liegende autobiographische Skizze Pollini's in Ad. Philipp's „Hamburger Theater-Dekamerone"[2] (1881), S. 1—10, die blutwenig Theaterhistorisches, für die Hamburger Zeit überhaupt gar nichts enthält. — Eine Menge wichtiger authentischer, insbesondere statistischer Materialien, die natürlich oben nur zum geringsten Theile angedeutet werden konnten, sind in Hermann Uhde's Buch „Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877" (1879) verstreut und im Register durchweg verzeichnet. — Man vergleiche A. D. B. LII, 249 unsern Artikel Charles Maurice; über die Wirksamkeit beider Collegen A. Räder i. „Dtsch. Bühnen-Almanach" 50 (1886) I, 184—188. L. Fränkel.

Preuß *): Otto Franz Bernhard P., geboren zu Detmold am 16. Juli 1816 als Sohn des Legationsrathes Franz Ludwig Preuß, besuchte 1834—37

*) Zu S. 116.

die Universitäten Berlin, Heidelberg, Göttingen und trat dann nach bestandenem Staatsexamen als Auditor in den Dienst seines Heimathstaates ein, wo er bis zum Vorsitzenden des Hofgerichtes und der Justizkanzlei aufstieg. Am 1. October 1879 erhielt er als Geh. Oberjustizrath den erbetenen Abschied. Am 12. December 1838 übernahm er im Nebenamte die Leitung der Fürstlichen Landesbibliothek zu Detmold, die er bis zum 31. December 1890 verwaltete. Durch umfangreiche Katalogisirungsarbeiten und planmäßige Vermehrung der Bestände gelang es ihm, in 52jähriger angestrengter Thätigkeit die in ihren ältesten Theilen schon sehr werthvolle Bibliothek auf der Höhe zu erhalten und zu einem wichtigen Bildungsmittel seiner Heimath zu machen. Neben dieser amtlichen Thätigkeit ging eine außerordentlich fruchtbare litterarische Wirksamkeit einher. Mit seinem Freunde Falkmann zusammen gab er die bis zum Jahre 1536 reichenden Lippischen Regesten (4 Bde., Lemgo und Detmold 1860—68) heraus, die für die Geschichte des Fürstenthums Lippe bis jetzt noch grundlegend sind. Ferner veröffentlichte er „Die baulichen Alterthümer des lippischen Landes“ (2. Aufl. Detmold 1881), sowie die nach Methode und Ausführung musterhafte Untersuchung „Die lippischen Familiennamen“ (Detmold 1884, 2. Aufl. das. 1887). Eine mit dieser Schrift im Zusammenhange stehende andere über „Die lippischen Flurnamen“ war fast druckfertig, als P. am 1. Mai 1892 starb. Sie erschien 1893. Außer diesen Werken veröffentlichte er noch eine Anzahl kleinerer und größerer Aufsätze zur lippischen Geschichte in lippischen und westfälischen Zeitschriften.

Vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen 1891, S. 144. — Lippische Landeszeitung 1892, Nr. 103. — Preuß' Schriften finden sich fast sämmtlich verzeichnet in der Bibliotheca lippiaca, Detmold 1886. — E. Anemüller, Mittheilungen aus der Geschichte der Landesbibliothek zu Detmold, in den Mittheilungen zur Lippischen Geschichte Bd. 21, S. 190—193, Detmold 1903.

Ernst Anemüller.

Q.

Quadal: Martin Ferdinand Q. (eigentlich Chwadal), Maler und Kupferstecher, geboren am 28. October 1736 in Niemtschitz in Mähren, † am 10. Januar 1811 in Petersburg. Er wurde in Wien ausgebildet, wo er einige Jahre lebte. Sonst war er viel auf Reisen, so in Deutschland, England, Frankreich, Italien, seit 1797 in Petersburg, dann (vielleicht 1805—6) auf zwei Jahre wieder in London, von wo er nach Petersburg zurückkehrte. Der größte Theil seiner Arbeiten befindet sich auch in England und Rußland. Seine Bildnisse, Genrescenen und Thierstücke müssen den überlieferten Urtheilen und den Preisen nach, die für sie gezahlt wurden, bei seinen Zeitgenossen sehr beliebt gewesen sein.

Werke: Die Mitglieder der Wiener Akademie, Kaiser Alexander zu Pferde (1804), Baron v. Büchler, Karl Fürst von Liechtenstein, Klopstock, Selbstporträt; das große historische Bild „Das Lager von Minkendorf bei Luxemburg", Diana, Tente pittoresque, Knabe mit Hunden, Wildprethändlerinnen, Allegorie auf den Frieden, der Schlummer, Tiger, Löwengruppe. Von seinen Radirungen seien genannt: Selbstporträt, Fünf Katzen, Knabe und Hund, eine Serie von Thierstudien: „A variety of tames and wild animals from nature" (acht, nach Anderen zehn Blätter in Folio und Quer-Folio London 1793).

Ein Theil seiner Gemälde wurde gestochen von Jacobé, Traunfellner, R. Rhein, V. Denon. Sein Porträt wurde von Jacobé gestochen. — Q. war Ehrenmitglied vieler Akademien.

Wurzbach, Biogr. Lexikon für das Kaiserth. Oesterreich, Wien 1872, Bd. 24. — Singer, Allgem. Künstler-Lexikon, Frankfurt 1898.

Franz Vallentin.

Quaglio: Julius Q., geboren am 23. Juli 1833 zu München als Sohn des Hoftheater-Dekorationsmalers Simon Q. (s. A. D. B. XXVII, 8), ein ganz ausgezeichneter Chemiker und Techniker. In seiner Vaterstadt absolvirte er das Gymnasium und die Technische Hochschule und trat dann in den Dienst der bekannten Weltfirma Cramer-Klett zu Nürnberg. Darauf wandte er sich jedoch dem Gaswesen zu, in dem er gar bald sich zu einer Autorität aufschwang, und so erbaute er in Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen und Schweden Gasfabriken. Q. hat in Deutschland das Wassergas eingeführt und in einer ausführlichen Schrift (s. u.) dessen Bedeutung nachdrücklich hervorgehoben. Seine Patente über Kohlenstampfverfahren führten eine neue Wendung in der

Koakes-Gewinnung herbei: sie werden in den größten Bergwerken Westfalens, Schlesiens, Oesterreichs, Belgiens angewendet. Die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens hielt sich Q. in Berlin auf und machte sich während dieser Zeit auch auf dem Felde der Krankenpflege verdient, indem er eine von hervorragendsten Aerzten anerkannte Methode zur einfachsten Bereitung kohlensaurer Bäder ins Leben rief. Seine letzte wissenschaftliche Arbeit über Atomistik vollendete er erst zwei Tage vor seinem Tode, der ihn nach dreijährigem schweren Leiden zu Meran, wo er vergebens Heilung suchte, am 3. December 1899 ereilte. Am 10. December geleitete ihn eine imposante Trauerversammlung nach dem Familiengrabe der Quaglios auf dem Südlichen Friedhofe der Stadt München, in der sie völlig eingewurzelt waren, zur Ruhe. Später ließ ihn die Wittwe nach Berlin überführen.

Und welch Verhängniß! An demselben 3. December, der Julius Q. fern der Heimath, auf halbem Wege zu den Wurzeln seines Geschlechts, beim Comersee wegraffte, wurden in München dem Altmeister der Hygiene Max v. Pettenkofer von Münchener Bürgern goldene Medaille und Ehrenurkunde überreicht, und die von Q. verfaßte Lebensgeschichte des von ihm hochverehrten genialen Gelehrten, mit obengenanntem Beitrag zur Atomistik verbunden und insbesondere dem Chemiker in Pettenkofer geltend, stand, obwohl als Beigabe dazu geplant, noch aus. Sie fand dann aber, kaum erschienen, so regen Beifall, daß die Wittwe Frau Ida Quaglio schon im Juni 1900 eine neue mannichfach ergänzte Ausgabe der liebevollen und verständnißinnigen Würdigung Pettenkofer's veranstalten konnte.

Q. hatte schließlich eine sehr angesehene berufliche und sociale Position als Chefingenieur und Director errungen. Dazu haben wohl zwei bemerkenswerthe frühere Schriften Quaglio's beigetragen: „Die erratischen Blöcke und die Eiszeit, nach Otto Torell's Theorie" (1881); „Wassergas als der Brennstoff der Zukunft. Strong's Patent zur Bereitung von Heizgas in Verbindung mit Lowe's Verfahren für Leuchtgas. Bericht von J. Q." (1881). Den definitiven Titel seines oben erwähnten Schwanengesangs umfaßt die langathmige Aufschrift: „Pettenkofers grundlegende Abhandlung vom 12. Januar 1850 ‚Ueber die regelmäßigen Abstände der Aequivalentzahlen der sog. einfachen Radikale‘, nebst Reklamation der Priorität gegen Dumas; und die Biographie Pettenkofer's. Als Anhang: Zur Atom-Theorie mit einer Tabelle System der Elemente von Julius Quaglio" (1900).

Zeitungsnotizen (besonders Münchn. Neueste Nachrichten 1899, Nr. 571 S. 2; 1900, Nr. 277 S. 4). — Die älteren Glieder der Familie Quaglio differenzirt kundig G. Fuchs Münchn. Neueste Nachrichten 1906, Nr. 317 S. 1.

Ludwig Fränkel.

Quedenfeldt: Max Q., Forschungsreisender und Ethnolog, ist am 13. Juni 1851 zu Großglogau in Schlesien als Sohn eines preußischen Officiers geboren. Durch seinen Vater, einen tüchtigen, auch in wissenschaftlichen Kreisen geschätzten Entomologen, wurde er von früher Jugend an zu verständnißvoller Betrachtung der umgebenden Thier- und Pflanzenwelt angeleitet. Aber sein Wunsch, sich ganz dem Berufe des Naturforschers widmen zu dürfen, ging nicht in Erfüllung. Vielmehr bestimmte man ihn, den Ueberlieferungen der Familie entsprechend, für die militärische Laufbahn. Zunächst besuchte er die Ritterakademie zu Liegnitz. Dann trat er im März 1866 in das Cadettencorps, darauf im Frühjahr 1870 in das damals in Tangermünde garnisonirende 7. Dragonerregiment ein. Mit diesem zog er in den deutsch-französischen Krieg, nahm ohne Verwundung an mehreren Gefechten theil und wurde während der Belagerung von Paris zum Secondlieutenant befördert.

Nachdem er 1875 zum 21. Infanterieregiment nach Bromberg versetzt worden war, trat er 1878 zur Landwehr über und erhielt bald darauf den Rang eines Premierlieutenants. Nun fand er die nöthige Muße, um seinen wissenschaftlichen Neigungen leben zu können. Anfangs widmete er sich hauptsächlich dem Sammeln und Bestimmen von Insekten. Allmählich aber ging er zu geographischen und völkerkundlichen Forschungen über. Das Bücherstudium entsprach seinen Neigungen nicht, vielmehr sagte ihm das Beobachten in freier Natur am besten zu. Deshalb unternahm er eine Reihe von Forschungsreisen, die seinen Namen bald in den Kreisen der Fachgelehrten bekannt machten. Im Sommer 1878 besuchte er zunächst Südungarn, Serbien und Bosnien. Dann durchstreifte er vom October 1880 an neun Monate lang Spanien, namentlich Andalusien, Portugal und die Nordhälfte Marokkos bis zum Hohen Atlas und zur Hauptstadt Marrakesch. Dieses Land zog ihn seitdem immer wieder an, und mit Recht galt er später als einer der besten Kenner Marokkos und seiner Bewohner. Bereits im Frühjahr 1883 besuchte er es abermals und verweilte längere Zeit in den bedeutendsten Hafenplätzen, unternahm auch wiederum einen Vorstoß bis an den Fuß des Hohen Atlas, um Sitten, Sprache und Lebensweise der Eingeborenen möglichst genau kennen zu lernen. Im nächsten Jahre durchwanderte er zu gleichem Zwecke während einiger Monate das benachbarte Algerien. Als ihm die Berliner Akademie der Wissenschaften in Anerkennung des bisher Geleisteten eine namhafte Summe zur Fortsetzung seiner zoologischen und ethnographischen Forschungen bewilligte, begab er sich im December 1885 von neuem nach Marokko. Zunächst hielt er sich einige Wochen in Tanger und anderen Küstenstädten des Nordens auf. Dann fuhr er zur See nach dem weiter südlich gelegenen Hafen Mogador, darauf wieder eine Strecke nordwärts nach Safi, wo er mit dem gerade auf einem Beutezug begriffenen Sultan und seiner Armee zusammentraf. Er wünschte sich an der Heerfahrt zu betheiligen, um auf diese Weise in die den Europäern verschlossenen südlichen Provinzen jenseits des Atlas zu gelangen, doch wurde ihm die Erlaubniß unter allerhand nichtigen Vorwänden versagt. Da ein Vorgehen auf eigene Hand ohne amtliche Geleitbriefe wegen der herrschenden Unsicherheit nicht rathsam erschien, begnügte er sich damit, einen Ausflug nach der Hauptstadt Marrakesch und in die Vorberge des Hohen Atlas zu unternehmen. Von hier aus folgte er der nördlichen Karawanenstraße bis Casablanca und zog dann, unter Ueberwindung mannichfacher Beschwerden und Gefahren, an der Küste entlang bis Tanger. Nachdem er den Winter in Deutschland zugebracht hatte, kehrte er bereits im April 1887 nach Afrika zurück. Zunächst hielt er sich drei Monate hindurch auf den Canarischen Inseln, namentlich in Lanzarote auf. Dann setzte er nach dem Cap Djubi auf der benachbarten afrikanischen Festlandsküste über, doch mußte er schon nach wenigen Tagen aus Mangel an Transportmitteln seine Absicht aufgeben, am Meere entlang nach Norden vorzudringen und den noch sehr wenig bekannten Rand der nordwestlichen Sahara zu erforschen. Um in Zukunft nicht mehr durch berufliche Verpflichtungen in der freien Verfügung über seine Zeit behindert zu sein, nahm er im Sommer 1888 endgültig seinen Abschied aus dem Militärdienst und begab sich darauf im October desselben Jahres über Italien und Sicilien nach Tunis, wo er seine ausgebreitete Kenntniß nordafrikanischer Mundarten wesentlich vertiefte und ergänzte. Dann durchzog er das benachbarte Tripolitanien, ohne indeß weit nach dem Inneren vorzudringen, da ihn eine nicht unbedenkliche Erkrankung im Juli 1889 zur Heimkehr nöthigte. Erst nach längerer Zeit war er wieder soweit hergestellt,

daß er eine neue Reise planen konnte. Diesmal wollte er nicht wieder den mohammedanischen Westen, sondern vielmehr den ihm völlig unbekannten Orient besuchen. Im Februar 1891 begab er sich zunächst nach Constantinopel, durchquerte dann die ägäischen Küstenlandschaften Kleinasiens und fuhr von Smyrna aus mit der Eisenbahn landeinwärts. Er kam aber nur bis zu der erst kürzlich eröffneten Station Diner, wo ihn ein heftiges Fieber heimsuchte, das ihn schließlich zwang, zunächst nach Smyrna zurückzukehren. Als er hier keine Heilung fand, begab er sich über Triest ins elterliche Haus nach Berlin. Die ärztliche Untersuchung stellte ein schweres Nierenleiden fest, das auch verschiedenen operativen Eingriffen trotzte. Schließlich traten Complikationen hinzu, die Kräfte verfielen rasch, und am 18. September 1891 erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Schmerzen. Er starb im besten Mannesalter und hätte sicher bei längerem Leben noch Bedeutsames auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten geleistet.

Leider war es ihm nicht vergönnt, die Ergebnisse seiner Forschungen in einem zusammenhängenden größeren Werke darzustellen. Vielmehr hat er nur eine beträchtliche Zahl von Abhandlungen hinterlassen, die in verschiedenen naturwissenschaftlichen und geographischen Zeitschriften zerstreut sind. Seine frühesten Arbeiten gehörten dem Gebiete der Insektenkunde an und wandten sich ausschließlich an enge Fachkreise, so daß sie des allgemeineren Interesses entbehren. Sie erschienen zumeist in der Berliner Entomologischen Zeitschrift und in den Entomologischen Nachrichten. Später, als er sich vorwiegend völkerkundlichen Forschungen widmete, die sich hauptsächlich auf die Bewohner Marokkos bezogen, wurde er durch zahlreiche Vorträge in gelehrten Gesellschaften und durch Aufsätze in vielverbreiteten Zeitschriften auch weiteren Kreisen bekannt. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie veröffentlichte er: „Aberglaube und halbreligiöse Bruderschaften bei den Marokkanern" (1886, S. 671—692), „Anthropologische Aufnahmen von Marokkanern" (1887, S. 32—33), „Nahrungs-, Reiz- und kosmetische Mittel bei den Marokkanern" (1887, S. 241—285), „Die Pfeifsprache auf der Insel Gomera" (1887, S. 731—741), „Die Corporationen der Ulêd Ssîdi Hammed-u-Mûssa und der Ormâ im südlichen Marokko" (1889, S. 572—586), „Ueber die Verständigung durch Zeichen und Geberdenspiel bei den Marokkanern" (1890, S. 329—331); in der Zeitschrift für Ethnologie: „Einteilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko", trotz ihrer unübersichtlichen Anlage wohl die inhaltreichste und werthvollste unter seinen Arbeiten, durch welche er auf die in Verschiedenheiten von Sprache, Typus und Sitten begründete Eintheilung der Bewohner Marokkos in drei große natürliche Gruppen hinwies (XX, 1888, S. 98—130, 146—160, 184—210; XXI, 1889, S. 81—108, 157 bis 201); in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin: „Reisen und Reiseverhältnisse in Marokko" (XIII, 1886, S. 440—460); in der Zeitschrift derselben Gesellschaft: „Karte des westlichen Sûs-, Nûn- und Tekena-Gebiets" (XXII, 1887, Tafel V und S. 421—428); im 3. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald: „Mittheilungen aus Marokko und dem nordwestlichen Saharagebiet" (Theil II, 1889, S. 1—65, mit Karte); endlich im „Ausland": „Die Bevölkerungselemente der Städte Tunis und Tripolis" (LXIII, 1890, S. 314—316, 321—326, 354—358, 368—373, 495—499, 515—519, 532—534, 560), „Bräuche der Marokkaner bei häuslichen Festen und Trauerfällen" (ebd. S. 716—719, 730 bis 734), „Wie die Udáia Mohammedaner wurden" (ebd. S. 806—808), „Das türkische Schattenspiel im Magrib" (ebd. S. 904—908, 921—926, 939) und „Krankheiten, Volksmedicin und abergläubische Kuren in Marokko"

(LXIV, 1891, S. 75—79, 95—98, 126—129). In der Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung Marokkos wird sein Name dauernd mit Ehren genannt werden.

Ausland, Band LXIV (1891), S. 901—902 (R. Hartmann). — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Band XIV (1891/92), S. 140—142, mit Bildniß (G. Rohlfs).

Viktor Hantzsch.

Quenstedt: Friedrich August Q. war eine ganz eigenartige Persönlichkeit, die sich unter den Geologen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Selbständigkeit bedeutungsvoll abhob. Ueber fünfzig Jahre seines Lebens hat er der Mineralogie, Stratigraphie und Paläontologie gewidmet und die Spuren seines Weges werden nicht so leicht verwischt werden.

Er stammte aus Eisleben, wo er 1809 geboren wurde und bis 1830 seine Jugenderziehung erhielt. Dann erwarb er sich in Berlin seine wissenschaftliche Ausbildung und wurde ein würdiger Schüler seiner Lehrer Christ. Samuel Weiß und Leop. v. Buch. Mit 30 Jahren kam er als Professor für Mineralogie und Geologie nach Tübingen, und trotz der Verschiedenartigkeit seiner Sprache und seines Naturells verstand er es, die Herzen der Schwaben zu gewinnen, so daß sie ihn wie einen der Ihrigen verehrten und betrauerten, als der Tod ihn nach 51jähriger Lehrthätigkeit entführte.

In den ersten 25 Jahren seiner Tübinger Zeit hat er Bedeutendes für Krystallographie und Mineralogie im Sinne der Anschauungen seines Lehrers Weiß geleistet („Methode der Krystallographie“ 1840, „Handbuch der Mineralogie“, in 3 Auflagen 1854, 1862 und 1877; „Grundriß der bestimmenden und rechnenden Krystallographie“ 1873).

Seines Lebens eigentlichste Arbeit aber galt den Versteinerungen und der Gliederung der Juraformation, wobei er eine erstaunliche Fülle von Details zu Tage förderte. Doch war ihm dies nie die Hauptsache und sein Blick stets auf allgemeine, wichtige Probleme gerichtet. Von Anderen überlieferte Thatsachen unbesehen zu übernehmen, lag nicht in seiner Natur, und er suchte seine Argumente aus eigenen Beobachtungen zu gewinnen. So ist es gekommen, daß die in seinen voluminösen Werken beschriebenen Objecte meistens in der Tübinger Sammlung zu finden sind. Er verzichtete deshalb lieber auf systematische Vollständigkeit und machte sich auch nichts daraus, die Arbeiten Anderer nicht zu berücksichtigen. Es weht überhaupt etwas von dem autokratischen Geiste L. v. Buch's in seinen Werken und in seinem Verhältniß zu den Fachgenossen, die er eher mied als aufsuchte, und von denen er einige geradezu befeindete, weil sie nach seiner Meinung eine falsche Forschungsmethode hatten. Unter diesen letzteren stand Alc. d'Orbigny im Vordergrund und als gar einer seiner talentvollsten Schüler — Oppel — in späteren Jahren sich der Richtung d'Orbigny's anschloß, war es auch mit dieser Freundschaft aus.

Quenstedt's Hauptwerke sind: „Der Jura“, 1858; „Handbuch der Petrefactenkunde“, 3 Auflagen: 1852, 1866 und 1885; „Petrefactenkunde Deutschlands“: I. Cephalopoden 1849, II. Brachiopoden 1871, III. u. IV. Echinodermen 1872 u. 76, V. Schwämme 1878, VI. Korallen 1881, VII. Gasteropoden 1884, Die Ammoniten des schwäbischen Jura 1882—89.

Dazu kamen noch Schriften mehr populären Inhalts wie „Sonst und Jetzt“ 1855 und „Klar und Wahr“ 1872.

Durch alle seine Arbeiten zieht sich wie ein rother Faden der Grund-

gedanke, daß die Species nicht scharf begrenzt ist, daß nicht nur in dem gleichen stratigraphischen Horizonte vielerlei Varietäten sich abzweigen, sondern daß dieselbe Art auch in mehreren Horizonten übereinander fortlebte, aber gleichfalls verschiedene, oft sogar recht weitgehende Variationen erlebte. Diese Ueberzeugung war es, die ihn zum unversöhnlichen Gegner d'Orbigny's machte. Lange, ehe Darwin's Lehren auch in der Paläontologie eine allgemeine Revolution in der Auffassung des Artbegriffes zu Wege brachte, war Q. in bewußter Weise für die Phylogenie eingetreten, als dann aber diese Richtung modern wurde, hatte er doch nicht allzuviel Freude daran, weil ihm die Art nicht zusagte, mit der sie eine neue umfangreiche Nomenclatur zum Ausdruck des neuen geistigen Inhaltes schuf.

A. Rothpletz.

R.

Raab: Johann Leonhard R., Kupferstecher und Radirer, Akademieprofessor und Wirkl. Geh. Hofrath, geboren am 29. März 1825 zu Schwaningen (bei Ansbach), † am 2. April 1899 in München, erhielt seine Erziehung und Bildung in Nürnberg, auch die erste Anleitung zum Zeichnen an der dortigen Kunstschule bei Karl Meyer und Albert Reindel. An der Münchener Akademie machte er sich mit der Malerei bekannt, ebenso bei Samuel Amsler mit der Kupferstecherkunst, welcher R., abermals in Nürnberg, zwei Decennien hindurch mit größtem Fleiße oblag. Seine meist für Taschenbücher und Verlagsbuchhändler gearbeiteten kleinen Blätter bezeugten damals schon ein besonderes Augenmerk für malerische Wirkung und charakteristische Wiedergabe seiner Vorbilder. Größere Platten lieferte R. nach Karl Fr. Lessing (Luther verbrennt die Bulle; Anschlagung der Thesen: für den Kunstverein Hannover 1860 und 1864), Joseph Petzl (Novize), G. Flüggen (Morgenkuß der jungen Mutter; Weinprobe: für den A. Dürer-Verein in Nürnberg 1852), Vautier (Gericht vor dem Schullehrer: für den Kunstverein in Prag 1868 und P. Käser in Wien 1872), Arthur v. Ramberg (Erklärung), Becker (Stürmische Landschaft mit der Staffage eines auf seine Tochter gestützten blinden Bettlers; die brieflesenden Mädchen); Albert Kindler (die Verlassene auf dem Tanzboden) und die Porträts des Prinzen Albert von Gotha (für die Königin Victoria), Blumenbach, Alexander und Wilhelm v. Humboldt (für Breitkopf & Härtel in Leipzig), E. Kant (nach Döbler), Abt Haneberg (für Manz in Regensburg), Wilhelm v. Kaulbach, W. H. v. Riehl, Paul Heyse, R. Wagner, Geibel, Lübke u. A., wodurch R. einen so hervorragenden Namen gewann, daß er 1866 bei Julius Thäter's Abgang als dessen Nachfolger an die Münchener Akademie zum Professor der Kupferstichkunst berufen wurde. Hier organisirte R. freiwillig eine Antiken- und Naturclasse und vereinte eine Menge sehr verschiedenartiger Schüler, denen er, nach Piloty's Vorgang, ihre Eigenart zur vollen Gestaltung ausbildete, darunter den Xylographen W. Hecht, die Radirer Peter Halm, Karl Rauscher, Joh. Fr. Deininger, Wilh. Schmidt, Karl Stauffer Bern. (Vgl. den schönen Artikel von J. Krsujavi über R. und seine Schüler in Lützow's Zeitschrift 1880, XV, 111 ff.) Mit ihnen trat des Meisters eigene Tochter, die mit und neben ihrem Vater in höchster Genialität die Radirnadel meisternde Doris Raab (geboren am 19. October 1851 zu Nürnberg; vgl. Apell, Handbuch 1880, S. 344, und Fr. v. Bötticher 1898, II, 338) als selbstständige Künstlerin in

den Vordergrund. — In München entstanden Raab's Stiche nach Feuerbach („Pietà" in der Schack-Galerie(, Kaulbach („Goethe's Frauengestalten": Lotte den Geschwistern Brot schneidend; Leonore; Goethe am Hof zu Weimar; Dorothea und die Auswanderer), Pecht (Clavigo, Heinrich VIII. und Anna Boleyn: für Bruckmann), insbesondere aber die fünfzig Blätter nach „Meisterwerken der Alten Pinakothek" (München bei P. Kaeser, mit Text von Fr. von Reber), welche durch die feinempfundene Reproduction der so verschieden gearteten Originale (wie Holbein, Dürer, Roger van der Weyden, Rubens, van Dyck, Tizian, Paolo Veronese, Rembrandt, Tenier, Tiepolo u. A.) hohen Beifall fanden. (Vgl. Krsvjavi in Lützow's „Zeitschrift" 1882, XVII, 321; Fr. Pecht in Beil. 57 der Allgem. Zeitung, 26. Februar 1884 und Nr. 9 der Münchener Neueste Nachrichten, 6. Januar 1889.) Zwei Blätter nach Raphael Santi („Madonna Tempi" und „di Foligno") fertigte R. 1875 und 1880 (für Bruckmann). Einförmiger, aber immerhin durch ihre packende Wahrheit anziehend, erscheinen die Bildnisse seiner „Zeitgenossen" (Lenbach, Karl Piloty, Wagmüller, Josef Knabl, Franz Adam, Kaspar Zumbusch, Gottfried Neureuther und Defregger), welche R. unmittelbar nach dem Leben (für Jos. Maillinger's Verlag) radirte. Nachdem der Meister ein Vierteljahrhundert an der Akademie gewaltet hatte, veranstalteten ihm seine dankbaren Schüler (1894) eine brillante Feier, voll Witz, Laune, Geist und rührender Ehrung. Dann trat R. 1895 mit dem Titel eines kgl. Geheimen Hofraths in die wohlverdiente Ruhe. Nun miethete R. gleichzeitig drei, seinen Freunden nahe liegende Ateliers, griff zu Pinsel und Palette, um lebensgroße Brustbilder zu malen, darunter auch ein Bildniß des Prinzen Ludwig, bis ihm die nur zu fühlbare Schwere des Alters auch diese stille Freude verleidete. Zahlreiche Auszeichnungen waren ihm zu Theil geworden: der Orden vom hl. Michael I. Classe, der italienische Kronenorden, die Ehrenmitgliedschaft der Akademien in Berlin, Wien, Brüssel, Antwerpen und München, goldene Medaillen von den Ausstellungen in Nürnberg, München, Wien, Berlin, Paris, Madrid, ein Ehrendiplom von London u. s. w. R. war zwei Mal verheirathet, mit Anna Elisabeth Sonnenleiter in Nürnberg, welcher Ehe drei Töchter entsprossen, und 1865 mit Babette Größmeyer. — Zu seinen kleineren Blättern zählen auch ein Stich nach Schwanthaler's Kaiser Rudolf von Habsburg-Statue im Dom zu Speier; C. Verheyden's traubennaschendem „Bauernmädchen"; Claus Mayer's „Holländisches Interieur"; Toby Rosenthal's „In der Tanzstunde unserer Großmutter" u. v. A.

Vgl. Maillinger, Bilderchronik 1876, III, 934—67 und 1886, IV, 2744—53. — Hoff, Ludwig Richter, 1877, S. 467. — Apell, Handbuch, 1880, S. 344. — Pecht, Geschichte d. Münchener Kunst, 1888, S. 268. — Laurenz Müllner, Literarische u. kunstkritische Studien, 1895. — Fr. von Bötticher 1898, II, 340. — Das geistige Deutschland 1898, I, 540. — Nr. 94 der Allgem. Zeitung v. 5. April 1899. — Nr. 2913 d. Illustr. Zeitung, Lpz., 27. April 1899. — Kunst f. Alle, 1. Mai 1899, S. 236. — Kunstvereinsbericht f. 1899, S. 78. — Bettelheim, Jahrbuch IV, 162.

Hyac. Holland.

Raber: Vigil R. entstammt einer alteingesessenen Sterzinger Familie, wurde im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren und besuchte die Lateinschule seiner Heimathstadt. Er verließ das Handwerk seiner Väter, die Bäckerei, und wurde Maler; er selber nennt sich in einem Spielregister Raber pictor. Dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, war er viel auf der Wanderschaft, die wir aber nur theilweise verfolgen können: von 1510—1522 erscheint er zumeist in Bozen in Verbindung mit dem Maler Silvester Müller

und mit anderen Malern, deren sich danach viele hier aufhielten, weil der Bau und die Ausschmückung der Pfarrkirche lohnende Arbeitsaufträge erwarten ließen; aber auch weiter das Etschthal hinunter wanderte R. bis Trient und hinein ins Fleimsthal. Von 1523—26 arbeitete er in der Heimath, von 1527—33 suchte er sein Brot neuerdings in der Fremde, von 1534 bis zu seinem Tode, in der ersten Hälfte Decembers 1552, können wir ihn wieder in Sterzing nachweisen. Er hinterließ eine Wittwe ohne Kinder.

In Sterzing wie in Bozen finden wir R. in guten Beziehungen mit dem jeweiligen Bürgermeister, dem Rathe, dem Lateinschulmeister Benedikt Debs und anderen angesehenen Persönlichkeiten. Er war ein „Kunsthandwerker" im doppelten Vollsinne des Wortes: seine Thätigkeit richtete sich auf Kleines und Großes, auf die niedrigste Lohnarbeit wie auf künstlerisches Schaffen. So finden wir in den Rechnungsbüchern Lohnanweisungen von wenigen Kreuzern, weil er eine totenpar oder schlösser oder stanglen am Kirchenfenster angestrichen, oder Fahnenköpfe, ein Kreuzl vergoldet, ein Sacramentshäuschen versilbert hat; daneben aber größere Bezahlungen für Arbeiten, die bald weniger bald mehr in das Gebiet der Kunst gehören: z. B. weil er das pildt (St. Jakobi) gepessert, die urstendt (Bildniß des Auferstandenen) gepessert oder verneuert, einen Juden in einer figuralen Kreuzweggruppe gepessert und gemackt, ein Gemälde an der Außenseite und drei Wappen an der Innenseite der Sterzinger Stadtthore hergestellt, die Kanzel in der Pfarrkirche ausgemalt und vergult, ebenda eine figur, zu Bozen das Altargemälde der Quirinuskirche gemalt hat. Robert Vischer (Studien zur Kunstgeschichte S. 447) ist geneigt, ihm auch eines der schönsten Freskogemälde der Bozener Pfarrkirche, die Madonna mit dem Kinde beim Löwenportal, zuzuschreiben. Mehr noch als für öffentliche, wird er für Privataufträge gearbeitet haben, worüber aber die Nachweise fehlen.

Hervorragende Thätigkeit entfaltete R. ferner für die Ausbreitung und Aufführung von geistlichen und weltlichen Volksschauspielen; wir finden ihn als Dekorationsmaler, als Spielleiter und Schauspieler. Von ihm ging, nachdem er die Texte in Sterzing abgeschrieben hatte, die Anregung zur großen siebentägigen Passionsaufführung zu Bozen 1514 aus, wobei er die Judasrolle gab. In demselben Jahre schrieb er in Bozen ein register des passions ab, um es in Trient zur Aufführung zu bringen; hier copirte er neuerdings eine verwandte Handschrift. 1514 weilte er auch in Cavalese, wo ein Himmelfahrtspiel tragirt wurde, bei dem er als Präcursor auftrat. Zwischen 1510 und 1539 sammelte und schrieb er die Texte von 25 Fastnachtsspielen und 7 kleineren geistlichen Spielen ab; außerdem 1514 die Texte des Haller, 1543 des Sterzinger Passions, 1514 ein Palmsonntagspiel, 1526 das Evangeli Johanne, 1529 Ain recht, das Christus stirbt. Bei den späteren Passionsaufführungen in Sterzing war er regelmäßig betheiligt; hier hat er nachweisbar auch Fastnachtspiele aufgeführt.

Von einer dichterischen Thätigkeit wird man bei R. nicht sprechen dürfen; so weit wir seine Arbeitsweise genauer verfolgen können, ist er nur Abschreiber und höchstens Ueberarbeiter: als solcher schiebt er Verse ein, um Uebergänge herzustellen oder sprichwörtliche Redensarten, die er liebt, unterzubringen, oder der Rede eine komische Färbung zu geben; vergrößert Rollen, vorab seine Leibrolle (Judas) in den Passionsspielen; dichtet kleine Scenen hinzu, vermehrt, besonders in Volksscenen, die dramatischen Personen und gelegentlich auch den Gesang, um dem Spiel mehr Abwechslung zu geben: aber alles hält sich in bescheidenen Grenzen und verräth nicht besondere Fähigkeiten. Bei einigen Stücken können wir zwar bislang keine Vorlage nachweisen; allein

daraus einen Schluß auf seine Originalität zu ziehen, wäre verfrüht; denn leichtlich ist die Vorlage noch nicht entdeckt oder bereits verloren gegangen. Durch seinen regen Eifer für alles, was die Volksschauspiele betrifft, hat er wohl verdient, daß der Bozener Lateinschulmeister Benedikt Debs bei seinem Tode ihn als litterarischen Erben einsetzte. So kam er in den Besitz eines Grundstockes altdeutscher Dramen, den er selber, wie oben dargelegt, reichlich vermehrt hat. Nach seinem Tode kaufte die Sterzinger Stadtvertretung den ganzen Nachlaß an, und so ist es gekommen, daß im Sterzinger Rathshaus sich heute noch ein seltener Schatz von altdeutschen Volksdramen beisammen findet.

Georg Obrist in Pfeiffer's Germania XXII, 420—29. — Derselbe in Edlinger's Litteraturblatt II, 100 ff. — Abdruck der Fastnachtspiele von Dr. Oswald Zingerle 1886 in den Wiener Neudrucken Nr. 9 und 11. — J. E. Wackernell, Die ältesten Passionsspiele in Tirol, 1887. In Heinzel's Wiener Beiträgen Nr. 2. — Konrad Fischnaler, Vigil Raber, im Tiroler Boten und in einer Sonderausgabe, Innsbruck 1894. — Viktor Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele. Straßburg 1896 (Quell. u. Forsch. 77). — J. E. Wackernell, Ausgabe altdeutscher Passionsspiele aus Tirol. Mit Abhandlungen über ihre Entwicklung, Composition, Quellen, Aufführungen und litterarhistorische Stellung. Graz 1897 (Oest. Quell. u. Forsch. Nr. 1). — Dr. Adolf Kaiser, Die Fastnachtspiele von der actio de sponsu. Göttingen 1899. — Konrad Gusinde, Neidhart mit dem Veilchen. Breslau 1899 (Germanist. Abhdlgn. v. Weinhold Nr. 17).

J. E. Wackernell.

Raebiger: Julius Ferdinand R. wurde geboren am 20. April 1811 zu Lohsa in der damals noch sächsischen Oberlausitz als jüngstes von acht Kindern eines ländlichen Besitzers. Während die Geschwister im elterlichen Stande verblieben, war der hochbegabte Jüngste schon früh fest entschlossen, Theologie zu studiren. Nachdem er auf dem Gymnasium in Bautzen einen tüchtigen Grund gelegt und sich namentlich eine solide classische Bildung angeeignet hatte — die lateinische Sprache beherrschte er zeitlebens meisterhaft —, studirte er seit 1829 in Leipzig und seit 1831 in Breslau Philosophie und Theologie. In Breslau gewannen wissenschaftlich der gründliche Kenner des Alten Testaments und der semitischen Sprachen Middeldorpf und theologisch der anerkannte Wortführer des Nationalismus David Schulz bestimmenden Einfluß auf ihn. Nach einer längeren Hauslehrerzeit erwarb er sich am 18. November 1836 in Breslau den philosophischen Doctorgrad, wobei das Diplom seine Kenntniß der orientalischen Sprachen besonders rühmt, und am 17. Februar 1838 die theologische Licentiatenwürde, welcher sofort seine Habilitirung an der theologischen Facultät folgte. Von dem Sommersemester 1838 bis zu seinem Todesjahr ist er ununterbrochen 53 Jahre lang als Lehrer an der Breslauer Hochschule thätig gewesen und hat eine reiche Wirksamkeit entfaltet, getragen von der dauernden Liebe und Verehrung seiner zahlreichen Schüler. Die erste Periode seines akademischen Lebens war ein schweres Martyrium: er hatte das Loos des mißliebigen Freisinnigen gründlich auszukosten. Erst im Juli 1847 konnte die Facultät seine Ernennung zum außerordentlichen Professor erreichen. Als er, der stets mit warmem Herzen und lebhaftem Interesse auch im kirchlichen Leben stand, vollends von 1849 bis 1851 die „Schlesische Zeitschrift für evangelische Kirchengemeinschaft" herausgab, welche im Geiste der Union im ursprünglichen Sinne für ein von jeder confessionellen Engherzigkeit und jeder geistlichen Bevormundung freies kirchliches Gemeindeleben eintrat, war er in den Augen des Ministeriums

v. Raumer gerichtet, und wurde, wie das damals üblich war, durch eine Anstellung als Custos der Universitätsbibliothek abgefunden. Wohl ernannte ihn die Facultät 1853 zum Doctor der Theologie honoris causa; aber das Ordinariat brachte ihm an der Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres erst die neue Aera mit dem neuen Cultusminister v. Bethmann-Hollweg im October 1859: und so sehr hatte man die Empfindung für das Symptomatische des Falles, und so sehr sah man in R. das charaktervolle Opfer von Mannesmuth und Ueberzeugungstreue, daß, so wie seine Ernennung bekannt geworden war, die gesammte Breslauer Studentenschaft ihm einen imposanten Fackelzug darbrachte. Es war ihm noch 32 Jahre vergönnt, sich dieser Wendung zum Bessern zu erfreuen. Allgemein verehrt von seinen Collegen, die ihn für das Amtsjahr 1869/70 einstimmig zum Rector der Universität, sowie von seinen Mitbürgern, die ihn 25 Jahre hintereinander zum Stadtverordneten wählten, bis er wegen hohen Alters sein Ehrenamt freiwillig niederlegte, bis zuletzt in ungebrochener geistiger und körperlicher Frische schaffend, ist er am 18. November 1891 gestorben.

Die wissenschaftliche und Lehrthätigkeit Raebiger's ist ziemlich gleichmäßig dem Neuen wie dem Alten Testamente gewidmet. Sein neutestamentliches Hauptwerk sind Untersuchungen über die beiden Korintherbriefe, 1847, eine zweite Ausgabe 1886 erschienen, zu welchem eine Monographie über die Paulinische Christologie tritt; in der alttestamentlichen Wissenschaft hat er sich durch die 1864 von ihm besorgte vierte Auflage der Biblischen Archäologie de Wette's am bekanntesten gemacht; selbständige Arbeiten veröffentlichte er über die Ethik der Apokryphen und über das Buch Hiob. Aber die Disciplin, die ihm am meisten am Herzen lag und welcher seine eigentliche Lebensarbeit galt, war die Encyklopädie, und so ist denn auch seine „Theologik oder Encyklopädie der Theologie", welche er, schon fast ein Siebziger, 1880 als reife Frucht 40jährigen Lehrens und Forschens veröffentlichte, das Werk, welches seinen Namen in der theologischen Wissenschaft fortleben lassen wird. Schon der von ihm geprägte neue Name für die Disciplin „Theologik" zeigt, daß R. mehr geben wollte, als eine bloße Uebersicht über die Theologie und ihre einzelnen Disciplinen. Sie muß „eine Theologie in nuce" sein und hat „keine andere Aufgabe, als die Theologie als Wissenschaft darzustellen": daß die Theologie eine Wissenschaft im vollsten Sinne des Wortes sei und sein müsse, war ein Punkt, auf welchen R. stets den größten Nachdruck legte, hatte doch auch seine Rectoratsrede vom 15. October 1869 das Thema „Die Entwicklung der Theologie zur Wissenschaft". „Der oberste und höchste Zweck der Theologik ist, die Theologie als Wissenschaft zu erweisen", und zwar nicht nur Theologen, angehenden wie schon ausgebildeten, sondern auch den Nicht-Theologen gegenüber. Sie soll aber auch an der Weiterbildung der Theologie mithelfen, indem sie „auf die Aufgaben hinweist, welche die Theologie in nächster Zukunft zu lösen hat". Als wesentlichste dieser Aufgaben und alleinige Bürgschaft für eine Zukunft der Theologie als Wissenschaft betrachtet R. die Verschmelzung und gegenseitige Durchdringung derjenigen beiden Richtungen, welche zu seiner Werdezeit die herrschenden waren, nämlich der Schleiermacher-schen Gefühlstheologie und der speculativen im Sinne Hegel's und seiner Schule. Als echter Sohn der philosophischen Aera hat er die Philosophie stets hochgehalten und ihre Unentbehrlichkeit für die Theologie als Wissenschaft stets nachdrücklich verfochten. „Will die Theologie selbständig, sei es mit der Philosophie, sei es gegen sie, an der schwierigsten Aufgabe der Gegenwart wirken, will sie das Christenthum in seiner allgemeinen Berechtigung und die Kirche als den zu seiner Verwirklichung nothwendigen Organismus erweisen,

so muß sie nicht nur von einem kirchlichen oder religiösen Interesse, sondern von dem Wahrheitsinteresse an ihrem Gegenstand sich leiten lassen und darum ihr intellectuelles Verhalten so bestimmen, daß sie, obschon eine positive und Offenbarungswissenschaft, durch ihren den übrigen Wissenschaften gleichartigen Charakter sich Anerkennung und Geltung verschafft."

Auch im praktischen kirchlichen Leben hat R. stets gestanden, ihm liebevolles Interesse und aufopferungsvolle Arbeit zugewendet. Namentlich der Sache des Protestantenvereins war er mit ganzem Herzen zugethan. Er war Begründer und Vorsitzender des schlesischen, Mitglied des Ausschusses des deutschen Protestantenvereins. Der Besuch der Protestantentage war fast das einzige, was er sich an Erholung gönnte: er versäumte keinen und war stets im Mittelpunkt als Gegenstand lebhafter Ovationen.

Ueber R. als Menschen herrschte nur Eine Stimme. Freund und Feind erkannte in ihm einen echt mannhaften Charakter von unbestechlicher Wahrheitsliebe und unbeugsamem Wahrheitsmuth. Besonders ist aber hervorzuheben, daß er durch seine schweren Erlebnisse und die jederzeit ihm reichlich entgegengebrachte Feindschaft sich nicht verbittern ließ: er blieb stets mild und wohlwollend, und es war ihm Bedürfniß, überall das Gute anzuerkennen. So ist denn namentlich der persönliche Einfluß, den er ausübte, ein tiefgehender und nachhaltiger gewesen: noch heute bekennt sich eine große Anzahl von begeisterten Schülern zu ihm, als dem sie ihr Bestes verdanken.

C. H. Cornill.

Rabinowitz: Raphael Nathan R., hervorragender Talmudgelehrter, geboren am 4. Juni 1835 in Scharagin, † am 29. November 1888 in Kiew. Schon als Jüngling erregte R., nachdem er die in Rußland üblich gewesene talmudische Ausbildung genossen, durch seine ungewöhnliche Begabung, verbunden mit einem bewundernswerthen Gedächtniß und lichtvollem Scharfblick, Aufsehen in fachgenössischen Kreisen, und war er wie selten einer besonders dazu geeignet, im Talmud und den dazu gehörigen Litteraturgebieten mit Erfolg zu arbeiten. Im J. 1860 gab R. das Gutachten des R. Meir ben Baruch aus Rothenburg aus dem achten Jahrhundert heraus und bekundete schon damals Tüchtigkeit in der kritischen Behandlung von Handschriften. Angezogen durch die an hebräischen und rabbinischen Manuscripten reiche Hof- und Staatsbibliothek in München, nahm R. 1862 daselbst seinen bleibenden Wohnsitz und bereitete mit Hülfe eines edlen Förderers der Wissenschaft, des Numismatikers Abraham Merzbacher, welcher ihm Geldmittel und eine auserlesene Fachbibliothek zur Verfügung stellte, den kritischen Apparat zu einer neuen Talmudausgabe auf Grund der in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, als Unicum befindlichen Talmud-Handschrift (cod. Hebr. 95) vor. Zum Zwecke seiner Studien auf diesem Gebiete besuchte R. viele Bibliotheken des Auslandes. Im J. 1868 erschien der erste Band seines groß-angelegten Werkes: „Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum“ auf Grund von Handschriften und alten Drucken mit wissenschaftlichen Anmerkungen. In rascher Folge erschienen fünfzehn Bände dieses Werkes, etwa über die Hälfte des gesammten Babylonischen Talmud sich erstreckend. Mitten im Drucke des sechzehnten Bandes über den Tractat Chulin wurde R. auf einer Reise im Kiew vom Tode ereilt und erschien derselbe redigirt von Dr. Ehrentreu.

Neben diesem Hauptwerke, durch welches sich R. ein dauerndes Denkmal unermüdlichen Fleißes und großer Gelehrsamkeit gesetzt hat, erschienen von ihm: 1863 „Ikre ha-Aboda, Zusammenstellung der Gesetze und Vorschriften über die Opfer; „Gaon Jakob, Novellen zum Tractat Erubin von dem Gaon

R. Jacob aus Wien", nach einer Handschrift geordnet und herausgegeben; 1874: „Jechuse Tanaim we Amoraim", nach einer in der Oxforder Bibliothek befindlichen Handschrift, herausgegeben vom Verein „Mekize Nirdamim" mit Quellennachweis und Glossen; 1888: „Ohel Abraham, Catalog der Bibliothek des sel. Herrn Abraham Merzbacher in München", in welchem 156 Handschriften und 4332 Druckwerke verzeichnet sind. Zu erwähnen wäre noch der Separatabdruck aus dem neunten Bande seiner „Variae lectiones": „Kritische Ausgabe der Gesammt- und Einzelausgaben des Babylonischen Talmuds seit dem Jahre 1484". Durch die wissenschaftlichen Reisen, die R. nach Frankreich, England, Italien und Rußland unternommen, wurde der Ankauf seltener Druckwerke und Handschriften für die großen Bibliotheken Deutschlands vermittelt und verdankt ihm besonders die Münchener Hof- und Staatsbibliothek eine wesentliche Bereicherung ihrer hebräischen Abtheilung, von der wir die Erwerbung der kostbaren Bibelhandschrift (cod. Hebr. 422) besonders hervorheben.

Adolf Brüll.

Raders: Ludwig R., Maler, wurde am 19. Februar 1868 zu Frankfurt a. M. geboren als Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten von Beleuchtungskörpern, der ebensowenig wie der ältere Bruder Ludwig's und die Familie überhaupt ihm je, früher oder später, die leiseste Ermunterung, Anregung, Anerkennung, sittlich-seelische Stütze geboten hätte. Er besuchte in seinem Geburtsorte die Kunstgewerbeschule und kam 1886 nach München, wo er auf der Akademie der bildenden Künste Schüler Herterich's und des Culturmalers Wilh. Diez wurde. Früh war der strebsame Jünger prämiirt, gewürdigt und gelobt; „aber als das eigene ernste Schaffen gebieterisch den Einsatz aller Kräfte verlangte, da hatten Entbehrungen und Krankheit ihr unheilvolles Zerstörungswerk schon begonnen und die arbeitsfreudige Hand des jungen Künstlers gelähmt". Glück und Sonnenschein, schier unbekannte Gäste in Raders' Atelier in der Landwehrstraße, sind nie einmal richtig über seine Schwelle getreten. Oft haben ihm das Dasein die kärglichen Erträgnisse von Bilder-Copien landläufiger Natursujets fristen müssen, wie sie Spekulanten fabrikmäßig bestellen. Und dennoch fand er dabei noch Trieb, Lust, Kraft, vieles über den Durchschnitt hinaus zu schaffen; wie Freunde berichten, Bilder von seltener Farbentiefe und Harmonie, einfach gemalt und poetisch empfunden — aber niemand kannte bei Raders' Tod ihr Schicksal. „Bastien-Lepage, Böcklin, Marées, das war sein Lieblings-Dreigestirn, und von diesen drei Meistern hatte er die tiefinnerliche Heimathliebe, die Vornehmheit der Farben und eine alles Süßliche verachtende Herbheit der Form. Wo seine Arbeit anempfunden scheinen wollte, da entdeckte das Auge des Wissenden bald die Seele und das Temperament des jungen Künstlers, die den Ausschnitt der Natur individualisirten und das Gesehene und Herausgegriffene zu seinem Eigenthum stempelten". Darauf, bis etwa 1896, warf sich R. mit Eifer und Geschick auf die Graphik und bethätigte darin rege seine erfindungsreiche Fertigkeit, auch dann noch, als das schleichende Leiden ihm Saft und Stimmung aussog. Radirungen wie das bekannte Blatt „Musica" (R. war musikalisch talentirt) und viele selbständig hingeworfene Zeichnungen in der damals von Georg Hirth begründeten Münchener Wochenschrift „Jugend" belegen das, wie er sie namentlich nach dem unfreiwilligen Abschiede vom geliebten München geliefert hat. Die Auction von Originalskizzen der „Jugend" im Juni 1899, kurz nach Raders' Tod, brachte als Nr. 901 das Titelblatt zu 1896 Nr. 45 (II, 721), „Bannerträger", als Nr. 902 die Querleiste „Lenz" (Jugend II, 332), als Nr. 904 das Titelblatt zu 1897 Nr. 30 (I, 501), „Frauenkopf", als Nr. 905 „Frühlingslied" (II, 638), als Nr. 906 (II, 829) „Deis immortalibus" unter den Hammer.

Ferner enthielt die „Jugend“ noch in Nr. 30 vom 24. Juli 1897 einen Frauenkopf mit Lorbeer, in Nr. 37 vom 11. September 1897 „In der Heimath“, ein Bauernhaus im Stil einer Kinderzeichnung, in Nr. 38 vom 18. September 1897 „Frühlingslied“, in Nr. 3 vom 15. Januar 1898 eine Geigerin unter einsamen Bäumen (wie H. Holland urtheilt, ganz wie von Giotto!), in der Nummer vom 9. Juli 1898 nacktes Weib auf einem Brunnenkopf stehend und mit Schleiern spielend, in Nr. 36 vom 3. September Braut (mit Tod) und Bräutigam, endlich posthum wohl eine Iphigenie in Nr. 25 vom 17. Juni 1899; den unbedeutenden Nachlaß erwarb Albert Langen.

Am breitesten kam seiner Hände Genius, wenn auch nicht sein Name, unter die Leute durch den bunten Narren mit den jugendfrischen hellen Augen, der eine längere Reihe von Wintern von allen Litfaßsäulen und Plakattafeln des lebensfrohen Isar-Athen zu den Lustbarkeiten der unseligen Carnevalsgesellschaft einlud. Dieser ganze Anschlag „ist mit wuchtiger Faust hingeschrieben in einer großen starken Einfachheit der Farben und der Linien und gerade darin das Muster eines Plakates“. Schon um 1895 war es aber mit der äußerlich jämmerlichen, innerlich doch so mannichfach reichen Münchener Zeit vorbei: „unabgemeldet“, sagt trocken der Polizei-Ausweis, verließ er die Stätte seines Schaffens und Darbens und suchte in der reinen Gebirgsluft Oberbaierns, in Kochel am See, in Mittenwald, dem abseitigen Geigenmacher-Flecken zwischen den Karwendelriesen, Zuflucht vor der unerbittlich wachsenden Schwindsucht. Februar und März 1897 hielt er sich zu Bodenheim im Rheinthal bei der Großmutter auf, danach in Soden am Taunus, den Sommer über in Frankfurt a. M. bei den Eltern und den „Barmherzigen Brüdern“, October 1897 bis Frühjahr 1898 suchte er sein Heil in Davos, dann nochmals in Kochel. Endlich ward Schömberg im württembergischen Schwarzwald mit seiner Lungenheilanstalt das Asyl des Gehetzten und Vielgeprüften: hier droben ging er im Lenz dahin, 31 jährig, am 1. Mai 1899. „Er war ein furchtbar armer Mensch; mit einer energischen Unterstützung zur rechten Zeit hätte man ihn zum bedeutenden Künstler gemacht. Sich selbst heraufzuarbeiten, hatte er weder Gesundheit in den letzten Jahren noch Energie, was ich überhaupt dem ewigen Hunger zuschreibe“, so schrieb ein Freund und College nach dem Tode. Gemäß den Angaben, die mir seine nächsten Angehörigen zu Frankfurt 1900 gemacht, sei es freilich Thatsache, daß sie ihn, den durchaus unpraktischen und naiv vertrauensseligen Jüngling, lange mit großen Mühen und Kosten über Wasser zu halten versuchten, doch haben sie dem mündlich beigefügt, in München sei er, namentlich auch durch „ungünstige Einflüsse von Nietzsche und Wagner“ (völlig unwahr!), heruntergekommen, besprachen auch sein trauriges Ende nüchtern ohne Anzeichen von Wehmuth oder nur Bedauern. Und als ich Anfang 1907 meine Erinnerung an die, aus lorbeerumwundener Büste des Frühverklärten und Grabrelief (R. in nackter Figur zum Tode eingehend) bestehende Ehrung seines † Bildhauer-Freundes Emil Dittler, wie ich sie 1902 bei einer Ausstellung der Münchener „Secession“ mit elegischem Gefühl beschaut hatte, durch Umfrage aufzufrischen unternahm, war in der deutschen Kunsthauptstadt Ludwig Raders und was sich an geistiger That daran knüpft, aus dem Gedächtnisse der undankbaren Mitwelt, sogar derer, die berufsmäßig oder infolge ehemaliger Theilnahme für jenen Flüchtling aus einer geknickten Gegenwart etwas Bestimmtes hätten wissen müssen, wie verflogen. So wird's denn auch wohl bleiben, zumal seine Arbeiten in alle Winde auseinander geflattert sind. Ja, was wäre geworden, wenn R. . . . .!

Die Mehrzahl der Einzelheiten nach Franz Langheinrich's, Redacteurs der „Jugend“, warmem Nachruf in den Münchn. Neuest. Nachr. Nr. 229

vom 18. Mai 1899 S. 1 (daraus oben die Sätze in Anführungszeichen). Geburtsdatum und Wegzug von München von der dortigen Polizei mitgetheilt, einige sachliche Angaben von der Familie — C. W. Raders & Co. — in Frankfurt. Diese Quellen sind von mir schon im Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrol. IV, 249 f. benutzt. Obige Liste der „Jugend"-Illustrationen machte Prof. Dr. Hyac. Holland in München bereitwilligst verfügbar. Einiges Persönliche 1907 aus dem Munde seines Freundes Maler Hrm. Urban (München).

Ludwig Fränkel.

Rahl: Karl Heinrich R., Kupferstecher, geboren am 11. Juli 1779 in Hofen bei Heidelberg, † am 12. August 1843 in Wien. Seine Ausbildung begann er als rein technischer Lehrling bei einem Silberarbeiter, in dessen Werkstatt sein Vater, ein Kattundrucker, ihn gegeben hatte. Die Gelegenheit zu zeichnen und zu graviren, die er hier fand, brachten ihn zum Bewußtsein seiner künstlerischen Neigungen, und so versuchte er sich bereits in kleinen radirten Landschaften. Sich ganz der Kunst hinzugeben verboten ihm seine beschränkten Mittel. Jedoch vergrößerte sich sein Gesichtskreis, als er in Heilbronn an dem dortigen Industrie-Comptoir angestellt wurde, für das er namentlich Karten, Pläne und Vignetten arbeitete, auch schon Aufträge erhielt wie das Porträt Wieland's für einen Almanach Lang's und das Porträt Ammon's zu stechen. In dieser Zeit übte er sich vornehmlich in der Punktirmanier. Die kleinen Verhältnisse in Heilbronn genügten seinem Streben bald nicht mehr. Es trieb ihn hinaus in weniger enge, kunstbewegte Kreise, die ihm mehr Nahrung zur Weiterbildung seiner noch unsicheren und unfertigen Fähigkeiten geben konnten. Er setzte es 1799 durch, nach Wien überzusiedeln, das fortan sein ständiger Wohnsitz bis zu seinem Tode blieb. Anfangs mußte er auch hier durch mehr handwerkliche Arbeit sein Brot zu verdienen suchen, die ihn aber doch nie aus der manuellen und technischen Uebung, deren er noch bedurfte, kommen ließen. Seine Beschäftigung bestand damals namentlich in Schriftstechen und Arbeiten in Punktirmanier, in der er einige diesmal schon geschicktere Bildnisse lieferte. Indem er sich nun von der Punktirmanier mit ernstlichem Fleiß ganz der Radirung und dem Stich zuwandte, gelang es ihm, sich allmählich in immer größeren Kreisen einen Namen zu machen, der ihn dem Milieu, dem er entstammte, völlig enthob und ihm nach und nach ein unbestrittenes Ansehen in seiner Zeit verschaffte und sicherte. Einer besonderen Erfindungsgabe wie auch einer hervorragenden eigenartigen Persönlichkeit oder technischen Ausdrucksform entbehrend, bot er dafür in seinem schlichten Ernst und Fleiß ein Aequivalent, das seine Zeit, der es schon lange gerade an reproducirenden Stechern seiner Art mangelte, wohl zu schätzen wußte. 1815 wurde er Mitglied der k. k. Akademie der Künste in Wien, erhielt 1829 den Titel eines Kammerkupferstechers. In den Jahren 1816—42 enthielten die Jahresausstellungen der Akademie der bildenden Künste eine reichliche Anzahl seiner Werke, die das Publicum mit ihm bekannt machten und ihm bei der damaligen Kritik höchst lobende Beurtheilungen eintrugen. Nach vierjähriger Bewerbung um eine Professur an der Akademie erhielt er sie endlich 1840, worauf 1842 die ehrende Ernennung zum Professor in Florenz folgte. Nicht lange konnte er, der sich aus kleinen Verhältnissen durch eine außerordentliche Energie emporgearbeitet hatte, die Früchte seiner mühevollen Laufbahn genießen. Denn schon ein Jahr nach dieser letzten Ehrung ereilte ihn der Tod.

Abgesehen von einigen unscheinbaren Abstechern in das Gebiet der Malerei und einigen nicht gerade erfindungsreichen aber sauber gearbeiteten gestochenen und radirten eigenen Compositionen lag seine Bedeutung für seine Zeit

namentlich in der graphischen Reproduction classischer und zeitgenössischer Meister. Das Bedürfniß seiner Zeit nach einer Kraft wie der seinigen beweisen die vielen Lobeserhebungen, die man ihm zu Theil werden ließ. Jedoch mit heutigem Auge gesehen fehlt seinem Oeuvre der Reiz einer starken künstlerischen Persönlichkeit, um für sich selbst einen Raum in der Geschichte der Kunst einnehmen zu können, und andererseits ist seine Lebensarbeit als ein für die damalige Zeit durchaus werthvolles kunsthistorisches Sammelwerk durch moderne Reproductionsverfahren überholt. Dennoch flößt es Achtung ein vor der eingehenden Sorgfalt und dem sichtlich ernsten Bemühen, sich in die Vorlagen einzufühlen. Ein schönes Verhältniß zu seinem begabteren Sohn, dem Historienmaler Karl Rahl, dessen erster Lehrer er war, liegt in der liebevollen nachbildenden Hingabe an dessen Compositionen.

K. H. Rahl's Oeuvre umfaßt mehr als 500 Blätter. Man muß in ihm die Brotarbeiten von den aus eigenem Antrieb und mit Muße gearbeiteten zu unterscheiden wissen und ihnen danach gerecht zu werden suchen. Von den Werken, die namentlich aus Erwerbsnothwendigkeit geschaffen wurden, seien angeführt: 120 Vignetten für Schiller's und Goethe's Werke (theatralische Compositionen mit Bühnenphysiognomik), die Buchillustration einer bei Armbruster in Wien erschienenen Ausgabe der Meisterwerke deutscher Dichter und namentlich, im selben Verlag 1818 erschienen, die für ihn selbst nach seiner eigenen Aussage höchst lehrreichen 50 Blätter zu Lichtenberg's Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche. Zu den am besten gelungenen und sorgfältigsten Blättern, die er mit Vorliebe in großem Folioformat anlegte, gehören folgende: nach Perugino, Madonna mit Kind (Liechtensteingalerie); Fra Bartolomeo, Darstellung im Tempel; Raphael, Heilige Margarethe; Correggio, Madonna mit Kind, hl. Magdalena (Kupfer- und Stahlstich), Heilige Nacht (Dresden); Giorgione, Ecce homo; Guido Reni, Mater dolorosa; Pordenone, hl. Justina; Caracci, Christus und die Samariterin am Brunnen; Domenichino, Die badende Oreade, Anbetung des Christkindes; van Dyck, Christus erscheint der Magdalena im Garten; Poussin, Zwei Landschaften; Peter Krafft, Schlacht bei Aspern; Waldmüller, Das Kind, das gehen lernt, Landmanns Ausgang; Schnorr von Carolsfeld, Die Kinder am Brunnen; Karl Rahl, Der Rütlischwur. Der bisher umfassendste Katalog seines Oeuvres ist in dem ihm gewidmeten Artikel in Wurzbach's biographischem Lexikon zu finden.

Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon (München 1839, Bd. XII). — (Hormayr's) Archiv für Geschichte, Geographie &c. (Wien, XII. Jahrg. 1821, Nr. 129, S. 511; XV. Jahrg. 1824, Nr. 29 u. 30, S. 179, Nr. 105 u. 106). — Kunst-Blatt (Stuttgart 1821, S. 279). — Die Nekrologe der typograph. Zeitschrift „Faust" (Wien 1854, Nr. 8), der Sonntagsblätter (Wien 1843, II. Jahrg., S. 819 u. 840). — Wurzbach, Biographisches Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich (1872, Bd. 24, S. 244).

Franz Vallentin.

Raimann: Dr. Franz Ritter von R., Numismatiker, k. k. Hofrath des Obersten Gerichts- und Cassationshofes in Wien, wurde geboren zu Wien am 22. Januar 1831 als Sohn des k. k. Hofraths, späteren Leibarzts des Kaisers Ferdinand, Johann v. R., und der Frau Karoline gebornen Baronin Stifft. Er wurde zu Hause erzogen, machte die öffentlichen Prüfungen bei den Schotten, bezog dann die Universität Wien, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach Absolvirung der Universität prakticirte er in Korneuburg, Hernals und Wien beim Straf- und Landesgericht bis 1855, in welchem Jahre er Auscultant wurde. 1858 kam er als Gerichtsadjunkt zum Handelsgericht, 1871 als Secretär nach St. Pölten zum Kreisgericht, 1873 als Landesgerichtsrath

nach Wien, 1885 wurde er Oberlandesgerichtsrath beim Obergericht, 1893 Hofrath beim Obersten Gerichts- und Cassationshof. Im J. 1898 trat er in den wohlverdienten Ruhestand unter Verleihung des Leopoldordens, aber schon wenige Monate darauf, am 7. Februar 1899, starb er in Brescia bei seiner jüngsten Tochter, die dort an einen Vetter von mütterlicher Seite, den königl. italienischen Obersten Grafen Francesco Caprioli, vermählt ist. R. war verheirathet in glücklichster Ehe seit 20. Januar 1859 mit Rosa v. Maygraber, Tochter des k. k. Rittmeisters der deutschen Leibgarde Johann v. Maygraber, die ihren heimgegangenen Gatten betrauert. Es war eine liebenswürdige, bescheidene Natur, von strengstem Rechtsgefühl, der nie Protection annehmen wollte, von peinlichster Gewissenhaftigkeit, dem in seiner hohen Stellung ein Referat über ein Todesurtheil Schlaf und Essenslust raubte.

Schon früh hat R. in Eggers' numismatischen Monatsheften sich als numismatischer Forscher auf dem Gebiet der mittelalterlichen Münzkunde eingeführt, dann in der Wiener numismatischen Zeitschrift mehrere größere Abhandlungen geliefert. So im 3. Bande dieser Wiener numismatischen Zeitschrift 1871 einen Aufsatz: „Zur österreichischen Münzkunde des 15. Jahrhunderts", worin er die Pfennige mit verschiedenen Buchstaben und dem Wiener Wappen nicht dem 13. und 14. Jahrhundert, sondern dem 15. Jahrhundert ca. 1460 zuweist und als in Wien geprägte landesfürstliche Münzen, nicht als Münzen der Stadt Wien erklärt und die darauf befindlichen Buchstaben als Namen des Münzmeisters oder Münzpächters. Im 9. Bande dieser Zeitschrift 1877 veröffentlichte er: „Der Münzfund von Dorosma", meist Friesacher Schlag, im 13. Bande 1881: „Ueber einige Aufgaben der österreichischen Münzforschung", im 14. Bande 1882: „Oesterreichische Münzmeister und Anwälte des 15. Jahrhunderts" (im Artikel von Dr. Carl Schalk: Zur Geschichte des österreichischen Münzwesens im 15. Jahrhundert), im 17. Bande 1885: „Der Münzfund von Sallingberg" (Wiener Pfenninge), im 20. und 21. Bande (1888—89): „Zwei österreichische Münzfunde" (österreichische Münzen des 15. Jahrhunderts). Seine letzte größere Arbeit veröffentlichte er in den „Mittheilungen der bayerischen numismatischen Gesellschaft" 1895: „Der Münzfund von Pfaffenmünster" (meist böhmische Bracteaten Ottokar's II). Außer diesen größeren Untersuchungen hat R. fast in jedem Jahrgang der Wiener numismatischen Zeitschrift Besprechungen von Werken über deutsche mittelalterliche Numismatik gegeben. Alle seine Arbeiten sind gediegen, ruhen auf genauer Quellenkenntniß und lassen ihn als einen der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete des deutschen mittelalterlichen Münzwesens erkennen.

Nekrolog von C. v. Ernst im Monatsblatt der numismatischen Gesellschaft in Wien 1899, Nr. 188. — Mittheilungen der Familie.

Hans Riggauer.

Rainhard: Walther Balthasar R., einer der erfolgreichsten deutschen Abenteurer im Auslande, ist um 1720 in den Rheinlanden, vermuthlich in Straßburg, geboren. Er stammte aus niedrigen Verhältnissen, wuchs ohne Schulbildung heran und erlernte das Zimmermannshandwerk. Da er in der Heimath kein gutes Fortkommen zu finden vermochte, trat er als Schiffszimmerer in den Dienst der französischen Compagnie des Indes Orientales. Auf einem Schiffe dieser Gesellschaft kam er 1750 nach Ostindien und trat in Pondicherry, des Seelebens überdrüssig, als Soldat in das Heer ein, das die Compagnie zum Schutze ihrer Besitzungen an der Coromandelküste unterhielt. Seine Kameraden legten ihm entweder wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe oder um seines düstern und unheimlichen Charakters willen den Namen Sombre, der Dunkle, bei. Diese Bezeichnung blieb dauernd an ihm haften, nur daß

sie die Engländer später in Somers, die Eingeborenen in Sumru verwandelten. Diesen letzteren Namen führt er auch bei den neueren Geschichtschreibern Indiens. Nachdem er den Franzosen einige Jahre gedient und sich an verschiedenen Kriegszügen betheiligt hatte, wurde er aus unbekannten Gründen fahnenflüchtig und zog auf eigene Hand nordwärts bis nach Bengalen. Hier wollte er sein Glück bei den Engländern versuchen und ließ sich deshalb in Calcutta bei den Truppen der East India Company anwerben. Aber schon nach 18 Tagen desertirte er abermals und entfloh nach der benachbarten französischen Niederlassung Tschandarnagar. Der Commandant, ein Neffe des berüchtigten Speculanten John Law, kannte sein Vorleben nicht, reihte ihn deshalb in die Besatzung des festen Platzes ein und beförderte ihn nach kurzer Zeit wegen seiner Tüchtigkeit in militärischen Dingen zum Sergeanten. In dieser Stellung blieb er mehrere Jahre und zeichnete sich wiederholt in den Kämpfen gegen benachbarte eingeborene Fürsten aus. Im Frühjahr 1757 rückten die Engländer unter Clive und Watson vor die Festung, belagerten sie zu Wasser und zu Lande und zwangen sie durch eine zwölftägige Beschießung zur Capitulation. Doch gelang es dem Commandanten noch vor der Uebergabe, die englischen Linien mit einer Schar von Getreuen zu durchbrechen. Auch Sumru befand sich unter den Geretteten. Diese beschlossen um ihrer Sicherheit willen, nicht auseinander zu gehen, sondern sie bildeten eine Freischar und boten ihre Dienste den eingeborenen Herrschern der Gangesebene an. Zunächst nahm sie der Nabob von Bengalen auf, der mit den Engländern in Feindschaft lebte, doch vermochten sie nicht zu verhindern, daß er in der Schlacht von Plassey besiegt und bald darauf ermordet wurde. Dann zogen sie den Ganges weiter aufwärts in das Gebiet des Großmoguls Schah Allum, der ihnen gleichfalls mit Wohlwollen entgegenkam und sie einlud, an einem längst geplanten Kriege gegen die Ostindische Compagnie theilzunehmen. Aber dieser Kampf fiel unglücklich für ihn aus, er mußte sich schließlich seinen Feinden ergeben, und auch Law mit einem Theile seines Freicorps wurde gefangen. Die übrigen europäischen Söldner wählten Sumru, den sie im Laufe der Jahre um seiner Tapferkeit willen schätzen gelernt hatten, zu ihrem Anführer. Sein ganzes Bestreben ging nun darauf hin, den Engländern, die er tödlich haßte, möglichste Schwierigkeiten zu bereiten. 1763 berief ihn der neue Nabob von Bengalen, Kasim Ali, an seinen Hof, beauftragte ihn mit der Neuorganisation seiner Armee und ernannte ihn zum General. Als solcher hat er allerdings seinen Namen dadurch geschändet, daß er in Patna an einem Tage 200 gefangene Engländer auf grausame Weise ermorden ließ. Bald darauf wurde er von Kasim Ali zum Oberbefehlshaber des gesammten Heeres ernannt, doch war das Glück seinen kriegerischen Unternehmungen nicht günstig. Ein Versuch, das Fürstenthum Nepal am Fuße des Himalaya zu erobern, mißlang vollständig, und auch die britischen Truppen, welche herbeieilten, um den Tod ihrer Landsleute zu rächen, vermochte er nicht zu besiegen. Als sie seinen letzten Zufluchtsort, das feste Patna, einschlossen, blieb ihm nichts anderes übrig, als nach dem Nachbarstaate Oudh zu entfliehen, dessen Herrscher, gleichfalls ein Feind der Compagnie, ihm gastfreundlich Aufnahme gewährte. Er stellte ihn an die Spitze eines Heeres, das den Engländern entgegenzog, aber bei Bapar am Ganges eine empfindliche Niederlage erlitt. Der Fürst wollte daraufhin Frieden schließen und Sumru an seine Gegner ausliefern, aber dieser vergalt ihm die geplante Untreue, indem er sein Schatzhaus plünderte und die reiche Beute zur Anwerbung einer Leibgarde von mehreren hundert Mann verwendete, die er nach europäischer Weise bewaffnete und disciplinirte und mit der er dann den Ganges aufwärts zog, bis er aus dem britischen

Machtbereiche entkommen war. Er setzte sich in dem in voller Auflösung befindlichen großmogulischen Reiche fest und bot seine Dienste den zahlungsfähigsten unter den einheimischen Herrschern an, die bei ihren unaufhörlichen Kämpfen gegen einander sich gern fremden Beistandes bedienten. Zunächst nahm ihn der Radscha von Bharatpur in Sold, und diesem half er die reiche Stadt Agra, die ehemalige Residenz der Großmogulen, erobern. Als aber der Fürst bald darauf ermordet wurde und seine fünf Söhne einen langwierigen Streit um die Thronfolge begannen, verließ Sumru das Land und folgte einer Einladung des Radscha von Dschaipur, den er in mehreren Feldzügen gegen die benachbarten Kleinstaaten unterstützte. Bald aber bemerkte er, daß der englische Agent an diesem Hofe gegen ihn wühlte und ihm nach dem Leben trachtete. Er kehrte deshalb nach Bharatpur zurück, wo unterdeß nach mehreren Regierungswechseln Randschit Singh, ein Mann von ungewöhnlicher kriegerischer Tüchtigkeit, zur Herrschaft gelangt war. Dieser ernannte ihn zum Commandanten der wichtigen Festung Agra, wo er Gelegenheit fand, sich bedeutende Reichthümer zu erwerben. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. 1772 erhielt er von Nudschuf Khan, dem einflußreichen Günstling und Minister des Großmoguls Schah Allum, eine Einladung, unter glänzenden Bedingungen das Amt eines militärischen Oberbefehlshabers in der Hauptstadt Delhi zu übernehmen. Er folgte diesem Rufe und rechtfertigte bald das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er einen gefährlichen Aufstand des unzufriedenen Adels niederwerfen half. Dadurch wurde er der angesehenste und am meisten gefürchtete Mann im großmogulischen Reiche, und als Belohnung für seine Dienste verlieh ihm der Herrscher 1773 das unweit Delhi zwischen den Strömen Ganges und Dschamna gelegene Fürstenthum Sardhana als erbliches Lehen. So war er allmählich durch das Kriegsglück aus einem armen Handwerker ein regierender Fürst geworden. In der gleichnamigen Hauptstadt des Ländchens schlug er seine Residenz auf, befestigte sie stark und unterhielt mit Hülfe der beträchtlichen Staatseinkünfte ein schlagfertiges Heer, das er in den Kriegen seines Lehnsherrn befehligte. Außer andern Feldzügen mußte er auch eine Expedition gegen seinen früheren Herrn, den Radscha von Bharatpur unternehmen. Er besiegte ihn völlig und nahm ihm Agra ab, das er wieder als Gouverneur verwaltete. Seinen Regierungssitz schlug er hier in dem ehemaligen Palaste des großen Kaisers Akbar auf. In Agra wurde er auch mit den beiden deutschen Jesuiten Wendel und Tieffenthaler bekannt, die damals als Missionare unter den Eingeborenen wirkten. Ihren Bemühungen gelang es, seine christlichen Jugenderinnerungen wieder aufzufrischen. Er entsagte zwar nicht dem Mohammedanismus, dessen Gebräuchen er sich angeschlossen hatte, aber er bewies den Patres alles Wohlwollen und erneuerte mit großen Kosten ihre baufällige Kirche. Als er nun auf der Höhe der Macht und des Ruhmes stand, dachte er daran, eine Familie zu gründen, der er sein Land und seine Würden als Erbe hinterlassen könnte. Er verheirathete sich mit der Tochter eines verarmten Adligen aus Delhi, doch blieb die Ehe kinderlos. Am 4. Mai 1778 starb er plötzlich zu Agra und wurde auf dem katholischen Friedhofe daselbst beerdigt. Sein Grab schmückt ein noch heute wohlerhaltenes prächtiges Mausoleum. Sein Charakter schwankt im Urtheil der Zeitgenossen. Die Geschichtschreiber Indiens sagen ihm Treulosigkeit, Habsucht und Grausamkeit nach, doch gestehen sie ihm wenigstens Geistesschärfe, persönlichen Muth, Thatkraft und ungewöhnliche militärische Begabung zu. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber es gelang ihm, das Vordringen seiner Todfeinde, der Engländer, im Ganges-

tiefland zwei Jahrzehnte hindurch aufzuhalten. Seine Wittwe, eine Frau von männlichem Charakter, überlebte ihn um volle 58 Jahre und leitete die Regierung des Fürstenthums Sardhana mit starker Hand. In ganz Nordindien war sie unter dem Namen Begum Sumru bekannt und geachtet. Nach ihrem Tode 1836 kam ihr Land unter britische Herrschaft.

S. Noti, Das Fürstenthum Sardhana, Freiburg 1906, wo auch die übrige, meist englisch-indische Litteratur verzeichnet ist.

Viktor Hantzsch.

Ramsay: Karl Aloys (hierfür fälschlich auch Albert oder Louis genannt) Ramsay, Arzt, Chemiker und Stenograph in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war ein Mitglied des schottischen Zweiges der Familie, lebte aber meist in Deutschland und Frankreich; seine behauptete Zugehörigkeit zu den nach Elbing ausgewanderten Ramsays läßt sich nicht nachweisen. Er übersetzte zwei chemische Abhandlungen des kursächsischen Hofalchymisten Johannes Kunkel aus dem Deutschen ins Lateinische, die 1678 zuerst in London und Rotterdam erschienen und dann wiederholt neu aufgelegt wurden. Ramsay's litterarisches Hauptverdienst liegt aber in den Bemühungen, die Kurzschrift, die damals in England schon weit verbreitet war, auch auf dem europäischen Continente bekannt zu machen. Seinen Uebertragungen legte er das englische Stenographiesystem von Shelton zu Grunde, ohne es jedoch sklavisch nachzuahmen. Im J. 1678 entstanden seine stenographischen Methoden für die lateinische, die deutsche, die französische und die italienische Sprache. Die zuletzt genannte Arbeit ist verloren gegangen, vielleicht nie im Druck erschienen.

Seine lateinische und seine deutsche „Tacheographia" ließ R. noch im Herbst 1678 anonym in Frankfurt a. M. erscheinen, nachdem er in der dortigen „Wöchentlichen Post-Zeitung" durch eine Vorankündigung auf die kommende Herausgabe hingewiesen hatte. Die deutsche Tacheographia ist das erste Erzeugniß stenographischer Litteratur in Deutschland; als deutsche Ausdrücke für den Gegenstand prägte R. die Wörter „Geschwinde Schreibkunst", „Geschwinde Schreibart" und „Geschwindschreiben". Sein Büchlein wurde sogleich 1678 von dem Dresdener Philologen Daniel Hartnach ausgeschrieben, außerdem in den nächsten Jahren wiederholt unerlaubt nachgedruckt, besonders von dem Dresdener Buchhändler Mieth in dessen „Curiosem Schreiber" (zuletzt 1712), während der Verfasser selbst nur 1679 eine weitere Ausgabe als „New vermehrte Tacheographia" unter Nennung seines Namens in Leipzig erscheinen ließ. Nach langer Pause gab der Leipziger Buchhändler Geßner 1743 einen vermehrten Neudruck der deutschen Tacheographia heraus, der dann bis 1792 noch acht Mal, zumeist als Bestandtheil von Chr. E. Schröter's „Allzeit fertigem Briefsteller" im gleichen Verlag erschien. Einen wohlgelungenen anastatischen Neudruck der Originalausgaben von 1678 und 1679 veranstaltete im J. 1904 der Akademische Stenographenverein nach Stolze-Schrey zu Berlin. Die französische Tacheographia, die vermuthlich auch schon 1678 zuerst veröffentlicht wurde, kam mit einem Privilegium Ludwig's XIV. von 1681 bis 1693 noch fünf Mal in Paris heraus, die lateinische aber erlebte nur zwei neue Titelauflagen 1681 und 1684 und ist 1904 ebenfalls von dem Akademischen Stenographenverein nach Stolze-Schrey zu Berlin durch schönen anastatischen Neudruck wieder zugänglicher gemacht worden.

Trotz dieser vielen Auflagen kann Ramsay's System nur wenig Anhänger und Benutzer gewonnen haben. In Deutschland fanden seine nächsten Nachfolger Mosengeil und Horstig bei ihrem stenographischen Auftreten 1796 und 1797 noch ganz unbebautes Feld vor, und das einzige Zeugniß für eine

Verwendung der deutschen Tacheographia bildet das in der Kieler Universitätsbibliothek vorhandene Exemplar der Ausgabe von etwa 1750, worin ein Ungenannter am 18. Mai 1761 handschriftliche Zusätze zur Fortbildung des Systems angebracht hat. Die französische Tacheographia scheint zur Nachschrift der Fastenpredigten („petit carême") benutzt worden zu sein, die der nachmalige Bischof von Clermont J. B. Massillon 1718 für den unmündigen König Ludwig XV. gehalten hat. Das lateinische System Ramsay's fand einen tüchtigen Kenner und Praktiker in dem berühmten Gerhard van Swieten, der damit in Leiden von 1716 an Vorträge seines Lehrers und Freundes Hermann Boerhave stenographirte und später als Mitglied und Vorsitzender der Kaiserlichen Büchercensurcommission in Wien 1759 bis 1770 seine lateinischen Urtheile über Erscheinungen der medicinischen, naturwissenschaftlichen und vermischten Litteratur stenographisch abfaßte und fortlaufend in einen großen Band „Supplementum librorum prohibitorum" eintrug. Die kaiserliche-königliche Hofbibliothek zu Wien verwahrt unter Nr. 11 934 diese Originalhandschrift, die 518 Folioblätter zählt und das umfangreichste stenographische Schriftstück früherer Jahrhunderte darstellt; eine Herausgabe in Lichtdruck mit Uebertragung plant Professor E. C. van Leersum in Leiden.

A. Junge, Die Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland während des 17. und 18. Jahrhunderts (Leipzig 1890), S. 61—110 u. 120—121. — J. Zeibig u. H. Krieg, im „Panstenographikon" I, S. 251—278. — H. Moser, Allgemeine Geschichte der Stenographie I, S. 98—104. — C. Dewischheit, Ramsay's Verfahren, im „Schriftwart", (Berlin) 1898, Nr. 8, S. 65. — A. Junge, Dokumente zur älteren Stenographiegeschichte Deutschlands. I. Zu C. A. Ramsay, im „Archiv für Stenographie" 1894, S. 18—25. — Derselbe, G. van Swieten als Stenograph, im „Archiv für Stenographie" 1901, Nr. 1, S. 13—22 nebst Tafel. — Derselbe, Eine praktische Verwendung von Ramsays Tacheographia? Ebenda Nr. 11, S. 309 f.; vgl. dazu A. Mentz und R. Havette, Ebenda 1902, S. 52 u. 325. — K. Riesenfeld, C. A. Ramsays französische und lateinische Stenographie, in der „Allgemeinen Deutschen Stenotachygraphenzeitung" 1902, S. 224 ff., 240 ff.; 1903, S. 5 ff., 15 ff. — R. Havette, in der „Revue internationale de sténographie", März 1905, S. 38—42. — A. Schramm, Handbuch der stenographischen Literatur II, S. 5 f., 15 f., 17 f. — E. C. van Leersum, Gérard van Swieten en qualité de censeur (Haarlem 1906).

Mitzschke.

Rank: Josef R., deutschösterreichischer Schriftsteller, geboren zu Friedrichsthal im Böhmerwalde am 10. Juli 1816, wie R. in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1896) selbst angibt (gegen Wurzbach's Angabe des Geburtsjahres 1815). Rank's Vater war ein angesehener Hofbauer des Dorfes und besaß auch eine große Niederlage von Bettfedern, mit welchen er einen weithin, sogar bis in die Niederlande reichenden Handel trieb. Trotzdem konnte an eine besonders kostspielige Ausbildung des schon in früher Jugend große Begabung verrathenden Sohnes nicht gedacht werden, da die zahlreiche Familie nach und nach zu noch 14 Geschwistern Rank's anwuchs. Der Knabe besuchte die Dorfschule und stand unter der Leitung der bäuerlichen aber vortrefflichen Eltern in guter Zucht. Es sei gleich hier angedeutet, daß in den oben erwähnten „Erinnerungen" R. die Verhältnisse des Vaterhauses und seiner Jugendzeit sowie auch seine spätere Ausbildung und seine Lebensschicksale in sehr anziehender Weise schildert. Der Knabe war bald der beste Schüler in der ländlichen Schule und erhielt sogar, da er auch hiefür Talent zeigte, bescheidenen musikalischen Unterricht. Die schöne landschaftliche Gegend des

heimathlichen Bodens trug das ihrige zur Erweckung seiner Phantasie und seines Gemüthslebens bei, wie er auch das eigenartige volksthümliche Leben daselbst schon frühzeitig beobachtete. Die Eltern faßten wegen der Begabung des Knaben und vom Lehrer und Geistlichen hierzu angeregt den Entschluß, ihren Sohn höheren Studien zuzuführen, und als Ziel seiner Laufbahn wurde der geistliche Beruf ins Auge gefaßt. Im J. 1830 kam R. auf das Gymnasium nach Klattau und verdiente sich bald selbst seinen Unterhalt durch Privatstunden, die er minder begabten Kindern ertheilte. Schon damals erweckten seine deutschen Ausarbeitungen bei den Lehrern solche Beachtung, daß ein Gelegenheitsgedicht sogar gedruckt wurde.

Im J. 1836 begab sich der junge Student nach Wien, und zwar machte er mit geringer Baarschaft den Weg zu Fuß in die Residenzstadt, wo er bei einem Bruder, der in der Josefs-Akademie Medicin studirte, wohnte. Das Glück und sein Talent halfen ihm auch hier weiter. Er traf einen Klattauer Mitschüler, dessen Vater, der vermögende Rechtsanwalt R. v. Planer, den jungen Mann als Hofmeister seiner drei jüngeren Knaben aufnahm. R. wurde wie ein Kind des Hauses behandelt und absolvirte zugleich die damals in Oesterreich vor dem Fachstudium nöthigen sogenannten philosophischen Studien. Schon damals lernte er mehrere angesehene Schriftsteller Wiens kennen und hatte Gelegenheit, unentgeltlich die Hoftheater zu besuchen, wodurch seine künstlerischen Anschauungen eine vortreffliche Ausbildung erlangten. Kleine poetische Arbeiten entstanden damals auch schon und wurden gleichgesinnten Collegen mitgetheilt. Durch einen solchen Collegen machte R. die persönliche Bekanntschaft des Vaters, des von ihm so bewunderten dramatischen Künstlers Anschütz. Um jene Zeit versuchte er auch sein Glück und reichte dem Redacteur des „Oesterreichischen Morgenblatts“ L. A. Frankl eine kleine Arbeit ein, die auch angenommen und gedruckt wurde. Frankl selbst ermunterte den jungen Schriftsteller zur Abfassung von Schilderungen aus dem Volksleben seiner Heimath, und so entstanden die rasch zum Abdruck gelangenden und sich großer Aufmerksamkeit erfreuenden Skizzen aus dem Böhmerwalde, für deren Ausgabe als Sammlung der in Wien gerade anwesende Franz Dingelstedt dem Verfasser einen Verleger ausfindig machte, so daß 1842 in Leipzig das erste Buch Rank's „Aus dem Böhmerwalde“ erschien. R. wurde dadurch mit den hervorragendsten Vertretern des Schriftthums in Wien bekannt, namentlich mit Bauernfeld, Moritz Hartmann, Alex. Schindler, Lorm, Alfred Meißner, Lenau und mit seinem bald berühmt gewordenen Landsmann Adalbert Stifter. Auch zu E. Mauthner, Kürnberger und zu anderen Wiener Schriftstellern trat er in Beziehungen.

Um jene Zeit versuchte er sich auch auf dramatischem Gebiete und verfaßte das in einem Album zum Abdruck gebrachte Drama: „König Manfreds Kinder“. Aber auch R. sollte von den Bedrängnissen der seiner Zeit in Oesterreich so gehässig gehandhabten Censur zu leiden haben. Er wurde wegen Ueberschreitung der Bestimmungen der Censurvorschriften verdächtig und nur seine Flucht nach Preßburg, also auf ungarischen Boden, rettete ihn vor Bestrafung. In Preßburg war er übrigens eifrig litterarisch thätig und insbesondere mit Dr. Neustadt, dem Redacteur der „Preßburger Zeitung“, sowie mit Leopold Kompert befreundet. Anfangs des Jahres 1845 verließ er Preßburg und kehrte nach Wien zurück. Hatte er auch seinen Vorsatz, Geistlicher zu werden, aufgegeben und in Wien sich dem Studium der Rechte zugewendet, so war es nunmehr doch seine Absicht, sich freiem Schriftstellerberufe ganz zu widmen. Um dies ungehindert thun zu können, beschloß er, sich nach Leipzig zu begeben und dort für einige Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen. Wieder

sollte er dabei mit der Polizei wegen der ihm vorgeworfenen Verletzung der Censurvorschriften in Conflict gerathen, ja in Teplitz wurde R. sogar angehalten, mußte nach Prag zurückreisen und dort sogar eine Zeit im Gefängnisse zubringen. Als er schließlich freigegeben wurde, gelang es R. endlich, durch die Unterstützung des freisinnigen Ministers Grafen Kolowrat, einen Paß nach Leipzig zu erhalten, wohin er nun ungehindert reiste. Dort verkehrte er mit bedeutenden jüngeren und älteren Dichtern und Schriftstellern, befreundete sich mit Berthold Auerbach, Gustav Kühne und lernte den Verleger F. A. Brockhaus kennen, der später mehrere von Rank's Werken in seinen Verlag aufnahm. Nachdem er in Leipzig eine Zeitlang verweilt und auch litterarisch thätig war, begab er sich wieder nach Wien, wo bald durch den Ausbruch der Märzrevolution des Jahres 1848 ganz andere Verhältnisse geschaffen wurden. Die Censur war aufgehoben, R. trat freiheitsbegeistert der Studentenlegion bei und waltete auch als Redacteur eines populär geschriebenen Blattes „Der Volksfreund“, das sehr beliebt wurde. Schon war sein Ruf als Schilderer des Lebens im Böhmerwalde auch in seiner Heimath verbreitet und als die Wahlen in das Frankfurter Nationalparlament stattfanden, wurde er von seinen Landsleuten am 19. August 1848 in dasselbe gewählt. In der Nationalversammlung nahm R. eine gemäßigt liberale Haltung an und lernte in Frankfurt unter Anderen Ludwig Uhland kennen. Später begab sich R. mit dem Rumpfparlamente nach Stuttgart, wo er mit den Dichtern K. Mayer, Justinus Kerner, Gust. Schwab, mit dem Aesthetiker Vischer und mit vielen andern geistig hervorragenden Männern zu verkehren Gelegenheit hatte. Noch finden wir ihn um jene Zeit in Baden-Baden, Freiburg, im Schwarzwalde, und als er im Juli 1849 nach Stuttgart zurückgekehrt war, längere Zeit als Gast Uhland's in dessen gemüthlichem Hause zu Tübingen. Im J. 1851 war R. länger in Frankfurt a. M. anwesend, vermählte sich daselbst 1852 mit der Tochter eines Beamten, zog sodann für einen Sommer (1853) nach Klattau und siedelte 1854 nach Weimar über, wo er das „Weimarer Sonntagsblatt“ gründete und litterarisch reich beschäftigt bis 1859 verblieb. Er vertauschte diesen Aufenthalt darauf mit Nürnberg, in dessen Theater auch sein Schauspiel: „Unter fremder Fahne“ beifällig aufgenommen wurde. Erst 1861 finden wir R. wieder in Wien, wohin er sich stets gesehnt hatte. Er erhielt daselbst die Stelle eines Directionssecretärs der Hofoper und hatte Vorträge über Aesthetik, Geschichte u. dgl. an der Hofopernschule zu halten, auch blieb er fortwährend eifrig schriftstellerisch thätig. Von 1876—1879 bekleidete R. die Stelle eines Generalsecretärs am Wiener Stadttheater unter Laube, begab sich wegen eines Nervenleidens nach Görz, wo er zwei Jahre verblieb, und führte, dazu berufen, von 1882—1885 im Verein mit Anzengruber die Redaction der belletristischen Zeitschrift „Die Heimath“. Hochbetagt ist R. am 27. März 1896 in Wien gestorben.

Die litterarische Thätigkeit Rank's hat, wie erwähnt, sein Buch „Aus dem Böhmerwalde“ eingeleitet. Eine Gesammtausgabe dieser zumeist volkskundlichen Arbeiten, die durch novellistische Skizzen, welche ebenfalls dem Volksleben des Böhmerwaldes entnommen sind, vermehrt wurden, erschien 1851 bei Brockhaus in Leipzig in 3 Bänden. Nahezu alle übrigen späteren erzählenden Schriften Rank's haben diesen heimathlichen Hintergrund aufzuweisen, ähnlich wie viele der Novellen seines Landsmanns Stifter. Aber während Stifter die Menschen ideal zeichnet und der feinsinnigen Schilderung des Naturlebens seine besondere Kunstfertigkeit zuwendet, war es R. darum zu thun, die Gestalten und Figuren, welche er dem Leser vorführt, in ihrer

vollen Realistik zu gestalten und ganz nach dem Leben vorzuführen. Und gerade in dieser Beziehung besaß R. ein ausgezeichnetes Talent, wenn auch mitunter seine Darstellung mehr in die Breite gezogen erscheint, da er zahlreiche kleine Züge aus dem Leben der von ihm dem Leser Geschilderten erzählt, um den Charakter seiner Dorfmenschen vollständig nach allen Richtungen klarzulegen. Eine Idealisirung derselben liegt dem Verfasser vollständig fern, sie reden und handeln genau wie die markigen Bauern des Böhmerwaldes selbst, deren Art und Leben in dem ersten Böhmerwaldbuche getreu nach der Wirklichkeit mit ihren Sitten, Gebräuchen, Liedern, Sagen und Anschauungen wiedergegeben erscheint. Aus diesem Grunde bleibt auch der mitunter von Kritikern vorgenommene Vergleich der Erzählungen Rank's mit den Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach's, seines Freundes ein müßiger, da es Auerbach stets darum zu thun ist, seine Schwarzwäldler in gewählter Sprechweise vorzuführen und überhaupt der ganzen Darstellung eine feinere Form zu verleihen. Ein Nachahmer Auerbach's kann R. schon gar nicht genannt werden, schon deshalb nicht, weil die Schwarzwälder Geschichten nach Rank's ersten Veröffentlichungen erschienen sind.

Von größeren Romanen und Erzählungen, die übrigens nicht alle gleichwerthig sind, hat R. herausgegeben: „Vier Brüder aus dem Volk", 2 Thle. (1844), „Der Waldmeister", 3 Bde. (1846), „Moorgarten", 2 Thle. (1851), „Schön Minnele", 2 Thle. (1853), „Florian", 2 Thle. (1853), „Die Freunde", 2 Bde. (1854), „Im Klosterhof", 2 Bde. (1875). — Besonders verdienen die Romane: „Achtspännig", 2 Bde. (1857) und „Ein Dorfbrutus", 2 Bde. (1860) durch kräftige Charakteristik und fesselnde Handlung große Beachtung. Der erste dieser Romane schildert ein Fuhrmannsleben aus der Zeit, da die ersten Eisenbahnen diesem Stande das Ende bereitet haben, deren Macht aber dieser Fuhrmann, obwohl in seinem Gewerbe geschädigt, schließlich dennoch anerkennen muß.

Im allgemeinen zählen die kleineren Erzählungen zu Rank's gelungensten Schöpfungen; er bietet darin eine erstaunliche Fülle biederer Bauerngestalten und mit ihnen eine abwechslungsvolle Reihe origineller Volkstypen seiner Heimath. Vielfach ist auch die Handlung dieser Geschichten eine sehr glücklich erfundene und ansprechende, auch weiß er Sagen und Volksmärchen einzuweben, welche den Erzählungen doppelten Werth verleihen. Von den Einzelgeschichten verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden: „Das Hoferkäthchen", worin die Vorzüge von Rank's Darstellungsgabe zur vollen Geltung gelangen. Zu nennen sind noch von den kleineren Werken und Sammlungen kürzerer Stücke: „Eine Mutter vom Lande" (1848), „Weißdornblüthen aus dem Böhmerwalde und Wiener Volksleben", „Geschichten armer Leute" (1853), „Sage und Leben. Geschichten aus dem Volke" (1854), „Von Haus zu Haus. Kleine Dorfchronik" (1856), „Sein Ideal", Erzählung (1856), „Aus meinen Wandertagen" (Wien 1863), „Steinnelken. Bilder aus dem Stadt- und Dorfleben" (1867), „Drei Erzählungen" (1868), „Der Seelenfänger" (1876), „Das Birkengräflein. Muckerl der Taubennarr" (1878). — R. hat in seinen Erzählungen vielfach eigene Erlebnisse aus seiner Heimath, insbesondere aus dem Jugendleben eingeflochten, und so manche der von ihm vorgeführten Gestalten hat in diesem Leben eine Rolle gespielt. Noch seien hier genannt Rank's außerhalb des Rahmens der Erzählung fallende Arbeiten: „Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz" (1852), das Geschichtsbild „Kaiser Karl der Große" (1854), „Poetisches Reisealbum" (1855) und die pietätvolle Darstellung der Stätten, die unser berühmter deutscher

Dichter durch seinen Aufenthalt geweiht, in dem Buche: „Schillerhäuser“ (1856).

Ein besonders ansprechendes Werk aber, welches Rank's Leben behandelt, ist kurz nach seinem Tode als 5. Band der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ erschienen, welche die so außerordentlich werkthätige Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen herausgibt. Es sind dies Rank's schon Eingangs erwähnte „Erinnerungen aus meinem Leben“ (1896), in denen der Verfasser ungeschminkt und ohne Rückhalt alle Begebnisse seit seiner Kinderzeit erzählt und den Leser dadurch nicht nur unterhält, sondern auch vor ihm ein Bild des häuslichen Lebens im Böhmerwalde, der Studentenjahre in Wien und der Revolutionsjahre 1848 und 1849 in Wien und Frankfurt a. M. entrollt. Mit der Schilderung des Besuches als Gast Ludwig Uhland's in Tübingen schließt dieses Memoirenwerk, von dem man nur bedauern kann, daß es nicht in der Zeitfolge noch um 40 Jahre weiter fortgeführt wurde, in denen R. noch so manches erlebt hat, was der Aufzeichnung durch seine gewandte Feder werth gewesen wäre. Eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „Josef Rank's Ausgewählte Werke“ erschien in 11 Bänden von 1859—1862 bei Karl Flemming in Glogau. Die ersten Skizzen aus dem Böhmerwalde sind aber nicht in dieselbe aufgenommen, ebensowenig die verschiedenen von Rank's Dramen, auf welche er selbst wenig Werth gelegt zu haben scheint.

Die beste Quelle für die Lebensgeschichte Rank's bis 1849 ist natürlich das oben mehrfach erwähnte Buch „Erinnerungen“. — Eine sehr ausführliche biographische Skizze, offenbar nach Mittheilungen Rank's selbst, bietet P. A. Klar in dem Prager Jahrbuche „Libussa“ für 1858, S. 285—319. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XXIV (1872), S. 336—346, behandelt R. ebenfalls eingehend und verzeichnet viele bis dahin erschienene Quellen. — Zu vergleichen sind ferner: Unsere Tage, VIII. Bd., Braunschweig 1865, S. 462—464. — Kehrein, Biogr.-literar. Lexikon II, 1868, S. 36. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur IV, S. 768 ff. — Brümmer's Biographie im Biogr. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog I, 1897, S. 448—449. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., 7. Aufl. 1902, IV, S. 486 ff. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh., Bd. II.

Anton Schlossar.

Ranke: Ernst Constantin R., D. und Professor der Theologie und Consistorialrath in Marburg, geboren am 10. September 1814 in Wiehe in Thüringen, † am 30. Juli 1888 in Marburg. „Das Geschlecht der Ranke, das auf eine ununterbrochene Reihe von Pfarrern in den Thüringer Landen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurückblickt, trieb im vorigen Jahrhundert fünf männliche Sprossen. Der älteste von ihnen war der Historiker Leopold von Ranke [s. A. D. B. XXVII, 242 ff.], der zweite Bruder, Heinrich [ebd. XXVII, 233 ff.], wirkte zuletzt als Oberconsistorialrath in München; Ferdinand, der dritte [ebd. XXVII, 240], ist noch vielen Mitlebenden als Director der vereinigten Anstalten Friedrich Wilhelm-Gymnasium, der Königl. Real- und der Elisabethschule in Berlin bekannt; der vierte Bruder, Wilhelm, ein Kunstkenner und -Sammler, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens als Regierungsrath a. D. in Berlin; der jüngste Bruder endlich, durch einen Unterschied von 20 Jahren von dem ältesten, Leopold, getrennt, war mein Vater, D. E. C. R.“ So beginnt ein bei der Verlagshandlung der Allgem. Deutschen Biographie 1906 erschienenes herzerfrischendes, köstliches Buch, das die ebenso geistvolle wie schriftstellerisch hochbegabte Tochter Ranke's, Frau

Geheimrath Hitzig geb. Ranke in Halle a. S., in kindlicher Pietät dem Andenken ihres verklärten Vaters geweiht hat, der als ein heller, aber zugleich freundlich milder und segensvoll strahlender Stern, zwar nicht der ganzen gelehrten und gebildeten Welt aller fünf Erdtheile, wie sein großer Bruder Leopold — aber doch seiner heimischen heißgeliebten Landeskirche geleuchtet hat und dessen Strahlen auch in das weitere deutsche Vaterland hinaus erglänzt sind. Zum Zeugniß für das Letztere sei nur beiläufig hervorgehoben, daß es wesentlich der Befürwortung E. Ranke's zuzuschreiben ist, daß die Bedenken behoben wurden, die Kaiser Wilhelm und sein Cultusminister in ihrem schlichten, frommen Sinne gegen die Berufung des jungen Marburger Professors Adolf Harnack hatten, so daß diesem unstreitig hochbedeutenden Manne eine Laufbahn erschlossen wurde, die ihm selbst hohe Ehren gebracht hat und weitgehenden Einfluß auf die christliche und theologische Entwicklung und Fortbildung unserer Zeit ausgeübt hat.

Ernst R. hat in demselben großen steinernen Hause wie Leopold als Sohn des Gerichtsdirectors Gottlob Israel R. und seiner Ehefrau Friederike geb. Lehmicke das Licht der Welt erblickt, auf das zärtlichste umsorgt von seinen schon nicht mehr jungen Eltern, die ihn bis tief in das zweite Jahr in der Wiege liegen ließen, was freilich nicht hinderte, daß ihn der Vater gleich nach der Geburt tüchtig mit Salz einrieb, „damit er zeitlebens eine reine Haut behielte". Wie wohl fast überall zur damaligen Zeit — es war die Zeit, in welcher die von den Befreiungskriegen her mit ihren starken religiösen Anstößen hochgehenden Wogen zum Leidwesen aller edlen Geister, die sie mit durchlebt, durchkämpft, durchlitten, rasch wieder abflauten —, war auch des jungen R. erster Unterricht in der Schule, namentlich auch in der christlichen Religion ein recht dürftiger, so daß es wesentlich dem Einflusse des elterlichen Hauses zu danken war, daß die edelsten Güter des Herzens, kindlich frommer Glaube, innige Ergebung in Gottes Führungen, rührende Dankbarkeit für alle Wohlthaten, die ihm von Oben und durch edle Menschen zukamen, in R. zu schönster Blüthe und segensreicher Frucht sich auswachsen konnten. R. hat solcher Helfer viele gehabt, wie er mit unendlicher Erkenntlichkeit zu rühmen wußte in Wort und Schrift, in ungebundener und gebundener Rede, wie aus seinen ebenfalls im Druck erschienenen Briefen hervorgeht. Nächst seinen Eltern hat er in diesen Briefen seinem Bruder Leopold ein unvergängliches Denkmal gesetzt, der ihm nicht bloß in brüderlicher, sondern fast väterlicher Liebe zugethan gewesen ist, auch als schon das Haar Ranke's die ersten Spuren nahenden Alters zeigte. Nicht minder zart war das Band, das ihn mit seinem Bruder Heinrich, dem leider zu früh von hinnen gegangenen lauteren frommen Gottesmann, verband, von dessen Heimgang der große Meister der Geschichte schreibt: „Wenn für irgend Jemand der Tod nur ein leichter Uebergang war, so ist das bei Heinrich der Fall gewesen. Er hörte auf zu athmen: das war sein Tod; kaum konnte man ihn bemerken". Diesem ihm durch des gleichen Berufs Interessen wohl am innigsten verbundenen Bruder hat E. R. das zarteste Gedächtniß bewahrt.

Nicht minder unvergessen sind dem Herzen Ranke's seine Lehrer auf der Fürstenschule Schulpforta eingeprägt geblieben, durch deren klösterliche Mauern alle fünf Ranke's hindurchgegangen sind. Die mit solchen Internaten verbundenen segensreichen Einwirkungen, sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit und Fleiß in der Verwendung der Zeit, Gewöhnung an größte Regelmäßigkeit in der äußeren Lebensführung, strenge Zucht bis in das Kleinste, alles Vorzüge, denen gegenüber die landläufigen Einwendungen nur wenig ins Gewicht fallen, haben sich auch an E. R. segensreich bewährt, wie denn auch umgekehrt die

Alma Mater Portensis in ihrem jährlichen „Ecce“ (Nachrufe und Lebensbeschreibungen der im verflossenen Jahre abgerufenen Fürstenschüler — ebenso in Grimma und Meißen) den Ranke'schen Brüdern je ein ehrenvolles Andenken gewidmet hat.

Das unmittelbare Beieinanderwohnen in einer solchen geschlossenen Anstalt führt auch am ehesten gleichgestimmte Geister zu oft lebenslänglicher Freundschaft zusammen; so sollte denn auch unserm R. beschieden sein, solch köstlichen Fund eines wahrhaften Herzensfreundes zu thun, der bei aller Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, der späteren Lebensführung, der Wirksamkeit im öffentlichen Leben doch mit unentwegter Treue an ihm festgehalten hat, in sich ihm aufdrängenden religiösen und kirchenpolitischen Fragen bei ihm Rath gesucht und gefunden hat und hinwiederum ihm gleichen freundschaftlichen Gegendienst hat leisten dürfen, der bekannte, als conservativer Vorkämpfer und Rufer im Streit in der vordersten Schlachtreihe stehende unerschrockene „pommersche Landjunker“ Hans v. Kleist-Retzow (s. A. D. B. LI, 191 ff.), lange Jahre ein begeisterter Verehrer und Mitstreiter des „eisernen Kanzlers“ Fürsten von Bismarck, ebenso klar, ebenso knorrig, ebenso kernig und ungestüm wie dieser, bis die Wege Beider in der inneren, namentlich kirchlichen Politik scharf sich schieden, so daß sie dann, wenn auch ritterlich fechtend, im Parlamente oft schneidig gegen einander „auf der Mensur“ standen. Es ist wundersam und doch zugleich lieblich zu sehen, wie zwei bedeutende Männer wie R. und Kleist-Retzow mit so verschiedenen Gaben des Temperaments und Charakters ausgestattet, doch in herzlicher Einigkeit des Geistes sich in den Tagen vereinsamten Alters noch umfassen, wie ein halbes Jahrhundert vorher in der sonnigen Jugendzeit; ein schönes Zeugniß dafür, wie der Geist Gottes die Unterschiede der menschlichen Geistesgaben nicht aufhebt, sondern sie heiligt und verklärt, so daß sie einer himmlischen Sache dienstbar werden.

Die liebe Studentenzeit, die da fröhlich ist, auch wenn kein Groschen Geld in der Tasche ist, führte den neugebackenen Studenten nach vorzüglichem Examen nach Leipzig, wo er, seinem Wunsche gemäß, Philologie und Theologie studiren sollte. Schmalhans mag manchmal der Küchenmeister gewesen sein, und es muthet ergreifend an, wenn wir hören, wie er merkt, daß es dem Vater sehr schwer wird, nach dem Aufbringen der Kosten für vier Söhne und zwei Töchter auch noch für den Jüngsten zu sorgen und dieser beschließt, nur ein Mal um das andere zu Mittag zu essen und an dem dazwischen liegenden Tage für sechs Pfennige Semmel zu verzehren und es gehört wohl der ganze ungebrochene Lebensmuth der Jugend dazu, in solcher Lage noch zu singen:

> Ich habe nichts! welch hohes Wort,
> Es glüht mir durch die Wangen.
> Jetzt ging der letzte Sechser fort,
> Auf, seist du wohl gegangen, u. s. w.

Von Leipzig weiß der junge Student nicht allzuviel Erfreuliches fürs Studium zu berichten. Anders ward dies durch seine Uebersiedlung nach Berlin; schon die Nähe seines ältesten Bruders, der dort auf dem Lehrstuhle für die Geschichte sich zur Zierde der Universität herauswuchs, gab seinem Schicksale eine freundliche Wendung, und daß ihm am Eingange der Universität, bei dem ersten Wege dorthin, sein Jugendfreund v. Kleist-Retzow begegnete, mit dem er dann 1½ Jahre lang, sammt einem beiderseitigen Jugendfreunde v. Rechenberg, die gleiche Wohnung theilte, hat R. zeitlebens als eine besonders gütige Fügung seines himmlischen Vaters angesehen.

In Ranke's Berliner Studienzeit fällt der Heimgang seiner bejahrten

Eltern; beide verstarben in Erfurt im J. 1836; mitten in die Trauer des Sohnes auch sein Abgang von Berlin, da für das letzte Studienjahr die rheinische Universität Bonn namentlich wegen des dort docirenden Theologen Nitzsch gewählt worden war. Wiederum eine Gnadenführung Gottes! Sollte er doch dort in dem Hause des Geheimrath Professor Nasse, und zwar in dessen ebenso lieblicher wie herzgewinnender Tochter Theoda, die Lebensgefährtin finden, die ihm in unaussprechlicher Liebe als Weib und Mutter, Pfarrfrau und Professorsgattin treu bis in den Tod gedient hat, der seine zartesten Gedichte gewidmet waren, deren seliges Ende er ergreifend beschrieben und um die seine Poesie in den rührendsten Tönen geklagt hat. Dieser trefflichen Frauengestalt hat in ihrem glücklichen Brautstande kein Geringerer ein köstliches Brautlied „zur künftigen Erinnerung“ gesungen als der herrliche Ernst Moritz Arndt: „Es stand ein Blümlein hold und fein, Gar freundlich und bescheiden“ ꝛc. (zu lesen in dem in der Litteratur angeführten Werke S. 42 f.). Es war dem Herzen des 1860 zum Wittwer Gewordenen nicht möglich, einen zweiten Ehebund zu schließen; wurde ihm doch auch durch die aufopfernde Fürsorge seiner drei Töchter der herbe Verlust, soweit es der Kindesliebe möglich ist, liebevoll ersetzt.

Von treuen Segenswünschen Aller begleitet, durch der fürsorglichen Schwiegereltern Liebe reichlich ausgestattet, zog der nach „sehr wohl“ bestandenen Examinas zum Pfarrer berufene glückliche, junge Ehemann in das im Fichtelgebirge still und friedlich gelegene kleine Dörflein Buchau ein, um dort seiner „ersten Liebe“ im Amt, seiner ersten Liebe im Hause zu leben, die bald von drei blühenden Töchtern umspielt wurde; dieser Waldesfrieden wurde nur einmal gestört und umtobt von den wilden Horden des Revolutionsjahres 1848, in dem nicht bloß Hab und Gut, auch Leib und Leben des Pfarrers der durch jene finsteren Geister aufgewiegelten Gemeinde ernstlich bedroht war. Der Gefahr, auf einsamer kleiner, wenig Arbeit, noch weniger Verkehr und geistige Anregung bietender Pfarrstelle zu verkümmern oder auf das Niveau der Gewöhnlichkeit herabzusinken, wußte der junge Prediger tapfer zu begegnen, indem er gegen jene Gefahr sich wappnete mit gründlichen wissenschaftlichen Studien in der Theologie und verwandten Wissensgebieten; gegen diese schützte ihn der Umgang mit seiner feingebildeten Gattin, die Freude an geliebten Kindern. Freilich regte sich in dem reichbegabten, für alles Hohe erglühenden, besonders auch mit feinsinnigem Verständniß für die edle Tonkunst ausgestatteten Gottesgelehrten nach und nach die Sehnsucht, die ihm von Gott verliehenen Gaben in einem größeren Wirkungskreise Vielen, Gebildeteren nutzbar werden zu lassen, ein Wunsch, den sein Bruder Leopold lebhaft theilte, ohne ihm doch zu dessen Erfüllung helfen zu können. Zwar hatte es den Anschein, als sollte sein Lebensweg ihn in nächste Nähe seines Freundes v. Kleist-Retzow führen, als dieser als Mitpatron der städtischen Pfarrstelle in Polzin in Pommern ihn zur Gastpredigt aufforderte. Allein unglaubliche Hetzereien der noch von 1848 her in Gärung befindlichen Bevölkerung, bei der er durch die Partei der sogen. „Lichtfreunde“ als „Pietist“, „Frömmler“ und wie diese Schlagworte lauten, verschrien worden war, ließen die Sache sich zerschlagen, ehe sie noch recht in Fluß gekommen war. Sicherlich nur zu seinem und der Seinigen Heil! Ebenso scheiterte eine von Zürich aus an ihn ergehende Berufung als außerordentlicher Professor der Theologie an der männlichen Festigkeit, mit der er es ablehnte, in der reformirten Kirche lehren zu müssen. Wer da weiß, was es für einen gelehrten, einsamen Gebirgsdorfpfarrer sagen will, die Gelegenheit auszuschlagen, in eine so ersehnte ferne, mit vielen besonderen Vorzügen ausgestattete Stellung eines Universitäts-

professors übergehen zu können, wird den Muth der Entsagung und die feste Glaubensentschlossenheit des lutherischen Mannes bewundern müssen, der dann Jahre hernach mit derselben Freimüthigkeit im Gegenspiel in den Wirren der hessischen Landeskirche entschieden Stellung genommen hat gegen eine auf die Spitze getriebene Orthodoxie in der sogenannten „Vilmar'schen Bewegung".

Doch die Zeit sollte nicht mehr fern sein, in der die in der Stille ländlicher Abgeschiedenheit auf dem Gefilde der Wissenschaft ausgestreute Saat zur goldenen Frucht heranreifte. Sein bedeutendes, von den Gelehrten mit einhelligem Beifall aufgenommenes Werk „Das kirchliche Pericopensystem" (Berlin 1847), hatte die Aufmerksamkeit der Universitäten auf den jungen hochstrebenden Theologen gelenkt und die theologische Facultät zu Marburg war es, welche R. als ordentlichen Professor in ihre Mitte berief.

Hoher Freude voll über diesen Ruf — seine Briefe aus jener Zeit klingen wie „Psalmenlieder in höherem Chor" — steuert R. mit von frohester Hoffnung geschwellten Segeln sein Lebensschifflein in diese Strömung, die ihn in glücklichster Fahrt zuletzt auch in den Hafen des Friedens bringen sollte und ihn in jahrzehntelanger fleißiger Docentenarbeit an dem heranwachsenden Theologengeschlechte und in Mitwirkung an den Maßnahmen und Berathungen des hessischen Kirchenregiments diejenigen Fähigkeiten sich entfalten, die ihn vor vielen Anderen würdig erscheinen ließen, daß sein Name in der Allgem. Deutschen Biographie neben denen seiner Brüder Leopold, Heinrich und Ferdinand mit hohen Ehren genannt werde.

In Marburg las R. vor allem über Einleitung in das Neue Testament und Exegese über die Evangelien und Episteln, doch entfaltete sein vielseitiger Geist seine Schwingen auch nach anderen Richtungen; so hielt er öffentliche Vorlesungen über das Leben der hl. Elisabeth, über die Geschichte des christlichen Kirchengesangs und über die Geschichte der deutschen christlichen Poesie, wobei er die Freude hatte, auch Männer in Amt und Würden, u. A. den ehemaligen kurhessischen Minister v. Hassenpflug, zu seinen Hörern zählen zu dürfen. Bei letzterem Colleg nahm die Besprechung Klopstock's mehr als den dritten Theil der Zeit in Anspruch; Bruder Leopold schreibt unterm 19. Oct. 1864 an Heinrich R. darüber: „Unter den Lebenden wird Ernst wohl der beste Kenner dieses Dichters sein, der mit seiner Idealisirung des protestantischen Glaubens, seinen von dem Gefühl der Unsterblichkeit durchdrungenen Mahnungen einst auch meine sowie Deine Jugend beherrschte". Namentlich der kirchliche Chorgesang, mit Aufführung von Oratorien und anderen Meisterwerken, dankt ihm, der einen eigenen Concertverein dazu ins Leben rief (heute unter der Leitung eines besonderen Directors stehend), die fruchtbarste Anregung und uneigennützigste Förderung. Seine rastlosen Bemühungen auf diesem Gebiete erwarben ihm auch das uneingeschränkte Lob des größten damals lebenden Meisters der kirchlichen Musik, Franz Liszt, der bei einem vorübergehenden Aufenthalte bei seinem Vetter Professor Dr. jur. v. Liszt daselbst in anerkennendster Weise von seinen Bestrebungen Kenntniß nahm. Nur ein so fleißiger, mit seiner Zeit haushälterischer Gelehrter wie R. konnte derartige Studien treiben, ohne die Hauptfächer zu vernachlässigen. R. schreibt einmal: „Wenn ich um 2 Uhr aufstehe, muß ich mich sehr ermannen, um arbeiten zu können. Besser ist regelmäßig um 5 Uhr. Das schafft gute Morgenstärke". Es lag wohl in dem Charakter der Rankes überhaupt, als Erbtheil von den Vätern überkommen, daß der Mann, der so rüstig noch im hohen Alter meilenweit seine schöne und geliebte Heimath durchstreifte, der so gern mit seinen Kindern singend durch den Wald zog und, an einen Baum

gelehnt, vom Golde der Abendsonne überstrahlt den Stimmen seiner Töchter lauschte, um dann in stillem Gottesfrieden dem trauten Heim zuzuwandern, nicht ohne jedem begegnenden armen Handwerksburschen mit klingender Gabe zugleich ein freundliches Grußwort zu spenden — daß dieser Mann kaum etwas herrlicheres kannte, als hinter den dicken Mauern alter Bibliotheken zu sitzen und auf Schätze zu schürfen und Schätze zu heben, die in uralten Handschriften von gelehrten Männern niedergelegt, einen vielhundertjährigen todähnlichen Schlaf zu schlummern schienen. Mit seinem theuern Bruder hat er oft einen großen Theil seiner ihm so lieben „Professorenferien", täglich stundenlang lesend, sichtend, excerpirend hinter verstaubten Folianten zugebracht. Es berichtet hierüber seine Tochter:

»Vornehmlich galten seine Arbeiten der kritischen Textforschung ältester Bibelhandschriften, die er mit unermüdlichem Spürsinn in alten Codices, ja sogar im Innern von deren Einbänden, zu welchen in früheren Zeiten derartige alte Handschriften verständnißlos verwendet worden waren, aufgefunden hatte. Die Entzifferung dieser uralten, vom Zahn der Zeit zerstörten, von Mäusen angefressenen Pergamentblätter war äußerst mühevoll. Es kam darauf an, mittelst Lupe und Chemikalien die ursprünglichen, später aus Sparsamkeitsrücksichten von den Mönchen mit Bimsstein wieder weggeriebenen Schriftzeichen unterhalb der darüber befindlichen zweiten Schrift (oft weltlichen Inhalts) wieder ans Tageslicht zu fördern. Dank meines Vaters großer Geduld und seiner genauen Kenntniß der alten Sprachen, sind ihm wiederholt derartige werthvolle Textherstellungen auf eine ihn beglückende Weise gelungen, und die Herausgabe u. a. der Itala-Fragmente und hauptsächlich des Codex Fuldensis gehören zu den Früchten dieser Bemühungen. Vom Codex Fuldensis schreibt er in seiner Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Universität Berlin: „Ein Codex von hohem Glanz, der, wie glaubwürdig berichtet wird, von Bonifacius über die Alpen herübergebracht worden ist und das Alter des Bonifacius noch um zwei Jahrhunderte überragt".«

Schon frühe hatte ihm die theologische Facultät zu Marburg das Ehrendoctorat verliehen. Unterm brennenden Weihnachtslichterbaum überreichte ihm am heiligen Abend 1850 der Decan Consistorialrath Scheffer das theologische Doctordiplom. Es müßte nicht R. gewesen sein, wenn er nicht dieses freundliche Zusammentreffen als eine besonders himmlische Fügung mit doppelter Dankbarkeit empfunden hätte.

Freilich, ganz ungetrübt sollten auch Ranke's Tage in dem friedlichen Universitätsstädtchen nicht dahinfließen: schon oben wurden die sog. Vilmarschen Streitigkeiten erwähnt. Ein Professor der Theologie mußte nothwendig dazu Stellung nehmen; daß er sie gegen Vilmar nehmen mußte, einem Gelehrten von unbeugsamer Zähigkeit, reichem Wissen und Können, dem R. selbst bei seinem Begräbnisse das Zeugniß gibt, daß er ein „ganzer Mann" gewesen sei, hat Niemand schmerzlicher beklagt als R. Viel bitterer aber hat er das Weh empfunden, das durch persönliche, verletzende Verlästerungen durch seinen Gegner ihm der Landesgeistlichkeit gegenüber in Wort und Schrift zugefügt ward, und es ist ein mächtiges Zeugniß für sein Christenthum, daß er, nach solchen Schädigungen seiner Ehre, die ihn eine ihm zugedachte Landes-Superintendentur mit den Worten ablehnen ließ: „Im Frieden kann ich Gutes wirken, im Unfrieden nichts", noch schreiben konnte: „Das Schicksal, beleidigt zu werden, kann nur durch Gebet für den Beleidiger ertragen und überwunden werden. Aber ehe es dazu kommt, ist viel Unruhe im Herzen. Man fragt sich: wie stehst du in der Welt da? wie arbeitest, wie erfüllst du deinen Beruf? Was ist da zu bessern?"

Die Hand Gottes, in die er seine Sache, auch seinen Gegner fürbittend gelegt hatte, hat R. auch wieder erhöht; seine Ernennung zum Consistorialrath, und damit zum Mitgliede der obersten Kirchenbehörde im Hessenlande, stand mit diesen Vorkommnissen in engem Zusammenhang; mit der Würde große Bürde! Und der Lohn? — man muß geradezu diesen Ausdruck gebrauchen, scheute sich doch R. einstmals einer nach seinem Consistorialgehalte fragenden vornehmen Dame Antwort zu geben, weil die Summe den Lohn eines Großknechts nicht überstieg —, sage und schreibe: Hundert Thaler! Dafür eine Menge neuer Arbeit, namentlich bei der infolge der Annexion Kurhessens durch Preußen nothwendig gewordenen Neuordnung der kirchlichen Angelegenheiten und der Einführung einer neuen Synodal- und Presbyterialverfassung. Wahrlich, es bedurfte der ganzen, der Ranke'schen Familie eigenen Spannkraft, da durchzukommen. Charakteristisch für diese Lebens- und Arbeitsenergie ist das Wort des damaligen Cultusministers v. Goßler bei seinem Besuche der Universität, als ihm R. vorgestellt ward: „Das ist das Geschlecht, das vom siebzigsten Jahre anfängt, erst recht lebendig und jugendlich zu werden". Diese Jugend im Alter hat ihm Gott bewahrt, verschönt durch der Seinen Liebe und Treue, bis dann auch sein Stündlein gekommen ist und zwei Jahre nach dem Hingange des ältesten auch der jüngste der fünf Brüder sanft im stillen Abendfrieden zu seiner Ruhe eingegangen ist. Von seinem charitativen Wirken reden die Mauern der Herberge zur Heimath in Marburg, die er in unendlicher Mühe und Sorge ins Leben gerufen, und des Namens Ranke wird seine erste Gemeinde nicht vergessen können, so lange das Orgelwerk in ihrem Gotteshaus ertönt, das seine Freundlichkeit ihr verehrt hat.

Ausführlicheres und überaus Interessantes und Lesenswerthes über E. Ranke in dem Buche: D. Ernst Constantin Ranke, Professor der Theologie zu Marburg. Ein Lebensbild gezeichnet von seiner Tochter Etta Hitzig. Mit einem Bildnis vom Jahre 1886. Leipzig, Duncker & Humblot 1906.

Theodor Werner.

Rappenhöner: Joseph R., katholischer Theologe, geboren am 1. Juni 1850 zu Neuß, † am 6. Februar 1898. R. wurde am 21. März 1874 in Köln zum Priester geweiht. Nach kurzer Thätigkeit in der Seelsorge als Kaplan zu Heerdt bei Neuß setzte er seine Studien in Würzburg weiter fort und wurde daselbst am 4. Februar 1878 Dr. theol. 1878—84 war er Professor der Dogmatik und Exegese am katholischen Priesterseminar zu Leeds in England. Hierauf wirkte er wieder in der Erzdiöcese Köln in der Seelsorge, zuerst in Honnef, dann als Kaplan an St. Gereon in Köln. Im Herbst 1888 wurde er außerordentlicher Professor der Apologetik und allgemeinen Moral an der Akademie Münster; 24. October 1891 außerordentlicher Professor der Dogmatik in Bonn; März 1892 zum ordentlichen Professor ernannt. — Schriften: „Die Körperleiden und Gemüthsbewegungen Christi. Eine christologische Studie" (Düsseldorf 1878); „Allgemeine Moraltheologie" (2 Theile, Münster 1891—93).

Chronik der k. Akademie zu Münster, 3. Jahrg. 1888/89, S. 5. — Chronik der Univ. zu Bonn, 23. Jahrg. (N. F. 12. Jahrg.) 1897/98, S. 10 f.

Lauchert.

Rasche: Christoph Ludwig R., geboren im J. 1584 zu Magdeburg als Sohn des gräflich Barbyschen Geh. Raths und Kanzlers Andreas Rasche, bezog schon im 13. Lebensjahre die Universität zu Helmstedt. Er setzte seine Studien fort zu Marburg, Heidelberg und Basel, begab sich alsdann nach Frankreich und Italien und nahm fünf Jahre lang Kriegsdienste bei der Republik Venedig. Nach seiner Rückkehr in die Heimath widmete er sich in

Frankfurt a. O. aufs neue gelehrten Studien, bis er von dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg verpflichtet ward. Vermählt mit der Wittwe des kurbrandenburgischen Geh. Raths Dr. Schwalenberg, scheint er als Kammer-Secretär und Geheimer Rath einen nicht geringen Einfluß am Berliner Hofe ausgeübt zu haben. Als hier im J. 1616 der schwedische Agent Birckholtz das schon im Vorjahre von ihm angeregte Heirathsproject zwischen Gustav Adolf und der brandenburgischen Prinzessin Maria-Eleonora wieder aufnahm, ließ sich R. ganz für diesen Plan gewinnen, den er dann in der Folgezeit auf das eifrigste zu fördern suchte. Doch stieß diese Verbindung auf jahrelangen Widerstand, zumal von Seiten der Kurfürstin Anna, bis der Schwedenkönig sich im Sommer 1620 zur Brautschau und -werbung im strengsten Incognito zu Berlin einfand. Nur einige wenige Personen waren in das Geheimniß eingeweiht; zu ihnen gehörten R. und Frau, in deren Wohnung am Abend des 27. Juni in Gegenwart des Königs eine lange Berathung über die einzuschlagenden Schritte gepflogen wurde. Am zweiten Tage darauf war die Verlobung geschlossen, und als einige Monate später der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna die Braut in die neue Heimath einholte, da folgte ihr auch R., um, wie er noch 1635 der Königin-Wittwe schrieb, den Anschlägen derer zu entgehen, die diesem Heirathsbunde widerstrebt hatten. Der König aber lohnte Rasche's Bemühungen, indem er ihn während der Hochzeitsfeierlichkeiten zum Ritter [auf Sagnitz und Valck (Sebuy und Rockeby?)] schlug.

Und die Gunst des neuen Herrn hat sich R. dauernd zu erhalten gewußt; in dem folgenden Jahrzehnt wurde er immer wieder, nachdem er schon im J. 1622 zum Hofrath, später auch zum Kriegsrath ernannt worden war, zu diplomatischen Missionen verwandt, meist an deutsche Städte und Höfe und an Dänemark. So weilt er im J. 1623 in Danzig, wo er die „Hundertmänner" durch die Forderung, „zur Zeit des Krieges und Stillstandes zwischen beiden Königen von Polen und Schweden eine gänzliche Unparteilichkeit zu beobachten", in große Verlegenheit bringt. In den letzten Monaten des Jahres 1624 und in der ersten Hälfte des folgenden Jahres wirkt er, der damals von Oxenstierna als „morum aulicorum peritissimus et plerisque principum civitatumque consiliariis familiariter notus" bezeichnet wird, bald in Lübeck und Stettin, bald am brandenburgischen und den mecklenburgischen Höfen im Interesse Schwedens, zu einer Zeit, wo anfangs alles sich so anzulassen schien, als ob der Schwedenkönig binnen kurzem als „Director" eines großen antikaiserlichen Bundes in den deutschen Krieg eingreifen würde, bis dann nach Chemnitz' Worten Christian IV. „den Vortanz" übernahm und Gustav Adolf sich aufs neue gegen Polen wandte. Im Herbst 1626 erscheint R. wieder in Norddeutschland, wo er, wenn auch ohne Erfolg, Herzog Bogislav von Pommern zu bewegen sucht, dem von Schweden geworbenen Volk den Durchzug durch sein Land zu gestatten. Auf die Verträge mit Polen, so bringt er vor, sei jetzt, „wo man katholischerseits consilium Tridentinum zu exequieren gedenke", keine Rücksicht mehr zu nehmen. Mancherlei Aufträge scheinen ihn dann ununterbrochen bis tief in das Jahr 1627 hinein in Deutschland festgehalten zu haben; u. a. tritt er damals wiederholt, wie auch schon in den vorhergehenden Jahren, in Hamburg und Lübeck auf. Als dann im October nach Schweden die Kunde dringt, daß die kaiserliche Armee Jütland überfluthet hat, und Gustav Adolf immer mehr die Ueberzeugung gewinnt, daß ein Kampf zwischen ihm und dem Hause Habsburg unvermeidlich sein werde, da wird R. zusammen mit Karl Baner nach Dänemark abgeordnet, um es in Hinblick auf ein mit Schweden zu vereinbarendes Bündniß zu

männlichem Widerstande zu ermuthigen. Bekanntlich haben die weiteren Verhandlungen im April 1628 zu einem Vertrage zwischen beiden Mächten geführt, jedoch, wie man vermuthen muß, ohne tiefgreifende Mitwirkung Rasche's. Jedenfalls ist dieser zur Zeit des Abschlusses schon wieder mit einer neuen Aufgabe betraut.

Denn inzwischen hatte der Kaiser im Einverständniß mit Spanien den Hansestädten „ein newes modell einer hiebevor ganz ungedachten unndt unerhörten, auch unvermutheten societät, gesellschaft unndt conjunctur oder correspondentz der commercien halber beybringen unndt insinuieren lassen". So drückt sich R. im Eingange seiner, Ende April 1628, vier Wochen nach Schluß des Hansetages, der das habsburgische Anerbieten abgelehnt hatte, dem Rathe von Lübeck überreichten Proposition aus, welche die Städte eindringlich vor jenen Anschlägen warnt und zu einem engen Anschlusse an Schweden auffordert. Im September erfolgte die Resolution, in der die Hansestädte zwar mittheilen, daß sie die kaiserlich-spanischen Vorschläge abgelehnt haben, sodann aber ihrer Friedenssehnsucht Ausdruck geben; ihre letzte Hoffnung stehe freilich bei Schweden. Michael v. Menzel, Tilly's rühriger Correspondent in Hamburg, schreibt den habsburgischen Mißerfolg fast einzig und allein R. zu; immer wieder weist er in diesen und den folgenden Monaten auf die höchst bedrohlichen Umtriebe des schwedischen Legaten warnend hin. Er und Foppius von Aitzema seien mit Erfolg am Werke, die Städte in das geplante umfassende Bündniß der protestantischen Großmächte hineinzuziehen; schon werde in Lübeck, Hamburg und Bremen stark für Schweden geworben.

So richten denn auch Wallenstein und Tilly am 29. November d. J. ein gemeinsames Schreiben an Lübeck, in welchem sie Rasche's Ausweisung fordern, da er „nicht allein den gemeinen Mann durch erdichtete falsche Kalumnien zur Sedition und Aufruhr anreize, sondern auch unterschiedliche hochstrafbare Famosschriften in offenen Druck ausgesprengt und darinnen die Röm. Kais. Majestät sammt deroselben hohen Kriegsoffizieren sowohl als insgesammt alle geist- und weltliche in- und außerhalb des Heil. Röm. Reichs entsessene katholische Potentaten und Stände aufs greulichste traducirt habe". Unzweifelhaft sind die Feldherrn durch den obengenannten Menzel zu ihrem Vorgehen veranlaßt worden, der in einem Schreiben an Tilly vom 16. October von der Drucklegung „eines gefährlichen Scriptums zur Erregung einer neuen Rebellion, darin Friedland ehrenrührig angegriffen", berichtet und am 21. desselben Monats seine Meldung dahin ergänzt, daß „der holländische Resident die res colligirt, der schwedische Abgesandte Rasch aber das Scriptum stilisirt und der schwedische residirende Agent in Hamburg" es habe drucken lassen. Gemeint ist der „Hansische Wecker", den Tilly vier Tage später seinem Kurfürsten übersendet. Ob R. in der That der Verfasser dieser Flugschrift gewesen ist, muß zur Zeit noch dahingestellt bleiben, obwohl manche gewichtige Gründe für eine solche Annahme sprechen. Kaum aber läßt sich bezweifeln, daß eine andere, vom 16. November 1628 datirte Broschüre, der „Nachklang des Hansischen Weckers", der Feder Rasche's entflossen ist, wie denn wiederum Menzel, freilich erst in seinen Berichten vom 23. Februar und 7. März 1629, dies bezeugt. Mit Recht hat man den Nachklang „vielleicht die wichtigste und interessanteste Flugschrift jener Zeit" genannt. Mit eindringlichen Worten werden die Hansestädte zur Mannhaftigkeit aufgerüttelt; beißender Spott und ingrimmiger Hohn geben dem Verfasser die Worte ein, wenn er die Ursachen des Verfalls des einst so mächtigen Bundes geißelt. „Kurz, es ist diese Broschüre eine kostbare Quelle für die politische Geschichte jener Zeit, unschätzbar für eine Charakteristik der öffentlichen Meinung, ein glänzender Vertreter eines wich-

tigen Zweiges der Literatur“, so faßt ein guter Kenner unserer Periode sein Urtheil über den „Nachklang des Hansischen Weckers“ zusammen und legt damit ein beachtenswerthes Zeugniß für Rasche's politische und schriftstellerische Begabung ab.

Kaum hatte dies sein Geisteskind seine erste Wirkung gethan, da kehrte R. (im Winter 1628/29) über Dänemark nach Schweden heim, indem er von Christian IV. den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft mit Gustav Adolf mitbrachte. Diese fand dann vom 22. bis 25. Februar 1629 zu Ulfsbäck statt, ohne daß es dem Schwedenkönig gelang, Christian für seine Ziele zu gewinnen. Drastisch gab jener in einem Briefe an seinen Kanzler seinem Unwillen über seines Rivalen vermeintliche Schwäche Ausdruck, wobei auch über R. bittere Worte fielen. Aber das Vertrauen seines Herrn hatte dieser doch nicht eingebüßt; denn am 11. (21.) December 1629 werden zu Upsala für ihn Creditive an verschiedene „Potentaten und Republiquen in Europa“ ausgestellt. Im Frühling 1630 weilt R. in den Hansestädten, Ende Juni langt er in Holland an, um sich darauf nach Frankreich zu begeben. In Lyon erreicht ihn ein Befehl zur Rückkehr, der aber in einem, einen Tag vor dem Vertrag von Bärwalde aus diesem Orte datirten Schreiben Gustav Adolf's zurückgenommen wird. R. wird jetzt angewiesen, sich „propediem ad Principes et Respublicas in instructione nominatas“, d. h. nach Venedig und zu den Eidgenossen zu begeben. Während wir über Rasche's Mission in den Generalstaaten und in Frankreich bisher nur auf Andeutungen angewiesen sind, haben wir hinreichende Kenntniß von seinen Verhandlungen in der Lagunenstadt und in der Schweiz. Am 30. Juli 1631 fand in geheimer Sitzung des Collegio die Antrittsaudienz vor dem Dogen statt, und erst am 4. September verabschiedete sich R. Wie unbefriedigend aber für Schweden und für ihn selbst die Ergebnisse seiner monatelangen Bemühungen gewesen sind, erhellt zur Genüge aus Rasche's bei der letzten Zusammenkunft ausgesprochenem Wunsche: es möge die Republik nicht dermaleinst in die Lage kommen, sich nach dem zu sehnen, was sie jetzt verschmäht habe. Und nicht besser erging es dem Legaten in der Eidgenossenschaft. Alle seine Anträge, die anfangs an die Tagsatzung der sämmtlichen 13 Orte, dann zumeist nur an die evangelischen Orte gerichtet waren, vermochten die Schweizer nicht dahin zu bringen, aus ihrer Neutralität herauszutreten. Schon soll Gustav Adolf über den „außerordentlichen Gesandten in Permanenz“ gespottet haben, als dieser sich Mitte Juli 1632 auf den Weg nach Deutschland machte. Ueber Ulm gelangte er nach Erfurt, wo wir ihn im Todesmonat seines Königs antreffen. Ob er sich diesem gegenüber noch persönlich über seine letzten Mißerfolge hat rechtfertigen können, steht dahin. Jedenfalls aber hat sich der nunmehrige Leiter der schwedischen Politik, Axel Oxenstierna, der Person Rasche's weiter bedient. Wie Menzel dem Kurfürsten Maximilian berichtet, unterhandelte R. im Herbste 1633 mit den Hansestädten über ihren Beitritt zum Heilbronner Bündniß. Auch wurde er zum Assessor des Evangelischen Bundes und zum bevollmächtigten Legaten bei der im niedersächsischen und westfälischen Kreise stehenden Armee ernannt.

Aber Rasche's Stern neigte sich dem Untergange zu. Mit dem schwedischen Residenten in Erfurt, Alexander Erskein, und dem Feldmarschall Johan Baner gerieth er in einen heftigen Zwist, der ihn veranlaßte, den Dienst zu quittiren und sich mit seiner Familie Ende 1635 auf dem in der Nähe von Bremen gelegenen Hofe zu Walle niederzulassen. Die Anklagen seiner Gegner scheinen dahin gegangen zu sein, daß R. sich zum Nachtheil der Krone Schweden bereichert und sich in dem ihm anvertrauten Amte ungebührlich und hoch=

fahrend benommen, ja, daß er die feindlichen Unternehmungen begünstigt und einer „mörderischen Conspiration“ gegen Baner nicht ferngestanden habe. Von beiden Seiten wurde Oxenstierna angegangen; er stellte sich gegen R. Da begab sich dieser im J. 1637 nach Schweden, wo er aber länger, als er erwartet hatte, zurückgehalten wurde. Eine Zeitlang wurde er sogar festgesetzt, bis er im J. 1638 auf Beschluß des Reichsraths, der sich zu wiederholten Malen mit seiner Sache befaßt hatte, gegen eine hohe Kaution auf freien Fuß gesetzt wurde: vor Austrag der Angelegenheit sollte er Schweden nicht verlassen. Erst im Winter 1640/41 kehrte er nach Deutschland zurück. Kaum aber hatte er seinen Hof zu Walle wieder bezogen, da wurde er (Mai 1641) von einer Streifpartie des kaiserlichen Heeres aufgehoben und drei Jahre lang von Ort zu Ort geschleppt; als er 1644 gegen schweres Lösegeld die Freiheit zurückerhielt, war er ein kranker und gebrochener Mann. Schon am 22. November 1645 verschied er; seine Ruhestätte fand er in der Waller Kirche. Ueberlebt hat ihn nur ein Sohn, Namens Gustav, der einer zweiten Ehe entstammte, die R. nach dem während seiner großen Gesandtschaftsreise aus den Jahren 1630—32 erfolgten Tode seiner ersten Frau mit der Wittwe des zu Ermsleben und Conradsburg erbgesessenen Herrn August v. Hoym, geborenen Schulenburg v. d. Leucknitz, im J. 1634 eingegangen war.

Zeit — arbeitselig Menschen-Leben u. s. w. Trauerpredigt beim Leichenbegängnis des Herrn Christoph Ludwig Raschen u. s. w., durch Ludov. Crocium. Bremen, bei Berth. de Villiers 1646. — Bremisches Jahrbuch, Bd. 11, S. 6 ff. — G. Irmer, Hans Georg von Arnim (Leipzig 1894), S. 15 ff. — F. Arnheim, Gustav Adolfs Gemahlin Maria-Eleonora von Brandenburg. I. (Hohenzollern-Jahrbuch 1903, S. 186 ff.). — J. Bühring, Venedig, Gustav Adolf und Rohan (Halle 1885), S. 52 ff. — F. Fäh, Gustav Adolf und die Eidgenossen 1629—1632 (Progr. Basel, 1887). — M. Grünbaum, Ueber die Publizistik des 30jährigen Krieges von 1626—1629 (Halle 1880). — Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling (Stockholm 1888 ff.). — Svenska riksrådets protokoll (Stockholm 1878 ff.). — Rasche's Briefe an Gustav Adolf und Axel Oxenstierna im Reichsarchiv zu Stockholm. (Vgl. Sondén, Förteckning öfver bref till konung Gustav II. Adolf i riksrakivet, S. 54, u. desselben Verfassers Skrifelser till Axel Oxenstierna, S. 179.) — Rasche's Nachlaß (Staatsarchiv Hannover). — Menzel's Relationen (Reichsarchiv München). Heskel.

Rath: Gerhard vom R. wurde 1830 zu Duisburg geboren, besuchte die Universitäten Genf, Bonn und Berlin, wo er 1853 promovirte. Dann habilitirte er sich 1856 als Privatdocent an der Universität Bonn für Mineralogie und Geologie, wurde dort 1863 zum außerordentlichen und 1872 zum ordentlichen Professor ernannt. Um jedoch für seine eignen wissenschaftlichen Arbeiten und Reisen (in den Alpen, Italien, Griechenland, Skandinavien, Palästina, Nordamerika u. s. w.) mehr Zeit zu gewinnen, veranlaßte er 1880 unter persönlichen Geldopfern die Schaffung eines zweiten Ordinariates. Doch raffte ihn schon 1888 ein jäher Tod hinweg, mitten heraus aus seinen Arbeits- und Reiseplänen.

Seine erfolgreichsten Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiete der Krystallographie (Leucit, Feldspat, Quarz, Kalkspat u. s. w.). Er entdeckte und beschrieb eine Anzahl neuer Mineralspecies, unter denen der Tridymit von besonderer Wichtigkeit war. Eine ganze Reihe geologischer und petrographischer Arbeiten schlossen sich an (es wird angegeben, daß die Zahl seiner Publikationen im ganzen 400 überschreitet), durch die er nach den verschiedensten Richtungen hin Anregungen gegeben hat.

Er gehörte nicht zu den Forschern, die der Wissenschaft durch neue Methoden neue Wege erschlossen, oder durch Specialisirung ein engeres Gebiet erschöpfend behandelt haben, aber dafür hat er durch sorgfältige, oft äußerst minutiöse Beobachtungen eine Fülle neuer Thatsachen entdeckt und durch seinen liebenswürdigen und versöhnlichen Charakter viele Schärfen des wissenschaftlichen Lebens gemildert. A. Rothpletz.

Rathkeal: Peter Philipp **Herbert**, Freiherr von R. (Familienname: Herbert), Diplomat, geboren zu Constantinopel 1735, † ebenda am 23. Februar 1802.

H. stammt in directer Linie von dem seit mehreren Jahrhunderten in Großbritannien blühenden, altadeligen Geschlechte der Herbert Grafen von Pembroke ab. Edmond Herbert von Cahirmochill, ein jüngerer Bruder des im J. 1552 zum Grafen von Pembroke erhobenen Sir William Herbert, siedelte sich in Irland an und fügte von dem Besitze der in der Grafschaft Limmerick gelegenen Stadt Rathkeal seinem Namen dieses Prädikat hinzu. Der Enkel Edmond's, Johann v. Herbert-Rathkeal, begleitete aus treuer Anhänglichkeit für seinen rechtmäßigen Monarchen im J. 1688 den vertriebenen König Jacob II. nach St. Germain en Laye, theilte des Königs Verbannung und reiste nach dessen Tode nach Constantinopel, woselbst er sich mit Franziska geb. v. Scanderbeg vermählte. Als er starb, hinterließ er 5 Kinder, und zwar 3 Söhne und 2 Töchter. Für die nun mittellosen Waisen verwendeten sich mehrere Mitglieder des diplomatischen Corps in Pera und empfahlen die zwei ältesten Söhne Thomas und Peter der Kaiserin Maria Theresia, welche ihnen auch eine Pension auswarf und sie dem P. Franz aus der Gesellschaft Jesu, dem ersten Director der orientalischen Akademie in Wien (jetzt k. und k. Consular-Akademie) zur Erziehung übergab. Unter der Leitung dieses verdienstvollen Mannes vollendete Peter seine Studien und trat auf das Zureden seiner Lehrer zu Ende des Jahres 1750 in den Jesuitenorden. Nach Ablauf eines zweijährigen Noviziates kam er nach Leoben und später, behufs Studiums der Philosophie, nach Wien. Hierauf ward er 1753 als Professor nach Triest und im folgenden Jahre nach Wien als Präfect und Correpetitor in der orientalischen Akademie berufen. Die theologischen Studien betrieb er 1754—59 in Graz. Da er aber wenig Beruf zur Theologie in sich fühlte, vertraute er sich dem P. Meak, einem geistvollen Priester seines Ordens, an, der ihm auch in seinem Vorhaben, den Jesuitenorden zu verlassen, behülflich war. Er trat also im Juli 1760 aus demselben und wurde auf Empfehlung der Gräfin Stürgl geb. v. Cobenzl Bibliothekar ihres Bruders, des Grafen Joh. Karl Cobenzl, bevollmächtigten Ministers in den Niederlanden, um sich die zu einer Anstellung nöthigen Geschäftskenntnisse zu erwerben. Als im J. 1763 Fürst Kaunitz vom General-Gouverneur in Brüssel für eine in der niederländischen Kanzlei zu Wien leergewordene Stelle einen geeigneten, in Rechnungs- und Finanzgegenständen wohl unterrichteten Beamten verlangte, wurde H. dazu erwählt und mit dem Titel eines Official-Calculateurs in der niederländischen Rechnungskammer angestellt. Dort gewann er bald das besondere Vertrauen des Hofrathes Freiherrn v. Lederer und des Staatsreferendars Friedrich Freiherrn Binder v. Krieglstein, der ihn für die französische Correspondenz in auswärtigen Geschäften verwendete. Im J. 1767 war er zum Auditeur, 1775 zum conseiller à la chambre des Comptes ernannt, und schon zwei Jahre hernach (1777), das ist im vierzehnten Dienstjahre, zum wirklichen Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei, ohne daß seine älteren Collegen hierüber die geringste Spur von Mißvergnügen geäußert hätten. Als im J. 1779 Ludwig Graf Cobenzl

wegen Erkrankung verhindert war, zu den Verhandlungen des Teschener Congresses als bevollmächtigter Minister abzugehen, schickte die Kaiserin Maria Theresia an dessen Stelle seinen Vetter, den Grafen Philipp, Vicepräsidenten des Banco, dahin; da er aber in den politischen Geschäften noch wenig erfahren war, so erbat er sich von dem Fürsten Kaunitz den Hofrath H. als Rathgeber, mit dem ihn eine innige Freundschaft verband und in dessen Kenntnisse er großes Vertrauen setzte.

Nach dem Teschener Frieden trat H. aus dem Departement der inneren Angelegenheiten in jenes der äußeren über, und als ihm die Kaiserin die Wahl ließ, entweder als Kammerpräsident nach Brüssel oder als Internuntius nach Constantinopel zu gehen, entschied er sich für das Letztere und ging 1780 an seinen neuen Posten ab. Seine erfolgreiche Thätigkeit in dieser wichtigen und schwierigen Stellung, welche er bis zu seinem Tode, also über 20 Jahre, bekleidete, kann man in zwei Hälften scheiden, in die eine von seiner Ernennung 1780 bis zum Ausbruche des türkischen Krieges (1788), in die andere von seiner Ernennung zum Bevollmächtigten nach Sistow 1791 bis zu seinem Tode 1802. In die erste Hälfte fallen neben anderen Vorgängen seiner ministeriellen Thätigkeit folgende wichtige Begebenheiten: Die Verhandlungen der wider die Barbaresken zu leistenden Garantie der k. k. Schifffahrt, die zwar schon nach dem Passarowitzer Frieden durch besondere Tractate mit den Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis festgesetzt wurde, aber keineswegs den gewünschten Erfolg hatte; es gelang H., durchzusetzen, daß die Pforte, deren Oberherrschaft über die genannten Staaten von diesen anerkannt wurde, die verlangte Sicherheit garantiren sollte. Für den Fall aber, daß die von der Pforte zu fordernde Vergütung des durch Barbareskenschiffe den Kaiserlichen zugefügten Schadens nicht geleistet werden sollte, wird dem kaiserlichen Hofe das Recht eingeräumt, durch Repressalien sich selbst die schuldige Genugthuung und Entschädigung zu verschaffen. Ebenso günstig sind die Bedingungen des im J. 1784 abgeschlossenen Handels-Seneds*) für die Schifffahrt und den Handel Oesterreichs, dem der Passarowitzer Friede zu Grunde liegt und dessen Gültigkeit auch im Sistower Frieden vollständig anerkannt wurde.

Weiter erhielt Herbert im Jahre 1786 einen sehr ausführlichen Ferman inbetreff der österreichischen Schafhirten in der Moldau, worin die Freiheiten, Begünstigungen und Abgaben derselben genau festgestellt wurden und dessen Inhalt später dem Sistower Frieden (im Art. 4) einverleibt wurde. Weniger glücklich war H. in den Verhandlungen betreffend die Abtretung eines Distriktes an der Unna (Fluß in Bosnien). Kaiser Josef verlangte nämlich im J. 1783 daß der District von Seite der Banal- und Karlstädterlinie längs der Unna und Unnatz (ebenfalls in Bosnien) bis an das Gebirge, wo die letztere entspringt, und so weiter an den Gebirgsrücken bis an die dreifache Grenze, durch gütliche Unterhandlungen erhalten werden sollte. Doch führten diese ungeachtet der thatkräftigen und energischen Unterstützung, welche das Begehren des kaiserlichen Internuntius von Seiten des russischen und französischen Gesandten in Constantinopel, v. Bulgakow und St. Priest, gefunden hatte, zu keinem endgültigen Resultate, obwohl die hohe Pforte bei dem ganzen Hergang die Ansprüche des kaiserlichen Hofes nie als ungültig, sondern nur als schwer zu beweisen erklärte. Wie gut H. die türkischen Verhältnisse kannte, beweist, daß er gleich anfangs in dem von ihm in dieser Angelegenheit verlangten Gutachten gerathen hatte, sich zuerst in den Besitz des angesprochenen Districtes zu setzen und dann erst darüber zu verhandeln, da er wohl wußte, daß den

*) Sened ist arabisch, im türkischen Gebrauche = Urkunde, Dokument, Diplom, Vertrag.

Türken durch das Gesetz nicht erlaubt ist, selbst den geringsten Strich Landes, der nicht mit Gewalt weggenommen oder besetzt worden ist, abzutreten. Und thatsächlich antwortete Hamid Pascha, der damalige Großvezier, dem französischen Dolmetsch, der ihm sagte, die Deutschen würden den Unnadistrict mit Gewalt wegnehmen: „Sie sollen denselben nur nehmen, ich verlange nichts anderes". Die endgültige, für Oesterreich vortheilhafte Lösung dieser Frage erfolgte aber erst im Frieden von Sistow.

Im J. 1787 unternahm H. die Reise nach Cherson, um der berühmten Zusammenkunft Josef's II. mit Katharina II. von Rußland beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit stellte ihn Graf Ludwig v. Cobenzl der Kaiserin vor, die von seinen Talenten und Verdiensten die beste Meinung hatte. Schon damals prophezeite H. den von Rußland noch lange nachher bezweifelten Ausbruch eines nahen Krieges mit der Pforte. Er wiederholte diese Vorhersagung noch bestimmter bei seiner Rückkehr nach Constantinopel. Als der russische Gesandte am 23. August 1787 mit einem Briefe zu H. kam, worin der Pforten-Dolmetsch ihn für den nächsten Tag zu einer Conferenz mit dem Großvezier einlud, trug sich H. an, ihn zu begleiten und als k. k. Minister aufzutreten. Bulgakow schlug aber den Antrag mit dem Bedeuten aus, daß die Türken es nie auf das Aeußerste kommen lassen würden. Aber schon am 24. August Mittags war der russische Gesandte im Gefängniß von Jedi-Kule (sieben Thürme) und nur Herbert's Dazwischenkunft rettete das Gesandtschafts-Archiv und viele russische Kaufleute nebst ihrem Eigenthume. Dasselbe Schicksal der Gefangennahme drohte H., als im Februar 1788 auch Oesterreich der Pforte den Krieg erklärte. Doch das muthige Eingreifen seines Freundes, des Kapudan Hassan Pascha, der beim Sultan in hohem Ansehen stand, in einer Conferenz, wo eine große Mehrheit bereits für die Gefangennahme des Internuntius stimmte, bewirkte, daß der k. k. Gesandtschaft die Rückkehr nach Deutschland bewilligt wurde. Auch berief sich H., dem die genaue Kenntniß der Geschichte des osmanischen Reiches und der türkischen Gesandtschaften sehr zu statten kam, darauf, daß noch nie ein kaiserlicher Minister in das Gefängniß der 7 Thürme geworfen worden war und daß selbst der kaiserliche Resident Simon Reniger im J. 1663 nach dem wirklichen Ausbruch des Krieges dennoch frei und unverletzt nach Wien zurückgekehrt sei. So rettete sich H. also durch Ansehen und Geschicklichkeit von dem Gefängnisse der 7 Thürme, aus dem der russische Minister erst nach zwei Jahren befreit wurde.

Nach diesen Begebenheiten blieb H. bis zur Vollendung der Reisezubereitungen noch einige Wochen ruhig in Constantinopel und fertigte in der Zwischenzeit sogar seine gewöhnliche Postexpedition ab. H. verließ also unangefochten Constantinopel und segelte unter französischer Flagge mit seiner Familie zunächst nach Livorno. Er brachte einige Monate in Toscana zu, wo er an dem Hofe des Großherzogs Leopold auf das Beste aufgenommen wurde. H. war in Constantinopel nicht nur k. k., sondern auch toscanischer Minister gewesen und hatte als solcher den Handel und die Schifffahrt dieses kleinen, unter Leopold's weiser Regierung hoch und schnell emporblühenden Staates nach Kräften begünstigt. Im J. 1789 begab sich H. nach Wien, wo er mit dem Grafen Philipp v. Cobenzl den Prüfungen an der orientalischen Akademie beiwohnte, und begleitete im Winter desselben Jahres den genannten Grafen, der nach den Niederlanden gesandt wurde, das Feuer des Aufruhrs zu löschen, bis Trier. Nach seiner Rückkehr wurde er mit dem Grafen Thugut als bevollmächtigter Minister zu den Friedensunterhandlungen mit der Türkei ernannt. Diese Unterhandlungen, welche zu Sistow geführt wurden, ver-

dienen als die Hauptepoche seiner politischen und diplomatischen Thätigkeit näher erörtert zu werden. Die Conferenzen wurden am 30. December 1790 eröffnet und erst am 4. August 1791 fand unter dem Donner der Kanonen die öffentliche Unterzeichnung des Friedens statt. Außer drei osmanischen Ministern Said Abdallah, Birri Re'is Efendi, Ibrahim Ismek Bey, denen der 1807 in Paris als Botschafter thätige Muhibb Efendi als erster Secretär beigegeben war, und Sejjid Muhammed Dürri Efendi, unterhandelten als Vertreter der vermittelnden Mächte Lucchesini als preußischer, Robert Keith als englischer und Freiherr v. Haeften als holländischer Bevollmächtigter. Preußen hatte der Pforte in der kurz zuvor mit ihr abgeschlossenen Allianz mehrere Vortheile zugesichert, welche das Vertrauen der türkischen Minister zu Lucchesini hinlenkten, dem auch Keith und Haeften die Hände boten. H. hatte also nicht nur die Minister der kriegführenden Mächte, sondern eigentlich auch die der vermittelnden zu wirklichen Gegnern. Keinen Schritt wich H. von den ursprünglichen Bedingungen, in deren Begründung ihn seine umfassenden Kenntnisse der früheren Tractate wesentlich unterstützten.

Die Vortheile, welche H. im Sistower Frieden dem kaiserlichen Hofe erwirkt hatte, sind: 1. Die Einverleibung aller den Handel mit Oesterreich betreffenden Acten in den Tractat, wodurch für die Zukunft jede Verletzung der Handelsfreiheiten als Verletzung des Friedens erschien; 2. die Auslieferung der Gefangenen ohne Lösegeld; dieses beispiellose Zugeständniß, welches weder der Karlowitzer, noch der Passarowitzer Friede enthalten, bot bei seiner Ausführung nicht geringe Schwierigkeiten; 3. die Anerkennung der türkischen Unterthanen, die sich in die kaiserlichen Staaten geflüchtet hatten, als kaiserliche; 4. die Anwendung des Handelssenedes auf alle türkischen Provinzen ohne Ausnahme; 5. der Schutz der katholischen Religion ohne Unterschied der Nationen; 6. die Zurückstellung von Alt-Orsova; 7. die Abtretung des Districtes an der Unna. Diese Vortheile sind groß, wenn man bedenkt, daß der Status quo schon in der Convention zu Reichenbach als Grundlage des türkischen Friedens festgesetzt worden war und daß die so vortheilhaft erhaltene Anwendung desselben nur der diplomatischen Geschicklichkeit und dem unermüdbaren Patriotismus Herbert's zu danken war.

Seine diplomatische Stellung benutzte H. vor allem noch dazu, seine Untergebenen für den Gesandtschaftsdienst im Orient, insbesondere sie zu geschickten und verwendbaren Dolmetschen auszubilden. In der zu diesem Zwecke von der Kaiserin Maria Theresia gegründeten orientalischen Akademie wurde mit dem Sprachunterricht begonnen, der dann erst in Constantinopel beendet werden sollte. Man gab nämlich die zum Dolmetschdienst ausgewählten Zöglinge zu Armeniern in die Kost, entfernte sie auf diese Weise von dem Geräusche der fränkischen Gesandtschaften, untersagte ihnen jede andere Tracht als die orientalische und förderte durch Einsamkeit und unmittelbare Berührung mit den Orientalen ihre praktischen Kenntnisse im Verkehr mit denselben. H. ließ sich auch die Besetzung der levantinischen Consulate sehr angelegen sein, bestätigte nach dem Sistower Frieden die alten und ernannte neue; seit Herbert's Zeit besorgten kaiserliche Consuln die Geschäfte des österreichischen Handels und der Schifffahrt in Syrien und Aegypten. Auch war H. der letzte Minister, der den Ta'jîn, d. i. die Taggelder, erhielt, welche die Pforte sonst außerordentlichen Gesandten verabreichen ließ.

War die erste Hälfte der diplomatischen Thätigkeit Herbert's in Constantinopel verhältnißmäßig ruhig vorübergegangen, um so bewegter war die zweite, nämlich von dem Sistower Frieden bis zu seinem Tode. Denn die drei Jahre nach diesem Frieden noch nicht zu Stande gekommene Grenz-

berichtigung an der Unna, der Ausbruch der französischen Revolution, die letzte Theilung Polens, der in den Niederlanden, in Deutschland und Italien auflodernde Krieg, lauter Ereignisse, die auch auf die Türkei nicht ohne politischen Einfluß bleiben konnten, gaben hinlänglichen Stoff zur rastlosesten Thätigkeit. Seine Bemühungen wurden aber auch mit Erfolg gekrönt. Er war die Seele der Minister der coallirten Mächte in Constantinopel, und der wichtigste Gegner der französischen Partei, die unter Deseorches und Mouradgea d'Ohson sich in fruchtlosen Bemühungen, die Türkei in den Krieg zu verwickeln, erschöpfte. Lange war es ihm sogar gelungen, den Grafen v. Choiseul in der ersten Epoche der Revolution als Minister der französischen Prinzen, und hernach dessen Secretär, Chalgrain, als Geschäftsträger derselben von der Pforte anerkennen zu machen. Eine der schwierigsten und verdrießlichsten Unterhandlungen der letzten Lebensjahre Herbert's war die Entschädigung wegen der Barbaresken und die Anwendung des Handels- und Barbaresken-Seneds auf die durch den Friedensschluß von Campo Formio neu erworbenen venetianischen Staaten. Drei Jahre dauerten die Verhandlungen, weil die Pforte ihre Verbindlichkeit auch auf die nach dem Sistower Tractat erworbenen Provinzen auszudehnen sich hartnäckig weigerte. Aber endlich gelang es H. für den bisher zugefügten Schaden ein Pauschquantum als Vergütung und noch mehr, für die Zukunft die Sicherheit aller kaiserlichen Schiffe ohne Ausnahme von der Pforte gewährleistet zu erhalten. Dies war das letzte namhafte Ereigniß der unermüdlichen Thätigkeit Herbert's. Als Belohnung dafür wurde er durch die Bemühungen seines Freundes, des Vice-Hof- und Staatskanzlers Grafen Cobenzl taxfrei zum wirklichen geheimen Rathe ernannt. Doch überlebte H. nicht lange diese ehrenvolle Anerkennung seiner Verdienste. Im J. 1802, am 23. Februar, im Alter von 68 Jahren entriß ihn der Tod seinem Vaterlande, dem er als einer der geistvollsten Staatsmänner mit seltenem Erfolge in schwerer und bedrängnißreicher Zeit gedient hatte.

Früher schon, im J. 1779, war R. zugleich mit seinem dritten Bruder Johann, der als Major in der kaiserlichen Armee diente, in den Freiherrnstand erhoben worden. Im genannten Jahre vermählte er sich auch mit Fräulein v. Collenbach, ehemaliger Obersthofmeisterin der Prinzessinnentöchter des Großherzogs von Würzburg, aus welcher Ehe ihm eine Tochter Constanze geboren wurde. Diese vermählte sich 1798 mit Sir Spencer Smith, bevollmächtigtem Minister Englands bei der Pforte und Bruder des berühmten Sir Sidney Smith, der die französische Flotte zu Toulon in Brand gesteckt hatte (18. Decbr. 1793). H. war klein von Statur, von feinen und angenehmen Gesichtszügen und in einer Weise Herr derselben, daß er selbst in der peinlichsten Verlegenheit nichts davon merken ließ. Gründlich wissenschaftlich, besonders auch sprachlich gebildet, besaß er eine außerordentliche classische Belesenheit, in Wort und Schrift, bei mündlichen Verhandlungen wie in Depeschen, bei der Unterhaltung wie im Geschäfte wendete er die Kernsprüche der Alten stets treffend an. Nichts war halb bei ihm; was er unternahm, mußte zu Ende geführt werden. Mit glühendem Hasse gegen den vandalischen Zerstörungsgeist, dieses erstgeborene Kind der französischen Revolution, erfüllt, drückte er allen seinen Anschauungen dieses Siegel seiner politischen Ansicht auf. Wohl fühlend, wie leicht es sei, sich vom Strudel revolutionärer Meinungen hinreißen zu lassen, galt ihm die Nichttheilnahme an den verführerischen Bewegungen jener Tage als beste Empfehlung kalt besonnener Urtheilskraft und prädominirenden Verstandes. Strenge in der Etikette, war er in diesem Punkte der treue Schüler des Fürsten Kaunitz, den er namentlich im Anfange

seiner ersten Sendung nach Constantinopel bis auf Kleinigkeiten nachahmte. H. arbeitete von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags, die übrige Zeit widmete er seiner Erholung, zu welcher classische Lectüre und das Spiel gehörte, welch letzteres ihm so unentbehrlich geworden war, daß es selbst an den dringendsten Geschäftstagen nicht unterblieb. Er schrieb nur in französischer Sprache, im Deutschen hat er es nie auch nur zur erträglichen Verständlichkeit gebracht. Was er aber schrieb, war musterhaft, ganz seinem Grundsatze gemäß: Geschäftsaufsätze sollen in der Regel so sprachrichtig und klar sein, daß sie jeden Augenblick ohne Besorgniß gerechten Tadels dem Drucke übergeben werden können. H. hinterließ zahlreiche Memoiren, Berichte, Noten und Staatsschriften, darunter wahre Muster zu ernsten Studien in einem der wichtigsten Zweige des Staatsdienstes. Zu seinen Schülern zählen Wallenburg, Klezl, Fleischhackel, Brünebarbe, Ottenfels &c., verdienstvolle diplomatische Beamte im Orient, und vor allem J. v. Hammer-Purgstall, der als Orientalist zu großer Berühmtheit gelangte. Das Grab Herbert's befindet sich in Pera in der Kirche des hl. Franziskus, wo sein Grabstein folgende, von seinem Lieblinge, dem Hofsecretär J. v. Brenner verfaßte Inschrift trägt:

D. O. M.
P. M.

Petri. Phil. L. B. Ab. Herbert. Ratkeal. M. S. Rom. Caes. Aug. A. Consiliis. Intimis. Ac. Lustr. Fere. V. Ad. Port. Ottomann. Internuntius. Olim. In. Congressu. Pacis. Teschini. Operam. Suam. Egregie. Adhibuit. Postea. Ipse. Legatus. Sistovii. Bellum. Cum. Turcis. Haud. Secundo. Omine. Mire. Composuit. Fraenata. Pirat. Arrogant. Pont. Eux. Navibus. Austr. Aperuit. Mercaturam. Fovit. Promovit. Morum. Castigator. Aequus. Providus. Comis. Ingenio. Acumine. Candore. Animi. Religione. Doctrina. Amore. Patriae. Virtutibus. Eximius. Optimi. Patris. Famili. Exemplar. Inopinate. Eheu. LXVIII. Vitae. Anno. Hum. Generi. Ereptum. Lugent. Conj. Proles. Patria. Boni. Omnes. Aeternum. Ploraturi. Fuisse. Mortalem.
Obiit. VIII. Kalend. Mart. A. A. Chr. Nat. MDCCCII.

C. v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich, Bd. 8, S. 352—57. — (Hormayr's) Archiv für Geographie, Historie &c., Jahrgang II 1811, Nr. 28, 29. — Samuel Baur, Allgem. histor.-biogr.-liter. Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gestorben sind (Ulm 1816), Bd. I, S. 595. — Oesterr. National-Encyklopädie von Gräffer u. Czikann, Wien 1835, Bd. II, S. 557. — Gothaisches genealog. Taschenbuch der freiherrl. Häuser, Jahrg. 1853, S. 202. — Biographie universelle, Tome XX, p. 239. — Biographie nouvelle des contemporains, Tome IX, p. 145. — Ersch u. Gruber, Allg. Encyklopädie, II. Sektion, 6. Theil, S. 132. — Dictionnaire biograph. et hist. des hommes marquans de la fin du 18ème siècle, Lond. 1800, Tome II, p. 190. — Ed. Vehse, Gesch. d. österr. Hofes, Thl. IX, S. 42.

Friedrich v. Kraelitz-Greifenhorst.

Ratzinger: J. Georg R., bairischer clerical-socialer Politiker und Publicist, wurde am 3. April 1844 zu Rickering bei Deggendorf in Niederbaiern als Sohn einfacher Bauersleute geboren. Er besuchte seit 1855 das Gymnasium zu Passau und studirte 1863—67 katholische Theologie an der Universität München, wo er 1868 zum Dr. theol. promovirte, und zwar auf Grund der Lösung der Preisfrage „Geschichte der kirchlichen Armenpflege“; diese sogleich gedruckte werthvolle ausführliche Arbeit erschien 1884 nochmals, wesentlich erweitert, wie R. überhaupt die Neuauflagen seiner Schriften mit vollem Rechte als „vollständig umgearbeitet“ hat bezeichnen dürfen. Darauf

fungirte R. kurze Zeit als Hülfsarbeiter bezw. Secretär eines seiner akademischen Lehrer, J. v. Döllinger's, ohne sich (s. u. S. 218), unmittelbar vor dessen folgenschwerer Stellungnahme gegen die Beschlüsse des tagenden vaticanischen Concils, mit den Ideen des berühmten Theologen irgend zu befreunden. Vielmehr sollten ihn künftig dogmatische, überhaupt kirchlich-religiöse Streitfragen blutwenig beschäftigen, obwohl er schon 1869 als Cooperator in Berchtesgaden in die praktische Seelsorge eintrat. Der politischen Agitation gewann R. anfangs der 70er Jahre eine Säule des katholisch-feudalen Hochadels, der Graf Ludwig v. Arco-Zinneberg, der ihm auch eine lebenslängliche Rente auswarf. Seitdem wechselte er wiederholt mit priesterlicher und publicistischer Thätigkeit. So führte er 1870/71 in Würzburg die Redaction des „Fränkischen Volksblatts"; dann, nachdem er 1872—74 Caplan in Landshut gewesen, die des von ihm eben gegründeten Journals „Der Volksfreund" in München 1873 bis zum Eingehen (1876), in Gemeinschaft mit seinem engeren Landsmanne, Berufs- und Gesinnungsgenossen Franz Joseph Knab (1846—99). 1875 wurde R. für den Wahlkreis Tölz in den bairischen Landtag, 1877 für Rosenheim in den Reichstag gewählt, und in beiden gehörte er loyal zur clericalen Fraction, in München wie in Berlin. Doch verzichtete er 1877 infolge eines persönlichen Vorkommnisses in Tölz aufs erste, 1878 schon auf das zweite Mandat. Abgesehen von der einjährigen Amtirung als Hofcaplan des Herzogs Karl Theodor in Baiern zu Tegernsee 1883—84 und der dreijährigen als Pfarrer in Günzelhofen bei Naunhofen, welch letztere Stelle er 1888 mit Erlaubniß der Krone gegen die Pfarrei Helfenberg bei Mühldorf tauschte, aber thatsächlich als „frei resignirt" aufgab, hat sich R. fürder ausschließlich publicistischer und volkswirthschaftlich-wissenschaftlicher Schriftstellerei gewidmet, und zwar anfänglich vorübergehend in Wien, wohin ihn vielleicht sein dort zu Amt und Würden gelangter und genannter Freund Knab gezogen, dann meist in München, periodisch auch in Waldstatt am oberbairischen idyllischen Wörthsee.

Ursprünglich waschechter Anhänger und sogar Vorkämpfer der bairisch-katholischen „Patrioten"-Partei, hatte er, infolge jener Studien und der steigenden Schroffheit seiner particularistischen Neigung, von der hoffähig und „reichstreu" sich erhaltenden Centrumspartei bei der Wahl fallen gelassen, sich direct von ihr losgesagt und im großen Ganzen, wenn auch nicht officiell, die Principien des 1893 in die Wahlbewegung eingreifenden „Bairischen Bauernbundes", insbesondere in der Schattirung seiner Heimath Niederbaiern, auf seine Fahne geschrieben. So zog er für den Kreis Regen 1893 und widerspruchslos, weil bedingungsgemäß ohne Centrumsgegner, 1899 in den Landtag, wo er als wohlbeachtete Autorität auch in maßgeblichen Ausschüssen saß und 1899 die Seele, selbst formell der Führer der neuen agrarischen „Freien Vereinigung" ward; 1898 schickte ihn der Wahlkreis seiner Geburt, Deggendorf, in den Reichstag. Den Radicalismus der landsmännischen Bauernbündler, die weder socialpolitisches Wissen noch diplomatischen Tact besaßen, zu zügeln vermochte er nicht, und so näherte er, der möglicherweise diese populäre Strömung auch mit als Steigbügel benutzen wollte, sich später wieder, freudig begrüßt, innerlich der Centrumspartei; wie dessen Vertreter nach Ratzinger's Tode unter großer Genugthuung aussagten, auch äußerlich. Der stark demokratisch angehauchte Dr. Gäch, nach Ratzinger's Tode Wortführer der Fraction in der Münchener Abgeordnetenkammer, hat noch vier Jahr später, am 25. November 1903, daselbst erklärt: „Wenn man immer wieder den verstorbenen Dr. Ratzinger an die Rockschöße der Bauernbündler hängen wolle, so müßten diese dagegen protestiren. Dr. Ratzinger sei vom Fleisch und Blut des Centrums gewesen;

er habe auch eine lange Kutte angehabt. Dr. Ratzinger sei das Unglück des Bauernbundes gewesen. Man möge Dr. Ratzinger doch endlich aus der Debatte ausschalten." Trotzdem er also politisch so wandelbar aufgetreten ist, oft sogar unberechenbar und für andere niemals wirklich zuverlässig, weil eben seine Ueberzeugung ihm selbst manchen Streich spielte und er infolgedessen von ultra-reactionären zu fast socialistischen Vorschlägen übersprang, kannten ihn alle als persönlich liebenswürdigen und entgegenkommenden Mann. Dies bekundete auch bei seiner schmerzlichen letzten Krankheit und dem Leichenbegängnisse die Theilnahme schroffer politischer Gegner; auch ich selbst habe ihm seine rein politischer Tendenz entstammende persönliche Zeitungsdenunciation von September 1892 nicht nachgetragen. Acht Jahre litt er schwer am Magen mit wechselndem Grade der oft argen Beschwerden. Das Versagen der Ernährung brachte ihn im Herbst 1898 an den Rand des Grabes. Eine Magenoperation stellte ihn scheinbar wieder her, mußte aber mehrmals wiederholt werden, bis seine rücksichtslose parlamentarische Pflichttreue in Verbindung mit ungünstigen inneren Geschwüren die längst übermäßig angegriffene, zudem nie sonderlich feste Lebenskraft abschnitt. Am 3. December 1899 ist R. im Münchener Stadtkrankenhaus r. d. J. gestorben. Den Spruch: „nasci, pati, mori" legte ihm, dem Dulder seinen Wunsch erfüllend, der Geistliche auf das Grab nieder.

R. besaß ausgedehnte Belesenheit, voran auf nationalökonomischem, auch auf historischem Felde, vielseitiges Wissen und Weltbildung. Auf social-politischem und im engeren Sinne volkswirthschaftlichem Gebiete hatte er gründliche Studien getrieben, deren Ergebnisse er freilich nicht völlig zu systematisiren und in ihrem Facit in der Praxis zu verwerthen verstand. Wenigstens verrannte er sich beim Vortrage seiner Theorien behufs Nutzanwendung für die Staatsmaschine häufig in curiose Wunderlichkeiten und Widersprüche. Unleugbar kannte R. die ländlichen Zustände der Gegenwart und Vergangenheit, insbesondere Altbaierns, aus eigenen Einblicken, Umfragen und Forschungen, und sein ehrliches Augenmerk richtete sich auf ein zufriedenes, wohlauskommendes Bauernthum, das er allerdings einseitig als einzigen wirklichen Nährstand betrachtete. Dieser Wahn stempelte ihn, den Akademiker gewordenen Sohn des Dorfes, zum streitbaren Agrarier bäuerlichen Anstrichs, mit welcher Farbe sich im ersten Theile seiner Wirksamkeit mehr der christlich-katholische, in deren zweiter Hälfte mehr bairisch-particularistische und scharf antisemitische Ansichten gatteten. Die peinvolle Krankheit der letzten Jahre sowie seine factische parlamentarische Isolirtheit verbitterten den unermüdlich forschenden, schriftstellernden, weniger — dazu reichten die körperlichen Mittel und die Studirzimmernatur nicht aus — agitirenden Mann mehr und mehr und verschuldeten öfters gallige Ausbrüche. Als Publicist wirkte R., ein energisch zupackender, rasch Feuer fangender Anwalt seiner wechselnden Sym- und Antipathien, 26 Jahre (1871—97, wo es einen leichtverständlichen Conflict gab) als Münchener bezw. bairischer Berichterstatter der clerical-großdeutschen „Deutschen Reichszeitung" (Bonn), seit 1869 als ständiger Mitarbeiter der Görres'schen „Historisch-politischen Blätter", in den letzten Jahren seit seiner Häutung eifrig an Dr. J. Sigl's extrem antipreußischem und katholisch-agrardemokratischem „Bairischen Vaterland". Daneben aber auch in führenden Centrumsblättern, wie „Germania" (Berlin), „Donauzeitung" (Passau), ja sogar schließlich bei seinem Rückweg zur Centrumsrichtung mit ausdrücklichem Ziele, bei deren bairischem Hauptorgane, der „Augsburger Postzeitung".

Ratzinger's selbständig erschienene Schriften sind außer der angeführten verdienstlichen preisgekrönten Dissertation „Geschichte der kirchlichen Armen-

pflege": sein Hauptwerk, das Lehrgebäude „Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Ethisch-sociale Studien über Cultur und Civilisation." (1881, 2., vollständig umgearbeitete Aufl. 1895); „Die Erhaltung des Bauernstandes. Ein Reformprogramm des hochseligen Grafen Ludwig von Arco-Zinneberg. Bearbeitet" (1883), auf Ratzinger's erwähnten Gönner zurückführend; „Die Bierbrauerei in Baiern" (1884); polemisch ist die Flugschrift aus den Anfängen des Altkatholicismus „Das Concil und die deutsche Wissenschaft" (1871) gehalten; der politischen und Wahlagitation dient der Mahnruf „Bauern, einigt euch!" (1897). Eine Sammlung seiner gediegenen historisch und geschichtlich-ökonomischen Untersuchungen bot der Band „Forschungen zur bairischen Geschichte" (1898), großenteils auf den Passauer Cleriker und Geschichtsschreiber Albertus Bohemus bezüglich, laut dem Referat des „Literar. Centralblatts" (1898, Nr. 33 Sp. 1226) eine höchst beachtenswerthe Leistung und entschiedener Gewinn für die Wissenschaft. In nachdrücklich antisemitischem Fahrwasser schwimmt R. mit den zwei auf nationalökonomischer bezw. socialpolitischer Basis ruhenden Broschüren „Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem socialen Leben der Gegenwart" (5., vollständig umgearbeitete Aufl. 1893) und „Das Judentum in Baiern. Skizzen aus der Vergangenheit und Vorschläge für die Zukunft" (1897), bezeichnenderweise beidemal unter Pseudonym sich verhüllend: die erste von Dr. Robert Waldhausen, die letztere von Dr. Gottfried Wolf gezeichnet. Als Summe der Abwägung dieser litterarischen Erzeugnisse sammt der des positiven Gehalts seines öffentlichen Wirkens ergibt sich das Urtheil, daß G. R. ein reich unterrichteter Socialpolitiker von tüchtigem Talent und beträchtlicher Gelehrsamkeit war, der alles Zeug in sich trug, eine hervorragende Rolle im staatlichen Leben zu spielen, falls er consequenter, andererseits weniger als Eigenbrödler sich bethätigt hätte. Für Baierns parlamentarische Entwicklung bedeutete der Tod dieser gewichtigen Persönlichkeit aus dem Landtagsgetriebe heraus einen einschneidenden Umschwung, der sich in dem baldigen Zusammenbruche des altbairischen Bauernbundes am deutlichsten ausprägte; R. war es nicht gelungen, diesen später in mäßigere Bahnen zu lenken.

Grundlage vorstehenden Lebens- und Charakterbildes ist mein — hier revidirter und ergänzter — Artikel im Biogr. Jhrb. u. Dtsch. Nekrolog IV, 246 f., s. auch S. 244, wo ausführl. Litteraturangaben. Davon seien hier nur wiederholt die autobiogr. Daten nebst Bildn. in J. Kürschner's „Neuem Reichstag 1898(—1903)", S. 249. Hinzuzufügen: Augsburg. Postztg. Nr. 25 v. 25. Jan 1905, S. 6; Münchn. Neueste Nachr. v. 1899, Nr. 560 S. 6 (Todesanzeige); Bericht über die Landtagsverhandlungen v. 25. Nov. 1903 (s. o.) und 18. Juli 1906 (in Abg. Schädler's Rede: R. als Lotteriegegner). — Antiquariatskatalog Nr. 30 von H. Lüneburg (E. Reinhardt), München (1900), bietet S. 1—30 aus Ratzinger's Nachlaß 774 Bände aus.

Ludwig Fränkel.

Rätzsch: Johann Richard R., Dr. jur., Stenograph und Schriftsteller, wurde als Sohn des Professors Karl Heinrich August Rätzsch (siehe den Artikel S. 219) am 11. December 1850 zu Dresden geboren, studirte in Leipzig Rechtswissenschaften und wurde nach seiner Referendarprüfung am 1. August 1875 Mitglied des Kgl. Stenographischen Instituts in Dresden. Er promovirte 1877 in Leipzig und erhielt 1894 den Titel „Professor der Stenographie". Als guter stenographischer Praktiker weit geschätzt, hat er bereits während seiner Studienzeit als Stenograph im sächsischen Landtage und später ständig im deutschen Reichstage gearbeitet. In theoretischer Hinsicht stand er auf dem Boden der Dresdener Beschlüsse in der Gabelsberger'schen Stenographie, hat

sich aber an der Fortbildung des Gabelsberger'schen Systems rege betheiligt, war 1894 Vertreter des Stenographischen Instituts im Gesammtausschusse der Gabelsberger'schen Schule und hat als solcher bei der Vorbereitung der sog. Wiener Beschlüsse (1895) mitgewirkt. Er gab auch die Lehrbücher seines Vaters weiter heraus und arbeitete dessen kleinen Lehrgang nach den Wiener Beschlüssen um (68. Aufl. 1898). Auch veröffentlichte er eine Darstellung des Arends'schen Stenographiesystems für Kenner der Gabelsberger'schen Stenographie und gab als Beitrag zu der Festschrift des Kgl. Stenographischen Instituts zu seiner Jubelfeier (1889) eine geschätzte Geschichte der Dresdener Revision des Gabelsberger'schen Systems. Er starb am 26. Mai 1898 in Pirna.

Vgl. Krumbein, Entwicklungsgesch. d. Gabelsb. Stenographie (1901), S. 270. — Heck, Geschichte der Schule Gabelsberger's, 2. Theil (1902), S. 510. — Deutsche Stenographen-Zeitung 1898, S. 309.

Johnen.

Rätzsch: Karl Heinrich August R., Stenograph und Schriftsteller, war geboren zu Dresden am 31. August 1815, studirte von 1835—1840 Rechtswissenschaft in Leipzig und trat dann zu Dresden in die juristische Praxis bei einem Rechtsanwalt ein. Daneben war er Berichterstatter von Zeitungen über den Landtag 1845—1846. Er lernte 1846 die Gabelsberger'sche Stenographie bei Wigard und widmete sich seit 1848 ausschließlich der stenographischen Praxis. Er war Mitglied des unter Wigard's Leitung stehenden stenographischen Bureaus der Frankfurter Nationalversammlung (vom 18. Mai 1848 bis April 1849), und wirkte in Frankfurt auch als Lehrer der Stenographie. Dann trat er im April 1849 bei der stenographischen Landtagskanzlei in Dresden ein und wurde am 17. Juli 1850 Mitglied des Kgl. Stenographischen Instituts daselbst, dem neben der Aufnahme der sächsischen Landtagsverhandlungen die Ertheilung von Unterricht in der Stenographie sowie die Fortbildung des Gabelsberger'schen Stenographiesystems und die Pflege der stenographischen Wissenschaft obliegt. R. bewährte sich auf allen diesen Gebieten. Er ertheilte im J. 1851 im Auftrage des Ministeriums öffentlichen Unterricht in der Stenographie und arbeitete dazu ein stenographisches Lehrbuch aus. Er nahm hervorragenden Antheil an der ersten Versammlung Gabelsberger'scher Stenographen in München (1854) und gehörte dem Preisrichtercollegium für das dort ausgeschriebene kurze Lehrbuch an. Er gab gemeinsam mit Gerber 1855 den „Militärstenographen“ heraus und trat in demselben Jahre in die Redaction des Dresdener Correspondenzblattes ein, das er in vorzüglicher Weise selbst autographirte. Vor allem aber war er seit 1854 an der von dem Institutsvorstand Häpe eingeleiteten Revision des Gabelsberger'schen Stenographiesystems in maßgebender Weise betheiligt, sodaß das Ergebniß dieser Arbeit, die von der Gabelsberger'schen Schule angenommenen sog. Dresdener Beschlüsse (1857), zu einem großen Theile als sein Werk bezeichnet werden muß. Er wurde denn auch der allgemein anerkannte Ausleger dieser Beschlüsse, indem er dieselben in dem ausführlichen „Lehrbuch der deutschen Stenographie“, das 1860 erschien, im einzelnen zu einem vollständigen System entwickelte, einige Widersprüche beseitigte und weitere Folgerungen daraus zog. Er selbst konnte von diesem Lehrbuche, das lange Zeit als die maßgebende Darstellung des Gabelsberger'schen Systems galt, im J. 1864 die 6. Auflage erscheinen lassen, während die weiteren Auflagen (1896 die 13. Aufl.) vom Stenographischen Institut besorgt wurden. Als einen Auszug aus diesem großen Lehrbuche gab er 1864 den „Kurzen Lehrgang der Stenographie“ heraus, den später sein Sohn Dr. Richard Rätzsch nach den Wiener Beschlüssen neu bearbeitete (67. Aufl. 1897). Außer-

dem veröffentlichte er noch ein Lesebuch (1858), „Stenographische Vorlegeblätter“ (1858) u. a. R., der 1857 wegen seiner Verdienste um die Dresdener Beschlüsse den Titel „Professor der Stenographie“ erhalten hatte, wurde auch als Vertreter des Instituts bei den Berathungen über die Gründung eines Systemausschusses der Gabelsberger'schen Schule 1863 nach Nürnberg und 1864 nach Bamberg entsandt. Er starb am 8. Februar 1865 zu Dresden. Die 1865 zu seinen Ehren begründete „Rätzsch-Stiftung“, die zunächst der Ausbildung seiner beiden Söhne, dann der Unterstützung von Studenten bei ihrer Ausbildung zu Parlamentsstenographen durch Verleihung von Stipendien sowie der Prämiirung vorzüglicher Schülerleistungen dient, hält sein Andenken in der Gabelsberger'schen Stenographenwelt lebendig.

Vgl. Krumbein, Entw.-Gesch. d. Gabelsb. Stenographie (1901, S. 269). — Heck, Geschichte der Schule Gabelsberger, 1. Theil (1901), S. 51. — Münchener Stenogr. Blätter 1858, S. 97, und 1865, S. 13. — Dresdener Correspondenzblatt 1864, Jubelnummer; 1865, S. 13. — Illustrirte Ztg. 1878, S. 28. Johnen.

Rauhe*): Johann Georg R., dreister Geschichtsfälscher, geboren am 18. April 1739 in Naumburg a. d. S., † daselbst am 8. August 1791. Hervorgegangen aus ganz kleinen Verhältnissen und aufgewachsen in einer sittlich wenig fördernden Atmosphäre besuchte R., der nicht unbegabt war, das Rathsgymnasium seiner Heimathsstadt, wo er länger als zwei Jahre in der obersten Classe saß, aber abgehen mußte, ohne durch Kenntnisse und Betragen an das Ziel der Universitätsreife gekommen zu sein. Er suchte sich nun durch Ertheilen von Unterricht eine Existenz zu schaffen. Vom Sommer 1763 bis zum Herbst 1764 war er in Glauchau Hauslehrer, von da bis Ostern 1766 in Langenchursdorf bei Waldenburg (Sachsen) Katechet und Gehülfe des Diakonus Dedekind in der dortigen Diakonatsschule; daher er bisweilen fälschlich als stud. theol. bezeichnet wird. Hiernächst kehrte R. nach Naumburg zurück und gründete dort eine kleine Winkelschule, die aber wegen seiner Nachlässigkeit und Unziemlichkeit nicht gedieh; auch erregte sein ungebildetes und gewöhnliches Verhalten vielfältigen Anstoß, und schon damals wurden ihm Betrügereien in Geldangelegenheiten schuld gegeben. Als im Herbst 1772 die kümmerliche Stelle eines Kinderlehrers in Kösen frei wurde, meldete sich R. dazu und verlegte seinen und seiner Familie Wohnsitz sogleich nach Kösen, obschon nur ein Theil der Einwohner ihn begünstigte und die Mehrzahl der Gemeinde einen andern Candidaten für die Stelle wählte. Zwar legte R. am 29. December 1772 vor dem geistlichen Inspector Hauck in Pforta ein halbstündiges Tentamen ab und wurde dabei als befähigt für die Kösener Schule befunden, aber nach endlosen Parteikämpfen entschied Kurfürst Friedrich August von Sachsen Ende Januar 1774, R. sei zu entlassen, ebenso sein Mitbewerber, und die Gemeinde Kösen solle eine neue Wahl treffen. Erst 1775 oder noch später verließ R. Kösen und begab sich wieder nach Naumburg. Es glückte ihm, bei dem dort garnisonirenden 1. Bataillon des Infanterieregiments „Prinz Xaver“ Kinderlehrer zu werden. Die damaligen Garnisonschulen waren keine amtlichen Einrichtungen, aber die Staatsbehörden gaben den Regimentschefs überall auf, für die Ausbildung der Soldatenkinder in den Garnisonen auf eigene Kosten zu sorgen und die nöthigen Lehrkräfte nach eigenem Ermessen zu berufen. In der Stellung eines Naumburger Garnison-Kinderlehrers befand sich R. im J. 1782, doch verlor er später auch dieses Aemtchen wieder und starb in großer Dürftigkeit am 8. August 1791.

*) So ist die Schreibung, die R. selbst anwandte, nicht Raue oder Rauh.

Eine herostratische Berühmtheit hat R. erlangt durch seine schamlosen Fälschungen in der Naumburger Geschichte. Er benutzte das in Naumburg stets lebendig gewesene Interesse für die Vergangenheit der Stadt und ihrer Umgebung zum Handel mit angeblich alten Chroniken, die lediglich Erzeugnisse seiner Phantasie und seines Geldbedürfnisses waren. Da er mancherlei gute Darstellungen der deutschen und insbesondere der heimathlichen Geschichte gelesen hatte, konnte er in seine Fälschungen überall so viel von beglaubigten Thatsachen verweben, daß der Betrug leidlich verdeckt blieb. Um aufkommenden Verdacht zu zerstreuen, berief sich R. eben auf Manuscripte älterer Chronisten, deren Vorhandensein aber bis dahin niemand gekannt hatte, und die wie gesagt nur von ihm erdichtet worden sind. So citirt er als Gewährsleute besonders einen fabelhaften Benedict Taube, der Mönch des Naumburger Georgenklosters gewesen sein soll; ferner einen Floßschreiber Daniel Schirmer in Kösen, einen gewissen Daniel Schertzer, einen August Nosdelf, einen Peter Rielemann, die alle nie existirt haben.

Den ersten Versuch litterarischer Taschenspielerei unternahm R. 1782 mit der dem Commandeur des Naumburger Infanteriebataillons gewidmeten Broschüre „Die Schwachheit über die Stärke, oder gründliche Nachricht von dem 1432 vor Naumburg sich gelagerten Heere der Hussiten unter ihrem Heerführer Procopio, und dem daher entstandenen Naumburgischen Schul- oder Kirschfest, alles aus sehr raren und seltenen Urkunden zusammengetragen“. An das schon gegen Ende des Mittelalters nachweisbare jährliche Schulfest der Naumburger Jugend, das seit 1526 reorganisirt als Kirschfest gefeiert wird, hatte sich nach dem 30jährigen Kriege aus Mißverständniß die Erinnerung an eine Rettung Naumburgs durch die Kinder ankrystallisirt. Eine ganz allgemein gehaltene Andeutung davon kommt zuerst 1670 vor; später fixirte sich die Geschichte auf eine angebliche Belagerung Naumburgs durch die Hussiten, aber auch da nur in ganz unbestimmter Weise und ohne jede speciellere Angabe. Die Broschüre von R. bot den angenehm überraschten Einwohnern Naumburgs den Vorgang in haarkleiner Detailmalerei, wie sie nur je der blühenden Phantasie eines Fabulisten entsprungen ist. Man staunte, freute sich und feierte das Kirschfest, das gerade damals sehr in Verfall gerathen war und einzugehen drohte, von da ab wieder mit neuer Begeisterung. Man kann es daher fast als eine Folge der Rauhe'schen Fälschungen bezeichnen, daß das Fest jene Krisis überdauert und sich bis zur Gegenwart erhalten hat. An das Lügengewebe des Fälschers glaubte die Bürgerschaft bald so fest wie an das Evangelium, trotz der warnenden Stimmen sachverständiger Personen, die den Trug durchschauten. Der Stadtrichter und nachmalige Landrath K. P. Lepsius ließ 1811 eine allgemein verständliche Abhandlung über die „Sage von den Hussiten vor Naumburg“ (wiederholt in seinen Kleinen Schriften I, S. 205—232) erscheinen, in der er die Rauhe'schen Fabeleien mit dem kritischen Secirmesser zerlegte; aber trotzdem erlebte die Broschüre von R. im Journal von und für Deutschland 1790, S. 366 ff., dann nach ihres Verfertigers Tode auf Kosten unbelehrbarer Einwohner 1818 und sogar noch einmal 1885 neue Auflagen! Als A. v. Kotzebue 1801 bei einem Besuche in Naumburg das Kirschfest kennen lernte, schuf seine schreibselige Feder im engen Anschluß an Rauhe's Fälschung schnell das weinerliche vaterländische Schauspiel mit Chören „Die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432“, das 1803 zuerst gedruckt wurde. Noch unter dem ersten Eindruck dieses thränenseligen Rührstücks erschien im J. 1803 Aug. Mahlmann's witzige und humorvolle Parodie „Herodes vor Bethlehem“. Wie sehr sie durchschlug, geht schon daraus hervor, daß sie noch 1837, als die „Hussiten vor Naumburg“ längst zu den Toten geworfen

waren, in 5. Auflage gedruckt wurde, trotzdem konnte sie der ersten Begeisterung für das verspottete Original keinen Damm entgegensetzen. Bei der vorherrschenden Bühnenstellung, die Kotzebue's Stücke damals einnahmen, kamen die „Hussiten" auf den größeren deutschen Theatern bald überall zur Aufführung, trugen in raschem Fluge die Kunde von der wunderbaren Hochherzigkeit Prokop's durch alle deutschen Lande und machten das früher wenig beachtete Kirschfest mit einem Male zur Berühmtheit. Die Mär sickerte allmählich auch nach Böhmen durch und wurde von den Slaven gern geglaubt. In den tschechischen Schullesebüchern findet man seitdem einen Abschnitt von K. Storch über die vermeintliche Edelthat des nationalen Helden Prokop d. Gr. unter der Ueberschrift: „Mächtig ist die Bitte des Unschuldigen", und der tschechische Historienmaler Jaroslav Čermák schuf 1874—1875 ein großes Gemälde „Prokop d. Gr. vor Naumburg", das sich zu Paris im Privatbesitz befindet. Ja sogar noch 1906 hat der deutsche Maler Müller-Münster aus Steglitz die Aula des neuen Realgymnasiums in Naumburg mit einem großen Wandgemälde „Die Naumburger Kinder vor Prokop" schmücken müssen. Das allgemein bekannt gewordene Lied „Die Hussiten zogen vor Naumburg", verfaßt zur angeblichen Säcularfeier 1832 von dem damaligen Auscultator Karl Seyferth (s. d.), ist eine humoristische Verspottung der Rauhe'schen Fabel. Von dieser weittragenden Wirkung seiner Lügengespinnste hat der falsche Prophet R. freilich nichts mehr erlebt, aber der klingende Erfolg, den der Verkauf der Broschüre „Die Schwachheit über die Stärke" sogleich mit sich brachte, ermuthigte ihn zu weiterer Bethätigung seiner Fälscherkünste. Durch den Druck zwar veröffentlichte R. nichts Neues mehr, aber er handelte bis zu seinem Tode mit allerhand chronikalischen Schriftstücken, die er für Theile von Benedict Taube's großer Handschrift ausgab und in zahlreichen Copien an Bürger Naumburgs gegen gute Bezahlung verkaufte. Schließlich kamen auch Abschriften der ganzen Chronik in hunderten von Bogen unter ellenlangen Titeln zum Vorschein. Bei einem Exemplare lautet der Titel (mit starken Verkürzungen): „Umständliches Chronicon Numburgense . . . auf das sorgfältigste aufgezeichnet und mit Zeichnungen und Rissen versehen, welches nach und nach zusammengebracht von denen Archivariis des Klosters St. Georgen außer Naumburg, bis es beschlossen worden im Jahre 1540 von Benedicto Taubio." Niemals hat wohl die Phantasie eines erfindungsreichen Fabulisten größere Triumphe gefeiert, als in dieser unglaublichen Pseudochronik, von der nicht nur zahlreiche Exemplare im Privatbesitz existiren, sondern mehrere sogar in wissenschaftliche Bibliotheken eingedrungen sind. Auch verschiedene Zeitschriften haben Rauhe'sche Erfindungen kritiklos abgedruckt, namentlich die „Beiträge zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels" (Altenburg 1791). Selbst geschulte Historiker sind getäuscht worden, und noch Georg Voigt z. B. betrachtet in seinem „Moritz von Sachsen" 1876 Daniel Schirmer's „Merkwürdigkeiten bei dem Einzuge Kaiser Karl's V. 1547 zu Naumburg" als eine unverdächtige Quelle. Es ist zu beklagen, daß ein so federgewandter Mann mit so erfinderischer Phantasie wie R. durch seine niedrige und verwerfliche Gesinnung auf den unehrenhaften Pfad litterarischer Fälschungen geführt worden ist; im Gebiete des Romans und der Erzählungskunst würde er es zweifellos zu besserem Ruhm und Ansehen haben bringen können.

Kösener und Pförtner Acten. — Naumburger Otmarskirchenbuch. — J. P. Chr. Philipp, Geschichte des Stifts Naumburg und Zeitz, S. 17 (Taube), S. 19 (Schertzer), S. 20 (Schirmer), S. 87 f. (Rauhe), S. 90 f. — E. Zergiebel, Chronik von Zeitz II, 13—16, 57. — K. P. Lepsius, Geschichte der Bischöfe von Naumburg I. Vorrede S. VIII. — Ders., Ueber

Gottschalk's Bericht von der Rudelsburg und die Taube'sche Chronik. In den Mittheilungen des thüring.-sächs. Vereins Heft 2, S. 69 ff. — Ders., Kleine Schriften I, 213 ff., 220—222; II, 227. — W. Bernhardi, Chronik der Stadt Naumburg, S. 134 f. mit Anmerkung. — P. Mitzschke, Luther, Naumburg und die Reformation, S. 33 f., Anmerkung 4. — Ders., Anfänge und Entwicklung der Naumburger Hussitensage, S. 14 ff. — Ders., Die Naumburger Hussitensage bei den Tschechen. Im Naumburger Kreisblatt 1905, Nr. 186, zweites Blatt. — P. Flemming, Briefe und Actenstücke zur ältesten Geschichte von Schulpforta, S. 27, Anm. 2. — P. Mitzschke, Das Naumburger Kirschfest, in den „Grenzboten" 1891, III, Nr. 34, S. 373 ff. — Naumburger Kreisblatt 1902, Nr. 12, Beilage, unter „Kösen". — K. Schöppe, Die Litteratur des Kirschfestes, S. 4, 6. — Ders., Das Naumburger Kirschfest, S. 2. — Bergner, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Naumburg, S. 17. Mitzschke.

Rauschenbusch: August Ernst R., Dr. phil., evangelischer Geistlicher, theologischer, pädagogischer, historischer und belletristischer Schriftsteller, 1777 bis 1840. R. war der Sproß einer alten Pastorenfamilie, die durch mehrere Generationen die Pfarre zu Merbeck im Lippischen bekleidet hatte. Die Familie stammte von einem große Bauernhofe bei Herford, dem Rauschenbuschhofe, dessen Besitzer noch jetzt den Namen Rauschenbusch führen. Sein Vater, Hilmar Ernst Rauschenbusch, lutherischer Prediger zuerst in Bünde in Westfalen, wo auch August Ernst die ersten 13 Jahre seines Lebens zubrachte, dann in Elberfeld; war Pietist von der alten Schule, eine bedeutende Persönlichkeit und auch als Schriftsteller, z. B. in einer Schrift über Armenpflege, in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Nach nur zweijährigem theologischen Studium in Marburg, wo er Jung-Stilling näher trat, und Göttingen erwarb R. 1798 bei der bergischen und 1800 bei der märkischen Synode das Zeugniß der Wahlfähigkeit; bei letzterer mit dem Zeugniß „vorzüglich bestanden". Von 1802 bis 1808 war er Pfarrer in Kronenberg bei Elberfeld, von wo aus er nun, zu Fuß hin- und herwandernd, vielfach den kränklich gewordenen Vater in Amtsgeschäften unterstützte, auch mehrere jüngere Brüder zur Universität vorbereitete. Von 1808—14 war er Rector einer höheren Bürgerschule in Schwelm bei Elberfeld. In diese Zeit fällt die Abfassung einer kleinen Schrift „Rationalismus und Pietismus", sowie vornehmlich die der „Auserlesenen biblischen Historien aus dem Alten und Neuen Testament nach Hübner", deren erste Auflage 1806 erschien und die außer vielfachen Nachdrucken gegen 100 rechtmäßige Auflagen erlebte (vor mir liegt die 73. Aufl. von 1874) und ins Dänische, Polnische und Französische übersetzt wurde. Ihr Gebrauch in Elementarschulen ist bis 1895 nachweisbar. Er hat dazu auch ein mehrbändiges „Handbuch für Lehrer beim Gebrauch der biblischen Historien" verfaßt, das noch nach seinem Tode in neuer Bearbeitung wieder aufgelegt worden ist. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß R. in diesen Schwelmer Jahren mit dem Bearbeiter eines ähnlichen Schulbuches, Friedrich Kohlrausch, in freundschaftliche Beziehungen trat. Die Kohlrausch'schen „Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments für Schulen" gingen aus Anregungen des Herbart'schen pädagogischen Seminars in Göttingen 1810 hervor, erschienen 1812 und erlebten 1862 die 23. Auflage. Aus häufigen Zusammenkünften bei Kohlrausch, der damals Rector einer höheren Bürgerschule in Barmen war, an denen auch der spätere Oberhofprediger in Berlin, Friedr. Strauß, damals Pfarrer in Ronsdorf bei Elberfeld, theilnahm, entstand Juni 1812, unter Betheiligung auch einiger anderer benachbarter Geistlicher, das

Platokränzchen, in dem allwöchentlich ein Nachmittag und Abend der Lectüre eines platonischen Dialogs und lebhaften Diskussionen über philosophische, theologische und politische Zeitfragen gewidmet wurde. Es bestand bis Ende October 1813 (s. Fr. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben 1813, S. 103 ff. 128 f.). Nach einer mir vorliegenden handschriftlichen Aufzeichnung hat R. aus diesem Kränzchen — wie wohl auch aus der 1804—10 erschienenen Platoschrift Schleiermacher's — die Anregung zu selbständigen Studien über Plato's Leben erhalten (siehe weiter unten!), die jedoch zu keiner Veröffentlichung führten.

Anfang 1814 trat R. als Feldprediger bei der „Bergischen Brigade“ unter Generallieutenant v. Hünerbein ein, machte die Belagerung und Einnahme von Mainz mit und überstand ein gefährliches Lazarethfieber, das er sich durch unerschrockene Ausübung seiner Seelsorgerpflichten bei den Verwundeten zugezogen hatte, nur durch die hingebende Pflege seiner Gattin, die auf die Kunde seiner Erkrankung herbeigeeilt war. Bei der ersten Jahresfeier der Leipziger Schlacht 1814 finden wir ihn in der gleichen Berufsstellung in Düsseldorf als feurigen Festredner thätig. Die Predigt liegt gedruckt vor. Bei diesem Anlaß entstand auch sein ausgezeichnetes, patriotisches Gedicht „Was glänzt auf der Berge nächtlichen Höh'n, wie heilige Opferflammen?“ Auch andere patriotische Lieder von ihm aus dieser Zeit wurden auf fliegenden Blättern verbreitet. Wahrscheinlich ist er auch Verfasser der herrlichen Dichtung „Das eiserne Kreuz“ („Als ein Denkmal jener Tage Ueberstandner Leidenszeit“ u. s. w.).

Von 1815 bis zu seinem Tode 1844 war R. Pfarrer in Altena an der Lenne. Hier entfaltete er eine überaus vielseitige Thätigkeit. Außer seinen Functionen als Geistlicher, zeitweise auch als Superintendent, sowie als Mitherausgeber des Märkischen Gesangbuches und Verfasser eines Agendenentwurfs war er besonders für Hebung des Schulwesens thätig, begründete eine Art Fortbildungsabendschule für Arme, an der er selbst unterrichtete, und gab außerdem für solche, die sich wissenschaftlich weiterbilden wollten, unentgeltlich private Curse in Geschichte, Geographie und Sprachen. Im J. 1818 erschien von ihm anonym der Roman „Idaline oder das Fest der Einkleidung in der Abtei zu Heiligensee“. Aus dieser ersten Altenaer Zeit findet sich eine merkwürdige Schilderung seiner Geistesart in der anonymen parodirenden Weiterführung von Wilhelm Meister's Lehrjahren, die unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, 5 Theile, 1821—28 (Bd. 1—3 in 2. Aufl. 1823), sogar den echten Wanderjahren den Vorsprung abgewannen; Verfasser derselben ist Fr. Wilh. Pustkuchen, nach dem Pseudonym Glanzow, unter dem er einen Theil seiner zahlreichen Schriften erscheinen ließ, auch Pustkuchen-Glanzow genannt, damals evangelischer Pfarrer in Limme bei Lemgo (vgl. den Artikel „Pustkuchen“ in der A. D. B. und W. Creizenach in der Einleitung zu Bd. 19 der Cotta'schen Jubiläumsausgabe 1906, S. XIV—XVIII). Von der Mitte des 3. bis zur Mitte des 5. Theiles erscheint hier bedeutsam in den Gang der Handlung eingreifend die Figur des Bergraths Anselmo, unter der sich, wie schon die Uebereinstimmung der angeführten Lebensdaten zeigt, unser R. verbirgt. Die Schilderung ist im Ganzen mißgünstig, wie ja auch selbst Goethe in dieser Schrift schlecht wegkommt. Anselmo ist sehr geistvoll und kenntnißreich, aber etwas barock-sarkastisch; vornehmlich aber zu vielseitig und in seinen Interessen und Bestrebungen sprunghaft wechselnd. Bemerkenswerth ist, daß ihm auch die Beschäftigung mit einem Leben Plato's beigelegt wird, und daß ihm dabei eine merkwürdig gescheite und gegen die Schleiermacher'sche Theorie vortheilhaft abstechende Ansicht von der allmählichen Entwicklung des

platonischen Gedankenkreises in den Mund gelegt wird. (Band 3, 2. Aufl., S. 189 u. 201 ff.). Jedenfalls müssen damals zwischen den beiden Männern lebhafte persönliche Beziehungen bestanden haben.

Seit 1830 entfaltete R. eine besonders lebhafte und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Abgesehen von einem (mir nicht vorliegenden) „Leben Jesu“ und Beiträgen zu einem von seinem Schwiegersohne Karl Aug. Döring, Pfarrer in Elberfeld (s. A. D. B. unter dem Namen) seit 1830 herausgegebenen „Christlichen Taschenbuch“ gab er anonym den Roman „Leben, Thaten und Fahrten eines jungen Buchhändlers oder Erziehung und Leben“ heraus (Schwelm 1830). Im selben Jahre erschien eine kleine Schrift „Die religiösen Eigenthümlichkeiten der Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark“, sowie „Hermann Hamelmann's“ (des Geschichtsschreibers der Reformation und des Humanismus in Westfalen, s. A. D. B. unter dem Namen) „Leben. Ein Beitrag zur westfälischen Reformationsgeschichte.“ Ein Vortitel bezeichnet diese Schrift als Theil I einer Serie „Bilder westfälischer Theologen“; doch ist außer einer kurzen Darstellung des Märtyrerthums Adolf Clarnbach's und Peter Flystedt's in der gleichen Richtung nichts weiter erschienen. Dagegen gab er 1832 zusammen mit Friedr. Harkort „Friedrich v. Hövels' — eines ausgezeichnet gemeinnützigen westfälischen Landedelmannes und Verwaltungsbeamten, 1766—1826 — hinterlassene Schriften. Erster Theil“ (Elberfeld) heraus, zu welcher Schrift R. einen kurzen Nekrolog und eine längere Denkschrift über die Verdienste von Hövels beisteuerte. Im J. 1833 erschien sein „Erziehungsbüchlein oder Anweisung zur Erziehung der Kinder für den Bürger und Landmann“. Rauschenbusch's Wunsch, aus dem zwar gesegneten und erfolgreichen, aber doch in enger Sphäre sich bewegenden Wirken in Altena zu einer theologischen Lehrthätigkeit an der Bonner Universität berufen zu werden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Ostern 1840, am 25. Jahrestage seiner Einführung in Altena, erlag er wiederholten Schlaganfällen.

Vgl. Fr. Aug. Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1840, Nr. 152, woselbst auf das Elberfelder Intelligenzblatt 1840, Nr. 90, als Quelle verwiesen wird, und die Aufzeichnungen seines Sohnes A. Rauschenbusch in Walter Rauschenbusch, Leben und Wirken von Aug. Rauschenbusch, Cleveland (Ohio) 1901, S. 2 ff. A. Döring.

Rechbauer: Karl R., Parlamentarier, geboren zu Graz am 6. Januar 1815, absolvirte die juridischen Studien an der Universität seiner Vaterstadt und wurde 1839 zum Doctor beider Rechte promovirt. Er diente zuerst als Praktikant bei der k. k. Kammerprocuratur in Graz und wurde 1846 zum Hof- und Gerichtsadvocaten daselbst ernannt.

Die politische Laufbahn, welche sich für ihn im Laufe der Jahre glänzend gestaltete, betrat er im provisorischen Landtage des Herzogthums Steiermark im J. 1848, dem er jedoch nur in den drei letzten Sitzungen (6., 7. und 8. November) als Vertreter der Universität Graz angehörte.

Im J. 1850 wählten ihn seine Mitbürger in den Gemeinderath der Stadt Graz; als aber das Ministerium Bach die freie Wahl in den Gemeinderath aufhob und ihn durch von der Regierung ernannte Mitglieder besetzte, trat R. aus dieser Körperschaft, hielt sich gleich seinen Gesinnungsgenossen Moritz v. Kaiserfeld, Moritz Ritter v. Franck u. A. während der Zeit der Reaction ferne von jeder politischen Bethätigung und wirkte nur in seinem Berufe als Rechtsanwalt.

Nachdem sich die politischen Verhältnisse zu ändern begonnen hatten und (1859) auch in Graz wieder ein Gemeinderath durch die Wahl der Bürger

war einberufen worden, wurde er in denselben gewählt. Diese Körperschaft entwarf das jetzt noch geltende Gemeindestatut und der leitende Kopf bei diesem Gesetzgebungsacte war R.

Als nach dem Erscheinen des kaiserlichen Patentes vom 26. Februar 1861 (Februarverfassung) und der neuen Landesordnung für Steiermark die Wahlen für den Landtag dieses Herzogthums stattfanden, beriefen gleichzeitig die Wahlbezirke Innere Stadt Graz, sowie die Märkte Aussee und Fronleiten R. als ihren Vertreter in denselben. Er entschied sich für Graz, wurde vom Landtage in den Reichsrath entsendet, dem er durch stete Wiederwahlen, auch nachdem seit 1873 die Abgeordneten in den Reichsrath nicht mehr durch die Landtage, sondern durch directe Wahlen der Wahlberechtigten gewählt wurden, bis 1885 als Vertreter der inneren Stadt Graz angehörte. Unentwegt blieb er während seiner ganzen politischen Laufbahn der deutschliberalen Partei getreu, aus der sich die Autonomistenpartei, ursprünglich nur eine kleine Gruppe von wenig über 20 Abgeordneten, herausgebildet hatte; als einer ihrer Führer kann R. bezeichnet, und ihr Programm in folgender Weise skizzirt werden: Sie anerkannten das Octoberdiplom, die Februarverfassung und die Landesordnungen als Grundlagen, auf welchen die Einheit Oesterreichs befestigt, politische und bürgerliche Freiheit begründet und ein dauernder Rechtszustand herbeigeführt werden solle. Um die gemeinsame Behandlung aller dem Reichsrathe zugewiesenen Arbeiten zu ermöglichen, müsse jedoch der Weg der Verständigung mit Ungarn eingeschlagen werden. Die Lösung der staatsrechtlichen Fragen mit der ungarischen Reichshälfte solle aber nicht ohne Zustimmung des Reichsrathes erfolgen. Das autonome Leben der einzelnen Länder solle innerhalb der Grenzen der Verfassung geschützt und gefördert werden; die Lücken der Verfassung wären auszufüllen. Die Grundsätze der Freiheit, des Rechtes und der Selbstbestimmung sollen in allen Zweigen des häuslichen, corporativen und nationalen Lebens zur Geltung gebracht werden. Dazu gehöre die volle Autonomie der Gemeinde und des Bezirkes, damit das Volk selbst Antheil habe an der Entwicklung verfassungsmäßiger Institutionen, für die es Opfer zu bringen habe. — Auf Grundlage dieses Programms vereinigte sich die Gruppe der Autonomisten mit denen der Unionisten und der Großösterreicher unter dem Gesammtnamen der Verfassungspartei.

Von Rechbauer's erfolgreicher und umfassender politischer Thätigkeit, und speciell von der im Reichsrathe und im steiermärkischen Landtage, soll hier noch einiges hervorgehoben werden. In der 97. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 28. Februar 1862 plaidirte er in einer großen Rede für die Freigebung der Advocatur, welcher jedoch erst durch die neue Advocatenordnung vom 6. Juli 1868 stattgegeben wurde. — Nachdem der von Kaiser Franz Josef I. berufene und unter dessen Vorsitz stattgefundene Fürstentag zu Frankfurt a. M. (1. September 1863) geschlossen war, regte R. im Abgeordnetenhause die Bildung eines „deutschen Clubs“ an, in dem sich alle Abgeordneten vereinigen sollten, welche die Berufung und Beschickung eines deutschen Abgeordnetentages für zweckmäßig und zeitgerecht hielten. Herbst jedoch bekämpfte diesen Vorschlag mit der Einwendung, daß es nicht möglich sei, die Reformprojecte des Fürstentages mit den Bestimmungen der Februarverfassung in Einklang zu bringen, und Rechbauer's Plan realisirte sich nicht. — Am 25. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, und nun wurde die schleswig-holsteinische Frage zur brennenden für ganz Deutschland. R. interpellirte den Minister des Aeußern, Grafen Rechberg, über dessen Stellung zu dieser Angelegenheit. Denn R. war der eifrigste Vertreter des deutschnationalen Gedankens im Abgeordnetenhause und verlangte Oesterreichs

Theilnahme an der Besetzung Schleswig-Holsteins, wobei er jedoch betonte, daß nach der Besetzung durch die Bundestruppen das Land selbst über sein ferneres Schicksal zu entscheiden haben werde, was freilich nicht in den Intentionen der deutschen Executionsmächte — Preußen und Oesterreich — lag. Es handle sich, erklärte R., um die nationale Ehre, und da dürfe Oesterreich nicht zurückbleiben. Rechberg beantwortete die Interpellation am 4. December 1863; er bestritt das Recht des succedirenden Königs von Dänemark, Christian IX., auf Schleswig-Holstein und Lauenburg und stellte die deutsche Bundesexekution zum Schutze der deutschen Nationalität dieser Länder, im Vereine mit Preußen, in Aussicht. Da eben damals das Abgeordnetenhaus über den Voranschlag des Ministeriums des Aeußern berieth, so war es in der Lage, die Bundesexekutionsfrage des weiteren zu erörtern und die Rechtsverbindlichkeit des Londoner Vertrages vom 8. Juni 1852 darzulegen, auf dessen Bestimmungen die deutschen Bundesstaaten ihr Exekutionsrecht begründeten. Da R. mit der Beantwortung seiner Interpellation durch den Minister Rechberg durchaus nicht einverstanden war, sprach er sich in der Sitzung vom 28. Januar 1864 entschieden gegen die Bewilligung des Zehn-Millionen-Credites für die Bundesexekution in Holstein aus. — Hingegen befürwortete er in den Debatten vom 18.—20. Mai 1865 den Zoll- und Handelsvertrag mit Deutschland auf das wärmste.

Am 22. October 1865 nahm R. in der Zusammenkunft Moritz v. Kaiserfeld's und Flechy's mit den oberösterreichischen Autonomisten Wiser und Hans Groß regen und maßgebenden Einfluß an den Berathungen, um mit der von Deák geführten Rechtspartei zu einer Verständigung über das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn zu gelangen. Ebenso an der Besprechung zu Aussee mit Stremayr, Moritz v. Franck, Wiser, Giskra, Kaiserfeld, Sturm und Groß; die Autonomisten beabsichtigten, die Wege des Föderalismus durch Schaffung des dualistischen Systems zu kreuzen und mit Hülfe einer Institution (der später ins Leben gerufenen Delegationen) zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten den Deutschen in den westlichen Ländern der Gesammt-Monarchie das politische Uebergewicht zu verbürgen; ihren autonomistischen Standpunkt vertraten sie in ihrem Programm vom November 1866 durch die Forderung nach Erweiterung des Wirkungskreises der Landtage, und ihre Ansichten fanden Zustimmung auf ungarischer Seite bei jenem Theile der liberalen Partei, der ein freundliches Verhältniß mit den Deutschen anzubahnen wünschte. Dieses Ausseer Programm bot auch die Grundlage dar für die Constituirung Oesterreichs durch die Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867. — Der Verfassungssistirung durch das Ministerium Belcredi trat R. im Grazer Gemeinderathe durch den Antrag entgegen, eine Adresse an die Krone zu richten, um die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände und die Einberufung des Reichsrathes zu verlangen. Er begründete seinen Antrag durch Betonung der Thatsache, daß das im J. 1859 vom Kaiser gegebene Versprechen, die „ererbten Uebelstände“ zu beseitigen, bisher nur mit halber Kraft zu erfüllen versucht wurde, und diese Halbheit habe Oesterreich nach Königgrätz geführt.

In der Debatte über die Verfassungsgesetze von 1867 bekämpfte R. sowohl im Verfassungsausschusse als im Plenum den Antrag über die Zusammensetzung des Herrenhauses und über die Wahl des Abgeordnetenhauses. Er betonte, unter Hinweis auf die Ereignisse der letzten Zeit, bei denen die Erzherzoge den Sitzungen ferne blieben und die Kirchenfürsten in einer Adresse sowohl dem Rechte der Krone als dem Rechte des Volkes in der confessionellen und Schulgesetzgebung entgegentraten, im Herrenhause sei eine Vertretung der

Rechte des Volkes nicht zu finden. Aber auch im Abgeordnetenhause, das auf Interessenvertretung beruhe, seien die Rechte des Volkes nicht gesichert, da der Großgrundbesitz über 25 Procent der Gesammtvertretung verfüge, die Landgemeinden mit 42 Procent bedacht seien, während die städtische Bevölkerung, also die Intelligenz und damit die fortschrittlichen Elemente nur 33 Procent der Volksvertretung darstellen. Das Wahlrecht erscheine in der Verfassung in bedauerlicher Weise eingeschränkt. Die ungarische Repräsentantentafel zähle 446, das österreichische Abgeordnetenhaus nur 203 Mitglieder. R. plaidirte für ein von den Landtagen zu wählendes Länderhaus mit 203 und ein aus directen Wahlen hervorgehendes Volkshaus mit 300 Mitgliedern. Diese Anträge blieben jedoch in der Minorität. Ebenso sein Vorschlag auf Festsetzung eines bestimmten Termines von vier Monaten für die Wiedereinberufung des Reichsrathes im Falle erfolgter Auflösung, den der damalige Ministerpräsident Graf Taaffe lebhaft bekämpfte. Vor Abschluß der Berathungen über die Verfassungsgesetze stellte R. den Antrag, daß durch ein besonderes Gesetz verfügt werde, daß die Ausgleichsgesetze und die Gesetze über die Verfassungsrevision gleichzeitig ins Leben zu treten hätten. Der Antrag wurde angenommen, und dadurch kam die volle Zusammengehörigkeit von Dualismus und Decemberverfassung zum Ausdruck.

In der Budgetdebatte von 1868 wurde über die hohen Militärlasten und über den Druck des Militarismus auf die Staatsfinanzen Klage geführt. R. gab dem in folgenden Worten Ausdruck: „Der maßlose Heeresaufwand ist das große Uebel, an dem wir leiden, der uns in diese nahezu trostlose Lage gebracht hat. Daß dies eine begründete Anschauung ist, das werden Sie wohl zugeben, wenn Sie bedenken, daß seit dem Jahre 1849 über 2000 Millionen für die Armee aufgewendet, daß in manchem Jahre die ganzen Staatseinnahmen für die Armee verwendet wurden. Wo solche Ausgaben für einen großen unproductiven Zweck gemacht worden sind, ist es gar kein Wunder, daß es dahin gekommen ist, daß uns der finanzielle Ruin entgegenstarrt". „Da gibt es nur ein Mittel, ein entschieden radicales Mittel. Wer das Mittel nicht ergreifen will, ich spreche meine Ueberzeugung unverhohlen aus, der muß verzichten auf den Bestand Oesterreichs, und dieses Mittel ist, daß das Wesen der stehenden Armee ganz und gar geändert wird, und daß an dessen Stelle ein Volksheer tritt in jener Weise, wie es in der benachbarten Schweiz, wie es in Amerika besteht, wie es theilweise selbst in unseren Ländern, in Tirol und Vorarlberg, geschaffen ist. Man wird sagen, das ist ein idealer Standpunkt. Aber ich glaube, ein Volk muß in seiner Wehrkraft dahin gebracht werden, sich selbst zu vertheidigen, keinen anderen Krieg zu führen als den für Haus und Herd, nicht als Opfer zu dienen für ehrgeizige, dynastische Pläne."

Im J. 1868 war R. Mitglied der österreichischen Delegation. In dieser war er besonders bemüht, dem arg zerrütteten Zustande der Finanzen des Reiches zu steuern und trat vielen Mehrforderungen des gemeinsamen Ministeriums entgegen, so daß er und seine Gesinnungsgenossen Demel, Figuly und Sturm scherzweise „das Streichquartett" genannt wurden.

Im Herbst 1868 fand im Abgeordnetenhause eine Fusion des Clubs der Liberalen mit dem Club der Linken statt. Die fusionirten Clubs wählten in der constituirenden Versammlung R. zu ihrem Obmann; diese Fusion bestand ursprünglich aus 53 Mitgliedern, stieg jedoch bald auf über hundert. Der Zweck derselben war zunächst auf ein einiges Vorgehen bei Berathung des Wehrgesetzes gerichtet, auf dessen Zustandekommen die Krone hohen Werth legte und für welches sie eine starke Majorität wünschte, um sich nicht mit

den einzelnen Parteigruppen in lange Unterhandlungen einlassen zu müssen. Dies drängte aber wieder jene Mitglieder der Linken, welche dem Wehrgesetze opponirten, einen Club der äußersten Linken zu bilden, der zunächst 29 Mitglieder, darunter R., der für das Milizsystem eintrat, zählte. Der neue Club formulirte sein Programm in folgenden Punkten: Ausbau der Verfassung im freiheitlichen Sinne, liberale Entwicklung auf wirthschaftlichem Gebiete, Verwirklichung der in der Verfassung enthaltenen bürgerlichen Rechte und Freiheiten in politischer und confessioneller Richtung. Ueber das Wehrgesetz sprach sich R. bei Berathung desselben im Abgeordnetenhause in folgender Weise aus: „Ich begrüße die allgemeine Wehrpflicht als demokratische Einrichtung, denn sie allein ist gerecht. Ihr Grundsatz ist: gleiche Rechte, gleiche Pflichten für alle. Allein sie muß in diesem Sinne durchgeführt werden. Die allgemeine Wehrpflicht, soll sie nicht einen ohnehin geschwächten Staat zu Grunde richten, soll nicht aus dem freiheitlichen, verfassungsmäßigen Rechtsstaate ein Cäsarismus, ein Militarismus, eine herrschende Soldateska werden, muß in dem Sinne aufgefaßt werden, daß nur die allgemeine Bewaffnung des Volkes eingeführt wird. Von diesem Gesichtspunkte erscheint mir das Milizsystem allein folgerichtig".

Die noch immer ungelöste Concordatsfrage und das Verhalten des Papstes gegenüber dem kirchenpolitischen Streite in Oesterreich veranlaßte R., in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 10. August 1869 neuerlich für die Aufhebung des Botschafterpostens in Rom einzutreten: „Hätte ich einen Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs gehabt — es mag vielleicht ein Glück für Oesterreich sein, daß es nicht der Fall war —, so hätte ich die päpstliche Allokution mit der augenblicklichen Abberufung des Botschafters von Rom beantwortet. Denn, wenn der Herrscher eines anderen Staates sich herausnimmt, die verfassungsmäßige Gesetzgebung eines Staates vor aller Welt als null und nichtig zu bezeichnen, den Staatsbürger gegen die Gesetze aufzuhetzen und ihm aufzutragen, sich dem Gerichte des Staates nicht zu stellen, so möchte ich wohl bezweifeln, ob irgend ein Staat Europas dies so geduldig hingenommen hätte". Rechbauer's Antrag blieb jedoch in der Minorität.

Am 24. Januar 1870 trat R. in der Adreßdebatte für die Erlassung eine Nationalitätengesetzes ein; jeder Nationalität sollen ihre berechtigten Ansprüche zu Theil werden, den Deutschen aber sei jene Stellung zu gewähren, die ihnen vermöge ihrer Cultur, ihrer tausendjährigen Geschichte, aber auch deshalb gebührt, weil sie das Reich geschaffen und zusammengehalten haben. Am 29. März 1870 brachte R. im Abgeordnetenhause einen Wahlreformantrag ein, der dahin ging, daß der Reichsrath aus einem Länderhause und einem Volkshause bestehen solle; Mitglieder des ersteren sollten die Prinzen des Kaiserhauses, die derzeit dem Herrscherhause angehörigen erblichen und lebenslänglichen Mitglieder und durch die Landtage zu entsendende Abgeordnete sein; das Volkshaus sollte durch unmittelbare directe Wahl zu Stande kommen. Weiter beantragte er die Erlassung eines Gesetzes zur Regelung der Grundsätze und Vorschriften betreffs der Religionsverhältnisse, eines Civilehegesetzes und eines Gesetzes zur Aufhebung des Concordates.

Als infolge inneren Zwistes das Ministerium Taaffe-Hasner gefallen und ein Ministerium Potocki ernannt worden war, um den Versuch zu unternehmen, eine Verständigung der Parteien auf autonomistischer Grundlage anzubahnen, suchte Potocki bei der Zusammenstellung seines Cabinettes nach einem Manne, der in demselben das deutsche Element vertreten sollte; R. wurde von der öffentlichen Meinung als dieser Mann bezeichnet. Von Potocki aufgefordert, legte er sein Programm vor: „Feststehen auf dem Boden der

Verfassung; jede Veränderung derselben kann nur auf verfassungsmäßigem Wege erfolgen; jede Verletzung derselben ist ein Rechtsbruch; zur Kräftigung des Constitutionalismus ist eine Reform der Reichsvertretung erforderlich und zwar ist die Bildung eines Volkshauses auf Grund directer Wahlen und Umgestaltung des Herrenhauses in ein Länderhaus zu vollziehen; die staatsrechtliche Einheit der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ist unantastbar und jeder Versuch, innerhalb des Territoriums des Reichsrathes wie immer geartete neue staatsrechtliche Gebilde zu schaffen, entschieden zurückzuweisen; die Autonomie der Königreiche und Länder ist nicht nur ungeschmälert zu erhalten, sondern im Sinne einer vernünftigen Decentralisation zu erweitern; als Anlaß der in einigen Ländern erhobenen Klagen über die Eintheilung der Wahlbezirke wäre eine Revision der Landtagswahlordnungen vorzunehmen; Erlassung eines freisinnigen Nationalitätengesetzes und zwar Gewährleistung vor Vergewaltigung und Entnationalisirung für jede Nation und Wahrung der den Deutschen nach Geschichte, Zahl, Bildung und Vermögen gebührenden, hervorragenden Stellung; volle und wahre, im praktischen Leben durchgeführte Uebung der den Staatsbürgern in den Staatsgrundgesetzen gewährleisteten freiheitlichen Rechte, daher zunächst Erlassung eines neuen Strafgesetzes und einer Strafproceßordnung mit Geschwornen usw.; Erlassung eines Religionsgesetzes nach dem Grundsatze: ‚freie Kirche im freien Staate‘, doch mit Wahrung der vollen Souveränität des Staates gegenüber der Kirche; Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte, insbesondere Herabsetzung des Heeresaufwandes, deshalb Anbahnung des Milizsystems; so lange aber ein solches, bei unseren im ganzen noch unfertigen Zuständen nicht möglich ist, eine zweckmäßige Umgestaltung des Landwehr-Institutes; endlich was die Haltung der Monarchie nach außen betrifft, Fernhaltung jedes hemmenden und störenden Einwirkens auf die Gestaltung Deutschlands, Bekämpfung der russischen Agitationen in den slavischen Ländern und möglichst freundschaftliches Verhältniß zu Preußen und Italien“.

Dieses Programm fand hohen und höchsten Ortes nicht Zustimmung und Rechbauer's Berufung ins Ministerium unterblieb.

Das Ministerium Potocki war nur von kurzer Dauer; dem edlen, von den besten Intentionen erfüllten Grafen Potocki gelang die Versöhnung der Nationalitäten nicht; und so entschloß sich die Krone zu dem Versuche, Oesterreichs Verfassung auf föderalistischer Grundlage umzugestalten. Hiezu wurde das Ministerium Hohenwart, dessen spiritus rector (oder vielleicht besser gesagt advocatus diaboli) Schäffle gewesen zu sein scheint, berufen. Nun begann für die Deutschen im Donaureiche die Gefahr der Beseitigung der Decemberverfassung und des Uebergewichtes der Slawen im politischen Leben. Da waren es Kaiserfeld und R., welche die Clubs im Reichsrathe zum Kampfe gegen die Regierung einigten. Thatkräftig trug R. dazu bei, daß Hohenwart's Pläne, Oesterreich nach dem Muster der Fundamental-Artikel zu föderalisiren, den ohnehin sehr eingeschränkten Centralismus zu beseitigen, auf Kosten des Reichsrathes die Macht der Landtage zu stärken, an die Stelle des Einheitsstaates einen Staatenbund zu setzen, scheiterten. Der Widerstand der Vertheidiger der Decemberverfassung im Reichsrathe und in den Landtagen, sowie der geläuterten öffentlichen Meinung der Deutschen in Oesterreich und der Einspruch der Vertheidiger des Dualismus in Ungarn, Andrássy als Wortführer, stürzten das Ministerium Hohenwart, und dem Cabinett Adolf Auersperg-Lasser fiel Ende 1871 die schwere Aufgabe zu, Ordnung in die zerrütteten Verhältnisse zu bringen.

Als Minister Glaser im Parlamente den Entwurf einer Strafproceßordnung vorlegte, trat R. (3. April 1873) gegen die Vorschläge der Regierung, die Einschränkung dieser Gerichte betreffend, in einer großen Rede auf. In der österreichischen Delegation (April 1873) brachte R. neuerdings seine Lieblingsidee, die Schaffung eines Milizheeres und Verminderung der Ausgaben für die Armee zur Sprache.

Dem Ministerium Auersperg-Lasser gelang es, die Reform des Abgeordnetenhauses durchzuführen, wonach dieses nicht mehr von den Landtagen, sondern direct von den Wahlberechtigten gewählt wird. Von dem ersten in dieser Weise gebildeten Hause wurde R. (16. November 1873) zum Präsidenten gewählt, welche Würde er bis 1878 bekleidete. Als die Tschechen gegen diese Zusammenstellung des Hauses protestirten, erwiderte R., daß „die Rechtsbeständigkeit der Verfassung und der rechtliche Bestand des Reichsrathes in keiner Weise Gegenstand der Discussion oder Beschlußfassung oder von Dissertationen sein könne“. In der österreichischen Delegation von 1874 und in der von 1876 wurde R. ebenfalls zum Präsidenten gewählt, es waren ihm also in kurzer Zeit die höchsten parlamentarischen Würden zu Theil geworden. Er übte sie sowohl im Abgeordnetenhause als in den Delegationen in dem Sinne aus, wie er es in der Eröffnungsrede ausgesprochen hatte: „Die Stellung, welche mir hier [als Präsident] obliegt, ist eine außerordentlich schwierige, aber ich werde dabei das Eine beobachten: die strengste Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit und die Unabhängigkeit nach jeder Richtung. Hier, wenn ich diesen Ehrenplatz einnehme, gibt es für mich keine politischen Freunde und Gegner. Hier kenne ich nur die freigewählten Vertreter des ganzen Reiches, mit gleichen Rechten, mit gleichen Pflichten. Die Redefreiheit, dieses Palladium des Constitutionalismus, will ich im weitesten Umfang wahren, dabei aber mir stets gegenwärtig halten, daß die Würde des Hauses in seinen Mitgliedern gewahrt werden müsse“.

Das Jahr 1879 brachte eine staatsrechtliche Umwälzung von grundstürzender Bedeutung für Parlament und Verfassung in Oesterreich; die Traditionen der centralistischen Regierungsform mit ihrer deutschen Spitze wurden verlassen, ein neues staatsrechtliches Verhältniß der Königreiche und Länder wurde angestrebt. Das Ministerium Auersperg-Lasser fiel, Taaffe trat (August 1879) an dessen Stelle. Als sein Programm bezeichnete er die Versöhnung der Nationalitäten auf dem gemeinsamen Boden der Verfassung; in der That aber war es seine Politik, den slavischen und klerikalen Parteien Zugeständnisse auf Kosten der Deutschen, ihres Besitzstandes und auf Kosten der Staatsgewalt zu machen und die föderalistische Gestaltung Oesterreichs vorzubereiten. R. trat als entschiedener und starker Gegner dieser Regierung im neugewählten Reichsrathe entgegen und schloß sich dem, allerdings in der Minorität gebliebenen Adreßentwurfe an den Kaiser an, der in den Worten gipfelt: „Wir halten es jedoch für unsere patriotische Pflicht, zugleich offen und loyal auszusprechen, daß wir eine Revision der Staatsgrundgesetze in der Richtung einer abermaligen Erweiterung der Landesautonomie mit dem Bestande eines einheitlichen constitutionellen Staatswesens nicht mehr verträglich halten“.

Als die Tendenzen Taaffe's immer deutlicher hervortraten, als sein Ministerium in der That ein slavisch-klerikales Cabinet geworden war, charakterisirte es R. in einer Rede an seine Wähler am 10. September 1881: „Die Signatur dieser Periode war die parlamentarische Corruption. Alle Actionen der reactionären, feudalen, nationalen und klerikalen Parteien hatten das gemeinsame charakteristische Merkmal, die Tendenz des Deutschthums zu untergraben“.

Im J. 1881 vereinigte sich der deutsche Fortschrittsclub und der Club der Linken zum Schutze der bedrohten staatlichen und nationalen Interessen, zunächst zur Bekämpfung der herrschenden Regierungspolitik, in einen parlamentarischen Club, welcher den Namen „Vereinigte Linke“ führte; R. gehörte zu den Gründern, eifrigsten und thatkräftigsten Theilnehmern dieses Clubs im Abgeordnetenhause des Reichsrathes.

In der Ende 1883 geführten Debatte über den Antrag des Grafen Wurmbrand auf gesetzliche Feststellung der deutschen Staatssprache erklärten die Tschechen, daß dies gegen die in den Staatsgrundgesetzen ausgesprochene Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Nationalitäten verstoße, welche in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern wohnen. R. erwiderte hierauf: „Ich verstehe das Wort ‚Gleichberechtigung‘ dahin, daß die Nationalität des Bürgers keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen darf. Jede Nationalität hat gleichen Anspruch, sich unbehindert zu entwickeln und zu verlangen, daß ihr der Staat die Mittel dazu bietet und die Hindernisse beseitigt werden. Allein Gleichstellung und Gleichberechtigung ist nicht dasselbe. Sowie es im bürgerlichen und politischen Leben immer Unterschiede nach den Graden der historischen Entwicklung des Besitzes und der Bildung gibt, so gibt es auch solche unter den Nationalitäten und eine faktische Gleichstellung wird niemals zur Lösung führen und niemals dazu führen können“.

Bei der Berathung der Wehrgesetznovelle (7. December 1881) sprach R. aus finanziellen Gründen gegen dieselbe, und zwar in folgender Weise: Als im Jahre 1868 das Wehrgesetz berathen wurde, habe die Regierung versichert, daß bei einem Kriegsstande von 800 000 Mann der Heeresaufwand 80 000 000 fl. betragen würde, und bei der Berathung des Landwehrgesetzes wurde versichert, die Landwehr werde 800 000 fl. kosten. Nun erfordere das Kriegsbudget 110 000 000 fl., die Landwehr 4 000 000 fl. Nach den bisherigen Bestimmungen gehört die Ersatzreserve nicht zum Kriegsstande, wenn aber nach Vorschlag der Regierung die Ersatzreserve in den Kriegsstand einbezogen würde, so erhöhe sich der Kriegsstand auf 900 000 Mann, woraus dem Staate Kosten erwachsen, die er schwer oder gar nicht tragen könne.

Im Mai 1883 gelangte im Abgeordnetenhause die Regierungsvorlage über die Landwehrreform zur Debatte. Die Majorität stimmte der Anwendung des § 5 des Gesetzes über die gemeinsamen Angelegenheiten auf die Landwehr zu und lehnte die Forderung der Minorität ab, bei Annahme dieser Bestimmung die Zweidrittelmehrheit constatiren zu lassen. R. wies darauf hin, die Vorlage muthe der Volksvertretung zu, auf eines der wichtigsten parlamentarischen Rechte zu verzichten und etwas, was bisher nur im Wege der Gesetzgebung zu bestimmen möglich war, in Zukunft ohne diese der Executive zu überlassen. Die Vorlage verlange wirthschaftliche Opfer und finanzielle Lasten; die Feststellung der Cadres werde der Executive überlassen; Officiere sollen auch außer zu den Dienstübungen zur Dienstleistung herangezogen werden. Auch bezüglich der Einberufung und Mobilisirung der Landwehr wird das Recht des Parlaments eingeschränkt und § 14 des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung verletzt. Die slavisch-klerikale Majorität ging über alle diese gegründeten Bedenken hinweg, die Regierungsvorlage wurde mit einfacher Majorität angenommen und im October 1883 mit der Neuorganisation der Landwehr begonnen.

Neben den anstrengenden und aufreibenden Arbeiten im Reichsrathe war er nicht minder thätig im steiermärkischen Landtage. In diesem war er in der Session von 1863 Referent über die Regierungsvorlage, betreffend eine

neue Gemeinde-Ordnung und über die Gemeinde-Wahlordnung. In der Sitzung desselben Vertretungskörpers vom 30. September 1871 stellte er Namens des Verfassungsausschusses mit eingehender Motivirung den Antrag, der steiermärkische Landtag möge aussprechen, daß die in den Staatsgrundgesetzen nicht begründete staatsrechtliche Sonderstellung des Königreichs Böhmen gegenüber den übrigen Königreichen und Ländern unzulässig sei, weil dadurch die staatsrechtliche Einheit aller im Reichsrathe vertretenen Länder zerrissen, sohin der gesammte Rechtsboden des Reiches durchbrochen und die staatsrechtliche Stellung aller übrigen Länder verschoben werde. Nach langen und lebhaften Debatten, in welchen insbesondere die slovenischen und klerikalen Abgeordneten diesen Antrag auf das heftigste bekämpften, wurde er von dem Landtage mit großer Majorität als Resolution angenommen.

Rechbauer's politisches Verhalten und Charakterfestigkeit hatten ihm die Sympathien der besten deutschen Männer des In- und Auslandes zugewendet; er erhielt Anerkennungsadressen von Kassel und von den Deutschen in New-York; die letztere erwiderte er mit der Versicherung, daß er den nunmehr aufgenommenen Kampf um den Besitz und die Erhaltung der Freiheit mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte und mit ganzer Hingebung mitzukämpfen, immer und überall für das Volk und die Rechte desselben einzutreten, als seine Lebensaufgabe erachte. 1867 wurde er zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt ernannt, und eine schöne Straße in einem neuen Stadttheil von Graz trägt seinen Namen. Der Kaiser erhob ihn zum wirklichen geheimen Rath (Titel Excellenz).

R. war auch Director der steiermärkischen Sparcasse in Graz, eines großen, ungemein wohlthätig wirkenden Institutes; er war ein großer Freund der Musik, selbst musikalisch gebildet, Ausschuß des steiermärkischen Musikvereins und Vorstand des Grazer Männergesangvereins.

Seine Gemahlin, die Tochter des k. k. Finanzprocurators und Gubernialrathes Dr. Josef Schweighofer, mit der er in zwar kinderloser, aber ungemein glücklicher Ehe seit 1848 lebte, wurde ihm schon im J. 1861 durch den Tod entrissen, in dem Momente, als seine glänzende politische Laufbahn begann. „Ich habe kein Weib, keine Kinder, mein ganzes Leben gehört meinem Volke“, soll er gesagt haben.

Ein schweres Leiden nöthigte ihn, 1885 dem öffentlichen Leben zu entsagen; er lebte nunmehr in stiller Zurückgezogenheit, doch allseits hochgeachtet und verehrt, in seiner Vaterstadt Graz, in der er am 12. Januar 1889 starb.

Wurzbach, Biographisches Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich, 25. Theil, S. 87—89. — Kolmer, Parlament und Verfassung in Oesterreich, I. Bd. 1848—1869. Wien und Leipzig 1902. II. Bd. 1869—1879, 1903; III. Bd. 1879—1885, 1905.

Franz Ilwof.

Rechberg: Johann Bernhard Graf R. und Rothenlöwen, Staatsmann, entstammt dem schwäbischen Geschlechte Rechberg und Rothenlöwen mit dem Stammhause Hohenrechberg im Oberamt Gmünd, dessen Stammvater Ulrich 1194 die Marschallwürde im Herzogthum Schwaben bekleidete. Seine Nachkommen sollen schon 1227 die Burg Hohenstaufen besessen haben und hatten seit 1613 Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank. Graf Johann Bernhard R. und R. wurde am 17. Juli 1806 zu Regensburg als der zweite Sohn des Grafen Aloys (1766—1849), der zur Zeit des Wiener Congresses und der Karlsbader Zusammenkunft bairischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, geboren. Er wurde im Elternhause erzogen, studirte sodann zu Straßburg und an der Hochschule zu München, wo er sich für eine Stellung

im Staatsdienste vorbereitete. 1828 trat er eine solche als Gesandtschafts-attaché in Oesterreich an. Er wurde der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, dann in London zugetheilt; erhielt 1833 einen selbständigen Posten als Geschäftsträger am großherzoglich hessischen Hofe zu Darmstadt, 1836 als solcher in Brüssel, dann in Stockholm und wurde 1843 zum bevollmächtigten Gesandten in Rio Janeiro ernannt. Zum Internuntius in Constantinopel designirt, schlug er diese Stelle aus, weil man sich geweigert hatte, ihm das dortige corrumpirte Subalternpersonal zu opfern, blieb einige Zeit in Disponibilität und nahm erst unter dem Ministerium Felix Schwarzenberg seine diplomatische Thätigkeit wieder auf. Im März 1849 kam er als österreichischer Bevollmächtigter nach Frankfurt am Main, wo er blieb, bis Erzherzog Johann seine Stelle als Reichsverweser niederlegte (Ende 1849). Ungern übernahm er 1851 den Auftrag, bei der auf Anordnung des Bundestages erfolgten Execution in Kurhessen durch Truppen (Baiern und Oesterreicher) zu fungiren. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er im Auswärtigen Amte in dem Departement für deutsche Angelegenheiten verwendet und 1851 zum Internuntius in Constantinopel ernannt. Hier gelang ihm die Regelung der durch österreichische Schroffheit verfahrenen Frage der ungarischen Flüchtlinge, indem er die aus diesem Anlasse mit der Pforte entstandenen Zwistigkeiten beilegte, und mit Energie vertrat er die berechtigten Forderungen der Christen in Bosnien, in der Herzegowina und in anderen Landestheilen des osmanischen Reiches, welche sich gegen die Bedrückungen der herrschenden Macht erhoben hatten. Die Schwierigkeiten, welche er hierbei zu überwinden hatte, verschafften ihm die traurige Ueberzeugung von der Untauglichkeit der meisten damals im Oriente bestellten österreichischen Agenten, und gaben ihm Veranlassung, Vorstellungen und Reformvorschläge in dieser Richtung zu erstatten, welche jedoch vorläufig ohne Erfolg blieben.

Während dieser Zeit verwendete ihn das österreichische Cabinet bei einer anderen wichtigen Mission. Im J. 1852 wurde er in außerordentlicher Sendung wegen der Zollfrage an die Höfe der deutschen Mittelstaaten, welche dem Zollvereine angehörten, abgeordnet. Zwischen Preußen und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gab es damals mancherlei Verstimmungen, ja es erhob sich die Gefahr einer Zollkrisis. Preußen gelang es am 7. September 1851, mit Hannover einen Zollvereinsvertrag abzuschließen; da er über die Köpfe anderer Zollvereinsmitglieder hinweg zu Stande gekommen war, verweigerten diese ihre Zustimmung. Preußen kündigte den Zollvereinsvertrag, lud aber zugleich die Vereinsmitglieder zu einer Conferenz im April 1852 in Berlin zur Erneuerung des Zollvereins auf Grundlage jenes Septembervertrages ein. Oesterreich suchte diese Krise zu benützen, um für seinen Plan der Erzielung einer Handelseinigung mit Deutschland zu agitiren. Am 2. Januar 1852 fand in Wien eine Conferenz der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zur Verständigung über die österreichischen Vorlagen statt, und am 6. April einigte man sich in der Ministerialconferenz der verbündeten Staaten (Darmstädter Coalition), bei den in Berlin stattfindenden Conferenzen dahin zu wirken, daß eine Verständigung zwischen Oesterreich und den Staaten des Zollvereins gleichzeitig mit dessen Erneuerung und Erweiterung durch den Anschluß des Steuervereins erreicht werde. Am 19. April 1852 wurden die Conferenzen in Berlin eröffnet. Preußen trat allen Zumuthungen der Verbündeten entgegen und erklärte, daß es mit Oesterreich erst dann unterhandeln wolle, wenn die Erneuerung des Zollvereins erfolgt sei. Die Conferenz wurde bis September vertagt. In der Zwischenzeit handelte es sich nun für Oesterreich insbesondere, die süddeutschen Staaten in ihrer für den Kaiserstaat

günstigen Stimmung zu erhalten. Zu diesem Behufe sendete das österreichische Cabinet im Juli 1852 R. an mehrere Höfe der deutschen Staaten. Er begab sich zuerst nach München, dann nach Badenweiler zum König von Württemberg. Der Hauptgrund dieser Sendung war, den König an dem Festhalten zur Coalition zu bestimmen. Auf Rechberg's Vortrag erwiderte der König, daß er sich nicht werde majorisiren lassen und daß er nicht willens sei, „der ungeschickten und leidenschaftlichen Leitung der Frage von Seite des bairischen Ministers von der Pfordten blindlings zu folgen, eines Ministers, der noch immer in dem falschen Wahne steht, daß mit einer factiösen Opposition sowie mit einem beständigen Zuwarten am letzten Ende alles der preußischen Regierung abzuzwingen sei."

Hierauf kam der Knotenpunkt der ganzen Frage, die Zolleinigung, zur Sprache, wobei Oesterreich jetzt schon von Preußen nicht einen bloßen Zoll- und Handelsvertrag, sondern die Zusage einer Zolleinigung in Anspruch nahm. Der König meinte, Preußen könne sich in ein solches Bündniß nie und nimmer einlassen. R. bemerkte, daß nicht so sehr der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Buol-Schauenstein (Fürst Felix Schwarzenberg war am 5. April 1852 gestorben), auf der Zolleinigung mit Deutschland bestehe, als Kaiser Franz Josef selbst, der entschlossen sei, „für den Fall, daß der Entwurf der Zollvereinigung scheitere, sich gänzlich von dem deutschen Bunde loszusagen, ein Vornehmen, welches seinerseits wiederum in einem gewissen Zusammenhange mit der im Cabinet des Kaisers schon mehrmals aufgeworfenen Frage stehe, ob die Verlegung der Residenz von Wien in ein nicht deutsches Kronland der Dynastie und dem Reiche nicht das Ersprießlichste wäre." — Der König erwiderte, daran könne er nicht glauben; ebensowenig aber, daß Preußen auf eine Zolleinigung eingehen werde; Württemberg aber müsse im Hinblick auf seine finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse an dem Zollvereine festhalten.

R. äußerte sich sodann in einem vertraulichen Gespräche gegen den Oberststallmeister des Königs, Freiherrn v. Taubenheim, daß Graf Buol auf seinem jetzigen Posten sich nicht mehr lange behaupten werde — und er, R., selbst an dessen Stelle kommen werde — was aber doch noch sieben Jahre währte.

Rechberg's Sendung erfüllte nicht die Wünsche des Wiener Cabinets, um so weniger, als die süddeutschen Coalitionsstaaten im September sich bereit erklärten, den Septembervertrag anzunehmen und den Plan einer deutsch-österreichischen Zolleinigung aufzugeben, jedoch die sofortige Abschließung eines Handelsvertrags mit Oesterreich und die Reducirung der Dauer des Zollvereins von zwölf auf acht Jahre verlangten. Preußen brach die Verhandlungen ab und kündigte für 1853 den Zollverein. Die Coalirten suchten nun behufs Gründung eines süddeutschen Zollvereins mit dem Wiener Cabinet anzuknüpfen; da sie aber von Oesterreich die Garantie ihrer bisherigen Zolleinkünfte verlangten, verzichtete dieses auf die Sprengung des Zollvereins und schloß am 19. Februar einen Handelsvertrag mit Preußen. Die Coalirten genehmigten nun den Septembervertrag und die Reconstruction des Zollvereins für die Dauer von zwölf Jahren.

Nach nur zweijähriger Thätigkeit als Internuntius wurde er von Constantinopel abberufen und dem Generalgouverneur der Lombardei und Venetiens, Feldmarschall Grafen Radetzky, als Civiladlatus an die Seite gegeben. Seine Aufgabe bestand hier darin, nach Aufhebung des Belagerungszustandes die Civilverwaltung in diesen italienischen Gebieten wieder einzuführen und zu leiten. Dies scheint er der Art zur Zufriedenheit des Kaisers und des Ministeriums vollzogen zu haben, daß ihm schon 1855 die Stelle eines

Präsidialgesandten bei dem Bundestage in Frankfurt am Main anvertraut wurde, in dem eben damals Bismarck als preußischer Gesandter (1851 bis 1859) seine welthistorische Mission begonnen hatte.

Bismarck achtete und schätzte R.; nur einmal drohte ein heftiger Zusammenstoß. Bismarck schreibt darüber: „Nach einer Sitzung, in der ich Rechberg verstimmt hatte, blieb er mit mir allein im Saale und machte mir leidenschaftliche Vorwürfe über meine Unverträglichkeit: ich sei ein mauvais coucheur und Händelsucher; er bezog sich dabei auf Fälle, in denen ich mich gegen präsidiale Uebergriffe gewehrt hatte. Ich erwiderte ihm, ich wisse nicht, ob sein Zorn nur ein diplomatischer Schachzug oder Ernst sei; aber die Aeußerung desselben sei höchst persönlicher Art. ‚Wir können doch nicht,‘ sagte ich, ‚im Bockenheimer Wäldchen mit der Pistole die Diplomatie unserer Staaten erledigen.‘ Darauf er mit großer Heftigkeit: ‚Wir wollen gleich hinausfahren; ich bin bereit, auf der Stelle.‘ Damit war für mich der Boden der Diplomatie verlassen, und ich antwortete ohne Heftigkeit: ‚Warum wollen wir fahren; hier im Garten des Bundespalais ist Platz genug; gegenüber wohnen preußische Officiere und österreichische sind auch in der Nähe. Die Sache kann in dieser Viertelstunde vor sich gehen; ich bitte Sie nur um Erlaubniß, in wenigen Zeilen die Entstehung des Streites zu Papier zu bringen und erwarte von Ihnen, daß Sie diese Aufzeichnung mit mir unterschreiben werden, da ich meinem Könige gegenüber nicht als ein Raufbold erscheinen möchte, der die Diplomatie seines Herrn auf der Mensur führt.‘ Damit begann ich zu schreiben; mein College ging mit raschen Schritten hinter mir auf und ab, während ich schrieb. Während dessen verrauchte sein Zorn, und er kam zu einer ruhigen Betrachtung der Lage, die er herbeigeführt hatte. Ich verließ ihn mit der Aeußerung, daß ich Herrn v. Oertzen, den mecklenburgischen Gesandten, als meinen Zeugen zu ihm schicken würde, um das Weitere zu verhandeln. v. Oertzen legte den Streit versöhnlich bei."

„Es ist auch von Interesse, zu erwähnen, wie es kam, daß ich späterhin das Vertrauen dieses zornigen, aber ehrliebenden Herrn, und vielleicht, als wir Beide Minister geworden, seine Freundschaft erworben habe. Bei einem geschäftlichen Besuche, den ich ihm machte, verließ er das Zimmer, um seinen Anzug zu wechseln, und überreichte mir eine Depesche, die er eben von seiner Regierung erhalten hatte, mit der Bitte, sie zu lesen. Ich überzeugte mich aus dem Inhalte, daß R. sich vergriffen und mir ein Schriftstück gegeben hatte, das zwar die fragliche Sache betraf, aber nur für ihn bestimmt und offenbar von einem zweiten ostensiblen begleitet gewesen war. Als er wieder eingetreten war, gab ich ihm die Depesche zurück mit der Aeußerung, er habe sich versehen; ich würde vergessen, was ich gelesen hätte. Ich habe in der That vollkommenes Schweigen über sein Versehen beobachtet und in Berichten oder Gesprächen von dem Inhalt des geheimen Schriftstücks und seinem Versehen keinen auch nur indirecten Gebrauch gemacht. Seitdem behielt er Vertrauen zu mir."

Als Vertreter Oesterreichs im Bundestage trachtete R. ein freundliches Zusammengehen der beiden Großmächte zu erzielen; Bismarck jedoch war seit dem Krimkriege zum Bruche mit Oesterreich entschlossen; daher verhielt er sich R. gegenüber gewinnend in der Form, blieb aber sachlich in schroffer Kampfesstellung gegen Oesterreich. Obwohl politische Kampfesgegner, respectirte Bismarck doch R., und dieser erkannte und achtete die Höhe des Bismarck'schen Geistes. — So verflossen die vier Jahre, die R. als Bundespräsidialgesandter in Frankfurt zubrachte.

Inzwischen hatte sich Buol-Schauenstein durch seine diplomatischen Mißgriffe als Minister der auswärtigen Angelegenheiten während des Krimkrieges unmöglich gemacht. Er hatte seinem Kaiserstaate die Westmächte entfremdet, Rußland in eine Oesterreich geradezu feindselige Stellung gebracht, Preußen durch kühle Behandlung verstimmt und gleichzeitig waren sich Sardinien unter Cavour's genialer Leitung und Frankreich durch die Theilnahme eines sardischen Corps im Kampfe vor Sebastopol so nahe getreten, daß eine intime Allianz zwischen diesen beiden Staaten, welche große Veränderungen im Territorialbestande in Italien voraussehen ließ, zu erwarten war. Und so kam es auch. Der Krieg zwischen Sardinien und Frankreich einerseits und Oesterreich andererseits begann Ende April 1859; am 14. wurde Buol entlassen und R. trat am 21. in einem der bedenklichsten Momente in der Geschichte des alten Kaiserstaates als Minister des Aeußern und Ministerpräsident an jenes Stelle. R. berichtet selbst über seine erste Thätigkeit in dem schweren Amte: „Graf Buol, mein Vorgänger, trat 1859 nicht deshalb von der Stelle eines Ministers des Aeußern zurück, weil er den Krieg mißbilligte, sondern weil er den Zeitpunkt tadelte, in dem er begonnen wurde und nichts von der Kriegserklärung erfuhr. Der Befehl an Gyulai, in Piemont einzurücken, erging direct aus der Militärkanzlei des Kaisers, ohne daß Buol davon verständigt wurde. Daraufhin gab Buol seine Entlassung. Kurze Zeit, nachdem ich das Ministerium übernommen hatte, reiste der Kaiser, es war vor der Schlacht von Solferino, zur Armee ab. Ich erhielt das Telegramm, der Kaiser habe den Befehl zur Räumung Anconas gegeben. Ich telegraphirte sofort, der Befehl möge rückgängig gemacht werden; denn an dem Besitze von Ancona hing die Herrschaft über das Adriatische Meer. Vergebens! Die Räumung war bereits vollzogen.“ Der Krieg nahm einen unglücklichen Verlauf. Den verlorenen Schlachten von Magenta und Solferino folgte der Waffenstilland von Villafranca und die Friedensverhandlungen zu Zürich (November 1859), bei welchen R. Oesterreich vertrat. Der Krieg war zu Ende; das Reich aber blutete aus tausend Wunden; doch hofften die Kreise der Intelligenz jetzt, daß der Clericalismus und Militarismus, welche den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht, auf den Schlachtfeldern Italiens zusammengebrochen sei und die Regierenden genöthigt sein würden, mit dem bisherigen System zu brechen, sich an die Mithülfe des Volkes zu wenden und zu einer staatsrechtlichen Umbildung der Monarchie, von dem hierarchisch-militärischen Absolutismus auf, wenn auch sehr gemäßigte, constitutionelle Bahnen zu schreiten. — Diese Hoffnungen gingen jedoch vorläufig noch nicht in Erfüllung; das Ministerium Rechberg-Goluchowski versprach im Programme vom August 1859 nur die Wiederherstellung der alten ständischen Vertretungen; sah sich aber, da die finanzielle Noth immer größer wurde, genöthigt, Juni 1860 den sogenannten verstärkten Reichsrath, aus durchaus von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehend, einzuberufen. Alle Ergebnisse seiner Verhandlungen bewiesen jedoch, daß er mit den rückständigen Anschauungen einer alten Ständeversammlung nicht geeignet sei, den Ansprüchen des nach freier Entwicklung und Selbstverwaltung strebenden Bürgerthums zu entsprechen, und am 28. September 1860 erfolgte plötzlich seine Schließung. — Kurz darnach wurde der erste Schritt gethan zur Einlenkung des Kaiserstaates vom Absolutismus in constitutionelle Formen. December 1860 trat Goluchowski zurück; Schmerling wurde Staatsminister, Erzherzog Rainer Ministerpräsident; R. blieb Minister des Aeußern. Am 27. Februar 1861 erfloß die Februarverfassung. — Octoberdiplom und Februarverfassung tragen Rechberg's Unterschrift. In den inneren Angelegenheiten begann also Rechberg's Ministerschaft nicht ungünstig, wenn er auch bei all

diesen wichtigen Vorgängen nicht activ, sondern nur durch Beifügung seines Namens mitwirkte.

So günstig die Anfänge Rechberg's in den inneren Angelegenheiten, so wenig glücklich waren sie in der äußeren Politik. In Deutschland zeigte sich 1859 eine lebhafte nationale Bewegung; es bildete sich der Nationalverein. Da war R., eben Minister geworden, kurzsichtig genug, Polizeimaßregeln dagegen in Anwendung bringen zu wollen, statt sich dieser Bewegung zu Gunsten Oesterreichs zu bemächtigen und die Volksstimmung gegen Preußen auszuspielen. Das zeigte sich besonders in seiner Action gegen den Herzog Ernst von Koburg. Der Herzog hatte eine Deputation seiner Gothaer Bürgerschaft empfangen, die ihm den Wunsch ausdrückte, „die Bildung einer großen nationalen Partei zu befördern, deren Ziel ein Bundesstaat mit Volksvertretung sei, unter der militärischen und diplomatischen Führung Preußens"; er sprach sein Einverständniß mit diesem politischen Ziele aus und versicherte, daß er stets mit Rath und That zur Hand sein werde, wo es sich darum handelt, unserem Vaterlande das Ansehen und die Macht zu verschaffen, auf welche die deutsche Nation vor allem so gerechten Anspruch hat. Diese Worte gaben R. Anlaß zu diplomatischen Noten, in denen sie „als im Munde eines souveränen Fürsten ganz besonders tadelnswerth" bezeichnet wurden, und der Berliner Regierung wurde „verhoben, daß sie in ihrer nächsten Nähe die bedenklichsten Umtriebe zum Umsturze des ehrwürdigen deutschen Staatenbundes dulden könne". Die Rechberg'sche Note wurde von Preußen mit dem Hinweise darauf beantwortet, daß Herzog Ernst den Gothaern nichts anderes gesagt habe, als worüber vor zehn Jahren alle deutschen Fürsten einig gewesen seien.

R. scheint diesen Verstoß bald erkannt zu haben, lenkte ein, suchte die üble Laune der Wiener Hofkreise gegen Preußen, wegen dessen Zurückhaltung im italienisch-französischen Kriege zu beschwichtigen und erwirkte eine Zusammenkunft des Kaisers Franz Josef mit dem Prinzregenten von Preußen (25. Juli 1860) zu Teplitz, um eine Verständigung in den schwebenden politischen Fragen zu erzielen. Ebenso veranlaßte er seinen Kaiser an der Zusammenkunft des Zars Alexander II. mit dem Prinzregenten in Warschau (22.—26. October 1860) theilzunehmen, wodurch die arge Verstimmung des Zars gegen Oesterreich wegen dessen Haltung während des Krimkrieges einigermaßen gemildert wurde. Zu positiven Entschließungen aber, besonders gegenüber Victor Emanuel und gegen dessen aggressives Vorgehen auf der italienischen Halbinsel gelangte man in Warschau nicht.

Rechberg's Politik war eine conservative; stets suchte er vermittelnd zu wirken. An die deutsche Frage sollte nicht gerührt werden; Oesterreich und Preußen sollten zusammenhalten, schon um der demokratischen Strömung zu begegnen. Eine starke Regierung im Innern und das Gleichgewicht beider Staaten in Deutschland waren die Hauptpunkte seines Programms. Hingegen betrachtete er Napoleon III. als den Erzfeind Oesterreichs, von dem er fürchtete, daß er neuerdings die nationale Frage in Italien und Deutschland zum Nachtheile Oesterreichs aufrollen werde.

Als Schmerling Ende 1860 Staatsminister geworden war, zeigte sich bald ein Gegensatz zwischen ihm und R.; der Staatsminister hatte Oesterreich zum constitutionellen Staate umgestaltet; das dadurch verjüngte Reich wollte er zum gebietenden Staate im Deutschen Bunde erheben; dabei trat ihm mit den Einwendungen der diplomatischen Routine R. entgegen, der der Kraft Oesterreichs mißtraute, Deutschland eine neue Organisation zu geben. Vorerst behielt Schmerling die Oberhand. Als aber die preußische Note vom 20. December 1861 wieder die Bildung eines engeren Bundes unter der Führung

Preußens vorschlug, entschloß sich R., Graf Bloome an die deutschen Höfe zu entsenden, um sie zu gemeinsamem Vorgehen gegen Preußen zu bestimmen. Am 2. Februar 1862 erging eine identische Note von Oesterreich, Baiern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen und Nassau nach Berlin, in welcher der Anspruch Preußens zurückgewiesen wurde. R. noch weitergehend, trat mit dem Vorschlage einer Bundesreform (Bundesdirectorium mit Centralisation der deutschen Angelegenheiten, Delegirtenversammlung aus den Vertretungen der einzelnen Staaten) hervor. Wäre dieser Plan durchgedrungen, so wäre Oesterreichs Macht in Deutschland außerordentlich gestiegen. Zur Annahme war jedoch Einstimmigkeit beim Bundestage erforderlich. Preußen versagte seine Stimme, und so war der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen damals schon scharf zugespitzt.

Im J. 1863 stand die Erneuerung des deutschen Zollvereins bevor. Deshalb begannen Besprechungen (29. März 1862) zwischen Preußen und Frankreich wegen Abschluß eines Handelsvertrages. Am 27. Mai protestirte R. gegen einen solchen Vertrag, weil dadurch die von Oesterreich im Vertrage vom 19. Februar 1853 erworbenen Rechte verletzt würden. R. legte am 16. Juli 1862 dem Bundestage Entwürfe von Verträgen vor, durch welche vom 1. Januar 1865 an Gesammtösterreich und der Zollverein ein Verkehrsgebiet bilden sollten, worauf Oesterreich alle Tarife des Zollvereins annehmen würde. Preußen schloß jedoch am 2. August 1862 den Vertrag mit Frankreich ab, kündete am 15. December 1863 die Zollvereinsverträge allen Vereinsstaaten, die nicht bis zum 1. October 1864 den Handelsvertrag mit Frankreich ratificirt haben würden — damit war die Opposition der deutschen Mittel- und Kleinstaaten lahm gelegt, und Preußen blieb in dieser Handelsvertrags- und Zollvereinsfrage vollständiger Sieger über Oesterreich.

Am 3. October 1862 war Bismarck Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen geworden, und schon im Januar 1863 hatte er im Adreßausschusse des preußischen Landtages von dem schmalen Leibe Preußens gesprochen, der eine schwere Rüstung tragen müsse und in der Circularnote vom 20. Januar 1863 Oesterreich den Rath ertheilt, seinen Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen, um nicht Preußen zu zwingen, sich mit dessen Feinden zu verbünden.

Als 1863 die Revolution in Russisch-Polen ausbrach, fand sie Sympathie bei den Westmächten, während Oesterreich und Preußen kriegerische Vorkehrungen an den Grenzgebieten trafen und letzteres sich anschickte, Rußland noch thatkräftiger zu unterstützen. England und Frankreich waren zwar durchaus nicht gewillt, es auf einen Krieg mit Rußland ankommen zu lassen, und wollten sich nur beim Zar zu Gunsten Polens verwenden; sie waren entschlossen, über einen diplomatischen Notenkrieg nicht hinauszugehen. Sie zogen Oesterreich in ihren Bund, und nach längeren Verhandlungen einigten sich die drei Mächte zu gleichlautenden Noten, worin mit Berufung auf die Wiener Verträge dem Petersburger Cabinet der Wunsch ausgesprochen wurde, die Angelegenheiten in der Art zu ordnen, „daß dem polnischen Volke der Friede wieder geschenkt und auf dauernder Grundlage befestigt werden möchte.“ Hierauf erklärte der russische Minister des Auswärtigen, Fürst Alexander Gortschakoff, daß die russische Regierung keineswegs abgeneigt sei, in eine Verständigung auf dem Boden der Verträge einzugehen, ließ aber zugleich einfließen, „daß die polnische Insurrection nur den fortwährenden Aufwiegelungen der über ganz Europa ausgebreiteten kosmopolitischen Revolutionspartei zuzuschreiben sei, und daß daher die Mächte zu der gewünschten Pacification Polens am meisten selbst beitragen könnten, wenn sie jene Quelle verschließen

würden." Auf das hin begnügten sich schließlich die drei Cabinete mit der Vorlegung von sechs Forderungen, von denen die russische Regierung bereits einige gewährt hatte, andere zuzugestehen entschlossen war.

Als Gortschakoff seine Antwortdepesche den drei Mächten zukommen ließ, war der Aufruhr bereits im Verschwinden. Zu seiner Unterdrückung hatte wesentlich beigetragen, daß Preußen und Oesterreich durch eine strenge Grenzwache jede Zufuhr von Waffen, Kriegsbedarf und Mannschaften abschnitten. So gelang Rußland bald die Bewältigung des Aufstandes; es lehnte die Einmischung der Wiener Vertragsmächte ab und erklärte die Angelegenheit für eine nur die Theilungsmächte betreffende Sache. Somit blieb den drei Mächten nur die Wahl, die russische Regierung ruhig gewähren zu lassen, ohne sich weiter um die polnische Frage zu kümmern, oder das Schwert zu ziehen. R., der, wie es scheint, ohnehin nur mit halbem Herzen sich in dieser Frage den Westmächten angeschlossen hatte, ergriff die Gelegenheit des Rückzugs mit beiden Händen; England folgte bald diesem Beispiele, und Napoleon III. suchte sich durch den Vorschlag eines Congresses, der jedoch an der Weigerung Englands scheiterte, mit Ehren aus der Sache zu ziehen. Oesterreich hatte durch die gemeinsame Action mit den Westmächten seine Stellung zum nördlichen Nachbar, die sich seit dem Krimkriege ohnehin schon sehr bedenklich gestaltet hatte, nicht verbessert und mußte das 1866 fühlen, als Rußland durch wohlwollende Neutralität Preußens Angriff auf Oesterreich begünstigte und 1870, als Rußland, damals freilich zum Wohle Oesterreichs, die Kriegslust desselben gegen Preußen durch drohende Stellungnahme rasch unterdrückte.

In dem weiteren politischen und diplomatischen Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland bildet der Fürstentag zu Frankfurt a. M. die entscheidende Wendung. Bekanntlich wurde Kaiser Franz Josef durch seinen Schwager, den Erbprinzen von Thurn und Taxis und durch eine von Julius Fröbel verfaßte Denkschrift für dieses Projekt gewonnen. Unter dem Vorsitze des Kaisers von Oesterreich sollte ein deutscher Fürstentag nach Frankfurt berufen werden, der eine Verfassung für Deutschland berathen und beschließen sollte; nach dieser hätte eine ständige Versammlung der deutschen Fürsten neben einer von den Landtagen gewählten Kammer an Deutschlands Spitze stehen sollen. Lange behielt der Kaiser dieses Projekt selbst vor seinen Ministern geheim; nur der Referent für deutsche Angelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen, Freiherr v. Biegeleben, wurde in das Geheimnis einbezogen und arbeitete in Verbindung mit dem Freiherrn v. Dörnberg, einem im Dienste des Hauses Thurn und Taxis stehenden Staatsmanne einen vollständigen deutschen Reformentwurf aus, und Schmerling wurde durch diese beiden von den Absichten des Kaisers in Kenntniß gesetzt. Endlich wurden R. und Schmerling amtlich um ihre Meinungen befragt. Als R. jetzt erfuhr, daß Schmerling davon schon Kenntniß hatte, fühlte er sich tief gekränkt. Er trat auf das entschiedenste gegen den Plan des Kaisers auf, prognosticirte die Aussichtslosigkeit des Gelingens; auf friedlichem Wege sei er nicht durchzuführen, da eine Aenderung der Bundesverfassung Einstimmigkeit sämmtlicher Staaten erfordere; solle die Reform erzwungen werden, so sei Krieg mit Preußen unausweichlich. Er gab deßhalb seine Demission, die jedoch vom Kaiser nicht angenommen wurde. R. blieb, stellte jedoch die Bedingung, daß er, und nicht Schmerling, den Kaiser nach Frankfurt begleiten dürfe, was für den Staatsminister wieder eine Zurücksetzung war. August 1863 fand der Fürstentag in Frankfurt statt; er scheiterte an der Weigerung Preußens, an ihm theilzunehmen und der von ihm entworfenen Verfassung Deutschlands die Zustimmung zu geben.

R. versuchte es noch einmal, zu dem vom Kaiser Franz Josef so sehr erwünschten Ziele zu gelangen. Auf der Ministerconferenz zu Nürnberg sollten jene Staaten, welche in Frankfurt der Reformacte zugestimmt hatten, ohne Preußen zu einem festen Bunde vereinigt werden. Doch auch dieser Plan mißlang.

In dieser ganzen großen politisch-diplomatischen Angelegenheit hatten eigentlich doch Rechberg's bei Beginn geäußerte Anschauungen gesiegt; Schmerling's großgedachte Entwürfe scheiterten; Rechberg's Grundgedanke war ja, Deutschland sei nur in friedlichem Vereine Oesterreichs und Preußens zu reformiren, wolle man Reformen erzwingen, so sei dies Krieg zwischen den beiden Vormächten.

Nach dem am 15. November 1863 erfolgten Tode König Friedrich's VII. von Dänemark, des letzten aus dem Mannesstamme des Hauses Oldenburg, entbrannte der Kampf um den Besitz von Schleswig-Holstein. Da damals schon Bismarck's Hauptziel Machtzuwachs für Preußen, am besten durch directe Einverleibung der Herzogthümer, war, so wies er den Erbanspruch des Augustenburgers auf das schroffste ab. Vom österreichischen Cabinet wurde Christian IX. als Erbe sowohl Dänemarks als der Elbherzogthümer anerkannt; aber kraft des Londoner Vertrags wurde von ihm verlangt, er solle den Herzogthümern eine eigene Verfassung geben. Darüber hinaus wollte R. nicht gehen; die Erbrechte des Augustenburgers hielt er für abgethan. An diesem Punkte trafen die österreichische und die preußische Politik zusammen. Aber nur scheinbar; R. erhoffte die allseitige Anerkennung des Londoner Vertrags. Bismarck jedoch sah in einem zu erwartenden Kriege den Beginn einer großen politischen Action, und war entschlossen, an dem Londoner Abkommen nur so lange festzuhalten, bis infolge der Hartnäckigkeit der Dänen der Kampf ausgebrochen war. Allerdings wollte R. Oesterreich gegen spätere Ueberraschungen von Seite Preußens schützen; in einem Ministerrathe unter dem Vorsitze des Kaisers (10. Januar 1864) wurden die Bedingungen des neuen Bundes mit Preußen beschlossen und diesem ein Vertragsentwurf vorgelegt, wonach die Elbherzogthümer nur dann von Dänemark ganz getrennt werden sollten, wenn beide deutschen Großmächte dem beistimmten. Bismarck lehnte diese Bedingungen ab und machte den Gegenvorschlag, es solle von den beiden Mächten vorher gar nichts über die Herzogthümer festgestellt werden; freie Bahn sei für jede Lösung offen zu halten. Oesterreich und Preußen sagten sich lediglich zu, daß nach der Eroberung der Herzogthümer von ihnen im friedlichen Vereine über deren Schicksal entschieden werden solle.

Bismarck wendete alle Mittel seiner Staatskunst an, um Oesterreich zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen. R. gab nach, weil Bismarck drohte, Preußen werde allein gegen Dänemark ziehen und die Herzogthümer befreien. R. hätte allerdings Preußen überbieten, sich von dem Londoner Vertrage lossagen, an die Spitze der Mittelstaaten treten und den Herzog von Augustenburg in Schleswig-Holstein einsetzen können. Dazu aber war Rechberg's Politik zu kleinmüthig; er besaß den richtigen Blick in die Dinge, ließ sich aber zuletzt immer aus seiner Bahn werfen. Bismarck zeigte die Macht eines festen Willens über den Schwankenden und riß das zögernde Wiener Cabinet mit sich fort, welches den preußischen Bundesentwurf annahm.

Die öffentliche Meinung in Oesterreich und der Reichsrath traten entschieden gegen Rechberg's Politik auf, verwarfen die Lossagung vom deutschen Bunde, die Verbindung mit Preußen, den mit diesem gemeinsamen Zug nach Schleswig-Holstein und forderten, daß Oesterreich sich der Entscheidung des

Bundestages anschließen, der Vollstrecker seines Programms sein solle. In der Debatte vom 28. bis 30. Januar 1864 im österreichischen Abgeordnetenhause wurden Rechberg's Maßnahmen auf das heftigste angegriffen. Eine Aenderung konnte jedoch nicht mehr erzielt werden.

Auch die deutschen Mittel- und Kleinstaaten standen dem einseitigen Auftreten Oesterreichs und Preußens, ohne sie und ohne den Bund, mißgünstig gegenüber, und die Bevölkerung der größeren Städte theilte diese Anschauungen, was eine Episode, die sich damals in Nürnberg zutrug, beweist. Der österreichische Generalstabshauptmann Gründorf war von R. und vom Kriegsminister von Wien nach Berlin, Braunschweig, Hannover, Kassel und Nürnberg gesendet worden, um in diesen Städten, wo die von Oesterreich nach Holstein fahrenden Truppen kurze Raststationen zu halten hatten, für Unterkunft und Etappenverpflegung zu sorgen. In Nürnberg kam es, als Gründorf dort anlangte, zu nicht unbedeutenden Demonstrationen gegen die österreichische Politik. Die Bevölkerung war über das alleinige Vorgehen der deutschen Vormächte entrüstet, und der Bürgermeister erklärte Gründorf, die Nürnberger seien dem Durchzuge der österreichischen Truppen sehr abgeneigt, und wenn er wirklich einträte, sei Schweres zu befürchten. Während Gründorf beim Bürgermeister weilte, wurde in der That vor dem Hotel, in dem er abgestiegen war, lebhaft demonstrirt. Auf das hin richtete er eine chiffrirte Depesche an R., die von diesem am andern Morgen damit erwidert wurde, daß die Verhandlungen über die Durchfahrt der Truppen mit Baiern beendet seien und die Stadt Nürnberg bereit sein werde, die Etappenconvention abzuschließen. Auch der Bürgermeister hatte von der bairischen Regierung bereits den Auftrag erhalten, die Etappenconvention unweigerlich zu unterzeichen, da Oesterroich mit dem Aufmarsche am Inn gedroht habe, falls die Convention nicht binnen 24 Stunden unterzeichnet sei. Und diese Unterzeichnung des Protocolls erfolgte sogleich; der Durchzug der österreichischen Truppen war gesichert. R. hatte Baiern durch die Drohung mit dem Aufmarsche am Inn zum Abschluß der Etappenconvention gezwungen, fand es aber doch nicht für gerathen, die österreichischen Truppen beim Durchzuge durch Süd- und Mitteldeutschland etwaigen Behelligungen auszusetzen und vereinbarte mit Bismarck, daß das österreichische Armeecorps den Weg nicht über Nürnberg-Kassel-Hannover-Harburg, sondern über Breslau-Wittenberg-Berlin nach Hamburg nähme, also das Gebiet der deutschen Mittelstaaten ganz meide und nur auf preußischem Territorium fahre. — Um so freundschaftlicher waren damals die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen, wie ein kurz darnach erfolgter Vorgang in Breslau bezeugt. Derselbe Generalstabshauptmann Gründorf wurde wegen der geänderten Fahrtrichtung der kaiserlichen Truppen unmittelbar vor dem Beginne des Krieges von Wien nach Breslau gesendet, um die Fahrordnung für die Militärzüge von Wien und Prag nach Hamburg und Rendsburg, das rollende Material und die Etappenverpflegung für die Truppen festzustellen. Die Verhandlungen mit dem Commandanten des schlesischen Militärbezirkes Generallieutenant v. Mutius gingen leicht und glatt von statten. Bei einem Diner, das zu Ehren des österreichischen Generalstabshauptmanns in der Officiersmesse der schlesischen Kürassiere gegeben wurde, sprach Rittmeister Graf Ballestrem (später viele Jahre Präsident des deutschen Reichstags) einen sehr bezeichnenden Toast; er feierte die bevorstehende Waffenbrüderschaft Oesterreichs und Preußens, deutete auf die Möglichkeit eines künftigen Krieges mit dem westlichen Nachbar hin, den beide deutsche Mächte vereint auskämpfen sollten, und wies schließlich darauf hin, daß zwischen Norddeutschen und Süddeutschen große Verschiedenheit des Charakters herrsche, und daß jeder Theil mehr leisten würde, wenn er seiner

Eigenart volle Rechnung tragen könnte. — Es war dies eine Anspielung auf die Theilung Deutschlands nach der Mainlinie, wobei Oesterreich an die Spitze eines deutschen Südbundes gelangt wäre. In maßgebenden Kreisen Preußens scheint man damals mit einer solchen Lösung der deutschen Frage einverstanden gewesen zu sein. Wie ganz anders stünde es um den alten Kaiserstaat, wenn seine Staatsmänner darauf eingegangen wären! Gründorf sendete über diesen ganzen Vorgang eine chiffrirte Depesche an R., erhielt jedoch darauf keine Antwort. Uebrigens hätte es damals kein Minister gewagt, dem Kaiser Franz Josef mit einem solchen Vorschlage näher zu treten.

Der Krieg Oesterreichs und Preußens gegen Dänemark begann am 1. Februar 1864 und endete siegreich für die Verbündeten mit dem Waffenstillstande vom 20. Juli und mit dem Wiener Frieden vom 30. October.

Noch während des Krieges fanden lebhafte diplomatische Verhandlungen statt. Bismarck sandte eine Depesche nach Wien, in welcher er neue Vorschläge machte. Schleswig-Holstein solle dem Augustenburger überlassen werden, unter der Bedingung, daß er Preußens Interessen Rechnung trage; damit war die militärische Unterordnung unter Preußen und die Abtretung des Kieler Hafens gemeint. Damit sah sich R. bloßgestellt; unter seinen Füßen wankte der Boden, wankte seine Stellung im Auswärtigen Amte. Die öffentliche Meinung machte immer mehr gegen ihn Front; warf ihm vor, er habe durch seine Politik nur Preußen gefördert; Oesterreich solle den Augustenburger auf seinen Schild heben; selbst auf die Gefahr hin eines Krieges mit Preußen; solle sich, wie zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg, mit den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen verbünden. Zu so energischem Auftreten besaß R. nicht die nöthige Kraft. Einen halben Schritt that er, — doch unglücklicherweise. Er lud den Vertreter des Herzogs von Augustenburg in Wien, Herrn v. Wydenbrugk, zu sich und eröffnete ihm, daß Oesterreich entschlossen sei, den Herzog zum Herrn von Schleswig-Holstein zu machen; doch dürfte er auf keinen Fall einen Separatvertrag mit Preußen schließen, durch welchen er eines seiner Hoheitsrechte abträte. Wydenbrugk begab sich sofort zum Augustenburger nach Kiel, und als dieser nun nach Berlin gerufen wurde, widerstand er auf das Zäheste den Anforderungen des Königs und Bismarcks, ein Abkommen mit Preußen zu schließen.

Nach dem Kriege herrschte zwischen den beiden Staaten, namentlich zwischen den Herrschern, Einverständniß.

Am 22. August 1864 fand eine Zusammenkunft beider, und auch Bismarcks und Rechberg's, in Schönbrunn statt. Bismarck hielt an der Erwerbung der Herzogthümer durch Preußen fest; König Wilhelm scheint nur an militärische Concessionen des in Schleswig-Holstein einzusetzenden Herzogs zu Gunsten Preußens gedacht zu haben. Ueber die Zukunft der eroberten Gebiete konnte man sich nicht einigen. Jedoch über Abmachungen für den Fall eines Angriffs Frankreichs auf Oesterreich in Italien wurde zwischen R. und Bismarck verhandelt, der hierzu seine Zustimmung gab. Jener erzählt darüber: „Es war Mitternacht und ich begab mich sofort zu Biegeleben (Unterstaatssecretär und Referent für deutsche Angelegenheiten), ihm das Besprochene mittheilend und forderte ihn auf, einen Vertragsentwurf in diesem Sinne abzufassen. Biegeleben aber, der Preußen mißtraute und keine nähere Verbindung mit ihm wünschte, erklärte, er gäbe sich nicht dazu her und weigerte sich, den Vertrag zu entwerfen. Ich stellte darauf die wichtigsten Punkte fest und legte sie am nächsten Tage bei der Zusammenkunft beider Monarchen vor. Sie billigten die Punktationen, und damit trennten sich die Herrscher." — Daraus ergibt sich wohl, daß damals schon Rechberg's Stellung im eigenen Ministerium

erschüttert war. — Dazu kam jetzt auch noch die ablehnende Haltung Preußens bei den Verhandlungen über den Handelsvertrag. Durch all das war die öffentliche Meinung über Rechberg's Politik, welche in dem diplomatischen Kampfe mit Bismarck nur Niederlagen erlitten hatte, arg erregt. Die Anzeichen des Zusammenbruches des Rechberg'schen Systems wurden sichtbar. Die Mißerfolge seiner Politik erregten gegen ihn einen Sturm im Ministerrathe; alle Minister, insbesondere Schmerling, traten gegen ihn auf; R. suchte sich zu halten, doch umsonst; er erklärte, er wolle eine andere Politik, als die bisher eingehaltene, acceptiren; Schmerling jedoch bestand auf Rechberg's Rücktritt, denn ohne einen entschiedenen Wechsel in der äußeren Politik könne er dem Reichsrathe, dessen Zusammentritt in wenigen Tagen bevorstand, nicht gegenüber treten. R. mußte fallen.

Im Abgeordnetenhause des Reichstages hatte R. ohnehin seit langem eine schwere Stellung; energische und sachkundige Gegner waren ihm dort oft gegenübergetreten. Bei der Debatte, Mai 1862, über den Gehalt des österreichischen Botschafters beim Vatican, Alexander Freiherrn v. Bach, suchte R. den Klagen über die Haltung der nach dem Systeme Metternich großgezogenen Beamten mit der Erklärung zu begegnen: „Sollten meine Organe den Gehorsam verweigern, sollten sie in einem andern Systeme gehen, als in dem, das die Regierung befolgt, dann wird die Regierung sie zur Ordnung bringen, sie wird zu strafen wissen". Die Erklärung klang sehr drakonisch, blieb aber auf die Beamten der alten Ordnung ohne Wirkung, wie der oben erwähnte Insubordinationsfall Biegeleben's beweist. — Im November 1862 trat R., und da mit vollem Rechte, den im Abgeordnetenhause häufig sich erneuernden Forderungen nach einer Armeereduction mit dem Hinweise entgegen, daß angesichts der europäischen Lage kein Staat daran denken könne, einen solchen Schritt allein zu wagen, da derzeit kein Staatsmann, auch nur für kurze Zeit, für die Aufrechterhaltung des Friedens eintreten könne. — Besonders heftig bekämpften (Januar 1863) Mühlfeld, Kuranda, Berger, Brinz Rechberg's Politik, und warfen ihm vor, er treibe eine Politik der Verlegenheiten. R. verwahrte sich gegen diesen Vorwurf, denn eine Regierung, die in Verlegenheiten ist, sagte er, verliert die Achtung in den Augen des Auslandes. — In der Sitzung vom 11. November 1863 verlangte Kuranda die Vorlage eines Blaubuches, um Einsicht in die Acten und Depeschen des auswärtigen Amtes zu erlangen. R. lehnte die Einsicht in die Acten ab und verweigerte die Ausgabe eines Blaubuches. — Bei der Debatte über das Budget (Ende 1863) strich das Abgeordnetenhaus das Gehalt des Botschafters beim Papste; R. sprach sich dagegen aus und vertrat die Ansicht, das Recht des Hauses bestehe nur darin, das Budget im Ganzen zu verweigern, einzelne Posten abzulehnen, stehe dem Parlamente nicht zu. Das Abgeordnetenhaus strich, das Herrenhaus jedoch stellte die ursprüngliche Ziffer wieder her.

So hatte R. in der öffentlichen Meinung, im Reichsrathe und im eigenen Ministerium allen Boden verloren und der Conflict zwischen ihm und Schmerling mußte zum Austrag gebracht werden. Beide baten den Kaiser um Entlassung, beide erklärten, daß sie nicht mehr zusammenwirken könnten. Schmerling's bedurfte man noch zur Lenkung des Reichsraths und so schied R. am 27. October 1864 aus dem Amte, nicht ohne die Erklärung abgegeben zu haben, daß Oesterreich, wenn es infolge des Handelsvertrages, den Preußen mit Frankreich abgeschlossen, schroff aufträte, zum offenen Bruche mit Preußen käme.

Ueber seinen Rücktritt erzählt R. selbst folgendes: „Eines Tages kam Esterhazy [Minister ohne Portefeuille] zu mir und sagte: ‚der Kaiser wünscht,

daß Sie ihm den Dienst erweisen, Ihre Demission zu geben!' — Uebrigens hatte ich mir am Hofe auch deshalb Feinde gemacht, weil ich auf das entschiedenste der Annahme der mexikanischen Kaiserkrone durch Erzherzog Max widerstrebt hatte. — Mein Rücktritt vollzog sich in folgender Weise. Ich erhielt eine Einladung zu einer Ministerrathssitzung, der letzten, der ich beiwohnte. Ich war erstaunt, meinen Hofrath Biegeleben dort zu sehen, der nicht hingehörte. Biegeleben legte den Entwurf einer Note gegen Preußen vor, der ich opponirte, aber ich wurde überstimmt und erklärte infolge dessen, meine Entlassung zu geben. Ich gab eine Erklärung zu Protokoll, daß die Hervorkehrung des Gegensatzes zu Preußen zum Kriege führen müsse, und vor einem solchen Wagnisse müßte ich warnen".

Bismarck schreibt gelegentlich der Entlassung Rechberg's: „über Mangel an Aufrichtigkeit habe ich bei dem Grafen R. nie zu klagen gehabt, aber er war, wie Hamlet sagt, spleenetic and rash in einem ungewöhnlichen Grade".

Rechberg's Nachfolger wurde der Statthalter und Landescommandirende von Galizien, Graf Alexander v. Mensdorff-Pouilly.

Ein Gesammturtheil über R. als Staatsmann wird jetzt wohl dahin gehen, daß seine Politik gerade in jener verhängnißvollen Zeit nach dem dänischen Kriege der Machtstellung Oesterreichs im europäischen Staatenconcerte entsprach. Sein Gedanke, Schleswig-Holstein Preußen zu überlassen, wenn dieses Oesterreich den Besitz Venedigs und des adriatischen Küstenlandes garantire, war ein gesunder; aber selbst das hielt man damals für eine Preisgebung des österreichischen Einflusses auf Deutschland, für eine unzulässige Kräftigung Preußens. R. stand daher mit der gesammten öffentlichen Meinung im Gegensatz. Fast immer versuchte R. mit Compromissen zu arbeiten; so war es bei dem Fürstentage von Frankfurt gewesen, so in den Verhandlungen wegen des Augustenburgers; dadurch hatte seine Politik das Gepräge der Unklarheit, der Unsicherheit. Auf Menschen wirken zu können, war R. versagt. Kaiser Franz Josef war zwar im wesentlichen mit ihm in Uebereinstimmung, als jedoch von allen Seiten Widersacher gegen ihn auftraten, ließ er ihn fallen. Während seiner Amtsthätigkeit und auch noch einige Zeit nachher, wurde er unterschätzt, die folgenden Ereignisse gaben ihm jedoch in manchem recht. Bismarck sprach stets mit Achtung von seiner Einsicht und seiner Rechtschaffenheit. Er hatte mit allem Eifer eine friedliche Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen erstrebt; der Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten war aber schon zu groß, und nur mit Blut und Eisen konnte er noch entschieden werden.

Bei seinem Rücktritte verlieh ihm der Kaiser den höchsten österreichischen Orden, den des goldenen Bließes. Schon am 18. April 1861 war R. als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus des österreichischen Reichsrathes berufen worden, trat aber auch nach seinem Rücktritt vom Ministerium nie bedeutend hervor. In der Debatte (Mai 1869) über den Gesetzentwurf, betreffend die Organisation des Reichsgerichtes und die Ternavorschläge für dasselbe ergriff er das Wort. Er trat dagegen auf, daß man diesem Gesetze den Titel eines Staatsgrundgesetzes gäbe, weil die Annahme dann die Zweidrittelmajorität erfordere, und bestritt die Bestimmung, daß beide Häuser des Reichsrathes Ternavorschläge für die Besetzung der Stellen beim Reichsgerichte zu erstatten hätten; diese Bestimmung widerspreche dem Principe von der Theilung der Gewalten, und das Ernennungsrecht sei vollständig der Krone zu wahren. Die ehemaligen Minister Schmerling und Krauß traten diesen Ausführungen entgegen und das Herrenhaus stimmte der Regierungsvorlage zu. — In der Debatte über das Budget für 1878 beklagte R. die Ver-

schlimmerung der finanziellen Lage, die riesige Erhöhung des Erfordernisses, als Folgen des Dualismus und plaidirte für administrative Reformen und Ersparungen in der Verwaltung. — Bei der Adreßdebatte im October 1879 legte die Majorität des Ausschusses dem Herrenhause einen dem Ministerium Taaffe mißgünstigen Entwurf vor, die Minorität machte das feudal-föderalistische Programm Taaffe's zu dem ihrigen — unter der letzteren befand sich R.

Graf R. war seit 26. Juli 1834 mit Barbara Miß Jones (geboren am 8. Juni 1813), ältesten Tochter des Thomas Jones Viscount Ranelagh, Baron von Waron vermählt. Dieser Ehe entstammt ein Sohn, Graf Louis (geboren am 4. Juli 1835), k. k. Kämmerer und Rittmeister in der Armee, seit 11. Januar 1864 vermählt mit Louise Marie Gräfin Fürstenberg (geboren am 1. August 1849).

Graf Bernhard R. starb im hohen Alter von 93 Jahren am 26. Februar 1899 auf Schloß Kettenhof bei Wien.

Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 7 Bände. München und Berlin 1901. — Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst Bismarck. 2 Bände. Stuttgart 1898. — Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. 2 Bände. Stuttgart 1897, 1898. — v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). 3 Bände. Stuttgart 1897, 1903, 1905. — Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterr., 25. Theil. Wien 1873. — Friedjung, Joh. Bernh. Graf v. Rechberg (in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch IV, 283—300. Berlin 1900). — Kolmer, Parlament und Verfassung in Oesterreich. 4 Bände. Wien und Leipzig 1902—1907. — Poschinger, Geheimblätter über die österreichische Politik (Oesterr. Rundschau IX, 1—7). — Wilhelm Ritter v. Gründorf-Zebegenyi, k. und k. Generalstabsmajor a. D., Memorabilien. (Handschrift, vom Herrn Verfasser mir gütigst zur Benützung überlassen.)

Franz Ilwof.

Reclam: Karl Heinrich R., Arzt, sehr bekannter Hygieniker und populär-medicinischer Schriftsteller zu Leipzig, geboren daselbst am 18. August 1821, studirte in Leipzig, Prag, Wien und Paris, wurde 1846 in Leipzig Doctor mit der Dissertation: „De plumarum pennarumque evolutione disquisitio microscopica“, 1858 Privatdocent, 1868 Professor e. o. der Medicin in Leipzig, war seit 1877 auch Polizeiarzt und hat sich litterarisch vorzugsweise mit der Gesundheitspflege in vielen Schriften beschäftigt, von denen wir anführen: „Nahrungsmittel und Speisewahl“ (Leipzig 1855); „Experimentelle Untersuchungen über die Ursache der Chylus- und Lymphbewegung und der Fettresorption“ (ebd. 1858); „Geist und Körper in ihren Wechselbeziehungen“ (ebd. 1859); „Das Buch der vernünftigen Lebensweise“ (ebd. 1863; 2. Aufl. 1876); „Des Weibes Gesundheit und Schönheit“ (ebd. 1864); „Der Leib des Menschen“ (Stuttgart 1870; 2. Aufl. 1877) u. v. A. Außerdem redigirte R. 1858—61 den „Kosmos“, 1869—70 die „Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“, seit 1875 die „Gesundheit“. Auch für die Einführung der Leichenverbrennung in Deutschland hat er sich besonders interessirt. R. starb am 6. März 1887.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. von Pagel, Berlin u. Wien 1901, S. 1352.

Pagel.

Reclam: Anton Philipp R., einer der originellsten und buchhändlerisch bahnbrechendsten Verleger Deutschlands, wurde am 9. Juni 1807 zu Leipzig geboren als ältester Sohn des Buchhändlers Karl Heinrich Reclam.

Im J. 1823 begann Anton Philipp seine buchhändlerische Thätigkeit durch den Eintritt als Lehrling in die Handlung des mit ihm — mütterlicherseits — verwandten Friedrich Vieweg in Braunschweig. Bei diesem geistig hochstehenden Buchhändler fand der junge Mann eine väterliche Aufnahme und die anregendste Thätigkeit, denn die Handlung Vieweg's, als Schwiegersohn Campe's, genoß damals einen mit Recht begründeten guten Ruf. Die Thätigkeit im Hause Vieweg's war von den nachdrücklichsten Einwirkungen auf den Jungbeflissenen; wir gehen kaum fehl mit der Behauptung, daß dort seine eigentliche Neigung und Liebe zum Verlegerberuf geweckt, genährt und gefördert wurde. Unmittelbar nach Beendigung der Lehrzeit trieb ihn sein innerer Drang zur Selbständigkeit, und so sehen wir ihn denn schon 1828, also kaum 21jährig, als Inhaber des „Litterarischen Museum“ in Leipzig, einer mit einem Journal-Lesezirkel verbundenen Leihbibliothek. Indessen diese monotone Geschäftsarbeit genügte dem aufstrebenden Jüngling nicht. Kaum erlaubten es nur einigermaßen seine Mittel, verlegerisch aufzutreten, führte er diesen Entschluß aus, und sein erstes von ihm erworbenes Manuscript war eine Uebersetzung aus dem Französischen. Dieser erste Versuch verlegerischer Thätigkeit muß ermuthigend auf ihn eingewirkt haben; schon im J. 1837 verkaufte er das „Litterarische Museum“ und wandte sich unter der Firma „Philipp Reclam jr.“ dem ausschließlichen Verlagswesen zu. Als reiner Verleger begann R. nun eine sehr eifrige Productivität, die ihm wesentlich erleichtert wurde durch den im J. 1839 — mit Freundesmitteln — bewirkten Ankauf der gut fundirten Haak'schen Druckerei. Die natürliche Selbständigkeit, die er sich hierdurch fremden Auftraggebern gegenüber schuf, und das Bestreben, möglichst für das eigene Geschäft zu arbeiten — ein Princip, das seitens der Firma bis heutigen Tages fast strikte durchgeführt wird —, waren von der glücklichsten Einwirkung auf die innere Ausgestaltung des Verlagsgeschäfts, und die Früchte des Erfolges traten bald zu Tage in Gestalt einer ganzen Anzahl neuer Verlagsunternehmungen. Wir nennen davon nur die verschiedenen „Bibelausgaben“, das „Schmidt'sche französisch-deutsche Wörterbuch“. Ebenso erschien bei R. in den Jahren 1842—1848 „Oettinger's Charivari“. Gleichzeitig verlegte er auch eine Reihe liberaler Schriften über Oesterreich und die österreichischen Zustände, die ihn in arge Conflicte mit der österreichischen Regierung verwickelten und die sogar so weit gingen, daß den Verlagserzeugnissen Reclam's der Vertrieb in Oesterreich untersagt wurde. Diese bitteren Erfahrungen und Hemmnisse vermochten aber R. weder schwankend noch unmuthig zu machen; vielmehr waren sie für ihn insofern von einem gewissen Nutzen, als er seine Thätigkeit mehr concentrirte, daß er sich bestrebte, neue, das Ganze umfassende Unternehmungen von dauernder Gangbarkeit zu schaffen.

Hervorzuheben sind unter diesen durchweg stereotypirten Werken die lateinischen und griechischen, von Koch herausgegebenen „Klassikerausgaben“, Mühlmann's weitverbreitetes „lateinisches Schulwörterbuch“, ferner, gewissermaßen als Vorläufer der billigen Classiker-Ausgaben, „Shakespeare's Werke“, die, nebenher bemerkt, einen enormen Absatz erzielten, und eine Reihe anderer Verlagswerke. Diese reiche und umfassende Thätigkeit führte einen bedeutenden Aufschwung des Geschäfts herbei und der bereits erwähnte enorme Erfolg der Shakespeare-Ausgabe übertrug sich auch auf die anderen billigen Classiker, welche R. unmittelbar nach dem im J. 1867 in Kraft getretenen Gesetz, wonach die Werke aller nach 30 Jahren und länger verstorbenen Autoren Gemeingut der Nation wurden, ins Leben rief. Wir nennen davon nur Schiller's, Goethe's, Lessing's, Hauff's Werke, u. A.

In diesen so erfolgreichen Verlagswerken sind nun sicherlich auch die An-

fänge für ein anderes, und zwar das größte Verlagsunternehmen Reclam's zu suchen. Wir meinen die im J. 1867 begonnene „Universalbibliothek", ein Sammelwerk, das sich von Anfang an die Aufgabe stellte, die Werke großer Dichter und Denker durch einen niedrigen Preis allen Schichten des deutschen Volkes zugänglich zu machen. Dieses Unternehmen, anfänglich mit recht scheelen Augen betrachtet, konnte aber in der Folge nicht ignorirt werden, schon darum nicht, weil das Publicum diese Unternehmungen verlangte. Gegenwärtig sind diese typisch gewordenen gelben Heftchen in ungezählten Millionen von Exemplaren verbreitet und auf der ganzen gebildeten Welt heimisch geworden.

Das Geheimniß dieses beispiellosen Erfolges ist einmal in dem wirklichen Bedürfniß nach solch billigen Ausgaben zu suchen, zum andern in der Thatsache, daß R. mit seinem ungemein weitschauenden Blicke diesem Bedürfniß Rechnung zu tragen wußte. Der Erfolg dieses Unternehmens steht wohl im Buchhandel einzig da; keine der verschiedenen Concurrenz-Ausgaben kann sich bezüglich der Popularität und des Umfanges mit ihm messen, keine steht auf so festem Grunde als die Reclam'sche Universalbibliothek. R. beschränkte sich hierbei nicht ausschließlich auf die sogenannten Classiker.

Er erweiterte den Rahmen, indem er alle wissenschaftlichen Disciplinen, alle populär-wissenschaftlichen Gebiete in das Unternehmen hineinzog und es in gewissem Sinne zu einer auf breitester Grundlage ruhenden Encyklopädie ausgestaltete. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet hat die Universalbibliothek auf die Verbreitung von Wissen und Bildung in ganz bedeutender Weise eingewirkt, denn alles, was menschliches Wissen und Bildung an Lese- und Lehrstoff verlangen, fand eine Stätte in Reclam's Universalbibliothek. Einen zuverlässigen Beleg für diese Ausführungen liefert der bekannte grüne Verlagskatalog, der, nach Materien geordnet, erkennen läßt, welch ungemein reges Arbeitsgebiet R. in seiner Universalbibliothek umfaßt und auch ausgefüllt hat.

Der bedeutende Erfolg dieses Unternehmens und des übrigen Verlages führte zu einer geradezu rapiden Vergrößerung des Geschäfts, besonders in Hinsicht auf die Druckerei, bei welcher eine Vermehrung der Schnellpressen sich als unumgänglich nothwendig herausstellte. Das eigene Geschäftshaus reichte bald für diese Vergrößerung nicht mehr aus, und auch in räumlicher Hinsicht war eine bedeutende Erweiterung die natürliche Folge. R. entschloß sich zu einem Neubau größten Stiles und errichtete diesen auf einem großen, in der Kreuzstraße gelegenen Terrain. Seit dem Jahre 1887 dient dieses imposante Geschäftshaus den Zwecken der Weltfirma, die ihrer ganzen Anlage nach räumlich und innerlich einer stetigen Weiterentwicklung und Ausdehnung entgegengeht, denn für Jahre hinaus ist die Firma bereits mit hunderten von neuen Vertragsabschlüssen versorgt, eine Thatsache, die gleichzeitig auch den Weiterausbau der Universalbibliothek um hunderte von weiteren Nummern gewährleistet. So ist das anfänglich bescheiden aussehende Unternehmen zu einer Höhe gelangt, die der Urheber dieses Gedankens zweifellos selbst nie geahnt, viel weniger erwartet hat. Auf diesem Unternehmen baute sich die Weltfirma auf.

R. hat mit bewunderungswürdiger Ausdauer seine Universalbibliothek gefördert; er verwuchs allmählich ganz mit derselben und bis zu seinem Tode leitete er in Verbindung mit seinem einzigen Sohne Hans Heinrich das Geschäft. Fest begründet steht das von ihm geschaffene Geschäftshaus da und seine Schöpfung wird, um mit unserm Dichterfürsten zu reden, noch nach hundert Jahren dem Enkel in Wort und That wiederklingen!

Als Mensch war R. ein biederer, aber derber Charakter. Doch trotz seiner scheinbaren Rauhheit besaß er ein warmes Herz und Mitgefühl, das besonders seinem zahlreichen Personal gegenüber zum schönsten Ausdruck gelangte. Alles blickte mit Liebe und Verehrung zu ihm auf, und nichts ist bezeichnender für die Werthschätzung dieses Mannes als die Worte, die ein Angestellter des Geschäfts seinem entschlafenen Chef am Sarge nachrief: „Im Namen des Geschäftspersonals lege ich diesen Kranz am Sarge unseres dahingeschiedenen Chefs nieder als ein Zeichen des Dankes für die allseitige Gerechtigkeit und Güte, die der Verstorbene uns Untergebenen bewiesen hat, und als ein Zeichen unserer aufrichtigen Verehrung. Der Entschlafene hat ein langes Leben hindurch rastlos geschafft und Erfolge erzielt, wie sie selten einem Manne zu Theil werden. Aber das Märchen vom ‚Glück haben‘ findet hier keine Anwendung. Durch eigene Kraft, nur durch unermüdlichen Fleiß und eine eiserne Energie hat so Großes erreicht werden können. In dieser Hinsicht wird uns Arbeitern der Verstorbene stets ein leuchtendes Vorbild sein. Sein Andenken werden wir in hohen Ehren halten, wie bisher, so in aller Zukunft. Das gelobe ich im Namen Aller“.

Nahezu siebzig Jahre hatte R. geschäftlich wirken können. Als er abgerufen wurde zu dem besseren Jenseits, hinterließ er ein auf den solidesten Grundlagen ruhendes Geschäft.

R. wandelte seine eigenen Bahnen; so blieb er von Widersachern nicht verschont. Und in Wahrheit ist R. in nicht geringem Maaße angefochten worden, besonders der angeblich geringen Honorare wegen, die er den Autoren zahlte, und des nachtheiligen Einflusses wegen, den seine billigen Ausgaben zur Folge gehabt haben sollen. Aber wer sich selbst vertraut, scheut keine Concurrenz, und vielfache Anfeindungen sind lediglich nur der Mißgunst entsprungen.

Ein auf so breiter Grundlage ruhendes Unternehmen, wie die Universalbibliothek, schloß es in sich selbst aus, jedes neue Bändchen als „Schlager“ zu bezeichnen. Viele, viele Nummern haben sich über einen relativ mäßigen Absatz nicht hinausgeschwungen, während andere wieder einen Riesenerfolg hatten und noch haben werden. Inwieweit auch Klagen dieserhalb begründet sind, können wir hier nicht untersuchen. Seine Rechnung fand R. ganz gewiß, dazu war er ein viel zu gewiegter Geschäftsmann, und hat lediglich nur das gethan, was Andere vor ihm thaten und nach ihm thun werden.

Groß ist die Anzahl der Autoren, die darnach strebten, zur Reclam-Gemeinde zugelassen zu werden, und wer, wie dies so häufig der Fall war und noch ist, spätere Wiederkehr übt, kann so sehr betrübt nicht von dannen gezogen sein.

Reclam's Name ist ein Universalbegriff geworden. Universal ist auch die Bedeutung seiner Schöpfung, und sein Erbe und Sohn, Hans Heinrich R., hat die schöne wie schwere Aufgabe, diese Schöpfung des Vaters weiterzuführen und auszubauen. An ihm und seinen Nachfolgern ist es, das Vermächtniß zu wahren und zu mehren zum Andenken des Mannes, der zu einem echten und rechten Pionier für Bildung und Wissen geworden ist.

Karl Fr. Pfau.

Redwitz: Oskar Freiherr von R.-Schmölz entstammt einem alten, weitverzweigten, früher reichsunmittelbaren fränkischen Adelsgeschlechte, das heute noch in den beiden Hauptlinien der Hassenberger und Theisenrother existirt. Aus der Speciallinie Schmölz der letzteren ist der Dichter hervorgegangen. Er wurde geboren am 28. Juni 1823 zwischen den düstern Mauern des Zuchthauses zu Lichtenau in der Nähe von Ansbach in Mittelfranken, wo

sein Vater, Freiherr Ludwig v. Redwitz, das Amt eines Directors bekleidete. Die Mutter, eine Nichte des bekannten Hainbundmitgliedes Johann Martin v. Miller, hat dem Sohne die Lust zu fabuliren nicht nur vererbt, sondern auch in ihrem dichterisch angehauchten Sinne dem poetischen Gemüth des Knaben reichlich Nahrung geboten. Nur zwei Jahre weilte dieser mit den Eltern in seinem Geburtsorte. 1825 wurde nämlich Ludwig v. Redwitz vom Lichtenauer Zuchthaus als Inspector an das Centralgefängniß in Kaiserslautern versetzt. In Speyer, wohin der Vater auf sein Ansuchen 1829 als Adjunct an das neu errichtete Zollamt berufen worden war, trat Oskar, dessen Erziehung einen nichts weniger als aristokratischen Charakter trug, nach einem zweijährigen Besuche der Elementarschule in die erste Gymnasialclasse ein. Nach fünfjährigem Aufenthalte in der alten Kaiserstadt brachte die Beförderung des Vaters zum Oberzollinspector die Familie nach Schweigen, nahe an der elsässischen Grenze. Da der Ort keine höhere Schule besaß, erhielt der junge Gymnasiast seine weitere Ausbildung im Collège communal zu Weißenburg, das eine halbe Stunde von Schweigen entfernt liegt. Schon nach drei Jahren mußte er sich wieder in den Unterrichtsgang eines deutschen Gymnasiums einarbeiten, da Ludwig v. Redwitz 1837 in der gleichen Eigenschaft als Oberzollinspector nach Zweibrücken versetzt wurde. Noch einmal wechselte dann der Studienaufenthalt durch die Berufung des Vaters nach Speyer. Hier bestand Oskar im Herbst 1841 mit gutem Erfolge das Abgangsexamen. Zu Anfang des Wintersemesters bezog er dann die Universität München, an der er mit Ausnahme eines Semesters in Erlangen fünf Jahre verblieb und sich nach einem viersemestrigen philosophischen Cursus dem Studium der Jurisprudenz widmete. Als Student war er Mitglied des Corps Franconia. Obschon er sich um sein Fachstudium, dem er bei seiner schwärmerischen, idealen Geistesrichtung keinen Geschmack abgewinnen konnte, nie viel gekümmert hatte, legte er doch Herbst 1846 das Staatsexamen mit der Note I ab. Er kehrte dann in das elterliche Haus nach Speyer zurück und trat hier auf dem Landcommissariate als Rechtscandidat in die Verwaltungspraxis ein. Noch in München war dem Dichter unter dem Einflusse der „widerwärtigen Stimmung", welche die politisch-revolutionäre Tagespoesie auf ihn machte, „wie ein vom Himmel urplötzlich in seinen Geist gefallenes Saatkorn" die Idee der „Amaranth" gekommen und unter andauerndem, heftigen Conflicte zwischen Pflichtstudium und Poesie der I. Cyklus des Gedichtes fertiggestellt worden. In Speyer gedieh die Dichtung bis zum III. Cyklus unter dem wesentlichen, den Geist des Ganzen umgestaltenden Einflusse Wilhelm Molitor's, dessen Bekanntschaft der Dichter schon in seinem vorletzten Gymnasialjahre gemacht hatte. Im November 1847 ging R. zur specielleren juristischen Praxis über auf dem Bureau des Rechtsanwalts Hubert Horn in Kaiserslautern, der einstigen Stätte seiner Knabenspiele. Bei täglich achtstündiger, geisttödtender Kanzleiarbeit brachte R. hier bis zum März 1848 den III. Cyklus der „Amaranth" zu Ende. Der im April desselben Jahres erfolgte Tod des Vaters, der einen tiefen Eindruck auf den empfindungsreichen Sohn machte, hatte für diesen die Erfüllung lästiger Pflichten, wie Uebernahme der Güter, Testamentsvollstreckung, im Gefolge. In dieser sorgenumdüsterten Zeit trat ihm ein Wesen nahe, das seinem Dichtergenius neue Fruchtbarkeit und Schaffensfreude brachte und in dem er die wahre Verkörperung des poetischen Phantasiebildes fand, das er in der Gestalt und in dem Wesen der Amaranth von seiner eigenen zukünftigen Lebensgefährtin sich dichterisch gemalt hatte. Im Juli verlobte R. sich nämlich mit der anmuthigen, erst fünfzehnjährigen Mathilde Hoscher, die mit ihrer verwittweten Mutter auf dem durch den Reichswald von Kaiserslautern getrennten

Hofgute Schellenberg weltabgeschieden lebte. Die andere Herzensbraut des Dichters, „Amaranth“, machte nun wieder herrliche Fortschritte, und im Februar 1849 trat aus dem Verlage von Kirchheim & Schott in Mainz das erste Kind der Muse des noch nicht 25 jährigen Poeten seinen Gang in die Oeffentlichkeit an. Hier war sein Erscheinen ein so stürmischer und rascher Sieg, wie ihn, abgesehen von Herwegh mit seinen „Liedern eines Lebendigen“, kein deutscher Dichter in jenen Jahrzehnten errungen hat. Diese Thatsache hat ihren Hauptgrund in der ganzen Stimmung der Zeit. Nach dem ohnmächtigen Verwehen des deutschen Völkersturmes hatte allmählich ein Umschwung in Politik, Kirche und Litteratur Platz gegriffen, und gegenüber den Reactionsbestrebungen der einen Partei hatte sich die Ruhe der Niedergedrücktheit und Enttäuschung der anderen geltend gemacht. Da erschien die ganz im Geiste der ersteren gehaltene „Amaranth“ und wurde natürlich von diesen mit Jubel aufgenommen. Die gegensätzliche Richtung ließ das Werk anfangs unbeachtet, setzte aber schließlich mit vernichtenden Kritiken ein, die größtentheils von Voreingenommenheit getragen waren, ein Vorwurf, der auch mancher Würdigung von katholischer Seite nicht erspart werden kann.

Während der ersten Monate des Jahres 1849 hatte R. in Mainz geweilt, um den Druck seiner poetischen Erstlingsgabe persönlich zu leiten. Dann begab er sich auf längere Wochen nach München, wo der Sänger der „Amaranth“ in allen Kreisen enthusiastisch gefeiert wurde. Von hier kehrte er auf das väterliche Gut seiner Braut zurück, das er schon nach 14 tägigem Aufenthalte verlassen mußte, um sich einer vierwöchentlichen Cur in der Kaltwasserheilanstalt Weinheim im Badischen zur Heilung seiner Kopfnerven zu unterziehen. Nach erfolgter Besserung bereitete er sich in Schellenberg auf die große juristische Staatsprüfung vor, die er im December mit sehr gutem Erfolge bestand. Im Mai des folgenden Jahres siedelte R., der dem Dienste der Themis endgültig entsagt hatte, um sich als freier Mann ganz dem Dichterberufe hinzugeben, nach Bonn über. Hier weilte er, eine Reise durch Belgien und einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Seebade Blankenberghe an der Nordsee abgerechnet, bis Ostern 1851 und studirte unter Karl Simrock Mittelhochdeutsch und Litteratur. Schon vorher hatte er sich ohne Erfolg in einem vertrauten Privatbriefe an den König Max II. um eine außerordentliche Professur an der Universität München beworben, wie sie später an Geibel, Heyse und Bodenstedt verliehen wurde. In Bonn brachte der Dichter sein zweites Werk: „Das Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum“, zu dem er den Grund schon in München gelegt hatte, zum Abschluß. Es erschien im Juni 1850 und wurde vom Publicum günstig aufgenommen. Die Universität Würzburg verlieh R. noch im selben Jahre wegen seiner beiden Dichtungen, „In quibus generosum christianae religionis in jus ac dignitatem restituendae studium spirat“, die Ehrendoctorwürde. Mitte April 1851 finden wir den Dichter wieder in Schellenberg, wo er am 6. Mai seine Braut heimführte. Nachdem er den Sommer mit ihr zur Fortsetzung seiner Studien in Bonn zugebracht hatte, wurde er im Herbst als außerordentlicher Professor der Litteraturgeschichte und Aesthetik nach Wien berufen, wo er im Sommersemester 1852 Vorlesungen hielt über das Thema: „Die griechische Tragödie im Allgemeinen und insbesondere ästhetische Erklärung der Antigone im Urtext.“ Diesen Stoff hatte er im Winter mit Hülfe seines „Instructors“, des Philologiestudenten Gottfried Muys aus Crefeld ausgearbeitet. Dem nicht streng wissenschaftlich für diese Stellung ausgebildeten Dichter wurde die Lage bald unerträglich, und er entzog sich ihr nach einsemestriger Thätigkeit durch einen längeren Urlaub, der in eine endgültige Niederlegung der Professur überging.

R. kehrte in die Waldeinsamkeit von Schellenberg zurück und lebte dort die folgenden zwei Jahre ganz der Poesie. 1852 gab er seine gesammelten „Gedichte" heraus, die theilweise schon im Gruppe'schen Musenalmanach erschienen waren. Im „einsam alten Meierhause" entstand auch die erste dramatische Schöpfung des Dichters, die Tragödie „Sieglind", die 1854 erschien und dem Verfasser „statt Lorbeer Disteln auf den Hut" brachte. R. hat sie mit dem „Märchen" selbst am besten charakterisirt, indem er seiner Familie verbot, diese beiden Erzeugnisse seiner Muse jemals in eine Gesammtausgabe seiner Werke aufnehmen zu lassen. Im J. 1854 übernahm er die alten Stammgüter Schmölz und Theisenroth bei Kronach und wohnte auf dem romantisch gelegenen Schlosse Schmölz. Mit begeistertem Eifer gab der allgemein beliebte Landedelmann sich der Bewirthschaftung des Gutes hin, ohne aber die Poesie zu vernachlässigen. Während des Schmölzer Aufenthaltes entstanden vielmehr die historischen Dramen: „Thomas Morus" (1856), „Philippine Welser" (1859) und „Der Zunftmeister von Nürnberg" (1860). Mit den beiden letzten Stücken errang der Dichter berechtigten guten Erfolg, während der „Thomas Morus" niemals für die Bühne bestimmt war. Noch vor dem Erscheinen dieses Trauerspiels hatte das heitere, sonnige Familienglück des Dichters einen empfindlichen Schlag erlitten durch den raschen Tod zweier seiner sechs Kinder, die am gleichen Tage vom Scharlachfieber hinweggerafft wurden. Die 4 übrigen Kinder, 2 Söhne und 2 Töchter, leben noch heute und befinden sich in den angesehensten Stellungen. Die jüngere Tochter, Marie, ist auch litterarisch hervorgetreten mit den Novellensammlungen „Ost und West" (1888), „Aus der Töchterschule ins Leben" (1889) und „Ins eigene Heim" (1891). An den beiden letzten Veröffentlichungen ist sie als Mitverfasserin betheiligt. — Die Tragödie „Der Doge von Venedig" entstand zum großen Theile noch während der Schmölzer Jahre, wurde dort aber nicht mehr vollendet. — Gegenüber der stark religiös gefärbten Tendenz, die der Dichter in seinen Erstlingswerken offen vertritt, tragen die Dramen von der „Philippine Welser" bis zum „Dogen von Venedig" einen conservativen, indifferenten Charakter, der einen Umschwung im religiösen Geistesleben des Autors bekundet. Im bürgerlichen Leben trat diese Wandlung klar zu Tage. Als R. in Schmölz zum Abgeordneten für die bairische Kammer gewählt wurde, schloß er sich der liberalen Partei an, die den Sturz des reactionären, regierungsfreundlichen Ministeriums v. d. Pfordten-Reigersberg herbeiführte. Er behielt das Mandat bis 1866, wo er es krankheitshalber niederlegte. Nachdem im J. 1861 die beiden Stammgüter in den fideicommissarischen Besitz der freiherrlichen Familie v. Egloffstein übergegangen waren, siedelte R. aus Gesundheitsrücksichten nach München über. Hier veröffentlichte er 1863 die Tragödie „Der Doge von Venedig" und schrieb in den Jahren 1864—69 den dreibändigen Roman „Hermann Stark", der die poetisch ausgeschmückte Selbstbiographie des Dichters darstellt und dessen religiöses und politisches Glaubensbekenntniß enthält. König Max II. von Baiern zeichnete R. aus durch Verleihung des Maximilianordens für Kunst und Wissenschaft, nachdem er ihn schon während des Aufenthaltes in Schmölz mit der Würde eines Kämmerers bekleidet hatte. Gelegentlich des Todes dieses Herrschers (1864) entstand die kleine Schrift von R.: „Mit einem Königsherzen eine Fahrt von München nach Altötting", worin er in einfacher, anziehender Prosa die Ueberführung der Leiche des Königs schildert, an der er als Kämmerer theilnahm. In München unterhielt er intimen persönlichen und brieflichen Verkehr mit Bodenstedt, Paul Lindau, Kaspar Zumbusch, Trautmann, Dr. Franz Binder, Prof. v. Riehl u. A. m.; ferner sind aus jenen und späteren Jahren noch Briefe an den Dichter vor-

handen von Robert Hammerling, Felix Dahn, Dingelstedt, Laube, Eugen Salinger, Franz v. Lenbach, der Redwitz' Bild malte, Ernst v. Wildenbruch, Georg Ebers und dem berühmten Schauspieler Devrient. — In den Jahren 1866—69 brachte er die Wintermonate seines Asthma- und Nervenleidens wegen in Meran zu. October 1870 zog er auf Drängen der Aerzte nach Aschaffenburg. Fern ab von dem Wüthen des großen Völkerkrieges dichtete er hier vom September 1870 bis April 1871 „Das Lied vom neuen Deutschen Reich“ in fast fünfeinhalbhundert Sonetten, das seinen Namen im ganzen deutschen Volke hell erklingen ließ. Kaiser Wilhelm, der Kronprinz, Bismarck und Moltke übersandten ihm ihre Anerkennung in lobenden Handschreiben, und König Ludwig von Baiern verlieh ihm den Verdienstorden der bairischen Krone. 1872 kehrte der Dichter in das milde Klima von Meran zurück; er kaufte die „Villa Möser“ in Obermais, versah sie mit schönen Parkanlagen und schmückte diese mit einer von Zumbusch gemeißelten Schillerbüste, wovon die Besitzung den Namen „Schillerhof“ erhielt. Aber auch hier stellte sich sein Nervenleiden bald wieder ein, und zwar mit solcher Wucht, daß R. 1873 anfing, Morphium zu gebrauchen. Dieses Linderungsmittel hat er jahrelang benutzt; zweimal machte er alle Qualen einer Vergiftung und Entwöhnungscur durch, und 63000 Stichwunden bedeckten schließlich seinen Körper. Mitten in der schmerzvollen Krankheit blieb sein dichterischer Schaffensdrang ungeschwächt. Abgesehen von den unbedeutenden Lustspielen „Die erste Violine“, „Die Gräfin von Provence“, „Psychologische Studien“, und „Schloß Monbonheur“, vollendete er im Juni 1878 die epische Dichtung „Odilo“, die seinen völligen Bruch mit der früheren Weltanschauung darstellt. Das 1882 erschienene episch-lyrische Werk „Ein deutsches Hausbuch“, worin der Dichter das Idealbild einer deutschen Familie aus dem gebildeten Mittelstande malt, entstand theils in Meran, theils in dem Bade Gossensaß am Brenner, wo R. die heißesten Sommermonate zuzubringen pflegte. Am Abende seines Lebens wandte er sich ganz dem Roman zu, weil „er empfand, wie sich das Publicum immer mehr von Versen abwandte“. 1884 erschien der Roman „Haus Wartenberg“, mit dem der Verfasser einen guten Erfolg zeitigte; 1887 „Hymen“ und zwei Jahre darauf des Dichters letztes Werk, der Roman „Glück“. Die beiden letzten Leistungen wurden mit Recht nur wenig beachtet. Im Sommer 1890 ging R., dessen körperliches Leiden sich allmählich bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte, nach Aussee im österreichischen Salzkammergut in Dr. Schreiber's „Alpenheim“. Noch im selben Jahre kehrte er von hier, nach kurzem Aufenthalte in München und in Gossensaß, wo er auch mit Ibsen zusammentraf, schwer leidend nach Meran zurück. Weil sich die häusliche Pflege sehr schwierig gestaltete, wurde der körperlich ganz gebrochene Dichter, dessen Geist aber nichts von seiner Klarheit eingebüßt hatte, auf seinen ausdrücklichen Wunsch am 3. Juni 1891 nach der Nervenheilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht, wohin ihn seine mit unermüdlicher Sorgfalt ihn pflegende Gattin begleitete, die noch heute in München lebt. Am 6. Juli erlöste endlich ein sanfter Tod — es trat Herzschlag ein — den Sänger der „Amaranth“ und des „Odilo“, der den Bruch mit allem religiösen Formenwesen bis zum letzten Augenblicke aufrecht erhalten hat, von seinen großen Schmerzen. Die Leiche wurde am 10. Juli auf dem nördlichen Friedhofe in Baierns Hauptstadt beigesetzt. Der „Redwitz-Platz“ in Gossensaß mit der dort 1892 aufgestellten Redwitz-Büste, sowie das 1894 enthüllte Redwitz-Denkmal in Meran legen von der Verehrung, die dem Dichter in weiten Kreisen gezollt wurde, beredtes Zeugniß ab.

Angesichts der großen Anzahl seiner Werke ist Redwitz' litterarische Bedeutung im Allgemeinen gering. Als Lustspieldichter kommt er überhaupt nicht

in Betracht. In den Dramen offenbart er ein bedeutendes Talent; doch gehen seine Schöpfungen, weil ihnen Eigenart und die Größe der Genialität fehlen, „in der Masse ihrer Geschwister spurlos verloren". Ebenso verhält es sich mit seinen Romanen. Hier ist R. heute so völlig überholt, daß er in dieser Beziehung wohl kaum wieder zur Geltung kommen wird. Als patriotischer Dichter verdient er aber unstreitig mehr Beachtung und bessere Würdigung, als man ihm bisher hat zutheil werden lassen. Hervorragende und dauernde Bedeutung hat der fränkische Poet mit seinem Erstlingswerke gewonnen, und zwar sowohl in rein litterarhistorischer wie auch speciell poetisch-ästhetischer Hinsicht. Immer wird und muß der Sänger der „Amaranth" als der einflußreichste Vertreter, ja als der Typus der Reactionsdichtung der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Litteraturgeschichte genannt werden, da er in dieser Beziehung einen Geibel, Strachwitz, Putlitz weit in den Schatten stellte. — Als poetische Leistung betrachtet, hat das lyrisch-epische Versepos unübersehbare und unverwischbare Mängel, die einen ungestörten ästhetischen Genuß des Ganzen schwer machen und von denen der größte die verfehlte Charakterisirung einzelner hervorragend an der Handlung betheiligter Personen, besonders des Haupthelden, ist. R. begeht hier den Grundfehler, daß er den Charakter durch die Situationen entstehen läßt, während doch umgekehrt der Charakter die Situationen hervorrufen muß. — Den Mängeln steht aber eine große Zahl duftiger, dichterischer Schönheiten gegenüber. Die Sprache, die dem romantischen Charakter des Minnesanges entsprechend einen weichen Ton zeigt, handhabt R. mit großer Gewandtheit und in dem stetigen Wechsel der verschiedensten Versmaße und Strophenformen, der wohl allzu häufig ist, um im Ganzen künstlerisch zu wirken, bekundet er vollendete Meisterschaft. Die schönste Kraft offenbart der Dichter in den Naturbildern und in der Liebeslyrik. Hier bietet er liebliche Gaben und bewährt er sich als gewandten lyrischen Dichter, hinter dem der epische zurückstehen muß.

Historisch-politische Blätter für das kath. Deutschland, Band 23, 30, 31, 39, 42, 47. — Blätter für litterarische Unterhaltung, Jahrgang 1849, 1851, 1852, 1853, 1854, 1857, 1861, 1863, 1866, 1869, 1895. — Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth u. s. w., Frankfurt 1852, 1857, 1861. — Oskar v. Redwitz und seine Dichteraufgabe, Mainz 1853. (Anonym erschienen; Verfasser Wilh. Molitor.) — Harmlose Plaudereien eines alten Münchners, von Otto v. Völderndorff. Neue Folge, München 1898. — Ostdeutsche Post (Wiener polit. Blatt). Wien 1856, Nr. 273. — Wiener Zeitung, 1860, Nr. 26. — Der Salon, von Nordmann. Wien 1854, S. 93. — Neue Freie Presse, Wien 1871, 1872, 1891, 1894. — Feuilleton der Presse (Wiener Morgenblatt) 1868. — Wiener Kirchenzeitung, 1856, Nr. 99 ff. — Wiener Almanach, herausgegeben von J. Jäger. Wien 1900. — Wiener Allgemeine Litteraturzeitung, 1855, S. 38; 1857, S. 29; 1860, S. 417; 1863, S. 264. — Deutschland (polit. Zeitung), 1856, 1857. — Allgemeine Zeitung, Augsburg 1869, Nr. 355, 357; 1871, Nr. 31. — Beilage zur Augsburger Postzeitung, 1853, Nr. 280; 1856, Nr. 261. — Kehrein Joseph, Biographisch-litterarisches Lexikon der kath. deutschen Dichter im 19. Jhdt. Zürich, Stuttgart, Würzburg 1870, II. Bd. — Allgemeine Zeitung, München 1896, 1897. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1891, 10. December; 1894, Nr. 25 ff. — Europa, Chronik der gebildeten Welt. Leipzig 1854, Nr. 43. — Wendelin Böheim, Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters. Innsbruck 1894. — Daheim. (Eine Wochenschrift.) 1871, Nr. 45. — Monatsblätter für deutsche Litteratur, 1902. — Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegen-

wart, Leipzig 1869, Jahrg. V, Heft 13. — Fremdenblatt von Gustav Heine. Wien 1871, Nr. 165. — Der Salon für Litteratur, Kunst und Gesellschaft; herausgeg. von E. Dohm und J. Rodenberg, Leipzig, Bd. 8. — Ludwig Foglar, Illustrirtes Haus- und Familienbuch. Wien und Leipzig 1862. — Adalbert Stifter's Briefe, herausgeg. von J. Aprent, 3 Bde. Pest 1869. — Karl Goedeke, Em. Geibel. Stuttgart 1869. — J. v. Schenkel, Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts. — Wolfgang Menzel's Litteraturblatt, 1854. — L'Illustration, journal universel. Paris 1863. — Die Grenzboten. XI. Jahrgang, 1. Semester; 1852, Nr. 14. — Herm. Thom, Deutsche Dichter in Wort und Bild. Leipzig 1897. — Revue des deux mondes. 2. Augustheft 1852. — Ergänzungsheft zu jedem Conversationslexikon von Fr. Steger. Leipzig und Meißen, Bd. 8, S. 235. — Euphorion, Jahrgang 1897, IV, III. Ergänzungsheft. — Die Gartenlaube, Jahrgang 1878. — Der Katholik, eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung. Neue Folge. Mainz 1850, I. Bd., S. 569 ff. — Deutsche Revue, 1884. — Rosenkranz, Aesthetik des Häßlichen. — Ay Kellen, Katholische Dichter. Essen 1898. — Karl Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller. Berlin 1862. — Monatsblätter für neuere deutsche Literatur, 1901, 1902. — Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, von K. Barthel. — Die deutsche Litteratur der Gegenwart, von R. Prutz. — Scherr, Allgemeine Litteraturgeschichte. 4. Aufl., II. Bd. — J. A. Moritz Brühl, Geschichte der katholischen Litteratur Deutschlands. — Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. IV. Bd., 8. Aufl. Leipzig 1887. — Rudolf Gottschall, Die dtsch. Nationallitteratur in der I. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Bd. I u. III. Breslau 1861. — Siegellind, ein Normallustspiel von Wilh. v. Merkel. Berlin 1854. — Ludwig Eichrodt's Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1890, Bd. II. — Keiter, Zeitgenössische kath. Dichter Deutschlands. Paderborn 1884. — Männer der Zeit, Biographisches Lexikon 1860. — Dr. Michael Maria Rabenlechner, Oskar v. Redwitz' religiöser Entwicklungsgang. Frankfurter Broschüren 1897, Bd. XVIII, Heft 1. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1873. 25. Bd., S. 126 ff. — Deutscher Hausschatz. Regensburg 1891, 17. Jahrg., S. 782. — Brümmer, Dichterlexikon. 4. Aufl., 3.—4. Bd. Reclam 3531 bis 3535. — Die Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, herausgegeben u. A. von Elias u. Osborn, Stuttgart 1892. — Stimmen aus Maria-Laach XVI, 222; XXII, 302 ff.; XV, 547—552.

B. Lips.

Rée: Anton R., Schulmann, geboren in Hamburg am 9. November 1815, † daselbst am 13. Januar 1891, war ein Sohn des jüdischen Kaufmanns B. J. Rée, Hofbankiers des Königs von Dänemark. Die günstigen äußeren Verhältnisse des Vaters erlaubten ihm, für die Erziehung seiner Familie einen Hauslehrer zu halten. R. besuchte die hamburgischen gelehrten Anstalten, das Johanneum und das akademische Gymnasium und bezog mit seinem Hofmeister Ostern 1835 die Universität Kiel, um unter A. H. Ritter (s. A. D. B. XXVIII, 673) Philosophie zu studiren. In Kiel ward er zum Doctor der Philosophie cum laude promovirt. Rée's Absicht, die akademische Laufbahn zu betreten, konnte aber infolge von großen Vermögensverlusten seines Vaters nicht verwirklicht werden. Er mußte eine Thätigkeit erwählen, durch die er sich seinen Lebensunterhalt erwerben konnte und wurde Lehrer an der israelitischen Freischule von 1815, der er seine ganze Kraft bis an sein Lebensende widmete. Die Gründung dieser Anstalt war 1815 aus einer besonderen Tendenz hervorgegangen: sie sollte ihre jüdischen Schüler in der nach den

Freiheitskriegen unter den gebildeten Juden herrschenden vaterländischen Gesinnung erziehen; demnach, wie es in einem Paragraphen der alten Statuten heißt, sollte „ihr hauptsächlichstes Augenmerk sein die Auslöschung aller Eigenthümlichkeiten in Sitten, Sprache und äußerem Verhalten ihrer Schüler“. Eduard Kley (s. A. D. B. XVI, 181) war seit 1817 Leiter dieser zweiclassigen Schule, in der er zuerst eine Art Gottesdienst mit deutschen Gesängen einführte und von dieser Neuerung aus die Reformgemeinde des „neuen israelitischen Tempels“ gründete. Im J. 1848 wurde R. sein Nachfolger, und in dieser Stellung wirkte er sowohl für die Hebung der Freischule als auch gemeinsam mit Gabriel Riesser (s. A. D. B. XXVIII, 586) für die Emancipation der Israeliten. Als Mitglied der im J. 1848 gewählten constituirenden Versammlung zum Entwurf einer neuen Verfassung Hamburgs und als Mitglied der Bürgerschaft hatte R. Gelegenheit für beide Ziele seines Strebens, die Gründung von staatlichen Volksschulen und die sociale und politische Gleichstellung der Israeliten vielfach mit Eifer und Energie einzutreten und seine Pläne darzulegen. Damals war in Hamburg kein Schulzwang und neben Privatschulen, Kirchen- und Stiftsschulen gab es zwar staatliche Armenschulen, aber keine staatlichen Volksschulen. In der constituirenden Versammlung sprach R. im J. 1848 seine Idee über Staat und Schulwesen mit den Worten aus: „Der Staat ist wesentlich nichts anderes als die Offenbarung und Entwicklung der sittlichen Ideen, und mit dem Jahre 1848 muß die Ueberzeugung durchgedrungen sein, daß der Staat auch für die Bildung aller seiner Angehörigen Sorge tragen muß.“ Demgemäß erklärte die genannte Versammlung, daß der Staat für die Bildung der Jugend durch öffentliche Lehranstalten, namentlich durch Volksschulen, die allen Volksclassen gemeinsam sein müßten, zu sorgen habe. Mit dem Abflauen der stürmischen Bewegung von 1848 löste sich auch 1850 die constituirende Versammlung auf; die sogenannte Neunercommission wurde mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung betraut und demnach 1862 die „interimistische Oberschulbehörde“ eingesetzt mit der Aufgabe, den Entwurf eines Unterrichtsgesetzes vorzulegen. Dies erschien am 2. Mai 1864 und gründete sich auf die Unterscheidung der allgemeinen Volksschule, der Mittelschule und der höheren Bürgerschule. Dieser Entwurf bildet die Grundlage für die Entwicklung des hamburgischen Schulwesens. Rée's Grundsatz, wie er ihn 1866 auch namentlich gegen Schulrath Th. Hoffmann (s. A. D. B. L, 770) ausgesprochen hat, lautete: „Hat der Staat für sich, wie für seine Bürger in seinen Schulen ausschließlich das Interesse, eine möglichst gute Bildung möglichst vielen Kindern zu verschaffen, so muß er, zumal da er dafür keine größeren Kosten hat, allen die gleiche Arena öffnen, sie alle in gleichorganisirte Schulen schicken, deren Lehrziel das der mittleren oder höheren Bürgerschule ist. Das ist die allgemeine Volksschule, wie wir sie verlangen.“ Die bestehenden Schulen seien „Standesschulen“, deren Lehrziele sich nach dem Stande oder vielmehr nach dem Vermögen der Eltern richteten. Um jenes Ziel an der Freischule von 1815, die bald den Namen „Stiftungsschule von 1815“ annahm, zu erreichen, mußte sie auch Christen aufnehmen können und ihr Lehrziel erhöhen. Von 1815 bis 1852 war die von R. geleitete Schule ausschließlich für Juden bestimmt, und zwar nach den Stiftungsgrundsätzen, um „Dienst- und Gewerbsleute“ zu bilden. Dies war freilich nicht zu erreichen, da die Zünfte die Aufnahme jüdischer Lehrlinge den Meistern verboten. Und da 1816 die Schule nur aus zwei Classen bestand, so war das Lehrziel auch nicht der Art, daß etwa christliche Schüler durch dasselbe angezogen werden konnten. Unter Kley und R. hob sich die Schule der Art, daß sie 1851 von 219 Schülern in sechs Classen be-

sucht wurde. 1852 nahm R. zuerst drei christliche Schüler auf, deren Zahl bald zusehends wuchs, indem auch Schüler aus wohlhabenderen christlichen Familien die Stiftungsschule besuchten. Aus der israelitischen Schule war demnach eine „Simultanschule“ geworden. Dagegen erhob nun aus unersichtlichen Gründen der Vorstand der deutsch-israelitischen Gemeinde (es gibt in Hamburg auch eine portugiesisch-israelitische Gemeinde) Einspruch, welcher um so gewichtiger war, als dieser Vorstand eine Art städtischer Behörde war, ohne deren Zustimmung z. B. kein fremder Jude in Hamburg Aufnahme finden konnte, keine jüdische Verwaltung ohne seine Beihülfe einen Hausposten belegen konnte. Der jüdische Schulvorstand fügte sich dem Verbot, fernerhin Christen in die Stiftungsschule aufzunehmen. Merkwürdig genug; denn die meisten Mitglieder des Schulvorstandes schickten ihre Kinder in christliche Schulen. Eine persönliche Feindschaft gegen R. lag der Maßregel des Gemeindevorstandes auch nicht zu Grunde. Denn als R. 1854 einen Ruf an die bekannte Jakobson'sche Schule in Seesen ablehnte, erhöhte der Gemeindevorstand seinen jährlichen Schulbeitrag um 1200 Mk. mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er sich zu dieser Zahlung verpflichtete, so lange R. an der Schule blieb. Erst 1859 wurde eine weitere Zulassung christlicher Schüler vom Schulvorstande beschlossen. Ein christlicher Schuhmacher hatte nämlich seinen Sohn für die Schule angemeldet. Als ihm die Aufnahme seines Sohnes versagt wurde, machte er geltend, daß er trotz des Verbotes seiner Zunft jüdische Lehrlinge aufgenommen habe; denn seine Zunftgenossen seien intolerant und inhuman. Zum Danke sei nun der Schulvorstand gegen ihn intolerant verfahren. Diese Argumentation schlug bei dem Schulvorstande durch und bestimmte ihn, sich über den Einspruch des Gemeindevorstandes hinwegzusetzen und fortan christliche Schüler aufzunehmen. Ob infolge der Hemmnisse, die der israelitische Gemeindevorstand der Schule bereitete, R. aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten ist, ist ungewiß. Sein Austritt ist aber constatirt, ohne daß der Eintritt in eine christliche Gemeinde folgte. In der allen Kindern ohne Unterschied des Glaubens und des Standes eröffneten Stiftsschule wurde der christlich-lutherische Religionsunterricht von einem Geistlichen am Sonnabend, der jüdische am Sonntage ertheilt. Wie auch in den staatlichen Schulen waren die jüdischen Schüler nicht genöthigt, am Sonnabend zu schreiben. „Es ist auch den orthodoxesten Juden“, schrieb R. hierüber, „nicht verboten, am Sonnabend Unterricht zu nehmen; fast alle Juden, die höhere Schulen besuchen, versäumen denselben am Sonnabend nicht.“ Neben Freischülern wurden auch Schüler gegen ein jährliches Schulgeld aufgenommen, das, je nach dem Vermögen der Eltern, 72 bis 144 Mark betrug, nach Hamburger Verhältnissen, besonders mit Privatschulen desselben Lehrzieles verglichen, ein sehr mäßiges Schulgeld. Der Unterrichtsplan ist jetzt der der 1873 in Hamburg eingeführten Realschule und wird auf die drei Classen der Vorschule und die sechs Classen der eigentlichen Realschule vertheilt. Das bestandene Abgangsexamen berechtigt zum einjährig-freiwilligen Dienst. Im letzten Schuljahre, dessen Abschluß zu Ostern 1890 R. noch erlebt hat, wurde die Stiftungsschule von 732 Schülern besucht, und zwar von 472 Christen, 242 Juden und 18 „Neutralen“, d. h. „meist aus Mischehen entstammenden Kindern, über deren Zugehörigkeit zu einer Kirche [!] die Eltern noch keine definitive Entscheidung getroffen haben.“ Von 29 aus der Prima abgehenden Schülern erhielten 27 die Berechtigung zum einjährigen Dienst. R. genoß das Vertrauen einer großen Zahl seiner Mitbürger und wurde in das Parlament des Norddeutschen Bundes 1867—70 gewählt; den dritten hamburgischen Wahlkreis vertrat er 1881—84 im Reichstage. Selbst seine Gegner

stimmten aber mit seinen Anhängern überein in der Hochachtung seines lautern Charakters. Er glaubte an Ideale. Zu diesen gehörte „seine Ueberzeugung von dem Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft auf der Grundlage religiöser und politischer Toleranz und liberaler Anschauungen". (Hamb. Correspondent 1891, vom 14. Jan., Abendausgabe.) Rée's Schriften führt das Hamburger Schriftstellerlexikon Bd. 6, S. 181 an; es sind außer dem philosophischen Buche: „Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik", Bd. 1, 2. Hamburg 1857, XIV und 507 S., 8°, meist Vorträge und durch die Tagesereignisse hervorgerufene Broschüren.

Schlie, Dr. Ant. Rée. Hamburg 1891, 115 S. 8°; besonders: Schulprogramm der Stiftungsschule von 1815. Rée, Geschichtliches über die Schule und ihre Tendenz, 1889/90. Das Schulprogramm 1892/93 von Dränert (Rée's Nachfolger): Rée im Kampfe um die allgemeine Volksschule.

W. Sillem.

Regel: Eduard August R., Gartendirector und Botaniker, geboren am 13. August 1815 zu Gotha, † am 27. April 1892 zu St. Petersburg. Schon früh zeigte sich in R., als Erbtheil seines Vaters, des Gymnasialprofessors und Garnisonpredigers Ludwig R., die Liebe zur Pflanzenwelt, die sich zunächst in der Besorgung der Blumenbeete und Obstbäume des väterlichen Gartens bethätigte. Mit 15 Jahren verließ R. die Secunda des Gymnasiums seiner Vaterstadt und trat als Gärtnerlehrling in den herzoglichen Orangengarten ein, wo er bis 1833 lernte, während er gleichzeitig durch den Besuch der Handlungsschule und durch Privatunterricht seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollkommnen suchte. Mit den Anfangsgründen der Botanik machte er sich noch als Schüler unter Anleitung des Oberförsters Kellner vertraut, den er auch auf seinen botanischen Excursionen begleitete. So besaß er bereits eine gute Kenntniß der Flora Thüringens, als er im Frühjahr 1833 nach Göttingen übersiedelte, wo er zuerst als Volontär, dann als Gehülfe am botanischen Garten beschäftigt wurde. Schrader und Bartling waren hier seine Lehrer in der Botanik. Vier Jahre später ging R. in gleicher Eigenschaft nach Bonn. Er schloß Freundschaft mit den Botanikern Wichura, Seubert und J. Schmitz, schrieb auch in Gemeinschaft mit Letzterem als erste litterarische Arbeit eine „Flora Bonnensis", die 1841 erschien und in welcher R. die Gattungen und Arten fast ausschließlich bearbeitete. Den letzten Theil seiner Lehrzeit von 1839—42 verlebte R. in Berlin als Gehülfe am Botanischen Garten. Neben seiner gärtnerischen Thätigkeit bearbeitete er unter Mithülfe des ihm befreundeten Custos Klotzsch die Erica-Arten der Gärten, worüber er in den „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues" (1842) eine größere Arbeit veröffentlichte. Schon vorher hatte er seine durch die Praxis erworbenen Erfahrungen in einer Schrift: „Die Hauptmomente der Gärtnerei, durch Physiologie begründet" in Otto und Dietrich's Allgem. Gartenzeitung (VIII, 1840) niedergelegt. Diese Arbeiten veranlaßten Regel's Berufung als Obergärtner an den Botanischen Garten in Zürich, wo er bis 1855 blieb und während dieser Zeit durch seine wissenschaftliche, vor allem aber durch äußerst fleißige und erfolgreiche praktische Thätigkeit im Gebiete der Gartenkunde seinen Ruf begründete. Es gelang ihm vermöge seines stark entwickelten kaufmännischen Talents, die aus dem Garten durch Verkauf von Doubletten erzielten Einnahmen wesentlich zu erhöhen und durch deren praktische Verwendung das bis dahin nur unbedeutende Institut zu einem der besseren botanischen Gärten zu erheben; auch verstand er es in hohem Grade, junge intelligente Männer zu tüchtigen Gärtnern heranzubilden. Um Verständniß und Liebe zur Gartenpflege auch in weitere Kreise zu tragen,

gründete er gemeinsam mit Oswald Heer 1843 die „Schweizerische Zeitschrift für Land- und Gartenbau", die er von 1847 an als alleiniger Redacteur herausgab, auch nachdem sie sich in zwei getrennte Zeitschriften, die eine für Landwirthschaft, die andere für Gartenbau gesondert hatte. Später behielt er nur die Redaction der Gartenzeitung bei, die von 1852 an den Titel „Gartenflora" führte. Ferner gründete R. im Verein mit Heer und Nägeli den Schweizerischen Land- und Gartenbau-Verein, in dessen Auftrage er eine Abhandlung über den Hopfenbau, sowie über den Obstbau des Kantons Zürich verfaßte. In wissenschaftlicher Beziehung veröffentlichte er in der „Flora" mehrere Arbeiten über die Gesneraceen und in der „Linnaea" (XVII, 1841) eine über den Ursprung und die Bedeutung der Nebenblätter, behandelte auch wiederholt in Artikeln der Schweiz. Zeitschr. f. Gartenbau (1847, 48, 50, 53) die Frage der Bastardbildung im Pflanzenreich. Mit der Universität Zürich trat R. in Verbindung dadurch, daß er sich als Privatdocent habilitirte, als welcher er öffentliche Vorlesungen über Botanik hielt. Noch vor Abschluß seiner Züricher Wirksamkeit erschien der erste Band seines Werkes: „Allgemeines Gartenbuch. Ein Lehr- und Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde".

Im J. 1855 folgte R. einem ehrenvollen Rufe nach St. Petersburg als Director des Kaiserlichen botanischen Gartens und fand hiermit den Boden, auf dem sein Organisationstalent zur höchsten Entfaltung kommen sollte. Zwar hatte er innerhalb der ersten zwölf Jahre nur die wissenschaftliche Leitung, während die Verwaltungsgeschäfte in anderen Händen lagen; nachdem diese aber 1868 auf seinen Freund v. Trautvetter übergegangen waren, namentlich aber seitdem ihm allein 1875 die Gesammtleitung übertragen wurde, konnte er seine Ideen unumschränkt ausführen. So wurde er denn in der That der Reformator, man kann sagen der gesammten russischen Gartenbaukunst. Der von ihm gegründete Russische Gartenbau-Verein bildete das Centrum, von dem aus die Anregung zur Gründung von Zweigvereinen über das weite russische Reich ausgingen, während andererseits aus dem Innern des Landes reiche Pflanzenschätze nach Petersburg strömten, in dessen botanischem Garten die Florengebiete Sibiriens, Turkestans und des Kaukasus in gleicher Weise vertreten waren. Siebenunddreißig Jahre angestrengter und erfolgreicher Thätigkeit auf russischem Boden haben Regel's Weltruf als Gartenkünstler begründet. Aeußere Anerkennung ist ihm denn auch reichlich zu Theil geworden. Neben vielen Ordensauszeichnungen seitens der Herrscher verschiedener europäischer Staaten rückte er, der einfache Gärtnerlehrling, in der russischen Beamtenhierarchie schließlich bis zum Wirklichen Staatsrath mit dem Prädicat Excellenz auf. Zahlreiche Vereine ernannten ihn zum Ehren- und correspondirenden Mitgliede. So wurde denn auch die Feier seines siebzigsten Geburtstages zu einer großartigen Kundgebung in den botanischen Kreisen fast der ganzen Welt. Doch nur sieben Jahre überlebte R. diesen Tag. Nachdem ihn im Anfange des Winters 1890 ein Schlaganfall getroffen, erlahmten seine Kräfte immer mehr. Er mußte 1885 die Redaction der „Gartenflora", die er bis zum 33. Jahrgang geleitet hatte, niederlegen; trotzdem aber ruhte seine litterarische Thätigkeit für dieselbe nicht, bis ihm endlich im 77. Lebensjahre der Tod die Feder aus der Hand nahm.

Die Zahl der Publikationen Regel's ist außerordentlich groß. Ein Verzeichniß derselben bringt die unten angegebene Schrift v. Herder's. Naturgemäß beziehen sich die meisten auf gärtnerische Fragen; indessen sind auch nicht wenige rein wissenschaftliche darunter. Zu erwähnen sind mehrere Monographien, wie über Betulaceen in den Memoiren der Moskauer naturforsch.

Gesellschaft (1860 u. 61) und im XVI. Bande von De Candolle's Prodromus, über Rosengewächse (als selbständiges Buch erschienen) und über Cycadeen in der „Gartenflora“ von 1878; ferner floristische Schriften: „Tentamen florae ussuriensis“ (Mem. ac. Pet., vol. IV, 1861) und: „Nachträge zur Flora der Gebiete östlich vom Altai bis Kamtschatka und Sitka“, Bd. I, 1861, sowie die Bearbeitung der Polypetalen in dem von G. Radde herausgegebenen Werke: „Reisen in den Süden von Ostsibirien“, 1862—64. Außerdem beschäftigte sich R. wiederholt mit dem Problem der Parthenogenesis im Pflanzenreich in mehreren Aufsätzen in der Bonplandia (1857), der Botan. Zeitung (1858), den Memoiren der Petersburger Akademie (1859), Gartenflora (1861) und an anderen Orten. In russischer Sprache sind von größeren Arbeiten eine zweibändige „Pomologie“ und eine „Dendrologie“ (1871—82) herausgekommen.

L. Wittmack, E. A. Regel, in „Gartenflora“, 41. Jahrgang 1892, S. 261—269. — F. G. v. Herder, E. Regel. Eine biographische Skizze, im „Botan. Centralblatt“, Bd. LI, XIII. Jahrgang 1892, Nr. 37—39.

E. Wunschmann.

Regenstein: Albrecht II., Graf von R., geboren gegen 1290, † 1348. Das nach den harzischen Berg- und Felsenschlössern Blankenburg und Regenstein genannte, seit den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts in die Geschichte eintretende Herrengeschlecht, das sich schon zu Kaiser Lothar's des Sachsen Zeit im Besitze der im J. 1052 dem Bisthum Halberstadt verliehenen Grafschaftsrechte im größten Theile des Harzgaues befand, nahm im 13. und im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts unter seinen Standesgenossen am Nordharz entschieden die erste Stelle ein. Immerhin bewegen sich die Geschicke und Thaten seiner weltlichen Mitglieder nur auf einem engeren landschaftlichen Boden. Verhältnißmäßig zahlreich treten dagegen geborene Grafen und Gräfinnen von Blankenburg und Regenstein im geistlichen Stande hervor. Nennenswerth sind unter den ersteren in der zweiten Hälfte und gegen Ende des 12. Jahrhunderts Judith, Aebtissin zu Drübeck, Margareta, Pröpstin zu Gernrode, Mechtild, die Stifterin des Klosters St. Jacobi zu Halberstadt. Viel weiter greifen namhafte Kirchenfürsten aus diesem nordharzischen Grafenhause in unsere Geschichte ein: der ernstgerichtete Bischof Reinhard von Halberstadt (1106—1123), Siegfried II., Bischof von Samland (1296—1318), Erzbischof Burchard von Magdeburg (1296—1305) und Bischof Hermann von Halberstadt (1296—1303).

Von den weltlichen Mitgliedern dieses zeitweise weitverzweigten Hauses hat nur eins in der geschichtlichen Ueberlieferung eine größere Bedeutung gewonnen, nämlich der im J. 1310 zuerst urkundlich genannte, im J. 1348, vielleicht auch erst im nächsten getödtete Graf Albrecht II. v. R. Freilich lebt sein sehr entstelltes Bild als das des „Raubgrafen“ mehr in Dichtung und Sage, als in der wahren geschichtlichen Ueberlieferung unter uns fort, obwohl seine Geschicke und Thaten es wohl werth sind, der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechend der Nachwelt übermittelt zu werden.

Um sein Wirken und seine Bedeutung zu verstehen, müssen wir auch auf Person und Werk seines Vaters Graf Ulrich's III. (1287—1322), der nächst ihm wohl der bedeutendste unter den weltlichen Mannssprossen des Hauses ist, den Blick richten. Beide gehörten einer im 13. Jahrhundert abgezweigten, nicht regierenden Linie des Hauses an, die nach dem westlich von Blankenburg gelegenen Schlosse Heimburg genannt wurde. Zu Ulrich's III. Zeit saß auf dem Halberstädter Bischofsstuhle Albrecht I. aus dem Geschlecht der Fürsten von Anhalt, dessen eifrig und glücklich verfolgtes Bemühen auf die Mehrung

der weltlichen Besitzungen des Hochstifts gerichtet war. Letztere beschränkten sich zu Anfang seines Regiments auf die Städte Halberstadt und Osterwiek und die Schlösser und Festen Hornburg und Langenstein, während den Grafen von Blankenburg und Regenstein ausgedehnte Besitzungen und Rechte von den Höhen des Harzes bis zum Großen Bruch bei Oschersleben und Hornburg und von der Oker im Westen bis zur Bode im Osten zustanden. Durch kluge Verhandlungen erreichte der Bischof bei der regierenden Linie der Regensteiner die Rückgabe des verpfändeten Schlosses Emersleben und bei den Grafen von Mansfeld die käufliche Ueberlassung eines größeren Besitzthums in Schwanebeck. In klugberechneter Weise übertrug er dann die Bewachung des starkbefestigten Schwanebeck dem Grafen Ulrich III. von der Heimburger Linie, wodurch der Unwille des Regensteiner Vetters Heinrich erweckt wurde. Wohl mit dem für Schwanebeck gelösten Gelde kaufte er im Westen die Burg Wiedelah. Viel wichtiger war aber die Erwerbung der Grafschaft Aschersleben. Nach Fürst Otto's von Anhalt zu Aschersleben Tode waren Wegeleben, Schneitlingen und Aschersleben im J. 1315 auf seinen Vetter Fürst Bernhard zu Bernburg und Ballenstedt, des Bischofs Bruder, und Fürst Albrecht zu Zerbst, Dessau und Cöthen vererbt. Bischof Albrecht trug aber kein Bedenken, den zu Zerbst Hof haltenden Fürsten Albrecht zu überreden, ihm den Gesetzen des Hauses Anhalt zuwider sein Erbe zu verkaufen. Fürst Bernhard's wiederholte Verwahrungen dagegen halfen wenig; der Bischof behielt Wegeleben und Schneitlingen. Die übrigen Stücke des Erbes überließ ihm der Bischof zwar, Fürst Bernhard mußte ihn aber als Lehnsherrn anerkennen; auch wußte sich Bischof Albrecht seinen unmittelbaren Einfluß in Aschersleben zu sichern. Letzteres war nämlich der hinterlassenen Gemahlin Fürst Otto's als Wittwensitz eingeräumt, und da sie wegen ihrer Wiederverheirathung des Segens der Kirche bedurfte, so ließ sie sich bestimmen, bischöfliche Mannschaften in Aschersleben einzulassen. Als dann Fürst Bernhard starb und sein gleichnamiger Sohn folgte, wußte Bischof Albrecht die Bürger zu bestimmen, ihm selbst unmittelbar als Landesherrn zu huldigen. Zwar griff der junge Fürst Bernhard, auf die ihm günstige Stimmung des kaiserlichen Hofes bauend, zu den Waffen, vermochte aber gegen die wohlbewehrten bischöflichen Burgen und Mannschaften nichts auszurichten. Und als endlich der Bischof noch Königshof auf dem Harz erwarb, hatte er mit zielbewußter, doch wenig rücksichtsvoller Politik die Besitzungen seines Stifts mehr als verdoppelt.

Durch solche Erfolge seines bischöflichen Nachbars sah Graf Ulrich von der jüngeren heimburgischen Linie des Hauses Regenstein sich gefährdet und strebte deshalb seinerseits auch nach thunlichster Mehrung seines Besitzes. Vom Fürsten Otto von Anhalt erwarb er kurz vor 1315 die Belehnung mit der Burg Gersdorf unweit Quedlinburg und dem zugehörigen Gericht auf dem rechten Ufer der Bode; von den verschuldeten Blankenburger Vettern erkaufte er einen ansehnlichen Bezirk auf dem Harze, der seinen Besitz auf dem Gebirge trefflich mehrte und abrundete. Nach N.O. wollte er in dem jetzt wüsten Neindorf in Bruch seine Stellung durch Anlage einer Burg stärken; das wollte aber der Bischof nur unter der Bedingung zulassen, daß er in unmittelbarer Nähe ein festes Trutz-Neindorf erbaue. Trat hierin des Bischofs Mißtrauen gegen den Grafen klar zu Tage, so forderte er ihn bald darauf zum Widerstande heraus, indem er offene Eingriffe in dessen Ditfurter Gerichtsbarkeit vornahm. Durch einen von den Grafen Burchard von Mansfeld und Konrad von Wernigerode gestifteten Vergleich, der Ulrich freilich nicht befriedigen konnte, wurde vorläufig der Ausbruch eines Kampfes vermieden.

Bei solcher Lage der Dinge ging bald darnach gegen Ende des Jahres 1322 der Heimburger Graf mit Tode ab, und es folgte ihm sein Sohn Graf Albrecht II. Das heimburgische Erbe war durch den Vater an Land und Leuten bedeutend vermehrt worden; namentlich war es seine mit der Burg Gersdorf verbundene richterliche Gewalt, die seine Stellung zu einer nahezu fürstlichen erhob. Der männlich schöne, stattliche Sohn hatte auch des Vaters Muth und Tüchtigkeit im Kriege wie im Rath und der Verwaltung des richterlichen und Regentenamts geerbt. Wenn er aber dabei auch bestrebt war, durch Wahrung und Mehrung seiner Gerechtsame in des Vaters Bahnen fortzuschreiten, so mußte er auch befahren, daß er dem energisch verfolgten Machtstreben des Halberstädter Bischofs gegenüber einen schweren Stand haben werde. Gelegenheiten das zu erfahren wurden ihm genug geboten. Graf Albrecht's Bestrebungen, Mühen und Arbeiten theilte mit hingebender Treue sein jüngerer Bruder Bernhard, der nach Bischof Albrecht's I. Ableben im J. 1322 mit des Bruders Zustimmung von seiner Stellung als Domherr zu Halberstadt zurücktrat und als weltlicher Herr dem älteren Bruder mit Rath und That behülflich war.

Graf Albrecht's starken Arm bekamen die Walkenrieder Mönche bald nach seines Vaters Ableben zu fühlen, als sie, unterstützt von den Grafen von Wernigerode, die Gerechtsame der älteren Linie zu Bruchschauen nicht anerkennen wollten. Graf Albrecht leistete dem schwächeren Vetter mit Erfolg Hülfe. Vorsichtig vermied er zunächst jeden Anstoß mit dem Halberstädter Bischof, so sehr auch dessen auf Machterweiterung gerichtete Pläne ihn zu einem Kampfe herauszufordern schienen. Dagegen trug er kein Bedenken, als bei den Streitigkeiten Erzbischof Burchard's von Magdeburg mit seinen Städten Magdeburg, Halle und Calbe der Halberstädter Bischof sich mit dem Erzbischof verband, mit dem Herzoge Otto von Braunschweig und einer Anzahl von Harzgrafen und -herren auf die Seite der Städte zu treten. Zu einem feindlichen Zusammenstoße kam es nicht, da Bischof Albrecht I. bereits am 14. September 1324 mit Tode abging.

Für den Grafen Albrecht kam sehr viel darauf an, wer des auf stete Machterweiterung hinstrebenden Anhaltiners Albrecht I. Nachfolger auf dem Halberstädter Bischofsstuhle werden würde. Schon schien er hoffen zu dürfen, daß auf den eifrigen Politiker in dem friedlichen aber machtlosen Ludwig von Neindorf ein für ihn erwünschter Träger des Krummstabes folgen werde. Aber gerade die Besorgniß, daß ein mit ansehnlichen Machtmitteln ausgestatteter Bischof zur Behauptung der errungenen Machtstellung des Vorgängers Regiment fortsetzen werde, welche die entschiedene Mehrheit des wahlberechtigten Capitels auf den bescheidenen friedlichen Neindorfer gelenkt hatte, war für fünf Wähler der Anlaß, ihre Stimmen für eine Persönlichkeit abzugeben, von der zu erwarten war, daß sie durch ihre mächtigen Familienbeziehungen, wohl auch durch die bereits bekannte Energie ihres Willens, in der Lage war, das politische Ansehen des Bisthums zu behaupten und zu mehren, nämlich für den Domherrn Albrecht, geborenen Herzog von Braunschweig, der denn auch als Albrecht II. im J. 1324 den bischöflichen Stuhl bestieg. Schon bei der Bestätigung und Einführung durch den Metropolitan Erzbischof Matthias von Mainz machte sich die Bedeutung der Machtstellung des Hauses Braunschweig geltend. In kaum erhörter Weise hat dann Bischof Albrecht sich über ein Menschenalter gegen den Willen und die Candidaten und Schützlinge von vier aufeinander folgenden Päpsten theils durch die Hülfe seiner fürstlichen Brüder, theils durch sein kluges, formell maßvolles Verfahren und durch lang hingezogenes Proceßverfahren in seiner Stellung behauptet. Das war der Mann, mit dem es

Graf Albrecht II. v. R. der Natur der Dinge nach zu thun bekommen mußte, und von dem sein und seines Hauses Geschick bestimmt wurde.

Recht nachtheilig für den Grafen Albrecht war es, daß sein natürlicher Verbündeter Fürst Bernhard der Beraubte von Anhalt den Kampf zur Wiedergewinnung des ihm Entrissenen erst begann, als Bischof Albrecht trefflich gerüstet dastand, sodaß er nun nichts mehr ausrichtete. Durch einen von Graf Heinrich von Blankenburg vermittelten Waffenstillstand wurde der gegenwärtige Besitzstand vorläufig anerkannt, die Erledigung der Rechtsfrage aber dem Kaiserlichen Hofgericht anheimgestellt. Nun galt es aber seitens des Bischofs, dem Grafen von Regenstein-Heimburg, der ihm im Harzgau als angesehener Mitbewerber gegenüber stand, seine Ueberlegenheit zu zeigen und des Grafen Ansehen zu schwächen. Zunächst nöthigte er ihn zur Herausgabe des verpfändeten Schwanebeck, worein der Graf, wie ungern auch immer, ohne Widerstand willigte. Viel empfindlicher war ihm aber die Schwächung seines Ansehens und seiner Gerechtsame der Stadt Quedlinburg gegenüber, wozu der Bischof dieser die Hand bot. Als Edelvögte des reichsunmittelbaren Stifts Quedlinburg hatten die Grafen von Regenstein die Landeshoheit und Obrigkeit über Quedlinburg und sein Gebiet; nur eine beschränkte Gerichtsbarkeit und untergeordnete Verwaltungsbefugnisse waren der Stadt von der Aebtissin und den Grafen zugestanden. Die Stadt behauptete aber, alle Befugnisse, welche die Grafen nicht durch besondere Urkunden und Privilegien als ihnen zustehend erweisen könnten, ständen ihr zu. Dem Grafen blieb nichts übrig, als seine Rechte durch Zwang zu behaupten. Die Mittel, welche der damalige Rechtsbrauch an die Hand gab, die Pfändung quedlinburgischer Bürger durch die Dienstleute und Mannschaften des Grafen von seinen Burgen Lauenburg und Gersdorf aus, erweckte bei den Bürgern nur Erbitterung gegen das gräfliche Regiment; man nannte diese Maßregeln Friedensbruch und Raub. Diese feindliche Stimmung der Bürger wußte der Bischof für seine Zwecke auszunützen. Im J. 1325 verband er sich mit der Stadt und sicherte ihr seinen Schutz gegen Jedermann zu, der ihr Gewalt anthun würde. In einem gleichzeitigen Schutzbriefe des Halberstädter Domcapitels wurden zwar die Rechte der Aebtissin und der gräflichen Vögte vorbehalten; es sind aber darin die Privilegien der Stadt zu Ungunsten der Grafen erweitert. Da nun aber auch die bischöflichen Städte Halberstadt und Aschersleben sich mit Quedlinburg zu Schutz und Trutz verbanden, so bedurfte es für gewöhnlich gar nicht eines unmittelbaren Eingreifens des Bischofs. So zwiefach gedeckt, trat die Stadt dem Grafen zeitweise feindselig gegenüber, der sie doch im Februar 1327 nebst seinem Bruder mit der Neustadt belehnte und ihr seine Besitzungen innerhalb der Mauern, namentlich in der Neustadt, überließ. Einige Jahre später war es dann eine schwere Beeinträchtigung des Grafen Albrecht, die eine Störung des Friedens zwischen ihm und dem Bischof herbeiführte. Mit dem Grafen Otto von Valkenstein war der letzte weltliche Manncssproß jenes in unserer Rechtsgeschichte bekannten Geschlechts dahingestorben, das eine ansehnliche Herrschaft im Unterharz hinterließ. Zwar war Otto's Bruder Bernhard, Domherr zu Halberstadt, in den weltlichen Stand zurückgekehrt und in der Hoffnung auf einen Erben in die Ehe getreten. Als aber sein Gemahl nach kurzer Zeit, ohne daß des Grafen Hoffnung erfüllt worden wäre, dahingestorben war, trat der Wittwer im J. 1332 wieder ins Domcapitel zu Halberstadt ein, um hinfort mit einer Leibrente vom Bischof ausgestattet frei von weltlichen Sorgen zu leben. Dafür ließ letzterer sich vom Grafen die Stammgrafschaft Valkenstein schenken. Durch diese Abmachung um das Erbe seiner Gemahlin Oda, der Schwester der beiden letzten Grafen von Valkenstein, betrogen, suchte Graf Albrecht sein Erbe mit den Waffen zu er-

ringen und warb, da er sich allein nicht stark genug fühlte, um Bundesgenossen. Solche fand er in dem Grafen Burchard von Mansfeld, der seinerseits auf Ansprüche an valkensteinische Nebenländer verzichtete, und an den Grafen von Hohnstein und Wernigerode sowie an den Städten Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben. Daneben schloß sich diesem Bündnisse auch Fürst Bernhard der Beraubte von Anhalt zu Bernburg eifrig an. Aber auch sein Vetter von Anhalt-Zerbst, dessen Vater einst seine Rechte an den Bischof von Halberstadt verkauft hatte, trat dem Bunde bei. Hatte doch auch Graf Albrecht II. von Regenstein gewiß nicht ohne politische Berechnung nach der Valkensteinerin Oda Absterben mit der Schwester des Zerbster Fürsten einen zweiten Ehebund geschlossen!

Für die Verbündeten war es wichtig, daß Fürst Bernhard der Beraubte soeben ein günstiges Urtheil des Kaiserlichen Hofgerichts erhalten hatte, wodurch der Bischof von Halberstadt angewiesen wurde, das ganze Aschersleber Gebiet herauszugeben. Dieser dachte freilich nicht daran, dieser Weisung zu folgen, hatte vielmehr die von ihm besetzten Plätze so gut bewehrt, daß sie dem Ansturm der Verbündeten zu widerstehen vermochten. Bischof Albrecht forderte nun aber den Grafen von Regenstein zum Kampfe heraus, indem er ihn des Gersdorfer Gerichts für verlustig erklärte, weil er die Belehnung damit nicht bei ihm gesucht habe. Als dann der Graf sein Gericht hier doch ausüben wollte, erschien der Bischof persönlich im Geleit quedlinburgischer Bürger auf der Gerichtsstätte, um ihm das Gericht zu verbieten. Dabei trat denn auch das geheime Bundes- und Schutzverhältniß der Stadt mit dem Bischof zu Tage und der Ausbruch des offenen Kampfes war unvermeidlich. Wenig half es dem Grafen, daß er ohne Schwierigkeit die mit der Grafschaft Valkenstein verbundene Herrschaft Arnstein mit dem gleichnamigen Schlosse sowie Hettstedt einnahm; denn auf Arnstein, als magdeburgisches Mannlehen, konnte er seiner ersten Gemahlin Oda wegen keinen Anspruch erheben; die festen Punkte aber, auf die es ankam: Aschersleben, Wegeleben, Schneitlingen, Emersleben und der Valkenstein trotzten wohlverwahrt allen Anläufen. Bischof Albrecht versäumte auch nicht, durch kluge Verhandlungen und Manifeste für sich Stimmung zu machen. So kam es im Sommer 1335 zu einem durch seinen Bruder Herzog Otto von Braunschweig vermittelten Frieden, der den augenblicklichen Besitzstand anerkannte, fernere Ansprüche der Parteien vorbehielt, aber den Bischof doch nöthigte, dem Grafen Albrecht das Gericht Gersdorf zu lassen und sich von Quedlinburg loszusagen.

Gegen Letzteres wendete sich Graf Albrecht nun mit allem Eifer. Zur besseren Einschließung der Stadt verwandelte er das Wipertikloster und den Capellenberg in kleine Festungen. Und wenn auch die Halberstädter und Aschersleber der befreundeten Stadt gelegentlich Hülfe leisteten, so schien doch des Grafen energisches Vorgehen ihr ein schlimmes Schicksal zu drohen. Da gab ein unerwartetes Ereigniß dem sich lange hinziehenden Kampfe eine für den Grafen unglückliche Wendung. Bei einem der Ausfälle der Belagerten, wobei der Graf sich zuweit vorgewagt hatte, gelang es den Quedlinburgern in einem wiederholten Treffen bei Gersdorf, diesen in ihre Gewalt zu bringen und innerhalb ihrer Mauern gefangen zu halten. Bisher waren es außer der Volksüberlieferung nur die Chronisten seit dem 16. Jahrhundert, die berichteten, daß Graf Albrecht in einen zu diesem Zweck gefertigten, noch heute im Quedlinburger Rathhause vorhandenen Kasten aus Eichenholz gesperrt worden sei und anderthalb Jahre lang darin geschmachtet habe. Da gleichzeitige Chroniken aus Quedlinburg und Nachbarschaft nicht erhalten sind, so kann aus dem Umstande, daß die Friedens- und Aussöhnungsurkunden einer solchen Haft nicht gedenken,

noch nicht die Unrichtigkeit der Ueberlieferung dargethan werden, da Urkunden nur aussagen, was sie sagen wollen. Allerdings verursachte die anderthalbjährige Haft sammt den damit zusammenhängenden chronologischen Schwierigkeiten einiges Bedenken. Dieses wird nun durch eine unverfängliche Angabe des Quedlinburger Stadtschreibers in der Rechnung von 1562 gehoben, wonach Graf Albrecht am Tage vor St. Kilian am 7. Juli vor Gersdorf 1337 gefangen, oder wie die Nachricht zunächst nur besagt, der denkwürdige „Sieg" errungen wurde. Die immerhin grausame Gefangenschaft wird darnach nur etwa ein halbes Jahr gedauert haben. Eine solche Zwangsmaßregel kann aber nur aus der rohen Weise der Zeit beurtheilt werden.

Ueber den großen „Sieg", den die Quedlinburger mit der Gefangennahme des Grafen errungen hatten, läßt der Inhalt des im März zwischen der Stadt und dem Grafen geschlossenen Friedens keinen Zweifel, da dieser für die Stadt ein äußerst vortheilhafter war. Zunächst sah der Graf sich am 20. März d. J. genöthigt, darein zu willigen, daß sein Hauptgegner Bischof Albrecht die Stadt in seinen Schutz nehme. Zwei Tage später müssen die gräflichen Gebrüder Albrecht und Bernhard von Regenstein der Stadt eine Reihe von Privilegien, besonders in Bezug auf die Stadtbefestigung und die Gerichtsbarkeit verleihen. Bischof Albrecht ist natürlich der Hauptvermittler des ganzen Friedens, wenn auch sein Name nur an der Spitze der Zeugen steht und die Urkunde die Entscheidung von seinem Bruder Herzog Otto von Braunschweig ausgehen läßt. Daß der Bischof die übertriebenen Forderungen der Stadt abwehrt, ist leicht erklärlich; denn die Bürger hätten am liebsten jede gräfliche und fürstliche Obrigkeit abgeschüttelt. Aber der Bischof war Schutzherr der Stadt und war bestrebt, später ihr gegenüber ganz an die Stelle der Grafen zu treten. Im J. 1339 müssen die Grafen versprechen, die Stadt bei ihren Rechten zu lassen, vorkommende Streitigkeiten der Entscheidung beiderseits zu wählender Schiedsleute anheimzustellen.

Ein Hoffnungsstrahl schien dem schwer gedemüthigten Grafen zu winken, als durch den demagogischen Domdechanten Jacob Snelhard eine große Empörung gegen Bischof Albrecht angezettelt wurde, der sich nicht nur ein Theil des Domcapitels und der anderen Stifter, sondern auch der niederen Geistlichkeit und der aufgewiegelten Volksmassen anschlossen. Aber durch Muth, Klugheit und Entschlossenheit wußte der Bischof des Aufstandes Herr zu werden und als gefeierter Sieger in die wetterwendische Stadt zurückzukehren. Neu befestigt war er bald in der Lage, seine feindseligen Unternehmungen gegen die Regensteiner fortzusetzen, indem er die Walkenrieder Mönche, auch die Bürger von Osterwiek ermunterte, sich der Gerichtsbarkeit der Grafen zu entziehen. Graf Albrecht war dabei mit betheiligt, weil sein schwacher Vetter von der älteren Linie die Heimburger Gebrüder mit in die Regierung aufgenommen hatte. Im J. 1343 kam es wieder zum Kriege, wobei abermals Graf Burchard Bundesgenosse der Regensteiner war, während der Bischof die Wernigeröder Grafen auf seine Seite gebracht hatte. Kaum war für den Grafen Albrecht und die Seinigen viel zu hoffen, wenn man auch dem Bischof durch Aufwiegelung des niederen Clerus und der Volksmassen Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Da führte die zweite Gefangennahme eines Grafen von Regenstein abermals eine plötzliche Wendung zum schnelleren Sturze des Hauses herbei: dem Grafen Konrad von Wernigerode gelang es, den Grafen Heinrich von der älteren Linie Regenstein gefangen zu nehmen. Zu seiner Lösung mußten so schwere Opfer gebracht werden, daß das Haus fürderhin zu einem erfolgreichen Widerstande gegen den so klugen als mächtigen Bischof außer Stande schien. Was im Westen und Nordwesten von ihrer Herrschaft noch

übrig blieb, lag nun von ihren nächsten Stammbesitzungen so abgetrennt, daß die Grafen diese Güter an des Bischofs Brüder Otto, Magnus und Ernst, Herzöge zu Braunschweig, zu verkaufen sich gedrungen fühlten. Das ihnen günstig gelegene Schloß Westerhausen mit dem Gericht Warnstedt kauften sie von den Grafen von Blankenburg. Dem Halberstädter Bischof gelang es auch noch, den schwachen Grafen Heinrich von Blankenburg im J. 1344 zu vermögen, ihm den Rest seines Besitzes, darunter die Burg Schlanstedt, zu verkaufen, sodaß den Grafen von Regenstein-Heimburg auch diese Herrschaft entging und von den Besitzungen der älteren Linie nur Derneburg und der Regenstein übrig blieben. Da schien dem geschwächten Grafengeschlecht noch einmal die Hoffnung aufzuleuchten, wider den Zertrümmerer ihrer Macht obzusiegen: Durch eifriges Betreiben des verbündeten Grafen Burchard von Mansfeld wurde Papst Clemens VI. veranlaßt, dessen Sohn Albrecht nach Ableben des Gegenbischofs Giseler von Holstein mit dem Bisthum Halberstadt zu providiren. Als nun im J. 1347 Ludwig der Baier starb und der von der päpstlichen Partei erhobene Karl von Böhmen unbestrittenes Haupt im Reiche geworden war, wurden die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg und der Bischof von Carpentras beauftragt, Albrecht von Mansfeld als Bischof von Halberstadt einzuführen, den Albrecht von Braunschweig aber, wenn nöthig, mit weltlicher Hülfe zu entfernen. Wem hätte eine solche Aufgabe näher gelegen und wer konnte zu ihrer Ausführung geeigneter erscheinen, als Graf Albrecht von Regenstein, dem dann auch eine Entschädigung für seine vielen Verluste in Aussicht stehen mußte. Aber zum dritten Male machte ein außerordentliches Ereigniß, dieses Mal ein Todtschlag, alle Berechnung zu Schanden: Als Graf Albrecht sich mitten im Frieden, von wenigen Getreuen begleitet, von Derneburg nach der Westerburg begeben wollte, wurde er bei Danstedt von einer Schar halberstädtischer Ritter und Knappen angefallen und erschlagen. Als darüber ein Schrei der Entrüstung laut wurde und man den Bischof als Anstifter dieser That ansah, erbot sich dieser, sich durch einen Eid, den er dann doch nicht geschworen hat, von diesem Verdachte zu reinigen. Man glaubte ihm nicht, zumal er sich von den Thätern nicht lossagte, sondern sie in seinen Diensten behielt. Des gefürchtetsten Gegners ledig, konnte er die verzweifelten Anstrengungen des Bruders Bernhard und des Grafen Burchard von Mansfeld, den Ermordeten am Bischof zu rächen, leicht vereiteln, den Besiegten noch mehr von ihren Besitzungen nehmen und sich noch etwa ein Jahrzehnt in seiner Stellung als Bischof behaupten. Das Schicksal des unglückseligen Regensteiners ist von nicht geringer Bedeutung für die deutsche Geschichte; denn auf seine und des mitbetroffenen Hauses Anhalt Kosten gedieh das vor den Bischöfen Albrecht I. und II. territorial ganz unbedeutende Bisthum Halberstadt im wesentlichen zu dem Umfange, den es von da an behielt, um so nach dem dreißigjährigen Kriege dem brandenburgischen, dann preußischen Staate einverleibt zu werden. Daneben gelangte auch die bis dahin unbedeutende Grafschaft Wernigerode zu der abgerundeten Gestalt, in der sie im J. 1429 an das Haus Stolberg überging, dessen wichtigstes Besitzthum sie blieb. Dagegen sank nun das Haus Blankenburg-Regenstein ganz zur Unbedeutendheit herab, höchstens daß noch einmal in der Gräfin Elisabeth eine Tochter dieses Geschlechts von 1574 bis 1584 die Stellung als Aebtissin des kaiserlichen freiweltlichen Stifts Quedlinburg einnahm. Daß aber der edle ritterliche Regensteiner in der Erinnerung des Volkes und in der Dichtung zum Raubgrafen gestempelt wurde, kann bei näherer Erwägung nicht befremden: Um sein gekränktes Recht zu wahren, mußte er sich stets der scharfen Waffe, auch wohl des gehässigen, aber seiner Zeit üblichen Mittels der Beschlagnahmung von Kaufmannsgut bedienen, während

der über reichere Macht- und Geldmittel verfügende Gegner sich meist hinter wohlbewehrten Mauern vertheidigen konnte. Sehr nachtheilig mußte es für seinen Ruf sein, daß Stadtgemeinden seine Feinde waren, in denen sich leicht ein scharfer, schmähender Ausdruck der Volksstimme und -Leidenschaft herausbildet. Zunächst kam hierbei nur Quedlinburg in Betracht, während in Halberstadt das aufgewiegelte Volk, des Grafen Hauptgegner, gelegentlich aus den Mauern getrieben wurde. Das war aber doch nur vorübergehend, während meist der gemeine Mann unter der gegen den Bischof geführten Fehde zu leiden hatte, der Bischof aber doch mit der seinigen auch die Sache der Stadt verfocht und über geistige und materielle Mittel verfügte, seine Bürger und Unterthanen zu gewinnen. Dazu kommt noch als ein besonders wichtiger Umstand, daß der in der Wahl seiner Mittel keineswegs wählerische geistig bedeutende und kluge Bischof einen gleichzeitigen Herold seiner Thaten gefunden hat, der den Gegenstand seiner Darstellung zugleich zu seinem Helden macht, während wir von Niemand wissen, der es übernommen hätte, Leben und Thaten des unglücklichen Grafen zu behandeln. Und jener Biograph des Bischofs (sei es der bischöfliche Kanzler Themo oder ein anderer) beschimpft dessen unglücklichen Gegner als einen grausamen nächtlichen Raubgesellen, als einen, der als ein wilder Feind die Kirche allzeit mit Betrug und Ränken öffentlich und heimlich verfolgt habe. Nichts kennzeichnet den Geist, mit welchem dieser offenbar gut unterrichtete Bedienstete des Bischofs die Thatsachen entstellt, deutlicher, als sein Bericht über die Ermordung Graf Albrecht's. Während es urkundlich feststeht, daß es eine Anzahl Dienstmannen des Bischofs aus angesehenen Familien war, die den jedenfalls nicht mit großem Gefolge ausreitenden Grafen — natürlich mit ihren Knappen — überfiel, verschweigt es der Biograph ganz, daß bischöfliche Mannen den friedlich Reisenden überfielen, und sagt, es seien wenige Personen niederen Standes (personis humilibus et paucis) gewesen, die den als wilden Bösewicht gebrandmarkten Grafen tödteten, während dessen Diener, durch Gottes Wink erschreckt, entflohen seien.

C. v. Schmidt-Phiseldeck, Der Kampf um die Herrschaft im Harzgau. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 7 (1874), S. 297—319. — R. Steinhoff, Gesch. der Grafsch. Blankenburg u. Regenstein u. s. f. Quedlinburg 1891, S. 67—84. — H. Lorenz, Die Besiegung der Grafen von Regenstein durch die Bürger von Quedlinburg. Zeitschr. d. Harzver. u. s. f. 35 (1902), S. 440—443. — Chron. Quedlinb. bei Abel, Chroniken S. 501 f. — Gesta Alberti episc. Halb. Mon. Germ. XXIII, 123—129. — Budaeus, Bisch. Alberti II. von Halb. Leben u. s. f. Halberstadt 1624. — K. Wehrmann, Der Streit um den Halberstädter Bischofsstuhl. Kieler Doctordiss. v. J. 1893. — Ders., Bischof Albrecht II. von Halberstadt in der Zeitschr. d. Harzvereins u. s. f. 26 (1893), S. 142 bis 192. — Schmidt, Urkdb. d. Hochst. Halb. — Janicke, Urkdb. der Stadt Quedlinburg.

Ed. Jacobs.

Reichard: Johann Jacob R., Botaniker, wurde als der Aeltere eines Zwillingspaares am 7. August 1743 in Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater Joh. Valentin war daselbst Bürgercapitän und ein berühmter Schönfärber; seine Mutter war die Tochter eines Kaufmanns Schweiß. Nachdem er die Schule in seiner Vaterstadt mit gutem Erfolge absolvirt hatte, bezog er 1764 die Universität Göttingen, wo er zuerst Philosophie und Naturwissenschaften, dann Medicin studirte. Hier wurde er besonders durch den Professor der Medicin J. A. Murray zum Studium der Botanik angeregt, und ihn begleitete er auf einigen geologischen und botanischen Excursionen in den Harz.

Am 16. April 1768 wurde er mit der Dissertation: „De Corticis peruviani in plurium generum febribus exhibendi opportunitate“ zum Doctor promovirt. Darauf kehrte er nach Frankfurt zurück und wurde noch in demselben Jahre in die Zahl der ordentlichen Praktikanten seiner Vaterstadt aufgenommen. Die Praxis ließ ihm anfangs Zeit genug zur Erforschung der einheimischen Pflanzenwelt und zur Ausarbeitung seines bedeutendsten Werkes, der „Flora Moeno-Francofurtana“, deren erster Theil 1772, und deren zweiter 1778 erschien und die er Joh. Christ. Senckenberg widmete. Es war die erste Flora, die das Gebiet im Speciellen behandelt, und sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie außer den Phanerogamen auch die Kryptogamen bis zu den Pilzen berücksichtigt. Im J. 1773 wurde R. zum Stiftsarzt der Dr. Senckenbergischen Stiftung gewählt und erhielt damit zugleich die Aufsicht über den botanischen Garten und die Bibliothek. 1779 erfolgte erst die eigentliche Eröffnung des Bürgerhospitals, an dem er nun seine ärztliche Thätigkeit ausübte. Als Docent der Botanik hielt er für die Mediciner und Chirurgen wöchentlich zweimal Vorlesungen über die Materia medica und einmal über die Anfangsgründe der Botanik, womit er alle Wochen eine Excursion verband. Die Ergebnisse seiner botanischen Studien veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften und Gesellschaftsschriften; auch wurde er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. R. soll ein Mann von vortrefflichem Charakter gewesen sein, und sein beharrlicher Fleiß ist um so mehr anzuerkennen, als er durch sein Leiden, das offenbar in Lungenschwindsucht bestand, sehr behindert war und in den letzten Jahren nur mit größter Mühe sein Amt versehen konnte. Seine letzte Arbeit war ein Pflanzenverzeichniß des Senckenbergischen botanischen Gartens; das erste, was von diesem Garten erschien, um den er sich besonders durch Beschaffung neuer Pflanzen viel Mühe gegeben hatte. Die vom 15. Januar 1782 datirte Vorrede schließt mit den Worten: „Lebet wohl und bleibt dem Schauspieler, der von der Bühne abgeht, gewogen.“ Wirklich starb R. wenige Tage darauf, am 27. Januar 1782, also noch nicht 40 Jahre alt. Doch auch nach seinem Tode wirkte er Gutes; denn in seinem Testament vermachte er der Senckenbergischen Stiftung 4000 Gulden mit der jetzt noch eingehaltenen Bestimmung, daß von den Zinsen botanische Werke angeschafft werden sollen. Sein Porträt ist von d'Abel in Hamburg gezeichnet und von Wicker gestochen.

Vgl. J. H. Faber, Kurze Lebensgeschichte des sel. H. Dr. Reichard in Schriften der Gesellsch. naturf. Freunde, IV. Bd. 1783, S. 440—447; hier sind auch alle Schriften Reichard's aufgeführt; ferner J. Blum, Die Botanik in Frankfurt a. M. u. s. w im Bericht d. Senckenberg. naturf. Gesellsch. in Frankfurt a. M. 1901, Abh. S. 9, und M. Möbius, Geschichte u. Beschreibung d. botan. Gartens zu Frankfurt a. M., l. c. 1903, Abh. S. 124. M. Möbius.

Reichardt: Heinrich Wilhelm R., Botaniker, geboren zu Iglau in Mähren am 16. April 1835, † in Mödling bei Wien am 2. August 1885. Da Reichardt's Vater frühzeitig starb, übernahm die Mutter die Erziehung des einzigen Sohnes und führte sie aufs sorgfältigste durch. Schon während der Gymnasialzeit in Iglau zeigte sich in dem Knaben eine ausgesprochene Vorliebe für die Pflanzenwelt, die durch den Verkehr mit seinem väterlichen Freunde, dem Wiener Botaniker Alois Pokorny Anregung und Nahrung erfuhr und ihn noch als Schüler zur Abfassung einer in den Sitzungsberichten der Wiener zoologisch-botanischen Gesellschaft 1854 erschienenen Abhandlung: „Beitrag zur Flora Nordböhmens“ befähigte. Nach bestandener Reifeprüfung ging R. 1855 nach Wien, um Medicin zu studiren, ließ aber daneben sein Lieblingsfach, die Botanik, nicht aus dem Auge, worin ihn die Professoren

Fenzl und Unger bereitwilligst förderten. Den Abschluß seiner Studienzeit bildete nach Absolvirung des Staatsexamens die Promotion zum Dr. med. im April 1860. Bereits vorher hatte R. durch Publication einer morphologischen Arbeit: „Ueber hypocotylische Adventivknospen und Wurzelsprosse bei krautartigen Dicotylen" (Berichte der zoolog.-bot. Gesellsch. in Wien, Band VII, 1857) und zweier anatomischen Abhandlungen: „Ueber das centrale Gefäßbündelsystem einiger Umbelliferen" (Sitzungsber. der Wiener Akademie, Bd. XXI, 1856) und „Ueber die Gefäßbündelvertheilung im Stamme und Stipes der Farne" (Denkschr. d. Wiener Akad., Bd. XVII, 1859), sowie einer floristischen Skizze: „Flora des steiermärkischen Bades Neuhaus bei Cilli" (Zoolog.-bot. Gesellsch. Bd. X, 1860) sich als botanischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht. Die Folge war seine Berufung als Assistent an den Wiener botanischen Garten im J. 1860, während er sich gleichzeitig an der Universität als Privatdocent für Morphologie und Systematik der Pflanzen habilitirte. Auf Fenzl's Veranlassung trat R. außerdem als Volontär in das damals unter der Direction jenes Botanikers stehende Hofcabinet ein und rückte erst zum Assistenten, dann nach Th. Kotschy's Tode 1866 zum Custosadjunkten und ein Jahr später zum Custos auf. Nach Fenzl's Rücktritt im J. 1878 übernahm dann R. die oberste Leitung des Instituts, die er bis zu seinem Tode behielt, in welcher Eigenschaft er noch die Uebersiedlung der Sammlungen in das neue Gebäude des naturhistorischen Hofmuseums und ihre Neuaufstellung durchführte. Wesentliche Verdienste erwarb sich R. um die wissenschaftliche Bestimmung und Ordnung des reichen Kryptogamenmaterials des Instituts, das dadurch erst der gelehrten Welt zugänglich wurde. Da ihn seine Lehrthätigkeit an der Wiener Hochschule neben seiner Stellung am Hofcabinet und seine vielfache Bethätigung an den Geschäften verschiedener wissenschaftlicher Vereine zu stark in Anspruch nahm, so legte er 1870 die Assistentenstelle am botanischen Garten nieder, übernahm aber dafür eine ähnliche an der Universität und wurde darauf 1873 außerordentlicher Professor. Seine umfassenden floristischen Kenntnisse, besonders auf dem Gebiete der niederen Gewächse, veranlaßten den damaligen Redacteur der Martius'schen Flora brasiliensis A. W. Eichler, R. zu seinem Stellvertreter in den Redactionsgeschäften bei diesem umfangreichen Werke vorzuschlagen. Die brasilianische Regierung ging darauf ein und bestätigte R. in dieser Stellung 1870. Die Redactionsthätigkeit nahm ihn bis 1880 in Anspruch, während er als wissenschaftlicher Mitarbeiter die Familie der Hypericaceae übernahm (Vol. XII, Fasc. XCI, 1878). Ueberhaupt bewegte sich seine schriftstellerische Thätigkeit vorwiegend in floristisch-systematischer Richtung. So schrieb er: „Ueber die Flora der Insel St. Paul im indischen Ocean" (Tageblatt deutscher Naturforscher und Aerzte 1869 und Schriften der Wiener zool.-bot. Gesellsch. Bd. XXI, 1871), im botanischen Theile des Prachtwerkes: „Reise Sr. Majestät Fregatte Novara um die Erde", die Bearbeitung der Pilze, Laub- und Lebermoose (1870); ferner: „Ueber die botanische Ausbeute der Julius Payer'schen Nordpolexpedition des Jahres 1871" (Sitzungsber. d. Wiener Akad. Bd. LXV, 1872), „Beitrag zur Kryptogamen- und Phanerogamenflora der hawaiischen Inseln" (ebd. Bd. LXXV und LXXVI, 1877 u. 78) und veröffentlichte unter dem Titel: „Miscellen" in den Schriften der Wiener zool.-bot. Gesellsch. der Jahre 1866—73 50 kleinere Aufsätze, die sich größtentheils auf die Flora von Oesterreich beziehen. Sein eigenes, außerordentlich reichhaltiges Herbarium und seine Bibliothek überwies R. 1874 theils dem botanischen Hofmuseum, theils der Universität, wofür ihm besondere Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt wurden. Sehr regen Antheil nahm R. an dem wissenschaftlichen Vereinsleben. Er war unter anderem Mitglied der

Leopoldina und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Vicepräsident der zoologisch-botanischen Gesellschaft und der Gartenbaugesellschaft in Wien, und namentlich im Interesse der beiden letztgenannten Vereinigungen hervorragend thätig.

R. war nie verheirathet gewesen und lebte zusammen mit seiner von ihm abgöttisch geliebten Mutter. Als diese 1879 starb, verfiel er infolge der tiefen Gemüthserregung in eine schwere Krankheit. Zwar genas er wieder, fand aber nie vollkommene Heilung. Immer mehr und mehr verschloß er sich gegen die Außenwelt und gerieth in eine verbitterte Stimmung, die ihn schließlich in einem Anfall von Geistesstörung dazu trieb, im Alter von 50 Jahren sein Leben auf gewaltsame Weise zu beschließen.

Josef Kaemmerling, Dr. H. W. Reichardt. Ein Lebensbild. Mähr.-Weißkirchen 1886. — G. Beck, H. W. Reichardt. Lebensskizze. Verh. d. zool.-bot. Gesellsch. in Wien 1886, S. 669—670 und Berichte d. Deutsch. Bot. Gesellsch., III. Jahrg. 1885, S. XVII—XIX.

E. Wunschmann.

Reichel: Levin Theodor R., Bischof der Brüdergemeine, stammte aus einer alten und angesehenen Lausitzer Predigerfamilie, die sich der Herrnhuter Gemeinschaft angeschlossen hatte. Er wurde am 4. März 1812 in der Brüdercolonie Bethlehem in Pennsylvanien geboren, wo sein Vater Carl Gotthold R. das Amt eines Bischofs und Vorsitzenden der Provinzial-Helferconferenz verwaltete. Da beide Eltern nicht mehr jung und andauernd kränklich waren, siedelten sie, um den Lebensabend in der deutschen Heimath zuzubringen, 1818 mit ihrem Sohne nach der Herrnhutercolonie Niesky in Schlesien über. Hier besuchte der Knabe zunächst die Elementarschule, dann das Pädagogium. Mit 8 Jahren verlor er die Mutter, mit 13 Jahren auch den Vater. Seiner schon frühzeitig hervortretenden Neigung entsprechend, bereitete er sich auf dem theologischen Seminar zu Gnadenfeld auf das geistliche Amt vor; doch eignete er sich auch gründliche Kenntnisse auf geschichtlichem, geographischem und botanischem Gebiete und eine schöne Fertigkeit im Zeichnen und in der Instrumentalmusik, namentlich im Orgelspiel an. Nach Vollendung seiner Studien erhielt er 1834 einen Ruf, den Brüdergemeinden in Nordamerika zu dienen. Zuerst wirkte er 3 Jahre lang als Lehrer zu Nazareth in Pennsylvanien, dann seit 1837 als Prediger in Schöneck und seit 1839 in Emmaus, darauf seit 1844 als Ehechorpfleger wiederum in Nazareth, seit 1853 als Gemeinhelfer in Lititz und seit 1854 als Präses der Provinzial-Helferconferenz zu Salem in der Wachau in Nord-Carolina. 1857 nahm er als Delegirter an der Generalsynode in Herrnhut theil und wurde auf dieser Tagung zum Mitgliede der Unitäts-Aeltestenconferenz im Missionsdepartement gewählt. Nachdem er seine Familie aus Amerika herbeigeholt hatte, nahm er seinen wesentlichen, doch öfters durch Dienstreisen nach dem Auslande unterbrochenen Aufenthalt in Berthelsdorf bei Herrnhut, um sich hier den Pflichten seines neuen Amtes zu widmen. Im Herbst 1858 wurde ihm eine Visitation der westindischen Brüdermissionen übertragen. Er besuchte zunächst die dänischen Inseln St. Thomas, St. Jan und St. Croix, dann die englischen Besitzungen St. Kitts und Antigua. Ueberall inspicirte er die Kirchen und Schulen, hielt Conferenzen mit den Missionaren und den eingeborenen Helfern ab, besuchte die schwarzen Plantagenarbeiter, predigte und taufte, schlichtete Streitigkeiten, sorgte für die Abstellung von Mißständen und hinterließ mannigfache Anregungen. Im Sommer 1859 traf er wieder in Deutschland ein (vgl. den Reisebericht im Missionsblatt aus der Brüdergemeine XXIII, 1859, S. 145—168). Bald nach der Heimkehr veröffentlichte er unter dem Titel „Bilder aus Westindien“ (Herrnhut 1859 bis

1862) eine Sammlung von 12 lithographirten Ansichten von Missionsstationen, die er an Ort und Stelle aufgenommen hatte. Außerdem entwarf er in seinen Mußestunden von allen Ländern, in denen die Brüdergemeine ihr Bekehrungswerk treibt, genaue Karten mit Angabe aller vorhandenen Kirchen, Schulen und Predigtplätze. Aus diesen Karten entstand allmählich sein „Missions-Atlas der Brüder-Unität", der 1860 vom Missionsdepartement in Herrnhut als Ersatz für den veralteten und vergriffenen Atlas von Linder herausgegeben wurde. Er enthält 15 Tafeln in Steindruck, die sämmtliche Missionsgebiete der Brüdergemeine darstellen und von den Missionaren an Ort und Stelle revidirt und ergänzt worden sind; ferner statistische Tabellen über die Zahl der Stationen, der Missionsarbeiter und der Getauften, ein Verzeichniß aller von den Brüdern unterhaltenen Schulen sowie eine kurze, nach Ländern geordnete Missionschronik. Das Werk fand nicht nur den Beifall der Missionsfreunde, sondern hat auch geographischen Werth, da es mancherlei Einzelheiten darbietet, die man auf anderen Karten vergeblich suchen würde.

Im Frühjahre 1861 trat er an Bord des Missionsschiffes Harmony eine Reise zur Visitation der Missionsgemeinden in Labrador an. Er besuchte zunächst die südlichste Station Hoffenthal, fuhr dann weiter nordwärts über Nain und Okak nach Hebron, entwarf mehrere Karten und viele Zeichnungen und kehrte im Spätherbste wohlbehalten nach Herrnhut zurück, wo er sogleich eine Beschreibung seiner Reise ausarbeitete, die im Missionsblatt aus der Brüdergemeine XXVI, 1862, S. 25—52 erschien. Die Karten wurden nebst erläuterndem Text und einer Liste der in Labrador vorkommenden Thiere und Pflanzen in Petermann's Mittheilungen veröffentlicht (Jahrgang 1863, S. 121 bis 127 u. Tafel 5). Reichel's Leben in der Heimath floß nun in unermüdlicher Thätigkeit für die Missionssache dahin, der er seine ganze Kraft widmete. Vor allem ging die überaus umfangreiche überseeische Correspondenz durch seine Hände. In litterarischer Hinsicht ist namentlich seine Mitarbeit an dem von R. Grundemann herausgegebenen „Allgemeinen Missionsatlas" (Gotha 1867 bis 1871) zu erwähnen. Da er ein gewinnendes Auftreten und außerdem eine große Gewandtheit besaß, sich in fremden Sprachen auszudrücken, wurde er öfters nach auswärts, besonders wiederholt nach England gesandt, um die Brüderunität auf Missionsconferenzen und kirchlichen Congressen zu vertreten. 1869 wählte man ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Präses der Generalsynode, bald darauf auch zu einem Bischof der Brüdergemeine. 1876 erhielt er den Auftrag, abermals eine Visitationsreise nach Labrador zu unternehmen, da die beiden neugegründeten Missionsstationen Zoar und Rama nicht recht gedeihen wollten und außerdem mancherlei Uebelstände durch die Verbindung der Missionsarbeit mit dem Handel eingetreten waren. Die Fahrt ging trotz schwerer Stürme glücklich von statten, und es gelang ihm auch, die meisten Schwierigkeiten, die sich dem Wirken der Missionare entgegengestellt hatten, durch seinen persönlichen Einfluß zu beseitigen, Mißhelligkeiten zwischen den Eskimos und ihren Lehrern beizulegen und Mißverständnisse auszugleichen. Ein Bericht über seine Erlebnisse erschien wiederum im Missionsblatt aus der Brüdergemeine XLI, 1877, S. 33—55. Bald nach der Rückkehr stellten sich bei ihm allerlei schmerzhafte Altersbeschwerden ein, und nach langwierigen Leiden starb er am 23. Mai 1878 im Kreise seiner Familie zu Berthelsdorf. Um das Missionswesen der Brüderkirche, dem er 20 Jahre hindurch an leitender Stelle diente, hat er sich große und dauernde Verdienste erworben. Er hinterließ zahlreiche missionsstatistische Ausarbeitungen und namentlich viele Ansichten von Missionsstationen und andere Zeichnungen, die nur zum Theil in den Druckschriften der Brüdergemeine veröffentlicht sind. Die meisten Karten und

Abbildungen im Missionsblatt, auch verschiedene Aufsätze darin, rühren von ihm her. Mehrere seiner Predigten und Gelegenheitsreden finden sich in den Jahrgängen 1858—77 der Nachrichten aus der Brüdergemeine.

Nachrichten aus der Brüdergemeine 1878, S. 789—809. — Missionsblatt aus der Brüdergemeine XLII, 1878, S. 157—159.

Viktor Hantzsch.

Reichenbach: Heinrich Gustav R., Dr. phil., Professor der Botanik, länger als ein Vierteljahrhundert Director des Botanischen Gartens in Hamburg, entstammte einer altsächsischen Familie. War er doch ein Nachkomme jenes Stadtschreibers und späteren Bürgermeisters Reichenbach von Wittenberg, der für Luther Katharina v. Bora in sein Haus aufgenommen hatte. Sein Großvater war der als griechischer Lexikograph bekannte Conrector der Thomasschule in Leipzig; sein Vater, der Geheime Hofrath Heinrich Gottlieb Ludewig Reichenbach (s. A. D. B. XXVII, 667), bekleidete die Stelle eines Professors der Naturgeschichte an der Medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden und war zugleich Director des Botanischen Gartens und des Kgl. Naturhistorischen Museums daselbst.

Unser Reichenbach — H. G. Rchbch. fil. oder bloß Rchb. f., wie er zeichnete — ward am 3. Januar 1824 im Dresdener Altstädter Rathhause geboren, in dem sein Vater eine Amtswohnung innehatte, besuchte die Kreuzschule seiner Vaterstadt von Ostern 1835 bis dahin 1843 und war schon als Gymnasiast ein so genauer Kenner der sächsischen Flora, daß er als solcher in der von seinem Vater herausgegebenen „Flora saxonica“ die Redaction der Standorte übernehmen konnte. Nach der rühmlichst bestandenen Reifeprüfung verbrachte er ca. 3/4 Jahre behufs botanischer Studien auf Reisen, namentlich längere Zeit im Waadtlande, und trat damals schon De Candolle, Boissier, Reuter, Morris, Risso, Landy, Muret, Shuttleworth und anderen Gelehrten näher; studirte dann Medicin, anfänglich in Dresden und später vorwiegend bis Februar 1847 in Leipzig, wo Kunze sich seiner mit warmer Fürsorge annahm. Schon als Student bearbeitete er 1844 die Solanaceen und Orchideen für die „Histoire naturelle des Canaries par Webb et Berthelot“ und die „Orchideae Leiboldianae“ in der „Linnaea“, 1845 die Orchideen der Goering'schen Sammlung japanischer Pflanzen in der Bot. Zeitung; 1846 und 1847 folgten „Orchidographische Beiträge“ in der „Linnaea“.

Im J. 1848 erhielt er vom kgl. sächs. Ministerium den Auftrag, in Vertretung des in die Nationalversammlung gewählten Prof. E. A. Roßmäßler Botanik und Zoologie an der Akademie für Forst- und Landwirthschaft zu Tharand zu lehren. Fünf Semester hat er dort erfolgreich Vorlesungen über allgemeine Botanik, besondere Botanik für Forst- und Landwirthe, Pflanzenphysiologie, Zoologie und Insektenkunde gehalten, auch naturhistorische Excursionen geleitet. Dabei blieb er seinem eigensten Arbeitsgebiete treu; von Tharand aus veröffentlichte er 1849 in der Bot. Zeitung: „Ueber zwei merkwürdige Orchideen“ und „Ueber zwei der Orchis militaris nahestehende Arten“; in der „Linnaea“: „Beiträge zur Kenntniß der Orchideen der Aequinoctialflora Amerikas“ und „Orchidographische Beiträge“; und in Walpers' Annalen „Orchideae“; 1850 in der Bot. Zeitung „Ueber Linnaea borealis“ nnd „Ueber Orchis longibracteata Biv.“. Im J. 1851 war R. in angestrengtester Weise mit den Vorbereitungen auf seinen Eintritt in die akademische Laufbahn beschäftigt, veröffentlichte aber daneben nicht nur einige kleinere Arbeiten, sondern vollendete auch seine seit zehn Jahren vorbereitete „Orchidographia europaea“ (4°, 194 S. mit 170 von ihm gezeichneten und colorirten Tafeln), zugleich Bd. XIII und XIV der bis dahin von seinem

Vater herausgegebenen „Icones Florae Germanicae et Helveticae simul terrarum adjacentium ergo Mediae Europae“. Am 10. Juli 1852 habilitirte er sich zu Leipzig nach voraufgegangener Promotion mit der anatomisch-physiologischen Dissertation: „De pollinis Orchidearum genesi ac structura et de Orchideis in artem ac systema redigendis“, die inbezug auf die Lehre vom Wachspollen, vom Primordialschlauche, der Bildung der Exine und die nur von Robert Brown vorher an dem fossilen Triplosporium beobachteten Pollentriaden interessante und neue Thatsachen enthält. Außerdem veröffentlichte er noch in demselben Jahre die Fortsetzung der „Orchideae“ in Walpers' Annalen, „Gartenorchideen“ und „Neue Orchideen der Expedition des Herrn v. Warscewicz“ in der Bot. Zeitung, sowie „Orchideae Regnellianae“ und „Orchidographische Beiträge“ in der „Linnaea“.

Als Privatdocent las R. über allgemeine Botanik, Gewebelehre, natürliches System, medicinische Botanik, leitete auch botanische Uebungen; daneben publicirte er 1853: „Zur Kenntniß der Chloraeaceae“, Bot. Zeitung; „Aperçu des espèces des genres Sobralia, Bletilla, Preptanthe“ in van Houtte, Flore des Serres; 1854 in Seemann's Bonplandia: „Orchideae Warscewiczianae recentiores“, „Notulae Orchidaceae“, „Orchideae Schlimianae“; in Otto und Dietrich, Allg. Gartenzeitung: „Drei neue Orchideen“, „Gongora aromatica“, „Zwei neue Epidendra“; in van Houtte, Flore des Serres: „Répertoire de Botanique“; endlich „Orchideae“ in „Botany of H. M. S. Herald“, London, L. Reeve; daneben aber in jedem dieser Jahre und im Anfange 1855 je einen Band der Iconen, 1853 die „Cynarocephalae Europ. med.“, 1854 die „Corymbiferae Europ. med.“ und 1855 die „Gentianaceae — Bicornes Europ. med.“ (zusammen 38 Bogen Text und 460 von ihm gezeichnete Tafeln). Außerdem war er 1854 in die Redaction der „Pescatorea, Iconographie des Orchidees“, Brüssel, eingetreten und hatte die Herausgabe der „Xenia Orchidacea“ begonnen, eines Werkes, das von seiner unvergleichlichen Einzelkenntniß auf dem Gebiete der Orchideenkunde Zeugniß ablegt und auf der Verwerthung des ihm damals schon aus allen Gegenden der Erde zuströmenden Materiales beruht. In Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen ward er am 14. März 1855 zum Prof. extraord., am 30. October desselben Jahres zum Custos des Leipziger Universitätsherbars ernannt.

Während seiner Leipziger Professorenzeit entfaltete er bei rastlosem Fleiße eine überaus fruchtbare litterarische Thätigkeit. Es erschienen von ihm in Seemann's Bonplandia: „Wageners Orchideen aus Ocaña“, „Ueber Odontoglossum citrosmum Lindl.“, „Symbola orchidacea“, die unbeschriebenen Arten des Herbars Edm. Boissier, „Cranichis Schaffneri“, „Stenorrhynchus Madrensis“, „Orchideae Jamesonianae“, „Orchideae Hongkonenses“, „Pachystomatis generis sciagraphia“, „Orchideae Ruizianae et Pavonianae“, „Stipulae Orchidaceae“, „Nigritella“, „Orchideae Zollingerianae“, „Generis Anselliae monographia“; in Regel's Gartenflora: „Ansellia africana Lindl.“, „Houlletia Landsbergii, H. picta“, „Catasetum viridiflorum Hook.“; in Otto und Dietrich, Allg. Gartenzeitung: „Aërides“, „Ueber Gartenorchideen“; in Karl Koch's Berl. Allg. Gartenzeitung: „Gartenorchideen“, „Epidendrum paytense“, „Cattleya Lindleyana“; in der Hamb. Blumenzeitung: „Oncidium Cramerianum“, „Polystachya Ottoniana“, „Pleurothallis vilipensa“, „Pleurothallis marginalis“; in der Bot. Zeitung: „Gartenorchideen“; in Skofitz' Oesterr. Bot. Wochenblatt: „Drei neue Labiaten-Gattungen“; in den Abhandlungen der Amsterd. Akademie: „Orchideae Splitgerberianae“ und „Orchid. Landsbergianae“; daneben von 1858—1862 drei Bände der Iconen: XVIII.

„Labiatae — Convolvulaceae“, XIX. „Cichoriaceae — Cucurbitaceae“, XX. „Solanaceae — Lentibularieae“ (zusammen mit 630 von ihm gezeichneten Tafeln). Ferner wurde 1858 der erste, mit 100 Tafeln geschmückte Band der „Xenia Orchidacea“ abgeschlossen, eine stattliche Zahl von Heften der „Pescatorea“ veröffentlicht und die letzte Hand an die Vollendung des Farnwerkes seines verstorbenen Lehrers Kunze gelegt. Neben seiner Leipziger Docententhätigkeit wirkte er auch als Lehrer der Botanik und Zoologie an der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Lützschena. Auch fallen in diese Zeit einige seiner wissenschaftlichen Reisen, nach England, Belgien, Holland, deutschen Gegenden u. s. w. Sein persönlicher und brieflicher Verkehr mit hervorragenden Naturforschern entfaltete sich mehr und mehr und umfaßte Männer wie Grisebach, Bartling und v. Warnstedt in Göttingen, Göppert in Breslau, Günther, C. F. Naumann, Theod. Weber in Leipzig, Anderson in Stockholm, E. Fries in Upsala, Sir William Jackson Hooker und Joseph Dalton Hooker in Kew, Lindley in London, Morris in Turin, Parlatore in Florenz, Edmond Boissier und Alphonse de Candolle in Genf, Asa Gray in Boston, de Vriese in Leyden u. m. A. — Während dieser Zeit nöthigte ihn der Umstand, daß das Leipziger Ordinariat der Botanik Mettenius inne hatte, der nur zwei Monate älter als R. war, dazu, sich nach einer angemessenen Stellung außerhalb Leipzigs umzusehen. Dabei erlebte er durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände Mißerfolge. So kam er nicht als definitiver Ersatz für Roßmäßler nach Tharand, weil sein Vater in ungeschickter Weise seinen Einfluß bei Hofe zu benutzen versuchte, seinem Sohne das gesetzlich vorgeschriebene 5. Docenten-Probejahr zu ersparen, was das Tharander Docenten-Collegium veranlaßte, seinem Unwillen darüber einen sehr entschiedenen Ausdruck zu geben. An Nägeli's Stelle in Freiburg wurde er, wiewohl in erster Linie vorgeschlagen, nicht gewählt, weil man schließlich die Berufung eines Physiologen für nothwendiger erachtete, als die eines Systematikers. Seine Anstellung in Lüttich vereitelte der Cardinal von Mecheln, und seine Ernennung zum Director des Botanischen Gartens in Kopenhagen scheiterte schließlich an Nationalitätsfragen. So bemächtigte sich Reichenbach's in steigendem Maße das Gefühl der Zurücksetzung und der Verbitterung. Der am 12. Februar 1860 erfolgte Tod J. G. Chr. Lehmann's, des Directors des Botanischen Gartens und Professors der Naturgeschichte am Akademischen Gymnasium zu Hamburg, veranlaßte R., sich um die erledigte Stelle zu bewerben. Auf das wärmste namentlich als Systematiker ersten Ranges von vielen seiner Freunde und Gönner empfohlen, ging er, freilich erst nach einer qualvollen Zwischenzeit von mehr als drei Jahren, als Sieger aus dem Kampfe mit zahlreichen Mitbewerbern hervor: am 7. Juli 1863 übertrug ihm die Hamburger Oberschulbehörde das lange verwaiste Amt, das er im Herbste desselben Jahres antrat. In dieser Stellung hat er bis zu seinem Tode eine vielseitige rastlose Thätigkeit entwickelt, den Garten umgestaltet, mancherlei Uebelstände in seiner Verwaltung beseitigt, seine Gewächshäuser bereichert, namentlich auch durch die ihm zugehenden kostbaren Sendungen lebender Orchideen, den Gartenbestand in steigendem Maße für die Zwecke des Unterrichts nutzbar gemacht, den Tauschverkehr mit den Schwesterinstituten gepflegt, seine Kenntniß namentlich exotischer Pflanzen und ihrer Cultur der Gartenwelt übermittelt. Wenn er auch das Siechthum des schon lange nur ein Scheindasein fristenden Akademischen Gymnasiums, einer nicht mehr zeitgemäßen Zwischenanstalt zwischen Gelehrtenschule und Universität, nicht aufzuhalten vermochte, so hat er doch regelmäßig Vorlesungen, namentlich über Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Phanerogamen- und Kryptogamenkunde mit Demonstrationen ab-

gehalten und dadurch zahlreiche Schüler zu tüchtigen Botanikern herangebildet. Seine Hauptthätigkeit erstreckte sich aber nach wie vor auf das Reich der Orchideen, über das er seit Lindley's Tode (1865) als unbestrittener König herrschte. Die von ihm in einer großen Zahl botanischer und gärtnerischer Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten [Notizen, Beschreibungen neuer Arten und Gattungen, Monographien, Bearbeitungen des Sammelergebnisses von Reisenden in fremden Ländern, Betheiligung an der Herausgabe von Orchideen-Ikonographien („Reichenbachia“ u. a.), die wöchentlichen Beiträge zu „Gardeners' Chronicle“ von 1865—1889, in denen er die Mehrzahl der Neuheiten aus den reichen Orchideensammlungen seiner vielen englischen Freunde beschrieb] sind so zahlreich, daß sie hier nicht aufgezählt werden können. Nur der wichtigsten sei hier gedacht: „Beiträge zur Orchideenkunde Centralamerikas“, 1869; „Beiträge zur Orchideenkunde“, N. A. Ak. Leop. Car. 1870; „Otia botanica Hamburgensia“, 1871—1881; „Beiträge zur systematischen Pflanzenkunde“ 1871; „Orchidographische Beiträge“, Linnaea 1877; „Ueber das System der Orchideen“, Bull. Congrès internat. St. Pétersb. 1885; mit W. Saunders zusammen: „Refugium botanicum“, 1881—1885. Interessante Aufschlüsse über seine Art, die Lebensarbeit Anderer zu würdigen, geben die zahlreichen von ihm verfaßten Nekrologe (z. B. von De Vriese, Sir William Hooker, Ernst Ferdinand Nolte, Gustave Adolphe Lüddemann, Ch. J. E. Morren u. A.). Die Fülle der täglich sich an ihn herandrängenden Arbeiten schädigte offenbar den Fortgang seiner großen Publikationen: von den Iconen erschien nur noch Bd. XXI: „Umbelliferae“ (1867) mit 210 Tafeln, ganz und Bd. XXII: „Leguminosae“ fast vollständig (220 Tafeln stammen noch von R.). Von den Xenien kam der II. Band 1874 zum Abschluß, während er von dem III. Bande nur noch 3 Decaden herausgab. Die Gesammtzahl der von R. gezeichneten und veröffentlichten Tafeln — in den Iconen und Xenien allein 2180 — ist eine ganz außerordentliche. — Neben seiner Verwaltungs-, Docenten- und litterarischen Thätigkeit nahm ihn die tägliche Sorge für sein gewaltiges Herbar in Anspruch, das nächst dem von Edm. Boissier wohl das größte war, das sich jemals in Privatbesitz befunden hat, und, vier Eisenbahnwaggons füllend, nach Reichenbach's letztwilligen Bestimmungen dem kaiserlichen Hofburgmuseum in Wien zugefallen ist. Auch seine zahlreichen Reisen standen im Dienste botanischer und gärtnerischer Interessen. Als Sammler zogen ihn namentlich die Westalpen, Piemont und Ligurien an. Kew, „das Mekka der botanischen Gläubigen“, war eine oft von ihm aufgesuchte Arbeitsstätte. Daneben nahm er häufig als Delegirter oder erbetener Preisrichter an Congressen und Ausstellungen theil, und bildete oft den gefeierten Mittelpunkt solcher Versammlungen. Ehrenerweisungen, Orden, Ernennungen zum Mitgliede und Ehrenmitgliede angesehener Gesellschaften, für ihn besonders hergestellte Ehrenmedaillen wurden ihm in größerer Zahl zu Theil und erfreuten ihn sehr.

R. besaß eine durchaus eigenartige, ausgeprägte Individualität, die nach manchen Richtungen ebenso wunderlich anmuthete, wie seine für Viele schwer zu entziffernde Handschrift. Allen, die mit ihm verkehrt haben, wird er unvergeßlich sein mit seiner massiven, im vorgerückten Alter etwas schwerfälligen Gestalt, mit seinem stapfenden Gange, den er in der Unterhaltung öfters unterbrach, um sich einer kleinen Bosheit zu entledigen, die aber doch zumeist in ein liebenswürdiges Gewand gekleidet war, mit dem durchdringenden Blick der blauen Augen über der scharfgeschnittenen Adlernase und seiner überaus modulationsfähigen Stimme. R., der unverheirathet geblieben war, dem Aeußerlichkeiten, wie Kleider u. ähnl., nur als nothwendige Uebel erschienen,

galt fast Allen, die ihn nicht genauer kannten, als ein weltfremder Sonderling. Denen aber, die ihm näher standen, und denen er seine Sympathien zuwandte, zeigte er sich nicht nur als ein geistvoller, anregender Gesellschafter, als ein feingebildeter Mann von ungewöhnlicher Weite seines Gesichtskreises und infolge seiner hervorragenden Beherrschung fremder Sprachen auch von internationaler Freiheit des Verkehrs, sondern auch als ein Mensch von tiefem Gemüthe und als zuverlässiger, theilnehmender und treuer Freund. — Seit der Mitte der 80er Jahre kränkelte er; bald ließ der Verfall seiner früher so robusten Erscheinung auch äußerlich die Schwere der Leiden erkennen, von denen ihn am 6. Mai 1889 zu Hamburg ein sanfter Tod erlöste. Seine nach Dresden übergeführte Leiche ruht an der Seite seiner Eltern.

Krankheit und Tod überkamen ihn zu einer Zeit, da er sich mit dem Gedanken trug, sein Amt aufzugeben. Leipzig sollte seines Alters Ruhesitz sein. Dort wollte er die Arbeit seines Lebens krönen durch die Herausgabe eines zusammenfassenden Hauptwerkes über seine Lieblinge, die Orchideen. Dieses Werk ist er uns schuldig geblieben, und wir werden vielleicht noch lange auf Den zu warten haben, der, in ähnlicher Weise wie R. dazu ausgerüstet, es zu schreiben unternehmen könnte.

Biographisches über Reichenbach s.: „The late Professor Reichenbach“, Gardeners' Chronicle, May 18, 1889, with portrait. — E. Regel, Prof. Dr. Heinrich Gustav Reichenbach †. Mit Porträt. Gartenflora 1889, S. 315—320. — Heinrich Gustav Reichenbach. Eine Skizze seines Lebens von Gustav Dilling. Jahrbuch der Wissenschaftlichen Anstalten zu Hamburg, VII, 1890, 20 S., mit Porträt.

Gustav Dilling.

Reichensperger: August R., Jurist, Politiker und Kunstfreund, mit seinem Bruder Peter einer der Begründer und langjähriger Führer der katholischen Centrumspartei.

R., geboren am 22. März 1808 in Koblenz, † in Köln am 16. Juli 1895, stammte aus einer Familie, die beherrscht war von den Erinnerungen der staatlichen Zustände, die in den rheinischen Landen im 18. Jahrhundert das Leben erstickten, und der ungeheuren Veränderung, die mit der Einfügung in den straff geeinigten und die Kräfte des Volkes rücksichtslos anspannenden Napoleonischen Staat verbunden war. Die Lasten waren schwer; aber das Volk gewann doch zum ersten Male die Vorstellung davon, was ein wirklicher Staat bedeute, wie er ungeahnte Kräfte und Empfindungen weckt, indem er die Einzelnen zum Gliede eines Ganzen macht.

Reichensperger's Vater, aus Simmern auf dem Hundsrück, war Criminalrichter in Koblenz, der Hauptstadt des Rhein- und Moseldepartements, dann Präfecturrath an der Kaiserlichen Präfectur daselbst. Er war ein sehr tüchtiger Mann, dem deshalb übermäßig viel aufgebürdet wurde und der unter der Last der Geschäfte bereits 1812 zusammenbrach. Seit 1805 war er mit Margarethe Knoodt aus Boppard vermählt. Der Ehe waren 4 Kinder entsprungen: Luise, August, Peter und Elisabeth, mit denen die fast mittellose Wittwe bei ihren Eltern in Boppard liebevolle Aufnahme fand. In einfachen, aber gesunden und gebildeten Verhältnissen wuchsen hier die Brüder zusammen heran. Der jüngere (Peter) jähzornig, der ältere (August) weichlich und in seiner Schulzeit in Gefahr, durch Vielleserei sich ganz zu zersplittern. Er machte der Mutter viel Sorge; doch raffte er sich schließlich zusammen, bestand 1827 das Abiturientenexamen und trat nach Vollendung seiner juristischen Studien in Bonn, Heidelberg, Leipzig und Berlin 1830 als Auscultator in Münster in den Staatsdienst. Im folgenden Jahre wurde er nach Koblenz versetzt. Eine

Reise nach Paris und durch andere französische Städte gab ihm nicht nur Anregungen; er wußte zu sehen und zu lernen. Auch später ist er viel gereist, in Deutschland, in der Schweiz, in Belgien, England und Italien. Zunächst aus Wissensdurst. Es schien ihm nothwendig, die Menschheit möglichst in sich aufzunehmen, jede Richtung wenigstens zu begreifen, aber auch wohl, um die unglückliche hypochondrische Stimmung zu überwinden, die ihn bedrückte. Jedenfalls besserte sich sein Befinden, auch sein geistiges; aber er hatte doch das Gefühl der Leere, wußte nicht, wohin er gehöre. Das änderte sich mit einem Schlage, als am 20. November 1837 der Kölner Erzbischof Clemens August wegen seiner Haltung in dem Streite über die gemischten Ehen verhaftet wurde. Da erhob sich das Element, das bisher schon das stärkste in R. gewesen war, der Gegensatz des Rheinländers gegen das preußische Wesen und den preußischen Staat, zum Kampfe, und dabei erfüllte sich R. nun zuerst, aber für immer mit dem kirchlichen Eifer, den der augenblickliche Anlaß forderte und darbot.

R. war in Kreisen aufgewachsen, deren Bildung in der Aufklärung wurzelte. Sie waren katholischer Confession, aber entweder gleichgültig oder sie gehörten, soweit sie lebhafteres Interesse an kirchlichen Dingen nahmen, der milden, die protestantische Welt anerkennenden und den Zusammenhang mit den Grundsätzen der modernen wissenschaftlichen Forschung auch auf dem theologischen Gebiete festhaltenden Richtung an, die in den Professoren Hermes und Günther ihre hervorragendsten Vertreter gewann. Seit Beginn des Jahrhunderts erhob sich aber gegen diese Aufklärung die aus Romantik und aus hierarchischen Elementen gemischte Richtung, die in dem Grafen Josef de Maistre einen ungemein erfolgreichen litterarischen Vertreter fand, in der Erneuerung des Jesuitenordens 1814 einen großen Erfolg erlebte und dann durch die politischen Verhältnisse der Restauration von 1814—1830 allseitige Förderung erhielt. In Deutschland erwuchs ihr ein starker Bundesgenosse in der Opposition der 1815 zu Preußen geschlagenen Rheinlande, welche von ihrem neuen Vaterlande nichts wissen wollten und von den Preußen oftmals in ähnlicher Tonart sprachen, wie heute bisweilen die bairischen Centrumsblätter. Diese antipreußische Stimmung erfüllte auch das Haus, in dem R. aufwuchs. Mutter und Großmutter erzählten den Kindern gern von der Kriegszeit und schilderten dann die Franzosen als die besten und bescheidensten unter all den Truppen, die damals die Saar- und Mosellande durchzogen. „Die Russen waren schrecklich, schmutzig, unsittlich, hinter äußerer Politur gewaltig roh. Die Preußen waren aber am meisten gehaßt, weil voll Dünkel und Ansprüche. Sie hatten öfters ihre Frauen, ja Kinder bei sich, und erstere wollten immer ‚Gnädige Frau‘ titulirt sein, was ihnen beharrlich verweigert wurde, sodaß einer der Officiere einmal sagte: Man meint, sie würden ob dem Worte ersticken.“ Diese thörichte Familientradition (Pastor, A. Reichensperger I, 9) läßt ermessen, wie blind der Haß gegen Preußen war, der diese Jugendkreise Reichensperger's erfüllte. R. hatte zu seinem preußischen Vaterlande kein inneres Verhältniß, auch nicht, nachdem er in den preußischen Staatsdienst eingetreten war. Er fühlte sich als Rheinländer, nicht als Preuße. Diese in den Rheinlanden sehr verbreitete Stimmung wurde durch den bald nach 1815 beginnenden Kampf für das rheinische Recht mit seinen modernen Einrichtungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und der Schwurgerichte gegen die immer erneuten Bestrebungen das allgemeine Landrecht einzuführen die folgenden Jahrzehnte hindurch wach erhalten und vielfach gesteigert.

R. hatte 1834 durch eine Flugschrift an diesem Kampfe theilgenommen und schon hierbei mußte er den Spuren von Görres begegnen, dessen Einfluß

er völlig verfiel, als Görres' Athanasius erschien (1837). Fortan war R. erfüllt von dem Gedanken für das katholische Rheinland und weiter für die Rechte der katholischen Kirche im Sinne der Görres und Genossen gegen das protestantische Preußen zu kämpfen. „Er ward wieder ein gläubiger Katholik, [sagt sein Biograph] katholisch mit der vollsten Ueberzeugungskraft seines hohen Geistes, Katholik bis in die tiefsten Tiefen seines reichen Herzens." Das ist richtig, aber einseitig; es hatte dieser Katholicismus eine antipreußische Beimischung. Der Haß gegen das dem Rheinländer unsympathische Preußen waltete in diesen Jahren bei ihm vor wie bei Görres. Nicht der große Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung und Verfassung, der im innigen Verein mit Männern jeder Glaubensrichtung im Rheinischen Merkur den Großen der Erde in das Gewissen redete, daß sie des Volkes Ehre und Wohl nicht preisgeben sollten den kleinlichen Interessen und den ängstlichen Sorgen des Tages, sondern der seit der Aufhebung des Merkur und vollends seit den Karlsbader Beschlüssen in seinem Vertrauen und seiner Liebe zu Preußen getäuschte und verbitterte Görres der späteren Zeit war das Vorbild und der Lehrer von R. Und R. stand diesem gewaltigen Autor kritiklos gegenüber. Er war ergriffen von der Tiefe dieses Geistes und der ursprünglichen Aufrichtigkeit dieses Herzens; er fühlte den verwandten Zug der Sehnsucht, sich hinauszuheben über die Nichtigkeit des Lebens und war wehrlos gegenüber diesem Redestrom, der durch grandiose Bilder und dreiste Aphorismen blendete und verwirrte. Mangel an Kritik da wo er liebt und bewundert, war auch allgemein für R. bezeichnend. So scharf er die Mängel der Gegner zu erspähen wußte, in seinen geschichtlichen und politischen wie in seinen künstlerischen Bestrebungen und Urtheilen offenbart sich jener Mangel an Kritik und eine gewisse dilettantische Hülflosigkeit, die dann ersetzt wurde durch rücksichtsloses Beiseiteschieben des unbequemen Materials, wie es das praktische Bedürfniß der Parteiinteressen und des Augenblicks forderte. So ließ er sich fortreißen mit seinem Bruder Peter und seinem Freunde Thimus den Stoff zu sammeln für die Schmähschrift des Franzosen Gustave de Failly „De la Prusse et de sa domination sous les rapports politiques et religieux spécialement dans les nouvelles provinces par un inconnu" (Paris 1842, Guilbert). Und als der Bischof von Trier die Schaustellung des sog. heiligen Rockes wagte, da sah er in dieser Speculation auf die groben Bedürfnisse der menschlichen Natur, insbesondere auf die Blindheit der von körperlichen Leiden und socialen Nöthen geplagten Menschen ein frommes Werk, und verschloß sich völlig den unwidersprechlichen Beweisen, daß hier eine späte Fälschung und eine plumpe Täuschung vorliegt. R. hatte sehr vielseitige Kenntnisse, hatte eindringenden Scharfsinn — aber die praktischen Ziele, die er verfolgte, und die romantische Stimmung, die ihn bei Fragen der Kunst wie bei kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen beherrschte, ließen ihn die gröbsten Halbwahrheiten seiner Freunde für voll ansehen und die wichtigsten Thatsachen ignoriren. Daß er in der Renaissance die Quelle des meisten Unheils sah, an welchem unsere Gegenwart laborirt (Pastor, Aug. Reichensperger II, 313), möchte man leichter begreifen; aber daß er sich über den Gegensatz, der zwischen den Jesuiten und der von Montalembert und seinen Freunden vertretenen Richtung täuschte, das ist kaum anders als durch einen Gewaltact seines wesentlich praktisch und nicht kritisch gerichteten Geistes zu erklären. Aehnlich ist es mit seinen widerspruchsvollen Urtheilen über Italien, auf die Fr. X. Kraus in seinen ausgezeichneten Aufsätzen über R. (Beilage der Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 224, S. 4) hinweist.

R. wurde 1841 nach Köln versetzt, stieg hier 1848 zum Kammerpräsidenten auf und entfaltete in der Gründung des Dombauvereins und in der Thätig-

keit für die kirchliche Presse und die clericale Politik eine große und allseitig anerkannte Thätigkeit. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament und in die preußische Nationalversammlung gewählt, wirkte in Berlin als Mitglied der Rechten bis in den Juni, überließ den Sitz dann seinem Stellvertreter und begab sich nach Frankfurt, wo er eine Vereinigung der katholischen Abgeordneten bilden half, deren Präsident Radowitz war. R. war Vicepräsident und hatte, da Radowitz vielfach verhindert war, einen wesentlichen Antheil an der Leitung dieser „ultramontanen" Fraction. R. begrüßte die von Gagern durchgesetzte Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser mit Freude, war aber ein heftiger Gegner des kleindeutschen Programms Gagern's, im besonderen des preußischen Erbkaiserthums. Auch zum Erfurter Parlament im April 1850 wurde R. gewählt und bekämpfte auch hier die kleindeutsche Reform des Bundes, wie sie in der Unionsverfassung Ausdruck gefunden. Er glaubte jede Bundesverfassung, an der Oesterreich nicht theil genommen habe, als einen Bruch des Rechts bezeichnen zu können und weigerte sich, die Thatsachen anzuerkennen, aus denen sich ergab, daß Oesterreich eine irgendwie wesentliche Reform der allgemein als unbefriedigend bezeichneten Bundesverfassung nicht zugeben wollte.

Seitdem hat R. mit geringer Unterbrechung eine hervorragende Rolle als Politiker gespielt; einmal in der Organisation der Katholiken zur politischen Wirksamkeit, besonders durch Beleben der katholischen Presse und des Vereinswesens, und dann als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags. Mit seinem Bruder Peter hatte er die Führung der am 30. November 1852 von 63 Abgeordneten begründeten „Katholischen Fraction", zunächst veranlaßt durch die von den Ministern Raumer und Westphalen erlassenen Verbote gegen die Abhaltung von Volksmissionen der Jesuiten und gegen das Studium deutscher Theologen im Collegium Germanicum. Politisch vertrat R. mit seinem Bruder Peter den Standpunkt eines überzeugten Constitutionellen im Sinne der preußischen Verfassung; so trat er ein für Preßfreiheit und gegen die Forderungen der aus Junkern und Bureaukraten zusammengesetzten Majorität der Kammern der Periode 1851—58. Wenn er sprach, hatte er das Ohr der Kammer und der katholischen Generalversammlungen, auf denen er von Anfang eine einflußreiche Rolle spielte, wie er denn auf der Kölner Versammlung vom 6.—9. September 1858 zum Präsidenten gewählt wurde. In dem Landtage, welcher durch die Neuwahlen des Jahres 1858 unter dem Einflusse des Sturzes des Ministeriums Manteuffel gewählt war, überwog die Partei der gemäßigt Liberalen, mit denen die Katholische Fraction in der Zeit der Reaction oftmals zusammengestimmt hatte. Theilweise mit Rücksicht auf sie änderte die Fraction ihre confessionelle Bezeichnung, aber doch nur unter starkem Widerstreben und nur halb, indem sie officiell den Doppelnamen „Fraction des Centrums (Katholische Fraction)" annahm. Auch war in die von 75 Mitgliedern unterzeichneten neuen Statuten vom 17. Januar 1859 absichtlich kein Satz aufgenommen worden, der Nicht-Katholiken ausgeschlossen hätte; thatsächlich aber beherrschten nach wie vor die kirchlichen Interessen die Richtung der Fraction. 1860 veröffentlichten die beiden Brüder ihr politisches Glaubensbekenntniß in der Schrift „Deutschlands nächste Aufgaben". Alle Gefahren der Zeit werden hier auf das Streben zurückgeführt, das Christenthum aus den Staaten auszuschalten, was auch als der „principielle Abfall von der Idee des Rechts und der Wahrheit, ja von der Idee überhaupt", bezeichnet wird, auch mit Lamoricière als der Kampf des modernen Islam gegen das Kreuz. Praktisch sollte die Schrift besonders die Einheitsbestrebungen Italiens bekämpfen und es als eine Pflicht des deutschen Bundes

und also auch Preußens bezeichnen, jeden Angriff auf Venetien nicht als eine österreichische, sondern als ein deutsche Angelegenheit zu behandeln. Neben der Sorge für Oesterreich trieb die Brüder hierbei noch, und gewiß noch stärker, die Sorge für die weltliche Herrschaft des Papstes, der sie für die römische Kirche einen entscheidenden Werth beilegten.

In dem Conflict des Abgeordnetenhauses mit der Regierung über die Militärreorganisation nahm R. mit seinen Freunden einen gemäßigten Standpunkt ein und suchte namentlich die Krisis vom September 1862 durch einen Vermittlungsantrag zu lösen. Die Berufung Bismarck's zum Minister bedauerte er nicht, obwohl „ihm Bismarck und seine Politik durchaus antipathisch" war (Pastor I, 455). In diesen Kämpfen war R. übrigens tiefer in das preußische Wesen eingedrungen und hatte in diesem Staate etwas mehr Wurzel gefaßt.

Mit der Auflösung der Kammer Ende Mai 1863 war R. durchaus einverstanden; er freute sich, „daß dem Kammerschwindel so brusquement ein Ende gemacht wurde", und bei den Wahlen im Herbst 1863 lehnte er die Candidatur ab. Er widmete sich den Arbeiten für die Geschichte der christlichen Kunst, die ihn schon lange beschäftigt hatten und die in der Begeisterung für den Kölner Dom noch eine besondere und durch das Heimathgefühl erwärmte Quelle fand. R. hatte 1840 durch eine kleine Schrift zur Bildung des Dombauvereins aufgefordert, der dann der Träger der großen Arbeiten zur Erneuerung und Vollendung des Domes geworden ist. In ihm blieb R. alle Zeit eines der thätigsten und erfolgreichsten Mitglieder.

Ueber Reichensperger's Stellung zu der Wiedergewinnung Schleswig-Holsteins und den Conflicten von 1864/65 hat der Biograph in den sonst so reichhaltigen Papieren Reichensperger's nichts gefunden, als ein ganz flüchtiges Gerede (I, 566). Noch deutlicher tritt die Lauheit seines preußischen Staatsgefühls 1866/71 hervor. Den Ausbruch des Krieges von 1866 schob R. ausschließlich dem altpreußischen Hochmuth zu, der die Katastrophe bei den Haaren herbeigezogen habe, und bei der Nachricht von dem Siege Preußens bei Königgrätz schrieb er: „Es kostet sehr viel Mühe, sich in solche Rathschlüsse Gottes zu fügen und nicht zu der Ansicht zu gelangen, daß nur für kleine bürgerliche Verhältnisse das Recht existenzberechtigt sei, daß im Großen und Ganzen aber Gewalt, List und Trug zur Herrschaft berufen seien, und der Zweck sowohl als die Mittel nicht religiösen und moralischen Privilegien unterliegen." (Pastor I, 580 f.) Eine Wahl für den constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes lehnte er im Februar 1867 ab und suchte sich von aller Politik fern zu halten. Im Jahre 1870 beschäftigte ihn ebenso das vaticanische Concil und das Schicksal des Kirchenstaats weit stärker, als der deutsch-französische Krieg. Er zählte zu den Katholiken, die eine Dogmatisirung der Unfehlbarkeit für inopportun erklärten, aber bereit waren, sich dem Concilsbeschluß zu unterwerfen, und diese kirchlichen Interessen bewogen ihn denn auch, wieder eine Wahl zum Abgeordnetenhause anzunehmen. Er wurde in Münster und Aachen mit großen Majoritäten gewählt, in Koblenz dagegen erst in der Stichwahl; er nahm deshalb für Koblenz an und begründete mit seinem Bruder und seinen Freunden Savigny und Mallinckrodt das neue Centrum, und er hat dann in den wechselnden Phasen des sogenannten Culturkampfes eine hervorragende Rolle gespielt, trat aber doch hinter Windthorst mehr und mehr zurück. R. empfand das nicht ohne Schmerz, zumal er auch in manchen sachlichen Dingen mit Windthorst nicht übereinstimmte (Pastor II, 228). Sein Abschied vom politischen Leben vollzog sich in einer großartigen Feier im Piusbau zu Köln am 26. October 1885. Noch ein Jahrzehnt war

ihm vergönnt, er verbrachte diesen Abend seines Lebens in eifriger Pflege seiner Kunststudien, und der Kölner Dom namentlich bildete immer noch das höchste Object seiner Sorge und seiner Freude. Von politischen Urtheilen aus dieser Zeit ist vielleicht hervorzuheben, daß er Bismarck's Entlassung lebhaft beklagte. Schmerzliche Lücken riß der Tod in den Kreis seiner Freunde und seiner Familie; besonders schwer beklagte er den Tod seines Bruders Peter 1892. Dies Jahr brachte ihm dann bei der 50jährigen Jubelfeier des Dombauvereins (1842—92) neue außerordentliche Ehren ein, und bei der Feier seiner goldenen Hochzeit am 3. Mai 1892 wurde er vom Kaiser und vom Papste in außerordentlicher Weise geehrt, und der Erzbischof von Köln vollzog persönlich die feierliche Wiedertrauung. Als Persönlichkeit genoß R. auch in den Reihen der Gegner großes Vertrauen, und wenn wir jetzt die Schwächen und Widersprüche seines Wesens und seines Lebens überschauen, so werden wir doch immer Freude haben an der Kraft und der Unermüdlichkeit, mit der R. für das gestritten hat, was er für Recht hielt.

Das Material zu dieser Skizze findet sich in Ludwig Pastor, „August Reichensperger 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses.“ 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1899. Im Anfang des 2. Bandes sind S. 449—474 die zahlreichen litterarischen Arbeiten Reichensperger's aufgeführt; die älteste von 1834, die letzten von 1895. Die meisten sind kurze Aufsätze und Berichte. Das Buch Pastor's hat das Material mehr nur aneinander gereiht als verarbeitet. Um so willkommener sind die glänzenden Aufsätze, die Fr. Xaver Kraus dem Verstorbenen aus Anlaß des Buches von Pastor widmete, Beilage zur Allgem. Zeitung 1900, Nr. 200, 201, 224, 225. Außerdem nenne ich noch den Aufsatz von Hermann Oncken, „August Reichensperger“ in der Historischen Zeitschrift Bd. 88 (1902), 247 ff.

Peter Franz R., jüngerer Bruder von August R., geboren am 28. Mai 1818 zu Koblenz, Jurist und Politiker, als Richter in Koblenz, Elberfeld, Köln, und seit 1859 als Rath am Obertribunal zu Berlin thätig. Er starb in Berlin am 31. December 1892. Seine politische Thätigkeit verlief wesentlich in Gemeinschaft mit seinem Bruder August, neben dem er nur wenig zurücktrat. Im Frankfurter Vorparlament, in der preußischen Nationalversammlung, im preußischen Abgeordnetenhause und im deutschen Reichstage hat er eine erhebliche Rolle gespielt; meist in Uebereinstimmung mit dem Bruder, aber doch selbständig. So trat er 1883 für das Project eines westfälischen Canals ein, während der Bruder die betreffende Vorlage bekämpfte.

Unter seinen Schriften hat einen größeren Umfang: „Die Agrarfrage aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie, der Politik und des Rechts“, Trier 1847. Außerdem sind zu nennen: „Reden der Gebrüder August und Peter Franz Reichensperger“, Regensburg 1858; „Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848“, Berlin 1882. Dazu dient als Ergänzung: „Die preußische Nationalversammlung und die Verfassung vom 5. December 1848“, Berlin 1849. Außerdem: „Ueber Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgerichte“, Köln 1842; „Culturkampf oder Friede“, Berlin 1876; „Die Zins- und Wucherfrage“, Berlin 1879, sehr verständig und aus der Praxis heraus; „Die Gemeingefährlichkeit der in Aussicht gestellten Erhöhung der Kornzölle“, Berlin 1888.

Die politische Thätigkeit und die kirchliche Stellung Peter Reichensperger's ist im Lichte der über seinen Bruder August gegebenen Schilderung zu verstehen.

G. Kaufmann.

Reiffenstein: Karl Theodor R., Architektur- und Landschaftsmaler. Geboren in Frankfurt a. M. am 12. Januar 1820, † ebenda am 6. December 1893. Der Künstler verdankte seine Ausbildung dem Theatermaler Hoffmann in Frankfurt und dem Städel'schen Kunstinstitut, wo (1833 bis 1846) insbesondere Jakob Becker und der Architekt Hessemer seine Lehrer waren. Seine frühesten selbständigen Arbeiten zeigen zugleich den Einfluß der Düsseldorfer romantischen Schule, vor allem Lessing's, wie dies bei der Mehrzahl der Frankfurter Landschaftsmaler seiner Zeit der Fall ist. Gleich diesen ging R. in seinen späteren Jahren zu einer freieren coloristisch wirksameren Auffassung der Landschaft über, die er namentlich in einer virtuos geübten Aquarelltechnik zu vervollkommnen bestrebt war. Als das Hauptwerk seines Lebens hinterließ er eine Sammlung von rund 2000 Aufnahmen historischer Frankfurter Bauten; die in Aquarell und Zeichnung ausgeführten Blätter, die noch bei seinen Lebzeiten in den Besitz des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt übergegangen sind, bilden, zumal da sie manches inzwischen verloren gegangene Denkmal alteinheimischer Baukunst enthalten, einen unschätzbaren Beitrag zur geschichtlichen Topographie der alten Reichsstadt. Von Reiffenstein's Gemälden befindet sich das meiste in einheimischem Privatbesitz. Obschon ihre Malweise nicht immer frei von einer gewissen Trockenheit des Vortrags ist, zeigt doch die überwiegende Menge seiner zahlreichen Werke von einem feinen künstlerischen Sinn und von einem eisernen Fleiß. Besonders reich an reizvollen Aquarellen war die 1906 aufgelöste Sammlung Landauer-Donner; einzelne bedeutende Gemälde befinden sich noch im Besitze der Familien Konrad Binding, Alexander Manskopf, Eduard Gustav May u. A.; im Städel'schen Kunstinstitut außer einem kleinen Oelbilde (Frankfurter Wald, 1881) eine nach Hunderten zählende Sammlung von Studien und Entwürfen aus dem Nachlaß des Künstlers; in der Städtischen Galerie in Magdeburg ein Oelgemälde (Harzlandschaft); zwei Oelbilder („Eingang zur Burg" und „Landskrone an der Ahr") beim Fürsten von Solms-Braunfels. Zehn Zeichnungen Reiffenstein's, „Bilder zu Goethe's Wahrheit und Dichtung" 2c., sind 1874 in photographischer Nachbildung herausgegeben worden. Weitere Ansichten aus dem alten Frankfurt erschienen in sechs Lieferungen 1894 bis 1899 bei Jügel ebenda.

Eigene biographische Aufzeichnungen des Künstlers. — Rittweger, Frankfurter Hausblätter, N. F. I (1881), S. 283, 289 f. — Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler (1878), S. 247 ff. — Ausstellungsbericht u. Nekrolog von H. Weizsäcker i. d. Frkf. Zeitung v. 6. Dec. 1894. — Biographische u. sonstige Mittheilungen ebd. 14. März 1873, 14. Jan. 1887, 7. u. 8. Dec. 1893. H. Weizsäcker.

Reimer: Dietrich Arnold R., namhafter Verlagsbuchhändler, dritter Sohn des angesehenen Berliner Verlegers Georg Andreas R. (s. A. D. B. XXVII, 709—712) und jüngerer Bruder des gleichfalls durch seine buchhändlerische Thätigkeit bekannten Georg Ernst R. (ebenda S. 712—713), ist am 13. Mai 1818 zu Berlin geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums erlernte er den Buchhandel und eröffnete am 1. Januar 1845 unter der Firma Buch- und Landkartenhandlung von Dietrich Reimer in dem väterlichen Hause Wilhelmstraße 73 ein Sortimentsgeschäft, das rasch aufblühte, so daß er beschloß, auch ein Verlagsunternehmen zu begründen. 1847 übernahm er deshalb aus dem Verlage seines eben genannten Bruders eine größere Anzahl gut eingeführter geographischer, archäologischer und kunstgeschichtlicher Werke, darunter die Atlanten und Karten Rühle's von Lilienstern (1825 ff.), den Atlas von Asien zu C. Ritter's Allgemeiner Erdkunde (1834 ff.), des Frei-

herrn Th. v. Liechtenstern Atlas zur Erd- und Staatenkunde (1846), die kostspieligen Prachtwerke von W. Zahn, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde von Pompeji, Herculanum und Stabiae (1827 ff.) und W. Ternite, Wandgemälde von Pompeji und Herculanum (1827 ff.), ferner C. H. v. Gelbke, Abbildung der Wappen sämmtlicher europäischer Souveraine (1830 ff.) und desselben Abbildungen und Beschreibung der Ritterorden und Ehrenzeichen sämmtlicher Souveraine und Regierungen (1832 ff.), weiterhin F. v. Quast, Die altchristlichen Bauwerke von Ravenna (1842), C. Poppe, Sammlung von Ornamenten und Fragmenten antiker Architectur (1843 ff.), Hessemer, Arabische und altitalienische Bauverzierungen (1844), sowie die berühmten Darstellungen aus dem Lied der Nibelungen, zu Goethe's Faust und zu Tasso's Befreitem Jerusalem, gezeichnet von P. v. Cornelius, gestochen von Lips, Ritter, Ruscheweih, Thäter und Eichens. An diesen Grundstock des Verlags schlossen sich nun in rascher Folge zahlreiche neue Werke, die der Firma bald einen weitausgebreiteten guten Ruf verschafften. R. suchte seine Ehre darin, nur ernsthafte und brauchbare Bücher auf den Markt zu bringen und alles Minderwerthige oder gar Anstößige grundsätzlich auszuschließen. Sein Hauptaugenmerk richtete er zunächst auf Landkarten und Atlanten sowohl für den wissenschaftlichen als auch für den Haus- und Schulgebrauch. 1852 gelang es ihm, den hervorragend tüchtigen Kartographen Heinrich Kiepert von Weimar nach Berlin zu ziehen, und dieser stand ihm nun 40 Jahre hindurch als treuester und leistungsfähigster Mitarbeiter zur Seite. Kiepert's Verdienst ist es zum guten Theil, daß die Firma Dietrich Reimer in die vorderste Reihe der großen kartographischen Anstalten rückte und diese angesehene Stellung bis auf die Gegenwart bewahrt hat. Von seinen Arbeiten, die zum Theil in zahlreichen Auflagen und in hunderttausenden von Exemplaren Verbreitung fanden, sind namentlich folgende hervorzuheben: der Neue Handatlas über alle Theile der Erde in 45 Karten (1855 ff.) nebst verschiedenen Auszügen und Ergänzungsblättern, eine große Erdkarte in Mercator's Projection (1856), eine Generalkarte von Europa in 9 Blättern (1858), der berühmte Atlas antiquus in 12 Karten zur alten Geschichte (1861), der auch in englischer, amerikanischer, französischer, holländischer, italienischer und russischer Ausgabe erschien, der Kleine Atlas der neueren Geographie (1863), später Kleiner Handatlas genannt, der Schulatlas in 27 Karten (1864), der Elementaratlas für preußische Volksschulen (1864), der Kleine Schulatlas für die unteren und mittleren Klassen in 23 Karten (1869) mit mehreren Sonderausgaben für einzelne Provinzen, der Historische Schulatlas zur alten, mittleren und neueren Geschichte in 36 Karten, gemeinsam mit C. Wolf herausgegeben (1879), der Kleine Schulatlas der alten Welt in 12 Karten (1883), eine Sammlung physikalischer, politischer und historischer Wandkarten für den Schulgebrauch und eine sehr große Zahl von Handkarten einzelner Erdtheile und Länder, von Kriegskarten, Schlachtplänen, Eisenbahnkarten, sowie Specialkarten kleiner Gebiete. Auch Heinrich Kiepert's Sohn Richard, der sich gleichfalls als Kartenzeichner einen guten Namen erworben hat, war viele Jahre hindurch für die Firma Dietrich Reimer thätig. Seine Hauptleistung ist ein sehr umfangreicher, in vielen Unterrichtsanstalten des In- und Auslandes eingeführter Schulwandatlas der Länder Europas in physikalischer und politischer Ausgabe (1881 ff.). Außer den Werken dieser beiden Hauptmitarbeiter hat der Verlag noch zahlreiche andere kartographische Erzeugnisse veröffentlicht, darunter C. Voigt, Historischer Atlas der Mark Brandenburg (1848), A. von Freyhold, Vollständiger Atlas zur Universalgeschichte (1850), W. Liebenow, Karte von Hohenzollern (1854), C. v. Cosel, Topographische Karte der Pro-

vinz Brandenburg (1861), A. Brecher, Historische Wandkarte von Preußen (1867), G. A. v. Klöden, Repetitionskarten über alle Theile der Erde (1869), C. Wolf, Historischer Atlas zur mittleren und neueren Geschichte (1877), E. Curtius und J. A. Kaupert, Atlas von Athen (1878) und Karten von Attika (1878 ff.), Steffen, Karten von Mykenai (1884), sowie C. Lehr, Physikalische Reliefkarte der Formen der Erdoberfläche (1886). Außerdem wurde der Verlagshandlung vom Reichsmarineamt der Vertrieb der deutschen Admiralitätskarten und der amtlichen Segelhandbücher übergeben. Auch überließ ihr die namhafte amerikanische Firma Rand, Mc Nally & Co. in Chicago und New-York den alleinigen Verkauf ihrer Karten und Atlanten für den europäischen Continent. — Eine weitere Specialität des Reimer'schen Verlags bildeten die Himmels-, Erd- und Reliefgloben von verschiedenster Größe und Ausführung. 1852 kaufte R. die alteingeführte Globenfabrik von C. Adami in Potsdam. Er erweiterte den Betrieb bedeutend, unterstellte ihn der wissenschaftlichen Leitung Heinrich Kiepert's, erwarb mehrere Patente und brachte allmählich so vollkommene Erzeugnisse auf den Markt, daß sich seine Firma auch in diesem Artikel eines wohlbegründeten Weltrufs erfreute.

Ein mit den Karten und Globen eng zusammenhängendes Gebiet, das R. ausgiebig pflegte, war die wissenschaftliche Geographie. Unter den vielen bedeutsamen Verlagswerken dieser Abtheilung sind hauptsächlich folgende zu nennen: C. Pieschel, Die Vulkane der Republik Mexiko (1856), H. Barth, Reise durch das Innere der europäischen Türkei (1862), mehrere Arbeiten von A. Bastian (1868 ff.), J. G. Kohl, Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellansstraße (1877), O. Blau, Reisen in Bosnien und der Herzegowina (1877), F. v. Richthofen, China, nebst dem zugehörigen Atlas (1877 ff.), H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie (1878), desselben Leitfaden der alten Geographie (1879), sowie K. Humann und O. Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien (1890). In das geographische Fach gehören auch die werthvollen periodischen Publikationen des Verlags, die Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Band 1—6 und Neue Folge 1—19 (1853 bis 65), die Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 1—25 (1866—90), nebst den Verhandlungen dieser Gesellschaft, Band 1—17 (1874 bis 90), die Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Band 1—5 (1879—89) und die Verhandlungen der 9 ersten Deutschen Geographentage von 1882—91, sowie ein Sammelwerk Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas, von dem 1873—81 vier Hefte mit Beiträgen verschiedener Autoren erschienen. — Weit weniger umfangreich war der Verlag der Firma aus dem Bereiche anderer Wissenschaften wie der Meteorologie und der Astronomie. Erwähnenswerth sind mehrere Schriften von H. W. Dove, darunter Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde (1852), Das Gesetz der Stürme (1857) und die Klimatologischen Beiträge (1864 ff.), ferner L. A. Veitmayer, Vorbereitungen zu einer zukünftigen Wasserversorgung der Stadt Berlin (1871 ff.) und H. Mohn, Grundzüge der Meteorologie (1883), endlich J. F. J. Schmidt, Karte der Gebirge des Mondes (1878).

So war R. durch seine rege Thätigkeit, seinen Unternehmungsgeist und durch gute Beziehungen zu vielen angesehenen Autoren allmählich einer der namhaftesten unter den großen deutschen Verlagsbuchhändlern geworden. Das Sortiment hatte er bereits 1858 aufgegeben und gleichzeitig sein Geschäft nach der Anhaltstraße Nr. 11, später in das größere Grundstück Nr. 12 verlegt. Am 1. Januar 1868 trat sein langjähriger kaufmännischer Mitarbeiter Hermann August Höfer als Mitbesitzer in die Firma ein, die nunmehr die Bezeichnung Dietrich Reimer (Reimer & Höfer) erhielt. R. war noch 20 Jahre

hindurch die Seele der Handlung. Erst als sich die Altersbeschwerden einstellten, schied er am 1. October 1891 aus. Er wurde ersetzt durch den Consul a. D. Ernst Vohsen, so daß die Firma seitdem Dietrich Reimer (Höfer & Vohsen) lautete. R. verlebte noch acht Jahre in wohlverdienter Ruhe und Erholung. Am 15. October 1899 beschloß er in Berlin sein arbeitsvolles und reichgesegnetes Leben.

Verlags-Catalog der geographischen Verlagshandlung Dietrich Reimer in Berlin 1845—1895. Berlin 1895. — Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 66 (1899), S. 7665. — Biogr. Jahrbuch IV (1900), S. 162 (H. Ellissen). Viktor Hantzsch.

Reinganum: Maximilian R., geboren am 31. December 1798 in Frankfurt a. M. als Sohn eines jüdischen Handelsmanns in der Judengasse, besuchte 1812—1816 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann in Göttingen und Heidelberg die Rechte und erwarb hier 1819 die Würde eines Dr. jur. Mehrfache Gesuche an den Senat seiner Vaterstadt um Zulassung zur Advocatur blieben ohne Bescheid; als er nach beinahe anderthalbjährigem Warten 1821 zum evangelisch-lutherischen Bekenntniß übergetreten war, wurde seinem Wunsche rasch willfahrt. Am 8. November 1821 trat er in die Zahl der Frankfurter Advocaten ein und hat die Advocatur bis zu seinem Tode ausgeübt. R. gehörte zu der ersten Generation akademisch gebildeter Juden, die nach der 1812 von Dalberg gewährten, von der Freien Stadt aber bald wieder zurückgenommenen Gleichstellung der Frankfurter Judenschaft in das öffentliche Leben eintrat und mit Eifer für fortschrittliche Reformen im politischen und communalen Leben und insbesondere für die Gleichberechtigung der Glaubensgenossen wirkte. R. gehörte auch zu dem engeren Freundeskreis seines Landsmannes und Gesinnungsgenossen L. Börne, welchem diese Generation, Bekehrte wie Nichtbekehrte, mit Begeisterung folgte. R. entfaltete bald eine glänzende Thätigkeit als Rechtsbeistand in Civil- wie Strafsachen und war als gewandter Redner und scharfsinniger Jurist eine gesuchte Persönlichkeit; er war der Anwalt des Rothschild'schen Hauses, aber auch der Vertheidiger zahlreicher politischer Angeklagter. 1830 trat er in die beiden bürgerlichen Vertretungen seiner Vaterstadt ein und hat ihnen, mit mehrjähriger Unterbrechung in den 50er Jahren, bis 1866 angehört; 1867 wurde er auch in die neue Stadtverordnetenversammlung gewählt. 1832 gründete er mit seinem Collegen Dr. Rupp die erste Zeitschrift für Frankfurter Communalangelegenheiten, die Frankfurter Jahrbücher, um in der Oeffentlichkeit größere Theilnahme für die städtischen Angelegenheiten zu wecken. Von Anfang an stand er auf entschieden freisinnigem Standpunkt und hat ihn auch in späteren Jahren nicht verlassen, als so manche seiner früheren Mitkämpfer sich den Gothaern und dann den Nationalliberalen anschlossen; er ist bis zu seinem Ende begeisterter Demokrat geblieben. In dem von ihm verfaßten Proteste gegen die preßfeindlichen Beschlüsse des Bundestags von 1832, in seiner Wirksamkeit als Vertheidiger in politischen Processen hat er sich mit aller Entschiedenheit als solcher bekannt; ebenso als Mitglied des Vorparlaments, als Volksredner in der localen Bewegung von 1848 — bei der Wahl eines Frankfurter Abgeordneten zum Parlament unterlag er gegen Jucho (s. d. Art.) — als Mitglied der verfassunggebenden Versammlung des Freistaates Frankfurt 1848 bis 1849 und von 1857 an auch der Gesetzgebenden Versammlung. Auch in seinem communalen Wirken in den verschiedenen Bürgervertretungen hat er sich stets als freigesinnter, aufgeklärter, weitschauender Vertreter erwiesen; er stand bei seinen Mitbürgern ohne Unterschied der Partei im höchsten Ansehen und nahm unter seinen Berufsgenossen als Mann der Praxis wie der

Wissenschaft eine hervorragende Stellung ein. Er starb am 22. Juni 1878. — Schon 1822 trat R. in nähere Beziehungen zu L. Börne; bald verband Beide eine innige Freundschaft, Börne und seine Freundin Jeanette Wohl waren es, unter deren Schutz R. sich trotz des Widerstandes seiner Familie mit deren Gesellschafterin Pauline Hirsch verlobte und verheirathete. Von 1827 ab wurde R. Börne's Anwalt; ihr Briefwechsel (er ist leider noch nicht bekannt geworden) beschränkte sich aber nicht auf die geschäftlichen Angelegenheiten, er umfaßte den ganzen ethischen und politischen Interessenkreis der Freunde. R. war der Rathgeber von Frau Straus-Wohl bei der Sichtung von Börne's Nachlaß; er hat die 1862 bei Rütten und Löning erschienene Ausgabe der Werke Börne's mit Rütten (s. d. Art.) besorgt; von ihm stammt die beigefügte Biographie „Aus Börnes Leben“ mit ihrer unbefangenen Beurtheilung Börne's.

Mit Benutzung des Nekrologs der Frankfurter Zeitung von Ende Juni 1878. — J. Proelß, Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. (Frankfurt 1905). — Briefe von Jeanette Wohl an Ludwig Börne, herausgegeben von E. Mentzel (Berlin 1907). R. Jung.

Reinhold: Heinrich R., Maler und Kupferstecher, geboren 1790 in Gera, † am 15. Januar 1825 in Rom; jüngerer Bruder des Landschafters Friedrich Philipp R. Er studirte zuerst an der Dresdener Akademie, begab sich 1806 nach Wien zu seinem Bruder und besuchte daselbst nun die k. k. Akademie. Nebst seinen Uebungen im Figurenzeichnen versuchte er sich bald im Radiren und brachte es darin so weit, daß Denon, der damalige Generaldirector der Museen zu Paris, der während seines Aufenthaltes in Wien auf ihn aufmerksam geworden war, ihn aufforderte, nach Paris unter seinem Protectorat überzusiedeln. 1809 folgte R. diesem Rufe und hielt sich nun fünf Jahre in Paris auf. Er war hier namentlich damit beschäftigt, für das große Werk über die Feldzüge Napoleon's, das als Gegenstück zu dem Prachtwerk „Description de l'Europe“ geplant war, infolge des politischen Umsturzes aber unterdrückt wurde, einige große Blätter zu stechen, von denen erklärlicherweise nur wenige Abdrücke existiren. Nach Wien zurückgekehrt, malte er namentlich Landschaften. 1819 machte er sich zusammen mit dem Landschafter und Kupferstecher Erhard von Nürnberg nach Italien auf. Nachdem er sich anfangs länger in Rom und Neapel aufgehalten hatte, wanderte er mit dem Fürsten Lobkowitz durch Sicilien, schloß sich auf dem Rückwege einer englischen Familie an, mit der er kurze Zeit umherstreifte, und setzte sich dann wieder in Rom fest. Eine große Menge von landschaftlichen Skizzen und Zeichnungen entstanden in dieser Zeit, auch einige größere Landschaften biblischen Inhalts. Sein mitleidiges und aufopferndes Gemüth trieb ihn dazu, seinen inzwischen geisteskrank gewordenen Kameraden und Landsmann Erhard selbst zu pflegen. Als dieser sich in der Nacht erschoß, zog sich R. bei seiner Hülfeleistung im Frost eine Erkältung zu, die sich verschlimmerte und in Luftröhrenschwindsucht ausartete. Ihr erlag er am 15. Januar 1825. Ueber sein Grabmal berichtet Wurzbach: „R. wurde in Rom bei der Pyramide des Cestius begraben. Ein einfaches, aber würdiges Denkmal bezeichnet mit folgender Lapidarinschrift die Stätte, welche Reinhold's Asche birgt: Henricus Reinhold. | Saxo. Pictor | Denatus D. XV. Januar | A. S. MDCCCXXV | Anno. Aetatis. XXXIV. | Te Tabulae Loquuntur. | Amici Colunt., | Artes. Lugent. Unter den Freunden des Verewigten, welche dieses Denkzeichen errichteten, glänzt der Name des berühmten Bildhauers Thorwaldsen, der unaufgefordert das erwähnte Monument mit dem eigenhändig aus carrarischem Marmor verfertigten Brustbilde Reinhold's schmückte“.

Von seinen Arbeiten seien folgende erwähnt: Pratergegend; Ansicht aus dem kärnthnerischen Hochgebirge; Die oberen Regionen eines kärthnerischen Hochgebirges mit einer aufsteigenden Wolke; Alpenlandschaft; Meeressturm; Gegend des Salzburger Mönchberges; Ansicht der Nußdorfer Linie; mehrere farbige Zeichnungen des Großglöckners (1820); Partie des Höllenthores bei Reichenau; Die Grotte La Cucumella im Königreich Neapel; Ansicht von Capri auf dem Golf von Salerno; Felsenschlucht und Grotte aus der Piano die Sorento; Aetna von Taormina aus gesehen; Capo d'Orlando in Sicilien (gemeinschaftlich mit J. A. Klein, von dem das Figurale stammt; 1821/22, Berlin, Nat.-Gal. I, 269); Hagar in der Wüste (Thorwaldsen-Museum zu Kopenhagen); Der barmherzige Samariter (ebenda); Der Kapuzinergarten bei Sorrent (Neue Pinakothek zu München).

Von seinen Stichen seien angeführt (bis 1809): die alte Postsäule in Wien; einige Thierstücke nach H. Roos; mehrere Landschaften nach den Zeichnungen seines Bruders Philipp. Zu dem Werk über Napoleon's Feldzüge gehörig: Schlacht bei Jena, Erstürmung von Burgos, Uebergabe von Madrid, Gefechte um Ebersberg, Napoleon's Zusammenkunft mit dem verwundeten Marschall Lannes, Napoleon in der Nacht vom 5.—6. Juli am Wachtfeuer schlafend. Ferner: Der wandernde Schuster (nach dem Gemälde seines Bruders); die Blätter zu den Denkmalen altdeutscher Baukunst des Fürsten Lichnowski; Ansichten von Klosterneuburg (nach eigenen und seines Bruders Zeichnungen. Mit Text von F. Tschischka. Wien 1820).

Nagler, Allg. Künstler-Lexikon (München 1842). — Wurzbach, Biogr. Lexikon 2c. (Wien 1873). Franz Vallentin.

Reinkens: Josef Hubert R., Bischof, Theolog, geboren am 1. März 1821 zu Burtscheid (Aachen) als Sohn eines Gärtners. Dieser verlor sein Besitzthum durch Unglücksfälle. Nach dem Tode der Mutter im J. 1836 griff er, um seine zahlreichen Geschwister zu unterstützen, selbst zur Handarbeit, trat aber 1840 in die Quarta des Gymnasiums zu Aachen und erlangte im Sommer 1844 — die Tertia und Unterprima hatte er überschlagen — das Reifezeugniß, bezog sofort die Universität Bonn zum Studium der Philosophie und Theologie, löste mit glänzendem Erfolge schon im ersten Jahre die Preisaufgabe der philosophischen Facultät über den Begriff und die Viertheilung der Tugend bei den Griechen, war ordentliches Mitglied des philosophischen Seminars, das von Welcker und Rietschl geleitet wurde, trat nach Zurücklegung des theologischen Examens in Köln mit dem Zeugniß Nr. I in das Priesterseminar zu Köln und wurde hier am 3. September 1848 zum Priester geweiht. Auf Grund seiner Zeugnisse, darunter eines vom Generalvicariat über „Seine ausgezeichneten theologischen Kenntnisse“ erhielt er zur Fortsetzung seiner Studien ein Staatsstipendium für zwei Jahre. Diese setzte er zunächst in Bonn fort, wo er Sonn- und Feiertags den Frühgottesdienst in Rheindorf abhielt und den älteren Bruder, der Pfarrer in Bonn war, in der Seelsorge unterstützte, ging 1849 nach München, wurde hier mit der nota eminentiae zum doctor theologiae promovirt, brachte das folgende Wintersemester wieder in Bonn zu. Der Dombechant und Professor der Kirchengeschichte zu Breslau, Ritter (s. A. D. B. XXVIII, 678), veranlaßte ihn, auf ausdrücklichen Wunsch des Fürstbischofs v. Diepenbrock, im März 1850 nach Breslau sich zu begeben und sich für Kirchengeschichte als Privatdocent an der katholisch-theologischen Facultät zu habilitiren. Im Frühjahr 1853 erhielt er eine außerordentliche, im April 1857 die ordentliche Professur der Kirchengeschichte in Breslau, bekleidete dreimal das Amt eines Decans der Facultät und im Studienjahre 1865 auf 1866 das des Rectors der Universität. Als Docent mußte

er sofort mehrere Jahre Ritter vertreten, der im Landtage saß, später zwei Jahre den in Rom weilenden Dogmatiker Baltzer (s. A. D. B. II, 33), wurde am 1. Januar 1852 Domfestprediger, Beneficiat und Pönitentiar an der Domkirche, am 20. Januar 1853 erster Domprediger und hatte bis Ostern 1858 als solcher die Sonntagspredigten in der Kathedralkirche zu halten. Diese Thätigkeit ließ ihm keine Zeit zu litterarischen Arbeiten. Um solche zu gewinnen, hatte er schon im Herbste 1857 ein vom Bischof ihm angebotenes Kanonikat ausgeschlagen, legte Ostern 1858 das Dompredigeramt nieder und lehnte auch Ende 1858 die ihm vertraulich angetragene Propstei von St. Hedwig in Berlin ab. Die anzugebenden Schriften beweisen, wie gut er die gewonnene Zeit benutzte. Seine glänzende und höchst fruchtbringende Wirksamkeit als Docent hörte um Weihnachten 1870 auf. Der Grund liegt in dem Ereignisse, welches auf das spätere Leben von R. entscheidend eingewirkt hat: im vaticanischen Concil. R. war von Anfang an ein Theolog, dem jeder Zelotismus fern lag, Gegner der ultramontanen, curialen Richtung, Freund vernünftigen Fortschritts und warmer Patriot. Ein längerer Aufenthalt in Rom von 1867 auf 1868 gab ihm einen tiefen Einblick in den unheilvollen Zustand des Kirchenwesens, trieb ihn an, sich aufs neue am Studium des Alterthums zu erfrischen und historische Untersuchungen über die Gründe anzustellen, welche den Verfall des römischen Kirchenwesens bewirkt haben. Die litterarischen Arbeiten „Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie. Exegetische und kritische Untersuchungen“, Wien 1870 — die philosophische Facultät zu Leipzig verlieh ihm auf Grund derselben das philosophische Ehrendoctorat — und „Papst und Papstthum nach der Zeichnung des hl. Bernhard v. Clairvaux. Uebersetzung und Erläuterung seiner Schrift: De consideratione“, Münster 1870, waren die unmittelbarsten Früchte. Das am 18. Juli 1870 von Pius IX. verkündete neue Dogma von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des römischen Papstes brachte seinen Lebensgang in eine ganz neue Bahn. Seine schon hervorgehobene Richtung hatte ihn von jeher in einen Gegensatz zu der Richtung gestellt, welche in Mainz ihren Mittelpunkt fand. Die Versammlung katholischer Gelehrten zu München im J. 1863, an welcher R. sich hervorragend betheiligte, hatte die Gegensätze verschärft; der volle Sieg der Jesuitenpartei auf dem vaticanischen Concil führte zum gänzlichen Bruche. Der Fürstbischof von Breslau, Förster, welcher auf dem Concil zur schärfsten Opposition gehörte, aber bald nach dem 18. Juli 1870 das Opfer des Verstandes brachte, forderte auch von R. die Unterwerfung, verbot den Theologiestudirenden den Besuch seiner Vorlesungen und legte damit Weihnachten 1870 seine akademische Wirksamkeit brach. Das Excommunicationsdecret ist ihm niemals zugestellt worden. R. trat nunmehr in einer Reihe von Schriften als einer der entschiedensten und gewappnetsten Gegner des Concils auf, entfaltete auf den Congressen zu München (September 1871) und Köln (September 1872), auf Versammlungen in der Schweiz und in verschiedenen Städten Deutschlands eine großartige Thätigkeit (27 Vorträge sind gedruckt worden), sodaß er als einer der bedeutendsten Führer der altkatholischen Bewegung anerkannt war. Zur Vorbereitung der Wahl eines Bischofs war in Köln 1872 eine besondere Commission eingesetzt worden, welche unter meiner Leitung alle in Betracht kommenden Punkte ordnete. Von der zu erfolgenden Anerkennung durch die Staatsgewalt vergewissert, schrieb ich am 30. April 1873 die Bischofswahl aus für den 4. Juni in Köln. Sie fand an diesem Tage statt in der Frankencapelle bei St. Pantaleon, durch 21 Geistliche und 56 Laien als Abgeordnete der altkatholischen Gemeinden bezw. Vereine. R. wurde mit 69 Stimmen erwählt, nahm nach langem Widerstreben die Wahl an, empfing von den Wählern

das Gelöbniß und leistete es. Am 11. August 1873 wurde er zu Rotterdam vom altkatholischen Bischof von Deventer, Hermann Heykamp, zum Bischof consecrirt, als Bischof anerkannt für Preußen mit A. H. Patente vom 19. September, für Baden mit A. H. Entschließung vom 7. November, für Hessen mit Urkunde vom 15. December 1873; Baiern lehnte die Anerkennung ab.

R. ist der erste katholische Bischof, welcher gewählt nach dem Vorgange der alten Kirche zum Amte berufen wurde, nachdem man sich seit einem Jahrtausend darüber hinweggesetzt hatte, der erste katholische Bischof, welcher von der Staatsgewalt anerkannt wurde, ohne jedwede Genehmigung des römischen Bischofs, welche die Päpste seit dem 13. Jahrhundert als nothwendig gefordert und durchgesetzt hatten. Diese Thatsache bekundet ein Selbstbewußtsein des Staates, wie es seit dem Siege der Päpste über das Kaiserthum im 11. und 12. Jahrhundert nicht vorgekommen ist. R. ist durch seine Wahl für alle Zeiten eine Person von historisch-hervorragender Bedeutung geworden. Es ist hier nicht möglich, auch nicht am Orte, seine Wirksamkeit als Bischof zu schildern, wenige Worte müssen daher genügen. Unter seiner bischöflichen Leitung ist die altkatholische Kirche Deutschlands fest organisirt, in Liturgie, Ritus, Lehre, Recht nach allen Richtungen hin consolidirt und bis zu einem hohen Grade abgeschlossen worden. Bis zum 4. Juni 1873 hatten die Altkatholiken nur an sehr wenig Orten Gottesdienst gehabt, nur in einzelnen Orten den Gebrauch einer Kirche erlangt, nicht eine Spur von Mitteln, keine einzige festgegründete Anstalt. Als R. durch den Tod der Kirche entrissen wurde, gab es in Preußen 36 altkatholische Gemeinden, darunter 14 förmlich (durch Bischof und Regierung) errichtete Parochien, von denen 6 ihnen eigenthümlich gehörige Kirchen besaßen, 9 andere förmlich anerkannte, — in Baden 37 Gemeinden, davon 28 förmlich anerkannt, 12 mit Pfründen, 1 mit eigenthümlicher Kirche, die anderen durchweg mit ihnen überwiesenen Pfarrkirchen bezw. Capellen, — in Hessen 3 Gemeinden, darunter 2 förmliche Parochien, 1 im Eigenthum stehende Kirche, — in Baiern 14 feste Gemeinden, von denen 2 eigene Kirchen haben. Für Baiern ist dies um so bedeutender, als die Regierung unmittelbar nach Döllinger's Tode die Altkatholiken durch Erlaß vom 15. März 1890 zu einer Privatkirchengesellschaft herabgedrückt hatte, um die ultramontane Kammermehrheit zu befriedigen. Am 4. Juni 1873 wurden 30 Geistliche als wählbar angenommen, von denen aber 8 nie seit 1870 geistliche Functionen ausgeübt haben, auch einige nicht förmlich beigetreten sind, 2 austraten. Von ihnen waren beim Tode des Bischofs noch 9 im Dienste der altkatholischen Kirche; diese hatte aber am 4. Januar 1896 außer dem Bischof 57 Geistliche. R. hatte 29 Priester geweiht (20 Deutsche, 3 Schweizer, 6 Oesterreicher). Er hat 14 Synoden in Bonn geleitet, 12 Altkatholikencongressen beigewohnt. Er hat alle Gemeinden, die vom äußersten Norden (Königsberg und Insterburg in Ostpreußen) bis zum fernsten Südwesten (Zell i. W. in Baden), vom Nordwesten (Crefeld) bis zum Südosten in Preußisch-Schlesien und Passau gehen, wiederholt besucht, die Firmung gespendet, die Visitationen und in Versammlungen Vorträge, in der Kirche Predigten gehalten; er hat in 21 Jahren an verschiedenen Orten in Baden, in 15 zugleich in Baiern, in 7 in Hessen, in 20 in Preußen auf diese Weise gewirkt, was in manchen Jahren die Zeit von Monaten forderte, und durch die großen Reisen mit unendlicher Anstrengung verbunden war. Aber nicht bloß zu Firmungen besuchte er die Gemeinden; er hat die Einweihungen der neu erbauten Kirchen vorgenommen, sehr oft in der Nähe und Ferne Gottesdienst gehalten. R. war ein hervorragender, ja einer der bedeutendsten Kanzelredner seiner Zeit. Kürze, geistreiche Gedanken, classischer Stil zeichneten seine

Predigten aus; ebenso alle seine Reden. Viele sind stenographirt und in Blättern gedruckt oder separat veröffentlicht worden. Was hier von den Reden und Predigten gesagt worden ist, gilt in noch höherem Grade von seinen „Hirtenbriefen", die einen wahren Schatz tiefer religiöser Gedanken enthalten; sie sind unter dem Titel „Hirtenbriefe des Dr. J. H. R." u. s. w. von der Synodalrepräsentanz herausgegeben, Bonn 1897. Für die Bedürfnisse der Kirche wurde bestens gesorgt durch die Gründung von Fonds, deren Anregung von mir ausging, vom Bischof mit aller Sorgfalt aufgenommen wurde. So wurden gebildet eine „Pensions- und Unterstützungscasse für Geistliche", ein „Fonds zur Ergänzung und Erhöhung des Einkommens der Seelsorger", aus Veranlassung des zehnten Tages der Bischofsweihe der „Bischofsfonds zur Ermöglichung und Förderung der Seelsorge in altkatholischen Gemeinden." Beim Tode von R. hatten diese Fonds einen Capitalbestand von bezw. 30 200 Mk., 38 000 Mk., 35 700 Mk. Bei seinen Lebzeiten waren aus diesen Fonds schon bezw. 15 000 Mk., 41 814 Mk., 94 160 Mk. an Unterstützungen u. s. w. verausgabt worden. Am 1. December 1887 eröffnete R. in Bonn ein Convict, worin die altkatholischen Theologiestudirenden theils ganz unentgeltlich, theils gegen geringe Pension Wohnung und Kost erhalten. Dieses hat als „altkatholische Seminar-Convict-Stiftung" durch Kgl. Cab.-Ordre vom 17. Januar 1894 die Rechte einer juristischen Person erhalten; es besaß bei Reinkens' Ableben 146 000 Mk. in Werthpapieren. Nach außen hin trat die altkatholische Kirche unter R. in maßgebender Weise auf. Mit der altkatholischen Kirche in Holland und der Schweiz wurde zuletzt in einer Bischofsconferenz zu Utrecht am 24. September 1889 eine volle Einigung erzielt und durch Vereinbarung eine Regelung für alle wichtigen Angelegenheiten gemacht. Zu der anglicanischen und orthodoxen (griechischen, russischen) Kirche war durch die von Döllinger berufenen und geleiteten Unionsconferenzen zu Bonn in den Jahren 1874 und 1875 ein Verhältniß angebahnt worden, das zur Union führen sollte. R. hat weiter gebaut. Er besuchte mit Bischof Herzog aus Bern im October und November 1881 England, wohnte einem Meeting der Bischöfe in Cambridge bei, war Gast verschiedener Bischöfe und hatte in seinem Hause zuletzt am 13. October 1887 in Bonn eine Conferenz mit 2 englischen Bischöfen, die vom Primas, Erzbischof von Canterbury, Vollmacht hatten, worin über wichtige Punkte des Ritus eine Aussprache gepflogen wurde. Mit der russischen Kirche ist es auf Conferenzen und durch Schriftwechsel gekommen bis zur Formulirung eines Entwurfs der Einigung auf dem Gebiete des Glaubens u. s. w., der den maßgebenden Organen in Petersburg vorliegt. Aus Oesterreich sind von Anfang an Studirende nach Bonn gekommen und, wie schon gesagt, Geistliche geweiht worden. Wie mit den nächsten verwandten Kirchen und deren Bekennern, stand R. auch mit der protestantischen Kirche im besten Verhältnisse. War auch nie eine officielle Verbindung mit der altkatholischen angeknüpft worden — das ist bei den 24 Landeskirchen, die sich ja mehrfach noch in verschiedene spalten, kaum möglich —, so hat R. doch im besten Verhältnisse gestanden zu protestantischen Geistlichen wie zu Laien. Das hat auch in einer Reihe von Orten zur Ueberlassung des Mitgebrauchs evangelischer Kirchen an Altkatholikengemeinden geführt. R. war ein Mann, dem Fanatismus fern lag, ein wahrer Christ, der jede religiöse Ueberzeugung achtete, jedes andere Motiv als die Ueberzeugung verurtheilte, das wahre Christenthum im Leben nach den christlichen Grundsätzen sah, nicht in dem bloßen Bekennen mit dem Munde; ihm war Frömmelei, bloßes Gewohnheitskirchenthum, religiöser Formalismus zuwider. Daher war er auch ein Freund jedes Fortschritts, welcher durch die Entwicklung berechtigt und innerlich begründet er-

scheint. Der Abschaffung der Stolgebühren, der Aufhebung des Unfugs bezahlter Messen und Gebete, der deutschen Liturgie und einer Reihe anderer Einrichtungen stimmte er freudig zu, und als er in der entscheidenden Sitzung der Synode am 13. Juni 1878 gegen die Aufhebung des Cölibatszwanges stimmte, geschah dies nur aus Furcht, die Aufhebung könne großen Schaden anrichten; sachlich war er gleicher Ansicht mit der Mehrheit; das war übrigens auch allgemein bekannt.

R. war eine einnehmende Persönlichkeit; groß, in den späteren Jahren allerdings corpulent, mit schönen Augen, einem wohlklingenden Organe, musikalisch sehr veranlagt, im Besitze einer herrlichen Tenorstimme, geistreich, witzig, voll Humor, der auch die Ironie nicht verschmähte, ohne jedoch eigentlich boshaft zu werden, ein vollendeter Gesellschaftsmann, dabei liebenswürdig, hingebend. So begreift man, daß er überall für sich einnahm, die Gemeinden hinriß und durch die Predigten, Reden bei Tische und in den Versammlungen zündend wirkte. Für seine Gesundheit wäre es besser gewesen, wenn er mehr sich im Auge gehabt, und nicht, weil das den Leuten Freude machte, womöglich dreimal am Tage und mehr auf den Reisen gesprochen und nicht, um nicht zu stören, bis gegen 11 Uhr Abends oder noch länger an den Gemeindeabenden theil genommen hätte. Wo er konnte, war er hülfreich, kannte keine Selbstsucht; er hat auch aus den eigenen Einnahmen zu den altkatholischen Bedürfnissen reichlich beigesteuert. Er bedarf keiner Ausschmückung, welche der Wahrheit nicht entspricht. Darum sei hervorgehoben, daß es nicht richtig ist, wie offenbar aus Mißverständniß in öffentlichen Blättern angegeben worden ist, daß er große Legate, welche ihm für seine Person zugewendet seien, dennoch der Kirche zugewendet habe. Ich habe mit den Erblassern darüber vor Abfassung der Testamente gesprochen, R. gar nicht; die Zuwendung an ihn hatte nur den Zweck, bezüglich der kirchlichen Bedürfnisse freie Hand zu lassen; gerade beim größten Legate habe ich dem mir geäußerten Wunsche der Erblasserin gemäß dem Bischof ausdrücklich die Zwecke der Verwendung mitgetheilt und nach dieser Mittheilung ist verfahren worden.

Wie es Männern geht, welche in öffentlicher und verantwortlicher Stellung sich befinden, sind auch R. schwere Täuschungen und trübe Erfahrungen nicht ausgeblieben, weder von innen aus der Kirche selbst heraus seitens einzelner Geistlichen besonders, noch von außen. Doch würde eine genauere Darlegung den zulässigen Raum überschreiten. Eins nur sei hervorgehoben, daß R. es war, auf den sich der Haß der Ultramontanen und deren Gönner von den höchsten Stellen aus niederließ. Unentwegt trat er bei jeder Gelegenheit in Schrift, Rede, Predigt ein für die Rechte des Staates, feuerte an zur Vaterlandsliebe, zur Treue gegen den Herrscher. Er durfte sich bis zum Tode sagen, daß er kein anderes Motiv gehabt habe, als die Ueberzeugung, nichts für sich gewollt zu haben; er hätte stolz darauf sein können, daß er niemals — und doch war er 22 Jahre Bischof — auch nur die geringste Auszeichnung, nicht einen einzigen Orden, erhalten hat. Ob die Minister nicht den Muth hatten, eine Auszeichnung zu beantragen, ob der gestellte Antrag scheiterte an dem Haß und Einfluß einer Person, welche die Begünstigung des Ultramontanismus mit aller Macht pflegte und in der Lage war? Ich werde in meinen Lebenserinnerungen über diesen und noch andere Punkte den Schleier lüften.

Die Schriften von R. sind musterhaft hinsichtlich des Stils, klar, durchdacht und ruhen auf gründlichen Studien; sie sind außer den schon genannten: „Die Universität zu Breslau von der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina“, Breslau 1865, und als Erwiderung auf Angriffe „Meine Festschrift zur Jubelfeier der Breslauer Universität“, das. 1865. „Hilarius

v. Poitiers", Schaffhausen 1884. „Martin v. Tours, der wunderthätige Mönch und Bischof. In seinem Leben und Wirken dargestellt", Breslau 1866, 3. Ausgabe Gera 1876. Sie ist wie die vorhergehende eine bedeutende kirchengeschichtliche Leistung. Interessant ist auch die Rectoratsrede „Die Geschichtsphilosophie des hl. Augustinus. Mit einer Kritik der Beweisführung des Materialismus gegen die Existenz des Geistes", Schaffhausen 1865. Unter dem Gesammttitel: „Die päpstlichen Decrete vom 18. Juli 1870" sechs Broschüren: 1. Der Universal-Bischof im Verhältniß zur Offenbarung. Nach Gregor dem Großen und Pius IX. in Vergleich gestellt. 2. Die Traditionsregel der alten Kirche und die moderne päpstliche Unfehlbarkeit verglichen. 3. Die Unregelmäßigkeit und Unfreiheit des vaticanischen Concils. 4. Die Unterwerfung der deutschen Bischöfe zu Fulda, in ihren Gründen geprüft. 5. Glaube und Unterwerfung in ihrem Unterschiede dargestellt. 6. Die Infallibilisten und der moderne Staat in ihrer Unverträglichkeit nachgewiesen. Münster 1870. — „Die Lehre des heiligen Cyprian von der Einheit der Kirche", Würzburg 1873. „Revolution und Kirche. Beantwortung einer Tagesfrage mit Rücksicht auf die gegenwärtige Tendenz und Praxis der römischen Curie", Bonn 1876. „Kniefall und Fall des Bischofs Wilh. Em. Freih. v. Ketteler, gewürdigt von . . .", Bonn 1877. „Ueber Einheit der katholischen Kirche", Würzburg 1877. „Stille Gedanken eines der vierzehn Nothhelfer oder ‚Friedensbischöfe' Deutschlands. Verrathen von Aleth Christian", Halle a. S. 1890. Eine Schrift, die mit beißender Ironie wichtige Fragen erörtert und Beachtung verdient. „Das römische Interdict über altkatholische Kirchen und seine Anerkennung durch deutsche Staatsregierungen von Innocentius Mirabundus", Bonn 1894. Die Pseudonymität dieser beiden Schriften hatte das Motiv, die Schädigung der Kirche zu verhindern, wenn deren Bischof als Verfasser bekannt wurde, weil namentlich die zweite das wankende und unbegreifliche Verhalten der Regierungen geißelt. — „Luise Hensel und ihre Lieder, dargestellt von . . .", Bonn 1877. „Amalie v. Lasaulx. Eine Bekennerin", Bonn 1878. „Cardinal Melchior v. Diepenbrock", Leipzig 1881. „Lessing über Toleranz. Eine erläuternde Abhandlung in Briefen", Leipzig 1883.

Benutzt wurden Acten, Aufzeichnungen und Mittheilungen des Bischofs. — Joseph Hubert Reinkens. Ein Lebensbild von seinem Neffen Jos. Mart. Reinkens (Gotha 1906) konnte nicht benutzt werden. v. Schulte.

Reinthaler: Karl Martin R., Componist und Organist, ist am 13. October 1822 als ältester Sohn des Rectors am Martinsstift zu Erfurt geboren, in demselben Hause, wo Martin Luther drei Jahre als Mönch zugebracht hat. So erhielt R. durch diese Erinnerung schon in der Jugend vielfache religiös-poetische und musikalische Anregungen. Schon als Knabe wurde er oft in Kirche und Schule beim Orgelspiel verwendet und konnte seinen Vater in dessen auf die Belebung des Kirchen- und Volksgesanges gerichteten Bestrebungen mannichfach unterstützen. Gründlichere Ausbildung erfuhren seine musikalischen Talente durch den bekannten Domorganisten und Musikforscher A. Ritter zu Magdeburg (s. A. D. B. XXVIII, 670). Ostern 1841 bezog er die Universität Berlin um Theologie und Musik zu studiren, und wenn er auch sein theologisches Candidatenexamen ablegte, so hatte doch in ihm die Neigung zur Musik, durch die er als Gesanglehrer auch seinen Lebensunterhalt gewann, bereits so sehr das Uebergewicht erlangt, daß er beschloß, sich ihr ganz zuzuwenden. Durch Unterricht bei Bernhard Marx war er bestrebt gewesen, sein theoretisches Können und seine Compositionsbegabung weiter auszubilden; seine Mitwirkung in der Singakademie, sein Verkehr mit Musikern und gebildeten Musikfreunden gaben ihm reichliche An-

regungen, und er war auf dem besten Wege, ein tüchtiger Künstler zu werden, als ein asthmatisches Leiden ihn befiel, das die Entwicklung seiner Fähigkeiten auf Jahre hinaus hemmte. 1850 hatte er das Glück, daß Friedrich Wilhelm IV., der ein lebhaftes Interesse für Musik und besonders für kirchliche Tonkunst hatte, ihm eine Unterstützung zu einer Studienreise nach Italien gewährte. R. ging zunächst nach Paris, bildete sich bei Geraldi im Gesang weiter und lag im übrigen der Composition ob. Ostern 1851 kam er nach Rom, wo er über zwei Jahre blieb und gemeinsam mit Dr. Witt, seinem Hausgenossen in der Casa tarpeia, Studien in altitalienischer Kirchenmusik betrieb. Im Herbst 1853 ging er wieder nach Deutschland zurück, und zwar folgte er einem Ruf als Gesanglehrer an das Kölner Conservatorium. Hier am Rhein beendigte er sein Oratorium „Jephtha und seine Tochter", dessen Anfänge nach Italien fallen, in die Zeit seiner Beschäftigung mit dem musikalischen Cinquecento. Das Werk wurde an vielen Orten aufgeführt, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Holland. Friedrich Wilhelm IV. nahm seine Widmung an und verlieh dem Componisten dafür die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Im März 1858 siedelte R. nach Bremen über. Er war zum Nachfolger des im Jahre zuvor verstorbenen Dr. F. W. Riem ausersehen und hat in den Stellungen eines städtischen Musikdirectors, dem die Leitung der nach dem Muster der Gewandhausconcerte eingerichteten Abonnementsconcerte zufiel, als Domorganist und Director der Singakademie eine vielseitige und höchst ersprießliche Thätigkeit entfaltet. Seit 1859 stand er auch an der Spitze der Liedertafel, deren Kräfte er für die Aufführungen der Singakademie zu gewinnen suchte, und seit 1875 leitete er den Domchor und einen gemischten Volkschor für a cappella-Gesang, der an den Sonntagen im Gottesdienst mitwirkte. 1882 wurde er zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Künste in Berlin ernannt und 1888 erhielt er den Professortitel. Er starb am 13. Februar 1896 in Bremen. (Das Biographische nach einer von R. selbst für das Archiv der Akademie verfaßten Aufzeichnung.)

Als Componist zeichnet sich R. durch ein bedeutendes contrapunktisches Können mehr aus, als durch erfinderische Originalität. Außer dem bereits erwähnten Oratorium „Jephtha" sind von seinen größeren Chorwerken zu nennen „In der Wüste" und „Das Mädchen von Kolah"; ferner hat er zwei Opern geschrieben: „Edda", die 1875 in Bremen und 1877 in Hannover mit Erfolg aufgeführt wurde, sowie das 1881 in Köln preisgekrönte „Käthchen von Heilbronn". Einen von Dortmund ausgeschriebenen Preis hat er sich auch mit der Bismarckhymne (Gedicht von Rudolf Gottschall) errungen. Er schrieb sodann noch eine Symphonie in D-dur, Lieder, Männerchöre, sowie eine Anzahl kirchlicher Werke, und gerade in diesen im strengen Stil gehaltenen Werken zeigte er seine besten Kräfte. Es seien erwähnt: Kantate nach Worten der Heiligen Schrift, für Kinderstimmen und Orgel (Leipzig); der 70. Psalm, 8stimmig (Berlin); zwei Psalmen (126 u. 47) für gemischten Chor a cappella, op. 18 (Bremen); der 23. Psalm für 2 Solostimmen oder kleinen Chor mit Pianoforte, op. 34 (Leipzig); der 91. Psalm für Männerchor, Soli und Orchester, op. 35 (ebd.); der 84. Psalm für gemischten Chor und Pianoforte, op. 39 (Berlin); drei Psalmen: Psalm 147 für 8stimmigen Chor, op. 40 — Psalm 130 für 6stimmigen Chor, op. 41 — Psalm 103 für 4stimmigen Chor, op. 42 (Leipzig); Bremisches Choralbuch, enthaltend sämmtliche Melodien zu den beiden Bremischen Gesangbüchern. Für Orgel oder Pianoforte vierstimmig bearbeitet (Bremen 1862).

Carl Krebs.

Reischach: Sigismund Freiherr von R., k. k. Feldzeugmeister, wurde als Sohn des k. k. Feldmarschallieutenants Thadäus Frhrn. v. Reischach am 10. Februar 1809 zu Wien geboren, trat 1828 als Unterlieutenant in das 4. Jägerbataillon, ward 1835 Hauptmann bei Kaiser Alexander-Infanterie Nr. 2 und 1837 zum k. k. Dienstkämmerer ernannt, in welcher Eigenschaft er am kaiserlichen Hoflager durch längere Zeit ehrenvoll verwendet wurde. Am 18. Juni 1841 zum Major im Infanterieregimente Nr. 21 befördert, im October desselben Jahres ins Infanterieregiment Nr. 15 versetzt, rückte er in demselben am 9. September 1844 zum Oberstlieutenant vor. Im Alter von 37 Jahren, am 11. September 1846, wurde er zum Obersten und Commandanten des Infanterieregiments Nr. 7 ernannt, mit welchem Regimente er schon bei Ausbruch der Revolution von 1848 in Italien in den Straßenkämpfen von Mailand seine Tapferkeit bewies. Seine Waffenthat in der Schlacht von S. Lucia wurde durch jene bei Montanara am 29. Mai übertroffen, wo er sich an der Spitze von Sturmcolonnen seines Regiments mit dem Säbel in der Faust glänzende Lorbeeren erfocht. Montanara war stark befestigt und vor dem Eingange durch eine mit fünf Geschützen versehene Feldschanze vertheidigt. Alle Angriffe hatte der wohlgeschützte Gegner zurückgewiesen, bis es einer Abtheilung des Regiments gelungen war, den Friedhof zu erstürmen und sich dort festzusetzen. Von da aus nahm nun Oberst R. mit einer Sturmcolonne Haus um Haus, und im erbittertslen Handgefechte unter dem mörderischen Feuer des Gegners den ganzen Ort, machte über 100 Gefangene und erbeutete nebst einer großen Menge Waffen drei Fahnen. Für diese Heldenthat, welche dem Heere einen höchst wichtigen Stützpunkt für die Erringung des Sieges bot, wurde R. zum Ritter des Maria-Theresienordens ernannt.

Ebenso tapfer focht er im Treffen bei Goito und bei der Erstürmung von Vicenza, wo er verwundet wurde, was ihn nicht hinderte, noch an den Tagen bei Sona, Sommacampagna und Custozza, sowie an dem Gefechte vor Mailand mit seinem Regimente höchst ehrenvollen Antheil zu nehmen. Nach dem siegreichen zweiten Feldzuge gegen Piemont wurde Oberst R. am 30. April 1849 zum Generalmajor befördert und erhielt eine Brigade beim 1. Armeecorps in Ungarn. Auch in dem ungarischen Feldzuge 1849 zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit und entschlossene Führung seiner Truppen aus, insbesondere vor Komorn am 2. Juli, wo er, auf dem linken Flügel des 1. Armeecorps längs der Donau vorrückend, trotz des Gegenbefehls die feindlichen Schanzen auf dem Sandberge nahe dem Brückenkopf angriff und in kurzer Zeit drei Schanzen nahm, drei Geschütze und einen Mörser erbeutete und an 60 Gefangene machte. In gleicher Weise zeichnete er sich im Gefechte bei Dreispitz aus; überhaupt erregte seine, jede Gefahr verachtende Kaltblütigkeit die Bewunderung der ganzen Armee. Am 9. November 1853 unter gleichzeitiger Ernennung zum Divisionär beim 6. Armeecorps zum Feldmarschallieutenant befördert, zeichnete der Kaiser ihn am 30. Januar 1857 durch die Verleihung des Infanterieregiments Nr. 21 aus. Im Feldzug 1859 hat die tapfere Division Reischach drei Mal die französische Garde geworfen und über den Naviglio zurückgetrieben; R. wurde bei Magenta schwer verwundet und mit dem Commandeurkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet. Noch während des Feldzugs zum Commandanten des 13. Corps ernannt und am 9. September in Disponibilität versetzt, wurde ihm am 20. December 1859 die Würde eines geheimen Raths verliehen. R. wurde auf seine eigene Bitte am 24. Juni 1862 in den Ruhestand versetzt und erhielt noch am

28. Februar 1873 den Charakter eines Feldzeugmeisters. Er starb am 13. November 1878 in Wien.

R. war außerdem k. k. Kämmerer, Inhaber des Großkreuzes und Comthur des Malteserordens sowie Ritter vieler ausländischer Orden.

K. u. k. Kriegs-Archiv. — Mittheilungen des Kriegs-Archivs 1903. — Hirtenfeld, Maria-Theresien-Orden. Sommeregger.

Reischl: Thomas Alois R., Stadtgerichtsassessor und Stenograph, geboren 1760 zu Salzburg, † daselbst am 22. December 1835, wurde 1788 wirklicher Auditorlieutenant beim hochfürstlichen Kriegsrath, 1815 Stadtgerichtsassessor und 1818 erster Registrant beim Stadt- und Landgericht in Salzburg. Er hatte sich mit den stenographischen Systemen von Horstig und Mosengeil bekannt gemacht und stenographischen Unterricht am erzbischöflichen Priesterseminar in Salzburg ertheilt. Im J. 1808 gab er in Salzburg unter der Bezeichnung R**** eine „Anleitung zur deutschen Stenographie“ heraus, die eine Verbesserung des älteren Mosengeil'schen Systems, namentlich an der Vocalbezeichnung, bezweckte, ohne damit besondern Erfolg zu erzielen. Neuerdings wird als Verfasser dieser Anleitung ein Michaël Riehr genannt.

Vgl. Zeibig, Gesch. u. Litteratur der Geschwindschreibekunst, 2. Aufl., S. 146, Anm. 1. — Johnen, Die Bahnbrecher deutscher Kurzschrift (Berlin 1896), S. 36 u. 37. — Ahnert im Korresp.-Blatt des Stenogr. Instituts zu Dresden, 1907, Nr. 3, S. 71. Johnen.

Reissenberger: Ludwig R., † am 27. November 1895 als Gymnasialprofessor d. R. in Hermannstadt (Siebenbürgen). Am 23. Januar 1819 in einer 1752 nach Hermannstadt eingewanderten österreichisch-evangelischen Transmigrantenfamilie geboren, zog er nach Absolvirung des Gymnasiums nach Berlin. Dove, der Physiker und Mineralog, und Ritter, der Geograph, sind für ihn von besonderem Interesse und Einfluß gewesen. Auf der Heimkehr 1839 machte er eine große Fußreise durch Deutschland und die Schweiz bis in das Oberitalienische. 1848—49 war er in der Freiwilligenschar der sächsischen Nationalgarde. Sein weiteres Leben verlief ruhig. Mit Ausnahme wissenschaftlicher Ausflüge und Reisen in Siebenbürgen blieb er immer in Hermannstadt. Die österreichische Regierung bezog in den 50er Jahren Siebenbürgen in den Kreis auch ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit. Die k. k. Commission für Meteorologie ernannte R. zu ihrem Correspondenten, ebenso die Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale zu ihrem Conservator. Er fand dadurch vielfache Anregung und Förderung. 1863—82 war R. Custos des Baron Brukenthal'schen Museums (Bibliothek, Gemäldesammlung u. s. w.). 1880 legte er die Lehrerstelle am evang. Gymnasium nieder, an dem er, seinem polyhistorischen Wissen und dem Charakter seiner ersten Lehrerzeit entsprechend, in fast allen Gegenständen unterrichtet hat.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit bewegte sich in zwei Richtungen: der Meteorologie und der siebenbürgischen Kunstgeschichte, und war ausgezeichnet durch die Ausdauer, mit der er das Begonnene fortsetzte und zu Ende führte. Im Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde (XXII ff.) veröffentlichte R. 1890 ff. sein 30jähriges meteorologisches Beobachtungsmaterial (1851—1880): „Die meteorologischen Elemente und die daraus resultirenden klimatischen Verhältnisse von Hermannstadt“. Daß dieser großangelegten Arbeit Veröffentlichungen kleinerer Vorarbeiten vorausgingen, ist selbstverständlich. 1845—69 hat R. barometrische Höhenmessungen in Siebenbürgen vorgenommen, infolge dessen häufig als erster Gelehrter die Höhen des siebenbürgischen Karpathenwalles kennen gelernt und wesentlich zu ihrer Erforschung beigetragen. „Zur Höhenkunde von Siebenbürgen“ (in Verhandlungen und

Mittheilungen des siebenb. Vereines f. Naturwissenschaften XX, 1869, und Hermannstädter Gymn.-Programm 1869) faßt die Resultate zusammen.

Zeitlich parallel, auch schon durch die Forschungsreisen im Lande, die beiden Zwecken dienten, laufen seine Studien zur Kunstgeschichte des Landes, d. i. des sächsischen Volkes. 1857 veröffentlichte R. in den Publikationen der Centralcommission (Wien) eine Beschreibung der (romanischen) Michelsberger Burg (Bauzeit Anfang des 13. Jahrh.), 1860 im Auftrag der Commission die der Klosterkirche in Curtea d'Argis (Romänien; damaliges österr. Occupationsgebiet, Bauzeit Ende des 15. Jahrh.). Anschließend erhielt er den Auftrag, die evangelische Pfarrkirche in Hermannstadt kunstgeschichtlich zu untersuchen und zu bearbeiten (Bauzeit 2. Hälfte des 15. Jahrh. u. flg.). Das Jahr 1867 unterbrach diese Beziehungen und die Arbeit erschien erst 1884. Als größere Arbeiten sind noch zu erwähnen: „Ueberreste der Gothik und Renaissance an Profanbauten in Hermannstadt“ (1888) und „Die Kerzer Abtei“ (1894). Im Hermannstädter Gymnasial-Programm (1878—82) veröffentlichte er die siebenbürgischen Münzen des Baron Brukenthal'schen Museums.

Eine Arbeit über siebenbürgisch-sächsische Goldschmiede hat R. viele Jahre beschäftigt. Er bearbeitete „Kirchliche Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen“, 2 Hefte, 1878 u. 1895, ebenso 1884 die Arbeiten des Hermannstädter Goldschmiedes S. Hann, beides herausgegeben vom Verein f. siebenb. Landeskunde. Reiches Material, auch an Photographien, und einige Druckbogen hat R. hinterlassen.

Das wissenschaftliche Leben, das in den 1840er Jahren bei den Siebenbürger Sachsen sich neu entfaltete, wurde auf den angeführten Gebieten durch fast zwei Menschenalter von R. getragen, in Meteorologie von ihm auch eingeleitet. Was D. Teutsch inbezug auf die Erforschung der Baudenkmäler und Kunstärchäologie von R. sagt: „So hatte er sich durch nie ruhenden Fleiß auf diesem Gebiete zu einer Autorität unter uns heraufgearbeitet“, das kann auch von Reissenberger's Arbeit und Wissen inbezug auf siebenbürgische Meteorologie und naturwissenschaftliche Landeskunde überhaupt gelten. Der Geologe Schur rühmte schon 1849 Reissenberger's Eifer und klare Beobachtungsgabe, seine strenge Wahrheitsliebe, Pünktlichkeit und Ausdauer, Eigenschaften, die er durch ein langes Gelehrtenleben geübt und bewährt hat.

Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen, IV. Bd., von Dr. Fr. Schuller (Hermannstadt 1902), mit vollständigem Verzeichniß der Arbeiten. — Siebenb. Volksfreund (Hermannstadt 1895), Nr. 50 enthält eine Biographie.

Fr. Reissenberger.

Reitzel: Robert R., deutsch-amerikanischer Freidenker, Dichter und Publicist, wurde am 27. Januar 1848 oder 1849 zu Schopfheim im badischen Oberlande geboren, im Thale des Rhein-Nebenflüßchens Wiese, dessen idyllische Poesie Johann Peter Hebel in dortiger alemannischer Mundart unvergänglich naiv gefeiert hat. Seine früheste Kindheit fällt theils in die kurze Aera demokratisch-republikanischer Schilderhebung und Vorherrschaft — die heißgeliebte Mutter, früh verstorben, sympathisirte stark mit der badischen Revolution von 1848/49 — in Reitzel's engster Heimathgegend, theils in die Zeit einer dortselbst verhältnißmäßig mild eingreifenden Reaction. Wirkte jedoch jene ein für alle Male ersichtlich auf seine politisch-socialen Anschauungen, in der Hauptsache wol unbewußt, bestimmend ein, so verleidete ihm die letztere, der Rückfall in überlebte staatliche Traditionen, die Entscheidung für eine sichere Zukunft im Vaterlande, ja, bald den Aufenthalt daselbst. Vom Vater, Schulmeister des Heimathorts und des Sohnes erstem Lehrer, zum Geistlichen ausersehen, studirte R. nach dem Gymnasialbesuch evangelische Gottesgelahrtheit an der

heimathlichen Universität Heidelberg. Aber selbst die dortige freiere theologische Richtung genügte seinem darüber hinausreichenden Streben nicht. So beschäftigte er sich denn statt dessen vorzugsweise mit Philosophie und Litteratur. Und als der Jüngling endgültig das Zutrauen verlor, er könne von seinem Standpunkte aus innerhalb der deutsch-europäischen Verhältnisse je sich in aufsteigender Linie nach dem geistigen Ziele hin, wie es ihm vorschwebte, entwickeln, schüttelte er für immer den Staub des Geburtslandes von den Füßen und fuhr über den Ocean mit magerem Bündel: gerade 1871, als ein neuer Abschnitt deutschen Lebens nach endgültigem nationalen Wandel einsetzte. Erst nachdem er tiefstes materielles Elend durchkostet, wobei er vergebens versucht hatte, sich als Landarbeiter fortzubringen, in Baltimore, wo er in einer Tabakfabrik arbeitete, und New-York ohne Ruhe und Regel vegetierte, nachdem er das Ostland nach verschiedensten Richtungen als vagierender „tramp“ durchstreift, gelang es ihm, eine Stelle als deutsch-evangelischer Prediger zu Washington zu erhalten, nachdem er vor der dortigen deutsch-reformirten Synode das in Europa versäumte theologische Examen und die Ordination als Geistlicher nachgeholt hatte. Jedoch führten seine freien Anschauungen und deren ungescheutes Aussprechen zu heftigem Zusammenstoße, ja Bruch mit der Kirchenbehörde. Die Folge davon war Reitzel's und mit ihm, dem beliebten, fesselnden und beredten Wortführer, fast seiner ganzen Gemeinde Uebertritt zum Freidenkerbunde.

In den 70er Jahren hatte eine kleine Gruppe von Idealisten, die abseits der großen Masse der deutsch-nordamerikanischen Bevölkerung standen, Leute, die mit den neuen Geistesströmungen in Deutschland Fühlung gewonnen, in der Zeitschrift „Der Freidenker“ zu Milwaukee ein Organ ihrer reformerischen Tendenzen gefunden, wo die Poesie zunächst wesentlich Mittel zum Zweck war, aber doch viele herrliche und seltsam eigenartige Blüthen zeitigte. Dieser ausgesprochen subjectiven Poesie der Agitation hielt sich gerade Robert R. unweigerlich fern; er verschmähte es, seine Kunst in den Dienst gewisser Ueberzeugungen zu stellen, sie diesen unterzuordnen; so äußerte nach vielen Jahren ein gründlicher Kenner der einschlägigen Verhältnisse. „Auf religiösem Gebiete hat er dogmatischen Zwang und Intoleranz bekämpft, doch nie die wahrhaft religiösen Gefühle beleidigt oder verletzt. Keiner politischen und socialen Partei angehörig, ist er mit freudigem Eifer für die Befreiung der modernen Lohnarbeiter aus unwürdiger, macht- und rechtloser Stellung eingetreten. Für das Recht der Frau auf Individualität und größte Selbständigkeit brach er manche Lanze, wie er überhaupt für natürlichere, weniger heuchlerisch-moralische Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern plädirte“ (so sagt der Deutsch-Amerikaner K. D. Jessen). Indem R. als freidenkerischer Wanderredner seit 1874 einen großen Theil der Vereinigten Staaten durchstreifte, namentlich die Gegenden, wo compaktes Deutschthum 1848er Tendenzen bewahrte, fand er bei den vielen politisch oder religiös-radical gesinnten Sprachgenossen günstigen Nährboden und großes Entgegenkommen, um Ludwig Feuerbach's und verwandte Anschauungen unter die Masse zu bringen; den vollen Umschwung zu solchen bewirkte in ihm besonders die Bekanntschaft mit Karl Heinzen (1809 bis 1880), diesem schroffen Verfechter der äußersten Linken. Im J. 1876 besuchte R. zum ersten Male das stark deutsch durchsetzte Detroit in Michigan und hielt da Sonntagsvorträge beim „Socialen Turnverein“. Dorthin eingeladen, wählte er es 1884 zum Wohnsitz und Ausgangspunkt für Vortragsfahrten zu den deutschen Freidenker-, auch meisten Turnvereinen in den Mittel- und Weststaaten, anfänglich mehr religiös-philosophische, dann überwiegend litterarische Themata besprechend. Auch gründete er, unterstützt von Freunden, in Detroit 1884 ein eigen- und urwüchsiges litterarisches Wochenblatt radical-politischer

Farbe: „Der arme Teufel". In diesem einschlagenden Unternehmen, das er bis zu seinem Tode herausgab und großentheils allein schrieb, concentrirte sich fürder sein ganzes Leben und Weben. Denn „Der arme Teufel" ward und blieb der publicistische Mittel- und Sammelpunkt des verstreuten freiheitlichen Deutschthums innerhalb der Unionsrepublik. Diese Gründung seiner erzwungenen zweiten Wanderperiode, ein wahres enfant terrible der deutsch-amerikanischen Presse, das keinem der landüblichen „ismen" sich gefangen gab, sondern mit der Kraft echter Ueberzeugung, mit positiver Kritik dem Philister jeden Kalibers zu Leibe ging, wurde so eine Macht, deren Bedeutung nicht hoch genug anzuschlagen ist. Denn R., bemerkt A. v. Ende, der oben angedeutete New-Yorker Eingeweihte, hatte den unfehlbaren ästhetischen Instinkt und den Geschmack des echten Künstlers. „Er wurde ein Spender der Schönheit. Was er auf seinen Streifzügen in die Weltlitteratur an Schätzen fand, das theilte er mit seinen Lesern. Er war der erste, der deutsch-amerikanische Leser, die sich nicht an dem Namen des kleinen Blättchens stießen, mit Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Hansjacob, Weber von Dreizehnlinden, Ada Negri, Liliencron, Bierbaum u. A. bekannt machte. Er war der größte Meister der Prosa unter den deutschen Schriftstellern des Landes, ein Meister der Plauderei, die dem wuchtigen Schritt der deutschen Prosa sonst wenig entspricht. Einige dieser Plaudereien sind Prosagedichte, die man, wenn man sie einmal gelesen, nicht wieder vergißt." Ein anderer Beurtheiler des Reitzel'schen Schaffens, Hans Ostwald, rechnet seine Essais über politische und religiöse Fragen über Menschen und Dinge, wie sie das Leben ihm zutrug oder eine Stimmung ihm nahebrachte, zum Besten, was die deutsche Litteratur hervorgebracht! Und der einzige, der R. in einem deutschen Nachschlagewerk ein Denkmal gesetzt hat, K. D. Jessen, porträtirt ihn unter diesem Gesichtspunkte wie folgt: „Seine eigentliche Kraft lag auf dem Gebiete einer blendenden, gehaltvollen Prosa. Mit Recht konnte er von sich sagen, daß er der deutschen Sprache in Amerika einen kleinen Tempel errichtet, daß er unter Handelsbotokuden, Zeitungskaffern und ‚mir und mich'-Biedermännern die Sprache Lessing's, Goethe's und Schiller's geredet habe." Unter Reitzel's litterarischen Lieblingen, für deren genauere Kenntniß seine feinsinnigen Essays bei den Deutsch-Amerikanern Propaganda trieben, sind den Classikern und den oben genannten anzureihen: Heine, Scheffel, Storm, Anzengruber; von Nicht-Deutschen ferner die Anglo-Amerikaner Emerson, Thoreau, Wm. Curtis, Walt Whitman, der Franzose Claude Tillier; vom jüngsten Dichtergeschlechte, in Uebereinstimmung mit seiner Anbahnung eines Verständnisses Friedrich Nietzsche's, die radicalen Tendenzpoeten. So war es denn R. auch eine lebhafte Genugthuung, als er auf einer längeren Reise nach der Heimath und der Schweiz, welche ihm 1889 der reiche Detroiter Brauer Robert Lieber freigebig ermöglichte, mit solchen jüngstdeutschen Dichtern wie K. Henckell, Mackay, Maurice v. Stern, Oskar Panizza und Anderen in engere Beziehungen kam. Bei dieser Gelegenheit befriedigte R. auch wieder seine mit hochentwickeltem Naturgefühl verknüpfte leidenschaftliche Anhänglichkeit an sein angestammtes alemannisches Volksthum an der Quelle, wie in ihm überhaupt eine seltene Treue zu deutscher Volksart wurzelte. Damit stimmt ja seine starke Vorliebe für die maßgeblichen Pfleger deutscher Dialecktpoesie: Reuter, Rosegger u. ä.

Einem unwiderstehlichen Zauber vermochten sich die Zuhörer oder Leser kaum zu entziehen, ob sie nun R. in Schön- und Feinheit eines neu aufgegrabenen Bornes poetischen Genusses einführte oder, unmittelbar persönlich werdend, sie an Rückgriffen in sein eigenes Werden und Wachsen erfreute, wenn nicht gar sie in Alltag und Luft seines Krankenzimmers discret versetzte. Mit

Heinrich Heine theilte er nämlich nicht nur das Loos des vielfach miß-verstandenen Deutschen freiwilligen Exils, in manchem auch die Stellungnahme zu den Landsleuten inner- und außerhalb des Vaterlands, sondern auch das Geschick, an derselben furchtbaren schleichenden Krankheit dahinzusiechen. 1893 hatte ihn nämlich ein Rückenmarksleiden befallen und dies verschlimmerte sich rasch so, daß schon 1894 die Beine lahm wurden. Bis zum Tode, dem arge Qualen vorangingen, von dem schönheitsdurstigen, strebensbewußten Manne heldenmüthig ertragen, blieb der willensstarke Geist dann ans Bett gefesselt. In solch trauriger Verfassung ist R. an Rückenmarksschwindsucht in der Nacht des 31. März zu Detroit gestorben, kaum 50 Jahre alt geworden. Die Leiche wurde am 2. April den Flammen übergeben. Seine Gattin Anna geb. Martin aus Washington, von acht Kindern ein Sohn und zwei Töchter überlebten ihn.

Ein begeisterter Deutscher, Sohn germanischer Erde in Tugenden wie Fehlern, freilich voll Abscheus wider alle billigen Gemeinplätze des Patriotismus und daher auch beim Durchschnitts-Deutschen unter dem Sternenbanner als undeutsch verschrieen. Im übrigen mangelte drüben jedes Verständniß für diese freie, selbständige Persönlichkeit, auch in der Presse. Da verlästerte man ihn, wo man ihn nicht todtschwieg, während hervorragende deutsche Schriftsteller und Kritiker der alten Welt aus freien Stücken seinem Wirken Beifall zollten. Sogar sein in Litteraturjournalen Europas registrirter Tod, sonst doch oft der Anfang einer bei Lebzeiten unterbliebenen Anerkennung, und das Erscheinen seiner Anakreontika, dieser „köstlichsten Frucht“, die im Garten deutsch-amerikanischen Freidenkerthums gereift, rüttelten die deutsch-amerikanische Bildung nicht auf aus der Gleichgültigkeit gegen einen ihrer unabhängigsten Fortschrittskämpen, in dem sich in urwüchsigem Triebe Idealismus und Realismus glänzend vermählt haben. An redlich würdigende Richter wie an unempfindliche Nachbarn hat R. in seinem Programm-Lied „Für Freund und Feind“ gedacht, als er da sang: „Mir bleibe fern der Unkenchor der Heuchler, Mir bleibe fern, wer lächelt stets und witzelt, Mir bleibe fern, wen nur Gemeines kitzelt, Mir bleiben fern die Händler und die Schmeichler! — Ich lieb' sie nicht, die stets bedächtig Weisen, Auch nicht, die stets das Roß des Pathos reiten, Auch nicht, die jammern stets von schlechten Zeiten, Auch nicht, die stets im selben Ringe kreisen. — Ich lob' mir leichte, lustige Gesellen, Die gerne sind, wo volle Becher winken, Und gern der Schönheit an den Busen sinken, Doch die auch, wenn zum Kampf die Hörner gellen, Begreifen uns'rer Zeit gewaltig Ringen, Im Herzen heil'gen Zornes Springquell tragen, Der Freiheit ihre Schlachten helfen schlagen — Und köstlich Herzblut ihr zum Opfer bringen“. Robert R. hatte einen kleinen Kreis begabter Männer und Frauen, die in ihm einen sympathischen Kritiker gefunden, zu einer Art freier „Reitzel-Gruppe“ um seine Zeitschrift versammelt. Als seine Stimme im „Armen Teufel“ schwieg, verstummten sie allmählich, weil ihnen ein passendes Sprachrohr nun abging; andere setzten sich in conventionellen Blättern durch und eroberten sich und Reitzel'scher Art sogar einen größeren Leser- und Wirkungskreis. Zu diesen gehört die anmuthige, auch launige Behandlerin ernster Lebens- und Liebesfragen „Edna Fern“ d. i. Frau Fernande Richter aus St. Louis. Im ganzen jedoch, meint A. von Ende, stehen in der jüngsten deutsch-amerikanischen Dichtergeneration abseits von der Reitzel-Gruppe nur ganz wenige Dichter von hervorragender Individualität.

Die rein biographischen Angaben vorstehender Lebensskizze beruhen großentheils auf den kurzen, doch anschaulichen Bemerkungen bei den „Liedern

aus dem Rinnstein. Gesammelt von Hans Ostwald" I (1903) S. 170/71, dann auf Karl Detlev Jessen's kundigem Lebens- und Charakterbild im Biogr. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog III, 165—67. Diesem schulden auch unsere litterarisch-kritischen Bemerkungen vielerlei Anregung, welche im übrigen, theilweise wörtlich, auf A. v. Ende's autochthonem Essay „Deutsche Dichter in Amerika", Beilage z. Allg. Zeitung, Nr. 86 v. 1905 S. 74 f. (Auszug über R. R. wörtlich: Das literar. Echo VIII, Nr. 16, Sp. 1192 f.) fußen. Ein burschikoser Nachruf von Wilh. Spohr mit Bildniß in M. G. Conrad's „Die Gesellschaft" XIV. Jahrg. (1898) II, 819—20, wo II, 821 bis 25 und III, 49—51 charakteristische „Skizzen" Reitzel's stehen. Eine Reitzel-Nummer ist die 19. von Jahrg. VIII der Zeitschrift „Der Sozialist" (Berlin), mit Bildniß, wie eins auch in N. 697 des „Armen Teufels". Vgl. Benj. Tucker's Journal „Liberty", New-York 15. April 1898. Eine Auswahl der Gedichte, Essays, Skizzen Reitzel's nahm sofort sein Redactionsnachfolger Dr. Martin Drescher in Detroit in Angriff; „Das Reitzel-Buch. Einem Vielgeliebten zum Gedächtniß" erschien dort 1900. M. G. Conrad's Kritik von Ad. Bartels' Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts i. „Die Zeit", 33. Bd. Nr. 419 (11. Oct. 1902) S. 19 vermißte darin Reitzel den „Landsmann und Freund Hansjakobs (seines Mitarbeiters), den nicht genug zu rühmenden Förderer deutscher Sprach- und Dichtkunst in Amerika"; Bartels, sich vertheidigend („Kritiker u. Kritikaster", 1903, S. 52), kennt sichtlich „Reizel" gar nicht. Versuche, die Eigenart dieses jenseits des Oceans zur Originalität erwachsenen Mannes und Poeten zu würdigen, boten das Literar. Echo IV, 228 (Bildniß)—34 (wo Johs. Gaulke R.s Artikel, Stimmungsbilder und Gedichte den besten und tiefsten Leistungen der neueren Litteratur zuzählt), J. Gaulke i. Magazin für Litt. 70. Bd., S. 565—68 (569—72 Probe), die Sozialist. Monatshefte IV, 424—30.

Ludwig Fränkel.

Reitzenstein: Franziska Freifrau von R., als Schriftstellerin unter dem Namen Franz von Nemmersdorf thätig; geboren am 19. September 1834 auf Schloß Härtenstein in Schwaben, als die Tochter des Augsburger Oberappellationsgerichtsrathes v. Nyß, erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung und durch dieselbe Geschmack an ernsten Studien, namentlich Geschichte, Philosophie und Anthropologie im weitesten Sinne. Verheirathet 1849 mit dem kgl. bair. Rittmeister Freiherrn v. Reitzenstein, und seit 1853 Wittwe, lebte sie der Gesellschaft und, durch Gutzkow der Litteratur zugeführt, auf Reisen in Italien, besonders in Rom und Venedig, wo sie die Lagunenstadt gründlich studirte. Hier fand sie auch den Stoff zu ihrem Roman „La Stella", welcher zuerst in der damaligen „Neuen Münchener Zeitung" und dann als eigenes Buch (München 1863) erschien, eine äußerst farbig sehr geschickt und mit glühender Leidenschaft durchgeführte Erzählung. Gleiche Vorzüge hatten ihre kurz vorher bekannt gewordenen Romane „Unter den Ruinen" (Roms) und „Moderne Gesellschaft" (1863). Der zweibändige Roman „Doge und Papst" schildert das 17. Jahrhundert und die Zeit Paul's V. (Breslau 1865). Rasch folgten die auf gleichem Terrain spielende Novelle „Gozzi's Rache" (1865 im Abendblatt der Bayer. Zeitung); „Allein in der Welt"; „Ein moderner Werther"; „Späte Sühne" (in den von Julius Grosse und Dr. Franz Grandauer redigirten „Propyläen", 1869); dann der dreibändige Roman „Unter den Waffen" (Berlin 1869; in zweiter Auflage 1872); „Die Verworfene und Reine"; „Ein dämonisches Weib" (1873); „Ein Gentleman" und „Masken des Glücks" (1875); ein abermals in Venedig spielendes „Ehestandsdrama" (1876); „Gebt Raum" (1889) u. s. w.

Allgemach setzte sie auf das bisher schon vielfach gestreifte physiologisch-philosophische Gebiet über, in Mantegazza's Fußtapfen tretend, dem sie auch ihr Opus über den „Kampf der Geschlechter“ (Leipzig 1891. 93. 94) zueignete. Mit großer Kühnheit behandelte sie die durch ungefähre Gleichstellung der Geschlechter ihr leicht entwirrbar scheinende Frauenfrage. Sie packte ihr Thema mit großem Ernst und vielfach geistreich, freilich nicht durchweg neu, aber doch meist zutreffend und gut beobachtend. Den Schluß machte die schreibselige Frau mit der in hocharistokratischen Kreisen sich bewegenden, theilweise scharf sarkastischen Schilderung „Das Räthsel des Lebens“ (1894), welchem sie noch eine Studie „Aus gährender Zeit“ (Stuttgart 1895) nachjagte. Nebenbei bethätigte sie sich bei verschiedenen Journalen und Zeitschriften, lieferte allerlei Tagesartikel für die damals noch in Augsburg befindliche, von Kolb und Altenhöver redigirte „Allgemeine Zeitung“, in die „Münchener Zeitung“ und das damit zusammenhängende „Unterhaltungsblatt“ (1859. 60), in Keil's „Gartenlaube“, auch für Wiener Blätter war sie thätig. Ihr Stil spitzte sich später zu einem kurzathmigen Satzbau und fragmentarischen Erzählerton. Zuweilen schaute der Blaustrumpf stark hervor; auch liebte sie in einem polyglotten Salonidiom zu schwelgen, im Nachklang der vormärzlichen hocharistokratischen Gepflogenheit: ein Mischmasch von Fremdwörtern und Citaten aus allen möglichen todten und lebenden Sprachen.

In der Jugend eine vielgepriesene Schönheit, später eine imposante Erscheinung, endlich aber nur noch eine Ruine aus längst vergangenen Tagen, wenn man sie in den Straßen Münchens oder in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek sah mit dem archaistischen Lächeln auf dem Gesicht und in ihrer recht phantasievollen Garderobe. Ihr schriftstellerisches Pseudonym entstammte dem willkürlichen Griff in ein topographisch-statistisches Lexikon. Aber ein anderer Zufall des Glückes warf ihr ein Wiener „großes Loos“ in den Schoß. Dafür kaufte sie sich 1882 in München ein schönes Haus, in dem sie die Schar ihrer angeblich sogar testamentarisch sichergestellten Katzen heimisch machte. Die Nachbarschaft erhob sie dafür zur Katzenbaronin. Ueber ihrer Gruft im südlichen Camposanto wurde nach Fr. Thiersch's Entwurf durch die Firma Zwisler & Baumeister ein stattliches Denkmal mit einer von Bildhauer Maier in Marmor gemeißelten Urnenträgerin errichtet.

Vgl. Heinrich Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Literatur, 1873. IV, 673. — Franz Bornmüller, Schriftsteller-Lexikon der Gegenwart, 1882, S. 522. — Nr. 155 der Allg. Zeitung, 6. Juli 1896. — Frz. Brümmer, Lexikon, 4. Aufl. III, 297 und in Bettelheim's Jahrbuch 1897. I, 256.

Hyac. Holland.

Rem: Wilhelm R. (oder Räm, wie er sich selbst schreibt) stammte aus einem alten, ursprünglich dem Augsburger Patriciat angehörenden Geschlechte, das sich nach der Verfassungsänderung im J. 1368 unter die Zünfte begab und etwa ein Jahrhundert später wegen einer der Stadt zum Nachtheil gereichenden eigennützigen Handlung, die sich ein Mitglied der Familie zu Schulden kommen ließ, die Rathsfähigkeit verlor. Die meisten Reme trieben Handel oder betheiligten sich wenigstens mit ihrem Gelde an kaufmännischen Unternehmungen, wodurch sie bedeutenden Grundbesitz und große Vermögen erwarben, so daß sie zu den reichen Familien Augsburgs zählten und infolge dessen mit den vornehmsten derselben verschwägert waren. Wilhelm war der Sohn des Sigmund R. und der Ursula Walther, der Urenkel jenes Hans R., der den Grund zum Reichthum des Hauses legte, der Bruder der Ursula R., die mit Jakob Fugger (mit dem Reh) verheirathet war, der Vetter des Lukas R., des bekannten Verfassers eines für unsere Kenntniß der damaligen

Augsburger Handelsverhältnisse wichtigen Tagebuches. Er ist im J. 1462 geboren, vermählte sich 1485 mit Walburga Fugger, einer Tochter des Jakob Fugger (mit der Lilie), und läßt sich in den Steuerbüchern der Stadt von 1486 an bis 1528 verfolgen. Gestorben ist er vor Mitte October 1529, wie ein Vermerk im Steuerbuch dieses Jahres erkennen läßt. Er hinterließ einen Sohn, Hieronymus, der seit 1513 mit Barbara Vöhlin vermählt war, das Geschlecht in zahlreichen Sprossen fortpflanzte und im Jahre 1538 in das Patriciat aufgenommen wurde. Sonst wissen wir von den äußern Lebensumständen Wilhelm Rem's nur sehr wenig. Sein Vermögen war nach Ausweis der ihn betreffenden Einträge in den Steuerbüchern bei weitem geringer als das der meisten seiner Verwandten, doch war es, wenn auch nur in bescheidenem Maße, in beständigem Wachsen. Aber trotzdem er nicht zu den großen Geldleuten zu rechnen ist, deren es in Augsburg damals so viele gab, ist er doch als ein Wohlthäter der Armen bekannt; so ließ er im J. 1517 bei einer schweren Hungersnoth seinen großen Vorrath von Getreide zu Brotspenden für die Hungernden „verbacken", wodurch er sich den Haß der Bäcker zuzog. Wir haben hier seiner zu gedenken wegen seiner Arbeiten auf dem Gebiete der bürgerlichen Geschichtschreibung, die zwar nicht auf derselben Höhe stehen wie die seiner Vorgänger Burkard Zink und Hector Mülich, aber doch in ihrer Eigenart innerhalb der Augsburger Historiographie eine gewisse Bedeutung besitzen, auf die man mehr und mehr aufmerksam geworden ist. R. schrieb nämlich ein zweibändiges Chronikenwerk, eine „Cronica alter und newer Geschichten" und eine „Cronica newer Geschichten". Der erste Theil stellt sich der Hauptsache nach als eine wohl von Rem's eigener Hand gefertigte Abschrift der bis zum Jahre 1487 reichenden Chronik des Hector Mülich in der Bearbeitung des den Remen verwandten Marx Walther dar, die er durch viele Zusätze bereicherte und bis zum Jahre 1511 fortsetzte. Von den Zusätzen sind die wichtigsten die, welche sich an die Erzählung von der im J. 1368 erfolgten Aufrichtung des Zunftregimentes anschließen und eine Hauptquelle für die ältere Geschichte der Augsburger Geschlechter bilden, sowie die zum Theile wohl aus mündlicher Ueberlieferung geschöpften Stücke, welche sich mit dem Sturz des Bürgermeisters Ulrich Schwarz befassen. Die Fortsetzung enthält meist Notizen über „etliche kleine Sachen", wie er in der Vorrede zu der Chronik sagt, die er „zum Theil . . . selber gesehen, gehört und erfahren"; und da darin manches vorkommt, das „etlichen ehrbaren Geschlechtern . . . oder auch sonderlichen Personen zu Augsburg oder anderswo nit zu Ehr oder Lob reichte", faßte er den Entschluß, sein Buch streng geheim zu halten und empfahl das gleiche auch seinem Sohne Hieronymus, dem er es als Erbstück hinterließ. — Der zweite Theil des Werkes fährt zeitlich da fort, wo der erste abbricht, also mit dem Jahre 1512, und endet mit dem Jahre 1527. Er kann nicht als eine Augsburger Chronik in dem Sinne bezeichnet werden, daß darin ausschließlich oder auch nur zum größeren Theile über Ereignisse in der Stadt Augsburg berichtet wird, sondern er ist die Chronik eines Augsburgers, der, ähnlich wie Hector Mülich, alles, was ihm bekannt wurde und der Aufzeichnung würdig erschien, gleichgültig, ob es sich innerhalb der heimischen Mauern, in den Nachbargebieten, in „Welschland" oder sonst in weiter Ferne zugetragen, in sein Geschichtswerk aufnahm. Von besonderem Interesse sind in diesem die Erzählungen und Nachrichten, welche die Reformationsbewegung — die allgemeine wie die locale — zum Gegenstande haben und erkennen lassen, daß R. ein eifriger Anhänger Luther's war und die vom Augsburger Rathe dem „Evangelium" gegenüber eingenommene laue, ja manchmal ablehnende Haltung durchaus mißbilligte. Er stand damit im schroffen

Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Clemens Sender, dem Mönche zu St. Ulrich, der die „lutherische Sekte“ als neue „Ketzerei“ und Quelle aller Uebel der Zeit verabscheute und verdammte.

Die „Cronica alter und newer Geschichten“ wurde bei der Herausgabe der Chronik des Hector Mülich im III. Bande der Chroniken der schwäbischen Städte in der Gestalt, wie sie in einer Handschrift der kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart (Fol. 161) vorliegt, verwerthet, wobei die Zusätze Rem's theils in den Varianten, theils in einem besonderen Anhang mitgetheilt wurden. Seine Fortsetzung der Mülich'schen Chronik, soweit sie in diesem Codex enthalten ist, fand Aufnahme im IV. Bande der schwäbischen Chroniken, in den Anmerkungen zur Chronik Sender's und in einem Anhang zu dieser. Die „Cronica newer Geschichten“ ist im V. Bande dieser Chroniken gedruckt; ebenda sind auch jene Stücke des I. Bandes des Rem'schen Chronikwerkes veröffentlicht, die in der Stuttgarter Handschrift fehlen.

Fr. Roth.

Renninger: Johann Baptist R., katholischer Theologe, geboren am 7. Juni 1829 zu Würzburg, † daselbst am 29. August 1892. R. besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium bis 1847; erst nach zweijährigen philosophischen und juristischen Studien entschloß er sich zum Studium der Theologie, das er im Herbst 1849 in Würzburg begann und von Herbst 1851 bis 1854 im Collegium Germanicum zu Rom fortsetzte. Am 10. Juni 1854 empfing er in Rom durch Cardinal Patrizi die Priesterweihe und kehrte dann im September in die Heimath zurück, wo er seine erste Anstellung als Kaplan in Kitzingen für die Filiale Hoheim erhielt. Im Herbst 1856 wurde er Subregens im Clericalseminar zu Würzburg, am 5. April 1865 Regens desselben, bis 1879; Juli 1879 Domcapitular. — Das theologische Hauptwerk Renninger's, die als Frucht aus seinen vieljährigen Vorlesungen im Seminar hervorgegangene „Pastoraltheologie“, wurde erst nach seinem Tode von Franz Adam Göpfert herausgegeben (Freiburg i. Br. 1893; bildet einen Band der bei Herder erschienenen „Theologischen Bibliothek“). Ferner schrieb er: „Die Grundlage christlicher Politik“ (Würzburg 1879; = Kath. Studien, 5. Bd., Heft 7/8), und eine Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften. Im „Chilianeum. Blätter für kathol. Wissenschaft, Kunst und Leben“ (Würzburg) erschienen die Arbeiten: „Luigi Taparelli S. J.“ (2. Bd. 1863, S. 121—130); „Charakter des liturgischen Gebetes in der Kirche. Eine liturgische Skizze“ (5. Bd. 1864, S. 27—35, 71—74, 248—257); „Juan de Avila“ (6. Bd. 1865, S. 35—42); „Unveränderlichkeit und Fortschritt in der Kirche“ (N. F. 1. Bd. 1869, S. 32—44, 106—112). Im „Katholik“, soweit die Beiträge mit Namen gezeichnet sind: „Zur Pastoral. (Avila's Epistolarium)“ (1870, I, S. 173—188); „Die Werke und Tugenden der Ungläubigen nach St. Augustin“ (1871, II, S. 74—88); „Das Prinzip der Sittlichkeit mit besonderer Rücksichtnahme auf Augustinus“ (1872, I, S. 662—677; II, S. 36—49, 179—195); „Ein Beitrag zur Gnadenlehre“ (1874, II, S. 513—527); „Die Erkenntniß als Träger des natürlichen Sittengesetzes“ (1875, I, S. 351—61, 500—510); „Religion und Sittlichkeit. — Wem gebührt der Primat?“ (1875, II, S. 589—598); „Prälat Hettinger. Ein Lebensbild“ (1890, I, S. 385—402).

C. Braun, Zur Erinnerung an Joh. Bapt. Renninger ss. Theol. Dr. Sein Leben und Wirken dargestellt. Mit einem Anhang: Briefe über die Berufswahl und einige Gedichte. Würzburg 1892.

Lauchert.

Renz: Wilhelm Theodor von R., Arzt zu Wildbad i. Württemberg, geboren am 10. Januar 1834 zu Oberdischingen b. Ulm, als Sohn eines Arztes, studirte 1852—57 in Tübingen, war Assistent bei Vierordt drei Jahre lang und ein Jahr bei Victor v. Bruns, besuchte noch Bern (Valentin, Vogt sen.), Heidelberg (Kuhn), sowie später Berlin (Virchow). Seine Promotionsschrift: „Beitrag zur Behandlung der Brüche des Oberschenkels und der Kniescheibe" erschien als selbständige Arbeit erst 1860. R. war seit 1858 praktischer Arzt in Oberdischingen, dann (1862) in Ehingen a. D. und (1867) in Stuttgart, wurde 1867 zum kgl. Hofrath ernannt, 1868 als kgl. Badearzt nach Wildbad berufen. 1869 zum Geh. Hofrath ernannt, erhielt er 1874 durch den württembergischen Kronenorden den persönlichen Adel. Ursprünglich zum Chirurgen ausgebildet, veröffentlichte er: „Erste Heilung eines traumatischen Gehirnabscesses durch consequente Aspiration des Eiters ohne vorhergegangene Trepanation" (1867) und — bereits in Wildbad thätig —: „Die Spreizlade, ein praktischer Verband für Schußfracturen des Oberschenkels" (1874); ferner: „Die Cur zu Wildbad" (1869), „Das Wildbad im Königreich Württemberg" (mehrere Auflagen), „Historische Briefe über das Wildbad" (1871); sodann als umfangreicheres historisches Quellenwerk: „Das Wildbad, wie es ist und war" (1874), „Literatur-Geschichte von Wildbad" (1881), „Wildbad und sein neueröffnetes laues Thermalbad, das König Karl-Bad" (1883). R. starb am 30. December 1896.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte 2c. herausgegeben von Pagel, Berlin und Wien 1901, S. 1366.

Pagel.

Reuter: Heinrich Ludwig Christian Friedrich (Fritz) R. (siehe A. D. B. XXVIII, 319 ff.). Das Leben und Schaffen unseres größten deutschen Humoristen und Dialektdichters, des Verfassers der „ollen Kamellen", ist im Laufe der letzten Jahrzehnte systematisch erforscht und in einer Reihe von Quellenschriften klargelegt worden. Dadurch erscheint es angezeigt, aus diesem neuen Material hier einige berichtigende und ergänzende Zusätze zu dem schon 1889 gedruckten biographischen Artikel zu geben. Zu Stavenhagen, einem ackerbautreibenden Städtchen des östlichen Mecklenburg-Schwerin, verlobten sich seine Eltern Freitag den 19. Januar 1810 und heiratheten bereits Freitag den 23. Februar: der dortige Bürgermeister und Stadtrichter Johann Jakob Friedrich Georg Reuter, geboren 1776 als Sohn des Pastors zu Dehmen in Mecklenburg, und Johanna Luise Sophie Oelpke, geboren 1787 *) als Tochter des Stadtrichters (nicht Bürgermeister) zu Tribsees in Vorpommern. Als ihr gemeinsamer Geburtstag wurde stets der 25. Juli (Jakobitag) gefeiert **). Am 7. November desselben Jahres erblickte ihr erster Sohn Fritz das Licht der Welt; ein zweites Knäblein starb frühzeitig. Außer der Ehe erzeugte der Vater zwei — späterhin legitimirte — Mädchen: Lisette (geb. 1809) und Sophie (geb. 1814).

Schon am 19. Mai 1826 entschlief die trotz großer körperlicher Schwäche und schwerer Leiden unermüdlich sorgende Mutter. Ihre wahrhaft rührende

---

*) nicht 1789, wie ich auf Grund mehrerer Stavenhagener Urkunden annehmen mußte und obendrein von dem Geistlichen zu Tribsees aus dem Kirchenbuche bestätigt erhielt. Erneute Nachforschung ergab, daß dort die über der Seite stehende Jahreszahl durch ihre undeutliche Schreibung irregeführt hat.

**) Der Vater war nach dem Kirchenbuche zu Dehmen am 26. Juli um 1 Uhr Morgens zur Welt gekommen; sein eigener Bruder, Pastor zu Pokrent, gibt in der von ihm geschriebenen Familienchronik als Datum den 25. Juli an, desgleichen Fritz Reuter selbst in Gedichten und Briefen, sogar in seinem Testament.

Erscheinung tritt uns in „Franzosentid“ und „Schurr-Murr“ ungemein sympathisch entgegen; die Stärke ihrer Seelenkräfte, ja ihr Martyrium leuchtet aus den Aufzeichnungen des würdigen Amtshauptmanns Joachim Weber und seiner herzensguten Frau Agneta („Neiting“) hell hervor, mitgetheilt im 3. Bande „Aus Reuters jungen und alten Tagen“. Von der Mutter erbte der Dichter das tiefe, gemüthvolle Empfinden und den Sinn für schöne Litteratur. In überall bekundeter zärtlichster Liebe hing er ihr an. Auch für den harten Vater hegte er innige Gefühle und hielt sein Andenken heilig; als höchstes Gesetz galt ihm die Pietät. In das traurige, durch Mißhelligkeiten und Mißverständnisse oft äußerst gespannte Verhältniß der im Wesen und Temperament grundverschiedenen Charaktere gewähren meist recht unerquickliche, aber für Eltern und Erzieher lehrreiche, zur Warnung dienende Einblicke die beiden Bände „Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827 bis 1841)“. Das Wissenswertheste und allgemein Interessante daraus bietet der „Reuter-Kalender auf 1907“, völlig hinreichend, einerseits um des Sohnes Individualität und Innenleben begreifen zu lernen, andererseits um eine anschauliche Vorstellung zu erhalten von allen wichtigeren Ereignissen, persönlichen wie politischen, zumal während der Untersuchungshaft in der Berliner Stadt- und Hausvogtei und während der Festungsjahre auf Silberberg, zu Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz. Wir ersehen, daß er schon als Schüler und Student, noch mehr als Staatsgefangener mit Lust und Geschick zeichnete, besonders ähnlich porträtirte; ein Maler zu werden, war sein Wunsch, doch wollte der strenge Vater nichts davon wissen, der Sohn sollte dereinst sein Amtsnachfolger werden. Auch offenbart sich hier, in der Jugend- und Festungszeit, mehrfach das poetische Talent desselben, ja bisweilen — sogar in der trostlosen Einsamkeit und Finsterniß des Kerkers — ein göttlicher, unter Thränen lächelnder Humor, nicht etwa, was bei so kläglicher Lage nahe läge, Galgenhumor. Erschütternd wirkt während der Gefangenschaft der beständige Kampf um den Beruf nach der immer von neuem erhofften Begnadigung. Ihm ist das vom Vater aufgedrungene Studium der Jurisprudenz verleidet; da er nicht Künstler werden darf, möchte er sich der Landwirthschaft widmen. Noch von der Festung aus, nach der anläßlich der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. verkündeten Amnestie von Preußen vergessen, von seinem Landesherrn Großherzog Paul Friedrich in Freiheit gesetzt, schrieb er am 1. August 1840: „Ich habe derweilen Gedichte gemacht, und das hat mir viel Ruhe verschafft. Meine gewöhnliche Beschäftigung ist die Landwirthschaft und soll's, wenn Gott will, auch bleiben mein Lebenlang; ich mache mir keine poetische Vorstellung von meiner Zukunft, sondern eine vernünftige, und denke mit Goethe: Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sei mein künftig Zauberwort“. Doch als er am 25. August, aus Dömitz entlassen, durch die Haide fürbaß schritt, verzagte er wieder, weil er des Vaters starren Sinn kannte, und als er an einen Scheideweg kam, fragte er sich: welcher Weg ist der rechte? Ergreifend ist dieser bange, verzweiflungsvolle Augenblick von ihm geschildert. Und wirklich, der Dreißigjährige muß nochmals auf die Universität als Rechtsbeflissener! In Tübingen abgewiesen — die interessante Originaleingabe, eine Art Lebenslauf, befindet sich facsimilirt auf vier Folioseiten im 2. Bande „Aus Reuters jungen und alten Tagen“ —, winkte ihm in Heidelberg volle, tolle Burschenlust, bis er zusammenbrach, um erst wieder auf dem Lande, auf heimischer Scholle, körperlich wie geistig zu genesen: im Sommer und Herbst 1841 in dem idyllischen Kirchdorfe Jabel bei dem präch-

tigen Oheim Pastor Ernst Reuter mit seinen sieben hübschen, heiteren Töchtern, sowie im Verkehr mit dem originellen Küster Suhr, dann Anfang 1842 bis Weihnachten 1845 auf dem gräflich Hahn'schen Gute Demzin bei dem feingebildeten Pächter Franz Rust, Vater der „lütten Druwäppel Lining un Mining“, endlich auf dem vorpommerschen Gute Thalberg bei dem Schwager seines früheren Lehrherrn, Fritz Peters, bald seinem „besten“ Freunde, dessen Gast er schon im Herbst 1843 gewesen war; dort blieb er bis 1847, in den Jahren 1848 und 1849 nur mit Unterbrechungen. Demzin und Thalberg bedeuten die Hauptstationen seiner „Stromtid“. Aus dem hageren, mageren Studiosus, dem halbverhungerten Staatsverbrecher war inzwischen eine „wohlthuendere Erscheinung“ geworden: ein kräftiger, robuster, blühend aussehender Oekonom in Leinwandkittel, mit Strohhut und Stulpenstiefeln, durch seine Hülfsbereitschaft und Leutseligkeit, seinen Frohsinn und seine Herzensfreundlichkeit beliebt bei Alt und Jung als „Onkel“, das leibhaftige Abbild des „Entspekter“ Bräsig. Der tiefe Trunk frischer Luft und die Arbeit, die Umgebung färbten ihm die Backen roth; er segnete die Landwirthschaft, sie hatte ihm neuen Muth in die Adern gegossen, ihn, wie er selbst sagt, gesund gemacht. Gesund, ja, hätte nicht längst eine, wie sich später herausgestellt hat, unheilbare Krankheit ihn ergriffen, derentwegen er vielfach, nicht nur von den Alkoholgegnern, förmlich geächtet worden ist, die sein Ansehen so geschädigt haben, daß mancher sich nicht entschließen kann, des „Säufers“ Schöpfungen zu lesen. Daher erscheint es eine Pflicht der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, auch an dieser Stelle den wunden Punkt klarzulegen. Man denke: im November 1834 war der Burschenschafter auf die hohe (2100 Fuß über der Meeresfläche) Felsenfestung Silberberg in Schlesien transportirt worden. Auf dem Donjon befanden sich die achtzehn Fuß dicken, salpeterigen Kasematten. Die rauhe Luft, neun Monate harter Winter, selbst im Sommer bisweilen armdicke Eiszapfen, — was Wunder, wenn die schon durch die lange Untersuchungshaft (zwei Jahre hinter durch Blechkästen verdeckten Fenstern in dunklen, dumpfen Zellen!) geschwächte Gesundheit der Jünglinge noch schlimmer wurde! Was Wunder, wenn die Aermsten, bis in die Knochen verfroren, starrend vor Frost, durch geistige Getränke ihre Glieder etwas zu erwärmen suchten! Daß sie, bei täglich nur fünf Silbergroschen Verpflegungsgeld und mit geringer Zulage von Hause, gezwungen waren, sich mit gewöhnlichem Fusel zu begnügen! Dazu kam die Weltabgeschiedenheit und seelische Niedergeschlagenheit. Welches Schicksal wartete ihrer? Monat auf Monat verstrich, Jahr auf Jahr — erst im Januar 1837 erfuhren sie ihr trauriges Loos. In solcher miserablen Lage Lethe zu trinken — danach lechzten sie, so vergaßen sie wenigstens für Augenblicke ihre Qual. Nicht R. allein that dies, auch andere Genossen seiner einsamen Haft auf schnee- und eisbedeckter Felsenwand; einer von ihnen, ein nachmals hervorragender Mann, schrieb einen erschütternden Brief an seine Angehörigen und verschwieg nicht den in der Noth und Verzweiflung, in Zug und Kälte erwählten Sorgenbrecher, wie er zur Flasche habe greifen müssen. Aus dem Leiden wurde allmählich eine Leidenschaft, vielleicht nur vorübergehend, hätte die Freiheit ihnen bald gewinkt; da aber das Gegentheil der Fall, so ward sie zum Bedürfniß, und selbst eiserne Willensstärke hätte nicht vermocht, den nach und nach unbezwingbar gewordenen Trieb später gänzlich auszurotten. R. hat dagegen angekämpft mit aller sittlichen Kraft; und wurde er rückfällig, so bedingte dies die krankhafte Disposition seiner Magennerven, woran er zuerst auf dem Silberberg schrecklich litt. Ihn einen Säufer — Quartalsäufer — nennen, von einem Laster reden, das können nur Böswillige oder Ignoranten. Inniges Mitleid muß uns erfüllen, wenn wir den

genialen, gutherzigen Mann dem seit der Festungszeit ihn dämonisch verfolgenden Feinde unterliegen sehen, den er oft für Monate, ja bisweilen für ein halbes Jahr siegreich aus dem Felde geschlagen hatte. Nach seiner Ueberwindung fühlte er sich, wie von einer Krankheit genesen, gleichsam neu geboren und schritt frisch und fleißig an die Arbeit, Versäumtes nachzuholen. Wäre er ein Trinker gewesen in dem Sinne, daß er immer trank, wie hätte er, bereits vor seiner Verheirathung, ein so geregeltes Leben führen, ein so musterhafter, erfolgreicher Lehrer sein können, der auch in Leibesübungen, Turnen und Schwimmen, unterrichtete, an dem seine Schüler wie Schülerinnen sammt und sonders mit schwärmerischer Liebe hingen?! Und vollends seine launigen, gemüthvollen Briefe, seine köstlichen Gelegenheitsgedichte, seine unsterblichen Werke — sie sollte, sie könnte ein Säufer geschrieben haben? Nein, durch und durch moralisch, verdient Fritz Reuter auch als Mensch unsere vollkommene Achtung; sie für ihn zu beanspruchen, ist eine Ehrenpflicht. Sein einziger — Makel war jenes von den feuchten Festungskasematten überkommene Leiden, gegen das der davon in Zwischenräumen Heimgesuchte tapfer anging. Ein angesehener Mediciner schreibt mir dazu: „Wir Aerzte stellen diese Passion unter die sensiblen Magenneurosen, die durch den Nervus vagus das Hirn vorübergehend afficirt. Ja, vorübergehend; denn ein Hirn, das unter einer permanenten Alkoholnarkose wie bei einem Gewohnheitstrinker (chronischer Alkoholismus) steht, kann unmöglich solche Geistesproducte zuwege bringen, geschweige solches Gedächtniß für die Erinnerungen aus allen Zeiten seines Lebens haben. Das weiß auch wohl heute jeder bei einigem Nachdenken. Und doch kann man sehr häufig unter den Halbgebildeten die Anschauung vertreten sehen, daß R. gerade seine poetischsten, besten Sachen im Rausche — »Saufkoller« bezeichnet unser Volk diesen Zustand — verfaßt hätte. Nein, die armen Gefangenen tranken aus Verzweiflung, ihre Leiden und die ungerechte Beraubung ihrer Freiheit sich vergessen zu machen, und hatten dann meistens nichts anderes — aus Geldmangel — sich zu leisten, als den »kühlen Branntewein«, der damals noch ungefähr 35 Prozent Alkoholgehalt hatte".

Diese Vertheidigung, zuerst veröffentlicht in meiner biographischen Skizze Reuter's als Einleitung meiner Gesammtausgabe seiner Werke, wird gewiß ein milderes Urtheil bei den Fanatikern herbeiführen, zumal wenn man bedenkt, daß selbst seine reine Liebe zu Luise, die ihn zum glücklichsten der Sterblichen machte, ihn von Zeit zu Zeit wieder fehlen ließ. „Wenn das wahr ist, daß dieser Zustand ein körperlicher", schrieb er nach einem Anfall ihr als Bräutigam, „so ist es gewiß schlimm, daß er noch einmal wiedergekehrt ist; aber nicht so schlimm, als wenn er früher wiedergekehrt wäre, und lange nicht so schlimm, als hätte er noch länger auf sich warten lassen. Vielleicht würde er gerade durch die Ehe, als Ehe, geheilt; gewiß ist es aber, daß er im Abnehmen ist und aufhören wird". Ja, im Abnehmen wohl, doch aufhören leider nicht, weil pathologisch unmöglich. Luise Kuntze (nicht Kunze), geboren am 9. October 1817 als Tochter des Pastors zu Roggenstorf bei Dassow, mit der er er sich im Mai 1847 verlobte, am 16. Juni 1851 verheirathete, wurde sein guter Genius. „Alles für meine Luise" und „Alles durch meine Luise!" lautete fortan sein Wahlspruch.

„Ich denke dein, wie eines schönen Bildes,
Geschaffen einst in Gott geweihter Stunde;
In deinem Auge nichts als Hohes, Mildes,
Und ewige Verzeihung in dem Munde.

Und was in meinem Herzen Trotz'ges, Wildes
Mich selbst gestört, entflieht im Hauch; die Wunde
Sie schließt sich, und ich eil' mit scheuem Beben
An deiner Hand hinauf zu neuem Leben" —

so sang er in einem seiner Braut gewidmeten Gedichte, das mit den Versen schließt:

„Du solltest sein in meiner Brust der Hort,
Du solltest lösen meines Lebens Frag',
Dich sollte ich auf Erden wiederfinden
Und deine Liebe mich von Fehl entsünden."

Die dreiundzwanzig Jahre ihrer harmonischen, kinderlosen Ehe trübten nur die periodisch, freilich in immer größeren Pausen auftretenden Rückfälle, unter denen Beide gleich sehr litten. „Ich bin aber wie ein Gummiball, wenn Schweres überwunden, bin ich wieder die glücklichste, stolzeste Frau im Besitz meines Reuter", dies charakteristische Bekenntniß der treu fürsorgenden Lebensgefährtin zeugt auch von ihrem heiteren Temperament, das vortrefflich zu dem fröhlichen Sinn des Humoristen paßte. Und stolz — ja, das durfte sie wohl auf ihn sein.

Niemand, selbst nicht seine Luise, hatte ahnen können, daß der von dem eigenen Vater aufgegebene, unter Curatel gestellte, ja der Zinsen seines kleinen Capitals im Fall seiner Heirath für verlustig erklärte „verlorene Sohn" einst ein weltberühmter Mann werden würde. Sie hat alle Phasen, alle Leiden und Freuden mit ihm durchgemacht, die bescheidenen Anfänge, unter mannichfachen Enttäuschungen, unter Angst und Entbehrungen, die ersten schriftstellerischen Erfolge, klopfenden Herzens, strahlenden Auges, bis der Verfasser der „ollen Kamellen" einen Siegeszug sondergleichen unternahm, fast einzig dastehend in der deutschen Dichtung, in der Litteraturgeschichte des In- und Auslandes.

Es erübrigt, auf die verschiedenen Schöpfungen hier nochmals näher einzugehen; sind sie doch Gemeingut unseres Volkes geworden, sowie, auch durch Uebersetzungen, der Gebildeten fremder Nationen. Ueber ihre Entstehung, Gestaltung, Bedeutung und Aufnahme berichten ausführlich dreizehn Einleitungen in meiner Gesammtausgabe. Doch müssen ein paar Punkte nachdrücklich hervorgehoben werden. Der neuerdings wieder mit Macht auftauchenden Mythe, durch Klaus Groth zur plattdeutschen Poesie gekommen zu sein, ist Fritz Reuter selbst schon energisch entgegengetreten, indem er u. a. erklärte: „Mir mag bei meinen »Läuschen un Rimels« manches genützt haben, was Groth beim »Quickborn« gemangelt hat; ich rechne dazu eine 48jährige Uebung in der Sprache, die Gewohnheit, darin zu denken, welches jener, wie er selber eingesteht, erst später mühsam erlernt hat, und dann, daß ich schon lange vor dem Erscheinen des »Quickborn«, also vor den ersten Versuchen in der neuen plattdeutschen Literatur, plattdeutsch geschrieben und gedichtet habe". Bereits 1847 — volle fünf Jahre vor Veröffentlichung des „Quickborn" — erschien, bruchstückweise, ein plattdeutsches Gedicht: die nachmalige „Reis' nah Belligen". Was die „Läuschen un Rimels" betrifft, so sollen die Stoffe nach einer jüngst erklungenen Mähr, den „Fliegenden Blättern" entlehnt sein, sind aber meist uralten Datums, im Volksmunde geläufig, und waren theils schon dem jungen R. bekannt, theils ihm jetzt zugetragen worden. An diese „Entdeckung" reiht sich eine andere, ebenso laut verkündete: uns soll bisher eine ganze Seite von „Kein Hüsung" unterschlagen sein, sie steht im ersten Druck (1857), fehlt in der zweiten Auflage und in allen folgenden! Nun, R. wußte wohl, was er that, als er die Streichung der vier Strophen in

„De Klag", sowie am Schluß, auch sonstige kleinere Aenderungen eigenhändig vornahm, wie das noch erhaltene Exemplar beweist. Außerdem muß sich doch der gesunde Menschenverstand sagen, daß der Dichter oder wenigstens einer seiner kritischen Freunde solche „Nachlässigkeit" des Verlegers resp. Setzers und Correctors bemerkt und alsbald verbessert hätte, noch dazu bei seiner Lieblingsdichtung!

Ende Juni 1863 waren Fritz und Luise Reuter nach Eisenach übergesiedelt, wo sie das obere Stockwerk eines hübschen, dem Baurath Dittmar gehörenden Schweizerhauses am Wege zur Wartburg, beim Predigerplatz, bewohnten, bis sie Ostern 1868 die eigene stattliche Villa am Fuße des Hainsteines, Eingang des Hellthales, bezogen. Dort, in den traulichen Räumen und in dem von ihm selbst angelegten und gepflegten Garten, seinem „Sanssouci", verlebte der Dichter sechs schöne Jahre, von denen die herrlichsten 1870/71 waren für ihn, den alten Burschenschafter, brachten sie ihm doch die endliche Erfüllung seines Jugendtraumes: ein geeintes deutsches Vaterland, Kaiser und Reich. Da ertönte sein Schwanensang: „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland". Am 12. Juli 1874 entschlief Fritz Reuter; zwanzig Jahre später, am 9. Juni, folgte ihm seine Luise. Beide ruhen in einer Ehrengruft auf dem neuen Eisenacher Friedhofe, die ein künstlerisches Denkmal von Afinger schmückt. Mit Schmerz vermißten die Besucher bisher die sinnigen, von dem Dichter selbst verfaßten Grabschriften, die aber, nach mir gewordener Mittheilung des Generalbevollmächtigten der Erben, Rath Walther, nunmehr dort eingemeißelt werden; für Fritz Reuter die trostvoll-gläubigen Verse:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein,
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist Dein Haus;"

für Luise Reuter der kurze, innige Spruch:

„Sie hat im Leben Liebe gesäet,
Sie soll im Tode Liebe ernten." — — —

Des Dichters Wittwe hat bekanntlich der deutschen Schillerstiftung testamentarisch die Villa nebst Inventar vermacht. Ich schrieb alsbald an Paul Heyse und erbot mich, dort eine Sammelstätte für Reuter-Reliquien zu errichten. Heyse gab meinen Brief an den Verwaltungsrath weiter und erwiderte mir am 13. Juni 1894 u. a.: „Für heute kann ich nur sagen, daß ein ähnlicher Vorschlag bisher nicht aufgetaucht ist, meines Bedünkens aber sich wohl hören läßt". Leider ließ indessen die Schillerstiftung darauf nichts von sich hören, veräußerte vielmehr Villa Reuter an die Stadt Eisenach, hauptsächlich auf Betreiben des dahin übergesiedelten Lexikographen Geh. Hofrath Joseph Kürschner, dem vor allem daran lag, für die Oesterlein'schen Richard Wagner-Andenken Dach und Fach zu finden. Der Kaufpreis war ein ungemein geringer: 32 000 Mark; — der Wittwe waren wiederholt 90 000 Mark für Haus und Garten, ohne Mobiliar u. s. w., angeboten worden. Eine Auction der, wie es heißt, „entbehrlichen" Möbel und Einrichtungsstücke brachte ungefähr 13 000 Mark, eine willkommene Summe zum Umbau, sowie zur Aufstellung der Wagnersachen. So wurde denn drei Jahre nach dem Tode der Testamentarin ein — was weder sie, noch ihr Gatte sich wohl je haben träumen lassen — „Reuter- und Wagner-Museum" eröffnet. Darin ist dem großen niederdeutschen Volksschriftsteller und Humoristen, dem Hausherrn, nur ein Altentheil gegönnt, im wesentlichen sein Studir- und Sterbezimmer. „Eine kunstgeschichtliche Barbarei" hat Wilhelm Wendlandt diese seltsame Vereinigung (Berliner Signale, 1898) genannt und seine Stimme

dagegen erhoben. In des Dichters Landen ist inzwischen von dem Unterzeichneten die Begründung eines mecklenburgischen Reuter-Museums ins Auge gefaßt worden. Denn die Erinnerungszeichen an und von Fritz Reuter (Handschriften, Briefe, Bücher, Bilder, Mobilien, Gebrauchsgegenstände u. s. w.) sind zahlreich, interessant und werthvoll. Das hat schon die zu seinem dreißigsten Todestage (12. Juli 1904) von mir veranstaltete Gedächtnißfeier und Ausstellung in der Aula der Universität zu Greifswald — wenn auch nur in kleinem Maßstabe — gezeigt. Hoffentlich bringt der bevorstehende hundertste Geburtstag (7. Nov. 1910) nach der einen oder anderen Seite eine wünschenswerthe Verwirklichung meines Planes, sei es für Eisenach oder Schwerin. Fritz Reuter ist groß genug, um, wie Goethe, Schiller, Körner und andere Geistesheroen, ein eigenes Museum zu erhalten, das eine hohe litterar- und culturhistorische Bedeutung beanspruchen und sich großer Volksthümlichkeit zu erfreuen haben dürfte; jedenfalls ein höher einzuschätzendes, beredteres Denkmal für sein Leben und Schaffen, sein Land und seine Sprache, seine Freunde und Festungsgefährten, als die ihm errichteten stummen Statuen.

Reuter's Werke sind nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist, neben den ursprünglichen Hinstorff'schen Editionen, in vielen neuen Ausgaben verbreitet worden, theils kritisch durchgesehen, mit Biographien, Einleitungen und Anmerkungen (u. a. von Gaedertz, Müller, Seelmann), theils in Volksausgaben (u. a. von Weltzien) und Nachdrucken, auch in hochdeutschen Uebersetzungen (u. a. von Heidmüller). Zu der schon in der Allgem. Deutschen Biographie (1889) verzeichneten Reuter-Litteratur — eine vollständige Bibliographie bieten die Jahrbücher des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung — seien hier die nachstehenden, zumeist illustrirten Schriften angereiht: Gaedertz, Reuter-Galerie 1884, 2. Aufl. 1885. — Derselbe, R.-Reliquien 1885. — Derselbe, R.-Studien 1890. — Derselbe, Aus Fr. R.'s jungen und alten Tagen 1896, 3. Aufl. 1899; neue Folge 1897; dritter Band 1901. — Derselbe, Fürst Bismarck und Fr. R. 1898. — Derselbe, Im Reiche R.'s 1905. — Derselbe, R.'s Leben und Schaffen 1906. — Raatz, Wahrheit und Dichtung in R.'s Werken 1895. — Engel, Briefe von Fr. R. an seinen Vater, 1. u. 2. Aufl. 1898. — Warncke, Fr. R. Woans hei lewt un schrewen hett, 1899, 2. Aufl. 1906. — Reuter-Kalender Jahrg. 1 flg., 1907 flg.

Karl Theodor Gaedertz.

Reuter: Hermann R., evangelischer Theolog, † 1889. — Hermann Ferdinand R. wurde als das jüngste von fünf Kindern des Hotelbesitzers Karl Bernhard Reuter und seiner Frau Dorothea Wilhelmine geb. Schulzen am 30. August 1817 in Hildesheim geboren. Sein Vater besaß hier den Rheinischen Hof, damals das erste Gasthaus der Stadt, die Mutter war die Tochter eines Hildesheimer Geistlichen; durch einen Brand im J. 1822 wurde der Wohlstand der Familie vernichtet. R. war ein frischer, ja wilder Knabe, der sich gern im Freien getummelt hat und den Theatervorstellungen durchziehender Schauspielertruppen, die das elterliche Haus um seiner Bühne willen gern aufsuchten, besonderes Interesse zuwandte. Nur wenige Jahre hat er das Gymnasium Andreanum, dessen Director Seebode ihn besonders angeregt haben soll, besucht, dann ist er mit seinem ältesten Bruder Wilhelm, der an dem Gymnasium zu Aurich als Lehrer angestellt wurde, dorthin übergesiedelt (Herbst 1831). Dieser zur Entlastung der Eltern unternommene Schritt bezeichnet einen Wendepunkt in Reuter's Leben. Denn er trat dadurch für die nächsten Jahre unter den bestimmenden Einfluß eines Mannes, der als eine charaktervolle Persönlichkeit zu starken pädagogischen Einwirkungen befähigt war und in seiner Doppelstellung als Theologe und Philologe mit warmer

Theilnahme für die kirchlich religiösen Kämpfe seiner Zeit volles Verständniß für die Antike und die Pflege philologischer Interessen zu vereinigen wußte (vgl. Rudolf Eucken, Zur Erinnerung an W. Reuter: Ostfriesisches Monatsblatt, 9. Band, Mai 1881, S. 193—198). R. hat von diesem Bruder viel empfangen und ihm dafür eine grenzenlose Verehrung und Dankbarkeit entgegengebracht. Diesen Empfindungen gab er nicht nur in der schönen Widmung seiner ersten Schrift (De Eucharistia) öffentlichen Ausdruck, sondern sprach es auch in späteren Jahren gern aus, daß er ihm alles verdanke, was er in der Wissenschaft erreicht habe und was ihm für sein inneres Leben werthvoll sei. Unter der Leitung dieses sich ganz auf wissenschaftliche Studien concentrirenden Mannes nahmen auch die Interessen Reuter's diese Richtung, wohl zu ausschließlich. Denn die Folge war eine vorzeitige Abschließung gegen andere Menschen und gegen andere Lebensgebiete, die auf die Entfaltung seiner reich veranlagten Natur nicht ohne sie beengende Wirkungen geblieben ist. R. war sich dessen wohl bewußt, aber er hat seine Einseitigkeit niemals beklagt, denn er sah in ihr die Wurzel seiner Kraft. Ein bleibender Gewinn wurde für ihn der mit seinem Mitschüler Rudolf v. Jhering geschlossene Freundschaftsbund, den beide ihr ganzes Leben hindurch treu bewahrt haben. Nach einem glänzend bestandenen Maturitätsexamen (14. März 1837) bezog er Ostern d. J. die Universität, zuerst Göttingen.

Es ist sehr zu bedauern, daß über die geistige und religiöse Entwicklung Reuter's in den folgenden Jahren keinerlei Nachrichten vorliegen. Wir wissen, daß er in Göttingen bei Ewald, Gieseler, Lücke, Bohtz und Schneidewin Vorlesungen belegt hat und, als er nach Jahresfrist sich nach Berlin wandte, bei Neander, Vatke, Hengstenberg, Marheineke und bei Böckh, Bopp, Heyse, Droysen, Trendelenburg, Benary, Werder, also neben theologischen auch philologische, historische und philosophische Studien trieb. Wie nun aber diese Männer auf ihn eingewirkt haben, nach der persönlichen wie nach der wissenschaftlichen Seite, ja ob überhaupt eine ihn wirklich bestimmende Beeinflussung stattgefunden hat — er scheint nur seinem Landsmann Marheineke näher getreten zu sein —, oder ob er nicht wesentlich sich selbst den Weg gesucht hat, bleiben unbeantwortete Fragen; auch über die ihn bewegenden theologischen Fragen und die Art, wie er sich mit ihnen auseinander gesetzt hat, erfahren wir nichts. Nur darüber besteht kein Zweifel, daß er den auf der Schule bereits betretenen Weg intensivster Studien nicht mehr verlassen hat; er lebte nur der Arbeit. Wann er den Entschluß faßte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, auf die ihn Begabung und Neigung hinwiesen, ist nicht bekannt. Die Vermuthung liegt nahe, daß die erfolgreiche Bearbeitung einer von der Berliner theologischen Facultät gestellten Preisaufgabe ihn dazu ermuthigt haben wird. Die Abhandlung ist dann unter dem Titel: „De erroribus qui aetate media doctrinam christianam de s. eucharistia turpaverunt. Commentatio historica dogmatica a summo ordine theologorum Berolinensi praemio ornata“ (Berolini 1840, 98 S.) im Druck erschienen. Im Herbst desselben Jahres bestand er in Hannover die von den Studirenden der Theologie vor dem Consistorium abzulegende Vorprüfung, das sogenannte Prävium, hat sich aber dann den weiteren theologischen Prüfungen, von deren Absolvirung der Eintritt in den Dienst der hannoverschen Landeskirche abhing, trotz der Mahnungen des Vaters, nicht unterzogen.

Nachdem er am 17. Juli 1841 unter dem Decanat von Twesten zum Licentiaten der Theologie promovirt worden war („postquam examen rigorosum non sine laude sustinuit et theses propositas palam defendit“), erfolgte seine Habilitation an der Berliner Facultät am 16. Februar 1843

(vgl. [H. Dernburg,] Die Königliche Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin in ihrem Personalbestande seit ihrer Errichtung Michaelis 1810 bis Michaelis 1885, Berlin 1885, S. 15). Als Gegenstand der vor der Facultät am 10. Februar gehaltenen Probevorlesung hatte er das für die Richtung seiner Studien bezeichnende Thema gewählt: „Ueber Gregor's VII. Tendenz und deren kirchengeschichtliche Bedeutung". — Reuter's Lehrthätigkeit begann nicht unter günstigen Auspicien. Zu Neander stand er in keinem näheren Verhältniß, wenn er ihm auch stets eine große Verehrung gezollt hat, Marheineke starb 1843, nur Twesten scheint ihm persönliches Interesse zugewandt zu haben; dazu waren bereits drei Schüler Neander's als Privatdocenten der Kirchengeschichte thätig (Erbkam, J. L. Jacobi, Schaff). Eine theologische Schule stand nicht hinter ihm, auch „Beziehungen" haben ihn nicht emporgehoben, und keine glücklichen Umstände haben ihm den mühevollen Weg zu gesicherter Lebensstellung verkürzt. Daß er sie erreichte, verdankte er seinem eisernen Fleiß, der Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Leistungen, durch die er sich Beachtung und Anerkennung erzwungen hat.

Lange Jahre hat sich das Interesse Reuter's ebensosehr dem Gebiet der systematischen als dem der historischen Theologie zugewandt. Er kündigte nicht nur Vorlesungen über die gesammte Kirchengeschichte an, darunter in seinem ersten Semester auch ein Specialcolleg über die Geschichte des Papstthums im 11. und 12. Jahrhundert, und beschränkte sich nicht darauf, die Entwicklung der Theologie in sein Arbeitsprogramm aufzunehmen (Geschichte der mystischen Theologie, christliche Dogmengeschichte, Geschichte der neueren Theologie, Symbolik), sondern zeigte auch an: Prolegomena zur Dogmatik, Ueber Wesen und Begriff der Religion, Ethik. In den litterarischen Arbeiten Reuter's tritt dieses doppelte Interesse nicht minder hervor. Schon vor seiner Habilitation hatte er die Schrift „Johann von Salisbury. Zur Geschichte der christlichen Wissenschaft im zwölften Jahrhundert" (Berlin 1842, 88 S.) veröffentlicht, durch die er sich den Weg in das 12. Jahrhundert bahnte, dessen Erforschung er dann einen großen Theil seiner wissenschaftlichen Kraft gewidmet hat. Nur die „philosophisch-theologische Tendenz" dieses Mannes wurde von ihm hier untersucht und dargestellt, seine politisch-kirchliche Thätigkeit sollte dagegen einem Werk vorbehalten bleiben, dessen Umrisse bereits angedeutet werden. Es erschien nach drei Jahren unter dem Titel: „Geschichte Alexanders des Dritten und der Kirche seiner Zeit". Erster Band (Berlin 1845, 440 S). Von dem Autor ist es allerdings später als ein „Jugendwerk" bezeichnet worden und in manchen Beziehungen gewiß mit Recht. Aber bei diesem Urtheil ist nicht zu übersehen, daß es der inzwischen ausgereifte Forscher gefällt hat, der die höchsten Maßstäbe anwandte und dann am allerwenigsten auf sie verzichtet hat, wenn er sich seinen eigenen Arbeiten kritisch gegenüberstellte. Als das Werk erschien, bedeutete es, trotz mancher Mängel, für die Geschichtsforschung einen Fortschritt, was auch von fachmännischer Seite constatirt worden ist (vgl. die eingehende Besprechung von H. Rückert in der Neuen Jenaischen Literaturzeitung 1847, Nr. 279—281, S. 1113 bis 1123), und verdiente auch als die Frucht ernster, treuer Arbeit eine den Verfasser zu weiterem Forschen ermuthigende Anerkennung. Aber die an die Veröffentlichung des Buches geknüpften Hoffnungen Reuter's blieben unerfüllt. Vielleicht hat dieser Mißerfolg mit dazu beigetragen, daß er von der Weiterführung des Werkes jetzt zunächst Abstand nahm und sich in andere Studien vertiefte. Schon früher hatte er sich als Mitarbeiter auf dem Gebiet der systematischen Theologie ausgewiesen durch die Abhandlung „Ueber Schleiermacher's ethisches System und dessen Verhältniß zur Aufgabe der Ethik jetziger

Zeit": Theologische Studien und Kritiken 1844, S. 567—632. Es war für seine den principiellen Grundfragen mit Vorliebe sich zuwendende Art bezeichnend, daß die erste größere, nach der Geschichte Alexander's III. veröffentlichte Untersuchung den Titel führt: „Ueber Natur und Aufgabe des dogmatischen Beweises" (Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben 1851, Nr. 39—41, Nr. 43—46). Außerdem wurde seine Arbeitskraft in jenen Jahren durch die Redaction des „Allgemeinen Repertoriums für die theologische Literatur und Statistik" (Berlin), die er 1845 antrat und bis 1860 behalten hat, in Anspruch genommen. Es ist zu vermuthen, daß diese fortlaufende Thätigkeit als Herausgeber gerade ihm viel Zeit gekostet haben wird, wenn sie ihm auch die Sorge um das äußere Durchkommen erleichtern half.

Neun Jahre hatte R. als Privatdocent gewirkt, als er am 27. März 1852 zum außerordentlichen Professor „für das Fach der historischen Theologie" in Breslau ernannt wurde. Nur sieben Semester hat er diese Stellung bekleidet; es war für ihn eine Zeit des Uebergangs nicht nur im amtlichen Leben. Fast könnte es scheinen, als ob damals die systematischen Interessen Reuter's seinen historischen bedenkliche Concurrenz gemacht haben, denn er kündigte in diesen Jahren drei Mal „Ethik" an; auch „Prolegomena zur Dogmatik" und „christliche Religionslehre für Angehörige aller Fakultäten", und veröffentlichte neben seiner Inaugurationsschrift „Clementis Alexandrini theologiae moralis capitum selectorum particulae" (Vratislaviae, Berlin 1853, 44 S.) nur den in eine damals viel verhandelte Streitfrage eingreifenden Aufsatz: „Zur Kontroverse über Kirche und Amt" (Allgemeines Repertorium 1855, Januar-, Juni- und Juli-Heft, dann zusammen mit jener Untersuchung über Natur und Aufgabe des dogmatischen Beweises gesondert herausgegeben u. d. Titel „Abhandlungen zur systematischen Theologie", Berlin 1855, 260 S.). In der Vorrede lesen wir die für ihn charakteristischen Worte: „Es will mir scheinen, als ob unter dem Scheine des Tiefsinns, dessen wir allerdings sehr bedürftig sind, die Verworrenheit und die Unreife, unter dem Vorgeben, die echte Lutherische Kirchenlehre wieder auszumitteln und den falschen Subjectivismus allseitig zu überwinden, ein geistloser, von katholisirenden Intentionen bewegter Positivismus in unserer heutigen Theologie ihr Wesen treibe, und der Parteigeist der Restauration uns in unabsehbare Irrungen zu verwickeln drohe". Von der theologischen Facultät in Kiel war er durch Diplom vom 10. März 1853 rite zum Doctor der Theologie promovirt worden; am 27. Juli 1855 erschloß ihm die Ernennung zum ordentlichen Professor der Theologie an der Universität Greifswald das lang ersehnte Ordinariat.

Seit dem Erscheinen jenes ersten Bandes der Geschichte Alexander's III. hat R. fünfzehn Jahre verstreichen lassen, ehe er über dieses Gebiet aufs neue in der Oeffentlichkeit das Wort ergriff, auch die erste von ihm als Greifswalder Professor veröffentlichte Schrift („Ueber die Eigenthümlichkeit der sittlichen Tendenz des Protestantismus im Verhältniß zum Katholicismus". Akadem. Rede, Greifswald 1859, 24 S.) war einem anderen Gegenstand gewidmet. Aber sein Herz hing an der Lösung der einmal in Angriff genommenen Aufgabe, und er versenkte sich in die Geschichte des zwölften Jahrhunderts, wie nur ein Historiker an einen Lieblingsgegenstand sich hinzugeben vermag. Erst bei dem Fortgang seiner Studien hat sich ihm die ganze Größe dieser Aufgabe enthüllt — darüber spricht er sich offen aus —, aber diese Einsicht wirkte auf ihn nur als ein neuer Anreiz. Unermüdlich hat er das Material gesammelt, kritisch gesichtet und verarbeitet und dann auch nicht gezögert, auch den in jenem ersten Band behandelten Stoff nochmals von Grund

aus neu durchzuarbeiten und neu zu gestalten. Es erschien von der „Geschichte Alexanders des Dritten und der Kirche seiner Zeit“ der erste Band in „zweiter völlig neu ausgearbeiteter Ausgabe“ (Leipzig, 588 S.) 1860, der zweite Band (694 S.) folgte in demselben Jahr, der dritte (808 S.) 1864. In dieser Monographie fand eine der wichtigsten Phasen der Geschichte der mittelalterlichen Kirche die ihr gebührende wissenschaftliche Darstellung. Es ist ein im großen Stil entworfenes und nach historisch-kritischer Methode gearbeitetes Werk, das ebenso durch die Vollständigkeit der herangezogenen Quellen und durch die Umspannung aller etwa in Frage kommenden Verhältnisse ausgezeichnet ist wie durch zahlreiche kritische Einzeluntersuchungen und durch die Verarbeitung der auf diesem Wege gewonnenen Ergebnisse zu einem Gesammtbild, in dem die handelnden Persönlichkeiten plastisch und lebensvoll hervortreten. Daß die fortschreitende Forschung der letzten vier Jahrzehnte auch der von R. behandelten Periode zu gute gekommen ist und mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen erarbeitet hat, kann Niemand Wunder nehmen. Das hat er auch selbst vorausgesehen, denn er spricht in der Vorrede davon, daß seine Arbeit „einem künftigen Historiker vielleicht nur als ein Anfang erscheinen möge“. Aber dadurch wird die Thatsache nicht umgestoßen, daß das Reuter'sche Werk, als es erschien, eine ganz hervorragende Leistung war und bis auf den heutigen Tag nicht überholt worden ist. Die philosophische Facultät der Universität Greifswald hat ihn dafür zum Ehrendoctor ernannt (22. December 1864), und aus den dem Buche gewidmeten Besprechungen konnte sein Verfasser entnehmen, daß dessen Bedeutung voll gewürdigt wurde (vgl. die Recension von A. Vogel in den Theologischen Studien und Kritiken 1867, S. 366—379; W. Möller in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, 10. Band, 1865, S. 179—183; Hefele in der Tübinger Theolog. Quartalschrift, Band 43, 1861, S. 630—646, Band 47, 1865, S. 343—355). Auch von Seiten der Vertreter der politischen Geschichte wurde ihm hohe Anerkennung nicht versagt, am höchsten hat er das, mündlich überlieferte, Urtheil Leopold Ranke's gestellt: man merke gar nicht, daß ein Kirchenhistoriker dieses Werk geschrieben habe. In seiner Lehrthätigkeit macht sich die stärkere Concentration auf das kirchenhistorische Gebiet fortan bemerkbar, wenn er auch noch einmal über Schleiermacher gelesen hat und die „Christliche Religionslehre“ wiederholt vortrug.

Die Position, die sich R. in der Wissenschaft errungen hatte, gab ihm ein Anrecht auf die Erwartung, bei der Besetzung der durch den Tod von Niedner erledigten Berliner Professur berücksichtigt zu werden, aber sie wurde Semisch übertragen. Dagegen ist dann die dadurch freigewordene Professur in Breslau R. angeboten und von ihm auch angenommen worden (1866). In dieser zweiten Breslauer Periode, die das folgende Decennium umfaßt, hat er den Höhepunkt seines Lebens erreicht, sie vereinigte großen Lehrerfolg mit dem Abschluß neuer litterarischer Arbeiten. Zwar war die Zahl der damals in Breslau evangelische Theologie Studirenden gering, aber er fand unter ihnen begeisterte Schüler. Daß seine Facultätsgenossen ihn mit der „Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages F. Schleiermacher's am 21. November 1868“ (Breslau 1868, 24 S.) beauftragten, ward von ihm als Auszeichnung dankbar empfunden. Als Forscher aber blieb er zunächst noch dem Mittelalter treu und vertiefte sich in ein Thema, das ihn, je länger er sich damit beschäftigte, um so mehr gepackt hat, und ein außergewöhnliches Maaß von Kenntnissen, weiten Blick und gereiftes Urtheil verlangte. Von der „Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter vom Ende des achten Jahrhunderts bis zum Anfange des vierzehnten“, dem zweiten Hauptwerk

Reuter's, erschien der erste Band 1875 (Berlin, 335 S.), der zweite 1877 (391 S.). Für das richtige Verständniß dieses Buches, dessen parador klingender Titel nicht mehr verspricht, als das Werk thatsächlich bietet, sind die freimüthigen Bekenntnisse, durch die er es eingeleitet hat, unentbehrlich. Unter Aufklärung versteht der Verfasser: „die Opposition der als selbständiges Licht sich wissenden Vernunft gegen den als lichtscheu vorgestellten Dogmatismus, die Bewegung der Emancipation von den autoritativen Gewalten, welche den Sturz oder doch eine wesentliche Schwächung derselben erzielt, in der Absicht, an Stelle des katholischen Christenthums wenigstens in den Kreisen der Gebildeten sei es ein von der Kritik gereinigtes, von der Vernunft als dem höchsten Kriterium der religiösen Wahrheit umgestaltetes (Christenthum) sei es die natürliche Religion zu setzen, sei es alle Religion aufzulösen". Mit diesem Maßstab in der Hand durchwandert R. die Jahrhunderte und prüft die oppositionellen Geister auf den Umfang und den Grad ihrer Kritik an Kirche und Dogma. Das Werk ist „ausgezeichnet durch den Reichthum und die Selbständigkeit des Quellenstudiums und durch eine seltene Sorgfalt künstlerischer Gruppirung und Darstellung; es macht auf den Leser einen fast blendenden Eindruck", mit diesen Worten eröffnete A. Ritschl seine Besprechung des Reuter'schen Buches (Theologische Studien und Kritiken 1878, S. 541 bis 559); die in der folgenden Kritik erhobenen sachlichen Einwände trafen übrigens in der That die schwachen Punkte des Werkes. Mit Vorbedacht hat der Verfasser sich davon ferngehalten, die „kirchen- und dogmenhistorische Unterlage" der Geschichte der Aufklärung zu erzählen, er setzt sie voraus. Dieses Verfahren steigert allerdings die Lebendigkeit der überaus prägnanten Darstellung, und auf ihm ruht einer der Reize der Lectüre dieses geistreichen Buches. Aber vielleicht ist der Verfasser in seiner Zurückhaltung hier doch zu consequent gewesen und hat dadurch selbst dazu beigetragen, daß ein Vorzug sich zum Nachtheil umgewandelt hat. Aber wenn auch R. die Freude versagt blieb, daß es, wie zu erwarten gewesen wäre, auch von weiteren Kreisen als eine Gabe von seltenem Werth aufgenommen wurde — eine zweite Auflage ist ihm daher nicht beschieden gewesen —, so hatte er doch die große Genugthuung, daß es von sachverständiger Seite richtig eingeschätzt worden ist, wenn sich auch die Anerkennung, wie bei der Natur des Gegenstandes nicht anders zu erwarten war, auch in der Form des Widerspruchs geäußert hat (Funk: Theologische Quartalschrift Bd. 58, 1876, S. 509—511, Bd. 61, 1879, S. 332—336; R. Zöpffel u. Müller: Theologische Literaturzeitung 1876, Nr. 1, S. 18—20, 1878, Nr. 14, S. 340—345).

Wie tiefe Wurzeln er in Breslau geschlagen hatte, konnte er zu seiner Freude erfahren, als er sich zum Abschiede rüstete, um als Nachfolger Duncker's im Herbst 1876 nach Göttingen überzusiedeln. Daß er dem Ruf an die Georgia Augusta Folge leistete, war jedoch die gegebene Entscheidung, ganz abgesehen davon, daß sie für ihn die Rückkehr in die Heimath bedeutete, und es ist ihm dann auch gelungen, sich in Göttingen die ihm zukommende Position zu schaffen, aber er hat sie sich erringen müssen. Die Göttinger Periode umfaßt die letzte Phase seines Lebens, in ihr reifte das dritte Werk zur Vollendung, die seinen Schülern Theodor Brieger, Theodor Kolde, Paul Tschackert gewidmeten „Augustinischen Studien" (Gotha 1887, 516 S.). Bis auf zwei waren sie bereits in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (Band IV, V, VI, VII, VIII) veröffentlicht worden; zu den in der Buchausgabe erstmalig gedruckten gehört die meisterhafte Schlußstudie, die unter dem bescheidenen Titel „Zur Würdigung der Stellung Augustin's in der Geschichte der Kirche" ein Arbeitsprogramm skizzirt, das bis heute noch nicht ausgeführt ist und, wie

übrigens das ganze Buch der Augustinforschung eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und Wegweisungen dargeboten hat (vgl. z. B. A. Koch in: Tübinger Theolog. Quartalschrift, Bd. 71, 1889, S. 462—473; A. Harnack in: Theolog. Literaturzeitung 1887, Nr. 15, S. 350—355). Am 30. August 1887 feierte er seinen 70. Geburtstag in voller geistiger und körperlicher Frische, dankbaren Herzens im Blick auf die Vergangenheit und hocherfreut über die ihm überreichte Festschrift (Kirchengeschichtliche Studien. Hermann Reuter zum 70. Geburtstag gewidmet von Theodor Brieger, Paul Tschackert, Theod. Kolde, Friedr. Loofs und Karl Mirbt. Mit einer Beigabe von August Reuter. Leipzig 1888, 351 S.). Im folgenden Jahr traf ihn am 15. September ein leichter Schlaganfall, von dem er sich aber so gut erholte, daß er seine Vorlesungen fortsetzen konnte, im Winter allerdings nicht ohne große Anstrengungen, in dem nächsten Sommer aber, wie es schien, in alter Frische. Als er am 17. September 1889 zu der theologischen Prüfung nach Hannover reiste, traf ihn auf dem Bahnhofe in Kreiensen aufs neue ein Gehirnschlag, der seinen sofortigen Tod herbeiführte. Am 19. September wurde er in Göttingen bestattet, sein College Hermann Schultz widmete ihm einen warmempfundenen, den Verstorbenen fein charakterisirenden Nachruf und der ihm freundschaftlich verbundene Superintendent Steinmetz sprach im Namen der lutherischen Gemeinde.

R. war eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, originell und temperamentvoll, mit der Aeußerung seiner Antipathien nicht kargend, aber auf der andern Seite von überströmender Güte, von zartester Rücksicht, von hingebender Liebe gegen die, welche seinem Herzen nahe standen. Er hat ein einsames Leben geführt, das erklärt manche Einseitigkeit, auch manches, was sich als Schroffheit darstellte. Als er sich am 17. September 1858 mit Auguste Freiin v. Uslar-Gleichen, der älteren Tochter einer hannoverschen Officierswittwe in Hildesheim verlobt und sie am 12. April 1859 geheirathet hatte, leuchtete ihm, der bis dahin nur der Arbeit gelebt hatte, ein Lebensglück auf, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Aber vier Wochen nach der Geburt seines einzigen Sohnes starb die von ihm heißgeliebte Frau (11. April 1860), ein Schlag, den R. niemals völlig überwunden hat. Fortan wurde wieder die Wissenschaft seine ausschließliche Welt, und an ihren Problemen die Kräfte zu messen, seine höchste Lebensfreude. Es konnte eine Art von Arbeitsleidenschaft über ihn kommen, Schwierigkeiten weckten in ihm das Verlangen, sie zu überwinden, und steigerten es nur noch, wenn das Problem sich verwickelte. Er befand sich in einem geistigen Ringkampf mit dem Stoff, der nicht endete, bevor er ihn bemeistert hatte, mochte dies nun in der Form der Feststellung einer einzelnen Thatsache geschehen oder in der präcisen Fixirung eines Problems und der möglichst scharfen Abgrenzung des Sicheren, Wahrscheinlichen und Möglichen. In voller Unbefangenheit und Selbständigkeit stellte er sich den Quellen gegenüber und wußte sie mit großem Scharfsinn zum Reden zu bringen, Situationen und Persönlichkeiten erfaßte er mit divinatorischem Blick. Für ihn ist sein Stil sehr bezeichnend. R. schreibt pointirt, er liebt eine scharfe, ja grelle Beleuchtung und wirkt gern durch Contraste. Dadurch versetzt er den Leser in Spannung und läßt ihn nicht los, bis die Beweisführung ihren Abschluß gefunden hat. In der „Geschichte der Aufklärung“ treten diese Eigenthümlichkeiten am stärksten hervor. Diese knappe Ausdrucksweise floß ihm aber nicht in die Feder, sondern war in vielen Fällen das Resultat von oft längeren Ueberlegungen, die Frucht vieler Entwürfe. Dadurch erklärt es sich, daß ihm die Art ruhig fortschreitender Erzählung offenbar weniger gut lag.

Daß die Kirchengeschichte jetzt nach keinen anderen Grundsätzen arbeitet, als nach denen, die wir in dem Wort „Historische Methode" zusammenzufassen pflegen, ist das Resultat einer langen Entwicklung. Mühsam und allmählich hat sich diese Methode durchgesetzt; zu denen, die ihr zum Siege verholfen haben, gehört Hermann Reuter. Er hat sich das weitere Verdienst erworben, durch seine eigenen Arbeiten, wie durch ausdrückliche Hinweise (Vorwort zu „Johannes von Salisbury") für das von der kirchengeschichtlichen Forschung stark vernachlässigte Mittelalter Interesse und Arbeitslust geweckt zu haben. Ein Fortschritt war es ferner, daß er „die politische Partie der Kirchengeschichte" für diese selbst reclamirte. Sollte etwa die Kirchengeschichte „in die Grenzen eingeschlossen werden, die Neander inne gehalten? Das hieße nichts anderes, als die Betrachtung der großartigen welthistorischen Bewegung der Kirche jener mitstrebenden Genossenschaft der politischen Historiker überlassen, denen wir doch vielmehr die Ueberzeugung lichten müssen, daß die dogmatische Bildung allein die rechten Kriterien an die Hand giebt, an denen die kirchenhistorischen Facta richtig zu schätzen sind" (Vorrede zur „Geschichte Alexanders III.", 2. Aufl., S. VII). Das waren programmatische Sätze, die, weil sie von einem Mann gesprochen wurden, der selbst den Beweis ihrer Durchführbarkeit erbrachte, nicht ungehört verhallt sind. In ihm verband sich endlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt in der Handhabung der Einzeluntersuchung der Blick für historische Combinationen, Befähigung zu universalgeschichtlicher Betrachtungsweise (Brieger S. 4); „litterarische Quellenkritik" war ihm nicht das Höchste, sondern nur die, allerdings unentbehrliche, Voraussetzung für ein wahrhaft historisches Verständniß der Vergangenheit. Von dieser Position aus hat er in nie rastendem Fleiß Umschau gehalten über das Fortschreiten der Wissenschaft, ein enthusiastischer neidloser Bewunderer der wissenschaftlichen Leistungen Anderer, niemals fertig und abgeschlossen im Sinn der Selbstgenügsamkeit und allen Infallibilitätsanwandlungen nicht nur grundsätzlich, sondern vor allem thatsächlich fremd. Er war kein milder Richter (Vorrede zur „Geschichte der Aufklärung"), aber es war ihm dann, wenn er ein scharfes Urtheil fällte, eine sittliche Nöthigung, es auszusprechen, es wäre für ihn eine Verleugnung der Wahrheit gewesen, es zu unterdrücken. Daß er dabei streng sachlich verfuhr, daß persönliche und Parteirücksichten niemals sein Urtheil bestochen haben, wird keinem zweifelhaft sein, der ihn näher gekannt hat. Gewiß, er war anspruchsvoll inbezug auf die Arbeiten Anderer, aber am anspruchsvollsten gegen sich selbst. Daher seine große Zurückhaltung im Veröffentlichen. „Ich verfolge — schrieb er 1875 in der Vorrede zur Geschichte der Aufklärung (S. IX) — meine Studien in erster Linie lediglich, um mich selbst zu belehren, um mir selber zu genügen oder freilich auch — nicht zu genügen. Das Publicum zum Zeugen derselben zu machen, ist mir ein unbekanntes Bedürfniß, die Vielschreiberei in der Gegenwart im höchsten Grade widerlich, — nach meinem Dafürhalten eher zur Hemmung des Fortschritts der Wissenschaft als zur Beschleunigung desselben geeignet. Die Veröffentlichung durch den Druck bildet für mich, im schroffen Gegensatz zu nicht wenigen Autoren, gerade die Ausnahme von der Regel. — Nur in zwei Fällen kann auch ich die Publikation genehmigen: entweder muß ich dessen gewiß sein, daß ich neue Quellen verwende, in den schon bekannten bisher Unbeachtetes gefunden, oder aber, daß ich dem allgemein gebrauchten Quellen-Material durch Kritik und Combination ein eigenthümliches Verständniß abgerungen habe." Diese Worte sind für R. sehr charakteristisch, er hat auch danach gehandelt. Infolgedessen entschloß er sich nur schwer zur Herausgabe einzelner Aufsätze, auch die Begründung der Zeitschrift für Kirchengeschichte im J. 1876,

zu der er nach Brieger's Mittheilung „den entscheidenden Anstoß“ gegeben hat und deren für die Hebung der deutschen kirchengeschichtlichen Forschung wichtige Entwicklung ihm zu besonderer Genugthuung und Freude gereichte, war nicht im Stande, ihn zu größerer Freigebigkeit und zu einer leichteren Auffassung inbezug auf die Veröffentlichung der Früchte seiner Studien zu veranlassen.

Außer den bereits erwähnten Aufsätzen über Augustin sind von ihm in dieser Zeitschrift nur zwei Essays veröffentlicht worden, wahre Cabinetsstücke. Zu dem ersten, das neue Unternehmen einleitenden Hefte hatte er beigesteuert: „Bernhard von Clairvaux. Züge zu einer Charakteristik“ (I. Bd., S. 36—50), aus seinem Nachlaß erschien 1890 (XII. Bd., S. 1—20): „Graf Zinzendorf und die Gründung der Brüdergemeinde“, das einzige, was er druckfertig hinterlassen hat. Der dem Herausgeber bereits mitgetheilte Plan einer Studie über Abälard ist nicht mehr zur Ausführung gelangt. Die „Realencyklopädie für protestantische Theologie“ von Herzog hat aus seiner Feder nur die Artikel „Baronius“ (Bd. I, S. 695—698) und „Becket“ (ebd. S. 754—759) gebracht; in der zweiten Auflage dieses Werkes beschränkte sich seine Mitarbeit auf die Revision bezw. Neubearbeitung dieser Artikel (Bd. II, S. 105—108, 199—204). Er zog es vor, sich seine Aufgaben selbst zu suchen, statt sie sich stellen zu lassen. Auch das Recensiren von Büchern hat er seit der Abgabe des Repertoriums eingestellt, doch brachte er noch in den Theologischen Studien und Kritiken 1871, S. 184—197 das Werk des früh verstorbenen R. Baxmann, Die Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII., 2 Theile, Elberfeld 1868. 1869 in einer Besprechung zur Anzeige, die für den Autor ebenso ehrenvoll war, wie für den Recensenten bezeichnend.

Höher als seine litterarischen Arbeiten standen R. seine Vorlesungen. Das Katheder zu besteigen war ihm eine tägliche Freude, seine Zuhörer zur Begeisterung fortzureißen sein größter Stolz. In den letzten Jahren stellte er an die Vorbildung und die Mitarbeit der Studenten leicht zu hohe Anforderungen, in den Vorlesungen nahm die Auseinandersetzung mit den neuesten Specialuntersuchungen einen sehr breiten Raum ein, und durch die Art, wie er in den Stand der Controversfragen einführte, hat er wohl den zu seinen Füßen sitzenden späteren Docenten Anregungen von bleibendem Werth gegeben, aber für nicht wenige Hörer das Niveau zu hoch gegriffen. Doch hat sich wohl keiner dem Eindruck seiner Persönlichkeit entziehen können, wenn er mit blitzendem Auge und scharf accentuirter Stimme in knappen Worten Charakteristiken gab oder, von der Größe des behandelten Gegenstandes hingerissen, seiner rhetorischen Begabung freien Lauf ließ. Da er auf die Vorbereitung der Vorlesungen außerordentliche Sorgfalt verwandte und in seinen Heften ein umfassendes gelehrtes Wissen zusammengetragen hatte, erhob sich nach seinem Tode wohl die Frage, ob dieses gewaltige Material der Wissenschaft vorenthalten werden dürfte, aber sie wurde verneint. Der gesammte handschriftliche wissenschaftliche Nachlaß Reuter's ist 1905 der Göttinger Bibliothek überwiesen worden (vgl. Chronik der Universität Göttingen für 1905, S. 20). Seine an 3000 Bände zählende Büchersammlung, ein Zeugniß seiner umfassenden Interessen, übernahm die Buchhandlung Bernh. Liebisch in Leipzig (Kataloge Nr. 47—50, 1890).

In das theologische und kirchliche Leben seiner Zeit hat er activ später nicht mehr eingegriffen, seine Art wies ihn nicht darauf hin, und seine Interessen wandten sich mehr und mehr der Vergangenheit zu, ohne daß er darüber Zweifel aufkommen ließ, daß er auch dogmatisch bei den Alten seinen Standort hatte. Allem Ostensiblen auf religiösem Gebiet abhold, ist er als eine tief

innerlich gerichtete Persönlichkeit seine eigenen einsamen Wege gegangen und wahrte sich auch mitten in den Jahren intensivster Arbeit das Recht auf Stunden innerer Sammlung. — An äußeren Beweisen von Anerkennung hat es R. in späteren Jahren nicht gefehlt, von besonderem Werth war ihm die Ernennung zum Abt von Bursfelde 1881; den Charakter als Consistorialrath hatte er schon 1869 erhalten. — Brieger schrieb unter dem frischen Eindruck von dem Hinscheiden des allen seinen Schülern unvergeßlichen Lehrers die Worte: „Nach dem Hintritt der Männer, welche wir als die größten Beförderer der kirchlichen Geschichtschreibung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts feiern, hat Reuter ein halbes Menschenalter hindurch unter den Kirchenhistorikern des Protestantismus die Führung gehabt". Damit ist viel gesagt, aber nicht zu viel.

Für vorstehenden Artikel standen dem Unterzeichneten zur Verfügung: „Erinnerungen an Hermann Reuter zusammengestellt von August Reuter" (Handschrift, 14 Seiten), auf dem das über die Jugendzeit Gesagte fußt; außerdem: Worte, gesprochen an dem Sarge des Professors Hermann Reuter (Gotha 1889, 12 Seiten); Th. Brieger's Nachruf: Zeitschrift für Kirchengeschichte XI. Band, an der Spitze des 2. Heftes 1889; Th. Kolde, Artikel „Reuter": Realencykl. f. prot. Theol., 3. Aufl. XVI, 1905, S. 696—703.

Carl Mirbt.

Reuter: Paul Julius Freiherr von R., journalistisch-industrieller Unternehmer, wurde am 21. Juli 1816 (unrichtig das übliche 1821) zu Kassel aus israelitischer Familie (Josaphat) geboren. 13jährig, trat er in der Geburtsstadt ins Geschäft seines Oheims, vor 1833 als Lehrling in ein Bankhaus zu Göttingen, endlich 1847 in eine Buchhandlung in Berlin. Früh beschäftigten ihn elektrische Experimente, und er sah rasch die culturelle Bedeutung des Telegraphen ein, dessen genauere Kenntniß ihm sein Verkehr mit dem großen Mathematiker K. Fr. Gauß in Göttingen brachte. Das nöthige Capital scheint R. durch die Heirath mit Ida, Tochter von S. M. Magnus in Berlin, erlangt zu haben (1845). Als trotzdem in Berlin seine Verhältnisse nicht vorwärts wollten, legten ihm die Ereignisse von 1848 den Gedanken nahe, so oder so der General- und Oberreporter der Weltpresse zu werden. Als nun 1849, da R. eben in Paris eine lithographirte Nachrichten-Correspondenz begründet hatte, die erste Berliner Drahtleitung bis Aachen zu arbeiten begann und die preußische Regierung diese Linie für den Privatverkehr freigab, faßte er in Aachen Posto und richtete von da, um die Pariser und Londoner Neuigkeiten sofort zu erhalten, eine Brieftaubenpost bis Brüssel ein, in letzterer Stadt selbst aber ein Nachrichtenbureau, um den Zwecken des Transitgeschäfts, des Bankverkehrs und der Zeitungen unter die Arme zu greifen. So kam er gar bald als Vermittler neuester Nachrichten mit hervorragendsten Tagesblättern und Banken, zunächst Deutschlands und Belgiens, in Verbindung. „Da überall Anschlüsse geschaffen werden mußten, war die damalige Organisation ein verzwicktes Ding. An den Zwischenstationen warteten Couriere auf die Depeschen; Extraposten nahmen Meldungen entgegen und brachten sie nach den entferntesten Gegenden. So entstand die gewaltige Organisation, deren Zweige heute über die ganze Erde sich erstrecken." Mit der folgenden schnellen Ausdehnung des Telegraphennetzes verlegte R. den Sitz seines Telegraphenbureaus nach dem nahen Verviers, dann nach Quiévrain, der Grenzstation der Brüssel-Pariser Eisenbahn. Nach der Anlage des Canalkabels von Calais nach Dover 1851 setzte sich R. mit seinem Unternehmen für immer in London fest, dessen centrale Wichtigkeit als Welthandelsplatz für seine Absichten ihm einleuchtete und sich glänzend bewähren sollte. Anfangs besorgte er die von allen Hauptpunkten des Festlandes be-

schafften commerciellen und finanzellen Neuigkeiten bloß für Kaufleute und höchstens den einzelnen Journalisten. Nach einiger Zeit freilich entschloß sich R., nach erfolglosen Anerbietungen an die Londoner Redactionen, ihnen einen Monat die einlaufenden Depeschen gratis zu liefern. Telegrammüberraschungen hielt man nämlich damals meist für Schwindel und scheute auch den gleichen Wortlaut mit Concurrenzjournalen. Da sich eine dortige Zeitung nach der andern von der Richtigkeit der übermittelten Vorfälle überzeugte, traten sie allmählich fast sämmtlich in ein festes Verhältniß zu ihm, und als seit 1858 die meisten Londoner Morgenblätter seine Nachttelegramme vom Continent ohne Controlle einrückten, war Reuter's politischer Einfluß besiegelt. Nun dehnte er seine Verbindungen reißend nach allen Richtungen aus und ward binnen kurzem fast der alleinige Versorger aller großen Zeitungen und Creditanstalten mit den jüngsten Nachrichteneinläufen. Das machte er möglich, indem er in aller Herren Länder Filialen errichtete, eigene Drahtlinien und Courierdienste schuf. Solche Zweigbureaus begründete R. nun in Belgien, den Niederlanden, Ostindien, Aegypten, China, den Küstenplätzen Afrikas, Canada und der Union, Westindien, Südamerika.

Den obersten Rang des Vertrauens erklomm Reuter's Institut, als es, so zuerst 1859 nach Oberitalien (Napoleon III. war mit zuerst für sein Unternehmen gewonnen), wo sogar das stolze leitende Cityblatt Times sich gänzlich darauf verließ, Specialberichterstatter auf Kriegsschauplätze entsandte, die laufende Tagesdepeschen an das Londoner Hauptcontor einliefern mußten. R. scheute aber auch kein Opfer, seinen Nachrichtendienst zu verbessern. Während des nordamerikanischen Bürgerkriegs unterhielt er z. B. eine eigene Telegraphenlinie von Cork auf Irland nach Crookhaven. Damals bewies ein gelegentliches persönliches Nachhelfen seine Findigkeit. Als nämlich am 14. April 1865 in New York die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln bekannt wurde, hatte der Postdampfer nach Europa gerade den Hafen verlassen. R. nicht faul, charterte flugs einen kleinen Schnelldampfer, schrieb auf diesem seinen Bericht und warf diesen, in eine Blechbüchse verpackt, an Bord des verfolgten Europafahrers, als er diesen erreichte; so ersetzte er das erst 1866 durch Field durchgeführte transatlantische Kabel in einem besonderen Falle durch Augenblicksenergie. Ebenfalls 1865, in demselben Jahre wie Wolff's 1859 gegründete „Telegraphen-Agentur“ in Berlin, wurde das Institut in eine Actiengesellschaft, „Reuter's Telegram Company (R. T. C.)“, umgewandelt, an deren Spitze nun schon seit Jahren Reuter's ältester Sohn, Baron Herbert v. R., steht. Desgleichen 1865 ermächtigte der König von Hannover R., zwischen der Küste seines Landes und der englischen ein unterseeisches Kabel zu legen, und die preußische Regierung bestätigte nach der Occupation Hannovers diese ungemein einschneidende Genehmigung und nahm selbst die Weiterführung dieser Linie bis zur russischen Grenze auf sich. Wie „Reuter's Bureau“ (so die übliche deutsche Bezeichnung) 1869 das erste oceanische Kabel zwischen Frankreich und Nordamerika legte, so ergänzte der überall einspringende Mann in Ostindien und China telegraphische Lücken, führte z. B. dort im fernen Morgenlande auch einen Courierdienst von Peking nach dem Handelsmittelpunkte Kiachta, dem Ziele des russischen Telegraphen nach Centralasien und Sibirien, ein: man denke, viertehalb Jahrzehnte vor dem russisch-japanischen Kriege! Ja, im J. 1872 bewilligte ihm der Schah von Persien das ausschließliche Recht, Eisenbahnen zu bauen, der Zollpacht und der Controlle der natürlichen Hülfsquellen des Landes; doch tauschte R. diese erstaunliche Gerechtsame gegen die Erlaubniß, die Persische Bank ins Leben zu rufen, ein. Den Schöpfer des längst den ganzen Erdball wie ein Gewebe umspannenden großartigen Instituts

erhob 1871, wohl auf englischen Antrieb, Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha in den erblichen Freiherrenstand. Nachdem sich der Chef des Weltgeschäfts von der Leitung schon länger zurückgezogen, starb er am 25. Februar 1899 zu Nizza.

Längst versorgte „Reuter's Telegraphen-Bureau" in Großbritannien und Irland sammt allen englischen Colonien die gesammte Presse und zahllose Privatpersonen mit den Erdneuigkeiten, hingegen umgekehrt den Continent durch die tägliche „Allgemeine Correspondenz" mit Nachrichten aus dem weiten britischen Weltreiche. Das Riesenunternehmen befaßte sich, wie die ältere französische Agence Havas, die erst 1879 Actiengesellschaft wurde, theilweise schon vorher, auch mit Annoncen, Reclamen, Commission, Agentur, Auskünften, Bankwesen, Export, Colonisation, Uebersetzen, Verlagsbuchhandel. In der Hauptsache aber widmete es sich, getreu den Gründungsintentionen seines Vaters, der eigentlichen Vermittlung actueller Nachrichten. „Reuter's Bureau hat auch heute noch eine Art von Monopol für die Verbreitung von Zeitungsdepeschen, und jedenfalls ist der Theil, womit das Unternehmen begann, der Handelstheil, noch immer gut. Beschwerden sind namentlich in der deutschen Presse häufig wegen der politischen Nachrichten entstanden, die oft an einer auffälligen Einseitigkeit litten." Diese letztere kennzeichnete sich neuerdings meist als englisch-tendenziöse Färbung (mit dem 20. Jahrhundert etwas abgeblaßt) und brachte bis zur Gegenwart britisches Interesse streifende Angaben, die mit „Reuter-Meldung" oder „Reuter kabelt" eingeleitet sind, etwas in Mißcredit. Hatte übrigens R. selbst den Deutschen äußerlich ziemlich abgestreift, so war er doch nie zum Engländer geworden, und so hat ihm denn auch die umfängliche „National Biography" kein Plätzchen neben seinem Namensvetter aus dem 17. Jahrhundert eingeräumt, während O. Weise am Ende seiner hübschen Notizen über das Bedeutsame und fast Revolutionäre des Reuter-Systems („Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit", 1899, S. 88, 2. Aufl., 1903, S. 83) ausruft: „So hatte sich ein ‚blinder Hesse' einmal als sehr weitsichtiger Mann gezeigt."

Die kenntlich gemachten Sätze oben aus einem Londoner Nekrologe (nur darin Geburtsjahr 1816!) in den „Münchener Neuest. Nachr." Nr. 101, 2. März 1899, S. 2, wie in meiner Skizze im Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog IV, 241 f., die hier zu Grunde liegt. Jahresdaten und Entwicklung liefert Meyer's Conversationslexikon[5], XIV (1896), S. 679, großentheils wörtlich im Artikel der Grande Encyclopédie, 28. Bd. (1900), S. 525 f., wo falsch behauptet wird, Reuter's Bureau habe die Entwicklung der Agence Havas „suivi parallèlement". Knapper Brockhaus' Conversationslex.[14] XIII, 804, Jubiläumsausg. XIII (1903) 812. Meyer's und Brockhaus' Notizen bei Reuter's Tode kritiklos in die meisten Tagesblätter übergegangen. Die oben eingeflochtene Mittheilung über R. in Persien ist nur in dem kurzen Artikel über ihn in The Encyclopedia Americana, Bd. XIII, s. v., belegt. Vgl. auch Ad. Kohut, Berühmte israelit. Männer und Frauen II (1900), S. 395. Wirkliche Aufklärung über Reuter's israelitische Herkunft als Sohn des (1829 †) provisorischen Rabbiners zu Kassel, Josaphat, sowie Feststellung seines eigenen Knaben- und Jünglingsnamens Israel Beer Josaphat (Reuter nannte er sich erst seit der — wohl in Berlin vollzogenen — Taufe) lieferte erst ein (durch Dr. Erich Ebstein vermittelter) Auszug aus dem (1832er) Seelenregister der israelitischen Cultusgemeinde zu Kassel im Februar 1907. Vgl. „Das Neue Blatt", 36. Jhrg. (1905), 47 S. 752; G. Karpeles i. d. Wiener „Zeit" Nr. 314 (1903), danach „Liter. Echo" V, 1698.

Ludwig Fränkel.

Reyher: Andreas R., hervorragender Pädagog des 17. Jahrhunderts, geboren in dem Dorfe Heinrichs bei Suhl am 4. Mai 1601, † als Rector des Gymnasiums in Gotha am 2. April 1673. Sein Vater war der „Weinführer" Michael Reyher, seine Mutter, Ottilie, die Tochter des Schultheißen Wolfgang Albrecht in Heinrichs. Besonders die letztere wußte durch ihre tiefe Frömmigkeit schon frühzeitig religiösen Sinn und festes Gottvertrauen in dem Gemüthe des Knaben zu wecken. Anfangs besuchte dieser die Schule seines Heimathsortes, von 1614 ab aber die in dem benachbarten Suhl, damit er so viel im Rechnen und Latein lerne, um dermaleinst ein tüchtiger Weinhändler werden zu können. Infolge der raschen Fortschritte aber, die der Knabe in der Schule machte, gab der Vater diesen Plan wieder auf, beschloß, den Sohn studiren zu lassen und sandte ihn 1616 auf das Gymnasium in Schleusingen. Hier ward er in die Tertia aufgenommen, rückte aber schnell vor und erlangte am 16. August 1621 die Erlaubniß zum Besuche einer Universität. Er widmete sich in Leipzig dem Studium der Theologie und Philologie, sah sich aber infolge seiner ungünstigen finanziellen Lage genöthigt, nebenbei viel Privatunterricht zu ertheilen. Diese Uebung im Unterricht sollte ihm jedoch später sehr zu statten kommen. Bereits im J. 1624 ward er von der philosophischen Facultät zum Baccalaureus gewählt und 1627 erlangte er die Magisterwürde. Jetzt schon hielt er philologische und philosophische Privatvorlesungen; am 19. März 1631 aber erfolgte seine öffentliche Habilitation. Nachdem er früher bereits vielfach disputirt und 1629 auch 25 Tafeln in Folio zur Einführung in die griechische Sprache herausgegeben hatte, veröffentlichte er von 1630 bis 1632 nun auch Tabellen in gleichem Format zur Logik, Ethik, Physik, Politik und Oekonomik. Durch diese Arbeiten wurde er in weiteren Kreisen bekannt und erhielt daher 1632 einen Ruf, das Rectorat der Schule in Schleusingen zu übernehmen. Er folgte demselben und ward am 10. December jenes Jahres in sein neues Amt eingeführt.

Hier hatte er mit zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die nachtheiligen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges machten sich immer mehr bemerklich. Ein Einfall der Kroaten 1634, darauffolgende Pest und Hungersnoth erhöhten die üble Lage. Die Zahl der Schüler des Gymnasiums verminderte sich rasch; unter den wenigen Zurückbleibenden riß die größte Zuchtlosigkeit ein; den Lehrern konnte kein Gehalt mehr gezahlt werden. Trotzdem harrte R. unverdrossen aus, bewahrte sich eine außerordentliche Arbeitsfreudigkeit und suchte dem Uebel so viel als möglich zu steuern. Zunächst bewirkte er durch neue Schulgesetze eine Besserung der Schulzucht, sodann begann er eine Umänderung des gesammten Unterrichtsbetriebes nach den Reformvorschlägen eines Ratke, Evenius und Comenius anzubahnen und trat 1634 in einer Schrift: „Palaeomathia sive Ratio docendi discendique genuino antiquior" besonders für die als Neuerungen verdächtigten Lehren Ratke's ein. Evenius sprach seine Freude über diese Schrift in einem Gedichte aus, das er am 29. April 1634 an R. sandte und machte wahrscheinlich später auch Herzog Ernst auf den tüchtigen Pädagogen aufmerksam. Schriftstellerisch war damals R. noch insofern thätig, als er eine „Synopsis Grammaticae Graecae" und eine „Philosophia universalis", auch „Margarita philosophiae" genannt, herausgab. In seinen persönlichen Verhältnissen trat während seines Schleusinger Aufenthalts eine Aenderung dadurch ein, daß er sich 1633 mit Katharina Abesser, einer Tochter des Superintendenten M. Sebastian Abesser in Suhl, vermählte.

Um jedoch den immer trauriger werdenden Verhältnissen in Schleusingen zu entgehen, nahm R. 1640 einen Ruf als Rector an das Gymnasium zu Lüneburg an und reiste — Frau und Kinder einstweilen zurücklassend —

dorthin ab. Er fand jedoch auch in Lüneburg unerquickliche Zustände, und als er im August nach Schleusingen zurückkehrte, um seine Familie zu holen, war er sehr erfreut, als ihm Herzog Ernst von Sachsen-Gotha, der jetzt unter dem Namen der „Fromme“ bekannt ist, das Rectorat des Gymnasiums in Gotha antrug. Der Rath zu Lüneburg wollte ihn zwar nicht wieder entlassen, allein der Herzog erklärte, R. habe seine Demission in Schleusingen nur unter der Bedingung erhalten, daß, wenn das dortige Gymnasium wieder hergestellt würde, er seinen Dienst daselbst wieder aufnehmen oder, wenn die Obrigkeit ihm innerhalb des Landes andere Gelegenheit mache, er sich derselben nachachten wolle, deshalb möge es der Rath geschehen lassen, daß R. in des Herzogs Diensten bleibe: die Lüneburger mußten wohl oder übel nachgeben; am 26. December 1640 traf R. mit seiner Familie in Gotha ein und wurde am 11. Januar 1641 feierlich in sein Amt eingeführt. Hier fand er ein reiches Arbeitsfeld; denn Herzog Ernst richtete es so ein, daß R.'s pädagogische Begabung und praktische Befähigung sowohl dem höheren als auch dem niederen Schulwesen zu Gute kamen. Gleich bei seinem Regierungsantritte hatte er eine allgemeine Schulvisitation veranstaltet und diese hatte ein überaus trauriges Bild von den Schulverhältnissen ergeben. Vielfach hatte aller Unterricht infolge des Krieges aufgehört, wo aber noch Schule gehalten wurde, geschah es von Lehrern, die, um leben zu können, nebenbei ein Handwerk treiben mußten. Mechanisches Auswendiglernen war die Hauptsache des Unterrichts; die Schulzucht wurde mit barbarischer Roheit gehandhabt. Nun hatte Herzog Ernst sich schon als Prinz lebhaft für die pädagogischen Bestrebungen Ratke's interessirt und mit Freuden den segensreichen Einfluß beobachtet, welchen die in dessen Sinne von dem Generalsuperintendenten Johannes Kromayer in Weimar verfaßten Schulordnungen, von denen besonders die von 1619 und 1629 einer Verbesserung der Volksschule galten, ausübten. Er veranlaßte jetzt R., auf Grundlage jener weimarischen Schulordnungen eine solche für das Herzogthum Gotha auszuarbeiten, die im J. 1642 unter dem Titel: „Special- und sonderbarer Bericht, Wie nechst Göttlicher verleyhung die Knaben und Mägdlein auff den Dorffschaften und in den Städten die vnter dem vntersten Haufen der Schul-Jugend begriffene Kinder im Fürstentumb Gotha kurtz vnd nützlich vnterrichtet werden können und sollen. Auf gnädigen Fürstl. Befehl auffgesetzt Vnd gedruckt zu Gotha bey Peter Schmieden. Im Jahre 1642.“ Dieses Buch, welches in seiner zweiten Auflage im J. 1648 den Titel „Schulmethodus“ erhielt, bildete hinfort die Grundlage für den gesammten Volksschulunterricht des Herzogthums und hat Geltung gehabt bis zum Jahre 1780. Das wichtigste Unterrichtsfach war die Religion: der Katechismus lieferte fast ausschließlich den Stoff für die Uebungen im Lesen, Schreiben und selbst im Singen. Nachdem das Lesen in dem „Syllabenbüchlein“ gelernt worden war, wurde ein von R. bearbeitetes „Lesebüchlein“ benutzt; diese genannten Bücher waren ebenfalls Nachahmungen weimarischer Schulbücher. Beim Rechenunterrichte wurde seit dem Jahre 1653 Reyher's „Arithmetica oder Rechenbüchlein“ angewandt. Besonderes Gewicht wurde auf den Unterricht im Singen gelegt. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr der Methodus sodann im J. 1657 durch Reyher's Schrift: „Kurzer Unterricht von natürlichen Dingen und etlichen nützlichen Wissenschaften“, die sich nicht an ein weimarisches Vorbild anlehnte, durch welche aber der Unterricht in den Realien in die Volksschulen Gothas eingeführt wurde. Unendliche Schwierigkeiten stellten sich R. bei der Durchführung der Bestimmungen des „Methodus“, z. B. bei der Einführung der allgemeinen Schulpflicht, entgegen; allein er war nicht der Mann, sich dadurch abschrecken zu lassen, und es gelang seiner unermüdlichen Thätigkeit und Ausdauer mit der thatkräftigen Unter-

stützung des Herzogs Vorbildliches für ganz Deutschland zu schaffen, so daß die Zeitgenossen sagten: Herzog Ernst's Bauern seien frömmer und gelehrter, als in anderen deutschen Ländern die Edelleute.

Nicht minder reformatorisch wie auf dem Gebiete des Volksschulwesens wirkte R. auch auf seinem eigentlichen Gebiete, dem des Gymnasialunterrichts. Das Gymnasium zu Gotha war unter Reyher's Vorgänger M. Johann Weitz arg in Verfall gerathen. R. wies in einer Denkschrift auf die Uebelstände hin und machte Verbesserungsvorschläge. Der Herzog ging trotz der beschränkten Mittel darauf ein. Es wurden zwei neue Classen eingerichtet und die Zahl der Lehrer von sieben auf elf erhöht. Wie in der Volksschule, so sollte fortan auch für alle Unterweisung der Gymnasiasten die Religion die Grundlage bieten. Für den Unterricht in der lateinischen Sprache bearbeitete R. drei neue Bücher: „Puerilia latine legendi rudimenta“, „Vocabularium Grammaticum“, „Latino-Germanicum“, und eine lateinische Grammatik. Für die Lectüre gab er den Cornelius Nepos, Curtius, ein „Fasciculum Epistolarum Ciceronis, orationes Ciceronis selectas“, und die „Flores des Plautus“ heraus. Zur Benutzung bei den Uebungen im lateinischen Aufsatz erschienen von R. „Fasciculum phrasicum ex Terentio, Cicerone et Plauto“, „Theatrum Romano-Teutonicum“ und „Regulae sermonis Latini elegantioris“. Der Unterricht im Griechischen begann in Quarta. Zuerst benutzte man Reyher's „Puerilia Graece legendi rudimenta, pro discipulis quarti ordinis in illustri quod Gothae est Gymnasio edita“, dann eine von R. bearbeitete Grammatik. Die Lectüre, welche in Secunda begann, erstreckte sich auf Homer, Aesop's Fabeln, Theognidis Sententiä und Reden des Isokrates. Für den Unterricht im Hebräischen gab R. ebenfalls ein Lesebuch und eine Grammatik heraus, und für den Unterricht in allen drei Sprachen diente seine: „Grammatica Harmonica generalis linguarum Hebraicae, Graecae, Latinae et Germanicae“. Ebenso verfaßte er Lehrbücher für die in den oberen Classen des Gymnasiums betriebenen philosophischen und mathematischen Fächer. Da jedoch viele Schüler das Gymnasium verließen, ohne den ganzen Cursus durchgemacht zu haben, um sich einem Gewerbe oder dem Handelsstande zu widmen, so richtete R. für diese zwei sogenannte „deutsche Classen“ ein, in denen die für das praktische Leben wichtigen Kenntnisse gelehrt wurden. Er schuf dadurch eine mit dem Gymnasium vereinigte Realanstalt. Auch führte er jährliche öffentliche Examinas ein und machte dem Uebelstande ein Ende, daß jeder Schüler nach Gutdünken das Gymnasium verlassen konnte, um die Universität zu beziehen. Auf seinen Wunsch verordnete Herzog Ernst, daß der Generalsuperintendent in Gemeinschaft mit dem Rector und dem Lehrercollegium über die Reife eines Schülers für den Universitätsbesuch zu entscheiden habe.

Neben der Sorge für den Unterricht lag es R. nun besonders ob, der eingerissenen Zuchtlosigkeit unter den Schülern zu steuern. Er arbeitete neue Schulgesetze aus, die den Beifall seiner Vorgesetzten fanden und am 31. Mai 1641 feierlich im Gymnasium vorgelesen wurden, trotzdem aber nur wenig Besserung schufen. Noch 1663 mußte Herzog Ernst ein „Patent wegen des von den jungen Purschen im Gymnasio treibenden Unfugs“ erlassen. Abgesehen von diesem Uebelstande machten Reyher's Einrichtungen das Gymnasium in Gotha zu einer Musteranstalt, deren Ruf sich weithin verbreitete. Bei seinem Eintritt betrug die Schülerzahl 341; im J. 1661 erreichte sie ihren Höhepunkt mit 724. Die Arbeitslast, die dabei R. zu tragen hatte, war eine große; aber sie drückte ihn nicht. „Ich habe“, so schrieb er 1648 an das Consistorium, „die Zeit meines Lebens zu keiner anderen Funktion als zur Didaktika Beliebung getragen und gedenke darinnen, so lange mir mein lieber Gott Leben und Kraft ver-

leihet, beständig zu verharren." Reyher's Gehalt betrug dabei 300 meißn. Gulden, dazu 10 Klaftern Holz und die Gebühren bei Aufnahme und Entlassung von Schülern.

Da R. so außerordentlich schriftstellerisch thätig war, hatte er mit Hülfe des Factors Peter Schmid schon in Schleusingen eine Buchdruckerei eingerichtet. Diese nahm er mit nach Gotha und Herzog Ernst unterstützte sein Unternehmen durch Verleihung eines Privilegs. Anfangs wurden in den dort gefertigten Drucken die Factoren Peter Schmid und Johann Michael Schall als Drucker bezeichnet; erst später wurde R. als Inhaber der Druckerei genannt. Als Engelhard-Reyher'sche Hofbuchdruckerei besteht Reyher's Gründung noch heutigen Tags.

Reyher's Ehe mit Katharina Abesser war mit zwölf Kindern gesegnet, wovon vier jedoch frühzeitig starben; ja, 1657 ward ihm die Gattin selbst durch den Tod entrissen. Er vermählte sich jedoch 1659 wieder mit Anna Blandina Bachof, einer Tochter des Ministraturcollectors Bachof in Gotha, die ihn noch mit drei Söhnen und drei Töchtern beschenkte. Von diesen überlebten ihn jedoch nur zwei Söhne, und 1670 starb ihm auch die zweite Gattin. Drei Jahre später folgte er ihr im Tode nach, tief betrauert von seinem Landesherrn, seinen Mitarbeitern und seinen zahlreichen Schülern. Er kann mit Recht als der Vater des gothaischen Schulwesens bezeichnet werden. Eine Volksschule in Gotha trägt jetzt zum bleibenden Gedächtniß seinen Namen.

Vgl. Dr. Heine, Programm des Gymnasiums zu Holzmünden 1882. — Dr. Weicker, Programm des Gymnasiums zu Schleusingen 1877. — Dr. Chr. Ferd. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha, 1824. — Dr. W. Boehme, Die pädagogischen Bestrebungen Herzog Ernst's des Frommen von Gotha, 1888. — Pfarrer Max Mahlmann in Gispersleben, M. Andreas Reyher, der treue Mitarbeiter Herzog Ernst des Frommen, 1901. — Manuscripte Reyher's im Besitze der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha.

M. Berbig.

Reysmann: Dietrich R. (Raismann), Humanist und Dichter, geboren ca. 1503, † 1543/44.

Der bisher in der Litteraturgeschichte ganz übersehene Dichter Theodoricus (Theodorus, Dietrich, Diether) Reysmann ist zu Heidelberg um das Jahr 1503 wohl als der Sohn eines sonst unbekannten Heinrich R. geboren, der 1487 dort inscribirt und 1492 Magister wurde. Seine erste Bildung empfing er in der Trivialschule seiner Vaterstadt durch einen Lehrer, der die jugendlichen Gemüther früh für die Poesie zu begeistern wußte (Epistola ad Romanos A 2), und der vielleicht kein anderer war als Erhard Schnepf, welchen R. in einem Briefe seinen Präceptor nennt. Am 6. Juli 1520 bezog er die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studiengang der via moderna anschloß (Töpke, Matr. der Univ. Heidelberg 1, 524). Aber schon im Frühling 1521 zog es ihn nach Wittenberg, wo sein Landsmann Philipp Melanchthon neben dem in Heidelberg seit seiner Disputation 1518 hochverehrten Luther lehrte, und wo die via moderna von Anfang an blühte.

Freilich war Luther eben auf der Reise nach Worms, als R. am 8. April 1521 in Wittenberg inscribirt wurde, und blieb dann elf Monate ferne. Aber die ersten Werke Reysmann's zeugen von dem starken Einfluß, den Wittenberg und vor allem Melanchthon auf den jungen Studenten ausübte. Dagegen stieß ihn Karlstadt's Art ab, dessen Kampf gegen die akademischen Grade R. wahrscheinlich veranlaßte, anfang 1523 nach Heidelberg zurückzukehren, um dort am 5. März 1523 als Magister zu promoviren (Töpke 2, 441); doch blieb er in dauernder Verbindung mit Luther und Melanchthon, welche den begabten, äußerlich unscheinbaren und kleinen Jüngling, mit seiner Kenntniß

der „drei Sprachen“ 1524 als Schulmeister für die neugegründete Bartholomäusschule in Altenburg empfahlen. Spalatin nahm sich seiner an, nachdem Link nach Nürnberg berufen worden war. Aber der unreife Jüngling zeigte sich der Stellung nicht gewachsen. Er glaubte sich und seine Lehrthätigkeit nicht genügend gewürdigt zu sehen, klagte über unpünktliche Entrichtung seines Gehaltes und hielt es aus Rücksicht auf ärmere Schüler für unwürdig, streng auf Bezahlung des Schulgeldes zu dringen. Nachdem er sich verheirathet hatte, reichte er mit seinem Gehalt nicht und mußte sein väterliches Erbe zusetzen. Deshalb flüchtete er sich in die Oeffentlichkeit, indem er in einem gedruckten Sendschreiben „An die Erbarn und Weisen, die Eltisten der Gemeine und drei Räte zu Altenburg“ seine Lage darlegte, worauf der Stadtschreiber Val. Kolbe in einer derben Gegenschrift antwortete. Seine Lage war jetzt unhaltbar. Er zog eilig ab mit bitteren Vorwürfen gegen Spalatin und die anderen Prediger, die ihn nicht genügend geschützt hätten, und betrachtete sich als einen Märtyrer seiner Sache, der aber auch bei Wenz. Link, an den er sich gewandt hatte, kein geneigtes Ohr fand.

Die unfreiwillige Muße benutzte R. wohl, um sein erstes poetisches Werk, eine Paraphrase des Galaterbriefes in lateinischen Versen und vielleicht auch die im Verzeichniß seiner Dichtwerke (im Amos propheta) an erster Stelle genannte „Elegia de grue volucri“ zu schaffen und zum Druck zu bringen. Leider sind beide Werke bis jetzt nicht gefunden. In seiner leidenschaftlichen Erregung über seine Erlebnisse in Altenburg verlor der unbesonnene Jüngling das Gleichgewicht und zerfiel auch mit Melanchthon, dem er einen Schmähbrief schrieb (Corp. Ref. I, 1017 vom September 1526, nicht 1528). Dagegen nahm sich der Nördlinger Prediger Theobald Billikan, mit dem R. wohl in Heidelberg befreundet worden war, seiner an. Er verschaffte ihm das Amt des Schulmeisters in Nördlingen, das ihm am 11. Januar 1527 zunächst provisorisch mit 32 fl. Gehalt, bald aber definitiv mit 52 fl. übertragen wurde. Hier dichtete er eine lateinische Paraphrase des Römerbriefes in lateinischen Versen („Divi Pauli Apostoli epistola ad Romanos paraphrastico carmine descripta“, 40 Bl. 8°, 1529), welche er im Mai 1529 dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach widmete.

War R. bisher ein Vertreter der Wittenberger Reformation gewesen, so trat jetzt, wohl unter dem Einfluß Billikan's, eine Wendung ein. Er gewann Fühlung mit den Anhängern der alten Kirche, mit Abt Kon. Reutter von Kaisersheim, einem Nördlinger Bürgerssohn, und dem Generalvicar des Bischofs von Augsburg Jakob Heinrichmann. Die Reformation erschien ihm jetzt als eine Quelle der Uneinigkeit Deutschlands und seiner Schwäche gegenüber den Türken, aber auch als die Ursache des Zerfalls der Wissenschaften und des Schulbetriebs, auf den jetzt kurzsichtige Handwerker im Rath der Städte einen banausischen Einfluß zu gewinnen drohten. R. wurde jetzt zum Lobredner der kaiserlichen Politik und des alten Glaubens, in dessen Dienst er jetzt seine Muse stellte. Den Wandel im Standpunkte des Dichters läßt schon das lustige Hochzeitsgedicht „Fescenninum, hoc est nuptiale poema“ (s. a. e. l., München) erkennen, in welchem er die Hochzeit einer Nichte des Abts von Kaisersheim besang. Zur vollen Entfaltung kommt die neu gewonnene Ueberzeugung in „De adventu secundo Caesaris semper Augusti Imperatoris Caroli V. in Germaniam epistola“ (10 Bl. 8°, Augsburg, Al. Weyssenhorn 1530). Dieser Lobpreis der kaiserlichen Politik als der rechten Arznei für Deutschlands Schäden trug R. die Ehre der feierlichen Krönung zum poeta laureatus auf dem Reichstage zu Augsburg durch König Ferdinand ein, dem das Werk gewidmet war.

Wir sehen ihn jetzt in Beziehungen zu dem Kanzler des Königs, Joh. Ferenberger, und zu dessen Räthen, wie dem Bischof von Wien, zu Jak. Faber, Jak. Spiegel und Joh. Kneller, dem Leibarzt Georg Gundelfinger und vor allem zu dem Statthalter des Königs in Württemberg, Georg Truchseß von Waldburg.

In dem jungen Pfälzer, dem Schüler Melanchthon's, schien der königlichen Regierung der rechte Mann gefunden zu sein, um dem verknöcherten und senil gewordenen Wissenschaftsbetrieb in Tübingen neues Leben einzuhauchen. R. nahm am 25. September 1530 plötzlich seinen Abschied in Nördlingen und siedelte nach Tübingen über, wo er am 1. October inscribirt wurde. (Roth, Urk. der Univ. Tübingen 648, 19.) In der freien Stellung eines poeta laureatus an der Universität fühlte sich der ehemalige Schulmeister glücklich. Davon zeugt eine Reihe rasch nacheinander entstandener lateinischer Dichtwerke, von denen die beiden ersten in Blaubeuren, unweit Ulm, entstanden. Hierher hatte sich aus Furcht vor der Pest die Realistenburse unter der Führung des Astronomen Joh. Stöffler begeben, dem sich R. mit seinem Freunde Nic. Winmann und den jungen Speierer Domherren Otto v. Amelunxen und Christoph v. Münchingen angeschlossen hatte. Stöffler starb am 16. Februar 1532, worauf R. ein Trauergedicht „De obitu Johannis Stoefler Justingani. Mathematici Tubingensis elegia“ (8 Bl. 8°, Augsburg, Al. Weyssenhorn 1531. München) verfaßte und dem Augsburger Bischof Christoph v. Stadion widmete. Diese für die Biographie und Charakteristik Stöffler's werthvolle Arbeit ist bisher völlig unbeachtet geblieben.

Die herrliche Lage Blaubeurens, die Schönheit des Blautopfes, die geheimnißvolle Albhöhle, welche R. und Winmann mit den beiden Domherren besuchten, die Lebens- und Anschauungsweise der dortigen Bevölkerung begeisterten den Dichter im Frühjahre 1531 zur Schaffung eines prächtigen Naturgemäldes in lateinischen Versen, das er unter dem Titel „Fons Blauus“ 1531 wahrscheinlich bei Joh. Grüner in Ulm erscheinen ließ und Georg Truchseß von Waldburg widmete. (Leider ist das einzige bis jetzt bekannte Exemplar in München am Schlusse unvollständig.)

Anfang Mai war die Realistenburse wieder nach Tübingen zurückgekehrt. R. folgte ihr, zog aber nach wenigen Wochen nach Speier, um seinen Freund Winmann und dessen Zögling Otto v. Amelunxen zu besuchen. Wahrscheinlich nahm ihn der Oheim des ebengenannten jungen Herrn, der Domcustos Otto von Falkenberg, als Gast bei sich auf. Der Aufenthalt in Speier vollendete Reysmann's Umwandlung zum Dichter mittelalterlicher Romantik. Der herrliche Dom, die feierlichen Gottesdienste in ihrer Pracht und Ordnung, die Gewerbethätigkeit, der Handel und Verkehr der wohlbefestigten Stadt, der angenehme Umgang mit der vornehmen, humanistisch gebildeten Geistlichkeit, die behaglichen Genüsse, welche sich in Pfeddersheimer Gensfüsser und Rheinsalmen darboten, entzückten den Dichter, der sich dem vollen Zauber der alten Kaiserherrlichkeit, von welcher der Dom zeugte, und der entzückenden Schönheit der alten Kirche hingab. Dieser Stimmung entsprangen zwei Dichtungen Reysmann's, 1. ein „Encomion Spirae“, das er am 23. October 1531 dem Domcapitel übergeben ließ, das aber mit Ausnahme von sechs Versen (Mittheilungen des hist. Vereins der Pfalz XXIII, 93) verloren ist; 2. „Pulcherrimae Spirae summique in ea templi enchromata“ (20 Bl. 4°, s. a. e. l., aber gedruckt von U. Morhart in Tübingen). Dieses über 900 Hexameter zählende Werk widmete der Dichter dem König Ferdinand.

Seiner Dankbarkeit gegen seinen Gastfreund und Gönner Otto von Falkenberg gab R. im folgenden Jahre nach Otto's Tod (24. Juni 1532) einen Ausdruck in „Lachrymae in Othonem Falkenbergiacum fusae“. Möglicher-

weise gehört hierher noch die „Elegia de grue volucri“. Sie könnte das Wappen des ergrauten Seniors der Speierer Domgeistlichkeit, des Hans Kranich, besingen.

Für die nächsten Jahre verstummte die Leier Reysmann's. Der Himmel der alten Kirche umdüsterte sich; die Macht und das Ansehen Habsburgs erlitt einen starken Stoß durch den Kriegszug Philipp's von Hessen und die Flucht der Königischen bei Lauffen am 12. Mai 1534. Der gänzlich verarmte und machtlose Herzog Ulrich von Württemberg gewann sein Land wieder, das sich wie ein Keil in das vorderösterreichische Gebiet einschob. Die Reformation, der sich Habsburg in Süddeutschland mit Hülfe des Blutmenschen Berthold Aichelin, des Profosen, mit unumschränkter Machtvollkommenheit, zu erwehren gesucht hatte, fand jetzt offene Thüren in Württemberg. Einem Manne, der die Rettung Deutschlands in der Religionspolitik der Habsburger und der Aufrechterhaltung des alten Glaubens gesehen hatte, mußte der Tag von Lauffen als ein Gottesgericht erscheinen. Der ganze schöne Traum, in dem R. 1530 bis 1534 gelebt und gedichtet hatte, zerrann. Das Vertrauen auf den Kaiser und König, der Goldschimmer der alten Kirche, die Aussicht auf eine glänzende Zukunft im Schatten des Doppeladlers und Roms war dahin. Wie ein Bettler stand R. auf der Straße, als Ulrich Tübingen nahte. Er wandte sich nach Constanz und bat den Rath um ein kleines Aemtchen oder ein Stipendium zum Studium der Rechte in Italien oder wenigstens um ein Viaticum. (Schreiben an den Rath: Vadiana in St. Gallen.) Der Rheinfranke konnte jetzt plötzlich wieder anders. Er pries Constanz, den Hort des neuen Glaubens, wegen seiner Frömmigkeit und sah jetzt in der städtischen Freiheit die Quelle eines reichen Culturlebens. Nunmehr nahm sich Ambrosius Blarer seiner an. Er sandte ihn im Januar 1535 als Lesemeister in das Kloster Hirsau mit dem Auftrage, den Mönchen akademische Vorträge zu halten, aber ohne Vollmacht zur Gemeindepredigt. R. begann mit der Auslegung des Hebräerbriefes und gewann eine Anzahl Mönche für den neuen Glauben, verdarb sich aber durch stürmischen Eifer, durch Einführung seiner Gattin in die Klostermauern und ungehemmten Verkehr der Mönche mit seinem Hause ohne Erlaubniß des Abts, wie durch eigenmächtigen Beginn von Predigten in der Pfarrkirche seine Stellung. Obwohl Schnepf sich freute, daß Gottes Rathschluß den Theodorus den Musen entreiße und zum Predigtamt berufe, und ihn schützte, so gut es ging, mußte Blarer, sein nächster Vorgesetzter, ihn vor Ostern 1535 entlassen.

Wahrscheinlich versuchte R. jetzt mit Hülfe von Dionysius Melander, dem er zwei Gedichte: „Missae in Wirtembergensi ducatu languescentis conquestio“ und „Cuculus domino suo“ widmete (Otto Melander, Jocoseria II, 40, 50), in Frankfurt anzukommen; aber Melander erhielt selbst am Dienstag nach Ostern, am 27. März, seinen Abschied. Deshalb sah sich R. vermuthlich genöthigt, Erhard Schnepf um einen Dienst anzugehen. Wenigstens finden wir ihn 1537 als Pfarrer in Cleebronn, OA. Brackenheim, also in dem Theile Württembergs, der zu Schnepf's Amtsbezirk gehörte. In jener weinreichen Gegend drohte dem Pfälzer Kinde die Gefahr, dem Alkoholismus zu verfallen. Zwar versah er seine Obliegenheiten als Pfarrer ohne Klage seiner Gemeinde, aber er gerieth beim Wein in schlechte Gesellschaft, machte in der Weinlaune thörichte Scherze und vergaß, was er seiner Würde schuldig war. Zwar ging er aus einem Streite mit dem Ortsvorsteher und dessen Gattin, die ihn schmählich verleumdeten, siegreich hervor, sollte aber doch nach Hettingen auf der Alb versetzt werden, wo es keinen Wein gab. Ehe es dazu kam, gerieth er im Mai 1543 im Wirthshaus in blutige Schlaghändel, wurde schwer ver-

wundet und mußte als Friedensbrecher das Land räumen. Im Herbst 1543 treffen wir den dahinsiechenden Mann, der eben eine heftige Krankheit überstanden hatte, zur Erholung beim Maier auf dem Burghof der Feste Neukastel bei Landau in der Pfalz. Sein Freund Bernh. Portius, Pfarrer zu Annweiler, las ihm des Mich. Toxites' „Querela anseris vel de ingratitudine hominum elegia“ vor, in welcher sich sein eigenes Schicksal zu spiegeln schien. Noch raffte er sich in seiner Krankheit zu einer größeren Arbeit auf, nachdem seine Leier lange genug verstummt war. Er dichtete eine Paraphrase des Propheten Amos, ähnlich der des Galater- und Römerbriefes („Amos propheta carmine translatus“, Straßburg, Crato Mylius, im Mai 1544), und widmete sie dem Pfalzgrafen Ruprecht. Auch trug er sich mit dem Gedanken, eine Gesammtausgabe seiner Werke unter dem Titel „Lauretum“ zu veranstalten, welche aber nicht zustande gekommen zu sein scheint; denn der Tod raffte ihn zwischen Herbst 1543 und Mai 1544 dahin, sodaß Toxites seinen „Amos“ zum Druck befördern mußte.

Trotz aller Schwächen seines Charakters verdient R. mit seiner unleugbaren dichterischen Gabe, die sich am glänzendsten im „Fons Blanus“ offenbart, seinem warmen patriotischen Geist und seinem Idealismus, der in seinen Dichtungen alles Gemeine verschmäht, Beachtung in der Litteraturgeschichte.

Neuer lit. Anzeiger 1807, S. 552 ff. — Veesenmeyer, Miscellaneen, S. 42, und Kleine Beiträge zur Geschichte des Reichstags in Augsburg, S. 122 ff. — Blätter für württb. Kirchengeschichte 1893, S. 14 ff.; 1894, S. 24. — Württb. Vierteljahrshefte, N. F. 1906, S. 368—386, und Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. 1907. — Reysmann's Pulcherimae Spirae enchromata kommen mit Einleitung und Uebersetzung zum Neudruck in den Mittheilungen des histor. Vereins der Pfalz 1907.

J. Bossert.

Ribbeck: Otto R., classischer Philologe und Universitätslehrer, † 1898. — Johannes Karl Otto R. wurde am 25. Juli 1827 in Erfurt geboren. Sein Vater, Generalsuperintendent und Schulrath, entstammte einer angesehenen Berliner Theologenfamilie pommerscher Herkunft (s. A. D. B. XXVIII, 801 f.), war vielseitig gebildet und dichterisch veranlagt. Sein ernster und strenger Charakter zeigt sich in den Lebensregeln, die er jedem seiner Söhne beim Austritte aus dem Vaterhause mitgab (Erinnerungen an Ernst Friedrich Gabriel Ribbeck, S. 473). Diesen Grundsätzen entsprach des Sohnes Lebensauffassung, wenn er später erklärte: „Um so mehr hat Jeder die Pflicht, durch Tüchtigkeit und, wenn es sein kann, durch höhere Menschlichkeit sein Recht zur Theilnahme an dieser großen, leider zu gemischten Gesellschaft nachzuweisen.“ Als der Vater nach Breslau versetzt wurde, besuchte der Knabe das Friedrichsgymnasium, wo einer seiner Mitschüler der spätere preußische Cultusminister Dr. Falk war. Infolge des Vaters Versetzung nach Berlin trat 1843 der als fleißig und tüchtig bekannte Schüler in das von seinem Onkel Ferdinand geleitete Gymnasium zum Grauen Kloster ein; 1845 bezog er die Universität Berlin, wo er namentlich Boeckh und Lachmann hörte.

Im Frühlinge des folgenden Jahres zog er mit seinem Bruder Ferdinand nach Bonn. „Fünf ganzer Tage hatte es bedurft, ehe zwei Berliner Mutterkinder 84 Meilen weit transportirt und mit Sack und Pack unter Dach und Fach gebettet wurden.“ Das umfangreiche Gebäude der Universität mit dem herrlichen Garten und der hinreißenden, unerschöpflichen Aussicht auf den majestätisch breiten Strom und die lockenden Berge erregte die Bewunderung des jungen Studenten, sowie Friedrich Ritschl's neu erbautes Haus, ganz im

Freien gelegen, mit großem, sehr Schönes versprechenden Garten, und aufs Comfortabelste eingerichtet.

Bei ihm wurde Visite gemacht, da die Familie zu ihm von Erfurt und Breslau Beziehungen hatte, die Vorlesung über lateinische Grammatik und die Interpretation der Sieben vor Theben belegt, auch Welcker gehört. Ausflüge in die Umgebung boten Erholung; in den Sommerferien während einer Reise durch den Schwarzwald nach der Schweiz genossen die Brüder nichts als Glück, Zufriedenheit und Freundschaft. Jetzt wurde die Arbeit eifrig fortgesetzt. Namentlich Ritschl's Plautuscolleg zog R. an. Endlich wurde er durch den größten „Arbeitgeber" auf die altlateinische Tragödie als bestimmten Kreis der engeren Studien hingewiesen, die ihm nach langem und quälendem Umherstreifen Beruhigung und Concentration versprachen, auch mit goldenen Rathschlägen von ihm unterstützt, der sie gerade hierin zu geben am besten unter allen im Stande war. Sah der schüchterne Anfänger seine Schwäche und Unsicherheit ein, so ermuthigte ein anerkennendes Wort wieder zu neuem Fortschreiten. Ritschl wurde Begründer, Leiter und ewiges Vorbild des philologischen Strebens; Frau Professor nahm sich des Schützlings an, den sie als lenksam, weich und hingebend bezeichnete.

Als im Sommer des Jahres 1847 die Zeit des Scheidens vom Rhein herannahte, freute sich Otto mit dem Schwinden jedes Tages des Reichthums, den er genossen, und sah hoffnungsvoll der Zeit entgegen, „wo die große Metamorphose des einsamen Studentleins in die ansehnlicheren Gestalten eines Sohnes, Bruders, Schwagers, Neffen, Vetters vor sich gehen und die Uncultur der Civilisation wieder Platz machen werde". Dankerfüllt schreibt er in dieser Zeit den Eltern: „Wie viel ich aber Eurer elterlichen Liebe für den Gewinn dieser drei Semester in Bonn schulde (die einen ganz unschätzbaren Einfluß auf mein ganzes Leben geübt haben), dessen werde ich Euch noch mündlich versichern. Ritschl ist einmal das A und O meiner Studien, und seine Frau meine zweite Erzieherin gewesen. Durch den Antrieb beider, hoff' ich, wird mein künftiges Leben einen Schwung erhalten haben, der auch ohne weiteres Treten und Drehen nicht erschlaffen wird." Als das Sommersemester 1847 zu Ende ging, begab er sich nach Breslau, um mit der Familie dort die Hochzeit des Bruders Bernhard zu feiern.

Nach Berlin zurückgekehrt, trieb er archäologische Studien, bei denen er durch Gerhard unterstützt wurde. Auch Lachmann und G. Curtius hatten ihre tiefere Wirkung. Die Stürme der Revolution störten das stille Schaffen; der Student vertauschte die Feder mit der Büchse und zog auf Wache. Daneben schloß er die Arbeit ab, mit der er sich im Mai 1849 die Doctorwürde erwarb: „In tragicos Romanorum poetas. Specimen I."

Im November begab er sich nach Bonn, um sich der Staatsprüfung zu unterziehen. Ritschl und Frau nahmen ihn freundlich auf. Gern wäre er seines Gönners Vorschlag gefolgt und hätte das Probejahr in Bonn angeschlossen; aber auf den Wunsch seiner Eltern kehrte er Ende November nach Berlin zurück und arbeitete an den Fragmenten der Tragiker weiter. Zu seiner großen Freude erlangte er die Einwilligung seiner Eltern, das Probejahr in Bonn abzulegen und hoffte hier auch mit seinem Freunde Paul Heyse zusammenzusein. Aber dieser kam nicht. Dazu gefielen ihm seine Amtsgenossen nicht. Er schreibt am 14. April 1850 seiner Mutter: „Ich bin einige Tage wie ein Träumender umhergegangen; ohne Ritschl's rührende Freundschaft wär' ich ganz verlassen gewesen. Am Mittwoch besuchte ich die Lehrer des Gymnasiums: wenn ich einmal so werde, so näht mich in einen Sack und werft mich in die Spree; — rheinische Schoppenphilister ohne Saft und Wissenschaft. Aber der Director

ist ein guter, gescheiter Mann ohne allen Amtshochmuth, ohne Adlerschwingen, aber voll Jovialität." Nebenher verhandelte er mit dem Director einer Privatschule wegen Uebernahme von Privatstunden. Es wäre ihm eine unendliche Freude, den Eltern mit einem Male aus der Tasche enthoben zu sein; andererseits fordert die Rücksicht auf Gesundheit, Athemholen und seine anderweiten Studien vernünftige Ueberlegung. Schwierigkeiten bei der Handhabung der Disciplin verschwanden nach angewandter Strenge. Doch blieb er nur ein halbes Jahr hier; das zweite Semester leistete er in Berlin am Joachimthal'schen Gymnasium unter Director Meineke ab. Dazu schloß er sein Werk über die Tragikerfragmente, die „Scaenicae Romanorum poesis fragmenta" (2., erweiterte Auflage 1871/3, 3. Aufl. 1897 ff.) ab, das Ritschl dem Verleger mit warmen und für den Verfasser ehrenden Worten empfahl. Freilich ging der Letztere trotz seiner Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Emendationen und Erklärungen nur mit Bangen an die Veröffentlichung. Er schrieb an seinen Gönner: „Den Strich unter eine Rechnung machen, deren Zahlen mit jedem neuen Plautusstück und jedem neuesten Blick in Ihre Werkstatt unverhofft berichtigt werden, so auf Reisen zu gehen mit einer Barschaft von wechselndem Cours ist mißlich. Aber einmal muß doch dieses Experiment auch mit ins Gefecht kommen, und Sie werden mir kaum rathen zu einem späten ‚aus dem Busch', wenn die ganze Plautuscolonne bereits vorgerückt ist. Bis dahin könnten vielleicht sogar schon die kleinen Komiker aufgeschlossen sein, deren Bearbeitung mich immer mehr reizt, je wunderbarer sich mir diese halb aufgeschlossene und vor verfrühtem Abend zu bald in sich zusammengefaltete Knospe alter Latinität und Poesie, vormalt." Leider konnte er sich der „leisen, traurigen Ahnung" nicht erwehren, daß ihm die Schule ein Grab, und kein rosenbedecktes, sein werde; trotz Kissingen und Ems erschien ihm seine Gesundheit eine „spröde und wetterwendische Donna". Ein Herzleiden, verbunden mit einem heftigen Lungencatarrh, ließ einen Aufenthalt im Süden wünschenswerth erscheinen.

Da griff Ritschl ein. Er empfahl seinen Schützling zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien. Die Berliner Akademie bewilligte Mittel mit dem Auftrage, zu Virgil die Handschriften zu vergleichen. Die Freude war um so größer, als Paul Heyse, ebenfalls mit einem Auftrage zu wissenschaftlicher Arbeit, ihn begleitete, der den Freund in jenen Tagen folgendermaßen schildert: „Man hatte ihn (Ribbeck) sogar mit Sorgen die Reise nach Italien antreten sehen . . . Aber in dem anscheinend schwächlichen, überschlanken Körper herrschte ein energischer Geist und eine zähe Widerstandskraft. Ein ähnlicher Gegensatz von Zartheit und Festigkeit erschien auch in seinem geistigen und sittlichen Wesen; eine fast mädchenhafte Reinheit und Jungfräulichkeit der Empfindung ohne eine Spur von moralisirender Prüderie, weil das Gemeine weit hinter ihm lag, und dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, daß er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzustoßen. Wen er aber liebte, den umfaßte und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüths, einer Zartsinnigkeit des Ausdrucks, die unwiderstehlich waren."

In den Briefen lesen wir die lebensvollen Berichte über die Reise, die über den Genfer See, den Simplon, die Borromäischen Inseln nach Mailand ging, wo sich die Freunde von einer verregneten Landpartie den Humor nicht verderben ließen. Nach kurzem Aufenthalte unterwegs gelangten sie in Rom an. Hier wurden die Sehenswürdigkeiten, auch die Umgebung, z. B. Tivoli, besucht. Auf dem Capitol verkehrten sie mit Braun und Henzen, auch Welcker, der als der Tiefste, Liebenswürdigste und Freundlichste von R. gerühmt wird. Kirchenrath Hase aus Jena lud zum Thee ein; Overbeck's Atelier erregte

Interesse. Monte Pincio und die belebtesten Straßen gewährten reiche Abwechslung. Vor dem ernsten Theater bekam R. Respect . . . „Nie wieder! Und in der Oper ewig ein und dasselbe Bellini'sche Stück Elsa Walton, seit drei Wochen!" Ueber seine Arbeiten konnte er bereits am 17. Januar 1853 melden: „Bei meiner Virgilischen Lumpensammelei scheint doch wirklich mehr herauszukommen, als ich hoffte; jedenfalls wird eine kritische Ausgabe daraus, die nach all dem Wust von Schultexten und Commentaren gut thun wird. Sprachliche Raritäten kommen bei der Gelegenheit allerhand zur Sprache; die Schulmeister werden ihren alten Virgil gar nicht wiedererkennen. Aber es gibt viel Plackerei dabei, hier und zu Hause; Teubner muß altlateinische Lettern gießen lassen; denn mit Cursivschrift kann ich meine Schätze aus vier steinalten Majuskelhandschriften nicht besudeln." Auch mit der Gesundheit ging's vorwärts. Und so jubelt's Ende Januar 1853 im Briefe an die Eltern: „Juchhe Pantzsch (d. i. der Hausarzt) und meine Studien! Das viele Fleisch, das ich aus Mangel an Gemüsemannichfaltigkeit und Compotts verzehre, schlägt mir in die Backen, an denen ich alle zwei Tage, wenn ich zum Rasiren in den Spiegel sehe, neue Vollkommenheiten entdecke. Mein Arbeiten besteht im Plänemachen für die Berliner Zukunft. Wehe der Philologie, wenn ich wieder an meinem grünen Tisch sitze und einen Laufjungen habe!" Anfang April machen die Freunde einen Abstecher nach Neapel und Sorrent, und R. schwelgt im Genusse der entzückenden Landschaft „mitten unter schwellenden Orangen- und Citronengärten, Pfirsich-, Aepfel- und Rosenblüthen dazwischen, vor uns Meer und in der Ferne Neapel mit seinem langen Häuserschweif, hinter uns zur Lehne einen mäßig hohen Bergrücken. Es thut mir beinahe Leid, daß ich nicht ein Elendsein aus Rom mitgebracht habe, um Rechte und Pflichten zum Ausruhen hier zu haben." Vom 24. April arbeitete er wieder 1½ Monate in Rom. Dann ging's über Assisi und Perugia nach Florenz und Verona zu längeren Studien und schließlich nach Venedig, wo er auf der Bibliothek nichts zu thun fand und sich so ganz der Besichtigung und dem Studium des Volkslebens widmen konnte.

Nach Berlin zurückgekehrt, trat er als Mitglied in das Königliche Seminar für Gelehrtenschulen ein und hatte einige Stunden zu ertheilen. Daneben verarbeitete er die Ergebnisse der Reise. Hier verlobte er sich mit der zweiten Tochter, Emma, des durch die Gradmessungsarbeiten bekannten Generals Baeyer. Nachdem die Hochzeit am 23. September 1854 in Berlin stattgefunden hatte, siedelte das junge Paar nach Elberfeld über, wohin Ritschl seinen Schüler in die zweite ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium empfohlen hatte. Dieser arbeitete hier fleißig an den Fragmenten der Komiker, die er 1855 veröffentlichen konnte. Doch stand er auch hier unter einem gewissen Drucke, sodaß es ihm als eine Erlösung aus einem Verließ erschien, als im Frühlinge des Jahres 1856 an ihn der Ruf des Regierungsraths des Kantons Bern kam, die außerordentliche Professur der classischen Philologie an der dortigen Universität zu übernehmen. 1859 rückte er in die ordentliche Professur ein; auch wurden ihm die Unterrichtsstunden, die er in den oberen Classen der Kantonsschule zu ertheilen hatte, herabgemindert. War schon bei der Annahme dieser Professur die innere Stimme entscheidend gewesen, „die schon oft leise und bald mürrisch, bald resignirt, jetzt aber trompetenhaft schmetternd" ihm zuredete, die Pädagogik hintan zu lassen, sowie die Erkenntniß, daß er „in der Philologie mehr und Eigenthümlicheres leisten könne, als in der Schulzucht", so ging er 1861 an die Universität Basel schweren Herzens, aber in der Hoffnung über, einen noch günstigeren Boden für seine Bestrebungen zu erhalten. Wenn auch hier ein Typhusleiden ihm lästig wurde, so war doch die

Thätigkeit in der Prima des Gymnasiums wie an der Universität eine recht befriedigende. Mit Jakob Burckhardt trat er in ein freundschaftliches Verhältniß; auch brachte der nachbarliche Verkehr mit Köchly in Zürich, Hermann Usener in Bern und Franz Bücheler in Freiburg im Breisgau manche Anregung.

Als R. 1862 von zwei gleichzeitigen Berufungen nach Marburg und Kiel die letztere annahm, trat er zunächst in eine ruhige, stille Idylle kleinstädtischen Lebens ein, bis die politische Bewegung große Umwandlungen zur Folge hatte. Am 21. November 1863, nach dem Tode des Königs von Dänemark, meldete er an Ritschl: „Soeben erhalten sämmtliche hiesige Beamte von Kopenhagen das Eidesformular, in drei Tagen einzusenden. Was unsererseits zu thun ist, wird heute abend berathen. Die Sache liegt sehr klar: hätte der verehrungswürdige deutsche Bund heute einen festen Beschluß über Anerkennung oder Nichtanerkennung gefaßt, so hätten wir diesem einfach zu folgen, unbekümmert um die Folgen. Ob aber eine solche Norm zur Hand sein wird, ist sehr zu bezweifeln. So ist nur zu wünschen, daß unsere Corporation einmüthig und als Gesammtheit thut, was sie als solche verantworten kann. Auf eine ehrenhafte Lösung der Frage habe ich fast keine Hoffnung. Vedremo.“ Am folgenden Tage berichtete er, daß alle ordentlichen Professoren mit drei Ausnahmen in einer Eingabe um Aufschub der Eidesforderung zu bitten beschlossen, außerdem 48 Kieler Beamte, darunter auch viele Universitätslehrer, sich geeinigt haben, den geforderten Eid vor der Hand nicht zu leisten. „Natürlich habe ich auch hieran mich betheiligt mit den honettesten meiner Collegen, z. B. auch Gutschmid. Die Folge unter dem Ministerium Hall kann nur die Absetzung sein resp. Landesverweisung der nicht Heimathberechtigten (zu denen ich zufälligerweise noch gehöre; der Reichsrath verleiht das Indigenat, und jeder Neuberufene erhält es. Man läßt sich aber Zeit). Ob nun vom Bunde Hülfe und eine restitutio in integrum zu erwarten ist, weiß er schwerlich selbst. Man muß auf alles gefaßt sein, auch darauf also, daß das Kieler Intermezzo ein Ende hat und man von neuem auf den Markt gesetzt wird.“

Als das Land von Preußen besetzt wurde, hatten eine Reihe militärischer und Civilverwaltungsbehörden in Kiel ihren Sitz, theils dauernd, theils vorübergehend. Freilich ersetzten dem Professor die Preußenfreunde nicht immer, was er an den Augustenburgern verloren hatte. Der deutsch-französische Krieg führte wieder Veränderungen herbei. Mit größtem Interesse verfolgte er ihn. Bereits nach den ersten Erfolgen schreibt er an Heinrich v. Treitschke: „Zwar unsägliche Trauer hat er schon über unser Volk gebracht, und unberechenbar ist, wie viele Opfer er noch fordern wird; und doch ist es wie ein neues Leben, zu dem wir erwacht sind, als hätte ein wunderbares Bild, ein umgekehrter Peliaskessel unsere Glieder zu einem ungeahnten heroischen Prachtbau umgeschaffen und ihnen einen göttlichen Athem eingehaucht. Aber das Schönste dabei ist, daß alles so ganz mit natürlichen Dingen zugeht. Wir wissen, welcher strengen Zucht wir diese Früchte verdanken, und das wird uns vor Uebermuth bewahren, aber auch vor Kleinmuth und Blödigkeit, hoff' ich.“ Er preist Heinrich v. Treitschke glücklich, der auf den Wogen der Geschichte schwimme, „während wir Noth haben, daß uns unsere Grubenlichter nicht gar vor dem scharfen Sturmwinde auslöschen“.

Auch sonst gab es mancherlei bewegtes Leben in diesem Jahre. Im September 1869 fand die Philologenversammlung in Kiel statt, die er mit den gründlichen „Beiträgen zur Lehre von den lateinischen Partikeln“ begrüßte! Dazu war er als Professor eloquentiae mit reicher Arbeit belastet, aber auch

mit Anerkennung belohnt, die dazu beitrug, die angeborene Schüchternheit und Scheu abzustreifen.

Die Lehrthätigkeit war erfreulich. Zunächst blieb die Zahl der Hörer hinter der in Basel zurück. Dazu wurde den Schleswigern das Studium in Kiel nicht nur nicht angerechnet, sondern bei Anstellungen geradezu nachgetragen. Aber bald wurde es anders. Schon im Mai 1863 schreibt er: „Meine Auditorien haben sich doch nach hiesigen bescheidenen Verhältnissen für diesen Sommer ganz ordentlich gefüllt, sodaß ich mit meiner Wirksamkeit zufriedener sein kann, als ich es je war, wobei immer noch die Bäume viel Luft haben, ehe sie in den Himmel wachsen." Tüchtige Schüler stellten sich ein, vor allen hervorragend Erwin Rohde, der durch die Vorlesung über die griechische Tragödie, die Seminarübungen, die Preisaufgabe über Pollux, die Beförderung der Habilitation, wie die Besonderheiten seines nach Anlage und Erziehung eigenthümlich entwickelten Charakters für den Lehrer und Gönner gewonnen und auf sein Leben zur Dankbarkeit verpflichtet wurde. Trotz mancher Verschiedenheiten der Auffassung, z. B. auf dem Gebiete der Politik, trat ihm der Förderer schon in Kiel als Freund nahe. R. berichtet darüber: „Keine Woche verging, in der wir nicht wenigstens einmal bis tief in die Nacht bei Gesprächen zusammengesessen hätten, welche so ziemlich alle Seiten allgemein menschlicher Interessen berührten. Seine umfangreiche Bildung und die ungewöhnlich früh entwickelte Kraft und Schärfe seines Urtheils, sein Verständniß für Kunst und Poesie, kurz alle seine intellectuellen Eigenschaften, so glänzend sie sind, hätten mich indessen auf die Dauer nicht gefesselt, wenn nicht der Adel seiner ethischen Natur und die Reinheit seines Gemüthes eine tiefe Zuneigung zu ihm in mir begründet hätte."

Von den Amtsgenossen traten Ribbeck Weinhold, v. Gutschmid, Justi, Dilthey und Heinrich v. Treitschke näher, dessen erfolgreicher politischer und socialer Einfluß in einem Briefe vom 4. November 1866 unter Hervorhebung der eigenen Anschauung von R. eingehend geschildert wird. In dem zweistündigen Colleg über die Jahre 1848—50 standen die Zuhörer, als der Briefschreiber hospitirte, weit bis auf den Flur heraus. Der Oberpräsident, der General v. Rosenberg, die ganze Regierung, viele Professoren u. s. w. waren da und folgten dem staunenswerth leichten, eindringlichen und anregenden Vortrage mit höchstem Interesse. Der Redner sprach über die französische Julimonarchie und gab ein reiches Zeitgemälde, in dem politische, sociale, litterarische Zustände anschaulich und geistvoll zusammengedrängt waren. „Zu v. Treitschke's Begrüßung hat unser Freund Forchhammer sich gemüßigt gesehen, eine sehr langweilige doctrinäre Broschüre: ‚Bundesstaat und Freiheitsstaat' zu schreiben ... Durch so schiefe Parallelen, wie er sie zwischen Deutschland und Griechenland zieht, könnte einem die Erinnerung an alte Geschichte fast verleidet werden. Man hat ihm ganz richtig erwidert: wir hätten nun lange genug die Griechen ohne Erfolg nachgeahmt, wollten es einmal mit den Römern versuchen. Auf die thatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart wird auch nicht mit einer Silbe Rücksicht genommen."

Eine überaus fruchtbare und wissenschaftliche Thätigkeit fällt in das Kieler Jahrzehnt. Vorwiegend galt sie nach wie vor der römischen Poesie. Für die Symbola philologorum Bonnensium zu Ritschl's Jubiläum 1864 schrieb er die Abhandlung: „De Juvenalis satira sexta", der im Jahre darauf „Der echte und der unechte Juvenal" folgte. Auch Catull, Tibull und Properz, dazu Horaz wandte er sein Interesse zu. 1866 erschienen die „Prolegomena" zu Virgil, die ihn ausgiebig in Anspruch genommen hatten, zwei Jahre später die „Appendix Virgiliana". Die Vorarbeiten zur Geschichte der römischen Tragödie

waren im October 1870 so weit gediehen, daß er wegen der Drucklegung in Verhandlung treten konnte. Daneben trieb er eingehende Studien auf dem Gebiete der griechischen Litteratur. Den Charakteren des Theophrast ging er mit feinem Verständnisse nach; 1869 erschien die Schrift „Anfänge und Entwicklung des Dionysoscultus in Attika"; über Sophokles hatte er ein Jahr vorher einen Vortrag in der Harmonie gehalten; der „Philocteta des Accius" gehörte in dieses Gebiet.

Seine Gesundheit war in dieser Zeit nicht fest; im October unterzog er sich einer Operation, von der er sich langsam erholte; auch sonst fühlte er sich nicht voll befriedigt. So kam es, daß er einen Ruf nach Heidelberg gern annahm. „Es ist mir beinahe so zu Muthe, wie damals, als ich aus der Kerkerhaft Elberfelds in die Schweiz entkam". Im Herbste 1872 siedelte er nach Heidelberg über und bezog eine schöne Wohnung mit prächtigem Garten und entzückender Aussicht auf das Schloß. Die neue Aufgabe regte ihn an und der Blick in eine bessere Zukunft that ihm wohl. Die Audienzen in Karlsruhe hinterließen in ihm einen persönlich sehr angenehmen Eindruck. Ueber gewisse Schwierigkeiten seiner Stellung gab er sich keinen Illusionen hin. In einem Briefe an seinen Schwiegervater bezeichnete er die neue Thätigkeit als ein ziemlich wüstes und ödes Feld, das aber noch urbar zu machen sei. Der Zuhörerkreis war nicht größer als in Kiel, ließ es aber von Anfang an an Aufmerksamkeit und gutem Willen nicht fehlen. Ein Engländer, Belgier und Schweizer gab ihm die Hoffnung, daß sich mit der Zeit das Ausland vielleicht noch ein wenig stärker an den philologischen Studien betheiligen werde. Manches war verheißungsvoll: Mit Köchly hatte er sich „schon sehr amikabel verständigt" und hoffte ihn allmählich etwas von seiner hier und da gar zu schulmeisterlichen Methode abzubringen oder wenigstens ihr heilsam entgegenzuwirken." So schreibt er am 4. November 1872; auch noch eine Woche später berichtete er freundlich über ihn: „Mein Specialcollege Köchly wohnt mir vis-à-vis; wir duzen uns und besuchen uns zu abendlichen philologischen Plaudereien; zu männlichen Gesellschaften am dritten Orte holen wir uns ab, trinken unsern Wein zusammen und machen alle amtlichen Geschäfte in vertraulichstem Einvernehmen miteinander ab." Aber bereits Ende December meldete er unter dem Ausdrucke des Bedauerns, daß die Verständigung gescheitert sei. Der Streit betraf den Betrieb des Seminars auf Grund eines sieben Jahre früher von Köchly entworfenen Statuts, „welches in umständlichst pedantischer Weise" — so schreibt R. — „die einzelnen Uebungen specialisirt, dabei über Exercitien, welche für Gymnasialschüler passen, die Freiheit wissenschaftlicher Arbeit ganz in den Hintergrund stellt, überhaupt das philologische Studium zu einer formalen Dressur macht, das Niveau der Studenten auf das einer Gymnasialprima herabdrückt. Demnach fand ich denn auch ein sehr bedeutendes Deficit an wissenschaftlichem Sinn und Selbständigkeit bei den Studenten vor, das mich im Anfang tief deprimirte." Schließlich entschied auf die Berichte beider Parteien das Cultusministerium in Karlsruhe. Befriedigt schreibt R. darüber: „Der Urtheilsspruch ist ein salomonischer: der Seminarsäugling ist halbirt dergestalt, daß wir (wie überall geschieht) Semester um Semester mit Ober- und Unterseminar wechseln und beiderseitig thun, was wir Lust haben. Da aber, abweichend vom Statut und meinen Anträgen entsprechend, bestimmte Dinge (die sich anderswo von selbst verstehn) als zulässig erklärt sind, hoffe ich meinen δεξιόσειρος mit der Zeit doch selbst in meine Bahn hineinzuziehen. Natürlich habe ich ihm gleich nach dem Siege die Versöhnungshand geboten, die er auch formell angenommen hat, sodaß wenigstens ein äußerlich anständiges Verhältniß gewahrt ist." Die taktvolle und entgegen-

kommende Behandlungsweise der Angelegenheit durch den Minister Jolly wurde von R. anerkannt und gerühmt.

Ein anderer Streit brach während seines Decanats aus. Er wurde dadurch hervorgerufen, daß der Oberbibliothekar über Paläographie lesen wollte, und R., ohne die Facultät zu fragen, das Gesuch beim Senate befürwortete; er gewann an Heftigkeit, als der Decan in einem scharf ausgefallenen Umlaufschreiben gegen die Art der an seinem Verfahren geübten Kritik protestirte. Wohl wurde vermittelt; doch ließ sich R. von seinem Decanate entbinden, dachte wohl gar an einen Weggang von Heidelberg und verhandelte mit Jena; Jolly's Eingreifen zeigte ihm, welchen Werth die Regierung auf sein Bleiben lege, und so gab er seinen Groll auf.

Dazu bestimmten ihn die Vorzüge Heidelbergs, die er wohl zu würdigen wußte. Sein für die Natur aufgeschlossener Sinn hatte Freude an den landschaftlichen Schönheiten der näheren und weiteren Umgebung, die er unter der kundigen Führung Hausrath's dankbar und fröhlich durchwanderte. Zum ersten Male wurde die Schweiz besucht; eine wissenschaftliche Fahrt richtete sich nach Paris.

Im Gegensatze zu dem stillen und eingezogenen Kieler Leben wurde die Arbeit durch künstlerische Genüsse, Concerte und Leseabende unterbrochen, die ihm nicht nur ein Vergnügen, sondern eine Erhebung waren. So meldete er dem Kieler Freunde Karl Weinhold: „Gesellig hat sich unser Leben ganz angenehm gestaltet; man geht gemeinsam spazieren, um bei irgend einem angenehmen Schoppen Anker zu werfen. Musik wird viel gemacht und gute auf mannichfachen Instrumenten, sogar neuerfundenen. Es gibt Sonntagsmatineen und musikalische Soireen, vor und nach dem Essen, Komödien, Singspiele, was Sie wollen. In diesem, unserem Engeren kennt man die Rache nicht, vergißt die Schrecken der Majorität und die ohnmächtigen Zuckungen überwundener Drachen".

Seine Lehrerfolge zeigten sich mehr und mehr. Als ihm Erwin Rohde sein Buch über den griechischen Roman gewidmet hatte, schrieb er an seinen Bruder: „Nicht wenig erfreut mich meines Freundes Rohde schönes neues Buch über den griechischen Roman, auf dessen Dedikation ich stolz bin. Er ist eine der bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte, umfassende, gründlichste Gelehrsamkeit, exakte Forschung, treffender Scharfsinn, glänzende Darstellung, Gedankentiefe, Phantasie und eine liebenswürdige, edle, gemüthvolle Persönlichkeit in seltener Weise vereinigend. Es ist eine imposante Arbeit, die sich aus der Masse litteraturgeschichtlicher Schreibereien heraushebt, wie ein lebendiger Mensch unter blutlosen Schatten. Du mußt es studieren und weiter empfehlen".

Mit wissenschaftlichen Arbeiten war R. in Heidelberg eifrig beschäftigt. Die Fragmente der Komiker erschienen 1873 in zweiter Auflage. Im Jahre darauf wurde „Die Römische Tragödie im Zeitalter der Republik" abgeschlossen und 1875 veröffentlicht. Dazu kamen Ergebnisse der Forschung über Dracontius, Dialogus de oratoribus, Apulejus de deo Socratis, Lucilius, „Neue Bemerkungen zum Miles gloriosus". Als Früchte seiner Beschäftigung mit den Griechen erschienen Studien zu Euripides, sowie über „Einige historische Dramen der Griechen". Ein populärer Vortrag über „Die bukolische Dichtung der Griechen" ist in überarbeiteter Gestalt in die „Reden und Vorträge" unter der Ueberschrift „Die Idyllen des Theokrit" aufgenommen. Hausrath berichtet aus eigener Anschauung über den Erfolg: „Aus diesem dankbaren Stoffe schüttete der Redner eine solche Fülle idyllischer Bilder über die aufmerksamen Zuhörer aus, daß diese den Eindruck mitnahmen, die Zeit der

philologischen Dürre ist vorüber, und nun wird, wie in den Tagen von Voß und Creuzer, auch die Poesie des Alterthums wieder zu ihrem Rechte kommen".

Schwer hat ihn Friedrich Ritschl's Tod getroffen. Je mehr Zeit darüber hinging, je mehr, fürchtete er, würde er ihn vermissen. Wenige Tage vorher hatte er noch einen mit voller Frische und Schärfe des Geistes geschriebenen Aufsatz von seinem verehrten Lehrer erhalten. Kaum hatte er ihm seine Freude darüber ausgedrückt, als ein unleserlicher, zitteriger Klagezettel von ihm kam, der dem treuen Schüler ins Herz schnitt, und wenige Tage darauf überraschte ihn die Depesche von des Meisters Tode. Er eilte zur Beerdigung und widmete „dem unersetzlichen Lehrer" am Sarge tiefempfundene Worte, die selbstbewußt ausklingen: „So sind wir nun wahrlich verwaist, — aber nicht verlassen! Denn Du hast uns erzogen, Du Unvergeßlicher, zur Selbständigkeit, Du hast uns gelehrt, nicht zu schwören auf die Worte des Meisters, sondern unermüdlich mit- und nachzuarbeiten. Und dieser Dein guter Geist walte über das Grab hinaus unter uns, ihm geloben wir unvergängliche Treue" (Reden u. Vorträge S. 287).

Als er kurz darauf nach Leipzig berufen wurde, eröffnete sich ihm eine von seinem Vorgänger, Meister und Freunde vorbereitete, einflußreiche und tiefgehende Wirksamkeit im Colleg, im Seminar wie in der Societät. Der Kreis der Zuhörer war nicht nur der Zahl nach dem Heidelberger weit überlegen; hervorragend tüchtige Kräfte, so Karl Buresch, meldeten sich zur Mitarbeit; er trat ihnen wissenschaftlich und, von seiner Frau unterstützt, gesellig näher. So stand er bald in einer in höchstem Maße befriedigenden Amtsthätigkeit. Das Decanat verwaltete er 1882/83, das Rectorat in dem für Deutschland so wichtigen Jahre 1887/88. Als Vertreter der Universität wohnte er in Amtstracht der Beisetzung Kaiser Wilhelm's bei und gab ihm das letzte Geleit auf der stolzen via triumphalis, die in eine düstere Straße des Todes verwandelt war. „Statt der heiteren Himmelssonne, welche des Kaisers Ehren- und Glückstage so oft freundlich verklärt hatte, umflorte Flammen und finstere Rauchwolken, die ein schwerer eisiger Hauch auf den Boden herabdrückte, als ob der Hades seine Herrschaft bezeugen wollte." Unter dem gewaltigen Eindrucke dieser Feier hielt er am 22. März in der Aula der Universität die Gedächtnißrede.

Da die feierliche Grundsteinlegung zum Reichsgerichtsgebäude in Gegenwart des deutschen Kaisers und Königs von Sachsen am 31. October, dem Tage des Rectorwechsels, stattfand, mußte letzterer verschoben werden und R. verlebte diesen „interessanten Tag, an dem man viel zu sehen und zu hören bekam und sich viel denken konnte" „in der vollen Rectorpracht..., im offenen Wagen, auf Bahnhöfen, auf dem Festplatz zur Seite des Kaiserzeltes und beim Dejeuner".

Neben dieser zeitraubenden und anstrengenden Amtsarbeit schuf er eine Reihe wissenschaftlicher Werke, die durch Methode und Gehalt unsere Zeit überdauern und über den Kreis der Philologen hinaus Interesse erregen werden. Große Anerkennung fand das biographische Musterwerk „Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie", dessen zwei stattliche Bände schnell auf einander folgten (1879/81) und über den engeren Rahmen der Aufgabe hinausreichend die Entwicklung der deutschen Philologie im 19. Jahrhundert mit meisterhafter Beherrschung des Stoffes und in fesselnder Form darstellten. Ein Jahrzehnt später erschien die lang vorbereitete, oft aufgeschobene und endlich schnell hingeworfene dreibändige „Geschichte der römischen Dichtung" (1887/92, Bd. I 1894 in zweiter Auflage).

Auch hier wirkte er durch die künstlerische Gestaltung des oft spröden Gegenstandes, mehr noch aber durch das stimmungsvolle Eingehen auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dichter. Er hatte auf die große und schwierige Aufgabe bereits bei Antritt seines Rectorats im J. 1887 mit seiner Rede über die „Aufgaben und Ziele einer antiken Literaturgeschichte" hingewiesen. Auch die Prorectoratsrede zur Nachfeier von Königs Geburtstag am 30. April 1889 über den „Lobpreis von Fürsten und Helden bei Griechen und Römern" fand große Anerkennung.

Ueberhaupt wurden ihm reiche Ehren zu Theil. Zum 60. Geburtstage wurden ihm die „Commentationes Ribbeckianae" gewidmet, zum 70. seine von Seffner geschaffene Büste gestiftet. Dankbar berichtete er über diesen Festtag seinem Freunde Hausrath: „Sie haben mich mit einer solchen Fülle wohlthuender Liebeserweisungen überschüttet, daß auch mein Dank überströmt und sich nicht länger zurückhalten lassen will. Das Glück, Freunde wie Sie zur Seite zu haben, wirft auf den Rest meines Lebens einen sonnigen Glanz. Ich will mich bemühen, es noch auf meine alten Tage zu verdienen und jedenfalls zu genießen. An Ehrungen und Liebeserweisungen hat es nicht gefehlt, auch die Schweiz hat mir ein gutes Andenken bewahrt. Ein anonymes Telegramm aus Heidelberg, sicher von Rohde, lautet: salve, philologorum lumen! Macte viridi senecta! Perge porro! Scande recta floridum cacumen! Poeta laureatus te salutat. Wollen Sie ihm meinen anerkennenden Dank für diese poetische Leistung, wenn er sich dazu bekennt, übermitteln?"

R. war Secretär der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und gab bei ihrem 50jährigen Jubiläum einen fein abgewogenen Bericht über die Arbeiten der verewigten Mitglieder der philologisch-historischen Classe; als Mitglied gehörte er der Petersburger, Göttinger und Berliner Akademie an. Er besaß den Comthur vom königlich sächsischen Verdienstorden, den bairischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, den griechischen Erlöserorden.

Im September 1897 führte er mit Martin Wohlrab den Vorsitz auf der Dresdner Philologenversammlung. Hier schien er noch in voller Manneskraft zu stehen; aber bald darauf befiel ihn große Müdigkeit und schwere Krankheit, gegen die er tapfer ankämpfte. Im Januar 1898 hielt er zwei Vorlesungen, dann brach er zusammen. Die Hoffnung, Genesung in Bad Nauheim zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er starb am 18. Juli 1898. Bei der Trauerfeier am 21. Juli in der Johanniskirche sprach Rietschel, Wachsmuth und Wiedemann, ältere und jüngere Schüler. Auf dem Johannesfriedhofe wurde er beerdigt. Sein Grab schmückt ein Relief nach Seffner's Büste.

Worin bestand Ribbeck's Bedeutung? Zunächst in seiner Wirksamkeit als Lehrer, in der ersten Zeit an Gymnasien. Strenge Anforderungen stellte er an die Schüler; wohl nicht nur der ehemalige Elberfelder Primaner rief ihm mit Behagen die Blutbäder ins Gedächtniß, die der schändliche Censor über die Hefte ausgegossen hatte, und die scharfen lateinischen Noten, die er unter die Arbeiten schrieb. Aber die Fortschritte und Erfolge fanden Anerkennung und R. erklärte: „Dergleichen Bekenntnisse dankbarer Seelen entschädigen für viele Stunden stiller Wuth und Empörung". Auch zur Hebung und Organisirung des höheren Lehrerstandes hat er seinen Theil beigetragen. In Bern gründete er den Verein Schweizer Gymnasiallehrer (28. Jahresbericht des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer S. 8), ferner mit Fäsi, Koechly und Rauchenstein das Neue Schweizer Museum, das eine gemeinnützige, die Früchte wissenschaftlicher Forschung ins rechte Licht setzende Richtung einhalten sollte; nach Ritschl's Tode war er Mitherausgeber des „Rheinischen Museums". Als Kieler Professor bekundete er Interesse für den

Wiese'schen Lehrplan, in Heidelberg gehörte er dem badischen Oberschulrathe an, während der Leipziger Zeit ließ er sich als königlicher Prüfungscommissar bei den Reifeprüfungen der Gymnasien verwenden, wo sich sein Interesse wesentlich den classischen Fächern zuwandte. Welchen tiefgreifenden Einfluß er als Universitätslehrer, namentlich in den philologischen Seminaren ausübte, ist bereits oben ausgeführt worden.

Als Redner zeichnete er sich durch Glanz der Sprache, Vornehmheit der Gesinnung, sachliche Gründlichkeit und große Gesichtspunkte bereits in Kiel aus, wo er das Amt eines Professor eloquentiae bekleidete. Bei der Schilderung der Vergangenheit ließ er auf die bewegte Gegenwart charakteristische Lichter fallen. 1864 behandelte er die Hybris; am 22. März 1867, wo die Angehörigen der Universität zum ersten Male als Bürger des mächtigsten deutschen Bundesstaates den Geburtstag ihres Landesherrn feierten, Griechenland und Deutschland. Freudig hob er seinen Standpunkt hervor: „Nach einer langen Vergangenheit einer vormals milden, dann immer drückender und unwürdiger sich gestaltenden Fremdherrschaft, nach Jahren trüber Schwankungen gibt der Blick auf die nun endlich fest und unwiderruflich geordnete Stellung unseres Landes Beruhigung und neue Spannkraft". Auch die Leipziger Vorträge machten einen tiefen Eindruck, ebenso wie die Gedächtnißreden, die in den „Reden und Vorträgen" uns erhalten sind.

Mit Freude und Stolz rühmte er sich, ein Philologe zu sein. Mochten Andere verzweifeln, er war stolz auf die Erfolge, Leistungen und Aufgaben seiner Zeit. „Wenn die Welt nicht so materialistisch wäre, so wäre die Philologie doch gerade jetzt eine wahre Freude, wo die neuen und echten Funde überall wie die Frühlingsblumen aus der Erde schießen. Vorgestern habe ich den jüngsten Aristoteles auf einen Sitz verschlungen. Und die 700 Miriamben, die uns versprochen sind, und der Antiopeschluß!" In der Vorlesung über die Geschichte der Philologie zeichnete er das Ideal des Philologen. „Vor allem predigte er seinen Hörern die Verpflichtung und das Recht ein ganzer Mensch zu sein. Das war das alte Evangelium des Humanismus. Bei diesen schlichten, warmen Worten des Lehrers kam eine wahre Feiertagsstimmung über seine Hörer, die sich schließlich in einen elementaren Beifallssturm umsetzte." Wie er im Machtgefühle der philologischen Methode lebte und arbeitete, ist oft gerühmt worden. Die Fülle seines Wissens zeigte sich im freien Vortrage, wie bei der Berathung seiner Schüler. Die Kritik war scharf und kühn, von starkem Selbstgefühl getragen, schoß wohl auch, so in der Beurtheilung von Juvenal und Horaz, über das Ziel hinaus (Wachsmuth, S. 186—188). Für das Zustandekommen des Thesaurus linguae latinae setzte er noch in den letzten Jahren seines Lebens seine ganze Kraft ein.

Als Schriftsteller durfte er auf reiche Erfolge in aufsteigender Linie zurückblicken. Die ihm eigenthümlichen Eigenschaften traten im Alter nicht zurück, sie schienen sich in den Leipziger Jahren mit ihren epochemachenden Leistungen erst recht zu entfalten. So war es auch mit dem Stil. Mit Recht hob Wachsmuth hervor: „Von Anfang an freilich ist seiner Schreibweise Sinn für feine Nüancirung des Ausdrucks, Reichthum an glücklichen Wendungen und Bildern, freiste Herrschaft über die Sprachmittel eigen; aber — wenn ich mich nicht täusche — nahm sie doch an Mannichfaltigkeit und Biegsamkeit, an Kraft und Plastik, an Anmuth und Reiz mit den Jahren immer noch zu." Leider ist er nicht dazu gekommen, seine Studien zur Geschichte des lateinischen Stils fortzusetzen.

Als Mensch und Charakter war er eine ganze Persönlichkeit, auf die die Antike tiefen Einfluß gehabt hatte. War er gegen Fremde zurückhaltend,

so wurde andererseits die Anhänglichkeit und Treue gegenüber denen gerühmt, die sich seiner Werthschätzung erfreuten. Was er seinen Schülern gewesen, ist schon oben hervorgehoben worden; seine Beziehungen zu Freunden hat mit einer Fülle kleiner Züge Hausrath geschildert. Sein feinsinnig ausgestattetes Heim war der beste Beweis für sein Kunstverständniß; es trat auch in der Pflege moderner Litteratur hervor, deren Hauptvertreter er genau kannte und in ihrem Schaffen verfolgte.

Was einst einer seiner bedeutendsten Schüler ausgesprochen, das bezeugen zahlreiche Jünger der Philologie, die Universitäten und Seminare, an denen er wirkte: „Ich bin ihm doch viel und auf immer schuldig. Ein edler Mensch!"

(Emma Ribbeck) Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart 1901. — A. Hausrath, Erinnerungen an Gelehrte und Künstler der badischen Heimath. Leipzig 1902, S. 31—98: Otto Ribbeck (unter dem Titel: Alte Bekannte. Gedächtnißblätter, III). — Erinnerungen an Ernst Friedrich Gabriel Ribbeck. Herausgegeben von seinen Söhnen. Als Manuscript gedruckt. Berlin 1863. — Wachsmuth, Worte zum Gedächtniß von O. Ribbeck. Gesprochen in der Gesammtsitzung der beiden Classen der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig am 14. November 1898, in: Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. d. W. zu Leipzig. Philologisch-histor. Classe, 50. Bd. 1898, I, 177—196 (auch als Separatabdruck erschienen). — R. Opitz, Johannes Karl Otto Ribbeck, in A. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog, III. Bd. Berlin 1900, S. 271—283. — W. Dilthey, Otto Ribbeck, in der Deutschen Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Band LXXXXVI (Juli—September 1898). Berlin, S. 450—454. — E. von Wölfflin im Archiv für lateinische Lexikographie. 1899, Heft 2, S. 298 f. — Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Aufl. 13. Band (Leipzig 1895), S. 841. — Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Ges. d. W. zu Leipzig. Philologisch-histor. Classe, 50. Bd. 1898. Leipzig, S. V. — Leipziger Tageblatt u. Anzeiger, 19. Juli 1898, Nr. 360, Morgenausgabe, 2. Beil. — O. Crusius, in der Beilage der (Münchner) Allgem. Zeitung 1898, Nr. 180. — Nationalzeitung 1898, Nr. 415. — P. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, S. 113 f. — Th. Fontane, Der Tunnel über der Spree, in der Deutschen Rundschau, Bd. LXXXVII (1896), S. 160 ff.

Georg Müller.

Richter: Aemilius Ludwig R., Kanonist, geboren zu Stolpen, unweit Dresden, als Sohn des dortigen Finanzprocurators (Advocaten) am 5. Februar 1808, † zu Berlin am 8. Mai 1864. Er legte die Gymnasialstudien in Bautzen zurück, studirte in Leipzig von 1826 an drei Jahre die Rechte, gleichzeitig geschichtliche und philologische Studien treibend. Sein Vater war wegen zahlreicher Familie nicht in der Lage, den Sohn ausgiebig zu unterstützen, so daß dieser schon als Student durch Privatstunden seinen Unterhalt zum großen Theile beschaffen mußte, und ohne die Mittel das Doctorat zu erwerben trat er, als Baccalaureus die Universität verlassend, 1829 als Obergerichtsauditor zu Leipzig in den Staatsdienst, habilitirte sich im selben Jahre als Privatdocent und fing an, die Advocatur auszuüben. Seine ersten Abhandlungen brachten ihm auf Betreiben Hugo's das Ehrendoctorat der juristischen Facultät zu Göttingen ein. Hierauf gestützt und um einen Beschluß der Facultät, den Baccalauren die venia legendi zu entziehen, zuvorzukommen, habilitirte er sich nochmals förmlich mit einer vortrefflichen Schrift

im J. 1835 und wurde im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor ernannt. Das Jahr 1838 brachte einen Ruf nach Marburg. Am Tage der Abreise heirathete er, nahm aber für den Mittag eine Einladung bei Gersdorff an, der ihn auf die Post begleitete und sehr verwundert wurde, als R. ihm eine einsteigende Dame als die junge Frau vorstellte. Kein College wußte von der Heirath.

Die Marburger Zeit war, wie er mir oft sagte, die glücklichste seines Lebens. Enthoben der Noth und Sorge, mit der er bis dahin gekämpft hatte, körperlich ziemlich rüstig, in innigem Verkehr mit befreundeten Collegen lebte er nur dem Lehramte — Kirchenrecht und Civilproceß — und der Wissenschaft. Aus dieser Zeit stammen jene Arbeiten, welche seinen Namen begründet haben. Kurz vor der Generalsynode des Jahres 1846 wurde er nach Berlin berufen, wie Eilers (Das Ministerium Eichhorn, 1849) sagt, weil Eichhorn eine kirchliche Kraft zur Verfügung haben wollte, welche, ohne auf selbständige Haltung Anspruch zu machen, ihren Ruhm in der Brauchbarkeit fand. Er beschränkte sich im Lehramt auf das Kirchenrecht, neben dem Lehramte war er mit Gutachten u. s. w. im Cultusministerium beschäftigt, stand Eichhorn zur Seite für die sich aus der Generalsynode ergebenden Fragen und wurde Mitglied des am 28. Januar 1848 errichteten Oberconsistoriums. Im J. 1850 wurde er mit dem Titel eines Oberconsistorialraths in den neu gegründeten Evangelischen Oberkirchenrath berufen. Die ihm obliegende Arbeitslast, die ständigen Reibungen besonders mit dem Collegen Stahl bereiteten ihm viele Noth, ein sehr altes Luftröhrenleiden und Augenleiden drückten ihn nieder, alljährliche Badecuren verschafften nur zeitweise Besserung. Die Stellung im Oberkirchenrathe vertauschte er 1859 mit der eines Geh. Oberregierungs- und vortragenden Raths im Cultusministerium. Was er in dieser Stellung an Entwürfen u. dgl. gearbeitet hat, ist meist ohne Erfolg geblieben. Ich besuchte R. zuerst im October 1849, bin sofort von ihm mit der größten Liebe aufgenommen worden, habe mit ihm bei unserer beiderseitigen Anwesenheit in Berlin bis zum Mai 1853 fast täglich verkehrt, holte ihn zum Spazierengehen ab und wurde auch oft von ihm abgeholt, ich habe zahllose Abende in seinem Hause mit ihm und seiner Frau — die Ehe war kinderlos — zugebracht, in den Sommern 1851 und 1852 wiederholt für ihn in seiner Wohnung, wenn er unwohl war, die Morgens 6 Uhr beginnenden kanonistischen Uebungen (Einführung in die Behandlung der Quellen) geleitet, bin nach 1853 in stetem Briefwechsel mit ihm geblieben und habe ihn sicher am genauesten von allen Schülern gekannt. Es ist nicht möglich, R. an diesem Orte so eingehend zu behandeln, wie das von mir und Anderen an den anzuführenden Orten geschehen ist, die Bedeutung Richter's rechtfertigt jedoch ein näheres Eingehen auf seinen Charakter und seine Wirksamkeit.

Als Mensch war R. liebenswürdig, heiter, ein Freund des Humors, ja oft von einer für einen Mann in den vierziger Jahren seltenen Lustigkeit, in seinem Urtheile unendlich milde; niemals hat er über Collegen oder überhaupt den Sittenrichter gespielt. Familienumgang hatte er mit keinem Collegen, nur seit 1850 mit Keller, den er in Schutz nahm selbst gegen dessen notorische Lebensweise, an die nicht zu glauben er sich den Anschein gab. Das mir Merkwürdigste war das innige Verhältniß zwischen ihm und seiner Frau, die aus ganz niedriger Herkunft sich bei guten Anlagen einen gewissen Schliff angewöhnt hatte, aber auch einen nicht gerade feinen Ton cultivirte, ein Bruder derselben hat ihnen bittere Stunden bereitet. Im Hause von R. verkehrten ab und zu Bischof Neander, Präsident v. Uechtritz, der frühere Marburger Thiersch (Irvingianer).

Als Lehrer war R. keineswegs hervorragend, sein Vortrag infolge des klanglosen Organes unschön; er dictirte zum Theil, sprach dann darüber, was er gab, blieb bei weitem hinter dem Inhalte des Lehrbuchs zurück, so daß man eigentlich nicht viel lernte. Und dennoch wirkte er als Lehrer enorm, weil Jeder sofort empfand, daß er mit Lust und Liebe an der Sache hing. Diese Lust und Liebe brachte er dem Lernenden bei, er ging unverdrossen ein auf jeden Wunsch, war stets bereit, Material zu verschaffen, stellte seine eigene Bücherei mit vollster Freiheit zur Verfügung und erleichterte die Benutzung anderer — ich habe von ihm, freilich auch von Rudorff, Heffter u. A., stets viele Blanketts für die königliche Bibliothek gehabt. So ist es begreiflich, daß er viele Schüler hatte, die kanonistische Dissertationen machten und ihm widmeten, daß zu seiner Zeit in Berlin eine Reihe kanonistischer Dissertationen erschienen und kaum ein anderer Docent so viele Schüler gehabt hat, die sein Fach ergriffen (vgl. meine Angaben in der Geschichte der Quellen).

R. war übrigens reiner Büchergelehrter, arbeitete nur gut und sicher in seiner Bibliothek, wo nichts ihn störte und beunruhigte; sofortiges Eingehen und Erörtern auf Fragen, war nicht seine Sache. Was R. an Gedanken besaß und geleistet hat, schöpfte er aus den Quellen, wirklich selbständige Ideen und Gesichtspunkte hatte er nicht, außerhalb der Studirstube und von seinen Büchern getrennt entbehrte er auch der Kraft und Fähigkeit, energisch seine Ansichten zu vertreten; er war gänzlich ungeeignet zum Staatsmann und Politiker, aber ein unendlich brauchbarer Arbeiter für das, was der Minister wollte. Sein Eintritt in den Oberkirchenrath bezw. ins Ministerium war ein Fehler, aber erklärlich, wie er mir offen sagte, um eine vom Katheder unabhängige gesicherte Stellung zu erhalten, die bei den durch seine Gesundheit geforderten Bedürfnissen und dem Mangel von Vermögen nothwendig wurde.

Richter's Verdienste als Schriftsteller lassen sich für das katholische Kirchenrecht dahin feststellen, was ich am unten anzuführenden Orte ausführlich begründet habe: Er hat durchaus objectiv, objectiver als jeder andere evangelische Kanonist vor ihm, das Recht dargestellt, das geltende lediglich auf Grund der Quellen und der katholischen Litteratur, die Geschichte, ohne für einen einzelnen dogmatischen Punkt etwas Neues zu liefern, rein quellenmäßig. Durch das mit mir gearbeitete Werk über das Tridentinum und seine objective Methode hat thatsächlich der curiale Einfluß gewonnen, da man in Deutschland jetzt die römische Praxis erst wirklich kennen lernte und eine ganz andere Behandlung der kirchlichen Rechtsfragen, welche mit staatlichen zusammenhängen, aufkam. Was das evangelische Kirchenrecht betrifft, so war R. ein guter, liberaler Protestant, ohne festen dogmatischen Standpunkt, ein Anhänger des historischen landesherrlichen Summepiscopats und, mit einem Worte gesagt, ein Mann des juste milieu. Er hat sich weder für das katholische, noch das evangelische Kirchenrecht gänzlich freigemacht von dem theologischen Ballast, aber doch das wirklich Juristische mehr in den Vordergrund gestellt und herausgearbeitet, als ein Kanonist vor ihm. Schließlich ist hervorzuheben, daß R. ein Freund der freien religiösen Ueberzeugung war, Feind der staatlichen Knechtung wie der kirchlichen Inquisition und von dem vernünftigen der Entwicklung zugänglichen Standpunkte eines denkenden Mannes aus in der geschichtlichen Bildung nicht ein für alle Zeiten nothwendig Bleibendes sah, sondern sich bewußt war, daß neue Zustände und Bildungen, wenn sie als berechtigt und gefestigt angesehen werden können, vollen Anspruch auf Berücksichtigung haben, eine durch die Geschichte selbst begründete Forderung.

Schriften: „Beiträge zur Kenntniß der Quellen des canonischen Rechts" (I: Ueber Algerus von Lüttich und sein Verhältniß zu Gratian, II: Zur Berichtigung der Inskriptionen im Dekret., III: Ueber die Collectio Anselmo dedicata), Leipzig 1834; „De emendatoribus Gratiani", ebd. 1835; „Marburger Prorectoratsschrift" (I: De triplici damnatione Formosi episcopi Portuensis, II: De antiqua canonum collectione, quae in Codd. Vatic. 1347 et 1352 continetur), abgedruckt 1844; „De inedita Decretalium collectione Lipsiensi", Lips. 1836; „Corpus iuris canonici" (P. I: Decretum Gratiani, 1836, P. II: Decretales Gregorii IX etc., ib. 1839, 4⁰); „Canones et decreta sacr. oec. Concilii Trid.", ib. 1839; „Can. et decr. Concilii Tridentini ex editione Romana a 1834 repetiti: Accedunt S. Congr. Conc. Trid. Interpretum Declarationes ac Resolutiones ex ipso Resolutionum Thesauro, Bullario Rom. et Benedicti XIV. S. P. Operibus et Constitutiones Pontificiae recentiores ad jus commune spectantes e Bullario Rom. selectae. Assumpto socio Friderico Schulte J. U. D. edidit A. L. R.", ib. 1853; „Die evangelischen Kirchenordnungen des sechzehnten Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechts und der Verfassung der evangel. Kirche in Deutschland", Weimar 1846, 2 Bde. 4⁰; „Verhandlungen der preußischen Generalsynode von 1846", Leipzig 1847; „Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf deutsche Zustände", Leipzig 1842, 5. Aufl. 1856, die 6., 7. ganz, 8. theilweise von R. Dove, theilweise von W. Kahl besorgt. Diesem Buche verdankt R. eigentlich das große Ansehen, welches er genoß, worüber meine Ausführung a. a. OO. „Geschichte der evangel. Kirchenverfassung in Deutschland", ebd. 1851; „Beiträge zur Geschichte des Ehescheidungsrechts in der evangel. Kirche", Berlin 1858; „König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangel. Kirche", ebd. 1861; „Beiträge zum preußischen Kirchenrechte". Aus dessen Nachlaß herausgegeben von P. Hinschius, Leipzig 1865; „Mittheilungen aus der Verwaltung der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten in Preußen", 1847; „Vortrag über die Berufung einer evangel. Landessynode", Berlin 1848; „Der Staat und die Deutschkatholiken. Eine staats- und kirchenrechtliche Betrachtung", Leipzig 1846. Dazu Aufsätze und Anzeigen in den von ihm redigirten Zeitschriften: „Kritische Jahrbücher für die deutsche Rechtswissenschaft", von R. begründet 1837, von ihm redigirt bis 1842, seit 1839 Schneider Mitherausgeber; „Zeitschrift für das Recht und die Freiheit der Kirche", mit H. F. Jacobson, Leipzig 1847, ging mit dem zweiten Hefte ein. — Verschiedene Gutachten u. dgl. von mir Geschichte der Quellen S. 225 aufgezählt.

v. Schulte in Dove, Zeitschr. f. Kirchenrecht V, 259—280; ders. in Gesch. d. Quellen u. Lit. des canon. Rechts III, 2 u. 3, S. 210—225. — Dove in seiner Zeitschr. VII, 273—404. — Hinschius in Zeitschr. f. Rechtsgesch. IV, 351—379. — Mejer in Preuß. Jahrb. XI, 339 ff.

v. Schulte.

Richter: Heinrich R., kgl. bair. Hofschauspieler und Regisseur, Ehrenmitglied des kgl. Hoftheaters, kgl. Professor der Schauspielkunst, geboren am 18. October 1820 in Berlin, † am 22. Mai 1896 zu München.

Heinrich Richter's Familie stammte aus Baiern und war mit der Jean Paul Richter's verwandt. Heinrich war aber in Berlin als der Sohn eines Finanzministerialbeamten geboren. Sein Urgroßvater war im Markt Ipsheim, in der Nähe von Ansbach, geboren und dort Prediger gewesen. Der Vater war nach Berlin gezogen, als das seit 1791 preußische Ansbach bairisch wurde, nach der Schlacht von Jena. Der junge R. besuchte in Berlin das französische

Gymnasium und hat zu jener Zeit die ersten Theatereindrücke empfangen. Sie waren so mächtig in ihm, daß er ihnen alles zu opfern beschloß. Schon bevor er absolvirt hatte, und zwar mit Auszeichnung, war er heimlich zu Eduard Devrient gegangen, der damals als Schauspieler und Sänger am Kgl. Schauspielhause engagirt war, und ließ sich von ihm unterrichten, wie später dann auch in der Ernst'schen Theaterschule, in deren Privattheater er, noch nicht 16 Jahre alt, als Till in Raupach's „Schleichhändler" auftrat; ja er wußte sogar als Statist den Weg auf die Bühne des Opernhauses zu finden. Im August 1837 verließ R. heimlich das Vaterhaus, in dem er keine Zustimmung für seine Berufswahl zu hoffen hatte, und ging nach Berlin, um dem Director der genannten Theaterschule nach Frankfurt a. O. zu folgen. In Posen lernte ihn Auguste Crelinger kennen und schätzen. Ihrer Empfehlung verdankte er sein erstes Engagement, das er am 1. Januar 1839 dort antrat. Am 13. desselben Monats trat er zum ersten Male als Eduard in Kotzebue's „Epigrammen" auf. Nicht lange blieb er dort, und es begann nun ein ziemlich bewegtes Wanderleben. Nach zwei Jahren sehen wir ihn in Rostock, gleich darauf in Bremen, wo er als jugendlicher Held und Liebhaber bald auch der Liebling des Publicums wurde. Nun wollte er nach Leipzig; da winkte ihm ein Engagement am Wiener Burgtheater. Am 8. Mai 1843 trat er dort als Gast (in Raupach's „Geschwistern") auf und zwar mit solchem Erfolge, daß Director v. Holbein gern eine Conventionalstrafe von 100 Louisdor zahlte, um den jungen Mann von seinen bereits eingegangenen Leipziger Verpflichtungen loszulösen. Im Burgtheater, wo er bis zum 30. Juni 1844 117 Mal auftrat, nahmen sich Fichtner, Loewe, Anschütz, La Roche seiner an. Die Eltern hatten sich zwar mit dem jugendlichen Ausreißer, niemals aber mit dessen Beruf ausgesöhnt. Und der später so gemessene Mann von unverkennbar norddeutsch kühlem Temperament muß damals in der That noch ein sehr unruhiger Geist gewesen sein. Auch am Burgtheater litt es ihn nicht lange. Er fand sich zu wenig beschäftigt. Ungern gab man ihm die geforderte Entlassung, und schon am 9. August 1844 trat er als Don Carlos ein Engagement in Leipzig an. An diesem Tage wurde das Stadttheater nach einer völligen Restaurirung wieder eröffnet. In Leipzig war R. auch Albert Lortzing näher getreten. Nun wurde er auch seßhafter, obwohl er bald einsehen mußte, daß er es im sicheren Hafen des Wiener Burgtheaters ruhiger gehabt hätte, denn die Stürme des Jahres 1848 gingen auch über das Leipziger Theater nicht spurlos hinweg. Er wurde mit dem ganzen Personal auf halbe Gage gesetzt und dieses beschloß, „auf Theilung" weiter zu spielen. Vor diese kritische Zeit fällt ein kurzes erfolgreiches Gastspiel Richter's in seiner Vaterstadt Berlin, wo er auch zu zwei Vorstellungen im „Neuen Palais vor Sr. Majestät" befohlen wurde. Im Jahre darauf sollte R. den ruhigen Hafen finden, den sein Lebensschifflein fürderhin nicht mehr zu verlassen brauchte. Wiederholt hatte die Intendanz der Münchener Hofbühne mit R. anzuknüpfen versucht; im Januar 1849 sagte er zu und war bereits gebunden, als sich ihm gleichzeitig auch die Aussicht eröffnete, nach Wien zurückkehren zu können. Am 20. März 1849 trat er als Arthur in „Ein Arzt" und als Richard in „Richard's Wanderleben" zum ersten Male in seinem künftigen Wohnsitz auf. Don Carlos und Mortimer folgten. Der Erfolg dieses Gastspiels führte gleich zum Abschluß des Engagements, das er am 1. August 1849 antrat. Noch vorher hatte er sich in Leipzig eine Gattin geholt, die schöne Tochter des Großkaufmanns Heinrich Mayer.

R. hat München von da an nur mehr zu gelegentlichen, aber damals noch nicht so häufig üblichen Gastspielen verlassen. Am 1. Februar 1851

hatte Dingelstedt, für R. und seine Collegen völlig überraschend, die Leitung der Hofbühne übernommen. Von allen seinen vielen Chefs scheint R. diesem die geringsten Sympathien entgegengebracht zu haben. Im Juli desselben Jahres hatte R. die Freude, mit seinem Lehrer Eduard Devrient, der als Gast kam, zu spielen. Nun fehlte es auch nicht an Ehren mannichfacher Art. Die bairischen Könige Max II. und Ludwig I. waren ihm hold. Am 22. September 1859 wurde er wirklicher Regisseur, nach Dahn's Abgang sogar der einzige, später auch der künstlerische Beirath des neuen Intendanten Schmitt. Eine schmerzliche Unterbrechung erfuhr seine Thätigkeit durch eine Luxation seines rechten Knies, die er sich als erster Holk'scher Jäger in „Wallenstein's Lager" zugezogen hatte und die ihn fast sieben Monate von der Bühne fernhielt. Am 12. Januar 1868 übernahm Karl Frhr. v. Perfall die Leitung der Münchener Hofbühne; unter ihm und seinem König Ludwig II. stand R. auf dem Zenith seines Könnens und seiner Erfolge. Es kam die Zeit der „königlichen Separatvorstellungen" und der ihnen folgenden königlichen Ehrungen und Geschenke. Denkwürdige Daten waren der 17. Juli 1870, als R. nach der Mobilisirung vor dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in „Wallenstein's Lager" wieder seinen Holk'schen Jäger sprach; der 10. Januar 1873, als er als einer der ersten die neugeschaffene Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt; der 1. August 1874, sein 25jähriges Jubiläum als Münchener Hofschauspieler, die „Musterspiele" des Jahres 1880. Im März 1878 hatte er seine Gattin nach langem Leiden verlieren müssen. Da nahm er die Lehrerstelle an der dramatischen Abtheilung der Kgl. Musikschule an, die später zum Ruheposten für ihn werden sollte, die aber weder er noch ein Anderer zu größerer Bedeutung bringen konnte. Langsam, aber klaglos war er in das ältere Fach übergegangen. Im Jahre der „Musterspiele" wurde sein 60. Geburtstag gefeiert, und in demselben Jahre, als Lewinsky aus Wien kam, den Franz Moor zu spielen, übernahm er den alten Moor, dem er nun treu blieb. Zu einer rührenden Huldigung gestaltete sich die Feier seines 50jährigen Künstlerjubiläums am 13. Januar 1889: er spielte den Musikus Miller. Langsam, anfangs nur den Vertrauteren bemerkbar, ging es dem Ende zu. Das Gedächtniß begann zu versagen. Ohne es zu ahnen, trat er am 19. Juni 1893 in der kleinen Episodenrolle des Generals v. Klebs in Sudermann's „Heimath" zum letzten Male auf. Die Aerzte verboten ihm die Aufregungen eines wirklichen Abschiedsabends, und so ging denn R. nach 45jähriger Dienstzeit am Hoftheater, nach 37jähriger Thätigkeit als Regisseur und 55jähriger als Schauspieler am 1. Januar 1894 mit dem Titel eines kgl. Professors und Ehrenmitglieds der Hofbühne in Pension. Er war an 7455 Abenden in 584 verschiedenen Stücken und 678 verschiedenen Rollen aufgetreten, darunter an 22 Opernabenden. Auch litterarisch war R. thätig gewesen. Seine Bearbeitung von Lope's Drama „El major Alcalde el Rey" wurde unter dem Titel „Der beste Richter ist der König" in den königlichen Privatvorstellungen gegeben. Auch Molière'sche Stücke hat R., der seine französische Schule auch auf der Bühne nicht verleugnete, übersetzt und eingerichtet. Zu jener Zeit war R. auch zu Richard Wagner in Beziehungen getreten. Wagner hielt auf ihn große Stücke, bis er einmal auf dessen Frage, was er von dem eben zum ersten Male aufgeführten Tristan halte, offen eingestand, daß ihm Holländer, Tannhäuser und Lohengrin lieber, weil verständlicher, seien. Wagner hat ihn darauf nie mehr angesprochen. Am 1. November 1895 führte ein Bluterguß ins Gehirn Gehirnerweichung nach sich, und am 22. Mai des nächsten Jahres erlag der greise Schauspieler nach kurzem Siechthum einer Lungenentzündung.

Ein überaus treffendes Wort, das die vornehme Art seiner Kunst am besten bezeichnet, hat einmal von R. gesagt, daß der Titel Hofschauspieler für ihn eigens hätte erfunden werden müssen, wenn er nicht schon früher bestanden hätte. Vornehmheit war das Kennwort für alle Leistungen, sowie für die persönliche Erscheinung dieses echten deutschen Künstlers. Ein bahnbrechendes schauspielerisches Genie von hinreißendem Feuer ist er wohl kaum je gewesen, aber ein Künstler, der jede, auch die kleinste Aufgabe, durch das Medium seiner Persönlichkeit adelte. Selbst als gebrechlicher Greis hat er nie seine Rolle verdorben, und so ist er durch seine nicht blendenden, aber erwärmenden, gediegenen Mittel und durch den Nachdruck seiner edlen Gestaltungskraft der ersten Bühne seiner zweiten Vaterstadt durch Jahrzehnte wirklich das geworden, was man im schönsten Sinne eines viel mißbrauchten Wortes eine Stütze des Repertoires zu nennen liebt.

Ein Sohn Richter's hat (nicht für den Buchhandel) eine Biographie seines Vaters erscheinen lassen (Heinrich Richter, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Eine biographische Skizze nach eigenhändigen Aufzeichnungen, vorgefundenen Briefen und Documenten, sowie mündlichen Ueberlieferungen des Künstlers von Heinrich Richter jun., Darmstadt 1897, 190 S. in gr. 8°), ein gut und pietätvoll gemeintes Sammelwerkchen von allem möglichen interessanten und oft auch recht bedeutungslosem Material, das leider vielfach sich später als sehr unzuverlässige Quelle erwiesen hat. Nach diesem ist mein biographischer Artikel im ersten Bande des von Anton Bettelheim 1897 erschienenen „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs“ verfaßt und im nächsten Bande durch einen Nachtrag in einzelnen Angaben berichtigt worden. Außer in der Tagespresse erschienen biographische Artikel über R. noch im Theater-Almanach der Deutschen Bühnengenossenschaft (Achter Jahrgang 1897, S. 176) und in Ludwig Eisenberg's leider ebenfalls sehr unzuverlässigem Großen Biographischen Lexikon der Deutschen Bühne (Leipzig 1903, S. 831).

Alfred Frhr. v. Mensi.

Richthofen: Karl Otto Johannes Theresius Freiherr von R., bedeutender Rechtshistoriker, wurde am 30. Mai 1811 zu Damsdorf in Niederschlesien geboren und wuchs im väterlichen Hause zu Brechelshof (Kr. Jauer) auf. Nachdem er die Prima der Ritterakademie zu Liegnitz absolvirt hatte, begann er das Studium der Jurisprudenz auf der Landesuniversität Breslau, wo ihn Unterholzner besonders anzog. In Berlin schloß er sich sehr bald, durch Savigny und Eichhorn gewonnen, der rechtshistorischen Schule an, und Eichhorn's Vorlesungen über deutsches Staatsrecht gaben der wissenschaftlichen Entwicklung des jungen Mannes die entscheidende Richtung. Schon ganz erfüllt von dem großen Plane einer gründlichen Erforschung der altfriesischen Rechtsgeschichte, eilte R. nach Göttingen, um unter dem Altmeister der germanischen Philologie, unter Jakob Grimm, die friesische Sprache zu studiren und sich eine gründliche philologische Ausbildung zu erwerben, die ihm für die Durchführung seiner Arbeiten unerläßlich schien. Auf den Rath Jakob Grimm's unternahm er im Sommer 1834 von Göttingen aus eine Studienreise durch die niedersächsischen und friesischen Bibliotheken und Archive, um sich nach unbekannten Handschriften friesischer Rechtsquellen umzusehen. Er berührte auf dieser Reise Wolfenbüttel, Hannover, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Aurich, Emden, Groningen, Leeuwarden und Leiden, wurde besonders liebenswürdig in Groningen aufgenommen, erfuhr dafür aber einen unerwarteten Widerstand in Leeuwarden. Die Ausbeute der Reise war so groß, daß sich R. zu einer Gesammtausgabe der altfriesischen Rechtsquellen entschloß, die im J. 1840 in

zwei Bänden (Bd. 1, Friesische Rechtsquellen [Texte], Berlin 1840; Bd. 2, Altfriesisches Wörterbuch, Göttingen 1840) erschien und R. mit einem Schlage einen angesehenen Namen unter den Rechtshistorikern sowohl als unter den altdeutschen Philologen verschaffte. Am 8. Juli 1840 wurde R. in Halle zum Dr. juris promovirt, und im Sommer 1841 habilitirte er sich als Privatdocent in der juristischen Facultät der Berliner Universität. In fast 20 jähriger Lehrthätigkeit hat R. hier die germanistischen Fächer und das deutsche Staatsrecht vertreten. Er wurde sehr bald zum außerordentlichen Professor ernannt und am 16. October 1860 bei Gelegenheit des Berliner Universitätsjubiläums von der philosophischen Facultät der Universität Berlin durch die Verleihung des Dr. phil. honoris causa geehrt. Er wird als ein anregender Lehrer geschildert, und er widmete sich seinen Vorlesungen und sonstigen akademischen Pflichten mit solcher Hingebung, daß ihm schließlich der Fortgang seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeiten darunter zu leiden schien. Deshalb entschloß er sich im J. 1860, seine Professur niederzulegen, um von nun an ausschließlich wissenschaftlicher Beschäftigung leben zu können. Er zog sich nach Damsdorf zurück und kam nur den Winter über regelmäßig auf längere Zeit nach Berlin. Als Gutsherr auf Damsdorf beschäftigte er sich daneben intensiv mit praktischer Landwirthschaft und blieb auch dem politischen Leben nicht fern: nachdem er bereits 1850—1852 dem Erfurter Parlament angehört hatte, wählte ihn 1861 sein Heimathskreis zu seinem Vertreter im preußischen Abgeordnetenhause.

Im September 1867 überfiel ihn, während er zu einer Brunnencur in Ems weilte, plötzlich ein schweres Augenleiden, das ihm für längere Zeit jede wissenschaftliche Bethätigung unmöglich machte und ihn bis an sein Lebensende des freien Gebrauchs seiner Augen beraubte. Doch mit seltener Energie wußte er des körperlichen Leidens Herr zu werden, und unterstützt durch einen Amanuensis, der ihm vorlas und dem er dictirte, nahm er bald die gelehrte Arbeit wieder auf und blieb ihr mit rastloser, immer nur tiefer dringender Liebe getreu. Die 1870er Jahre waren für ihn eine Zeit der Sammlung und des Sammelns. Sein langes Schweigen in Verbindung mit der Nachricht von seiner schweren Erkrankung hatten in der gelehrten Welt gegen Ende der 70er Jahre die irrige Meinung aufkommen lassen, R. sei längst gestorben. Da überraschte er 1880 die Welt durch den ersten Band seiner fundamentalen „Untersuchungen zur friesischen Rechtsgeschichte“, dem dann in rascher Folge die übrigen Bände und eine verwandte Arbeit folgten. Mitten aus dieser Periode erneuten Schaffens riß den 77 jährigen nach nur 14 tägiger Krankheit am 6. März 1888 der Tod.

In seinen „Untersuchungen“ ist R. zu demjenigen Problem zurückgekehrt, das ihn zuerst auf die altfriesischen Studien geführt hatte: die Frage nach der Entstehung und der Entwicklung der Landeshoheit in Friesland hat ihn Zeit seines Lebens wohl am stärksten und innerlichsten interessiert. Aber der Weg von den ersten durch Eichhorn's Vorlesungen angeregten Jugendplänen bis zu den reifen Untersuchungen über Upstalsbom, Freiheit und Grafen in Friesland ist recht weit und nicht geradlinig gewesen. Es liegt das an der Eigenart von Richthofen's Begabung und Arbeitsweise. Er besaß den klaren Blick des Juristen, wenn es galt, eine neue Aufgabe erschöpfend zu disponiren und nach allen Seiten hin abzugrenzen; ja, er muß eine besondere Freude an solchem Plänemachen gehabt haben. Trat er dann aber in die Einzelarbeit ein, so ging ihm die Arbeit nicht so glatt von der Hand. Eine echt philologische Akribie, eine Andacht zum Kleinen, wie er sie mit seinem Lehrer Jakob Grimm theilte, ließ ihn fast zu ängstlich bei jeder Nebensache verweilen, um auch hier auf den Grund zu gelangen. So sind alle seine

Arbeiten äußerst solide, wohl fundamentirte Leistungen, die ihren Stoff erschöpfen; aber sie gehen leicht etwas zu sehr in die Breite, anstatt energisch aufs Ziel loszusteuern. Mit zunehmendem Alter wurde diese vorsichtige, und dabei doch wieder behagliche Art immer ausgeprägter; die Ausgabe der friesischen Rechtsquellen hat am wenigsten darunter gelitten; die Untersuchungen zur friesischen Rechtsgeschichte werden geradezu durch den Altersstil charakterisirt. Wie ganz anders würde wohl die Friesische Rechtsgeschichte ausgesehen haben, wenn R. sie im ersten frischen Anlauf zugleich mit den Rechtsquellen zum Abschluß gebracht hätte!

Es war dies durchaus seine Absicht gewesen; das specielle Thema von der Freiheit der Friesen und der Landeshoheit in Friesland hatte sich dem jungen R. sehr bald zu dem Plane einer allgemeinen friesischen Rechtsgeschichte erweitert, die das gesammte ältere friesische Stammesrecht von der karolingischen Epoche bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nacheinander in den vier großen, durch das vorhandene Quellenmaterial gegebenen Zeitabschnitten darstellen sollte. Wir haben eine ausführliche Entwicklung dieses Planes von R. selbst im Vorwort zu Band 1 der „Untersuchungen“. Es kam ihm vor allem darauf an, den ganzen Schutt der Jahrhunderte, den eine reiche sagenhafte Tradition und die willkürliche Construction der späteren friesischen Geschichtschreiber, besonders des berühmten und viel ausgeschriebenen Ubbo Emmius, über den echten Quellen der altfriesischen Staats- und Gerichtsverfassung aufgethürmt hatte, gründlich fortzuräumen und „aus echten Werkstücken einen neuen Bau aufzuführen“. Dazu war aber vor allem nöthig, erst einmal das authentische Quellenmaterial aus den Archiven und den ungenügenden älteren Ausgaben hervorzuziehen und es einer systematischen Sichtung zu unterwerfen. So entstand, als Vorarbeit für die größere Aufgabe, 1840 die Ausgabe der „Friesischen Rechtsquellen“. Sie ist wohl die abgerundetste Leistung Richthofen's, ein völlig selbständiges, äußerst sorgfältig gearbeitetes Werk von ungemeiner Frische der Conception, noch heute die grundlegende Ausgabe der Rechtsquellen in altfriesischer Sprache. Hatte es bis dahin immer schon für eine große That gegolten, wenn ein einheimischer Gelehrter einmal ein einzelnes altfriesisches Rechtsdenkmal publicirte, so brachte nun Richthofen's Band 1 gleich die vollständige Sammlung sämmtlicher damals erreichbarer älterer Rechtsquellen aus den verschiedenen Theilen Frieslands; selbst die nordfriesischen Rechte, die Professor Michelsen in Kiel beigesteuert hatte, fehlten nicht. Sauber geordnet, in gereinigter Textgestalt, mit dem Variantenapparat am Fuße jeder Seite, bietet sich hier der ganze Reichthum der altfriesischen Rechtslitteratur dem Forscher und dem Laien dar. Die Anordnung des Bandes mit ihrer strengen Scheidung der allgemein-friesischen Rechtsquellen des 12. Jahrhunderts von den jüngeren Rechten der einzelnen Landschaften und mit ihrer mustergültigen Gruppirung der mannichfaltigen Paralleltexte ist an sich schon ein wissenschaftliches Verdienst; ein vergleichendes Studium der altfriesischen Texte ist erst seit Richthofen's Ausgabe überhaupt möglich geworden. Richthofen's Lesung der handschriftlichen Texte ist an manchen Stellen nicht ganz einwandsfrei; aber die Zahl dieser Versehen ist nicht eben groß und verschwindet vollkommen, wenn man daneben die Legion von Lesefehlern bei seinem Vorgänger Wiarda (Asegabuch, Berlin 1805; Willküren der Broeckmänner, Berlin 1820) und die zahlreichen Schnitzer seines niederländischen Concurrenten M. de Haan-Hettema vergleicht. Freilich mußte R. den von Hettema herausgegebenen Text der damals in Leeuwarden befindlichen dritten Emsiger Handschrift (Het Emsiger Landrecht, Leeuwarden 1830) in seinen Rechtsquellen nachdrucken, aber er hat dann doch oft genug auf offenkundige Lesefehler des ihm vorliegenden Druckes hingewiesen. Hettema

war es auch, der ihm 1834 bei seinem Aufenthalt in Leeuwarden die übrigen, damals im Besitze des Procureur criminel Petrus Wierdsma befindlichen altfriesischen Handschriften vorzuenthalten suchte, da er selber eine Ausgabe der friesischen Rechtsquellen vorbereitete. So hat R. die beiden alten Hunsingoer Codices mit der wichtigen lateinischen Fassung der gemeinfriesischen Rechtsquellen, dem sogenannten „Vetus Jus Frisicum", nur während des Zeitraumes einer einzigen Nacht benutzen können, die sogenannte Fivelgoer Handschrift aber überhaupt nicht in die Hände bekommen und auch die wichtige Westergoer Handschrift Wierdsmas, das sogenannte Jus municipale Frisionum, eine selbstständige Handschrift des in einem alten Incunabeldrucke von ca. 1470 überlieferten Westerlauerschen Landrechts, nicht gebührend heranziehen können. Für die Rechtsquellen Richthofen's ist besonders das Fehlen der Fivelgoer Ueberlieferung eine störende Lücke, die auch Hettema's Abdruck der Handschrift (Het Fivelingoer en Oldampster Landregt, Dockum 1841) nicht gebührend auszufüllen vermag. Vergeblich hatte R. sechs Jahre lang auf das Erscheinen von Hettema's Ausgabe gewartet, um wenigstens nach ihr den fehlenden Text nachtragen zu können. Als dann im J. 1858 Wierdsma in Leeuwarden starb, erwarb R. seine sämmtlichen altfriesischen Handschriften und hat sie so wenigstens für seine späteren Arbeiten im Original einsehen können. Sieht man von dem Fehlen der Fivelgoer Sammlung ab, so sind die altostfriesischen Rechtsquellen bei R. auch heute noch durchaus brauchbar. Weniger gilt dies von den allerdings viel jüngeren westfriesischen Quellen, bei denen jetzt nicht nur für das Jus municipale Frisionum die Ausgabe Hettema's (Oude Friesche Wetten II, 1; Leeuwarden 1847) herangezogen werden muß, sondern wo zugleich durch die neuen Funde von Theodor Sieb's Bruchstücke einer noch älteren westfriesischen Handschrift, des von Siebs sogenannten Codex Unia, bekannt geworden sind, deren vollständige Mittheilung noch nicht erfolgt ist.

Band 2 von Richthofen's „Friesischen Rechtsquellen" enthält das Altfriesische Wörterbuch, für seine Zeit wohl eine noch großartigere Leistung als der Textband. Zu einer Zeit, wo die Laut- und Formenlehre des Friesischen von der historischen Grammatik überhaupt noch nicht behandelt worden war, wagte es dieser Rechtshistoriker, ein altfriesisches Glossar aufzustellen, das der sprachlichen Seite volle Aufmerksamkeit schenkte. Mit scharfem Auge hatte R. erkannt, daß gerade wie das altfriesische Recht, so auch die altfriesische Sprache gewissermaßen die Brücke von den continentalen Germanen zu den Angelsachsen und den nordischen Stammverwandten bildet. So wird in Richthofen's Altfriesischem Wörterbuch von vornherein der richtige Nachdruck auf die zahlreichen altenglischen und die nicht ganz so häufigen altnordischen Entsprechungen gelegt. Das sollte der moderne Germanist, der dem Altfriesischen Wörterbuch immer nur seine absolute Rückständigkeit in allen Fragen der neueren Lautlehre vorwirft, doch bedenken! Aber das Altfriesische Wörterbuch ist nicht nur ein Glossar; es ist auch ein sehr werthvolles Sachwörterbuch zu den altfriesischen Rechten, und hier ist es keineswegs veraltet, sondern noch heute eine unerschöpfliche Fundgrube und ein unentbehrlicher Schlüssel für das Verständniß der altfriesischen Texte.

Mit froher Erwartung mußte ein jeder Freund des germanischen Alterthums die in der Vorrede der Friesischen Rechtsquellen angekündigte friesische Rechtsgeschichte des Autors begrüßen. Wie weit der Entwurf dieser Rechtsgeschichte beim Abschluß der Rechtsquellen (1840) bereits gediehen war, können wir nicht genau erkennen. Wenn aber R. dort in der Vorrede gesagt hatte, es sei seine ursprüngliche Absicht gewesen, beide Werke gleich vereint dem Publicum vorzulegen, und nur auf den Wunsch des Verlegers habe er davon

Abstand genommen, so ist daraus nicht zu schließen, daß nun auch der Entwurf der friesischen Rechtsgeschichte bereits fix und fertig vorgelegen hätte. Im Gegentheil erfahren wir aus dem oben schon einmal citirten Vorworte der „Untersuchungen", daß R. überhaupt niemals über die Darstellung des 12. Jahrhunderts hinausgelangt ist. Je älter er wurde, je mehr der jugendliche Wagemuth einer vorsichtig abwägenden Methode Platz machte, desto weniger genügte ihm die gewählte Form der Darstellung, desto unzuverlässiger erschien ihm das ganze Gebäude, das er dort aufführen wollte, in all seinen Fundamenten. Die Mittheilungen der Rechtsquellen geben ja besonders für die älteren Perioden nur ein ziemlich verworrenes, unklares Bild des gesammten friesischen Staats- und Rechtslebens und seiner einzelnen Institute. Man wird also genöthigt sein, da auch die sonstige historische Ueberlieferung zunächst recht dürftig ist, die jüngeren Rechtsquellen und die Nachrichten späterer Perioden zur Aufhellung der älteren Verhältnisse mit heranzuziehen. Mit anderen Worten, an die Stelle der vier Querschnitte, wie sie R. in seinem Entwurf der friesischen Rechtsgeschichte geplant hatte, tritt jetzt eine ganze Anzahl von Längsschnitten, indem der Forscher nun der Reihe nach einzelne Rechtsinstitute in ihrer Gesammtentwicklung durch das ganze friesische Recht aller vier Perioden hindurch verfolgt. Das ist die neue Methode, die R. nachher in seinen „Untersuchungen" eingeschlagen hat, und mit der er nun so entscheidenden Fragen, wie der Einführung fränkischer Staatseinrichtungen in Friesland, ihrem Fortbestehen oder ihrer Umbildung, auf den Leib rückt.

Doch erst ganz allmählich ringt sich R. zu dieser neuen Methode durch. Vorläufig läßt er die Dinge ganz ruhen und begrüßt mit Freuden das Anerbieten der Monumenta Germaniae Historica, für die Bände der Leges das ältere lateinische Volksrecht der Friesen, die Lex Frisionum und im Anschluß daran auch die Lex Saxonum zu bearbeiten. Die Lex Frisionum hatte R. bereits einmal herausgegeben, vorn in den Friesischen Rechtsquellen, wo er auch den Nachweis erbrachte, daß alle älteren Texte des Gesetzes auf den einzigen Druck bei Herold zurückgehen. Die neue, verbesserte Ausgabe in den Monumenten, deren Vorrede von 1862 datirt, ist durch reiche commentirende Anmerkungen und eine längere Einleitung vermehrt. Diese Einleitung gibt in ihrer breitangelegten topographischen Beschreibung der drei Theile Frieslands einen Vorgeschmack von den unendlichen topographischen Aufzählungen des 2. und 3. Bandes der „Untersuchungen"; außerdem enthält sie aber die sehr wichtige Erörterung über den Ursprung und die Zusammensetzung der Lex Frisionum. R. zerlegt sie in drei Theile, die nacheinander von den fränkischen Königen für die unterworfenen Friesen erlassen worden seien, der älteste bereits 734 für Mittelfriesland, der mittlere für Ostfriesland 785 und der letzte, die sogenannte Additio sapientum, 802 auf dem Reichstage zu Aachen. Diese Aufstellungen Richthofen's haben sich nicht durchzusetzen vermocht; man hält heute die Lex Frisionum für eine Privatarbeit, die praktischen Zwecken dienen wollte und dazu alles sammelte, was ihr an friesischen Rechtssätzen begegnete, mochten das nun Theile königlicher Erlasse oder gewohnheitsrechtliche Sätze sein. Eine ähnliche Untersuchung über die Zusammensetzung der Lex Saxonum wuchs sich R. unter der Hand zu einem umfangreichen Buche aus, das 1868 mit dem Titel „Zur Lex Saxonum" zugleich mit der Ausgabe der Lex im 5. Bande der Leges erschien.

Bei dem Drucke dieses Buches überraschte ihn die schwere Augenerkrankung, die ihm alle fernere Editionsthätigkeit versagte. So kehrte er jetzt mit der Resignation des Alternden zu den Plänen seiner jungen Jahre zurück. Der Entwurf der friesischen Rechtsgeschichte wurde definitiv aufgelöst in eine

Reihe von Einzeluntersuchungen, deren erste und einzig zur Ausführung gelangte wohl nicht ohne Grund zu dem Problem der friesischen Landeshoheit zurückkehrte, von dem einst der Jüngling ausgegangen war. Es ist unmöglich, mit ein paar Worten den überreichen Inhalt zu charakterisiren, der sich unter dem Titel „Upstalsbom, Freiheit und Grafen in Friesland" verbirgt. Da haben wir zunächst mehrere sehr wichtige Ergänzungen zu Richthofen's Ausgabe der „Friesischen Rechtsquellen" zu verzeichnen, neue nach den jetzt in Richthofen's eigenen Besitz übergegangenen Handschriften revidirte Abdrücke des Vetus jus Frisicum, der Ueberküren und der Leges Upstallsbomicae von 1323, sämmtlich unter den Zeugnissen für den Upstallsbom (Cap. II der Abhandlung). Auch über Entstehungszeit und Handschriften der übrigen allgemeinfriesischen Rechtsquellen bringt dieses Capitel die werthvollsten Aufschlüsse. Die halb priesterliche, grauem Heidenthum entstammende Function des altfriesischen Asega, wie sie sich R. vorstellt, gibt ihm Veranlassung, eine ausführliche Darstellung der Einführung des Christenthums in Friesland mit allen urkundlichen Quellenbelegen einzuflechten, und eben diese rein historische Darstellung ist wiederum nur die Einleitung zu dem am weitesten ausgeführten Theile des Werkes, der Beschreibung der kirchlichen Eintheilung Frieslands im Mittelalter (Cap. VI), in der R. nun völlig zum Territorialhistoriker wird. Und mitten in der unabsehbaren Reihe dieser aus der gesammten historischen Ueberlieferung Frieslands mit immensem Fleiß und absoluter Zuverlässigkeit zusammengetragenen Ortsbeschreibungen plötzlich wieder ein ganz andersartiges Stück, die Abhandlung über die weltlichen Decane im münsterschen Ostfriesland (§ 16), einer der allerwichtigsten Abschnitte des ganzes Werkes, denn hier behandelt R. zusammenfassend die Frage nach dem erblichen Adel in Friesland. So ist es denn kein Wunder, wenn R. am Ende von Bd. 3 [1], mit dem das Werk jetzt leider abbricht, erst bis an den Anfang des siebenten der dreizehn in der Anfangsdisposition in Aussicht gestellten Capitel gelangt ist; gerade da, wo nun die ausführliche Darstellung der ostfriesischen Grafschaftsverfassung einsetzen sollte, entsank dem fleißigen Manne die Feder für immer. Die allein abgeschlossenen ersten sechs Capitel des ursprünglichen Planes sind im weitesten Sinne wiederum nur Vorarbeiten für diesen nicht mehr zur Ausführung gelangten Kern der Arbeit; sie räumen der Reihe nach mit den einzelnen Vorstellungen auf, die sich die unkritische ältere Geschichtschreibung über die friesische Freiheit gebildet hatte, sind also wesentlich kritischer Natur, und ihr positiver Ertrag ruht vor allem in den von R. mit soviel Vorliebe eingefügten Excursen und Seitensprüngen versteckt. Den Hauptschlag gegen die ältere Darstellung der altfriesischen Staats- und Gerichtsverfassung führt er in den beiden Abschnitten über den Upstallsbom (Cap. II und III), wo er den jedem Friesen lieb gewordenen Nimbus, den Emmius' begeisterte Schilderung um die altehrwürdige Stätte gelegt hatte, mitleidslos zerstörte. Die Geschichte dieses zeitlich engumgrenzten Instituts der altfriesischen Vergangenheit darf hinfort nicht mehr für den Erweis einer uralten persönlichen Freiheit aller Friesen angezogen werden. Die mit den Versammlungen am Upstallsbom gleichzeitigen allgemeinfriesischen Rechtsquellen des 12. Jahrhunderts ergeben vielmehr mit absoluter Sicherheit, daß die fränkische Grafschaftsverfassung auch damals noch in Friesland uneingeschränkt herrschte. Die Versammlungen am Upstallsbom sind also einfache Landfriedensversammlungen gewesen, die allgemeinfriesischen Küren und Landrechte dem gleichen Bedürfnisse entsprungen und darum wahrscheinlich am Upstallsbom selbst vereinbart oder wenigstens recipirt. Wie weit die vielgenannten „sieben friesischen Seelande", aus denen sich der alte friesische Bund zusammengesetzt haben sollte, auf wirkliche politische

Verhältnisse zurückgehen, untersucht das nächste Capitel. R. geht hier sehr radical vor; er faßt die Bezeichnung „Seeland" als einen rein geographischen Begriff und verweist die Siebenzahl ebensogut wie alle an die sieben Seelande geknüpften rechtlichen Beziehungen einfach ins Reich der Fabel. Hier wird eine erneute Durchforschung des ältesten Quellenmaterials doch vielleicht zu weniger entschiedenen Resultaten gelangen; die Möglichkeit alter politischer und rechtlicher Bedeutung der friesischen Seelande bleibt bestehen. Leichteres Spiel hatte R. bei den verschiedenen Privilegien der friesischen Freiheit, die naive historische Fälschung Karl dem Großen, Wilhelm von Holland und Rudolf von Habsburg zugeschrieben hatte. Hier hatte bereits Emmius die Unechtheit erkannt; R. weist nun in scharfsinnigen Auseinandersetzungen Entstehungszeit und Zweck jeder einzelnen dieser Fälschungen nach (Cap. V). Der ganze Rest des Werkes (von Bd. 2, S. 348 ab, also etwas mehr als die Hälfte des Ganzen!) ist dann der Beschreibung der kirchlichen Eintheilung des mittelalterlichen Frieslands gewidmet, die ich oben schon charakterisirt habe. Es ist R. besonders darum zu thun, die von Ledebur in seinem Buche „Die fünf Münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands" (Berlin 1836) vorgetragene Verquickung der späteren Decanatsgrenzen mit den alten Gaugrenzen zurückzuweisen und die principielle Verschiedenheit dieser beiden Grenzen zu erhärten. Ebensowenig wie aus der späteren Grafschaftseintheilung darf man also aus den Grenzen der kirchlichen Decanate die alte Gaueintheilung des Landes reconstruiren. Um dieses methodischen Grundsatzes willen hatte R. ursprünglich dies Capitel VI allein eingeschaltet; aber die überaus reich fließende Ueberlieferung der altfriesischen Decanatsregister ist zugleich die einzige Quelle der älteren friesischen Topographie überhaupt, und so hat R. es sich nicht versagen können, auf die Einzelheiten der Topographie Frieslands selbst einzugehen und sie mit Hülfe der gesammten historischen Ueberlieferung zu controlliren und zu befestigen. Damit hat er denn aber den Rahmen seines Buches völlig gesprengt. Mit dem ersten Abschnitte des dritten Bandes trat R. dann endlich seiner eigentlichen Aufgabe wieder näher: an dem Beispiele des alten Gaues Kinnem (des späteren Kennemerlandes), für den die reiche historische Ueberlieferung des in ihm liegenden Klosters Egmont besonders gute Auskunft gibt, wollte er das allmähliche Aufkommen der landesherrlichen Gewalt, wie sie sich aus der Grafenstellung entwickelte, klarlegen. Aber auch dieser Abschnitt des Werkes ist mehr eine selbständige, in sich abgeschlossene historische Topographie des Kennemerlandes geworden, und es ist bezeichnend, daß R. gleichzeitig die älteren Egmonter Geschichtsquellen in einer besonderen Publication edirte und kritisch untersuchte.

Fehlt so auch den „Untersuchungen" Richthofen's die ausführliche Darstellung der friesischen Grafschaftsverfassung, ihres Aufkommens und ihres Vergehens in den Umwälzungen des 13. Jahrhunderts, so hat R. doch mit den leitenden Grundgedanken, die er sich über diese Dinge gebildet hatte, nirgends zurückgehalten. Sie finden sich an vielen einzelnen Stellen des weitschichtigen Werkes ausgesprochen, und sie sind in prägnanter Kürze in § 2 der Einleitung gleichsam programmatisch dem Ganzen vorangestellt, zugleich in wirksamem Contrast zu der im § 1 gleichfalls kurz zusammengefaßten Darstellung des Emmius. Diese ältere Auffassung der altfriesischen Staats- und Gerichtsverfassung ist durch Richthofen's Werk endgültig aus der Welt geschafft worden. Auch Richthofen's Ausführungen über den Charakter der Versammlungen am Upstallsbom sind allgemein acceptirt worden; an anderen Stellen ist dagegen von rechtshistorischer Seite ein entschiedener Einspruch gegen Richthofen's Aufstellungen erhoben worden. Abgesehen von der abweichenden

zeitlichen Anordnung der allgemeinfriesischen Rechtsquellen des 12. Jahrhunderts, die Ph. Heck vorgeschlagen hat, richtet sich die Opposition, die in erster Linie auch hier von Heck ausgeht, gegen zwei Punkte: einmal gegen die von R. verfochtene ständische Gliederung der Friesen in die vier Classen der Edelinge, Freien, Liten und Hörigen. Hier leugnet Heck das Vorhandensein eines altfriesischen Geburtsadels vor der Häuptlingszeit des 14./15. Jahrhunderts, indem er die Nobiles der Lex Frisionum als die Gemeinfreien, die Liberi als die Minderfreien (Frilinge) auffaßt; wie er denn die gleiche Auffassung für die Nobiles und Liberi der Lex Saxonum und der Lex Thuringorum vertritt. Zum anderen verwirft Heck den Bruch in der altfriesischen Gerichtsverfassung, den nach Richthofen's Auffassung im Beginne des 13. Jahrhunderts das Auftreten der Consules und Redjeven bezeichnet. Die vermeintliche Umgestaltung der Gerichtsverfassung enthüllt sich nach Heck als eine bloße Veränderung des Sprachgebrauchs, der die Quellen des 13. Jahrhunderts charakterisire; die Verfassung selbst sei vorher und nachher dieselbe gewesen. Eine Friesland eigenthümliche ältere Asega-Verfassung, wie sie R. entwirft, sei niemals vorhanden gewesen, vielmehr habe wie die Grafschaftsverfassung, so auch die Gerichtsverfassung Frieslands seit der fränkischen Eroberung von vornherein eine rein fränkische Form gehabt. Sind diese Ausführungen Heck's richtig, so würden wir damit allerdings einen wesentlichen Schritt über die von R. begründete Auffassung der altfriesischen Rechtsgeschichte hinauskommen. Allein soweit R. selbst das Material für diese Frage in seinen „Untersuchungen" zusammengestellt hat, lassen sich doch daraus erhebliche Bedenken gegen Heck's Hypothesen ableiten, und die Mehrzahl der modernen deutschen Rechtshistoriker verhält sich deshalb bislang noch ablehnend dagegen. Aber auch Heck erklärt in seiner Vorrede ausdrücklich, daß er, ungeachtet seiner Gegnerschaft in wichtigen Fragen, doch die Größe von Richthofen's Verdiensten um die friesische Rechtsgeschichte voll anerkenne, wie denn auch seine eigene Untersuchung ohne Richthofen's Vorarbeiten kaum möglich gewesen wäre. Die wenig übersichtliche, durch kein Sachregister erhellte Form der Darstellung, mit ihren breiten Excursen, ihren häufigen Wiederholungen und dem unbeschränkten Ausschütten des urkundlichen Belegmaterials, macht allerdings die Lectüre von Richthofen's „Untersuchungen" nicht leicht; aber dem eindringenden Studium erschließt sich gerade in diesen Bänden die Eigenart Richthofen's am besten, und man bekommt einen Begriff davon, welch eine „unübersehbare Summe lebendigen Wissens über friesisches Recht dieser Mann besaß, die in seinen Werken nur theilweise ihren litterarischen Niederschlag gefunden hat" (Brunner).

Von kleineren litterarischen Arbeiten Richthofen's nenne ich hier endlich ganz kurz: eine Besprechung von H. Müller, Der Lex Salica und der Lex Angliorum et Werinorum Alter und Heimath, in Richter's und Schneider's Krit. Jahrbuch X (1841); den Artikel „Friesen" in Bluntschlis' und Brater's Deutschem Staatswörterbuch IV (1858), 1 ff.; ebd. den Nekrolog über Eichhorn III (1858), 237 ff. Ganz für sich stehen endlich die Abhandlung „Ueber die singulären Erbrechte an schlesischen Rittergütern" (Breslau 1844), und die von R. besorgte und mit erheblichen eigenen Zusätzen versehene Ausgabe von K. Gustav Kries, „Die englische Armenpflege" (Berlin 1863).

Das biographische Material, soweit es sich nicht aus den Werken selbst ergibt, ist ausschließlich H. Brunner's ausgezeichnetem Nekrolog (Zeitschr. der Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Bd. 9, German. Abth. S. 247) entnommen.

C. Borchling.

Ridinger: Georg R. (Rüdinger), Architekt, Erbauer des Aschaffenburger Schlosses, geboren zu Straßburg am 24. Juli 1568, Todesdatum unbekannt.

Von seinem Leben ist bis jetzt nur wenig bekannt geworden. Der Geburtstag steht urkundlich nicht genau fest, doch ist das Datum seiner Taufe, die muthmaßlich am folgenden Tage stattfand, erhalten. Sein Vater war Werkmeister des Straßburger städtischen Mauerhofes. „Um Mathis" (24. Februar) 1586 kam er zu dem Nachfolger seines Vaters Jörg Schmidt in die Lehre. 1590 ging er auf Wanderschaft; wohin sie ihn führte, läßt sich nur vermuthen. Fünf Jahre später bewarb er sich von Ansbach aus, wo er dem Markgrafen „zu erbauung einer Vestung hilfft", wohl der Wülzburg bei Weißenburg in Franken, um Jörg Schmidt's erledigte Stelle; doch ohne Erfolg. 1605 taucht er dann plötzlich als Baumeister des Mainzer Erzbischofs Johann Schweickhardt von Cronberg (1604—26) auf, um die seit 1552 zerstörte Winterresidenz der Mainzer Erzbischöfe zu Aschaffenburg wieder zu erbauen; seine Bestallung ist allerdings erst vom 13. März 1607.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Aufenthalt in dem Kreis der ansbachischen Baumeister bei R. einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat. Hier dürfte er eine Reihe von Anregungen aufgenommen haben, die ihn bei seiner großen Bauaufgabe zu Aschaffenburg ganz wesentlich beeinflußten. Hier lernte er namentlich aus eigener Anschauung jenen Typus von Schloßbauten kennen, die, um einen Binnenhof gruppirt, an den Ecken mit Thürmen versehen waren und den Gedanken des mittelalterlichen Tief- oder Wasserschlosses in der Gesammtanlage vertraten. Womit R. seine Zeit zwischen dem Schluß seines Aufenthaltes im ansbachischen Kreis und seiner Berufung nach Aschaffenburg ausfüllte, ist nicht erwiesen. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ließe sich aus seinem persönlichen Verkehr mit Italienern, die am Hofe zu Ansbach theils als Musikkünstler, theils als Festungsbaumeister in jener Zeit Verwendung gefunden hatten, annehmen, daß er selbst sich nach Italien gewandt habe und sowohl in Ober-Italien, namentlich in Genua, als auch in Rom mit Palastbauten und insbesondere mit der glänzenden Entwicklung des Terassenbaues bekannt geworden sei. Es ist behauptet worden, daß er mit Unterstützung seines Oheims, eines kurmainzischen Hofkammerraths, durch dessen Vermittlung er in Joh. Schweickhardt's Dienste gekommen sei, Italien, Frankreich und Deutschland bereist habe; Näheres darüber war indeß nicht zu ermitteln. Mit einem Male steht R. als fertiger Meister vor uns, der in dem Aschaffenburger Schloß ein Werk schuf, das seinen Namen aufs innigste mit der Geschichte der deutschen Renaissance-Architektur verbunden hat.

Die Schloßanlage in Aschaffenburg besticht durch die Schönheit ihres Aufbaus wie durch ihre Massenwirkung und gewährt durch den malerischen Gegensatz zwischen der Tönung des zur Verwendung gekommenen rothen Mainsandsteins und der umgebenden Landschaft ein ebenso imposantes als anziehendes Architekturbild. Seltsam erscheint, daß der Schloßbau eigentlich den Gedanken einer Niederburg ausdrückt und ein festungsartiges Gepräge trägt, während er in keiner Weise zu Vertheidigungszwecken im Einzelnen ausgebildet ist. Der Graben mit der Zugbrücke ist ein aus veralteter Anschauung herübergenommenes Inventarstück, so daß ein gewisser Widerstreit zwischen Wehrbau und Wohnbau unmittelbar zu Tage tritt. Der schroffe Absturz des Geländes nach der Mainseite bot Anlaß zur Errichtung eines Stützbaues, der bei seiner beträchtlichen Höhe und Längenausdehnung nicht gewöhnliche Anforderung an die technische Gewandtheit des Baumeisters in Planung und Ausführung stellte. Hier erwies R. seine Meisterschaft. Die mächtigen Bastionen der Wülzburg mochten in mehrfacher Hinsicht ihm greifbare Vorbilder geboten haben, nicht weniger aber kamen ihm wohl auch Eindrücke von künstlerischer Entwicklung des Terrassenbaues zu statten, wie er sie in Italien gewonnen haben wird.

Gewiß ist, daß die Terrassenanlage des Aschaffenburger Schlosses eines der mächtigsten und wirkungsvollsten Werke der damaligen Zeit ist, dem sich in Deutschland kein ähnliches an die Seite stellen läßt: es ist darin in jeder Hinsicht eine Großzügigkeit entwickelt, die recht eigentlich als Renaissance-Gedanke zu bezeichnen ist.

Im Aufbau kommt in den gedrungenen Stockwerken ganz vorwiegend die Horizontale durch schwere Zwischenglieder zwischen den einzelnen Stockwerken zum Ausdruck. Die über der Mitte der Flügel aufgesattelten Giebel wachsen unvermittelt über dem Hauptgesims empor. Jede organische Verbindung mit den darunter befindlichen Thoranlagen fehlt. Die Eckthürme werden durch die Geschoßtheilung der zwischenliegenden Flügel in ihren Proportionen bestimmt. Die weiteren drei Geschosse dagegen haben eine geringere Höhe, so daß die Thürme in ihrer Gesammterscheinung einen etwas verkümmerten Eindruck machen. Durch die weit vortretende Galerie mit den mächtigen, aber rohen Kragsteinen wirkt das Ganze nur noch drückender. Aus einem weiteren Geschoß entwickelt sich dann der achteckige Abschluß des Steinbaues, der mit doppelter welscher Haube gekrönt ist. Wenn auch in der Entwicklung der Frontseite der Gedanke der regulären Palastfassade sich geltend macht, den R. vielleicht aus französischen Bauten der Zeit äußerlich kennen gelernt hatte, so ringt sich derselbe doch nicht zu geläuterter Klarheit durch. Dem Bauwerk haftet trotz seiner neuartigen Anlage und der Wucht seiner Erscheinung die Erinnerung an Bauten einer vorausgegangenen Zeit an, so daß R. eigentlich im Wesen noch in den Schuhen einer älteren Richtung steht, während er Einzelheiten einer vorgeschrittenen Zeit weder mit Geschmack wählt, noch sie selbständig zu einer künstlerischen Höhe zu erheben vermag. Belege dafür bieten die Einzelheiten der Fensterarchitektur, namentlich die Abwicklungen und Bekrönungen der Thurmfenster, die verschnörkelten und überladenen Giebel sowie die unfeine Behandlung der Maskaronen an der Thurmgalerie und anderen Bautheilen. (Die Monographie von O. Schulze-Kolbitz über das Aschaffenburger Schloß, Straßburg 1905, ist höchst mangelhaft.)

Es liegt nahe, anzunehmen, daß der Meister während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Aschaffenburg außer seiner Beschäftigung am Schloßbau noch Zeit fand, sich privatim zu bethätigen. Insbesondere Baum ist dieser Frage nachgegangen. Er ist geneigt, R. wenigstens bei der Vollendung des Steinheimer Thores in Seligenstadt betheiligt sein zu lassen, was aber meiner Ansicht nach seiner früheren Entstehungszeit wie seiner gothischen Einzelheiten wegen wenig wahrscheinlich ist. Letzteres allein wäre allerdings nicht Grund genug dazu, denn daß R. auch die gothischen Formen beherrschte, läßt deutlich das von ihm in den Jahren 1606—10 erbaute Katharinenspital in Aschaffenburg erkennen. Sein Antheil erstreckte sich bei diesem Werke nicht nur auf die oberste Leitung, sondern auch auf die Durchführung sämmtlicher Einzelheiten. Großen Kunstwerth besitzt der Bau nicht. Er besteht aus vier um einen langgestreckten rechteckigen Hof angeordneten Flügeln. Die Schmuckformen sind ganz schlicht und auf einige Leibungsprofile beschränkt. Auch die flachgedeckte einschiffige Capelle bietet wenig Bemerkenswerthes. — Für die Urheberschaft Ridinger's an der Aschaffenburger Jesuitenkirche ließen sich urkundliche Nachrichten bis jetzt nicht auffinden. Doch spricht ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß Erzbischof Joh. Schweickhardt, auf den die Stiftung des Jesuitencollegs zurückgeht, seinen Architekten mit der Errichtung beauftragte. Der Architektur fehlt jegliche innere Beziehung zum Schloß wie zum Spital. Die Kirche stellt sich als ein mächtiger, einschiffiger, tonnengewölbter Bau mit je drei Seitencapellen zwischen den Pfeilern dar, im wesentlichen dem Typus

des Gesu folgend. Sie ist in den Jahren 1618—21 erbaut. Damit würde die Thätigkeit Ridinger's bis in dieses Jahr festgelegt und meine Vermuthung, daß er der 1619 am Mainzer Festungsbau betheiligte Aschaffenburger Meister gewesen sei, gestützt.

In noch spätere Zeit führt eine Angabe, daß R. 1631, als Gustav Adolf in Aschaffenburg einzog, dem König seinen Schloßbau habe erklären und ihm die Pläne des Schlosses, das ihm so sehr gefallen habe, geben müssen. Dieser habe sich dann nach Ridinger's Rissen ein gleiches Schloß bei Stockholm erbauen lassen. Wenn dies auch nicht der Fall ist, wie Fr. Schneider (in der Frankfurter Zeitung, 27. Septbr. 1906) nachgewiesen hat, so steht aber fest und hat vielleicht zur Entstehung dieser Sage beigetragen, daß der schwedische Reichsmarschall Karl Gustav Wrangel ein Menschenalter später zu dem Neubau seines Schlosses Skokloster Slott das Aschaffenburger Schloß als Vorbild benutzen ließ.

Von Ridinger's Schicksalen nach Vollendung seines Hauptwerkes wissen wir nichts. Von seinen persönlichen Verhältnissen ist so gut wie nichts bekannt; 1616 spricht er von seinen „kleinen Kindern". Auch sein Todesdatum fehlt vorläufig noch.

Ausführlicheres in meiner kritischen Studie: „Georg Ridinger. Ein Beitrag zur Künstlergeschichte Straßburgs" im „Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen" VI (1906), 157 ff.; seine Bestallung in den Aschaffenburger Geschichtsblättern Nr. 2 (1907). Im Anschluß daran Fr. Schneider, Das Schloß zu Aschaffenburg und sein Erbauer (Mainz 1906) und Jul. Baum, Zur Ridinger-Frage, i. d. Beil. z. Allg. Zeitung 1906, 29. Sept., Nr. 226.

Erwin Hensler.

Riecke: Karl Viktor R., württembergischer Staatsminister, 1830 bis 1898. — Die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aus Mecklenburg in Württemberg eingewanderte Familie Riecke blühte dort durch mehrere Generationen in einer Reihe tüchtiger, verdienter Männer: den Medicinern Ludwig Heinrich, 1729—1787, Viktor, 1771—1850, Leopold, 1790—1876, Adolf, 1805—1857, den Pädagogen Heinrich, 1759—1830, und Gustav, 1798 bis 1883, dem Mathematiker Friedrich, 1794—1876, dem Juristen Christian, 1802—1865. Als des letztgenannten, der schließlich Hofkammerdirector und Hofrichter gewesen, einziger Sohn ist Karl R. in Stuttgart am 30. Mai 1830 geboren. Im Gymnasium seiner Vaterstadt, einer Cameralverwaltung, der landwirthschaftlichen Akademie Hohenheim und der Universität Tübingen gründlich ausgebildet, durchlief der junge Cameralist, nachdem er sich in Norddeutschland, Belgien und Paris umgesehen, als Cameralamtsbuchhalter und Hauptzollamtsassistent sich erprobt hatte, in raschem Lauf den höheren Finanzdienst seines Heimathlandes. Ministerialsecretär 1858, Ministerialassessor 1859, Rath 1864, war er seit September 1859 mit dem Referat über Zoll- und Handels-, Geld- und Münzwesen betraut und „bald berufen, in den wichtigsten Fragen nicht bloß der Zoll- und Finanzverwaltung, sondern des deutschen Zollvereins und der deutschen Zukunft thätig zu sein". Durch den preußisch-französischen Handelsvertrag von 1862 war wegen des Widerspruchs von Baiern, Württemberg, Hessen und Nassau die Fortdauer des Zollvereins ernstlich gefährdet. Von den dadurch veranlaßten ersten Besprechungen im April 1862 bis zu der schwer erkämpften neuen Zollvereinigung im Mai 1865 Württembergs Vertreter, hatte R. früher als seine Auftraggeber das Verfehlte der süddeutschen Sonderpolitik erkannt, „treu und unentwegt, ohne den berechtigten Landesinteressen etwas zu vergeben, an dem Ziele der nationalen Einigung festgehalten und allezeit die Wege der Verständigung offen zu halten

verstanden". Er hat dann im Beginn des Kriegs von 1866 bei Besprechungen in München über Sicherung der Zollinteressen der süddeutschen Staaten den Beschluß, daß vorerst nichts geschehen solle, mit herbeigeführt, wodurch glücklicherweise der Zollverein trotz des Krieges erhalten blieb. Nach einem Jahre durfte er den neuen Zollvereinsvertrag mit unterzeichnen, 1868, nun wirklicher Oberfinanzrath, als Bevollmächtigter im Zollbundesrath „eine Stütze der Verhandlungen" sein, wie Delbrück bei Bismarck ihn vorstellte, auch den Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und der Schweiz mit in die Wege leiten, 1870 bei den Verhandlungen über den Eintritt Württembergs in den Norddeutschen Bund thätig sein, im neuen Reich an den Arbeiten des Bundesraths als württembergischer Bevollmächtigter noch $1^1/_2$ Jahre sich betheiligen. Es lag nahe, daß der treubewährte Arbeiter wiederholt zum Uebertritt in hohe Reichsämter eingeladen wurde. Er zog das Weiterdienen in der Heimath vor, erhielt im Juli 1873 die durch Gustav Rümelin's Rücktritt erledigte Vorstandschaft bei dem Statistisch-Topographischen Bureau (jetzt Statistischen Landesamt), dessen ordentliches Mitglied im Nebenamt er schon seit 1863 gewesen und das er bei den internationalen statistischen Congressen in Berlin 1863 und im Haag 1866 vertreten hatte, worauf er von dem Congreß in St. Petersburg 1872 in die permanente internationale Commission gewählt, 1886 zum Ehrenmitglied des Internationalen statistischen Instituts ernannt wurde. Zu der von Rümelin mit Vorliebe ausgebauten Bevölkerungsstatistik trat mit R. im Landesamt die emsige Pflege der Verwaltungsstatistik, woneben die weiteren Aufgaben des in Württemberg seit der Errichtung im J. 1820 der gesammten Landeskunde gewidmeten „Bureau" mit Eifer gefördert wurden. Alle die laufenden und periodischen Arbeiten: „Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde", zu denen seit 1878 „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte" traten, das umfassende Kartenwesen, die Beschreibung des Landes nach Oberämtern (1824—1886, wieder aufgenommen 1893), das zusammenfassende Werk: „Das Königreich Württemberg" (1882 bis 1886 und jetzt wieder 1904—1907) — alle erfreuten sich der verständnißvollen, thatkräftigen Leitung und Mitarbeit des umfassend gebildeten, nie auslernenden Führers. — Nur ungern vertauschte er im November 1880 die ihm liebgewordene Thätigkeit mit der Leitung des Steuercollegiums, dem er doch auch nützlich werden, z. B. einen beschleunigten, glatten Geschäftsgang verschaffen konnte. — Schon nach fünf Jahren wurde er in den obersten Rath der Krone, den Geheimen Rath, berufen, sodaß, da er schon seit 1872 lebenslängliches Mitglied der Ersten Kammer war, sein Antheil an der Landesverwaltung und -Gesetzgebung nun ein doppelt gewichtiger wurde. Was davon in die Oeffentlichkeit kam: seine freimüthigen und staatsmännisch besonnenen Berichte für die Kammer verschafften ihm weit über diese hinaus hohes Ansehen. — Auch der evangelischen Landeskirche hat R., in einer Zeit, in welcher eine neue Gemeinde- und Synodalordnung zu schaffen, die Stellung der Kirche zur Civilehe und anderes zu regeln war, seit 1874 als vom König ernanntes Mitglied der Landessynode, seit 1886 auch ihr erwählter Präsident, treue, allseitig anerkannte Dienste geleistet.

Spät, später als man im Lande gewünscht und gehofft — König Karl war dem „Preußen" nie recht hold gewesen — kam endlich nach der Thronbesteigung König Wilhelm's II. im October 1891 der 61 Jahre alte als Staatsminister der Finanzen an die Spitze des Departements, dessen hervorragende Kraft und Zierde er längst gewesen. Wohl haben die wenig mehr als sieben Jahre, die ihm noch zu wirken vergönnt war, nicht hingereicht, die von der Zeit gebotenen und von R. als Berichterstatter der Ersten Kammer

wie in der Litteratur des öftern dargelegten Forderungen — Einführung einer allgemeinen Einkommensteuer, gesetzliche Ordnung des Staatshaushalts, Mitwirkung zur Stärkung und Verselbständigung der Reichsfinanzen, zugleich Unabhängigmachung der Einzelstaatshaushalte — zum ersehnten Ziele zu führen. Aber getragen von „dem großen persönlichen Vertrauen, dessen der Minister sich zu erfreuen hatte und das, neben seiner gründlichen Beherrschung des Stoffs, seinem stets auf das Sachliche gerichteten versöhnlichen Entgegenkommen, über manche Schwierigkeiten hinweghalf, ihm aber auch in entscheidenden Punkten gelegentlich ein festes Nein ermöglichte", hat er den sicheren Weg gebahnt und eine gute Strecke zurückgelegt für die Reformen, die dann das neue Jahrhundert theils gebracht hat, theils noch bringen soll.

Vom Vater ererbter eherner Fleiß machte es dem lange Jahre Gesunden, der mit Vorliebe ein stilles, häusliches Leben, das letzte Jahrzehnt meist in seinem schönen Landsitz über dem Stuttgarter Thal, führte, durch alle Stadien seines Amtslebens möglich, seine in der Familie von Vater und Mutter, einer geborenen Reyscher, heimische Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit zu befriedigen. Das dem trefflichen Nekrolog Riecke's in den Württembergischen Jahrbüchern (s. u.) angehängte Verzeichniß seiner Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Zeitschriften und in Zeitungen, Sammelwerken und selbständigen Schriften nimmt 5 Druckseiten großen Formats ein. Darunter befindet sich nicht weniges von bleibendem Werth. So das vierte Buch der von R. mit herausgegebenen Landesbeschreibung: „Verfassung, Verwaltung und Staatshaushalt des Königreichs Württemberg" (als Sonderausgabe in 2 Auflagen, 1882 und beträchtlich erweitert 1887); „Zölle und Rübenzuckersteuer" in 4 Auflagen von Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie 1882 ff. („auf der Hochschule noch in schutzzöllnerischen Lehren aufgewachsen, hat er sich im Kampf um den preußisch-französischen Handelsvertrag und die Reform des Vereinszolltarifs den von Delbrück vertretenen freihändlerischen Anschauungen zugewendet; aber niemals ein Doctrinär, hat er mindestens die finanzpolitische Seite der deutschen Zolltarifreform von 1879 ausdrücklich gebilligt"); „Finanzlage, Etatsfragen und Stand der Steuerreform in Württemberg", in Schanz' Finanzarchiv 1891; „Die internationale Finanzstatistik" 1886; „Statistik der Universität Tübingen" 1877; „Meine Wanderjahre und Wanderungen", als Handschrift gedruckt 1877; „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von A. L. Reyscher" 1884; „Altwürtembergisches aus Familienpapieren von K. Fr. Haug" 1886 — die drei letzten nur ein Theil der pietätvollen Erinnerungsschriften aus dem eigenen und dem Leben der Familienangehörigen. Zeigen die Veröffentlichungen aus den Fächern seiner öffentlichen Wirksamkeit eine Begabung, welche von der Tübinger staatswissenschaftlichen Facultät durch Berufung auf einen Lehrstuhl (1875) und Ernennung zum Ehrendoctor (1876) gewürdigt wurde, so lassen die andern auch den, der R. nicht persönlich kannte, einen Blick thun in die Gemüthstiefe des edlen Mannes, der mit der kräftigen, strammen Gestalt, dem ausdrucksvollen, schon frühe schneeweiß umrahmten Kopf, in einer gewissen natürlichen Schüchternheit und Befangenheit, richtiger gesagt „Bescheidenheit und Demuth der wahren Bildung", nur gemessen correct, kühl und kurz angebunden erscheinen mochte, in Wirklichkeit ebenso wohlwollend wie gerecht, freundlich mild wie entschlossen und thatkräftig, gern zurückgezogen lebend wie heiter gesellig gewesen ist. — Als er nach längerem Leiden an einem Herzübel am 9. März 1898 sanft und gottergeben entschlief, war die Trauer über den Verlust des guten Menschen und charaktervollen Staatsmanns eine allgemeine; auch das Organ der schwäbischen Socialdemokratie sprach von „einem Minister, der in den weitesten Volks-

kreisen sich großer Sympathien erfreute und von dem selbst seine Gegner auch in der Zukunft nur mit Hochachtung sprechen werden". Seine Gattin, die reichbegabte Tochter des Tübinger Historikers Haug, mit der er 38 Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe gelebt hatte, ist ihm nach zwei Jahren in die Ewigkeit nachgefolgt.

Nekrolog von H. Zeller im Schwäbischen Merkur 1898, Nr. 122 und 124, ausführlicher in den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1898, Heft I, sowie eigene Erinnerungen.

J. Hartmann.

Riedel: Karl R., Chordirigent und Componist, ist am 6. October 1827 in Kronenberg bei Elberfeld geboren, wo sein Vater Apothekenbesitzer war. Die Musik, zu der R. früh Begabung zeigte, trieb er anfangs nur als Liebhaberei, da er nach dem Besuch der Provinzial-Gewerbeschule in Hagen und der Realschule in Remscheid für einen praktischen Beruf, nämlich den eines Seidenfärbers, bestimmt war. Als Seidenfärbergeselle ging er auch auf die Wanderschaft, kam ins Ausland, und hier wurde auf einmal der Musikdrang so mächtig ihm, daß er nach Hause zurückkehrte und zuerst unter Karl Wilhelm, der später als Componist der „Wacht am Rhein" zu nicht ganz verdienten musikalischen Ehren kam, damals aber in Crefeld durch Musikunterricht sich bescheiden durchs Leben brachte, ernstlich musikalische Studien betrieb. 1849 trat R. in das Leipziger Conservatorium ein, wo hauptsächlich Moscheles, Hauptmann, Becker und Plaidy seine Lehrer wurden. Drei Jahre lang arbeitete er hier fleißig, gab nach seinem Abgang vom Conservatorium anfangs Clavierstunden, das lebhafte Interesse an alter Vocalmusik aber, das er von jeher gehabt hatte, leitete ihn auf den Weg, auf dem er seine Erfolge finden sollte: nachdem er 1854 in einer Leipziger Privatgesellschaft das „Stabat mater" von Astorga, Paläſtrina's „Improperien" und anderes mit Glück einstudirt und aufgeführt hatte, gründete er in demselben Jahre noch einen Gesangverein, der im November 1855 zuerst vor die Oeffentlichkeit trat und als „Riedel'scher Verein" bald einen großen Ruf gewann. 1859 waren seine Kräfte so gewachsen, daß er Bach's H-moll-Messe bewältigen konnte; Beethoven's „Missa solemnis", Kiel's „Christus", das „Requiem" von Berlioz, die „Graner Messe" und die „Heilige Elisabeth" von Liszt folgten und mit ihnen die hauptsächlichsten kirchlichen und weltlichen Chorwerke älterer und neuerer Zeit, darunter auch die B-moll-Messe von Albert Becker. R., der ganz in der Sorge für seinen Verein aufging, der Cassenwart, Bibliothekar, Impresario, alles in einer Person war, fand für seine Thätigkeit von allen Seiten die größte Anerkennung, die sich auch äußerlich zeigte: er wurde zum Musikdirector, zum Professor und 1883 bei Gelegenheit der Lutherfeier, von der Universität Leipzig zum Ehrendoctor ernannt. Er starb am 3. Juni 1888 in Leipzig.

Die eigenen Compositionen Riedel's beschränken sich auf wenig hervorstechende Lieder und Männerchorlieder. Dagegen hat er eine Anzahl sehr geschickter Bearbeitungen älterer Vocalmusik herausgegeben: 4 Hefte altdeutsche Lieder für gemischten Chor (Leipzig 1870); Altböhmische Gesänge für gemischten Chor (ebenda 1870); 12 ausgewählte Melodieen . . . von Wolfg. Frank, mit hinzugefügter Pianoforte- oder Orgelbegleitung (ebenda 1870); Vier altdeutsche Weihnachtslieder für vierstimmigen Chor gesetzt von Michael Praetorius (ebenda 1870); Neun auserwählte preußische Festlieder von Joh. Eccard (ebenda 1874); 17 ausgewählte Choräle von Johann Eccard (ebenda). Auch veranstaltete er eine Neuausgabe von Heinrich Schützens „Sieben Worten Christi am Kreuz" und stellte aus Stücken von desselben Meisters vier

Passionen eine einzige Passion zusammen, ein Verfahren, das durchaus zu mißbilligen ist, da außer dem gewaltsamen Eingriff in das Gefüge der einzelnen Werke R. auch eine Instrumentalbegleitung zu den Recitativen gesetzt hat, während bei Schütz die Mitwirkung irgendwelcher Instrumente ausgeschlossen bleibt. Durch die Riedel'sche Bearbeitung werden also ganz falsche Vorstellungen von der Art und dem Geist der Schützischen Passionen übermittelt.

Carl Krebs.

Riediger: Johann Adam R., auch Ridiger, Rüdiger oder Riedlinger, Landmesser und Kartograph, wurde am 6. Januar 1680 vermuthlich im Bisthum Würzburg von katholischen Eltern geboren. Ueber seine Jugend liegen nur schwankende und einander widersprechende Nachrichten vor. Wahrscheinlich ist es, daß er eine Studienanstalt des Jesuitenordens besuchte und hier einen guten Grund namentlich im Latein und in der Mathematik legte. Später hielt er sich zu seiner weiteren Ausbildung längere Zeit in Frankreich und Italien auf und gewann ausgebreitete Kenntnisse auf dem Gebiete des Ingenieurwesens. 1703 begab er sich nach Ungarn und nahm als Genieofficier an verschiedenen Feldzügen der Kaiserlichen gegen die Aufständischen unter Franz Rakoczy theil. Nach der Niederwerfung der Rebellen kehrte er nach Deutschland zurück und trat aus nicht näher bekannten Gründen zum reformirten Glauben über. Bald darauf kam er nach der Schweiz, verheirathete sich mit Sophie Gyger aus Glarus und ließ sich in Zürich als Feldmesser und Lehrer der mathematischen und technischen Wissenschaften nieder. Bald verband ihn eine enge Freundschaft mit dem berühmten Arzt und Naturforscher Johann Jacob Scheuchzer und dessen Bruder Johannes. Als 1712 der Toggenburger Krieg zwischen Zürich und Bern einerseits und dem Abt von St. Gallen nebst den 5 Orten andrerseits ausbrach, trat R. mit dem jüngeren Scheuchzer als Feldingenieur bei den zürcherischen Truppen ein und wohnte den Gefechten von Bremgarten und Vilmergen bei. Bald nach dem Frieden von Aarau im August 1712 gaben beide gemeinsam einen von R. gezeichneten und dann in Kupfer gestochenen „Grundriß des Treffens bei Bremgarten oder der sogenannten Staudenschlacht" heraus, der durch Genauigkeit und gefälliges Aussehen die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise erregte, so daß R. in den nächsten Jahren eine Reihe von amtlichen Aufträgen zur Anfertigung ähnlicher Vermessungsarbeiten und Plänen erhielt. Viele von diesen haben sich in schweizerischen Archiven und Bibliotheken, namentlich in Bern erhalten, andere sind verschollen, nur wenige im Druck erschienen. Aus der Zeit des Toggenburger Krieges stammt noch ein Plan des Gefechtes bei Hütten im Kanton Zürich und eine Darstellung der Beschießung von Baden im Aargau durch die reformirten Truppen. Als infolge des Aarauer Friedens die katholischen Orte von der Mitherrschaft über die Grafschaft Baden und das untere Freiamt im Reußthale ausgeschlossen worden waren, entwarf R. eine große Karte dieses Amtes, die er erst 1714 vollendete und der Regierung von Zürich überreichte. In diesem Jahre steuerte er auch zu der „Beschreibung des löbl. Orths und Stands Glarus", die Johann Heinrich Tschudi veröffentlichte, 3 Kupferstiche, Grundrisse der Orte Glarus und Schwanden und eine Uebersichtskarte der Glarner Alpen bei. Bald darauf widmete er eine Copie seiner Freiamtskarte dem Kriegsrathe des Kantons Bern. Da man auch hier seine Geschicklichkeit zu schätzen wußte, beauftragte man ihn, einen Plan des Kandercanals und der Gegend um Thun und weiterhin eine große Karte der Grafschaft Baden zu entwerfen. Beide Blätter kamen 1716 zur Ausführung und fielen zur vollen Zufriedenheit der Besteller aus. R. gab sich nun der Hoffnung hin, noch weiterhin mit ähnlichen Ar-

beiten für amtliche Zwecke beschäftigt zu werden. Er siedelte deshalb von Zürich nach Bern über, ließ sich in dem Dorfe Kehrsatz nieder und erhielt auch bald das Bürgerrecht. Die Bernische Regierung verwendete ihn nun in den nächsten Jahren zu einer genauen Vermessung und kartographischen Darstellung ihrer Domänen, zunächst der kleineren, dann auch der größeren. Die Originalblätter sind meist noch im Berner Staatsarchiv vorhanden. 1718 vollendete er, um nur die wichtigsten Werke anzuführen, die Mappirung der Klostergüter zu Interlaken und der Domäne Könitz, 1719 die Herrschaften Inkwyl, Thunstetten, Hinterkappelen, Hofen und Illiswyl, 1720 eine neue große Karte der Herrschaft Baden und des unteren Freiamtes in 9 Blättern, für die er 428 Thaler erhielt, 1723 die Herrschaft Bremgarten, 1724 das Gebiet von Payerne, 1725 die Stadt Bern sammt ihren Festungswerken, 1727 eine Chorographische Landtafel der beiden Freiämter, 1729 die Aemter Murten und Wiflisburg, endlich 1733 eine Generalkarte der Grafschaft Thurgau. Zahlreiche andere Arbeiten betreffen einzelne Ortschaften, Flußläufe, Bewässerungsanlagen, Wälder und Landstraßen. Die meisten dieser Karten zeichnen sich durch weitgehende Genauigkeit, vorzügliche technische Ausführung und bemerkenswerthen künstlerischen Schmuck an Wappen, Kartuschen, Gebäudeansichten und allegorischen Darstellungen aus. Außerdem beschäftigte sich R. in seinen Mußestunden mit der Anfertigung von Globen, von denen ein Erd- und ein Himmelsglobus aus dem Jahre 1733 noch heute in der Berner Stadtbibliothek zu sehen sind. Sie bestehen aus je einer hohlen Glaskugel, deren Innenfläche er in äußerst mühsamer und doch ungemein sorgfältiger Weise mit gezeichneten und colorirten Globussegmenten beklebte, die er durch die Fußöffnung einführte. Er widmete diese Globen dem akademischen Senat zu Bern in der Hoffnung, daß ihm diese Behörde eine Lehrerstelle für Mathematik übertragen würde. Als aber seine Erwartung fehl schlug und auch die kantonale Regierung es ablehnte, ihn durch ein Staatsamt zu fesseln, so folgte er 1737 einem Rufe des Herzogs Carl Alexander von Würtemberg nach Stuttgart. Hier wirkte er als Ingenieurhauptmann und unterrichtete außerdem die drei Söhne seines Herrn in den militärischen Wissenschaften. Indessen vermochte er auch in seiner neuen Heimath nicht festen Fuß zu fassen. Namentlich die Launen des jungen Herzogs Carl Eugen sagten ihm nicht zu, und so entschloß er sich 1743 auf Einladung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Culmbach nach Bayreuth überzusiedeln. Hier erhielt er den Auftrag, das ganze Fürstenthum zu vermessen und eine genaue Karte zu entwerfen. In mehrjähriger Arbeit nahm er zunächst das Oberland mit den Städten Bayreuth, Culmbach, Hof und Wunsiedel auf. Die Karte ließ er durch den kaiserlichen Geographen Matthäus Seutter in Kupfer stechen und unter dem Titel „Tabulae Principatus Brandenburgico-Culmbacensis sive Baruthini pars superior“ in Augsburg veröffentlichen. Dann ging er an die Mappirung des Unterlandes, doch kam er damit nicht zu Ende, denn mitten in der Arbeit erkrankte er und starb am 13. November 1756 zu Bayreuth. Seine nachgelassenen Entwürfe gingen in den Besitz Seutter's über, der nach ihnen mit Hülfe anderer Quellen eine zweite Karte mit gleichlautendem Titel, nur mit der abweichenden Bezeichnung pars inferior herausgab. Beide Blätter wurden später von Seutter's Erben Tobias Konrad Lotter in Augsburg noch wiederholt aufgelegt.

J. H. Graf, Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften in bernischen Landen, Heft III, Bern u. Basel 1889, S. 63—64. — Derselbe, Der Kartograph Johann Adam Riediger: IX. Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft in Bern 1888/89, S. 162—164. — Riediger's kartographische

Arbeiten verzeichnet die Bibliographie der Schweizerischen Landeskunde, Fascikel II, Bern 1892—96 (vgl. Register unter Riediger und Rüdiger).

Viktor Hantzsch.

Riehl: Wilhelm Heinrich R., geboren am 6. Mai 1823 zu Bieberich am Rhein, † am 16. November 1897 zu München, Culturhistoriker, Sociologe und Novellist.

Wenn von irgend jemand behauptet werden darf, daß Jugendeindrücke bestimmend auf sein Leben eingewirkt haben, so ist dies bei Wilhelm Heinrich Riehl der Fall. Wie er selbst klar erkannt und in seinen „religiösen Studien eines Weltkindes“ bekannt hat*), sind es zwei Männer, von welchen diese entscheidenden Einflüsse ausgegangen sind: Riehl's Vater und sein Großvater mütterlicherseits. In diesen beiden erblickte R. zugleich die charakteristischen Typen jener Uebergangsepoche, jener Periode „großer, weit auswogender Doppelströmungen des öffentlichen Lebens“, in welche seine begeisterte Jugend fiel: die ausfluthende Strömung der alten Zeit schien ihm vertreten durch den mütterlichen Großvater, die andringende neue durch den Vater.

Der erstere, Johann Philipp Giesen, ein Pfälzer aus Marnheim am Donnersberg, war zuerst Schulmeister und dann herzoglich nassauischer Haushofmeister in Bieberich, wo er bei der Geburt des Enkels im Ruhestand lebte: ein für seinen Stand kenntnißreicher, für seine Verhältnisse weit gereister Mann, eine echt deutsche, schlichte, tiefreligiöse Natur, überzeugter Lutheraner, der „den frommen Glauben in werkthätige Sittlichkeit umsetzte“ und in das empfängliche Gemüth des begabten, aufgeweckten Enkels insbesondere jene Liebe zum Wandern, jene Wanderlust pflanzte, welche R. bis an sein Lebensende als eine Haupteigenschaft begleitete. Der Großvater nahm den Enkel mit auf seinen täglichen Spaziergängen, machte ihn auf das Leben und Weben in der Natur aufmerksam, schärfte seine Beobachtung und flößte ihm durch seinen harmlosen, belehrenden Verkehr mit den Bauern auf dem Felde zugleich jenes Interesse für den Bauernstand ein, welches gleichfalls charakteristisch für Riehl's spätere socialpolitische Untersuchungen geworden ist. Der Großvater nahm den Enkel aber auch mit zum sonntäglichen Gottesdienste — nicht in die nahe gelegene Biebericher Schloßcapelle, wo ihm die kleine Gemeinde zu vornehm und der Prediger zu glatt und höfisch war, sondern in die einfachere Pfarrkirche zu Mosbach mit den ältesten Bauern und einem schlichteren Geistlichen, sodaß R. auch seine religiöse Erziehung dem geliebten Großvater verdankte, die einen weiteren Grundton in Riehl's Leben und Wirken bildet.

Der Einfluß des Großvaters, der bis zum 10. Lebensjahre Riehl's dauerte, wurde gefestigt und lebendig erhalten durch dessen Tochter, Riehl's Mutter, eine stille, bescheidene, gottergebene, aber, wie sie im entscheidenden Augenblick bewies, tapfere Frau.

Dazu kam nun von Vaters Seite die Vorliebe für Musik, der auf das Weite und große Zusammenhänge gerichtete Blick, der feste Unabhängigkeitssinn, der gesunde Humor und die Hinneigung zur Culturgeschichte, die als weitere Charaktereigenschaften Riehl's zu bezeichnen sind.

Riehl's Vater, 1789 geboren, war ein Kind der französischen Revolution, ein unruhiger Geist, niemals mit sich und mit der Welt zufrieden, was wohl auch mit seiner eigenthümlichen, unregelmäßigen Laufbahn zusammenhing. Obwohl er nämlich das Weilburger Gymnasium mit Auszeichnung absolvirt hatte, mußte er doch wegen der Mittellosigkeit der mit vielen Kindern ge-

*) Ich bediene mich hier und im folgenden der eigenen Worte Riehl's, ohne im einzelnen anzuführen, wo sie stehen.

segneten Eltern ein Handwerk erlernen und wurde Tapezierer. Als solcher arbeitete er von 1808—1812 in Paris und hatte hier bei der Umgestaltung und Ausstattung der Schlösser Napoleon's Gelegenheit, das Leben und Treiben in der damaligen Hauptstadt Europas und am Hofe Napoleon's, wie dessen Persönlichkeit näher kennen zu lernen und reiche Erfahrungen zu sammeln. Fast wäre er freilich auch hier wieder in eine andere Laufbahn gedrängt worden. Er war von früh auf ein begeisterter und damals auch geschickter Spieler auf dem Violoncell. Durch einen Zufall wurde der berühmte Geigenkünstler Peter Rode auf das Talent des jungen Tapezierergesellen aufmerksam und suchte ihn ganz für die Musik zu gewinnen. Auch daran hinderte ihn aber seine Mittellosigkeit. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er von dem neuen Herzog von Nassau (aus der Weilburgischen Linie), dessen Jugendgespiele er gewesen, in dessen neuer Residenz Bieberich als Schloßverwalter angestellt und konnte nun bei der neuen Einrichtung des Schlosses wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten seine in der Praxis gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen praktisch verwerthen. Auf seine Dienstreisen in die Nachbarstädte nahm er auch seinen jüngeren Sohn, unsern R., mit, der dadurch mit der Welt bekannt wurde und zugleich einen ersten Einblick in die Weltgeschichte erhielt, vornehmlich durch die mancherlei werthvollen Kunstsachen, die aus den alten Schlössern und anderswoher nach der neuen Residenz Bieberich zusammengeschleppt wurden. Andererseits lernte er durch den Besuch auswärtiger Fürstlichkeiten und gekrönter Häupter am Hofe, wie eines Kaisers Nikolaus, des Königs Ludwig I. von Baiern, der Großfürstin Helene ein Stück Zeitgeschichte kennen. Ferner kam der Trieb des Vaters, seine Kenntnisse zu erweitern, auch dem jungen R. zu gute. Die Bibliothek, die der Vater sich allmählich angeschafft, bot Gelegenheit zur Lectüre, eine kleine Gemäldesammlung zu künstlerischer Anregung. Daneben wurde besonders die Liebe zur Musik durch das vom Vater ins Leben gerufene Hausquartett geweckt. Durch seine Kenntnisse, seine Gewandtheit und Geselligkeit war der frühere Tapezierergeselle und nunmehrige Schloßverwalter nach dem Urtheile einer nassauischen Prinzessin mehr und mehr nicht bloß der gebildetste Mann am Hofe, sondern auch einer der einflußreichsten geworden, zumal der alte Hofmarschall ihm auch die hauswirthschaftlichen Aufgaben überließ. Ein Wechsel im Amte brachte dann freilich Conflicte aller Art mit dem neuen Hofmarschall, der alles selbst leiten wollte; aber erst ein schwerer Unfall, den der Vater bei einem tollkühnen Uebergang über den Rhein von Mainz nach Bieberich bei schwerem Eisgang erlitt, mit darauffolgender Erkrankung, brach ihm den Hals. Der Herzog, der seinem Jugendgespielen noch immer in Gnaden gewogen war, schickte den schwerkranken Mann nach Weilburg als Verwalter des verwaisten Stammschlosses, und wenn er diese Pille auch auf jede Weise zu versüßen suchte, der Vater war doch in seinem innersten Lebensnerv getroffen. Infolge des quälenden, unerträglichen Nervenleidens griff er zuletzt zur Scheere und öffnete sich die Pulsadern.

Infolge dieser Katastrophe schien, wie früher beim Vater, so auch bei dem jungen Sohne alles bisher Erlernte und Errungene in Frage gestellt. Der junge R. hatte zuerst von Bieberich aus die Lateinschule, das Pädagogium in dem fünf Viertelstunden entfernten Wiesbaden, dann in Weilburg das Landesgymnasium besucht, das einzige im Herzogthum Nassau, dessen Einfluß auf die Entwicklung Riehl's gleichfalls nicht zu unterschätzen ist. Es stand unter der Leitung des Oberschulraths und Directors Friedrich Traugott Friedemann, eines Humanisten von der Art der holländischen Philologen des 17. und 18. Jahrhunderts, der den Schülern durch seinen Universalismus imponirte

und in R. die Neigung zu einer Vielseitigkeit weckte, die „vom Kleinen und Einzelnen ausgehend immer weitere Kreise zieht, um zuletzt doch immer wieder zu einem idealen Centrum zurückzukehren". Dabei wurde auch in der Schule, ähnlich wie im Hause, fleißig Musik getrieben, Vocal- und Instrumentalmusik gepflegt. Noch in später Zeit gehörte der Rückblick auf den Chor und das Orchester des Weilburger Gymnasiums für R. zu den sonnigsten Erinnerungen seiner Gymnasialjahre, wie er andererseits selbst bekannt hat, daß er ohne den Vater und ohne das Biebericher Jugendleben weder ein Novellist noch ein Culturhistoriker geworden wäre. Die vom Großvater ererbte Wanderlust aber bethätigte R. damals theils in einsamen Fußwanderungen durch das Weilthal von der Mündung des Flusses in die Lahn bis zu den Quellen am Taunus, theils in Ferienwanderungen mit Kameraden durch den Taunus und Westerwald, am Rhein und Main; und die Freude an der Natur äußerte sich darin, daß er am liebsten in kühler Schlucht liegend oder auf einem Felsen sitzend die Meisterwerke der deutschen Litteratur, Schiller, Goethe, Klopstock, Herder, Jean Paul und daneben Walter Scott studirte, den er in jungen Jahren persönlich hatte flüchtig kennen lernen.

Der Vater war dem Zuge der Zeit entsprechend entschiedener Freimaurer und tolerant gewesen und mehr Kosmopolit als Deutscher. Seinen Sohn, der damals schon eine stille Neigung zum geistlichen Berufe in sich verspürte und wohl auch merken ließ, wollte er weder Pfarrer noch Staatsbeamter aus Eifersucht gegen das wachsende Ansehen der letzteren werden lassen: er sollte nach seinem Wunsche Arzt werden. Als er die zunehmende Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse erkannte, meinte er wohl, daß sein Sohn, wie er selbst, ein Handwerker, etwa ein Schuster werden müsse. Bei der Katastrophe, die durch den Selbstmord des Vaters über die Familie hereinbrach, schien dieses Wort zur Wahrheit werden zu sollen, und die Welt hätte einen hochbedeutsamen Gelehrten und Schriftsteller weniger erhalten. Aber die energische Mutter ermöglichte im Verein mit treuen Freunden, daß der Sohn noch die zwei letzten Classen des Weilburger Gymnasiums absolviren und dann die Universität beziehen konnte.

Im Hinblick auf das traurige Geschick des Vaters hatte der junge R. opfermuthig und einsichtsvoll allen früheren ehrgeizigen Plänen entsagt und wollte weiter nichts werden als ein einfacher Dorfpfarrer, weil er den Wunsch hatte, religiöses Leben auch in Anderen zu erwecken, zu läutern und zu festigen und besonders die schlichten Bauern zu belehren, zu unterstützen und zu trösten; weil er zugleich glaubte, in dieser Stellung so frei und unabhängig sein zu können, wie er es ersehnte, und endlich weil er meinte, als Pfarrer bei der vielen freien Zeit, die diesem zur Verfügung stehe, seinen Lieblingsneigungen zu poetischer Lectüre, zu künstlerisch gestaltetem Erzählen und Schreiben (worin er sich bereits versucht hatte) und namentlich zum Musiciren nach Herzenslust nachgehen und nachhängen zu können.

Für die Wissenschaft begeistert, voll höchster Lernbegier kam R. im Sommer 1841 auf die Universität Marburg. 1½ Jahre blieb er hier und hörte bei Hupfeld Vorlesungen über Genesis, Psalmen, Jesaiah und Fundamente der hebräischen Sprache, bei Kling neutestamentliche Vorlesungen über Corinther- und Hebräerbriefe, Briefe an die Colosser, Römerbrief, bei Rettberg Kirchengeschichte, daneben auch bei dem Hegelianer Bayrhoffer und dem Schellingianer Sengler philosophische Vorlesungen. Er hatte das Glück, in Marburg einen Kreis gleichstrebender Freunde zu finden, welche verschiedenen Studien oblagen, aber die Philosophie als ein gemeinsames Band der verschiedenen Wissenschaften erkannten. Daneben wurde R. damals mächtig an-

geregt durch Hase's Kirchengeschichte, an dessen classischem Stile er, wie er selbst bekennt, seinen eigenen gebildet hat.

Im Winter 1842/43 bezog er die Universität Tübingen, wo er bei Baur und Landerer Dogmengeschichte und Dogmatik, bei Zeller und Vischer wieder philosophische und kunstphilosophische Vorlesungen hörte, welche letztere mit ihren „farbenvollen Erläuterungen aus Kunst und Leben" auf seine künstlerischen Anschauungen von Einfluß wurden. Aehnlich fühlte er sich in Gießen, wohin er im Sommer 1843 ging, durch gemeinsame künstlerische Begeisterung zu Carrière hingezogen, der damals noch der jugendliche Stürmer und Dränger war, mit dem ihn später eine innige Freundschaft verband. Außerdem hörte er hier bei Fritzsche Vorlesungen über das Evangelium und die Briefe des Johannes, bei Knobel über geistliche Moral, bei Privatdocent Schilling Logik und Einleitung in die Philosophie.

R. war, wie er selbst sagt, ein armer und doch zugleich ein sehr stolzer Student. Wenn sein Wechsel sich nur auf 300 Gulden jährlich belief, so war um so größer sein vom Vater ererbter Stolz und Trotz, der ihn lieber hungern und sich Entbehrungen auferlegen ließ, als sich etwa um ein Stipendium, Freitisch und Freicolleg zu bewerben. Er wollte auf eigenen Füßen stehen und hat dies auch durchgesetzt und daraus reichen Gewinn für sein ganzes Leben gezogen. Um zu sparen, kaufte er nur wenig Bücher, las dieselben aber um so gründlicher durch. Statt, wie mancher seiner Freunde, weite Reisen zu machen, wanderte er wieder aus Sparsamkeit eifrig in den nächsten Bergen und Thälern bis in die abgelegensten Winkel herum und konnte dabei Land und Leute, das Leben des Volkes, besonders des Bauersmannes, gründlich kennen lernen.

Im Herbst 1843 bestand R. das vorgeschriebene theoretische Examen in Herborn, und zwar, wie er meinte, deshalb mit so gutem Erfolge, weil das Hauptgewicht auf die schriftliche Beantwortung von nicht weniger als 24 Fragen gelegt wurde und R. schon damals gewandt mit der Feder war. R. sollte nun ins Seminar in Herborn eintreten, um im Predigen, Katechisiren und anderen Aufgaben der Seelsorge sich zu üben. Aber er war der einzige Candidat des ganzen Herzogthums, und die Regierung fand, daß die Kosten eines Seminars mit all den nothwendigen Lehrkräften für einen einzigen Candidaten doch zu hoch seien. Sie beschloß daher, R. lieber mit einem ansehnlichen Stipendium nach Bonn zu schicken, damit er dort im homiletischen Seminar die praktischen Uebungen mitmachen und Vorlesungen über die Fächer hören könne, die in Herborn sonst gelehrt wurden. Das sollte für Riehl's weitere Laufbahn aber entscheidend werden. Er hörte in Bonn zunächst theologische Vorlesungen bei Karl Immanuel Nitzsch ohne Verständniß und ebenso ohne Genuß über Kirchengeschichte bei Gottfried Kinkel; unter der Leitung von Sack machte er katechetische Uebungen in der Volksschule und predigte an der Universitätskirche. Aber beide traten sich nicht näher, und besonders wollte es R. nicht passen, daß er die Predigt jetzt und in Zukunft immer erst niederschreiben und dann auswendig lernen sollte. Je mehr er sich darauf gefreut hatte, durch das frei gesprochene Wort auf seine Zuhörer einst als Prediger wirken zu können, um so mehr mußte ihn eine solche Beschränkung seiner Persönlichkeit ernüchtern. Auch sonst hatte er doch schon mancherlei Schattenseiten seines zukünftigen Berufes kennen gelernt und erkannt, daß derselbe doch nicht ganz so ideal sein werde, wie er ihn sich vorgestellt, daß er ihm insbesondere nicht die gewünschte freie Zeit für seine Liebhabereien lassen werde, wie er gemeint hatte. Dazu kam, daß er durch andere Dinge in Bonn immer stärker gefesselt wurde. Da waren Ernst Moritz Arndt's

begeisternde Vorträge über vergleichende Völkergeschichte, welche ihm die Augen öffneten, wie er die auf seinen Wanderungen gemachten Wahrnehmungen für die Geschichte zu verwerthen habe. Dahlmann's Vorlesungen über Politik lehrten ihn die Bedeutung des Staates für das Gesammtwohl erkennen und leiteten ihn zur socialen Politik hinüber. Vollends hatte er hier in Bonn Gelegenheit, seine Kunststudien, denen er schon in Tübingen mit Eifer obgelegen hatte, an der Hand der Baudenkmäler in Bonn und in Köln fortzusetzen und zu ergänzen. Nachhaltigen Eindruck machten in dieser Beziehung auf ihn Schnaase's niederländische Briefe, worin sich ihm die Kunstgeschichte mit der Culturgeschichte so innig verbunden zeigte, daß er daraus den Werth des Kunststudiums für das Volksstudium wohl erkannte. Alles dies im Verein mit den musikalischen Kunstgenüssen, die in Bonn im Theater und Concertsaale sich ihm darboten und auf die er als Landpfarrer hätte verzichten müssen, und andererseits das neue Kirchenregiment sammt mancherlei Neuerungen, die damals eingeführt wurden, bewirkte, daß R. sich allmählich zu einer Aenderung seines Berufes durchrang und im Frühjahre 1844 beschloß, der damals lockenden Aussicht auf baldige Anstellung als Pfarrer zu entsagen, um sich ganz „dem Studium des deutschen Volkes und seiner Gesittung“ zu widmen. Er wurde in diesem Entschlusse bestärkt, als er auf seiner Fußreise von Bonn nach Weilburg, wo er seine Mutter persönlich von dieser Aenderung benachrichtigen wollte, durch das Hochwasser mit Eisgang des Rheins bei Andernach und Coblenz in manche Fährlichkeiten gerieth, denen er gehobenen Muthes entrann. Er wollte nun zunächst als freier Mann schriftstellerisch thätig sein, da er zum Privatdocenten nicht das nöthige Geld hatte und auch nicht das nöthige Genie zu besitzen glaubte. Wie bisher mit 300 Gulden, so hoffte er in Zukunft mit 400 Gulden auszukommen, und diese wollte er sich erschreiben. Hatte er doch schon als 10jähriger Knabe (wie er das köstlich im „Abendfrieden“ geschildert hat) seine Kameraden auf dem Wege von Bieberich nach Wiesbaden zur Lateinschule mit selbsterfundenen Geschichten unterhalten und damit die Lust zum Fabuliren bekundet, die ihm offenbar im Blute lag. Auf der Universität hatte er neben seinen Studien seit 1841 verschiedene Aufsätze, theils musikgeschichtlichen, theils culturhistorischen, volkskundlichen Inhalts verfaßt, welche von verschiedenen belletristischen Blättern, wie der Didaskalia, dem Frankfurter Conversationsblatt angenommen und sogar ganz gut honorirt worden waren. Nachdem er auch die Einwilligung seiner Mutter dazu erlangt hatte, kehrte er nach Gießen zurück und es begannen nun seine zehn litterarischen Lehrjahre, über welche wir leider nicht in derselben trefflichen Weise wie über sein bisheriges Leben eingehend von ihm selbst unterrichtet sind. Es ist nur ein schwacher Ersatz dafür, daß wir von seiner Hand für diese und die folgende Zeit eine Anzahl von Sulzbacher Hauskalendern besitzen, in welche R. ganz kurz seine Einträge über seine Arbeiten, seine persönlichen Erlebnisse, Beziehungen zu Anderen, Familienereignisse u. s. w. zu machen pflegte, die ich dank der Liebenswürdigkeit seines Sohnes (gleich G. v. Mayr vor mir) benutzen durfte. Außerdem hat R. selbst ein genaues Verzeichniß aller seiner Arbeiten für die Jahre 1841—1853 angelegt, welches nicht weniger als 670 Nummern umfaßt. Man muß geradezu staunen über die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der Productivität des ungemein frühreifen Jünglings. „Von den ersten Jahren seiner Leistungsfähigkeit an geht neben der Lectüre eine ausgedehnte litterarische Arbeit, und zwar zunächst Kleinarbeit publicistischer Art, insbesondere culturgeschichtliche, politische, auch novellistische und musikverständige Hand in Hand“ (G. v. Mayr). 1841 erschien bereits in der „Didaskalia“ seine erste in Marburg geschriebene Novelle: „Ezzelin in Padua“

und ebenso bei F. Dunst in Frankfurt als Op. I ein Quartett für zwei Violinen, Alt und Violoncell; 1843 u. a.: „Bilder aus dem Lahnthal“, „Schwäbische Skizzen“, 1844: „Hessische Skizzen“, „Der deutsche Kosmopolitismus und der protestantische Rationalismus“, „Beethoven und die deutsche Nation“ u. s. w. Die folgenden Jahre brachten zu den litterarisch-musikalischen Essays — ein großer Theil der 1853 in den „Musikalischen Charakterköpfen“ vereinigten Aufsätze ist damals erschienen — besonders politische, socialpolitische und culturgeschichtliche Arbeiten in Menge infolge seiner veränderten Stellung. 1846 war er — 23jährig — zur Mitleitung der „Oberpostamtszeitung“ nach Frankfurt berufen worden. Er blieb hier freilich kaum ein Jahr, das für ihn aber in anderer Beziehung von größter Wichtigkeit werden sollte. Er verheirathete sich nämlich daselbst mit der Bühnensängerin Bertha v. Knoll, durch die er nicht nur in seinen musikalischen Neigungen eine kräftige Förderung erhielt, sondern die auch seinem ganzen übrigen Schaffen, seiner ganzen litterarischen Thätigkeit das innigste Verständniß entgegenbrachte. Er hat, wie aus jenen tagebuchartigen Aufzeichnungen ersichtlich, nichts veröffentlicht, was er nicht vorher seiner Gattin vorgelesen. Eine ganz vortreffliche Frau, wie sie war, hat sie in den 48 Jahren ihrer Ehe nicht bloß Freud und Leid mit ihm getheilt, sondern ihm auch die häuslichen Geschäfte, die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Pflichten, um ihn in seiner Arbeit nicht zu stören, fast ganz abgenommen und die Erziehung der Kinder geleitet in jenem „echten Familiensinn“, jener „alten, guten Familiensitte“, auf welche sich nach Riehl's Ueberzeugung „häusliches Glück und bürgerliche Tüchtigkeit am festesten gründen lassen“ (Muncker).

Infolge von Differenzen mit dem Hauptdirector gab er seine Stellung in Frankfurt auf und siedelte 1847 nach Karlsruhe über, wo er Mitredacteur der „Karlsruher Zeitung“ wurde und dann mit dem Abgeordneten Christ den „Badischen Landtagsboten“ herausgab, der vom 9. December 1847 bis 28. März 1848 ganz von ihm verfaßt wurde, wie er auch die Verhandlungen der zweiten Kammer fast alle eigenhändig nachschrieb. Da erschienen u. a.: „Der gemeine Mann“ (der erste Keim zur späteren „bürgerlichen Gesellschaft“), „Die Proletarier der Geistesarbeit“, „Der deutsche Bürgerstand, Wehrstand, Gewerbestand, die Staatsdiener, die Bauern, zur Kritik socialer Theorien“, daneben die Geschichte vom „Eisele und Beisele“ („ein socialer Roman“) u. s. w.

Der Ausbruch der Revolution 1848 brachte eine neue Veränderung in seinem unsteten Leben. Die Häupter der gemäßigten Partei in Wiesbaden riefen ihn in die Heimath zurück, und er gründete hier die „Nassauische allgemeine Chronik“, in welcher er trotz vielfacher Anfeindung und Gegnerschaft einen entschieden conservativen Standpunkt vertrat. Die Jahre 1848 und 1849 hat er selbst später als seine wichtigste Lehrzeit, als seine „Feuerprobe in der journalistischen Laufbahn“ bezeichnet. Der sociale Gegensatz einer „stürmisch erregten und einer zäh beharrenden Volksschicht“ drängte sich ihm hier auch örtlich in den Städten und Stadtdörfern des Rhein- und Mainthales und in den Bauerndörfern des Taunus und des Westerwaldes auf. Drei Jahre lang hielt er auf diesem Posten aus und zugleich wurde er — bezeichnend für seine Vielseitigkeit — in die Commission von Vertrauensmännern berufen, welchen die Direction des Wiesbadener Hoftheaters übertragen wurde. Drei Jahre lang hat er auch dieses mühsame und verantwortungsreiche Amt — unentgeltlich — bekleidet. Die künstlerische und musikalische Leitung der Bühne oblag vornehmlich ihm, und wenn auch hier Verdruß und Aerger Hand in Hand gingen mit Freude und Genugthuung über errungene Erfolge, für seine Kenntnisse in culturhistorischer Beziehung war diese Episode gewiß von

nicht geringerem Gewinn als seine Thätigkeit als politischer Redacteur in jener bedeutungsvollen Zeit für seine sociologischen Studien. — Während dieses Aufenthaltes in Wiesbaden veröffentlichte er u. a. seine „Nassauische Chronik des Jahres 1848, d. i. die Geschichte der Erhebung des Nassauischen Volkes" (1848), „Das Volkslied in seinem Einfluß auf die gesammte Entwicklung der modernen Musik" (1849) und besonders (im Sommer 1850) „Der deutsche Bauer und der moderne Staat" in der Cotta'schen Deutschen Vierteljahrsschrift — als eine Frucht seiner damaligen Studien nach der Natur, indem er gerade in den politisch bewegtesten Tagen nach seiner Art das Land durchwanderte und Volksgemeindeversammlungen, Landtage und Gerichtstage beobachtend besuchte.

Der Freiherr Georg v. Cotta ist es dann auch gewesen, der, von lebhaftem Interesse für Riehl's Arbeiten erfüllt und dessen vorzügliche Arbeitskraft wohl erkennend, ihn ganz für sich, d. h. für das damals weitaus bedeutendste deutsche Blatt, für seine „Allgemeine Zeitung" zu gewinnen wußte. Laut dem am 6. December 1850 abgeschlossenen Vertrage sollte R. speciell bei der Redaction der deutschen Partie der Allgemeinen Zeitung eintreten gegen einen jährlichen Gehalt von 1500 Gulden und selbständige Honorirung eigener Mittheilungen mit 80 Gulden für den Druckbogen. Anfang 1851 siedelte er nach Augsburg über und hier hat er wiederum drei Jahre in ungetrübtem Glück und vollster Schaffensfreudigkeit verlebt. In der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erschienen damals u. A.: Die Westerwälder Culturstudien, Die Culturbilder aus den südbairischen Hochflächen, Der Wald, Zur Gewerbegeschichte Augsburgs, u. s. w.; in der „Deutschen Vierteljahrsschrift": Die politische Ehre, Der vierte Stand als Gegenstück zum deutschen Bauer, Die Aristokratie in ihrem socialen Berufe, Die Frauen, u. s. w. Selbständig aber veröffentlichte er damals (außer der „historisch-topographischen Skizze" über das Schlangenbad 1851) besonders „Die bürgerliche Gesellschaft" (1851), die „Musikalischen Charakterköpfe", Bd. I (1853), „Land und Leute" (1853).

Gerade diese Publicationen waren es nun aber, welche die vollste Aufmerksamkeit keines Geringeren als des damaligen Königs von Baiern, Maximilian II., erweckten. Sein Streben, alle bedeutenden Köpfe in seine Nähe und in seine Dienste zu ziehen, gab Veranlassung, daß auch mit R. Verhandlungen in dieser Richtung angeknüpft wurden, die am 14. November 1853 unter der Vermittlung des Geh. Legationsraths v. Dönniges zum Abschluß gelangten. Gegen eine jährliche Remuneration von 1800 fl. sollte R. vom 1. Januar 1854 ab die Leitung der Mittheilungen in der diesseitigen officiellen Presse, resp. der Neuen Münchener Zeitung und die Correspondenzen in auswärtige Blätter im Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußeren übernehmen. Zugleich wurde ihm, seinem Verlangen entsprechend, eine Honorarprofessur in der staatswirthschaftlichen Facultät an der Universität München für den Beginn des Sommers 1854 bewilligt, und ihm auf seinen Wunsch Vorlesungen über Staatswissenschaft, Staatskunst, Gesellschaftswissenschaft, Volkswirthschaft und Cultur- und Staatengeschichte übertragen. So war R. in der That, wie er selbst sagt, „vom Leben zum Schreiben, vom Aufsatz zum Buch und durch das Buch zur Universität" gekommen — zur begreiflichen, unaussprechlichen Freude seiner Mutter, der es so noch vergönnt war, die Früchte ihrer Erziehung reifen und den Sohn in angesehenerer Stellung zu sehen, als sie es sich wohl je hatte träumen lassen. Welchen Ruf damals übrigens R. besaß, beweist der Umstand, daß bald darauf zu Anfang des Jahres 1854 der Referent für Preßangelegenheiten im sächsischen Ministerium,

Herr v. Witzleben, ihn aufforderte, die Redaction der Leipziger Zeitung zu übernehmen, welch ehrenvollen Auftrag er aber ablehnte.

Von da ab verlief das Leben Riehl's in ruhigeren Bahnen als zuvor und in fortwährend aufsteigender Linie. Eine Aenderung erfuhr seine dienstliche Stellung in München insofern, als vom 1. Januar 1856 ab ihm die ganze Redaction der Neuen Münchener Zeitung übertragen wurde, deren Abendblatt zu populären Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft benutzt werden sollte und zu dem die gelehrten und litterarischen Kreise Münchens in weiterem Umfange herangezogen werden sollten. — Inzwischen aber war er vom König Maximilian bereits mit vielfachen anderen Aufgaben betraut worden. Am 2. Januar 1854 wurde das vom Litteraten Lentner begonnene, vom Regierungsassessor Fentsch fortgesetzte ethnographische Werk über Baiern „behufs größerer Beschleunigung" dem Professor R. übertragen, der die Beschreibung der Pfalz und den von Lentner unvollendet gelassenen Theil von Schwaben und Neuburg übernehmen sollte. 1857 aber erhielt er die ganze Leitung der „Bavaria", zu der er den Plan entworfen hatte, die eine Gesammtbeschreibung Baierns in statistischer, historischer, topographischer und ethnographischer Beziehung bieten sollte. Zu gleicher Zeit sollte er auf Befehl des Königs eine Darstellung aller Anstalten und Maßregeln in sämmtlichen deutschen Staaten zur Reform der socialen Zustände, Hebung der Bevölkerung und Bekämpfung des Proletariats ausarbeiten, was ihm freilich wegen der „Bavaria" unmöglich war. Vom 1. März 1859 an wurde er dann zum ordentlichen Professor der Culturgeschichte und Statistik an der staatswirthschaftlichen Facultät mit einem Gehalt von 1800 fl. ernannt und hatte damit nun erst eigentlich sein Ziel erreicht. Im Sommer 1863 bezog er ein eigenes kleines Haus in der Gartenstraße, das er mit Hülfe seiner Frau zu einem gemüthlichen und gemüthvollen Heim umgestaltete, worin meist alle Dienstage Freunde und Gäste empfangen wurden. Die Sommerfrische wurde mit der Familie meist in Tegernsee verbracht und von hier aus eine Reihe von Ausflügen und Wanderungen unternommen. Enge Freundschaft verband ihn mit seinen Collegen an der Universität, wie Carrière u. s. w., und mit Angehörigen des königlichen Symposions, wie Geibel und Heyse. Denn besonders durfte er sich der Freundschaft des Königs Maximilian rühmen, der ihn schon seit 1854 zu seiner berühmten Tafelrunde zugezogen hatte, mit dem er 1858 eine hochinteressante Tour durch das bairische Hochgebirge machen durfte, der ihn zu verschiedenen Arbeiten anregte und dessen idealem Streben, wie unentwegtem Lerneifer und stets auf das Beste seines Volkes gerichteten hohen Sinn er, dankerfüllt, in den „Culturgeschichtlichen Charakterköpfen" ein unvergleichlich schönes, unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

1870 hatte er die Redaction des von Friedrich v. Raumer begründeten „Historischen Taschenbuches" übernommen, die er zehn Jahre lang geführt hat und zu dem er selbst manchen werthvollen Beitrag lieferte. Dazu waren seit dem Jahre 1876/77 Vorlesungen über Geschichte der Musik an der damaligen kgl. Musikschule in München gekommen, die ihm von der Regierung übertragen wurden, die er bis Sommer 1892 fortsetzte. Nichts aber spricht deutlicher für die erstaunliche Arbeitskraft Riehl's, als daß er im April 1885 in seinem 63. Lebensjahre noch dazu das Amt eines Directors des bairischen Nationalmuseums und Generalconservators der Kunstdenkmäler und Alterthümer Baierns übernahm. Es war durchaus zutreffend, wenn die Regierung diese überraschende Ernennung damit begründete, daß es ein Hauptvorzug Riehl's sei, daß er, „ausgerüstet mit einem ausgezeichneten culturgeschichtlichen Wissen

den Stoff, welcher bei der Inventarisirung (der Kunstdenkmäler) zu bearbeiten sei, zu beherrschen und zu sichten verstehe, daß er geübt sei, planvoll an eine große Arbeit zu gehen, daß er consequent und concentrirt arbeiten und daß er die Arbeit Anderer leiten könne", wie er das bei der „Bavaria" und beim „Historischen Taschenbuch" vollauf gezeigt hatte. Auch dieses Amt hat er bis zum Februar 1897 mustergültig verwaltet, ohne dabei im geringsten seine anderen Obliegenheiten zu vernachlässigen. Seine akademische Lehrthätigkeit aber hat er, kaum von schwerer Krankheit genesen, bis in die ersten Wochen des Wintersemesters 1897 fortgeführt, bis der Tod seinem rastlosen Streben ein Ziel setzte.

Schon 1861 als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, war er von seinem König außer mit dem Kronen- auch mit dem Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet und 1890 zum Geheimen Rath ernannt worden. Zwei Mal (1873 und 1883) hat ihm das Vertrauen seiner Collegen die Würde des Rectors der Ludwig-Maximilians-Universität übertragen. Seinem Namen aber hat er einen weit über seine engere Heimath hinausreichenden Ruf verschafft, theils durch seine schriftstellerische Thätigkeit, theils durch seine Vorlesungen an der Münchener Universität, der er immer treu geblieben, theils durch seine Wandervorträge in ganz Deutschland, in denen er, wie in den Vorlesungen, im Laufe der Jahre hunderttausende von Zuhörern begeisterte. Ein Meister der Rede und des freien Vortrags, von außerordentlicher Klarheit und Knappheit, daneben von ungemeiner Frische und Lebendigkeit, immer geistvoll, anregend und dabei witzig und unterhaltend, hat er eine geradezu glänzende Beredsamkeit besessen und wie kein Zweiter sein Publicum dauernd zu fesseln verstanden. Was er als Grundgeheimniß aller Redekunst einmal hinstellt, besaß er selbst in hervorragendem Maaße: „Da er immer wußte, was er sagen wollte, und dieses gerade heraussagte, so sprach er auch gut." Riehl's Vorlesungen an der Universität umfaßten ursprünglich, entsprechend seiner ersten Anstellung, ein weites Gebiet. Im ersten Semester seiner akademischen Lehrthätigkeit, Sommer 1854, als „jüngster Professor", wie er selbst bemerkt, las er über Ethnographie von Deutschland und Landes- und Völkerkunde des Königreichs Baiern; außerdem Encyklopädie der Cameralwissenschaften, Staatswissenschaft, Polizeiwissenschaft. Später schränkte er seine Themata ein und las regelmäßig in einem bestimmten Turnus Lehre von der „bürgerlichen Gesellschaft und Geschichte der socialen Theorien", „System der Staatswissenschaft" und „Culturgeschichte", früher „Allgemeine Culturgeschichte des Mittelalters", später „Culturgeschichte Deutschlands im Mittelalter", ferner „Culturgeschichte der Renaissance und Reformationszeit" und „Culturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts". In seinen Wandervorträgen aber behandelte er die mannichfachsten Themata der besonders deutschen Culturgeschichte. Im J. 1885 hatte er, wie er selbst angibt, innerhalb 14 Jahren in 487 Wandervorträgen über 112 verschiedene Themata in 106 deutschen Städten vor mehr als 180 000 Zuhörern gesprochen. Man darf diese Zahlen nahezu verdoppeln, wenn man weiß, daß er fast bis an das Ende seines Lebens dieser Thätigkeit treu geblieben ist. Eben dadurch ist er aber auch, wie ich das in meiner akademischen Festrede: „Wilhelm Heinrich Riehl als Culturhistoriker" glaubte sagen zu dürfen, weitaus der einflußreichste, wirksamste deutsche Culturhistoriker geworden. Eine bleibende Frucht dieser Wandervorträge ist seine Sammlung „Freie Vorträge" Bd. I (1873) und Bd. II (1885), welche namentlich auch für den Historiker sehr beachtenswerthe Beiträge enthalten.

Welche Stelle nun R. in der Geschichte der Geschichtswissenschaft und

speciell in der Culturgeschichte einnimmt, habe ich in der angegebenen Festrede eingehend erörtert, sodaß ich hier nur einiges daraus hervorzuheben habe. Ich habe da gezeigt, wie R. zur Culturgeschichte gelangte, wie seine Wendung zu derselben in der Zeitströmung Nahrung fand, wie die Romantik und die germanische Philologie diese Studien damals förderten. Ich habe da ferner gezeigt, wie R. die Culturgeschichte von Anfang als „Geschichte der Gesammtgesittung" der Völker auffaßte, wozu er später noch hinzufügte: „wie sich dieselbe in Kunst, Litteratur und Wissenschaft, im wirthschaftlichen, socialen und politischen Leben und auch in Privatalterthümern ausspricht, die früher ohne Zusammenhang als Beigabe zur politischen Geschichte verabreicht wurden, während man später auch die Culturgeschichte in einem höheren Sinne auffassen lernte und als ihre Aufgabe die Ergründung der Gesetze erkannte, nach denen die Gesittung der Völker keimt, blüht, reift und stirbt; die alle historischen Specialfächer in ihren Resultaten, auch die politische oder Staatengeschichte umfaßt, dergestalt, daß die letztere aufgehen wird in ihrer Schwesterdisciplin und zuletzt daraus eine Universal-Culturgeschichte entstehen wird, deren letztes Ziel die Erkenntniß des Geistes in der Geschichte ist." Ich habe dabei zugleich darauf hingewiesen, daß, so modern dies klingt, doch wichtige Differenzen hinsichtlich der Methode der culturgeschichtlichen Arbeit und Betrachtung sich bei R. und beispielsweise bei Lamprecht finden. Auch R. spricht allerdings von der genetischen und vergleichenden Methode, die der Culturgeschichte nöthig sei, von der Gleichwerthigkeit aller geschichtlichen Factoren; aber er hat sich andererseits (später) entschieden gegen die Hintansetzung des Individuums gegenüber den Massen, auch zu energisch gegen die statistische und naturwissenschaftliche Methode ausgesprochen, als daß man ihn ganz der modernen Richtung zurechnen dürfte. Er ist, wie O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, Bd. I, mit Recht gezeigt hat, der Hauptvertreter der sozusagen älteren culturgeschichtlichen Richtung.

Was aber hierbei noch besonders hervorgehoben werden muß, ist dies, daß R. neben aller Richtung auf das Universelle (wie sie namentlich in seinen „Freien Vorträgen" zu Tage tritt) immer die Nothwendigkeit des Specialisirens und Specialstudiums gerade für den Culturhistoriker nachdrücklich betont. Dies hat er auch praktisch selbst bethätigt, indem er die Volkskunde und die Kunstgeschichte als seine Specialfächer der Culturgeschichte bezeichnete, von denen er ausging. Ueber seine Auffassung von der Volkskunde und ihre Aufgabe und Tendenz hat er sich frühzeitig (1858) in einem Aufsatz ausführlich ausgesprochen. Als ihr höchstes wissenschaftliches Problem bezeichnet er die Ergründung der Naturgesetze des Volkslebens, wie er sie am besten durchgeführt findet in der „Germania" des Tacitus, den er als Prophet der selbständigen Volkskunde preist. In neuerer Zeit habe Justus Möser durch den Nachweis des Zusammenhanges der Sitte des Volkes mit der Sittlichkeit epochemachend auf das Volksstudium eingewirkt. Weiter habe die Volkskunde durch Achenwall's Verdienste um Selbständigmachung der Statistik, durch die Neugestaltung der Nationalökonomie seit Adam Smith, die bahnbrechende Verbindung von Geographie, Ethnographie und Geschichte durch Heeren, ferner durch die Arbeiten der rechtshistorischen Schule, die Reform der Geographie durch Ritter, die mythologischen, antiquarischen und philologischen Forschungen der Gebrüder Grimm und anderer Germanisten einen gewaltigen Aufschwung genommen, einen qualitativen und quantitativen Fortschritt erfahren. „Die moderne Ethnographie", bemerkt er weiter, „will das Volksleben in seiner inneren Nothwendigkeit erkennen und die äußeren Thatsachen desselben als das Product aller organischen Entwicklungen der Natur, wie der geistigen und

materiellen Cultur eines Landes". Ihren Mittelpunkt aber müsse die Volkskunde in der Idee der Nation finden, wenn sie wirklich eine Wissenschaft sein wolle. Die Nation aber definirt er ethnographisch als „ein durch Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung verbundenes Ganze". „Das sind die vier großen S, der Grund alles lebendigen Lebens, ein Urgrund, der das wandelbare Staatsleben der Völker weit überdauert und erst mit dem letzten Athemzuge des Volkes in Trümmer fällt." Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung aber sind nach R. innig miteinander verbunden, voneinander abhängig. „Die Naturbedingung der Bodengestalt führt uns auf wirthschaftliche Nothwendigkeiten und diese wieder auf nothwendige Gestaltungen des Volksthums. So bedingt ein topographisches, ein wirthschaftliches Moment das andere, und aus den ökonomischen Zuständen wachsen wieder sociale Bestimmungen des Volksthums hervor."

Den Zusammenhang von Land und Volk als „das Fundament aller socialen und politischen Entwicklung, als Ausgangspunkt aller socialen Forschungen" nachzuweisen, war übrigens, wie R. selbst versichert, von Anbeginn das Ziel seiner schriftstellerischen Thätigkeit, und dies ist auch der Grundgedanke, der seinem bekanntesten Werke: „Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik" in 4 Bänden zu Grunde liegt. Das Werk ist freilich keineswegs aus einem Guß und nach einem vorgefaßten genauen Plane entstanden. Zuerst (1851) erschien ja der zweite Band: „Die bürgerliche Gesellschaft", der, wie schon erwähnt, aus verschiedenen, seit 1847 veröffentlichten Aufsätzen über den „gemeinen Mann" u. s. w. hervorgegangen ist. Hier sollte das Volk in seinen allgemeinsten Beziehungen durch sich selbst, in seiner von den örtlichen Besonderungen losgelösten Gliederung in seinen Ständen geschildert und das Verhältniß der großen natürlichen Volksgruppen zueinander nachgewiesen werden. In dem Bande: „Land und Leute" (1853), der bei der Zusammenfassung später an die erste Stelle trat, wollte er eben diese örtlichen Besonderungen des Volkslebens behandeln, den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volksthums aus dem Boden nachweisen — und zwar auf Grund einer eigenen, von ihm erdachten (sogleich zu erwähnenden) Methode. — Den dritten Band bildet „Die Familie" (1854), erstanden „in Tagen häuslicher Angst und Sorge und zugleich eine Quelle des Trostes und der Ermuthigung", von der er eine ähnliche Wirkung auf die ganze deutsche Nation erwünschte und die in der That ein weitverbreitetes Hausbuch geworden ist. Sie bildet nach R. den Schlußstein, den „eigentlich schließenden Stein, der das Gewölbe erst zusammenhält". Denn die Familie ist „der Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit, sie ist die ursprünglichste natürliche Gliederung des Volkes". R. weiß wohl, daß die logische Reihenfolge dieser drei Bände die umgekehrte sein sollte; aber er erklärte und vertheidigte diese Reihenfolge aus dem systemlosen Entstehen des Werkes und aus seiner Methode, da er immer von der Anschauung des Besonderen ausgehe, um durch Vergleichung und Schluß von da den Weg zum Allgemeinen zu finden, wie denn in der Familie zugleich die allgemeinsten Grundlagen des organischen Volksthums dargestellt seien. — Dazu kam 1869, nachdem die drei früheren Bände längst mehrere Auflagen erfahren hatten, als vierter Band das „Wanderbuch", das R. selbst als zweiten Band zu „Land und Leuten" bezeichnet, in welchem er seine eigenartige Methode seiner Volksstudien in einer höchst originellen Einleitung dargelegt hat. Er hat immer wieder betont, seine Arbeiten seien „erwandert". Das will heißen, daß er nicht so sehr aus Büchern und Schriften, als aus der persönlichen, lebendigen Anschauung Land und Leute studirt und dementsprechend gezeichnet

und geschildert habe. Diese Wanderstudien sind ihm für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde gleichbedeutend mit den Forschungen in archivalischen Quellen, welche der Historiker neben den Buchstudien anzustellen hat; sie sind ihm auch ein Zurückgehen auf die ursprünglichsten Quellen. Zu dieser empirisch-naturalistischen Betrachtungsweise war er eben durch seine Kindheit und Jugend, durch die ererbte Wanderlust angeleitet worden und er hat sie mit vollendeter Meisterschaft bis ins hohe Alter fortgesetzt. „Zuerst ward ich Fußwanderer und nachher politischer Schriftsteller.“ Es geht aber schon aus jener Unterweisung in seiner Einleitung zum „Wanderbuche“ hervor, daß seine Schriften nicht bloß erwandert, sondern auch erarbeitet sind und daß man ihm, wie auch z. B. Gustav Freytag, bitter Unrecht thut, wenn man über sie als Gelehrte die Nase rümpft. Wenn R. verlangt, daß der Wanderer schon vor dem Ausmarsche mehr von der Geschichte des zu durchwandernden Landes und dessen heutigen Zuständen wissen solle, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selbst, so setzt dies ein ganz gehöriges Studium aus Büchern voraus. Und ebenso steht es mit dem Beobachten beim Wandern und dem richtigen Verwerthen des Beobachteten. Auch dies heischt eine immense, aus Büchern zu schöpfende Detailkenntniß, eine Unsumme litterarischen Wissens. Die besondere Kunst Riehl's war es nur, davon eben gar nichts merken zu lassen, wie dies auch seine ausgesprochene Absicht war. „Wie ich durch ein lustiges Wanderleben erst in das Bücherschreiben hineingewandert bin, so sollen auch meine Bücher allerwege lustig zu lesen sein. Die Gelehrsamkeit soll darin stecken, ohne sich selbstgefällig zu präsentiren und, wenn der Autor auch mühselig und langsam, prüfend und zaudernd gearbeitet, so wünscht er doch, die Leser möchten gar nichts merken von dieser Mühsal, sondern meinen, das Buch sei nur eben so von selber geworden, nur so von ungefähr geschrieben, rasch und unverzagt, wie auf der Wanderschaft und immer mit gutem Humor und ohne daß je der Autor vorher den gelehrten Schlafrock angezogen habe.“ (Land und Leute. Vorwort zur 2. Auflage.) — R. betrachtete übrigens selbst die drei Bände seiner „Naturgeschichte“ keineswegs als etwas Abgeschlossenes, sondern lediglich als „Vorstudien“. „Es wird eine meiner nächsten Aufgaben sein“, äußerte er (1855), „das System der Staatsgesellschaft, das mir allmählich aus den in der Naturgeschichte des Volkes niedergelegten Vorstudien aufgewachsen ist, selbständig und in voller wissenschaftlicher Schärfe auszuarbeiten.“ Als letztes Ziel schwebte ihm der Gedanke vor, daß die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkslebens zur Gesellschaftswissenschaft, zur socialen Politik führen und daß „es früher oder später möglich werden müsse, auf der Grundlage solcher naturgeschichtlicher Untersuchungen ebenso einen Kosmos des Volkslebens, einen Kosmos der Politik zu schreiben, gleich dem naturgeschichtlichen Kosmos Humboldt's“ — ein Gedanke, den Gothein mit Recht geradezu als großartig bezeichnet hat. Dazu ist R. freilich nicht mehr gekommen; andere Arbeiten verhinderten ihn daran, aus denen hier zunächst noch sein Buch „Die deutsche Arbeit“ hervorzuheben ist, entstanden 1861 auf Veranlassung König Maximilian's, dem auch das Buch gewidmet ist. Denn R. betrachtete es selbst als eine nothwendige Ergänzung zu der „Naturgeschichte des Volkes“, da ohne die genaue Kunde von der Arbeit und deren Gesetzen nach R. alle noch so scharfsinnigen Beobachtungen über Sitte und Charakter, über die Psyche einer Nation in der Luft stehen. Gerade bei seiner Erforschung der deutschen Volkskunde spielte ihm die Arbeit eine besondere Rolle, da er in der Arbeitskraft und Arbeitslust des deutschen Volkes — sicher nicht unberechtigt — dessen weltgeschichtlichen Ruhm erblickte.

Hat R. so auch kein eigenes abgeschlossenes System hinterlassen — seine Vorlesungen liegen auch nicht gedruckt vor —, so erhebt sich doch die Frage, was er mit seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ bezweckt und geleistet hat. Riehl's Untersuchungen über Land und Leute Deutschlands gipfeln in dem Satze, daß die deutsche Bodenoberfläche sich dreifach gliedere in deutsches Tiefland, mittelgebirgiges und hochgebirgiges Deutschland. Dieser dreifache Gegensatz zieht sich ihm auch durch die innere Welt des socialen und religiösen Volkslebens und tritt auch in der äußeren Staatengliederung zu Tage. Ihm entspricht ebenso die Dreitheilung des Klimas, welche verschiedene Ernährungsweise, Lebensart und Sitte verursacht. Dem entsprechen ebenso die Gruppen der deutschen Pflanzengeographie, die Vertheilung der Volksmassen und die geschichtliche Entwicklung der drei Volksgruppen; und ebenso wie in Siedelung und Sitte sei Deutschland auch kirchlich dreifach gegliedert; ja bis in die kleinsten Details, sogar bis in die Küche könne man diese Dreitheilung verfolgen. Sonst scheidet R. die deutschen Landschaften in zwei große Gruppen: social centralisirte (d. i. gleichheitlich geeinigte) Ländermassen: ober- und niederdeutsche Tiefebene und individualisirte (d. i. vielgestaltig gesonderte): Mitteldeutschland. Wenn Gothein meint, diese Scheidung werde Niemand befriedigen, so ist dagegen darauf hinzuweisen, daß sich die gleiche Unterscheidung auch anderwärts findet, so in dem Buche von B. Cotta, Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen, bei Kutzer, Das deutsche Land, und sogar noch neuerdings in einem Aufsatze von K. Joh. Fuchs, Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik (Beil. z. Allg. Ztg. 1898, Nr. 70 u. 71) recipirt worden ist. Andererseits hebt Gothein rühmend hervor, wie außerordentlich anregend und segensreich die Wandermethode Riehl's in den 50er und 60er Jahren auf weite Kreise der Jugend gewirkt hat, wie durch diese Einzelbeobachtung die socialen Enquêten gefördert wurden, und meint selbst, die Methode der socialen Schilderung sei dann wohl exakter geworden, aber vielseitiger, künstlerischer, als sie R. geübt, habe sie nicht werden können. Das sei aber seine eigentliche Kunst gewesen, daß er gerade den unintereſſantesten Gegenden und Volksstämmen ihre Eigenart abzugewinnen gewußt habe. In der That gehört, was er z. B. über den Rheingau geschrieben, auch nach dem neuesten Urtheile (s. Beil. z. Allg. Ztg. 1903, Nr. 103) heute noch zu dem Besten. Und dasselbe darf von vielen anderen Aufsätzen gelten, wie dem „Bauernland mit Bürgerrechten“, „Ein Gang durch das Tauberthal“, „Das Gerauer Land mit seinen Kaiserstätten“, „Die Hollebau“, „Eine geistliche Stadt“ (Freising), „Das Land der armen Leute; der Westerwald“, „Auf dem Wege nach Holland“ — alle gleich ausgezeichnet durch scharfsinnige Beobachtung und feinsinnige Darlegung aller natur- und culturgeschichtlichen Besonderheiten und Merkwürdigkeiten von Land und Leuten, alle zugleich Bausteine, „Prolegomena“ zum Buche von der bürgerlichen Gesellschaft, in dem er aus den örtlichen Anschauungen auf die einheitlichen Grundlagen der großen socialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation zu schließen suchte.

Um diesem Buche der „Bürgerlichen Gesellschaft“ gerecht zu werden, muß man, wie dies R. selbst in späteren Auflagen verlangt hat, sich vor allem in die Zeit zurückversetzen, in der es zuerst geschrieben wurde, d. h. in die Zeit von 1847—1851. „Es geht“, sagt er selbst, „durch dieses Buch ein Zug jener Aufregung und Unruhe des Jahres 1848, wie nicht minder ein Zug des darauffolgenden, tiefen Bedürfnisses nach Ordnung, Ruhe und Rückkehr zu altgewohnten, festen Formen“. R. war kraft der Mischung väterlichen und großväterlichen Charakters in ihm kein ausgesprochener Parteimann und

Fanatiker: er war insbesondere kein Reactionär, als welchen man ihn damals verschrieen hat. Im Gegentheil möchte er in diesen Büchern und speciell in der „Bürgerlichen Gesellschaft“ zeigen, daß „sociale Politik, d. h. eine Staatskunst, die auf das naturgeschichtliche Studium des Volkes in allen seinen Gruppen und Ständen gegründet ist, vielmehr eine vorausschreitende, ächt volksfreundliche Politik“ sei. Aber es überwog in ihm doch der großväterliche, conservative Geist. Er gesteht selbst als „Herzenswunsch“ zu, daß „eine mit liebevoller Hingabe an Art und Sitte des Volkes unternommene Durchforschung der modernen Gesellschaftszustände in letzter Instanz zur Rechtfertigung einer conservativen Socialpolitik führen müsse“. „Erhalten, um auf historischer Grundlage fortzubauen, bis das Neue selbst wieder zur historischen Grundlage der Zukunft geworden ist“ — dies war sein eigener Sinnspruch, wie er ihn zugleich als Wahlspruch einer „schöpferischen konservativen Partei“ bezeichnete. R. steht durchaus auf dem Boden einer ständischen Gliederung der Gesellschaft; zerfällt sie, so bleibt nach seiner Ansicht „auf die Dauer gar keine andere Möglichkeit, als der Sozialismus“ — und damit kann er Recht haben. Die Bildung des Bauern sei und müsse eine ganz andersartige sein, als die des Bürgers; die Wohlfahrt beider beruhe auf verschiedener Grundlage, und die Freiheit der Gesellschaft sei nur durch die in ihrer Eigenart möglichst ungestörte Entwicklung der einzelnen Gruppen gewährt. Am reinsten findet er den Standescharakter beim Bauern bewahrt, in ihm lebt nach R. das gesellschaftliche Element am reinsten, vollsten, mächtigsten. Darum behandelt er ihn auch mit besonderer Vorliebe und wünscht, daß er als eine der Hauptmächte des Beharrens vom Staate vor Allem in seiner Eigenart erhalten werde. „Der Bauer als konservative Macht im Staate muß in seiner Wucht erhöht, seines Charakters Eigenart befestigt, seine Bedürfnisse müssen beachtet werden. Er muß auch gereinigt werden von den verdorbenen Bauern. Sein fester Besitzstand muß gesichert und, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder ausgerundet werden.“ R. hat daher seine gewichtigen Zweifel über den Nutzen der Bauernbefreiung, seine Bedenken gegen die Zehntablösung, die den Bauern nur geschadet und nur dem großen Grundbesitzer (der zugleich Großhandel mit seinen Producten treiben kann) genützt habe. R. spricht sich für die Naturalwirthschaft als die dem Bauern entsprechende gegenüber dem ausschließlichen Herrschen der Geldwirthschaft aus; er tritt entschieden ein für die strenge Gebundenheit des Bodens, ist gegen die freie Theilbarkeit und Zersplitterung des Grundbesitzes, wie er ebenso die Erhaltung des Waldes warm befürwortet, als des aristokratischen Elementes in der Bodencultur und eines der Mittel zur Erhaltung eines großen, geschlossenen Grundbesitzes. Er glaubt auch nicht recht, daß die Bauern die Vortheile genossenschaftlicher Vereinigung begreifen können und erklärt sich selbst für eine Beschränkung der Heirathserlaubniß. Vornehmlich ist er gegen die bureaukratische Regelung der Gemeindeverfassung, da die Gemeinde das Heiligthum des Bauern sei, wie er überhaupt gegen die Bureaukratie besonders eifert. Ihr schreibt er geradezu die Schuld an allen Uebeln der Zeit zu — auch wohl eine Nachwirkung seiner Jugend, wo er in seiner nassauischen Heimath dieselbe in ihren schlechtesten Gestalten hatte kennen gelernt und im eigenen väterlichen Hause selbst erfahren hatte, welches Unheil sie mitunter anstiften könne. So fraglich auch diese Bedenken im Einzelnen erscheinen mögen, sicher hat doch R. in Vielem Recht und „durch seinen gesunden Konservatismus“, wie Gothein rühmt, „segensreich gewirkt“. Seine Schilderungen der Bauerngesinnung sind nach Gothein so feinsinnig, wie sie damals kein Anderer hätte geben können: es sind „Möser'sche Schilderungen aus dem Westfälischen ins Bayerische übertragen“.

Ebenso ist R. für den Fortbestand des Erbadels, der Geburtsaristokratie eingetreten. Der Adel ist ihm nur ein potenzirtes Bauernthum, der große Grundbesitzer im Gegensatz zum bäuerlichen freien, kleinen Grundbesitzer. Aber freilich müsse der Adel vor allen anderen Ständen sich als Körperschaft reformiren im Sinne des Freiherrn vom Stein, im Geiste des englischen Adels, dergestalt, daß der Adelstitel nur auf den Sohn erbe. Den kleinen Bauern solle er nicht in übermächtigem Wettkampf wirthschaftlich todtschlagen, ihm vielmehr, wenn nöthig, unter die Arme greifen; seine Gelder solle er der nationalen Industrie und Kunst zuwenden.

Was endlich das Bürgerthum betrifft, so ist es nach R. gegenüber dem Bauern und dem Adel der Träger der berechtigten socialen Bewegung, der socialen Reform. Aber er bekennt sich dabei als einen Gegner der Gewerbefreiheit, die für ihn nicht bloß eine nationalökonomische Frage ist, sondern ebenso ihre sociale und politische Seite hat, und für einen Anhänger der corporativen Gestaltung des Handwerks, wie er auch für die Ablegung des Meisterstückes sich ausspricht. „Es ist Riehls Verdienst, den familiären Charakter des Handwerks erkannt zu haben und darauf zu dringen, daß es ihn bewahre, wenn es seinen alten Boden behalten will. So ist er der eigentliche Prophet jener Socialpolitik der Bauern- und Handwerkerfreundlichkeit geworden, die in unseren Tagen wieder zu einer gewissen Macht gelangt ist" (Gothein). Neben der kurzen, prägnanten Uebersicht über die geschichtliche Rolle des Bürgerthums darf seine Schilderung des bürgerlichen Philisters als besonders gelungen bezeichnet werden. Den Hauptwerth des Riehl'schen Gesellschaftssystems aber findet Gothein in der Darstellung jener verfehlten Standesbildungen und Zersetzungserscheinungen, die wir jetzt gewöhnlich die „Declassirung" nennen. „Ich wüßte nicht, daß vor R. diese Probleme überhaupt in solcher Schärfe gestellt und mit solcher Vielseitigkeit behandelt worden wären." R. begreift unter Proletariat alle, die ihren Stand verloren haben und doch in keinen anderen eingetreten sind, und dehnt damit den Begriff viel weiter aus, als es gewöhnlich geschieht. In meisterhafter psychologischer Charakteristik behandelt er so das aristokratische Proletariat, das Proletariat des Geistes und das der materiellen Arbeit und kommt zu dem Schluß, daß, nachdem der vierte Stand nun einmal da sei, die anderen Stände sich gegen ihn besonders dadurch schützen müssen, daß sie sich selbst reformiren, der Bauer wieder Bauer, der Bürger wieder Bürger werden, der Aristokrat aber sich nicht für bevorrechtigt halten und allein zu herrschen trachten solle. — Zusammenfassend aber urtheilt Gothein über Riehl's „Bürgerliche Gesellschaft", daß sie als Theorie einer socialen Gruppenbildung ihren Werth behalte. „Sie ist die geistreichste Darlegung einer organischen Gesellschaftslehre", welche viel richtiger sei und höher stehe als z. B. Schäffle's „Bau und Leben des socialen Körpers"; zu vergleichen mit dieser, wie Waldesluft und Stubenluft. Sie darf aber noch ein weiteres Verdienst in Anspruch nehmen. Sie hat nach Lamprecht die Sociologie bei uns recht eigentlich als selbständiges Fach neben den Staatswissenschaften begründet; denn schon Anfang der 50er Jahre ist R. für diese Selbständigmachung eingetreten und hat auch eigene Lehrstühle für die Gesellschaftslehre verlangt. Die moderne Sociologie berührt sich in vielen Punkten mit den Anschauungen Riehl's. Er ist so, nach dem Ausspruch G. v. Mayr's, einer unserer ältesten und besten Sociologen, bei dem vor allem die stark ethische, religiöse Auffassung des gesammten menschlichen Daseins und insbesondere auch der wirthschaftlichen Dinge und sein gemäßigter Conservatismus lobend hervorzuheben und nachahmenswerth sei, wenn auch Riehl's Arbeit im Ganzen nicht fortgesetzt werden könne, eine besondere Wissen-

schaft der erweiterten Volkskunde auf Riehl's Methode der Erforschung von Land und Leuten sich nicht aufbauen lasse.

Aehnlich hat unser Urtheil über den dritten Band der „Naturgeschichte", „Die Familie", zu lauten. Wohl keines von Riehl's Büchern fordert mehr zum Widerspruche heraus, keines ist mehr als in vielen Punkten rückständig angegriffen worden. Das hat ja auch R. selbst gefühlt, indem er, als er 1881 nach 27 Jahren die 9. Auflage davon herausgab, bemerkte, daß er es ganz hätte umarbeiten müssen, wenn er alle die inzwischen eingetretenen Wandlungen hätte berücksichtigen wollen. Zuerst kommt hier seine Stellung zur Frauenfrage in Betracht. Indem er den natürlichen Gegensatz von Mann und Weib betont und in demselben die Ungleichheit der menschlichen Berufe und somit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als durch ein Naturgesetz begründet erachtet, will er von einer Emancipation der Frauen im modernen Sinne nichts wissen, wünscht im Gegentheil eine Emancipirung von den Frauen. Für die Emancipation der Frauen ist er nur in dem Sinne, daß er für eine bedeutend erweiterte Geltung und Berücksichtigung der Familie im modernen Staate eintritt. „Denn in der Familie stecken die Frauen." Er findet, daß in der Gesetzgebung und Verwaltung kaum noch ein Anfang gemacht worden sei, auf diesen Urgegensatz alles menschlichen Lebens und seine ungeheueren Folgen Rücksicht zu nehmen, und empfiehlt z. B., daß nur ein Familienvater oder Wittwer Wahlmann solle sein, Junggesellen nur im Verhältniß von 2 : 1 sollen gewählt werden können, wie er auch eine Hagestolzensteuer keineswegs unbedingt ablehnt. Er ist durchaus nicht blind gegen die Zunahme der unversorgten Frauen, aber als bestes Hülfsmittel dagegen räth er, den Geist der Familienhaftigkeit mehr zu pflegen. R. will auch keineswegs jede höhere Bildung von den Frauen genommen wissen und sie „gar nur in die Haushaltung schlachten"; die Bildung soll aber nach ihm nur in seltenen Ausnahmefällen Selbstzweck sein, die Frau nur ganz ausnahmsweise Profession davon machen. Als glänzendstes Beispiel echt weiblicher Wirksamkeit „in den höchsten Sphären des Geisteslebens" gilt ihm die Freundin Goethe's, Charlotte v. Stein. Es ist sehr fraglich, ob R. damit nicht Recht hat; ob wir uns mit dem modernen Versuche der Lösung der Frauenfrage nicht in einem verhängnißvollen Circulus vitiosus befinden, wenn wir die Frau durch erhöhte Erziehung und Bildung dem Manne gegenüber möglichst gleichberechtigt und selbständig machen wollen; ob nicht der Riehl'sche, wenn auch ausgetretene, Weg besser zum Ziele führt. Dazu können und müssen die Frauen freilich nach unserer Meinung am meisten selbst beitragen. Dazu gehört, daß sie sich, wie dies R. von den Ständen verlangt, selbst reformiren, daß sie sich von vielen äußeren Dingen emancipiren, welche der Familienhaftigkeit hinderlich sind, und dem mehr zuwenden, was dieselbe befördern kann. — Wie man aber auch darüber denken mag, jedenfalls sind es goldene, in unserer Zeit der Zersetzung besonders beachtenswerthe Worte, welche er über den ethischen Werth der Familie, über die Bedeutung der guten alten Sitte, die häusliche Erziehung, über die „erhaltende, sittigende und versittlichende Macht des Hauses" vorbringt. Die Familie ist und bleibt ihm mit Recht „der Schwer- und Angelpunkt unseres socialpolitischen, weil nationalen Lebens".

Wie R es sehr treffend als einen Stolz der germanischen Volksstämme beansprucht, daß erst mit dem Eintreten des Deutschen in die Weltgeschichte die Frauen wahrhaft frei geworden, so erkennt er, wie bereits oben angedeutet, auch auf dem Gebiete der Arbeit dem deutschen Volke den höchsten Preis zu. „Die deutsche Arbeit" Riehl's (1861) ist eines seiner eigenartigsten, besten

Bücher; Gothein nennt es geradezu „ein Meisterstück einer auf Psychologie und Ethik aufgebauten sozialen Wissenschaft". „Die Bahnen, die er hier erschlossen hat, ohne bisher viele Nachfolger zu finden, weisen auch hier vorwärts." Er will hier zeigen, wie sich deutscher Geist in deutscher Arbeit kundgibt. Denn die Seele des Volkes springt nach ihm aus seiner Idee der Arbeit hervor, wie aus seiner Praxis der Arbeit. „Keiner wird dem Volk ins Herz blicken und eine wahrhafte Volkskunde schreiben, der nicht den Arbeitsgeist des Volkes zu erkennen und nach seinen positiven Charakterzügen zu zeichnen weiß." Demgemäß untersucht er die Land- und Stadtarbeit, die Rohproduction (Bodenbau) auf der einen, Industrie, Gewerbe, Handel und Geistesarbeit auf der anderen Seite, und ihren Einfluß auf die Sitte und Gesittung der Bauern und Bürger. Das Auszeichnende des deutschen Arbeitsgeistes, das uns dadurch nahe dem Ideal der Arbeit führe, aber findet R. einmal in „der sittlichen Hoheit, mit welcher er Motiv und Ziel der Arbeit faßt, und dann in dem Universalismus, kraft dessen er alle Zweige der Arbeit gleichmäßiger als irgend eine andere Nation durchgebildet und zur eigenthümlichsten Entwicklung geführt hat". In höchst origineller, culturgeschichtlich interessanter Weise behandelt R. daneben hier noch viele andere Dinge, die sich auf die Arbeit beziehen, so die Arbeit in Lied und Spruch, in Sitte und Sage, die Auffassung des Volkes von der Arbeit, die Spitzbubenarbeit und besonders anziehend „die Poesie der Arbeit".

Eine andere, noch nicht erwähnte Ergänzung zur „Naturgeschichte des deutschen Volkes" ist sein Buch „Die Pfälzer", gleichfalls im Auftrage und mit Unterstützung des hochsinnigen Königs Maximilian 1857 entstanden. R. wollte hier an einem einzelnen, ihm durch seine Abstammung nahe liegenden Beispiele praktisch darthun, was er in den bis dahin erschienenen drei Bänden der Naturgeschichte mehr theoretisch entwickelt hatte; er wollte die „psychologische Charakteristik einer deutschen Volksgruppe" geben. Und nach übereinstimmendem Urtheile ist ihm dies in ganz hervorragendem Maße gelungen. Wie hier ein Stück „individualisirten" Mitteldeutschlands gezeichnet wird, die Verschiedenheiten der beiden Haupttheile des Landes, der pfälzischen Rheinebene und des Berglandes oder der Vorderpfalz und des Westrichs geschildert und in Zusammenhang gebracht werden mit der Bodenbildung, der Bodencultur, der Anlage der Wohnorte, der Tracht, Lebensweise und der Bewohner, darf geradezu als meisterhaft bezeichnet werden und kann als Vorbild für ähnliche Aufgaben gelten.

Ein ausgezeichnetes Seitenstück hiezu ist die gleichfalls aus einer Anregung König Maximilian's hervorgegangene und zunächst (1857) für ihn verfaßte Studie über Augsburg, welche Gothein Riehl's „Meisterstück" nennen möchte, hinter der mir aber andere ähnliche Skizzen in dem „Wanderbuche" ꝛc. kaum zurückzustehen scheinen. Wie vorzüglich er es verstanden hat, den „Genius Augsburgs in Begriff und Wort zu fassen", habe ich in meiner Festrede dargethan.

Die Studie über Augsburg erschien in den „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" (1858), welche wahre Perlen feinster culturgeschichtlicher Betrachtung enthalten, wie „Das landschaftliche Auge", „Das musikalische Ohr" u. s. w. Seine Kunst liebe- und geistvollster Detailschilderung, vollendeter Genremalerei treten hier, wie überall, glänzend hervor.

Neben der Volkskunde hat R., wie oben erwähnt, die Kunstgeschichte früh als sein zweites specielles Arbeitsgebiet der Culturgeschichte bezeichnet. Hier ist es einmal besonders die Baugeschichte, für die er als einer der ersten die Beachtung der Culturhistoriker verlangte, indem er verschiedentlich auf die

Bedeutung z. B. der alten Dorfkirchen, der Kirchthürme, des Bruchsteins, des Backsteins für die Volkskunde oder auf das Verhältniß zwischen der Familie und der bürgerlichen Baukunst hinwies. Und andererseits ist es die Musik, welche ja von Jugend auf eines seiner von ihm so genannten Steckenpferde bildete, auf deren Gebiet er „ausübend, gestaltend, kritisirend, historisch und ästhetisch darstellend als Fachmann“ gearbeitet hat (Gothein). Von der Musik hat er frühzeitig die höchste Meinung gewonnen und sie schon 1853 als „kein geringes Bruchstück unserer gesammten Cultur“ bezeichnet. Bei Veröffentlichung des ersten Bandes seiner „Musikalischen Charakterköpfe“ (1853), in welchem sich seine ältesten und zugleich schriftstellerisch vollendetsten Aufsätze befinden, war es seine Absicht, zu zeigen, wie die Geschichte der Musik in ihrem organischen Zusammenhange gefaßt werden müsse mit der übrigen Kunstgeschichte, der Litteraturgeschichte und der gesammten Culturgeschichte. Ebenso verlangt er in den „Briefen an einen Staatsmann über musikalische Erziehung“ (1853 und 1858 in den „Kulturstudien“ vereinigt), daß der Musikhistoriker an der Universität mitarbeiten müsse als Culturhistoriker an der Kunstgeschichte. Und er selbst hat zahlreiche Proben abgelegt für die Richtigkeit und Durchführbarkeit dieses Satzes. Mit besonderem Geschick hat er es verstanden, die von ihm behandelten Künstler im Rahmen ihrer Zeit darzustellen und ihnen die culturgeschichtliche, socialpolitische Seite abzugewinnen. Wie prägnant zeichnet er z. B. seine Lieblinge Bach und Mendelssohn! Bach als den „stolzen Repräsentanten jenes ächten ungefälschten Bürgerthums, wie es sich selbst treu in die Verderbniß des 18. Jahrhunderts hineinlegt und das soziale Gleichgewicht herstellt gegenüber der Entsittlichung der vornehmen Welt, der Verflachung des wissenschaftlichen, der Verzopfung des künstlerischen Lebens“, während er von Mendelssohn meint, daß kein anderer Künstler so ganz in der Mitte des socialen Lebens unserer gebildeten Kreise gestanden hätte und wiederum so von diesen verstanden und gewürdigt worden wäre, wie er; Mendelssohn ist ihm „der Tondichter der damaligen feinen, gebildeten Welt“. — Namentlich sind es aber die kleinen Meister des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, die er mit ausgesprochener Neigung schildert. Und hier hat er gerade dadurch eine außerordentlich dankenswerthe Anregung gegeben. R. v. Liliencron hat selbst in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ 1900, Nr. 244 erzählt, wie er durch einen Vortrag Riehl's, den dieser 1871 in Karlsruhe hielt und dann 1873 im ersten Bande der „Freien Vorträge“ drucken ließ, „Der Musiker in der Bildergallerie“, zu dem monumentalen Werke der „Denkmäler der Tonkunst“ angeregt wurde. Zum ersten Male habe R. hier den Gedanken ausgesprochen, daß ähnlich wie auf dem Gebiete der bildenden Künste, so für die Musik eine gedruckte Sammlung von Werken der musikalischen Litteratur erstehen solle, in der man neben den Koryphäen der alten Zeit auch alle jene Künstler zweiten und dritten Ranges finden könne, in denen sich das Entstehen und Werden, wie das Ausklingen und der Uebergang zu Neuem in den verschiedenen Epochen der Musikgeschichte darstelle; nur dadurch werde die Musikgeschichte zu einer wahrhaft wissenschaftlichen werden — einer jener ursprünglichen, fruchtbringenden Gedanken, an denen R. so reich war.

Nach einer Bemerkung Gothein's soll R. auch auf keinen Geringeren als Richard Wagner durch mehrere anonyme ältere Aufsätze, in denen er sich gegen die Salonmusik und die socialen Vorbedingungen dieser „Entartungserscheinung“ wandte, bestimmend eingewirkt haben. Muncker weiß zu berichten, daß Richard Wagner, Liszt und Bülow R. freundlich und mit aufrichtiger Hochachtung entgegenkamen, da seine großen musikgeschichtlichen

Kenntnisse, seine allgemein künstlerische Bildung verwandte Anschauungen erhoffen ließen; aber R. habe die ausgestreckte Hand schroff zurückgewiesen. Er ist, wie er selbst in seinem Aufsatze über Richard Wagner (in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen") sagt, einer der ältesten Gegner desselben geblieben — hauptsächlich deshalb, weil dieser eine ihm verhaßte und, wie er glaubte, unberechtigte Alleinherrschaft, Dictatur anstrebte und nur das Musikdrama, nichts Anderes gelten ließ. In eben diesem Aufsatze, in welchem er übrigens in leidenschaftsloser, ruhiger Weise seine Stellung zu Richard Wagner erörtert, betont er ausdrücklich, daß er nicht gegen Wagner's Musikdramen streite, sondern nur gegen dessen einseitige Richtung; er gesteht auch zu, daß Wagner melodische Erfindungsgabe besitze, aber er findet, daß derselbe sie selbst wieder „zermalmt, erdrückt und erstickt". Jedenfalls hat er Richard Wagner voll und ganz zu würdigen nicht verstanden.

Hingegen darf es sich R. als ein entschiedenes Verdienst anrechnen, immer und immer wieder auf die Wichtigkeit und Bedeutung des deutschen Volksliedes hingewiesen zu haben, dessen Geschichte neben der litterargeschichtlichen auch ihre sociale Seite habe, in welchem er die „Verjüngungsquelle der Musik, einschließlich der Oper" erblickte. Auch die „50 Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt", die er unter dem Titel „Hausmusik" 1855 und in 2. umgearbeiteter Auflage 1860 veröffentlichte, denen 1877 „35 neue Lieder fürs Haus" folgten, sind in diesem Stile gehalten. „Möglichst einfach und volksmäßig sanglich, setzte er 50 Lieder deutscher Dichter aus älterer und neuester Zeit für eine Singstimme mit Clavierbegleitung. In der Hauptsache in Mendelssohn's Manier gehalten, hier und da auch anderen, älteren Mustern nachgebildet, waren diese Gesänge in der äußeren Form meist tadellos, aber in der Erfindung unbedeutend und arm an Stimmungsgehalt, durchaus altmodisch vom ersten Augenblick an und darum künstlerisch verfehlt in einer Zeit, die mit Macht dem Neuen zustrebte." Diesem allzuschroffen Urtheile Muncker's gegenüber darf wohl betont werden, daß R. selbst seine „schlichten" Lieder nur in dem Heiligthum des Hauses und mit und vor den Freunden des Hauses gesungen, sie nicht einmal „in den Salon" verpflanzt wissen wollte.

In der 8. Auflage von „Land und Leuten" bemerkt R., daß seine sämmtlichen Bücher, auch die musikalischen und novellistischen, „ein sich gegenseitig stützendes Ganzes" bilden. Und dies mit Fug und Recht. Denn alle sind, insbesondere auch seine novellistischen, culturgeschichtlich gleich wichtig für die Erkenntniß des deutschen Volksthums. Auch hier, was die letzteren betrifft, können wir uns an der Hand seiner eigenen Ausführungen am besten über die Art und Weise und die Zeit des Entstehens der einzelnen Sammlungen unterrichten. Von seinen frühesten novellistischen Erzeugnissen wollte er später nichts mehr wissen. Denn, wie er in dem launigen Vorwort zu der Sammlung „Aus der Ecke" meinte, taugten sie nicht sonderlich viel, weil er „im Schildern von Situationen und im Ausmalen von Charakteren stecken geblieben war und ganz vergessen hatte, daß der Novellist erzählen solle." Dagegen darf aber doch eingeworfen werden, daß der so ungemein wirkungsvolle „Stadtpfeifer" bereits 1846 verfaßt ist. Eben „Der Ecke", d. h. seiner und seiner Familie traulichen Vereinigung mit Geibel, Heyse und später dem Grafen v. Schack anfangs der 50er Jahre im Nordwesten Münchens, und vornehmlich dem Einfluß von Paul Heyse schreibt er es zu, daß er über Wesen und Kunstgeheimniß der Novelle aufgeklärt wurde. Er erkannte, daß die Novelle „nichts Anderes darstellen kann, als die Conflicte eines psychologischen Problems, durch eine Geschichte gelöst, in der sparsamen, knappen Kunstform des erzählenden Vortrages." Indem er nun aber zum Schauplatz dieser Conflicte nicht die

Gegenwart nahm, sondern sie in die Vergangenheit verlegte, wurde er — im Anschlusse an Jeremias Gotthelf — der Begründer der historischen oder culturgeschichtlichen Novelle. So erschien 1856 der erste Band mit dem Titel „Culturgeschichtliche Novellen", 1863 die „Geschichten aus alter Zeit", 1868 das „Neue Novellenbuch", 1874 „Aus der Ecke", 1880 „Am Feierabend", 1888 die „Lebensräthsel", wozu noch der 1897 erschienene Roman „Ein ganzer Mann" gezählt werden darf, der auch wenig mehr ist als eine größere Novelle mit dem historischen Hintergrund von 1870 und an Riehl's Thätigkeit als „Museumsdirector" anknüpft.

Alle seine Novellen bewegen sich — und dies ist bezeichnend — auf deutschem Boden. Man erzählt eben, meinte er einmal, am liebsten von dem, was man am liebsten hat — und das war bei ihm das deutsche Volk. So hat er mit seinen Novellen, die sich über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren deutscher Geschichte erstrecken, wirklich, wie er es wollte, als Novellist einen Gang durch tausend Jahre der deutschen Culturgeschichte vom 9. bis 19. Jahrhundert gemacht. Wenn auch jede seiner Novellen für sich ein kleines Genrebild ist, so hat doch jede ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund, in dem er die einzelnen typisch ausgewählten Charaktere und ihre Schicksale in ihrem Zusammenhange mit der historischen Epoche und mit dem Volkscharakter zeichnet, und alle verbinden sich schließlich zu einem großen historischen Gesammtgemälde. Es sind auch „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", gleich denen Gustav Freytag's und gleich belehrend und unterhaltend. Natürlich, daß nicht alle gleichwerthig sind. Gothein findet weniger glücklich die aus dem eigentlichen Mittelalter (wiewohl hier auch nach ihm ein „Juwel seiner Kunst" „die Liebesbuße" spielt), aus der Zeit des Ritterthums und der höfischen Zucht, gelungener „die aus dem Kreise der Reichsstädte, aus der Renaissance- und Reformationszeit, aus der Kleinstädterei des 17. und 18. Jahrhunderts und der Kleinstaaterei der neueren Zeit, wie den Bewegungen seiner eigenen", setzen wir hinzu: namentlich der 40er und 50er Jahre. Insbesondere aber enthüllen seine Geschichten nach dem treffenden Urtheile von Matthias „von den mannichfachsten Seiten alle Eigenarten der deutschen Volksseele: Treue bis in den Tod und Liebe bis zur Selbstüberwindung, deutsche Gemüthstiefe und Glaubensinnigkeit, Freimuth und Unabhängigkeitsdrang, ungeschminkte Wahrhaftigkeit und derbe Kernhaftigkeit, schlichte Heldengröße und unerschütterlichen Duldersinn, freilich auch rechthaberischen Eigensinn und vertrauensselig leichte Hingabe an alles Fremde." Dabei sind sie voll individueller Züge aus seinem eigenen Leben: wie alle seine Schriften, ein Quellenbuch ersten Ranges. Man hat ihnen wohl Mangel an Leidenschaft vorgeworfen, aber nicht wenige entbehren auch dieser keineswegs, und, wie er selbst sagte: er wollte „weniger im Byron'schen Sinne aufregen, als im Goethe'schen anregen". Seine in Ludwig Richter'scher Manier gehaltenen Erzählungen athmen, möchte ich sagen, jene Zufriedenheit, jenen „Abend- und Seelenfrieden", dessen er sich selbst später erfreuen und rühmen durfte. Sie wirken durchaus harmonisch, versöhnend. Ihre Lectüre ist eine Erholung, ist ein Genuß. Seine Sprache ist echt deutsch, frei von Schwulst und Mache, schlicht und anspruchslos, doch reich an geistvollen Antithesen, frisch und munter, am rechten Platz derb und kernig und durchleuchtet von einem goldigen Humor, dabei, wie alle seine Schriften, erfüllt von einer echten, tiefen Religiosität.

Diese zeigt sich auch namentlich in seinem letzten Werke den „Religiösen Studien eines Weltkindes", das er im Winter 1892/93 während seiner Erkrankung am grauen Star, nachdem es längst concipirt war, niederschrieb oder vielmehr dictirend niederschreiben ließ — „Geschwisterkind", wie er selbst sagt,

zur „Familie" und zur „deutschen Arbeit". Er wollte es schreiben „als Weltkind", d. h. „als Culturhistoriker, der seinen beobachtenden Blick auf das religiöse Leben der Gegenwart wirft und es in einer bunten Reihe seiner großen und kleinen Offenbarungen schildern will" und „zugleich als Socialpolitiker, der sein prüfendes Auge auf die ethischen Mächte richtet, welche in unserer Zeit so gewaltig miteinander ringen, scheinbar die Religion des Volkes zerstörend, um doch ihre Unzerstörbarkeit zu erweisen." Bei aller Frömmigkeit doch freien Sinnes, faßte er hier offen und freimüthig nochmals alle seine Gedanken zusammen über Tod und Unsterblichkeit, Erschaffung der Welt, Abstammung des Menschengeschlechts, Verhältniß zu Gott, die Person Christi, Glauben und Wissen, die er immer — auch in seinen Vorlesungen — auf das Strengste geschieden sehen wollte, über Religion und Socialismus, die Stellung des Staates zu den Confessionen und zur Kirche, über Toleranz und andere kirchliche und religiöse Dinge, wie Kirchenbauten und Kirchenmusik, Predigt und Bestattung. Hier, wie in späteren Auflagen seiner früheren Werke, zeigte er dabei zugleich, daß er keineswegs überall schroff auf seinem einmal eingenommenen Standpunkte verharrte, daß er, obwohl eine durch und durch conservative Natur, doch zu lernen fähig und bereit war, und daß er auch Concessionen zu machen sich nicht weigerte.

R. hat selbst einmal gemeint, die Novellen seien vielleicht das Bleibendste, was er geschrieben. Aber bleibend sollte eigentlich alles sein, was er geschrieben, und das ganze Volk sollte seine Schriften lesen, weil sie fürs Volk geschrieben sind. So erfreulich es ist, daß einige seiner Bücher bereits in Schulausgaben vorliegen, ebenso erwünscht wäre es, wenn eine billige Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet würde: es wäre gesunde, kräftige Kost, die hier dem deutschen Volke geboten würde. Mag auch manches in seinen Schriften überholt und veraltet sein, dauernd bleibt doch die frische Art, wie sie geschrieben; dauernd bleibt der fesselnde, anregende, belehrende Inhalt seiner Schriften, der Reichthum ihrer Gedanken, die Fülle des Wissens, die man nur andeuten, nicht erschöpfend wiedergeben kann; dauernd bleibt ihr Werth als Geschichtsquelle ihrer eigenen Zeit. Und unauslöschlich wird auch der Eindruck seiner Persönlichkeit bleiben bei Allen, die ihn im Leben gekannt haben. Immer wird er deutlich vor unseren Augen stehen: der Mann mit dem mächtigen, charaktervollen Kopf und dem lebhaften Mienenspiel, das die Genialität seines Geistes offenbarte, markig, knorrig, wie eine Eiche, dabei schlicht und gerade und von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit — ein ganzer, ein durch und durch echt deutscher Mann, der einer der besten Kenner und Schilderer des deutschen Volksthums, einer unserer hervorragendsten Culturhistoriker gewesen ist.

Riehl's hauptsächliche, selbständige Schriften: 1. „Land und Leute", 1. Aufl. 1853 (10. Aufl. 1899). 2. „Die bürgerliche Gesellschaft", 1. Aufl. 1851 (9. Aufl. 1897). 3. „Die Familie", 1. Aufl. 1855 (12. Aufl. 1904). 4. „Wanderbuch", 1. Aufl. 1869 (4. Aufl. 1903); 1—4 vereinigt unter dem Titel: „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik." 5. „Die Pfälzer", 1. Aufl. 1857 (2. Aufl. 1858). 6. „Die deutsche Arbeit", 1. Aufl. 1861 (3. Aufl. 1883). 7. „Culturstudien aus drei Jahrhunderten", 1. Aufl. 1858 (6. Aufl. 1903). 8. „Culturgeschichtliche Charakterköpfe", 1. Aufl. 1891 (3. Aufl. 1899). 9. „Musikalische Charakterköpfe", Bd. I, 1. Aufl. 1853; Bd. II, 1. Aufl. 1860; Bd. III, 1. Aufl. 1878. Später ist das Werk in zwei Bände vereinigt worden, wovon Bd. I in 8., Bd. II in 7. Aufl. 1897 erschienen ist. 10. „Freie Vorträge", Bd. I 1873, Bd. II 1885. 11. „Religiöse Studien eines Weltkindes", 1. Aufl. 1894 (5. Aufl. 1900). 12. „Culturgeschichtliche Novellen", 1. Aufl. 1856 (5. Aufl.

1902). 13. „Geschichten aus alter Zeit", 2 Bde.; 1. Aufl. 1863—64 (3. Aufl. 1904). 14. „Neues Novellenbuch", 1. Aufl. 1867 (3. Aufl. 1899). Nr. 12, 13, 14 erschienen zusammen (in der Reihenfolge 13, 12, 14) unter dem Titel: „Gesammelte Geschichten und Novellen", 2 Bde. 1879. 15. „Aus der Ecke", 1. Aufl. 1874 (4. Aufl. 1898). 16. „Am Feierabend", 1. Aufl. 1880 (4. Aufl. 1902). 17. „Lebensräthsel", 1. Aufl. 1858 (4. Aufl. 1906). Nr. 12 bis 17 erschienen in einer „Gesammtausgabe der Geschichten und Novellen" in 7 Bänden 1899—1900. 18. „Ein ganzer Mann", 1. Aufl. 1897 (2. bis 4. Aufl. 1898). 19. „Ueber den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft". Vortrag in der öffentl. Sitzg. der k. bair. Akad. d. Wiss. am 30. März 1864. 20. „Lessing als Universitätsfreund". Rectoratsrede (an der Univ. München) 1873. 21. „Die Heimath der Universität". Rectoratsrede (ebenda) 1883. 22. „Hausmusik". 50 Lieder deutscher Dichter in Musik gesetzt, 1. Aufl. 1855 (2. Aufl. 1860). 23. „35 neue Lieder für das Haus", 1877.

J. Friedrich in den Sitzgsber. d. phil.-philol. u. hist. Cl. d. bair. Akad. d. Wiss. 1898, S. 328 ff. — E. Gothein in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 92, April-Heft. — K. Th. Heigel in der Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München 1897—98. — Laura Koepp in der Nassovia, Ztschr. für nassauische Gesch. u. Alterthumskunde 1901, Nr. 11 bis 13. — R. Koetzschke in der Dtsch. Ztschr. f. Geschichtswissensch. N. F. II. Jahrg. 1897/98 (Monatsbl. Nr. 9/10). — Th. Matthias im Vorwort zur Schulausgabe von „Land und Leute" (1895) und in der Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 1896, 10. Jahrg., Heft 1. — Gg. v. Mayr in dem Biographischen Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Bd. 3, S. 400 ff. — F. Muncker in Westermann's Illustrirte Monatshefte 1898, Mai-Heft. — Steinhausen in der Ztschr. f. Culturgesch., Neue (4.) Folge V, 209 und in den Neuen Jahrbüchern f. d. classische Alterthum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik, I. Jahrg. 1898, I. u. II. Bd., 6./7. Doppelheft I, 448. — Meine Festrede in der öffentl. Sitzg. d. k. Akad. d. Wiss. am 12. November 1898.

H. Simonsfeld.

Riesenthal: Julius Adolf Oskar R., ein hervorragender Ornithologe, wurde am 18. September 1830 zu Breslau geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters siedelte seine Mutter mit ihm nach Oels über, wo er das Gymnasium besuchte. Nach Absolvirung desselben wurde er 1848 Forsteleve auf der Oberförsterei Poppelau, da er sich dem höheren Forstdienst zu widmen beabsichtigte. Nachdem er seiner Militärpflicht bei den Jägern in Breslau genügt hatte, besuchte er die Forstakademie in Neustadt-Eberswalde. Nach bestandenem Examen erhielt er die Stelle eines Revierförsters im Bechsteinwalde in der Tucheler Heide. Die polnische Bevölkerung machte ihm viel Schwierigkeit. Dazu kam, daß in den Jahren 1868—71 die Ernte total vernichtet wurde, so daß er in pekuniäre Verlegenheit gerieth, was um so empfindlicher war, weil er sich bereits verheirathet hatte. Das Verhältniß mit der Bevölkerung wurde immer schwieriger. Man stellte ihm überall nach und schoß sogar in sein Arbeitszimmer. Er schildert diese Zustände in den „Bildern aus der Tucheler Heide", Trier 1871. Seine freie Zeit benutzte R. zu ornithologischen Studien und veröffentlichte schon damals ornithologische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Da die Verhältnisse ganz unhaltbar wurden, so nahm er im November 1871 die Stelle eines Communal-Oberförsters in Altenkirchen (Westerwald) an. Hier begann er sein Hauptwerk über die Raubvögel Deutschlands. Da es ihm jedoch nicht möglich war, bei dem anstrengenden Dienst dieses Werk zu vollenden, so nahm er längeren

Urlaub und zog mit seiner Familie nach Neuwied a. Rh. Hier beendigte er das Werk, welches ihm für alle Zeit einen ehrenvollen Platz unter den Ornithologen sichert: „Die Raubvögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropas“, Castel 1876—1879. Der bei diesem Werke befindliche Atlas von 60 Tafeln enthält die Abbildungen sämmtlicher Raubvögel, die von ihm selbst gemalt sind. Bald darauf erschien noch ein interessantes Werk: „Aus Wald und Welt. Bilder aus meines Freundes Skizzenbuch“, 1879.

Nachdem R. eine Anstellung als königl. Oberförster im Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten gefunden hatte, siedelte er nach Charlottenburg über. Auch in dieser Stellung setzte er seine litterarische Thätigkeit fort. Es erschien: „Das Waidwerk, Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere“, Berlin 1880, und „Jagdlexikon“, Leipzig 1882. Besonders wichtig war aber sein Werk: „Die Kennzeichen der Raubvögel nebst kurzer Anleitung zur Jagd und zum Fange“, Berlin 1844. Bis kurz vor seinem Tode arbeitete er an dem jetzt im Erscheinen begriffenen Werke: Naumann's „Vögel Europa's“, dessen Abschnitt „Raubvögel“ er übernommen hatte. R. starb am 22. Januar 1898.

Nekrolog in: Das Waidwerk in Wort und Bild, Nr. 11, 1898.

W. Heß.

Rieß: Richard von R., katholischer Theologe, geboren am 19. März 1823 zu Schwäbisch-Gmünd, † am 6. October 1898. Er studirte Theologie in Tübingen und wurde am 28. September 1846 in Rottenburg zum Priester geweiht; Dr. phil.; 1849 wurde er Repetent in Ehingen; 1850—56 Lehrer der Mathematik und Geographie im Erziehungsinstitut des Dr. Lichtenstein in Neutrauchburg; 1856 Kaplaneiverweser in Ratzenried, dann Pfarrverweser in Merazhofen und Ochsenhausen, 1858 Pfarrer in Unterboihingen und Schulinspector, 1864 Stadtpfarrer und Schulinspector in Ludwigsburg; daneben wurde er außerordentliches Mitglied des katholischen Kirchenraths in Schulsachen mit dem Titel Oberschulrath; am 27. October 1879 wurde er zum Domcapitular in Rottenburg ernannt, am 30. November 1879 installirt; seit 1886 war er Vertreter des Domcapitels in der 2. Kammer; 1898 Dr. theol. hon. causa. R. war auch Vorsitzender des Sülchgauer Alterthumsvereins.

Wissenschaftlich war R. auf dem Gebiete der biblischen Geographie thätig. Sein Hauptwerk ist der Bibel-Atlas, der zuerst unter dem Titel erschien: „Die Länder der heiligen Schrift. Historisch-geographischer Bibel-Atlas als Hilfsmittel zum Verständniß der heiligen Schrift und der biblischen Geschichte. Zugleich mit Rücksicht auf die heutigen geographischen Verhältnisse Palästina's, der Sinai-Halbinsel und der Ruinenfelder von Assyrien und Babylon“ (Freiburg i. Br. 1864; 7 Karten); in den späteren Auflagen: „Bibel-Atlas in zehn Karten nebst geographischem Index“ (2. Aufl. 1887; 3. Aufl. 1895). Für die internationale Verbreitung des Werkes erschien die lateinische Ausgabe: „Atlas Scripturae sacrae. Decem tabulae geographicae cum indice locorum Scripturae sacrae Vulg. edit., scriptorum ecclesiasticorum et ethnicorum“ (ebd. 1896; 2. Aufl. bearbeitet von C. Rückert, 1906). Schon früher war eine französische (1879) und eine englische Ausgabe (1880) erschienen. Eine „Beigabe zum Bibel-Atlas“ bildet das Werk: „Biblische Geographie. Vollständiges biblisch-geographisches Verzeichniß als Wegweiser zum erläuternden Verständniß der heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments“ (Freiburg i. Br. 1872). Eine „Wandkarte von Palästina“ gab R. ebenda 1889 heraus; 3. Ausg. 1897. In der Tübinger Theologischen Quartalschrift veröffentlichte er die Abhandlung: „Zur Beleuchtung der Topographie des alten Jerusalem“ (52. Jahrg. 1870, S. 181—215). Er war auch Mitarbeiter der

Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins. Für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte schrieb er den Artikel „Palästina" (IX, 1275 bis 1294).

Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894), S. 105 f. Lauchert.

Riggenbach: Nikolaus R., geboren zu Gebweiler i. Elsaß am 21. Mai 1817, † zu Olten i. d. Schweiz am 25. Juli 1899, zuletzt Civilingenieur, Erbauer von Bergbahnen nach seinem System.

Sein Vater, der ebenfalls Nikolaus hieß, betrieb zur Zeit der Continentalsperre eine große Rübenzucker-Raffinerie. Das Geschäft ging jedoch nach Aufhebung der Continentalsperre so zurück, daß es am Rande des Fallimentes stand, als sein Besitzer 1827 starb.

Der junge Nikolaus wurde nach Basel geschickt, wo er das Gymnasium bis zur fünften Classe besuchte. Er konnte dort den classischen Studien keinen Geschmack abgewinnen und gehörte zu den mittelmäßigen Schülern. Anfangs wohnte er bei seiner Großmutter, Wittwe Riggenbach, welche ein Landgut bei St. Jakob besaß, auf dem später der Rathsherr Geigy eine Villa baute. Auf dem Wege zur Schule ging er täglich an dem Landgute von Hieronymus Bischoff vorbei, dessen Frau eine Freundin seiner Mutter war und den Vorschlag machte, Nikolaus mit ihrem einzigen Sohn Emil zusammen erziehen zu lassen, welcher Vorschlag gern angenommen wurde. So lebte Nikolaus mehrere Jahre im Hause der Familie Bischoff, welche auch die Absicht hatte, ihn zu adoptiren. Seine Mutter hatte mittlerweile in Basel ein Geschäft gegründet, dem der Erfolg nicht fehlte. Als aber Hieronymus Bischoff seinen Plan, den jungen R. in sein Tuchgeschäft aufzunehmen, zu verwirklichen begann, genügte dieser so wenig seinen Anforderungen, daß Herr Bischoff erklärte, der Junge sei für das Tuchgeschäft zu dumm. Deshalb bat dieser seine Mutter, ihn wieder zu sich zu nehmen. Die Mutter gewährte seine Bitte und that ihn in die Bandfabrik von Emanuel Hoffmann, wo er auf dem Comptoir die Handlung erlernen sollte. Dort bekam er hauptsächlich Briefe abzuschreiben; viel lieber trieb er sich aber in den Fabrikräumen umher, wo ihn die Maschinen ungemein anzogen. Glücklicherweise hatte sein Principal hierfür Verständniß, nahm ihm oft das Briefecopiren ab und ließ ihn seiner Wißbegierde nachgehen. Bald erfaßte ihn ein unwiderstehlicher Drang, Mechaniker zu werden, dem aber die Mutter entgegentrat, indem sie ihm zur Pflicht machte, seine Lehrzeit zu beendigen, um möglichst bald eine Stütze für sie und seine Geschwister zu werden. „Oder", fügte sie hinzu, „wenn Du Mechaniker werden willst, so werde es, aber ich zahle Dir keinen Batzen Lehrgeld dazu!"

Um diese Zeit schloß er sich einem Christlichen Jünglingsvereine an, lernte dort einen jungen Mechaniker kennen und klagte ihm sein Leid. Dieser war Geselle bei einem Bandstuhlmacher Börlin, redete mit seinem Meister und brachte es dahin, daß der junge R. von Börlin unter der Bedingung umsonst als Lehrling aufgenommen wurde, daß er täglich die Werkstätte aufräume und reinige.

Mit Freuden ging R. darauf ein, trat bei Börlin in die Lehre, und arbeitete von 1833 bis 1836 bei ihm, feilte, schmiedete, drehte und lernte allerlei, aber nichts gründlich.

Nach beendigter Lehrzeit mußte er sich selbst sagen, daß er mit dem Erlernten nicht werde durch die Welt kommen können, entschloß sich aber doch, in die Fremde zu gehen und wanderte zu Fuß nach Lyon. Dort fand er Beschäftigung in der Präcisionswerkstätte eines Herrn Gasquel und fand hier

Gelegenheit, sich als Mechaniker, namentlich als Dreher, gehörig auszubilden. Auch schloß er mit einem in der Seidenfabrikation beschäftigten jungen Manne, Namens Stünzi aus Horgen, Freundschaft. Auf seine Empfehlung hin wollte Herr Bonnet, der Chef der größten Lyoner Seidenfabrik, R. als Werkführer anstellen; doch hatte dieser Bedenken dagegen, die er Herrn Bonnet offen darlegte. Namentlich schien es ihm nicht passend, daß er, der erst zwanzig Jahre zählte, im Dienste ergrauten Leuten befehlen sollte und noch dazu in einem Geschäftszweige, für den er sich die erforderlichen Kenntnisse nicht zutraute. In Basel hatte er nur die Bandstuhlfabrikation und in Rünneburg, dem Stammorte seiner Familie, bei einer Frau Suter, das Bandweben erlernt. Trotz dieser Bedenken wurde er dazu bestimmt, die Werkführerstelle anzunehmen, und es ging dann auch über Erwarten gut, indem ihm die bei Frau Suter erworbenen Kenntnisse dabei sehr zu statten kamen.

Indessen hegte er den Wunsch, nach Paris zu reisen, von dem er sich für seine weitere Ausbildung viel mehr versprach, als von Lyon. So reiste er denn im September 1837 mit dem Postwagen nach Paris, wo er bald Arbeit fand. Bei seinen Mitarbeitern erwarb er sich dadurch große Beliebtheit, daß seine sichere Hand ihn befähigte, so oft einem Kameraden irgend ein kleiner Fremdkörper ins Auge gekommen war, diesen rasch und schmerzlos zu entfernen. „Le grand Nicolas“, wie sie ihn nannten, wurde in solchen Fällen stets zur Hülfe gerufen.

Er bewohnte mit drei anderen Mechanikern ein Logis. Der eine aus Graubünden hieß Meyer, der andere Wick von Mühlhausen, der dritte Kastor von Koblenz. Mit letzterem bewohnte R. das gleiche Zimmer. In der Regel war einer der vier Kameraden ohne Arbeit und kochte dann für die anderen. Mehr als durch diese gemeinsame Kocherei profitirten sie aber durch gemeinsames Studium. Sie besuchten Abends die Vorlesungen im Conservatoire des Arts et Metiers und repetirten dann oft bis zur Mitternachtsstunde das Gehörte, oder zeichneten und rechneten mit einander. Da sie jedoch bald einsahen, daß sie ohne Anleitung eines Kundigen den gewünschten Erfolg nicht haben würden, weil sie oft in den Vorlesungen manches nicht verstanden, so engagirten sie einen Studenten der Ecole centrale, um ihnen in Mathematik, Mechanik und Physik Unterricht zu ertheilen. Diese vier strebsamen jungen Leute wurden später bedeutende Männer: Wick Kesselfabrikant in Mühlhausen, Meyer Oberingenieur der Ungarischen Staatsbahn in Pest, Kastor Wasserbauingenieur und Erbauer der Paris-Mittelmeerbahn, der Straßburg-Kehler Rheinbrücke u. s. w.

R. sah damals, am Ende der dreißiger Jahre, den ersten Eisenbahnzug von Paris nach St. Germain fahren, und besonders der Anblick der Locomotive machte auf ihn einen so gewaltigen Eindruck, daß er sich vornahm, sich dem Eisenbahnfache und besonders dem Lokomotivbau zu widmen.

Zur Verwirklichung dieses Vorsatzes kam er in folgender Weise: Im J. 1839 kam der zweite Director der Keßler'schen Maschinenfabrik in Karlsruhe, Herr August Ehrhardt, nach Paris, um tüchtige Mechaniker für das Etablissement anzuwerben. Herr Ehrhardt hatte früher selbst in Paris gearbeitet und einige seiner früheren Bekannten für das Engagement ins Auge gefaßt. Diese erklärten ihm aber, daß sie seine Offerte nur annähmen, wenn er auch R. engagire, weil sie der deutschen Sprache nicht mächtig seien und daher nicht ohne diesen, ihren zuverlässigen Freund, nach Deutschland gehen wollten. So kam R. mit den französischen Monteurs nach Karlsruhe, und seine Laufbahn war damit für immer entschieden.

Im Juni 1840 kamen sie in Karlsruhe an und R. erhielt alsbald die

Arbeit, welche ihn am meisten interessirte, denn während bisher die wenigen Eisenbahnen, welche in Deutschland bestanden, ihre Lokomotiven aus England bezogen hatten, wurde jetzt in dem Keßler'schen Etablissement nach englischem Muster und unter Leitung eines englischen Ingenieurs die erste Lokomotive in Deutschland gebaut und für diese verfertigte R. die meisten feinen Bestandtheile.

Durch den Umgang mit dem englischen Ingenieur wurde das Bewußtsein in ihm wach, daß England für seinen Beruf das bahnbrechende Land sei, und der Wunsch, sich die Kenntniß der englischen Sprache anzueignen. Grammatik und Lexikon wurden angeschafft und die freien Stunden ohne Hülfe eines Lehrers zu diesem Studium verwendet. Seine Pariser Freunde gingen allabendlich in eine Brauerei, er aber zog sich allmählich davon zurück, um seine freie Zeit dazu zu verwenden, sich mit den in seinen Beruf einschlagenden Wissenschaften möglichst vertraut zu machen.

Nachdem R. zwei Jahre in der Keßler'schen Maschinenfabrik gearbeitet hatte, machten ihm seine Verwandten den Vorschlag, nach Basel zurückzukommen und mit einem jungen Manne Namens Schaub eine mechanische Werkstätte zu begründen. Diesem Vorschlage leistete er im März 1842 Folge; nachdem er aber mehrere Monate in der im „D'Albeloch" (St. Albansthal) errichteten Werkstätte fleißig gearbeitet hatte, sah er ein, daß er mit seinem guten, braven, aber wenig praktischen Gesellschafter nicht voran kommen würde, und begrüßte es daher mit Freuden, als eines Tages derselbe Director Ehrhardt, der ihn in Paris mitgenommen hatte, im „D'Albeloch" erschien und ihm den Antrag stellte, als Werkführer in die Keßler'sche Maschinenfabrik zurückzukehren.

Dort bestand seine Beschäftigung dann ausschließlich im Bau von Lokomotiven, deren während seines zehnjährigen Gesammtaufenthaltes in Karlsruhe, von 1840—42 und von 1844—53, die schöne Zahl von 150 unter seiner Mitwirkung hergestellt wurden. Auch in gesellschaftlicher Beziehung faßte er nun in Karlsruhe immer mehr Fuß und befreundete sich namentlich mit den jüngeren Professoren am Polytechnikum, aus deren Umgang er für seine theoretische Ausbildung manchen Nutzen zog.

Unter den Lokomotiven, die er in Karlsruhe baute, befanden sich die vier ersten für die erste schweizerische Eisenbahnstrecke Zürich-Baden. Für diese wurde 1846 die ganze mechanische Ausrüstung sammt den erforderlichen Wagen in Karlsruhe hergestellt. Im Frühjahr 1847 wurde R. beauftragt, die erste Lokomotive über die schweizerische Grenze zu bringen. Kurze Zeit darauf führte er auch den ersten schweizerischen Eisenbahnzug auf der Probefahrt von Zürich nach Schlieren. Am 9. August 1847 fand dann die Eröffnung der ganzen Bahnstrecke statt.

Um diese Zeit hatte die Keßler'sche Maschinenfabrik eine Dampfheizung für die Fabrik Geigy zu Steinen im Wiesenthal geliefert; sie wollte aber nicht functioniren, der Dampf zog nicht durch die Röhren und Oberst Geigy, der Chef der Firma drohte mit einem Proceß. Man konnte sich die Sache nicht erklären. R., der seiner Hochzeit wegen um diese Zeit nach Basel ging, wurde beauftragt, den Apparat womöglich in Ordnung zu bringen. Bei der ersten Besichtigung konnte auch er die Ursache der merkwürdigen Erscheinung nicht finden, aber in der darauffolgenden, für ihn schlaflosen Nacht kam ihm der Gedanke, man müsse den Dampf den umgekehrten Weg, das heißt, den gleichen Weg mit dem Condensationswasser ziehen lassen. Er sprang sofort aus dem Bette, weckte den Monteur und führte mit ihm die nöthigen Aenderungen an der Leitung aus, und als dann Morgens 7 Uhr Oberst

Geigy die behaglich durchwärmten Fabrikräume betrat, war er voll Erstaunen, denn die Heizung war nun vortrefflich. Von der Zeit an hatte R. an den Gebrüdern Geigy väterliche Freunde, die ihm später von großem Nutzen waren.

Seine Vermählung mit einer Enkelin des Baseler Rathsherrn Socin fand im November 1847 in dem badischen Orte Binzen statt, weil er eigentlich den schweizerischen Sonderbundsfeldzug hätte mitmachen müssen, und der Großvater der Braut nicht wünschte, daß in Basel darüber gesprochen würde.

In Karlsruhe begründete er nun seinen eigenen Hausstand und erwarb bald eine Liegenschaft vor dem Ettlinger Thore. Im J. 1848 wurde ihm sein einziges Kind, ein Sohn geboren, der zwar nicht, wie der Vater wünschte, sein Fachgenosse, aber auf seinem Gebiete als Pfarrer und Universitätslehrer auch ein unermüdlicher Arbeiter wurde.

In dem Revolutionsjahre 1848 wurden auch die Arbeiter der Keßler'schen Maschinenfabrik unruhig und verlangten Riggenbach's Entlassung, weil er zu streng sei. Dieser war bereit, seine Stellung aufzugeben, doch veranlaßte er Herrn Keßler, die Arbeiter zu fragen, ob sie jemand vorzuschlagen wüßten, der neben der praktischen Erfahrung die technischen Kenntnisse besitze und drei Sprachen verstehe, wie R., und da die Arbeiter niemand vorzuschlagen wußten, einigte man sich dahin, daß R. bleiben könne, wenn der Chef ihm zurede, etwas „toleranter" mit dem Personal umzugehen. Man war jedoch bald genöthigt, das Geschäft zu schließen, denn am 13. Mai brach jene Militärmeuterei aus, infolge deren der Großherzog fliehen mußte und alles drunter und drüber ging. R. war froh, als einer seiner Brüder kam und in aller Eile seine Frau und das Kind sammt allen Werthsachen nach Basel abholte. Nachdem im Spätjahre 1849 die Stürme der Revolution vorüber waren, holte er sie wieder aus der Schweiz zurück.

Nicht lange danach wurde Herr Keßler nach Eßlingen berufen, um dort an die Spitze einer großen Maschinenfabrik zu treten, die mit der württembergischen Staatsbahn in Verbindung stand. Bei dieser Gelegenheit machten die früher erwähnten Gebrüder Geigy von Basel den Vorschlag, die Keßler'sche Maschinenfabrik mit R. als technischem Geranten zu übernehmen; da dieser aber seinem bisherigen Chef nicht Concurrenz machen wollte und die Geschäfte in Karlsruhe damals auch nicht gut gingen, lehnte er dieses Anerbieten ab; doch sollte sein Aufenthalt in Karlsruhe nicht mehr lange dauern.

Am 17. Februar 1853 wurde er von der neugegründeten schweizerischen Centralbahn-Gesellschaft als Chef der Maschinenwerkstätte der neuen Bahn nach Basel berufen. So gern er dahin zurückkehrte, wurde ihm der Abschied von Karlsruhe, wo er so lange gewirkt und viele Freunde gefunden hatte, doch schwer. Auch die Arbeiter wollten nichts mehr davon wissen, daß er zu streng gewesen sei und gaben ihm wohlthuende Beweise ihrer Anhänglichkeit. Da er für sein Haus nicht sogleich einen Käufer fand, mußte er es vermiethen, doch begab er sich vor seiner Abreise zu einem ihm befreundeten Mitgliede des Stadtrathes und ermächtigte ihn, für den Fall, daß die Liegenschaft zu einem für das öffentliche Wohl förderlichen Zwecke verwendet werden könne, einen auch nach den damaligen Verhältnissen niedrigen Preis anzugeben. Er war noch nicht lange in Basel, als er die Nachricht erhielt, der Pariser Christofle beabsichtige, in Karlsruhe eine Filiale seines Geschäftes zu gründen, finde aber keinen anderen geeigneten Platz, als eben dieses Grundstück. R. willigte ein, es an Christofle zu dem eben angegebenen niedrigen Preise zu verkaufen, und bald erhob sich hinter seinem ehemaligen Wohnhause die große Christofle-Fabrik, welche vielen hundert Arbeitern guten Verdienst gibt.

Als R. nach Basel kam, hatte sein Chef, der mit der Oberleitung des

Baues der Schweizer Centralbahn betraut war, bereits alle 54 Lokomotiven für diese Bahn nach einem und demselben Modelle bestellt. R. hielt es für seine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß für die Ebene leichte Maschinen, für die Steigungen dagegen mittlere und schwere vortheilhaft seien, erhielt aber zur Antwort: es sei beabsichtigt gewesen, ihn auch zum Maschinenmeister der neuen Bahn zu machen, wenn er aber mit den bestellten Maschinen nicht fahren könne, so werde ein anderer Maschinenmeister angestellt werden. In der That wurde ein anderer theoretisch sehr gediegen ausgebildeter junger Mann mit diesem Amte betraut. R. blieb ausschließlich dazu bestimmt, die Leitung der in Olten zu errichtenden Hauptwerkstätte zu übernehmen, mußte sich aber, bis diese errichtet war, anderweitig, theils zu technischen Bureau-Arbeiten, theils zu Reisen verwenden lassen.

Zunächst wurde er nach England geschickt, um die dort bestellten Schienen zu übernehmen. Sein Aufenthalt daselbst dauerte etwa vier Monate, und er benutzte diese Gelegenheit nach Kräften, um seine beruflichen Kenntnisse zu erweitern.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er nach Oesterreich gesandt, um den Probefahrten auf der Sömmeringbahn beizuwohnen. Es concurrirten hierbei belgische Lokomotiven von Cockerill mit deutschen von Keßler. Obgleich die letzteren weit sorgfältiger gearbeitet waren, blieben sie bei den ersten Fahrten hinter den belgischen zurück, was für Keßler sehr fatal und für R., seinen ehemaligen Adjutanten, sehr unangenehm war. Dieser untersuchte am Abend sowohl die belgischen, als auch die deutschen Lokomotiven auf das sorgfältigste und theilte Herrn Keßler seine Ansicht mit, die geringere Leistung seiner Maschine sei wahrscheinlich nur der Construction der Funkenfänger an den Kaminen zuzuschreiben. Herr Keßler stellte dies in Abrede, R. aber nahm in der Nacht mit Hülfe eines Maschinisten der Keßler'schen Maschinenfabrik das Kamin von einer belgischen Lokomotive und setzte es auf die Keßler'sche, welche am nächsten Morgen erprobt werden sollte. Am anderen Tag arbeitete die deutsche Lokomotive bedeutend besser als die belgische und R. behielt Recht. Für diesen Dienst war Herr Keßler zeitlebens dankbar und unterstützte R. für die Folge stets in seinen Projecten.

Einem ähnlichen glücklichen Einfalle und praktischen Griffe hatte dieser bald darauf eine entscheidende Wendung in seiner Stellung bei der Centralbahn zu danken. Als die Probefahrt auf der Strecke Basel-Liestal stattfinden sollte, wozu die Behörden, die Directoren und alle höheren Angestellten der Bahn sammt ihren Familien und folglich auch R. mit seiner Frau eingeladen waren, kam dessen Chef mit verstörter Miene auf ihn zu und klagte, die Fahrt könne nicht stattfinden, weil sich unversehens herausgestellt habe, daß die drei vorhandenen Lokomotiven defect seien. R. bat um die Erlaubniß, sie untersuchen zu dürfen, und fand, daß zwei Maschinen nicht zu gebrauchen waren, und daß die dritte ein Loch in einem ihrer beiden Wasserreservoirs hatte, woran die Arbeiter unter Anleitung des gelehrten Maschinenmeisters beschäftigt waren, das Loch mit Baumwolle und Lappen zu verstopfen, was nicht gelingen wollte. R. trat hinzu, erklärte, für die Fahrt nach Liestal genüge *ein* Wasserreservoir, drehte den Verbindungshahn zwischen den beiden Reservoirs zu, schwang sich auf die Maschine und fuhr zur freudigen Ueberraschung seines Chefs mit dem so rasch curirten Dampfrosse vor. Die Fahrt der Gesellschaft ging vortrefflich von statten, und diese Kleinigkeit gab den Ausschlag, daß R. hinfort die technische Leitung des Centralbetriebes übertragen bekam; der gelehrte, liebenswürdige, aber etwas unbeholfene junge Herr aber zeichnete und schrieb fürderhin an seinem Pulte. Am 29. Februar

1856 wurde R. zum Maschinenmeister ernannt, worauf er, sobald die Werkstätte fertig geworden war, nach Olten übersiedelte.

Als sein Chef nach Vollendung der schweizerischen Centralbahn nach Oesterreich ging, um die österreichische Südbahn zu bauen, wollte er R. durchaus mitnehmen und erklärte sich mit allen Bedingungen, die dieser stellen würde, im voraus einverstanden; R. aber fühlte sich verpflichtet, auf dem ihm überwiesenen, seinen Neigungen vollkommen entsprechenden Doppelposten eines Maschinenmeisters und Chefs der Hauptwerkstätte auszuharren.

Die Hauptwerkstätte in Olten hatte bald für hundert Arbeiter genug zu thun. Zunächst wurde die Eisenconstruction der Eisenbahnbrücke über die Aar bei Olten ausgeführt und in den Jahren 1863 und 1864 diejenige über die Aar bei Bußwyl der Linie Biel-Bern. Es war dies die erste Brücke in der Schweiz, bei deren Fundamentirung pneumatische Caissons angewendet wurden. Riggenbach's Freund Kastor, dessen sich der Leser aus den Mittheilungen über die Pariser Zeit erinnern wird, hatte ihm von Paris Pläne, Modelle und Erfahrungen mitgetheilt, die er hierüber bei dem Bau der Kehler Rheinbrücke gesammelt hatte. Schon wenige Jahre nach Eröffnung der Brücke bei Bußwyl wurden in der Oltener Werkstätte auch Versuche im Lokomotivbau gemacht. R. trachtete danach, das Etablissement von dem Range einer Reparaturwerkstätte zu dem einer Maschinenfabrik zu erheben und wurde in diesem Streben von dem Directorium der Centralbahn unterstützt. Seine äußere Stellung blieb zwar während der zwanzig Jahre, die er bei der Centralbahn gearbeitet hat, eine bescheidene, dafür gewährte man ihm aber unbeschränkte Freiheit, die ihm am werthvollsten war. Auf seine Anregung hin wurden in der Oltener Werkstätte neue Lokomotiven gebaut und dieser Zweig der Thätigkeit wurde auch von seinen Nachfolgern gepflegt. Unter den ersten Maschinen, die hier gebaut wurden, waren vier ganz schwere für die Bahn von Neuenburg über Chaux-de-Fonds nach Locle. Im November 1859 verließ die erste dieser Lokomotiven von 800 Centner Gewicht die Hauptwerkstätte.

Beim Betriebe der Bahn durch den Hauenstein-Tunnel machte man die sehr mißliche Erfahrung, daß auf der starken Steigung zwischen Olten und Laufelfingen und namentlich in dem Tunnel das Gleiten der Triebräder auf den Schienen selbst durch Streuen von Sand nicht immer gehoben werden konnte. R. sann auf Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen und kam auf den Gedanken, daß eine Abhülfe nur mittelst einer Zahnstange, in die ein Zahnrad eingreift, zu erlangen sei. Auch war ihm sofort klar, daß auf diese Weise noch viel größere Steigungen überwunden werden könnten. Er machte ein kleines Modell einer solchen Bahn und zeigte es allen Technikern, die ihn besuchten. Professor Dr. Culmann vom Polytechnikum in Zürich bestärkte ihn in seiner Ansicht, aber sonst wollte Niemand in der Schweiz etwas davon wissen. Er reiste mit seinem Modell zu einer Ingenieur- und Architektenversammlung in Stuttgart. Auch da wurde er mit Achselzucken angesehen und seine deutschen Freunde sprachen es unter einander mit Bedauern aus, der alte R. sei ein Narr geworden. Wie ein Sonnenstrahl erhellte dieses Dunkel ein prophetisches Wort des schweizerischen Generalconsuls John Hitz. Als dieser Olten besuchte und das Bergbahn-Modell sah, rief er aus: „Well, Mr. Riggenbach, Sie bauen eine Eisenbahn auf die Rigi!“ Damit war Riggenbach's bisher mehr theoretischen Studien ein praktisches Ziel gegeben und diese Worte machten ihm Muth, die Sache weiter zu verfolgen. Das erste Patent für diese Erfindung erhielt er in Frankreich am 12. August 1863, sechs Jahre bevor er von einer ähnlichen Erfindung des Amerikaners Marsh Kunde erhielt. Dieser trat erst 1869 mit seiner Erfindung hervor

und erhob keine Einwendung, als R. am 13. Februar 1872 ein amerikanisches Patent erhielt, obgleich dieser ihn davon in Kenntniß setzte. Er hat R. ausdrücklich als selbständigen Erfinder anerkannt. Die Aussage späterer Concurrenten, R. habe sein System in Amerika abgesehen, ist daher unbegründet.

Unter den vielen Ideen, die Riggenbach's Kopf neben seinen Berufsgeschäften durchkreuzten, war auch die Frage, ob es nicht vortheilhaft sein würde, die hölzernen Lafetten der Geschütze durch leichtere eiserne zu ersetzen. Er legte Anfangs der sechziger Jahre ein Modell eines solchen Geschützgestelles dem Bundesrathe Stämpfli vor und dieser veranlaßte ihn, eine Musterlafette anzufertigen. Er stellte in der Folge eingehende Versuche damit an, und Riggenbach's Modelle wurden mit kleinen Abänderungen vom eidgenössischen Militärdepartement angenommen, ohne daß der Erfinder irgend welchen Dank davon gehabt hätte. Patentschutz gab es nicht in der Schweiz. Beim Ausschreiben der Lieferung der ersten hundert Lafetten dieser Art wurde nicht einmal der Name des Erfinders genannt.

R. war kaum ein Jahr in Olten, als ihm diese Stadt das Bürgerrecht unter den ehrenvollsten Prädicaten ertheilte. Einige Jahre später that die benachbarte Gemeinde Trimbach das gleiche.

Am 25. September 1865 trat er eine Reise nach Costarica an, um seinen dorthin ausgewanderten Bruder August, über dessen Gesundheitszustand üble Nachrichten eingelaufen waren, zu besuchen und womöglich zur Rückkehr in die Schweiz zu überreden. Am 16. October kam er in St. Thomas an, am 23. desselben Monats in Colon (Aspinwall). Von da fuhr er mit der Eisenbahn nach Panama, wo er einige Tage auf die Ankunft der Post von New-York warten mußte. Diesem Aufenthalte folgte eine schöne Fahrt über den stillen Ocean nach Punta Arenas, dem Hafen von Costarica und ein anderthalbtägiger beschwerlicher Ritt nach der Hauptstadt San José. Dort hatte er Gelegenheit, die meisten Ausländer von Auszeichnung kennen zu lernen. Die costarikanischen Behörden hielten ihn für eine wichtige und interessante Persönlichkeit. Der Präsident, die Minister und viele Senatoren besuchten ihn. Es wurden ihm Propositionen aller Art gemacht, und die Regierung wollte ihm eine Jahresbesoldung von 10 000 Piastern (= 50 000 Franken) garantiren, denn sie stand damals mit einer Gesellschaft in New-York in Unterhandlung wegen Herstellung einer Eisenbahn quer durch das Land von einem Meere zum andern. R. fand aber wenig Gefallen an den Culturzuständen dieses Landes und ließ sich nicht halten. Da sein Bruder sich weigerte, mit ihm nach der Schweiz zurückzukehren, reiste er nach viermonatlichem Aufenthalte in Costarica nach New-York ab, besuchte Philadelphia, Washington, Baltimore, Pittsburg, Buffalo, die Seen, den Niagarafall, Albany und kehrte längs dem Hudsonflusse wieder nach New-York zurück. Nach einer sehr schlechten Ueberfahrt kam er am 1. Mai 1866 wieder in Olten an, wo er mit der Nachricht begrüßt wurde, daß er während seiner Abwesenheit in den Solothurner Kantonatsrath gewählt worden sei.

Er nahm sich nun die Energie und zähe Ausdauer der Yankees, die er in Nordamerika kennen gelernt hatte, zum Muster, um seinen Plan einer Eisenbahn auf den Rigi durchzusetzen, nahm sein Modell wieder zur Hand und ging auf die Suche nach Geld. Endlich gelang es ihm, das nöthige Capital zusammenzubringen. Es bildete sich eine Gesellschaft zum Bau einer Bahn von Vitznau nach Rigikulm. Befreundete Bankiers entschlossen sich, die nöthige Summe von 1 250 000 Franken vorzuschießen. Die Herren Oberst Näff und Olivier Zschokke von Aarau verbanden sich mit R. zur Ausführung.

Ersterer ging an die Aufnahme der Pläne und arbeitete während der Sommerszeit von 5 Uhr früh bis spät abends, um die Ausführung zu beschleunigen.

Während die Genannten im J. 1869 an der Arbeit waren, erhielt der Bundesrath durch Herrn Hitz die Nachricht, daß der amerikanische Ingenieur Marsh nach einem ähnlichen System eine Bahn auf den Mount Washington baue. Sofort schickte die Gesellschaft einen jungen Techniker dorthin, doch zeigte es sich, daß Marsh's Ausführung nicht als Muster dienen könne.

Am 21. Mai 1870 war schon eine Strecke der Rigibahn fertig, so daß die erste Probefahrt vorgenommen werden konnte, doch dauerte es noch ein volles Jahr, bis die ganze Bahn dem Betrieb übergeben werden konnte, weil die Lieferung der Schienen, welche in Ars bei Metz bestellt worden waren, durch den deutsch-französischen Krieg verzögert wurde, und so fand am 21. Mai 1871, wiederum dem Geburtstage Riggenbach's, sein Friedenswerk, und für ihn der Gegenstand langjähriger Sorgen und Kämpfe, seinen Abschluß.

Nach dem glücklichen Erfolge der Rigibahn wurde sein Bergbahnsystem immer mehr gewürdigt. Im J. 1873 bildete sich die „Internationale Gesellschaft für Bergbahnen“ mit dem Sitze in Aarau, zu deren Directoren Oberst Zschokke und R. ernannt wurden. Dieser konnte jedoch seine Stelle als Chef der Hauptwerkstätte in Olten nicht sofort verlassen, da erst ein Nachfolger gesucht werden mußte. Er berief einen früheren Angestellten, Herrn Egger, damals in England, zu seinem Adjuncten, der nach Jahresfrist seine Stellung übernahm. Zwanzig Jahre hatte R. im Dienste der schweizerischen Centralbahn zugebracht.

In Aarau, wohin er nun täglich fuhr, wurde eine sehr schöne Werkstätte errichtet und das Geschäft florirte anfangs sehr, wie ja im Anfange der siebziger Jahre alle Geschäfte gut gingen. Nach einander wurden die Bahnen: Arth-Rigi (20 % Steigung), Wien-Kahlenberg (10 % Stg.), Pest-Schwabenberg (10 % Stg.), Rorschach-Heiden (9 % Stg.), alle für Personen- und Güterverkehr erbaut und sämmtlich im J. 1874 eröffnet. Die drei ersten Eisenbahnen waren mit durchgehenden Zahnstangen, Rorschach-Heiden in gemischtem System hergestellt. Schon im J. 1870 war die Bahn zu Ostermendingen (Bern) in gemischtem System (10 % Stg., Güterverkehr) erbaut worden. 1876 folgte Wasseralfingen in Württemberg (8 % Stg.), 1877 Ruti im Kanton Zürich (10 %), 1878 Laufen im Kanton Bern (6 %), 1880 Oberlahnstein in Preußen (10 %), alle nach gemischtem System und für Güterverkehr. Die Einfahrt in die Zahnstange geschieht ohne anzuhalten. Der Uebergang von der gewöhnlichen Bahn in die Zahnstangenbahn ist kaum bemerkbar.

Durch die vielen Aufträge im Anfange der siebziger Jahre schien es, als ob der Stadt Aarau dadurch eine dauernde Quelle des Verdienstes eröffnet worden sei, weshalb sie im December 1874 R. und seiner Familie das Ehrenbürgerrecht schenkte, aber auf die Zeit des Aufschwunges im Anfange der siebziger Jahre folgte die Zeit des Kraches und der völligen Geschäftsstockung. Es fehlte daher nach der Mitte der siebziger Jahre auch der Bergbahn-Gesellschaft an genügenden Aufträgen, und zu diesem geschäftlichen Mißgeschicke kam am 19. November 1876 noch ein persönlicher Unfall infolge eines Zusammenstoßes zweier Züge unmittelbar vor der Einfahrt in den Bahnhof Bern, wobei R. neben vielen kleineren Verletzungen eine Quetschung des Unterschenkels erlitt, welche sich noch viele Jahre fühlbar machte. Dadurch kam er zum ersten Mal in seinem Leben mit Aerzten in nähere Berührung.

Als Beispiel, wie sehr sich R. um diese Zeit um Bestellungen bemühte, sei erwähnt, daß er die Bahn für Rüti zunächst auf eigenes Risiko baute.

Um diese Zeit kam der Kaiser von Brasilien, Dom Pedro II., in die Schweiz. Er war am 25. und 26. Juli 1877 in Basel und äußerte den Wunsch, daß R. ihn nach dem Rigi begleiten und ihm die nöthigen Erklärungen seines Bahnsystemes geben möchte. Die gemeinsame Besichtigung fand am 29. und 30. Juli statt. Der Kaiser machte die Fahrt auf der Lokomotive mit. R. brachte mehrmals die Rede auf das Project einer Zahnradbahn von Rio Janeiro nach Petropolis, erhielt aber jedesmal ausweichende Antwort.

Wenn es auch gelang, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre einige kleinere Geschäfte abzuschließen, wie aus der vorstehenden Zusammenstellung zu ersehen ist, so genügte dies doch lange nicht, alle die Arbeiter des Etablissements zu beschäftigen. Da kam die Kunde, man beabsichtige eine Eisenbahn auf die Nil Geries oder „Blauen Berge" im Südwesten von Englisch Indien zu bauen. Es wurden sofort Unterhandlungen angeknüpft und beschlossen, daß R. sich zur Aufnahme der Pläne nach Ostindien begeben solle.

Diese Reise fand im J. 1880 statt. Sie ging über Brindisi, Alexandrien, Suez, Aden, Insel Ceylon nach Madras. Zeitungsnachrichten hatten schon Riggenbach's Ankunft gemeldet und die Bemerkung beigefügt, er werde ohne Zweifel die „Vereinigung der Pflanzer" in ihren Zwistigkeiten gegen die Verwaltungsbehörden der Präsidentschaft unterstützen. R. ließ sich deshalb beim Gouverneur, dem Herzoge von Buckingham, melden und sagte ihm, daß es ihm nicht einfalle, sich in jene Angelegenheiten zu mischen. Er sei ein einfacher Mechaniker und würde, falls der Herzog seinen Beistand nicht gewähren wolle, sofort wieder abreisen. Der Herzog ermunterte ihn, die Sache einstweilen an Ort und Stelle zu untersuchen, wozu er ihm Major Morant als Begleiter mitgab, und versprach, sich später persönlich nach dem Stande der Arbeiten erkundigen zu wollen. Major Morant und R. reisten mit der Eisenbahn nach Mutapalam am Fuße des Gebirges, wo die Bergbahn beginnen und vorläufig bis Coonoor gehen sollte.

Am 16. März 1880 wurde zu Ootacamand, der Hauptstadt der Blauen Berge, eine Versammlung der Planters und Settlers abgehalten, welche an dem Bau der Bahn interessirt waren. Nachdem ihnen R. sein Bergbahnsystem erklärt und mitgetheilt hatte, daß der Herzog dem Unternehmen seinen Beistand leihen würde, legten sie ohne weiteres 300 £ für die Ausarbeitung der Pläne zusammen, womit Riggenbach's Auslagen gedeckt waren.

Dieser begann nun seine Arbeiten, die ihn mehrere Monate in Indien festhielten. Nach Beendigung derselben begab er sich wieder nach Ootacamand, wo inzwischen der Herzog zum Sommeraufenthalte angekommen war. Dieser empfing R. auf das freundlichste, prüfte seine Pläne, gab seine Zustimmung und versprach seine Beihülfe. R. reiste nach Madras zurück. Dort wurde ihm auf Befehl des Herzogs der herzogliche Salonwagen für seine Weiterreise nach Bombay zur Verfügung gestellt. Am 13. Mai traf er dort ein. Auch in der Nähe dieser Stadt wurde eine Bergbahn gewünscht. Auf der Heimreise ging R. noch nach London, um wegen der Finanzirung der Bahn in die Blauen Berge mit den betreffenden Bankiers zu sprechen.

Während seiner Arbeiten in Indien hatte er an die Internationale Bergbahn-Gesellschaft geschrieben, die Errichtung der Bahn in die Blauen Berge sei zwar principiell gesichert, doch stehe die Frage der factischen Ausführung noch offen. Infolge dieses Briefes fand er bei seiner Rückkehr in die Schweiz, daß sich die Gesellschaft aufgelöst hatte. Die Werkstätte in Aarau war verkauft, die Arbeiter waren entlassen worden. So blieb ihm nun nichts anderes übrig, als in Olten als Civilingenieur ein Bureau zu eröffnen. Seinen

früheren Pferdestall ließ er dazu umwandeln, und kaum war es nothdürftig ausgestattet, so kamen Bestellungen in Menge.

Zuerst war eine Zahnradbahn für Personen- und Güterverkehr mit 15 % Steigung nach Rio Janeiro auszuführen. Da R. nicht dorthin reisen konnte, ließ er sich die Pläne des fraglichen Gebietes kommen und zeichnete die Trace der Bahn hinein, wie er es in der Folge meistens zu thun pflegte. Dann sandte er das Rollmaterial, sowie die ganze mechanische Einrichtung an den Ort ihrer Bestimmung. Diese Arbeiten ließ er meist in der Oltener Hauptwerkstätte oder bei seinen alten Freunden in Eßlingen ausführen. Später aber mußte er, der hohen Zölle wegen, jeweilen in dem betreffenden Lande selbst arbeiten lassen.

Im J. 1882 wurde diese Bahn in Rio Janeiro und die Zahnradbahn auf den Drachenfels am Rhein (22 % Steigung), sowie eine Drahtseilbahn von Braga in Portugal nach dem Wallfahrtsorte Bom Jesus in Betrieb gesetzt, und eine Bahn für das Bergwerk Teschen in den Karpathen im Auftrage des Erzherzoges Albrecht von Oesterreich projectirt.

Nach Vollendung der Bahn Braga-Bom Jesus faßte man in Portugal so rasch Zutrauen zu dem System Riggenbach's, daß ihm sofort mehrere neue Anfragen von dort zugingen, bei deren Prüfung er jedoch Schwierigkeiten voraussah, die es ihm gerathen erscheinen ließen, sich ohne eigenen Augenschein nicht darauf einzulassen. Er folgte daher der dringenden Einladung einer Gesellschaft in Lissabon, welche eine zweckmäßige Verbindung zwischen dem Hafen und dem höher gelegenen Stadttheile herstellen wollte, und begab sich im Herbste 1882 dorthin.

Lissabon ist ganz auf Hügeln erbaut. Die betreffende Gesellschaft hätte ihm am liebsten gleich ein halbes Dutzend Drahtseilbahnen bestellt; nach genauer Prüfung des Terrains konnte sich R. jedoch vorerst nur zur Ausführung einer solchen entschließen. Unterdessen hatte man in Braga nicht geruht, bis er versprochen hatte, die dortige Bahn nach Bom Jesus persönlich in Augenschein nehmen zu wollen. Als er in Braga ankam, fand er den Bahnhof zu seinem Empfange reich bekränzt. Mit Glockengeläute, Militärmusik und Kanonendonner wurde er begrüßt. Eine Procession der Behörden und der Geistlichkeit holte ihn am Bahnhof ab. Wie einem Fürsten warf man dem bescheidenen Manne in den festlich geschmückten Straßen der Stadt Blumensträuße zu und veranstaltete Abends ihm zu Ehren ein großartiges Bankett.

Die Drahtseilbahn nach Bom Jesus machte selbst auf ihren Erbauer einen großartigen Eindruck. Er hatte vorher noch keine Bahn mit einer so großen Steigung von 52 % projectirt. Am 26. September 1882 reiste er nach Madrid, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, und von da über Bayonne, Toulouse und Lyon in die Heimath zurück.

Die für Lissabon projectirte erste Drahtseilbahn (25 % Stg.) wurde im J. 1883 erbaut, ebenso eine solche von 57 % Steigung von Montreux-Glion im Kanton Waadt und die Zahnradbahn von Rüdesheim a. Rhein auf den Niederwald (25 % Stg.). Im J. 1884 erbaute R. eine Drahtseilbahn für Piovene in Italien und eine für Gütsch bei Luzern (erstere 25 %, letztere 52 % Stg.), sowie eine Zahnradbahn für Stuttgart (18 % Stg.) und eine von Rio Janeiro auf den Corcovado (30 % Stg.), bei deren Eröffnung der Kaiser von Brasilien während des Festbanketts sagte, er kenne den Erfinder des Bergbahnsystems persönlich und freue sich herzlich, daß der herrliche brasilianische Rigi nun auch seine Rigibahn bekommen habe.

Bei Gelegenheit einer Reise nach Wien und Pest, wohin ihn im J. 1884 Geschäfte führten, nahm R. die in demselben Jahre fertiggestellte Bahn für

das Bergwerk Teschen in den Karpathen in Augenschein. Auf der Rückreise berührte er Salzburg, um wegen einer dort herzustellenden Bergbahn zu unterhandeln.

Als er sich nach seiner Heimkehr am 19. October 1884 zur Cur nach Baden im Aargau begab, erhielt er alsbald ein Telegramm, welches ihn zur Besprechung über den Bau einer Bergbahn in Algier nach Olten zurückrief. Er reiste sofort dahin, allein der Aufgeber des Telegrammes, Herr Sartor, war nicht zu treffen. Sofort kehrte er nach Baden zurück und erhielt die Nachricht, Herr Sartor sei hierüber „rasend", doch antwortete ihm R., er möge nun nach Baden kommen, wenn er ihn sprechen wolle. Sartor reiste in seinem Zorne ohne weitere Verhandlungen nach Lyon, während R. sich in Baden über seine sich wieder kräftigende Gesundheit freute und den geschilderten Vorfall fast vergessen hatte, als er einen Brief aus Algier erhielt, worin Herr Sartor das Tracé der Bahn, das er von einer Lyoner Firma hatte anfertigen lassen, beschrieb und anfragte, ob er wohl Seil- oder Lokomotivbahn anwenden müsse, und schließlich dringend bat, R. möge nach persönlich genommenem Augenscheine sein entscheidendes Urtheil abgeben. Um sich zu vergewissern, ob es mit der Sache Ernst sei, antwortete dieser, er werde abreisen, wenn zu den Reisekosten ein Vorschuß von 1000 Franken geleistet worden sei, und erhielt nach wenigen Tagen von Paris eine Anweisung dieser Summe.

Am 9. Januar 1885 reiste er ab, um sich über Lyon und Marseille nach Algier zu begeben. Am südlichen Ende dieser Stadt führt die Rue Rovigo in starken Windungen einen steilen Hügel hinan. Zur Ueberwindung der starken Steigung hatte Herr Sartor eine Seilbahn projectirt, die nicht nur Personen und Passagiergut, sondern auch beladene Wagen sammt den Pferden befördern sollte. Nach genauer Prüfung der Verhältnisse schlug jedoch R. vor, die Bahn etwa einen halben Kilometer länger zu machen, um unmittelbar nach dem Dorfe El Biar zu gelangen und sie als Zahnradbahn mit Lokomotiven zu betreiben. Dieser Plan fand allgemeinen Beifall, und auch der Festungscommandant hatte nichts dagegen einzuwenden.

Auf seiner Rückreise kam R. am 14. April 1885 in Marseille an und widmete sich der ihm kurz vorher gestellten Aufgabe, das Tracé zu einer Bahn von der Stadt auf die Höhe Notre Dame de la Garde zu entwerfen. Nach zehn Tagen angestrengter Arbeit entschied er als Experte über die eingelaufenen Pläne. Die Bahn ist 700 m lang und hat 15 % Steigung.

In Lyon bestimmte er das Tracé für eine Bahn nach Croix-Rousse, welche 650 m Länge und 14 % Steigung hat. Auch besuchte er bei dieser Gelegenheit seinen ehemaligen Meister Gasquel, den er noch an demselben Schraubstock fand, an welchem er ihn vor 50 Jahren verlassen hatte. Die Freude des alten Mannes darüber, daß sein berühmt gewordener Geselle ihn nicht vergessen hatte, war groß.

In demselben Jahre, 1885, erbaute R. die Zahnradbahn von Aßmannshausen auf den Niederwald (25 % Stg.) und eine zweite Drahtseilbahn für Lissabon (18 % Stg.).

Auch in dem folgenden Jahre ging eine Anzahl Bergbahnen, die R. im Auftrage hatte, ihrer Vollendung entgegen und stand er wegen zwölf neuen Projecten in Unterhandlung. Auch erschien im Sommer 1886 zu Basel die erste Auflage seiner Selbstbiographie unter dem Titel: „Erinnerungen eines alten Mechanikers", woraus obige Mittheilungen entnommen sind. Darin sagt er: „Ich arbeite getrost darauf los, bis der liebe Gott den Perpendikel abstellt". Damals war er 69 Jahre alt. Er starb am 25. Juli 1899 nach zurückgelegtem 82. Lebensjahre.

F. M. Feldhaus.

Rimpau: Arnold Wilhelm R., königlich preußischer Geheimer Regierungsrath, Besitzer der Rittergüter Langenstein, Emersleben und Anderbeck im Kreise Halberstadt, vormaliger Pächter der preußischen Domäne Schlanstedt, langjähriger Präsident des landwirthschaftlichen Vereines für das Fürstenthum Halberstadt und die Grafschaft Wernigerode, † am 14. Januar 1892. Als zweiter Sohn des Kaufherrn Arnold Rimpau in Braunschweig am 24. Juli 1814 geboren, erhielt er eine angemessene Schulbildung am Gymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich 1830 aus Neigung dem landwirthschaftlichen Berufe zu, auf welchen er sich durch mehrjährige Schulung in der Praxis auf verschiedenen Landgütern des Herzogthums Braunschweig und der Provinz Sachsen, sowie durch Ausführung von Instructionsreisen nach dem Rheinlande, der Schweiz und Ober-Italien, nach Mecklenburg und Holstein vorzubereiten suchte. Dadurch entsprechend ausgerüstet, übernahm er um Ostern 1836 die Pachtung der preußischen Domäne Schlanstedt, deren Bewirthschaftung er bis 1877 allein und sodann in Gemeinschaft mit seinem Sohne, Dr. Wilhelm Rimpau, leitete.

Nachdem er hier zunächst die wichtigsten Erfordernisse in der Hebung der Bodencultur gewahrt hatte, führte er bereis 1839 auf der Domäne den Zuckerrübenbau ein, errichtete auf seine Kosten eine Rübenzuckerfabrik, welche zwar anfangs mehr für einen kleinen Betrieb bestimmt war, aber schon nach wenigen Jahren wesentlich vergrößert und somit bald auf den Stand des Großbetriebes gebracht werden konnte. Gleichzeitig arbeitete er unausgesetzt am wirthschaftlichen Aufschwunge des Pachtgutes, sei es mittels Vervollkommnung der Ausstattung desselben, sei es durch Verbesserung der Bodencultur und durch Einlenkung in lohnende Betriebsrichtungen. So schritt er zur Aufhebung der Merinozucht, legte den Grund zu einer bald berühmt gewordenen Schlanstedter Schweinezucht, führte die Tiefcultur für einen großen Theil des Areals ein und brachte nach den Forderungen des Agriculturchemikers Justus v. Liebig die künstliche Düngung in durchgehende Anwendung. Bei der Haltung eines zahlreichen Rindviehstandes übernahm er eine verdienstliche Mitwirkung zur Bekämpfung der Lungenseuche durch umfassende Versuche mit Schutzimpfungen, deren erfolgreiche Anwendung auf diese Weise von ihm in Gemeinschaft mit dem um jene Zeit in Halberstadt stationirt gewesenen Kreisthierarzte Ziegenbein sehr gefördert wurde.

Seine landwirthschaftliche Thätigkeit erhielt mit dem Ankauf der Rittergüter Langenstein und Emersleben, wie des Rittergutes Anderbeck, welche er um die Zeit von 1855—1860, wohl zur Sicherstellung der Zukunft seiner Familie erwarb, eine wesentlich erweiterte Ausdehnung. Ungeachtet dessen beschränkte er sich nicht auf den Bereich seiner Privatinteressen, sondern nahm auch an der Pflege der allgemeinen Berufsinteressen, wie an der Förderung des öffentlichen Wohles lebhaften Antheil. Seit 1855 als Deputirter des Kreises Halberstadt öfters zur Vertretung des dortigen Landrathes genöthigt, wurde er 1866 definitiv zum Landrathe des genannten Kreises erwählt und bekleidete dies Amt, durch welches seine Kraft großentheils für die Aufgaben der öffentlichen Verwaltung im Bereiche jenes Kreises in Anspruch genommen wurde, bis Ende 1878. Nachdem er schon 1859 zum Mitgliede des königlich preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums ernannt war, nahm er auch regelmäßig bis zum Jahre 1879 an dessen Functionen Theil, wobei er eine recht intensive Mitwirkung in der Förderung der Landesculturinteressen zu entfalten wußte.

Außerdem war er seit Anfang der 60er Jahre auch Mitglied der Centralcommission zur Regulirung der Grundsteuer und fand dabei als technischer

Beirath vielfach Anlaß, vom Standpunkte des praktischen und erfahrenen Landwirthes durchgreifend einzuwirken. Ungeachtet solcher vielseitigen Inanspruchnahme widmete er sich als Vorsitzender des Halberstädter Landwirthschaftlichen Vereines nach wie vor der wirksamen Pflege der bezüglichen Interessen und vermochte durch seinen Einfluß, den er mit der Uebernahme der Function eines Vicedirectors des landwirthschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen wesentlich erweitert fand, das ganze Vereinsleben innerhalb dieses Bezirkes auf eine hohe Stufe der Entwicklung zu heben.

Als landwirthschaftliche Autorität zu hohem Ansehen gelangt, war er seit dem Beginne des wirthschaftlichen Aufschwunges auf den Gebieten seiner Erwerbsthätigkeit stets bereit, die von ihm bewirthschafteten Güter, unter welchen namentlich die Domäne Schlanstedt in hohem Rufe stand, als Quellen der Belehrung den Interessenten aus landwirthschaftlichen Berufskreisen zugänglich zu machen und sich neben seiner vielseitigen Thätigkeit noch in anerkennenswerther Weise mit den Aufgaben eines erfahrenen und kenntnißreichen Führers zu befassen. So wurde die Pachtung Schlanstedt ein weithin leuchtendes Ziel für viele nach Belehrung trachtende Landwirthe, welchen entweder mit dem Besuche auf Instructionsreisen eine vorübergehende Gelegenheit zur Aufklärung in gewissen Richtungen, oder durch den Eintritt als Volontäre in den Verwaltungsorganismus eine Garantie zu systematischer Unterweisung für längere Zeit geboten war.

Obwohl R. nicht Gelegenheit gefunden hatte, seiner Fachbildung eine wissenschaftliche Basis zu geben, so hat er doch bei der Ausübung seiner vielseitigen Berufsthätigkeit den Forderungen der einschlägigen Wissenschaften stets Rechnung zu tragen gesucht. Ihm kam eine vortreffliche Begabung zu statten, so daß er sich durch Privatstudien nicht nur das Verständniß für wissenschaftliche Principien aneignen, sondern auch durch den Verkehr mit wissenschaftlichen Capacitäten weitere Information verschaffen und zu selbständigen Beobachtungen befähigen konnte. Auf diese Weise gelang es ihm, zweckdienliche Untersuchungen bezw. Ermittelungen im Bereiche seiner wirthschaftlichen Unternehmungen anzustellen und denselben wichtige Aufschlüsse zu entlehnen, welche ihm die richtige Benützung der wissenschaftlichen Fortschritte ermöglichten. Mit großer Umsicht und Energie verfolgte er die verschiedenen Aufgaben seiner umfassenden Wirksamkeit und gelangte bald vermöge seiner Intelligenz mit Festhaltung einer rationellen wirthschaftlichen Tendenz auf einen gehobenen Standpunkt, von welchem er sich die Richtschnur für seine wirthschaftlichen Dispositionen mit größerer Sicherheit entwerfen durfte. So gelang es ihm, manche Schwierigkeiten und Kalamitäten zu überwinden und ungeahnte wirthschaftliche Erfolge zu erzielen, die er aber nicht eigennützig auszubeuten, sondern auch den Interessen der Landwirthschaft dienstbar zu machen suchte. Dem öffentlichen Wohle diente er aus edlen Motiven, sowie er auch für Wohlthätigkeitszwecke reiche Beiträge spendete und gerne hülfreiche Hand zur Unterstützung jüngerer Berufsgenossen darbot. Von edlem Charakter beseelt und ebenso von strengem Gerechtigkeitssinn geleitet, wie auch zu jovialer Gesinnung geneigt, stand er als Land- und Volkswirth, als Träger öffentlicher Ehrenämter in hohem, von keiner Seite geschmälertem Ansehen und wurde mit aufrichtiger Verehrung in näher und ferner stehenden Kreisen hochgeschätzt. War ihm auch die Genugthuung geboten sein verdienstvolles Wirken an höchster Stelle durch Verleihung ehrenvoller Auszeichnungen und Würden anerkannt zu sehen, so fühlte er sich doch durch die ihm im persönlichen Verkehr von allen Seiten dargebrachte Liebe und Verehrung am meisten beglückt.

Nachdem er, noch in voller Rüstigkeit, gegen Ende 1881 von einem Schlag-

anfalle heimgesucht worden war, gebrauchte er zwar die Vorsicht, seinem Wirken engere Grenzen zu ziehen, allein es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Frist zur Fortsetzung seines gemeinnützigen Wirkens um mehr als ein Jahrzehnt zu verlängern.

Vgl. Landwirthschaftliche Presse, Jahrgang 1892: „A. W. Rimpau-Langenstein", von Dr. Hugo Thiel. C. Leisewitz.

Ringelsheim: Josef Freiherr von R., k. k. Feldzeugmeister, geboren am 14. März 1820 zu Salzburg, wurde nach Absolvirung der Theresianischen Militär-Akademie 1838 zum Fähnrich und nach Hörung des höheren Cursus 1839 zum Lieutenant im Infanterieregiment Nr. 12 ernannt.

Nach einer längeren, ersprießlichen Thätigkeit bei der ungarischen Mappirung, während welcher er am 27. Mai 1846 zum Oberlieutenant avancirte, kam er infolge seiner vielseitigen Brauchbarkeit am 5. Mai 1847 definitiv zum Generalquartiermeisterstab und rückte daselbst am 13. Juni 1848 zum Hauptmann vor. Im Feldzuge in Italien machte er als Generalstabsofficier im Corps Nugent den ersten und zweiten Angriff auf Vicenza und im 1. Reservecorps das Gefecht bei Salionze und jenes am Monte Godio, dann 1849 die Schlacht von Novara und die Belagerung von Malghera, endlich in Ungarn als Generalstabschef das Gefecht bei Hegyes und die Cernirung von Peterwardein mit. Am 8. November 1849 zum Major, am 12. April 1854 zum Oberstlieutenant, am 21. October 1857 zum Obersten im Generalquartiermeisterstab befördert, fungirte R. im Feldzuge 1859 als Generalstabschef des 5. Armeecorps (Stadion) und erhielt am 2. Juni 1859 für sein Verhalten bei Montebello das Militär-Verdienstkreuz, am 15. August 1859 aber für seine hervorragenden Leistungen bei Solferino und den kurz vorhergehenden Gefechten den Eisernen Kronenorden II. Cl., nachdem ihm zuvor am 31. März 1859 für seine während des Friedens erworbenen Verdienste das Ritterkreuz des Leopoldordens zutheil geworden war. Erst 45 Jahre alt, schmückte R., der inzwischen in den Freiherrnstand erhoben wurde, schon 1865 der Generalshut; gleichzeitig wurde er zum Vorstand des Landesbeschreibungsbureaus ernannt. Den Feldzug 1866 gegen Preußen machte er als Brigadier im 1. Armeecorps mit. Die unerschütterliche Ruhe, mit welcher er im ärgsten Feuer seine Dispositionen ertheilte, flößten seinen Vorgesetzten und Untergebenen Bewunderung ein. Am Schlachttage von Königgrätz wurde er zum Ablatus des Commandanten des 3. Corps (Erzherzog Ernst) ernannt und erhielt am 3. October 1866 für seine hervorragende und tapfere Dienstleistung die Kriegsdecoration zum Ritterkreuz des Leopoldordens. Nach dem Friedensschlusse wurde R. als Brigadier in Wien eingetheilt, übernahm am 3. Juli 1869 das Commando der 2. Truppendivision in Wien, wurde am 24. October 1869 Feldmarschallieutenant und am 15. September 1870 Commandant der 16. Truppendivision und Militärcommandant in Hermannstadt. Auf diesem Dienstposten wurde er am 9. April 1876 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 30 ernannt, am 13. September desselben Jahres in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung durch die Verleihung des Eisernen Kronenordens I. Cl. und am 26. September 1876 durch Verleihung der geheimen Rathswürde ausgezeichnet. Am 19. October 1878 als commandirender General nach Brünn berufen, rückte er am 1. November desselben Jahres zum Feldzeugmeister vor. R. trat am 1. April 1883 freiwillig in den Ruhestand, da sein physischer Zustand ihm, dem gewissenhaften Pflichtmenschen, an der persönlichen Ausführung der zahlreichen Agenden seines Berufes hinderte, und erhielt bei diesem Anlasse mit einem Allerhöchsten Handschreiben in Anerkennung seiner

nahezu 50jährigen, im Kriege wie im Frieden ausgezeichneten Dienstleistung das Großkreuz des Leopoldordens. — Er starb am 2 Juni 1893 in Graz.

K. u. k. Kriegsarchiv. — Svoboda, Die Theresianische Militär-Akademie. — Armeeblatt 1893. Sommeregger.

Rinhuber: Laurentius R., ein deutscher Abenteurer des siebzehnten Jahrhunderts, der sich bald für einen Arzt, bald für einen Diplomaten ausgab. Wir sind inbetreff der Lebensumstände Rinhuber's fast nur auf seine eigenen sehr unzuverlässigen Mittheilungen angewiesen. R. hat offenbar absichtlich viel verschwiegen. R. ist in dem kleinen Ort Lucka bei Altenburg, in der damaligen Markgrafschaft Meißen, nicht in Luckau bei Meißen, wie Brückner schreibt, geboren. Tag und Jahr seiner Geburt sind unbekannt. Rinhuber's Eltern waren unbemittelt, der Vater starb früh und hinterließ seiner Wittwe und seinen beiden Söhnen nur ein kleines Häuschen, aber kein Vermögen. Der junge L. R. kam nach Altenburg und besuchte daselbst sieben Jahre lang das Gymnasium. Er hat in Altenburg kein gutes Andenken hinterlassen. Im Wintersemester 1666 wurde L. R. als Student der Medicin in Leipzig immatriculirt und der Meißenschen Nation zugezählt. Allein der Aufenthalt in Leipzig dauerte nicht lange, schon im nächsten Jahre gab R. sein Studium auf, um den Dr. Blumentrost aus Mühlhausen i. Th., der zum Leibarzt des Zaren Alexander Michailowitsch nach Moskau berufen war, zu begleiten. Warum R. sein medicinisches Studium so schnell unterbrochen hat, in welcher Stellung er den Dr. Blumentrost nach Moskau begleitet, ist unbekannt, — R. berichtet darüber nichts. Eine kürzlich in den Acten des altenburgischen Gymnasiums aufgefundene Notiz (von Dr. Procksch) gibt vielleicht eine Erklärung; es heißt: L. Rinhuber war ein sehr schlechter Schüler, undankbar und frech; eines Diebstahls angeklagt, floh er am 2. Mai 1667 nach Moskau. Es ist aus der kurzen Bemerkung nicht zu ersehen, ob R. als Gymnasiast oder als Student des Diebstahls angeklagt worden ist, — ich vermuthe, daß es sich um eine Angelegenheit während der Studentenzeit handelt. R. selbst erzählt, er habe drei Semester Medicin studirt, während es sich nach der obigen Mittheilung nur um ein Semester handelt. Die Angabe Brückner's, daß R. sechs Jahre studirt hat, beruht offenbar auf einem Mißverständniß. Genug, — R. folgte, wie er sagt, einer Aufforderung des Dr. Blumentrost und ging mit ihm nach Moskau. Zu Anfang des Jahres 1668 trafen die Reisenden — Dr. Blumentrost nebst Familie und R. — in Moskau ein. Blumentrost wurde sehr bald auf die Empfehlung des evangelischen Pfarrers Gregory als Leibarzt des Zaren Alexei in Moskau angestellt, R. aber trat nicht in den Dienst des Zaren, sondern blieb bei Blumentrost, in was für einer Stellung, wissen wir nicht. R. erzählt, er habe den einen Sohn Blumentrost's unterrichtet; er habe auch eine Zeitlang, so berichtet er ein anderes Mal, an Stelle eines Lehrers in der Deutschen Kirchschule in Moskau Stunden gegeben. Erst im October 1672, nach vierjährigem Aufenthalt in Moskau, tritt R. in die Oeffentlichkeit, und zwar bei Gelegenheit einer theatralischen Aufführung, die Prediger Gregory auf Wunsch des Zaren veranstaltete. Wir müssen es uns versagen, auf die interessanten Zustände des damaligen moskowitischen Reiches hier einzugehen. Zar Alexei in Moskau schätzte das Ausland außerordentlich und zog viel Ausländer, namentlich Deutsche nach Rußland, insonderheit nach Moskau. Der schon genannte Pfarrer Gregory war ein Günstling des Zaren. Auf Alexei's Wunsch wurde durch die deutschen Schulknaben unter Leitung des Pfarrers Gregory eine Tragikomödie: „Esther und Ahasverus“ am 17. October 1672 vor dem Zaren aufgeführt. R. erzählt, er habe den Schülern das Stück

einstudirt. Dieser Theaterabend entschied über die ferneren Lebensschicksale Rinhuber's. Es hatte der Zar Alexei damals 1672 im Sinn, eine Gesandtschaft nach Westen zu senden, um mit den westlichen Staaten Verbindungen anzuknüpfen. An der Spitze der Gesandtschaft stand ein schottischer Edelmann Paul Menesius v. Pitfodels, Major in russischen Diensten. Dieser Schotte wird als ein außerordentlich gewandter, sprachkundiger Mann geschildert. R. nun lenkte durch seine Mitwirkung bei jenem Theaterspiel die Aufmerksamkeit entweder des Gesandten oder des Zaren auf sich, man glaubte in ihm eine sehr geeignete Persönlichkeit für den Posten eines Gesandtschaftssekretärs gefunden zu haben. R. nahm das Anerbieten an. Ueber die eigentlichen Zwecke dieser Gesandtschaft sind wir nicht unterrichtet — die russische Regierung hat nie etwas darüber veröffentlicht. Dadurch aber, daß R. über seine jedenfalls untergeordnete Thätigkeit hinweg — ohne dazu berechtigt zu sein — sich in diplomatische Verhandlungen mit den Fürsten Deutschlands einläßt und mit einigen deutschen Fürsten in Correspondenz tritt, sind wir über Rinhuber's Thätigkeit orientirt. Die russische Gesandtschaft verließ zu Beginn des Jahres 1673 die zarische Residenz und wandte sich nach Westen; im März befand sich R. mit den Gesandten in Dresden, woselbst dem Kurfürsten Georg von Sachsen ein zarisches Schreiben übergeben wurde. Von Dresden aus beginnt R. mit dem Herzog Ernst von Sachsen eine Correspondenz, ganz aus eigenem Antrieb, ohne weder von russischer noch von deutscher Seite dazu veranlaßt zu sein, inbetreff der Beziehungen zwischen Moskau und Deutschland. R. wußte den herzoglichen Beirath Ludloff, den bekannten Geographen, für sich zu interessiren; R. war es bekannt, daß Ernst schon längst sein Interesse dem Osten, insonderheit den Deutschen, und zwar den evangelischen Deutschen in Moskau zugewendet hätte, zu deren Unterhalt in Moskau er eine reichliche Unterstützung gewährt hatte. Der Herzog ergriff die ihm durch R. gebotene Gelegenheit, sein Interesse weiter zu bekunden. Er veranlaßte seinen Agenten in Wien, den Gesandtschaftssecretär R., der sich unterdeß nach Wien begeben hatte, über die russischen Verhältnisse auszuforschen. Im Verlauf der Verhandlungen zwischen R. und dem Agenten des Herzogs liefert R. einen umfangreichen, aber keineswegs sehr günstigen Bericht über die Verhältnisse der Deutschen in Moskau; wohl aber berichtet er von dem großen Plan, mit dem er sich trägt, er wolle die russische Gesetzsammlung (Uloshenige) ins Deutsche übersetzen, ein großartiges Werk über Rußland schreiben u. s. w. Der Herzog wünscht weitere Mittheilung. R. hat sich unterdeß mit seiner Gesandtschaft nach Venedig und Rom begeben, kehrt aber im October über Venedig nach Deutschland zurück und bittet seinen Landesfürsten — um Geld. Die russische Gesandtschaft trat sehr bald die Rückreise an, reiste über Danzig dann nach Moskau zurück. Herzog Ernst hatte unterdessen dem Zaren sowie dem Vorstand der deutschen Colonie formelle Schreiben zugesendet. Nachdem R. mit der russischen Gesandtschaft in Moskau angelangt war, hörte sein russischer Dienst auf; er betrachtet sich nun aber als einen Agenten des Herzogs, er bittet um Geld, um zu repräsentiren. Bei Gelegenheit einer Audienz beim Zaren schlägt er ihm vor, er solle mit China Handelsverbindungen anknüpfen, und weist ihn auf Abessinien; Rußland solle mit diesem fernen Lande in Beziehung treten, um einen Bundesgenossen gegen die Türken zu erlangen. Zu der Erörterung der abessinischen Frage war R. durch den Altenburger Geographen Ludloff angeregt worden.

Was R. in Moskau eigentlich getrieben, bleibt unbekannt; er findet daselbst keine Beschäftigung und verläßt daher die Stadt. Im August 1674 ist er schon wieder in Hamburg und berichtet dem Herzog über die dem Zaren

unterbreiteten Propositionen inbetreff der chinesischen Handelsbeziehungen und der abessinischen Frage; er meldet ferner dem Herzog das Erscheinen eines russischen Besuches: nicht ein eigentlicher Gesandter, sondern ein zarischer Beamter werde zum Herzog Ernst kommen, um mit ihm allerlei zu verhandeln.

Es erscheint wirklich ein Beamter Protopopow in Altenburg und Gotha und verhandelt mit dem schwer erkrankten Herzog Ernst und dem Herzog Friedrich — eigentlich ganz unwesentliche Dinge. R. dient während der Verhandlungen als Secretär; er wird in den Protokollen gelegentlich als Doctor der Medicin bezeichnet, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. — Die Verhandlungen sind ziemlich erfolglos, wenigstens für R. Er verschwindet vom Schauplatz, scheint nicht nach Moskau zurückgekehrt zu sein, sondern hat sich eine Weile in Schottland (Edinburgh) in „Glaubensangelegenheiten“ aufgehalten. Endlich im April 1675 tauchte er wieder in Wien auf, was er da machte, wissen wir nicht; gleichzeitig weilt daselbst eine russische Gesandtschaft unter Potemkin, doch steht R. mit dieser Gesandtschaft nicht in Verbindung.

In Wien wird eine kaiserliche Gesandtschaft nach Moskau vorbereitet unter Bottoni und Guzmann; hier findet R. Verwendung als Dolmetscher und Arzt.

Mit dieser Gesandtschaft zieht R. nach Moskau und während nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten die beiden Gesandten wieder nach Wien zurückkehren, bleibt R. in Moskau. Er hat nun wirklich eine kleine Anstellung in Moskau am zarischen Hofe gefunden, ob als Arzt oder als Beamter, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Er sendet abermals große Berichte an den Herzog Friedrich (Dec. 1677 und Febr. 1678), über die Verhältnisse am zarischen Hofe, aber auch über allerlei Reisepläne und über seine geplanten wirthschaftlichen Arbeiten. Es scheint ihm aber doch nicht in Moskau behaglich gewesen zu sein, er verläßt Moskau im März 1678 in der Begleitung des nach England zurückkehrenden englischen Gesandten Hebden und reist mit ihm, wie er an Ludloff schreibt, nach England, um sich daselbst in der Medicin weiter auszubilden. Mit Hebden geht R. nach London, bleibt aber nur kurze Zeit da und wendet sich nach Frankreich; am 2. September 1678 ist R. in Fontainebleau beim König, dann reist er nach Orleans, Lyon, Turin, Genua, Corsica, Livorno, wo er im Februar 1679 weilt, dann weiter nach Florenz und nach Rom. Was für Zwecke R. bei seinen Reisen verfolgt hat, woher er die Mittel dazu gehabt hat — bleibt unbekannt.

Was machte R. in Rom? Pierling, dem wir eine sehr interessante Abhandlung über R. verdanken (Saxe et Moscou — Un médicin diplomát L. Rinhuber de Reinufer, Paris 1893), ist es gelungen, die Spuren Rinhuber's in Rom aufzufinden. Pierling behauptet, daß R. hier in Rom zur katholischen Kirche übergetreten sei. Sicher ist, daß R. sich bittend an den Papst Innocenz XI. gewandt hat, der Papst möchte ihn unterstützen, sein Vaterland sei ihm jetzt verschlossen. R. hat sich etwa zwei Jahre in Rom aufgehalten, es läßt sich feststellen, an welchen Orten er daselbst gewohnt hat, und wie oft er an den Papst Berichte geschrieben hat. R. erkrankt in Rom muß auf Anrathen der Aerzte Rom verlassen und soll mit Empfehlungen vom Papst nach Polen gehen. Die Behauptung Pierling's, daß R. wirklich katholisch geworden, scheint mir nicht erwiesen zu sein. Mir will es scheinen, als ob R., um die Möglichkeit des Aufenthalts in Rom zu haben, sich für einen Katholiken ausgegeben, also den Papst getäuscht hat. Zu Anfang des Jahres 1681 verläßt R. mit päpstlichen Empfehlungen Rom, um nach Warschau zu ziehen, reist aber nach Paris. Er bietet dem französischen Reiche seine Dienste an, — doch genügt ihm nicht mehr der Doctor der Medicin, er macht

sich zu einem Edelmann und nennt sich „de Reinufer“. In Paris findet R. vorübergehend eine kleine Verwendung bei Gelegenheit einer sich daselbst aufhaltenden russischen Gesandtschaft unter Potemkin; eine wirkliche Anstellung in französischen Diensten erhält er nicht. Er wendet sich wieder nach Deutschland, aber nicht an seinen eigentlichen Landesfürsten, den Herzog von Sachsen, sondern an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Im December 1681 ist R. wieder in Deutschland. Von Dresden aus schreibt er an den Kurfürsten von Sachsen; er nennt sich Dr. med., erzählt, daß er in Moskau Leibarzt des Zaren und Staatsmedicus gewesen sei, aber nun in seinem Vaterlande bleiben wolle. Im Januar 1682 ist R. wieder in Altenburg, im Juli desselben Jahres in seinem Heimathort Lucka. Er will wieder nach Moskau zurück, so meldet er dem Kurfürsten; er bittet dazu um eine Empfehlung an den Zaren, der Zar solle ihm behülflich sein, nach Persien zu reisen. Aber alle Bestrebungen und Bemühungen Rinhuber's scheinen erfolglos zu sein — wir kennen wohl seine vielen Bittschreiben, die in Dresden liegen, aber keine Antworten. R. kommt nicht fort, im Juli 1683 bittet er um Aushändigung des ihm versprochenen Empfehlungsschreibens an den Zaren, im Mai ist er in Erfurt bei Ludloff und erzählt ihm von dem Plane, nach Moskau und weiter nach Persien zu reisen, aber es bedürfe dazu noch verschiedener Vorbereitungen. R. macht nun noch allerlei Ausflüge, nach Frankfurt a. M., nach Heidelberg, in das Rheinland, Holland und England, — warum, wissen wir nicht. Er schreibt, aus hochwichtigen Ursachen könne er nicht nach Moskau reisen. Er geht nach Mecklenburg und bleibt den Winter über; erst im Frühjahr 1684 fährt er von Wismar aus nach Riga, wo er am 1. Mai eintrifft, reist dann weiter bis Pleskau. Am 6. Mai ist er endlich in Moskau, liefert sein kurfürstliches Schreiben ab und verläßt am 8. September 1687 wieder Moskau. Warum er seine persische Reise aufgibt, bleibt ebenso unbekannt, wie seine eigentlichen Absichten in Moskau. Am 28. October ist R. in Reval und im December 1684 in Dresden, wo er seine zarischen Schreiben und Geschenke abliefert. Dann wendet er sich nach Gotha und verfaßt hier, diesmal in deutscher Sprache, nicht wie bisher in lateinischer, einen recht interessanten Bericht, worin er seine Erlebnisse während der letzten zwei Jahre, seine letzte Reise nach Moskau und zurück anziehend schildert. Der Bericht wird am 24. Februar 1685 aus Gotha an den Kurfürsten abgeschickt und gelangt in dessen Hände (cf. die Relation).

Mit diesem letzten sehr lesenswerthen Schreiben hören alle Nachrichten über R. auf — er ist plötzlich verschwunden. Was ist aus ihm geworden? Was hat er weiter unternommen? Ist er bald gestorben? Wir wissen es nicht.

Die verschiedenen Schriftstücke von der Hand Rinhuber's sind zum Theil in Gotha, zum Theil in Dresden aufbewahrt; sie sind in Brückner's bekannter Abhandlung über R. (Beiträge z. Culturgeschichte Rußlands im XVII. Jahrhundert, Leipzig 1887, S. 213—278) benutzt. Brückner hat sich täuschen lassen; er überschätzt R. sicherlich, schildert ihn als einen weitblickenden Diplomaten u. s. w. Später hat Pierling durch die in Rom und Paris gemachten archivalischen Studien Schriftstücke inbetreff Rinhuber's zu Tage gefördert, denen zufolge R. in ein ganz anderes Licht kommt. Pierling's R. ist eine ganz andere Persönlichkeit als Brückner's R. — R. wird nach Pierling um äußerer Vortheile willen zum Convertiten, aber ohne Erfolg zu erzielen. R. gibt sich als Edelmann, als Arzt, als Doctor der Medicin aus, aber von seinen ärztlichen Studien, von etwaigen Verdiensten um die ärztliche Wissenschaft erfahren wir nichts. Studirt hat er niemals — wo hat er seine Kunst erlernt? Und schließlich

was bedeuten seine vielfachen Reisen? R. stand keineswegs in Diensten des Kurfürsten oder des Herzogs von Sachsen, er war keineswegs Diplomat von Beruf. Die Stellung als Gesandtschaftssecretär des Schotten Menesius und das Amt eines Dolmetschers der astrachanischen Gesandtschaft unter Guzmann haben doch keinen Diplomaten aus ihm gemacht. Warum reiste R. so zwecklos umher? Wo nahm er das Geld zu den Reisen her?

Ich vermag nicht anders, als R. für einen Abenteurer zu erklären. R. bleibt aber trotz alledem und meist gerade wegen des geheimnißvollen Dunkels, das ihn umgibt, eine anziehende Persönlichkeit. Seine vielfachen Berichte und Schreiben sind — wenn wir die persönlichen Angelegenheiten bei Seite lassen — als Schilderungen der damaligen Zeit, insbesondere als Darstellungen des Lebens in Moskau, unbedingt von historischem Werth. L. Stieda.

Ripping: Ludwig Hugo R., Arzt und Irrenarzt zu Düren, Rheinprovinz, geboren am 27. October 1837 in Gieboldehausen (Provinz Hannover) als Sohn eines Arztes, studirte in Göttingen die Rechte und dann Medicin, war 1863—65 Assistent am pathologischen Institute in Göttingen, wurde 1864 in Hannover als Arzt approbirt, begann 1865 seine psychiatrische Laufbahn als provisorischer Hülfsarzt an der Heil- und Pflegeanstalt zu Hildesheim unter Snell's Leitung und verblieb an dieser Anstalt, allmählich zum ersten Hülfsarzt aufrückend, bis 1871, wo er als zweiter Arzt an die Rheinische Provinzial-Irren-Heilanstalt zu Siegburg übersiedelte. 1875 wurde er zum Director dieser Anstalt ernannt, deren Leitung er 1876 übernahm, 1878 übernahm er die Leitung der neu erbauten Provinzial-Irrenanstalt in Düren, welche er einrichtete und eröffnete, wobei die in der Anstalt zu Siegburg befindlichen Geisteskranken und Beamten in die neue Anstalt übergingen. R., der am 8. Februar 1898 starb, ist Verfasser einer ganz beträchtlichen Reihe von Publicationen, welche zum größeren Theil in der unten genannten Quelle angeführt sind.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgeg. von Hirsch u. Gurlt VI, 981. Pagel.

Ritter: Eduard R., Maler, geboren am 1808 in Wien, † 1853 daselbst. Schon früh wurde er Schüler der k. k. Akademie in Wien. 1830 stellte er zum ersten Male aus, und zwar sein in Oel gemaltes Selbstbildniß. In den Jahresausstellungen der k. k. Akademie war er von da an regelmäßig und später auch in den Monatsausstellungen des österreichischen Kunstvereins vertreten. 1848 wurde er Mitglied der k. k. Akademie. Als humoristischer Genremaler war er lange Zeit sehr beliebt und weithin bekannt. Seine Arbeiten sind sehr zahlreich. Von ihnen seien hier die drei früher in der Belvederegalerie, jetzt im k. k. Hofmuseum zu Wien befindlichen erwähnt: „Die zurückgekehrte Wallfahrerin" (1838), „Der kranke Waldhornist" (1847), „Landvolk auf dem Kirchtag". Gegen 80 andere seiner Gemälde und Aquarelle finden sich in Wurzbach's Biographischem Lexikon Oesterreichs (Wien 1873) verzeichnet. Franz Vallentin.

Ritter: Jacob R. wurde zu Halle a. d. S. am 29. Mai 1627 geboren. Sein Vater, Samuel R., war Assessor des Schöppenstuhls und Syndikus bei der Magdeburger Regierung in Halle, auch mansfeldischer und anhaltischer Rath. Er studirte in Wittenberg Jurisprudenz und wurde sodann magdeburgischer Secretarius und Justitiarius in Langendorf bei Weißenfels. Hier verheirathete er sich mit einer Tochter des sächsischen Hofpredigers Michaelis in Lichtenberg. Er starb, erst 42 Jahre alt, am 14. August 1669 zu Halle.

R. hat die Schrift des Professors und Doctors der Medicin Daniel

Sennert († 1637 zu Wittenberg): „De bene vivendi beateque moriendi ratione“ ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel: „Nützliche und heilsame Vorbereitung und Uebung eines christlichen Lebens und seligen Sterbens“ im J. 1666 zu Leipzig bei Lankisch herausgegeben; auf dem beigegebenen Kupferstichtitel wird das Werk „Christliche Lebens- und selige Sterbenskunst“ genannt, weshalb es auch unter diesem Titel mehrfach citirt wird. Auf dem Titel wird nur Sennert genannt; Ritter's Name findet sich unter der Widmung an die Fürstin Anna Maria, Herzogin zu Sachsen, geborene Herzogin von Mecklenburg. Das Werk zerfällt in 18 Abschnitte; jedem Abschnitt hat R. ein geistliches Lied hinzugefügt. Obschon es nicht besonders ausgesprochen ist, daß R. auch der Dichter dieser Lieder sei, so ist das doch von jeher die allgemeine Annahme und darf auch als sicher gelten, zumal auch, wie Fischer (in den Blättern für Hymnologie 1886, S. 3) mit Recht bemerkt, keins derselben bisher einem anderen Autor hat zugeschrieben werden können. Von diesen 18 Liedern nahm Christian Beer 12 in seinen Seelengarten (1673) auf. Durch das Saubert'sche Gesangbuch, Nürnberg 1676, wurden mehrere dieser Lieder bekannt. In das zweite Freylinghausen'sche Gesangbuch (1714) ward das Lied: „Ein Christ soll nicht der Meinung sein“ aufgenommen und fand von da aus eine größere Verbreitung (abgedruckt bei Rambach und bei Fischer-Bunsen); Diterich überarbeitete es zu dem Liede: „Bewahre mich, Herr, daß der Wahn“ (1787), und in dieser, dem Original allerdings kaum noch ähnlichen Form findet es sich noch in einigen neueren deutschen Gesangbüchern. Besonders zu nennen ist noch das Lied: „Ihr, die ihr euch von Christo nennet“, ein kurzes, kerniges Lied wider das Namenchristenthum (Berliner Liederschatz vom Jahre 1832, Nr. 1085) und das Sterbelied: „Ich fahr und weiß gottlob wohin“, das mitunter irrthümlich dem Johann Gottfried Olearius zugeschrieben ist. Ritter's Lieder zeichnen sich durch ihren Ernst und das Dringen auf lebendiges Christenthum aus; einige sind auch in der Form knapp und geschickt, während andere etwas Lehrhaftes an sich haben, wie es sonst zu seiner Zeit sich noch nicht findet.

Kirchner-Grischow, Kurzgefaßte Nachricht, Halle 1771, S. 40. — Rambach, Anthologie III, S. 171 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f. 3. Aufl., Bd. 3, S. 352 f. — Blätter für Hymnologie, Jahrg. 1886, S. 2 ff. — James Mearns in Julian, A dictionary of hymnology, London 1892, S. 966. Bertheau.

Ritter: Immanuel Heinrich R., Dr., hervorragender Vertreter der Reform im Judenthum. R., geboren am 13. März 1825 in Ratibor, † am 9. Juli 1890 in Johannisbach, erbte von seinem Vater Philipp, der Lehrer der neueren Sprachen war, die Gabe des Denkers und Prüfers und von seiner Mutter ein weiches Gemüth. Obwohl von sehr zarter Constitution, hat er doch mit 17 Jahren seine Gymnasialstudien beendet und oblag bei dem damaligen Ortsrabbiner Löwe dem Studium der rabbinischen Litteratur. R. beherrschte neben den biblischen Schriften besonders die ethischen und philosophischen Partien im Talmud und bezog mit reichen Vorkenntnissen ausgerüstet die Universität in Breslau, an welcher er neben classischer Philologie Philosophie und Geschichte studirte, woselbst er 1849 auf Grund der Abhandlung „De Stoicorum logica“ zum Dr. phil. promovirt wurde, nachdem er schon früher auch das Staatsexamen pro fac. doc. mit glänzendem Erfolge bestanden. Infolge der freieren Zeitströmung wurde R. 1848 als Hülfslehrer und eine Zeit lang sogar als Ordinarius beschäftigt. Da er sich aber, um eine feste Anstellung zu erlangen, nicht religiös entwickeln wollte, was ihm Minister v. Raumer in einer Audienz zu verstehen gab, war die Aussicht auf die Erreichung eines

definitiven Lehramtes für ihn geschwunden. 1851 wurde R. als Religionslehrer an die jüdische Reformgemeinde in Berlin berufen und gewann bald auch die Kanzel, zuerst in Vertretung Samuel Holdheim's, um 1860 nach dessen Tode in dessen Stelle zu rücken. Als Ritter's Hauptwerk ist zu nennen: „Geschichte der jüdischen Reformation" (Berlin, W. J. Peiser), I. Theil: Mendelssohn und Lessing als Begründer der Reformation im Judenthum, 1858. II. Theil: David Friedländer, sein Leben und Wirken im Zusammenhange mit den gleichzeitigen Culturbestrebungen im Judenthum, 1862. III. Theil: Samuel Holdheim, sein Leben und sein Wirken. Ein Beitrag zu den neuesten Reformbestrebungen im Judenthum, dem sich der aus Ritter's Nachlaß von Dr. S. Samuel, Rabbiner in Essen, im Auftrage der Familie herausgegebene IV. Theil: Die jüdische Reformgemeinde zu Berlin und die Verwirklichung der jüdischen Reformideen innerhalb derselben (Berlin 1892, Verlag von Emil Apolant) anschließt. Außerdem sind von R. erschienen: „Beleuchtung der Wagener'schen Schrift ‚Das Judenthum und der Staat'" (1857); „Kanzelvorträge aus dem Gotteshause der jüdischen Reformgemeinde" (1856, II. Auflage 1865); „Weihreden und Predigten" (1875); „Wir Juden" (1881); „Die Bedeutung des Judenthums" (1885); „Die jüdische Freischule in Berlin. Eine pädagogisch-geschichtliche Skizze. Programm zur öffentlichen Prüfung der Religionsschule der jüdischen Reformgemeinde in Berlin" (1861). Außerdem ist R. weiteren Kreisen bekannt geworden als Uebersetzer von Henry Thomas Buckle's „Geschichte der Civilisation in England" (Berlin, 5 Bände) und William Eduard Hartpole Lecky's „Geschichte des Geistes der Aufklärung in Europa". Seine am 20. December 1871 im Namen des von ihm in Gemeinschaft mit Männern wie Löwe-Calbe, Langerhans, Guido Weiß begründeten „Verein für Freiheit der Schule" an das Abgeordnetenhaus gerichtete Petition (gedruckt mit 10 Beilagen 1872) bleibt ein interessantes schulpolitisches Document. Adolf Brüll.

Rittershaus: Trajan R., bedeutender Lehrer auf dem Gebiete des Maschinenbaues, geboren am 15. Juni 1843 zu Dortmund, † am 28. Februar 1899 zu Dresden, erhielt seine Schulbildung in seiner Geburtsstadt auf dem Gymnasium und der Realschule erster Ordnung und begann seine Fachstudien 1861 auf der Provinzialgewerbeschule in Koblenz. Nach einer einjährigen praktischen Thätigkeit in der Reparaturwerkstatt der Köln-Mindener Eisenbahn setzte er seine Studien zuerst am Polytechnikum in Zürich und im Herbst 1864 an der Gewerbeakademie in Berlin fort unter gleichzeitigem Besuch der mathematischen Vorlesungen an der Berliner Universität. Seinen theoretischen Neigungen entsprechend, wollte er sich dem höheren Lehrfache widmen und war deshalb dem höchst anregenden Lehrer Reuleaux von Zürich nach Berlin gefolgt, um dann nach einem langen Aufenthalt in England zum Studium der damals besonders berühmten classischen Stätten des Maschinenbaues und nach Erledigung seiner Militärpflicht 1868 als Assistent für Maschinenentwerfen an der Berliner Gewerbeakademie den ersten Schritt zum Lehrerberuf zu thun. Darauf vertauschte er diese Stellung wieder mit einer Thätigkeit in der Praxis als Constructeur in der Werkzeugmaschinenfabrik von Gschwindt & Zimmermann in Karlsruhe, kehrte aber 1871 in die Assistentenstelle nach Berlin zurück und habilitirte sich 1873 als Privatdocent für Kinematik und verwandte Fächer.

Um diese Zeit hatte Reuleaux in einer Reihe von Veröffentlichungen eine ganz neue Behandlung der Maschinengetriebe begründet, die großes Aufsehen hervorriefen, später als besondere „Theorie des Maschinenwesens oder Kinematik" zusammengefaßt wurden und in hervorragender Weise R. bestimmten, diesem

Gegenstande gleichfalls volle Aufmerksamkeit zu widmen. R. ging nur insofern einen bedeutenden Schritt weiter, als er in erster Linie die mathematische Lösung selbst sehr verwickelter Bewegungen sich zum Ziele setzte. Diesen Arbeiten verdankt der praktische Maschinenbau vielerlei Aufklärung, zumal R. auch die Vorgänge in der Praxis scharf beobachtete und sich der mathematischen Lösung anderer Probleme mit großem Erfolge zuwandte. Auf diesem theoretischen Gebiete liegen demnach auch seine litterarischen Arbeiten, von denen nur genannt werden mögen: „Die Ellipsographen" in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen, 1874; „Die kinematische Kette" im Civilingenieur, 1876; „Die Geradeführung des Watt'schen Parallelogramms" in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1877; „Die kinematisch-geometrische Theorie der Beschleunigungen", ebd. 1878; „Die Beschleunigung am Kurbelgetriebe, besonders wichtig zur Bestimmung von Massenwirkungen an Dampfmaschinen", ebd. 1879; „Die Kraftvermittler" im Civilingenieur, 1879 und 1880; „Die Interferenzkurbelkette", ebd. 1880; „Die Kurbelbeschleunigungscurve" in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1883.

Im J. 1874 folgte R. einem Rufe an die kgl. technische Hochschule in Dresden zunächst als außerordentlicher Professor für Kinematik und der Maschinenbaukunde verwandte Fächer. Kurz nach Uebernahme dieser Lehrkanzel bekundet er in einer größeren, im „Civilingenieur" 1875 erschienenen Abhandlung seine Stellung zur Kinematik, indem er, nach einem geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Kinematik die Beziehungen erörtert, in welchen die Maschine zu dieser Lehre steht. Er stellt dabei die Analyse und die Synthese einander gegenüber, je nachdem er die an einer vorhandenen Maschine vorkommenden Bewegungen und Bewegungsorgane auf ihre Zweckmäßigkeit und ihr Zusammenspiel untersucht, oder ausfindig macht, welche Mittel uns überhaupt zur Erzeugung von Bewegungen zu Gebote stehen und wie wir dieselben zu verwenden und auszunutzen haben, um in einzelnen bestimmten Fällen Bewegungen zu erzielen, welche zur Einrichtung einer Maschine führen, mit der ein bestimmter Zweck erreicht werden soll. Er gelangt dadurch zu dem Ergebniß, daß die letztere Methode allein fruchtbringend für das Maschinenwesen ist und tritt daraufhin auch für die von Reuleaux ausgebildete Kinematik ein. Dabei geht er jedoch sehr kritisch zu Werke, indem er zugleich mit großem Freimuth die Irrthümer, Unrichtigkeiten und Mängel seines Lehrers aufdeckt. Gleichzeitig befreit er diese Getriebelehre von einem unverkennbar überflüssigen Beiwerk, sodaß R. sich durch diese Klarstellung ein großes Verdienst um die Förderung dieser neuen Wissenschaft erworben hat.

Um dieselbe Zeit beginnt die Elektrotechnik als ganz neuer eigenartiger Zweig der Technik sich den Aufgaben des Maschinenbaues anzugliedern, vorläufig allerdings nur in den Maschinenbauwerkstätten und fast nur zur mechanischen Erzeugung des elektrischen Stromes für Beleuchtungszwecke unter Zugrundelegung des Lichtbogens und seit 1877 des glühenden Fadens (Glühlicht). R. erkannte sofort nicht nur die große Bedeutung der mechanischen Stromerzeugung mit Hülfe der sogen. Dynamomaschinen für Beleuchtungszwecke, sondern ganz allgemein, also insbesondere für Energieübertragung, und vertrat mit großem Erfolge den Standpunkt, daß die Weiterentwicklung der hierauf fußenden Elektrotechnik nunmehr eine Aufgabe des Maschinenbaues, den Laboratorien und Einzelwerkstätten entzogen und an die Maschinenbaudisciplinen der technischen Hochschulen angereiht werden müsse. Als er daher 1882 zum ordentlichen Professor befördert wurde, nahm er die Constructions-

lehre der elektrischen Maschinen in sein Lehrprogramm mit auf und ist daher als der erste Professor einer technischen Hochschule zu bezeichnen, der dieses Gebiet als Lehrgegenstand pflegte, allerdings fast nur im Hörsal und Constructionssaal mit den Studirenden und nur vereinzelt in öffentlichen Vorträgen. Man kann Rittershaus' Thätigkeit und Erfolge zusammenfassen, wie es in dem Nachrufe des Professorencollegiums der technischen Hochschule in Dresden lautet: „Seinem regen Forschungseifer und seiner umfangreichen Kenntniß der wissenschaftlichen Litteratur verdankt die Maschinenwissenschaft besonders die Kinematik, Regulirungstheorie und Elektromechanik zahlreiche grundlegende Arbeiten, durch welche er neue Beziehungen nachgewiesen und neue Methoden eingeführt hat.

Nachrufe sind erschienen im „Civilingenieur" 1899 und in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1899.

E. v. Hoyer.

Ritz: Raphael R., Maler, geboren zu Brieg im Wallis am 17. Januar 1829, † am 11. April 1894 in Sitten. Dem aus Niederwald, im Zehnten Goms, dem obersten Theile des Wallis, stammenden Zeichnungslehrer am Collegium zu Brieg, als zweiter Sohn geboren, verlebte R. in dem bescheidenen Zuschnitte des harmonischen Familienkreises eine glückliche Jugend und empfing vom Vater den ersten Unterricht im Zeichnen. Zu Sitten, wohin die Familie übersiedelte, wurde die Schulbildung abgeschlossen. Ein ernsthaftes Studium als Künstler begann in Düsseldorf, wo R. 1856 das Glück hatte, daß sein im Atelier des Professors Jordan gemaltes Bild: „Toilette am Sonntagmorgen" vom Düsseldorfer Künstlerverein angekauft wurde. 1860 trat er aus dem Atelier aus, bethätigte sich selbständig, einige Zeit in der Heimath, seit 1865 nochmals in Düsseldorf, bis er dann definitiv sich in Sitten festsetzte, wo er sich auch 1873 mit einer Württembergerin, die er bei ihrem Aufenthalt im Wallis kennen gelernt, vermählte. R. schuf von da an in seiner Heimath eine lange Reihe von Gemälden, die seine Begabung für das Genre und für die Landschaft in gleicher Weise darlegen. Ihr eigenthümlich hoher Werth liegt in der warmen Erfassung des originell Heimathlichen des geliebten Geburtslandes. Ganz besonders war es das Dorf Savièse bei Sitten, wo er mit Vorliebe seine künstlerischen Anregungen suchte und fand. Bilder, wie seine „Predigt am Capellenfest der Einsiedelei Notre Dame de Longeborgne" oder die „Sonntagsfeier am Sanetschpaß" oder die „Ingenieure im Hochgebirge" sind so eigenartig wahr und anziehend, daß eben nur R. sie geschaffen haben konnte. So gewann er Geltung und hohe Achtung in der engeren und weiteren Heimath und weit über ihre Grenzen hinaus. Als ein eifriger Besucher der Gebirgswelt, zunächst für seine künstlerische Arbeit, war er ein wohlgeübter Bergsteiger und als solcher ein Mitglied des schweizerischen Alpenclubs, in dessen Jahrbuch er selbst Abhandlungen gab. Wie er als Maler Architektur studirte und vortrefflich wiedergab, wurde er das competenteste Mitglied der kantonalen archäologischen Commission und ebenso in die schweizerische Commission für Erhaltung vaterländischer Kunstdenkmäler gewählt. Mit Vorliebe beschäftigte er sich auch mit Botanik und Mineralogie. Unscheinbar in seinem Aeußeren, bescheiden im Auftreten, fast furchtsam, war R. in seinem Denken und Fühlen, seinem Streben und Schaffen eine Persönlichkeit, die bei einer tieferen Erfassung seines Wesens, wie sie seinem Biographen gelang, von wirksamster Kraft sich darstellte.

Vgl. L. L. v. Roten, Das Leben des Raphael Ritz von Niederwald (Neujahrsblatt der zürcherischen Künstlergesellschaft auf das Jahr 1896).

Meyer von Knonau.

Robert: Emerich R., Schauspieler, dessen bürgerlicher Name eigentlich Magyar war, wurde am 21. Mai 1847 zu Budapest geboren, kam jedoch schon mit neun Jahren nach Wien — der Stadt, wo er „entdeckt“ werden, emporsteigen, immer wieder und endgültig Boden fassen und ein Hauptträger dortiger großzügiger Bühnentradition werden sollte. Schon auf dem Akademischen Gymnasium (1860—65) für die Schauspielkunst begeistert, lenkte er durch seine deklamatorischen Leistungen die Aufmerksamkeit seiner Deutschlehrer auf sich, und ein hervorragender Pädagog, der ihn gelegentlich hörte, bestärkte ihn mit der Aeußerung, der junge Mann habe zum Schauspieler weit mehr das Zeug als zum Arzt oder Juristen. Auf letzterem Studium nämlich wollten die Eltern bestehen. Aber der Sohn hatte schon einige Versuche auf dem Sulkowsky-Theater hinter sich und seit dem 16. Jahre nahm er bei dem classischen Künstler Josef Lewinsky (1835—1907) Unterricht; dieser Schule dankt er nicht nur die ernste dramatische Ausbildung, sondern auch die unermüdliche Selbstzucht, welche ihn durch anfängliche Widrigkeiten auf die Höhe geführt hat. Schon 1864 stellte er sich Heinrich Laube vor, der dem Jünglinge die seltene Gunst erwies, vor den Regisseuren des Burgtheaters „Probe zu sprechen“. Laube lobte entschieden sein Talent: „Gleichwohl kann ich Sie nicht brauchen, denn Sie sind zu häßlich“ — Robert, wenige Jahre später „der schöne Robert“ mit dem untadelig geschnittenen Kopf und den Feueraugen, dessen Aeußeres das Publicum bestrickte, soll damals spindeldürr mit breitem Gesicht und immer rothrandigen Augen gewesen sein. So begann er denn, nach zweijähriger Vorbereitung bei Lewinsky, am 6. September 1865 am Actientheater zu Zürich als Ferdinand in „Egmont“ die Laufbahn. Im litterarischen Stelldichein der Stützen der lange zweifellos führenden deutschen Bühne, „Dekamerone des Burgtheaters“ (1880), S. 215—220, plauderte R. später launig über sein nicht nur wenig versprechendes, sondern direct verunglücktes Debüt. Dort mußte er in fast allen Rollenfächern aushelfen, sogar in den obskursten, ja selbst in Oper und Operette — z. B. als der eine Ajax in der „Schönen Helena“ — und wäre mit seiner hübschen Stimme beinahe als Operettensänger hängen geblieben. Melchthal in „Wilhelm Tell“ bei einer Aufführung zu Schiller's Geburtstag zeigte sein Feld und veranlaßte den Ruf ans Stuttgarter Hoftheater. Diesem gehörte er vom 1. Mai 1866 ab an und entwickelte daselbst rasch ungeahnte Fähigkeiten. Der vieljährige Stuttgarter Kritiker Adolf (Müller-)Palm schrieb 1881 in seinen „Briefen aus der Bretterwelt“ (S. 190): „Am 11. Mai 1866 erschien ein schlanker, bildhübscher, dunkellockiger Jüngling aus dem Lande Lenaus, mit einem Temperament, das Feuer aus dem Boden schlug, wo immer er stand. .... debütirte er als Bugslaff in [Heyses] ‚Hans Lange‘ und Franz im ‚Götz‘. Merkwürdig an ihm war schon damals, in den Tagen seiner ersten Anfängerschaft, sein schlechthin unerschütterliches Vertrauen, daß er als Mime eine große Laufbahn machen werde. Jene wildbrausende Jugendzeit des Anfängers mit Leistungen wie sein Romeo und Ludwig XIV. in ‚Prinzessin Montpensier‘ [Brachvogels] werden jedem unvergeßlich bleiben. R. verwendete damals zu einer Rolle soviel Schwärmerei, Gefühl und Leidenschaft, als er heute für ein mehrwöchentliches Gastspiel verbraucht. Es war eine Lust, diese frischflammende natürliche Begeisterung in dieser edelschönen Hülle kochen, wallen und stürmen zu sehen. Dabei überraschte aber von Hause aus das Fertige, Abgeschlossene, formell Gerundete seines Spiels. Der Anfänger gebot, was vornehmlich im Conversationsstücke hervortrat, über eine so vollkommene Sicherheit der Technik, daß man es mit einer ausgelernten Routine zu thun zu haben glaubte.... Leider blieb er in Stuttgart nur kurze Zeit.“ A. E. Brachvogel, damals noch durch seinen „Narciß“-Wurf obenauf, sah ihn in Stuttgart und empfahl nebst dem

ausgezeichneten Schauspieler Heinrich Marr ihn nach Berlin ans Kgl. Schauspielhaus: im August 1867 hatte er dort schon gastirt; am 7. Juni 1868 debütirte er da als Romeo. Bald genoß er daselbst außergewöhnliche Beliebtheit beim Publicum, fand auch bei der Kritik gebührende Würdigung und eroberte so rasch einen ersten Posten, wie ein lebenslängliches Engagement bekräftigte. Doch als ihn, zumal bei Mißhelligkeiten mit dem Director Hein, trotzdem die Sehnsucht nach dem geliebten Wien ergriff, setzte er alles in Bewegung um dahin zu kommen: durch eine von einflußreicher weiblicher Seite beim alten Kaiser Wilhelm vermittelte Audienz erreichte er über den widerstrebenden Intendanten Botho v. Hülsen weg Lösung seines Vertrags. So trat er denn 1872 in das soeben von H. Laube begründete Wiener Stadttheater ein: der Anfang seiner zweiten Periode, der, die ihn ans erreichbare Ziel trägt. Mit dem Schiller-Laube'schen „Demetrius“ führte sich R. beim anspruchsvollen Auditorium der theaterfreudigen Kaiserstadt an der Donau wieder ein, zunächst ohne Durchschlagskraft, auch beim Director, der ihn gerufen und der ihn einst verschmäht hatte: „Der Ruf hielt nicht stand. Die schönen Mittel, Kopf, Gestalt und Organ boten sich nicht frei und natürlich dar. Gang und Betonung verriethen etwas Gemachtes, Gesuchtes, fast möchte man sagen Geziertes; er gefiel nicht hinlänglich, fesselte also auch nicht hinlänglich.“ Mit eisernem Fleiß und unbeugsamem Streben überwand R. unter dieses strengen Bühnen-Strategen Regiment alle Schwierigkeiten, errang nach der wärmsten Anerkennung als Don Cäsar im „Bruderzwist im Hause Habsburg“, am 3. October 1872 als Hamlet den erwarteten großen Treffer und sicherte darauf Wilbrandt's „Graf von Hammerstein“ mit der Titelrolle den bedeutenden Erfolg. Hinreißende frische Jugendkraft erfüllte seinen Leander in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, auch der Molière in Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“ zog durch Eigenart an. Im Juli 1873 erkrankte er für ¾ Jahr: eine „heilsame Sammlung“ vollzog sich, wie der tüftelnde Laube dann fand, da in ihm. Am 31. März 1874 erschien R. wieder in Ponsard's effektreichem Schauspiel aus der Revolutionszeit „Der verliebte Löwe“. Schon am 15. September schied er, als Laube das Scepter niederlegte, von dessen Bühne; seine Gesellenjahre waren abgeschlossen. Hören wir über den nunmehrigen Stand wiederum Laube: „Herr R. hat mit Fug und Recht als erster tragischer Liebhaber und junger Held eine erste Stellung eingenommen, welche er sich vorher durch Schönthuerei in Gang und Vortrag beschädigt hatte. Er hat die Sammlung gefunden, welche dem Schauspieler Segen bringt, indem sie den Nachdruck auf das Wesentliche legen und das Nebensächliche nicht mehr zur ungebührlichen Aufsteifung kommen läßt. So ist er jetzt ein Erster in seinem Fache durch wohlgeformtes Aeußere, durch seelisch belebtes Organ, durch sorgsam gegliederten und im Affect frei fortstürmenden Vortrag und, was eine Hauptsache ist, durch Glaubwürdigkeit seiner Leistungen.“

Zunächst absolvirte er mehrere eindrucksvolle, theilweise sensationelle „Tournées“ durch Oesterreich und Deutschland, betheiligte sich, als Mark Anton, Leontes, Prinz von Homburg, auch an den Gastspielfahrten des Meininger Hoftheaters, dessen Ehrenmitgliedschaft man ihm verlieh. 1875 wirkte er für einige Monate als Gast des Wiener Stadttheaters mit eigenem Gastspielvertrage, der Ende Februar auf Robert's Wunsch gelöst wurde. Doch blieb er in den nächsten Jahren stets einige Monate „Gast“ daselbst. Am 17. September 1876 stützte er bei Laube's 70. Geburtstag in der männlichen Hauptrolle dessen „Monaldeschi“. Mit allem Nachdrucke setzte sich Dingelstedt für R. ein, und nachdem dieser am 1. April 1878 als Hamlet unter brausendem Jubel vom Stadttheater Abschied genommen, trat er im October als

Fiesko und Mark Anton auf dem Burgtheater ein. „Langsam, aber sicher“, heißt's in Eisenberg's ausführlicherer Skizze, „wuchs der Künstler mit diesem Elitecorps deutscher Schauspieler zu einem unlösbaren Ganzen zusammen. Obwohl er mit großem Glück im Fache der jugendlichen Helden wirkte, spielte er sich doch allmählich ungewöhnlich erfolgreich ins Charakterfach hinüber.“ Zwar war R. seinem Gönner Dingelstedt, der ihm die schöne definitive Bahn freigemacht, ganz zu Willen; z. B. verwirklichte er ihm einen Lieblingsgedanken mit der Hauptfigur von Victor Hugo's abgethanem Stück „Hernani“. Jedoch fällt seine wahre Glanzzeit in die Aera Adolf Wilbrandt's, dessen eigene Dramatik auch später seine Gabe unvergleichlicher Verkörperung stützte: an Robert's Pausanias im „Meister von Palmyra“ konnte man, wie A. v. Weilen mit Lessing's Ausdruck beobachtet, studiren, wie die Alten den Tod gebildet. Ueberhaupt hat Emerich R. innerhalb des peinlichst geschulten Burgtheater-Ensembles sich eine ausgesprochene Individualität ausgebildet oder anerzogen. Ohne auf sonderliche äußere Naturanlagen zu bauen, brachten es Wille und Selbstzucht zu geradezu meisterlichen Leistungen, denen zur Genialität des Ursprünglichen eben nur der unerschöpfliche Born der angeborenen Kraft fehlte. Ueberwogen so auch für den secirenden dramaturgischen Kritikus in Robert's großen tragischen Helden und ähnlichen führenden ernsten Gestalten der Verstand und das Angelernte, so hat doch nach und nach die ihn auszeichnende Energie ihn völlig über die classische Rhetorik beim Sophokleischen Oedipus — dessen Wiedergabe war eine seiner Thaten, der letzten eine, vielleicht der Höhepunkt — so auch beim Macbeth und ähnlichen hinweggehoben.

1882 heirathete R. die Baronin Natalie Kübeck v. Kübau geb. v. Loosey, die sich nach 11 jähriger Ehe soeben hatte scheiden lassen, und wohnte seitdem in behaglichem Künstlerheim zu Hietzing bei Wien. 1888 anläßlich des Umzugs des kaiserlichen Burgtheaters ins neue Haus wurde er auch Regisseur. Seine, schien es, unzerstörbare Arbeitskraft erlahmte erst zu allerletzt. Nachdem er noch in Fulda's „Herostrat“ die Titelrolle creirt, erschien er als Paracelsus in Arthur Schnitzler's gleichnamigem Stück am 7. März 1899 auf den Brettern. Ein heftiges Magenleiden erheischte eine Cur in Bad Kissingen. Dortige Verschlimmerung veranlaßte die Heimreise: auf dieser ereilte ihn der Tod zu Würzburg, wo eine Operation geplant war, am 29. Mai 1899. Am 3. Juni bereitete das künstlerische Wien dem ernstlich selbstgereiften Mimen ein imposantes Begräbniß.

Dem Todten hat dabei als Vertreter der Collegen der unübertreffliche Adolf v. Sonnenthal den Scheidegruß mitgegeben. Dagegen sprach, nachdem der Dichter evangelischer Pfarrer Alfred Formey die — mehr ästhetische als rituelle — Einsegnung vollzogen, Paul Schlenther, der Burgtheaterdirector, einen langen, gedankenreichen Nekrolog, aus dem wir zur Charakteristik Sinnfälliges entlehnen: „Sie waren nicht dunkel, seine zwei bleifarbenen Medusenaugen, aber sie schienen ins Dunkle zu schauen, sie schienen durchs Dunkle zu dringen; sie sahen Dinge, die jenseits der irdischen Erfahrung liegen. Diesen Augen glaubte man, daß es Gespenster und Dämonen gibt. Diesen Hamletaugen erschien der Geist vom Grabe als ein ehrliches Gespenst . . . Zeitlebens war er von der Würde und Heiligkeit des Künstlerberufes durchdrungen. Es genügte ihm nicht, nur der schöne Robert zu bleiben, über den äußeren Glanz der Erscheinung hinweg trachtete er nach der Wesenstiefe, nach Mannichfaltigkeit der Gestaltung. Dieser ernste strenge Künstler, dessen Element Melancholie war, der nie im Schatten ging, in dessen Nähe man Dämonen und Gespenster witterte, fand in sich den Humor, alle diese Eigenschaften seines tragischen Geistes auch im Lichte des Witzes, im Lichte der Satire leuchten zu lassen.

Neben seinen Hamlet trat ebenbürtig die Farce der Schwermuth, sein Krasinsky (in O. Blumenthal's „Probepfeil"), die Farce des Geistreichthums, sein Bellac (in Pailleron's „Le monde, où l'on s'ennuie"). Hoch über beiden aber stand . . . sein Atalus (in Grillparzer's „Weh dem, der lügt"). Wer den ausgezeichneten Darsteller des Coriolan, des Cäsar, des Mark Anton in dieser Rolle sah, mußte ihn zu jenen Besten zählen, die nach Goethes Wort sich selbst zum Besten haben können". Dieses Urtheil vervollständige ein Einblick in seine Vielseitigkeit, indem wir zu den bisher genannten als weitere, meistens in ihrer Art fein ciselirte Rollen seines ausgedehnten Repertoires aufzählen: Schiller's Ferdinand, Carlos, Posa, Leicester, Hauptmann in „Wallenstein's Tod", Talbot, Don Manuel; Goethe's Weislingen, Egmont, Orest, Tasso, Faust; Shakespeare's Romeo, Edgar in „König Lear", Coriolan; Lessing's Saladin und Graf Appiani; Hebbel's Gyges und Leonhard (in „Maria und Magdalena"); Flottwell in Raimund's „Verschwender"; Uriel Acosta bei Gutzkow; König Alphons in Grillparzer's „Jüdin von Toledo"; Caligula bei Halm, „Fechter von Ravenna", und Engländer in „Wilddiebe"; Brachvogel's „Narciß" und Gottschall's „Pitt (und Fox)"; Brutus in „Brutus und Collatinus" von Alb. Lindner; endlich — damit zeigte er sich auch den Nervenmenschen des neuesten Dramenstils anpassungsfähig — Ibsen's „Baumeister Solneß". Welche Galerie von Charakteren hat er dargestellt, für welche Buntheit psychologischer Probleme die lebendige Folie geschaffen!

Nach Robert's Tode faßte Anton Lindner den Eindruck der künstlerischen Wirkungen des genialen Scenikers etwas überschwenglich wie folgt zusammen: „Wie eine Statue aus Marmor und Ebenholz stand er vor unseren Blicken, wie eine Königsstatue, die sich im Feuer der inneren, langsam erglühenden Leidenschaft mählich belebte, dann aber mit königlichen Schritten und königlichen Bewegungen über die Bühne ging, die seine Rostra schien und schreckverzerrt, mit einer Stimme, die wie das Schicksal war, die grellsten Anklagen wider die Menschheit erhob. Bleich, düster, verstört, Verachtung stets auf den Lippen, und dennoch die Güte des Adelsmenschen in den Augen; von Unmuth angekränkelt, schwerblütig bis in die letzte Faser seines Wesens, byronisch zweifelnd stets oder schwarz und hager wie Dante inmitten flammender Feuer und gluthäugiger Basilisken am Strande eines tiefen, blinden Wassers wandelnd; ewig beklemmt, finster, umflort, von dunklen Stimmen getrieben und voll des feinsten Gefühls für all die Köstlichkeiten der Melancholie, die ihm Rhythmus, Seele, Religion, Brot, alles war, — so sehen wir R. im Alltag und auf der Bühne! Der Adel seines Wortes ist nun für immer dahin. Uns aber ziemt es, Laube's in Verehrung zu gedenken, der seinen Paladinen die Weihen einer so königlichen Cultur zu ertheilen gewußt."

Chronistisches Material nach dem Tode in der (Wiener) Neuen Freien Presse 12 487 Abdbl. S. 2—3 (ausführliche authentische Angaben), 12 488 Mrgbl. S. 6 und Abdbl. S. 1, 12 490 Mrgbl. S. 1, 12 491 Mrgbl. S. 5, 12 492 Mrgbl. S. 9—10 (Formey's, Schlenther's, Sonnenthal's Trauerreden). — L. Eisenberg, Das geistige Wien I (1893), 455. — Ders., Biogr. Lex. d. dtsch. Bühne (1903) S. 836 f. (eingehend). — Ad. Kohut, Berühmte israel. Männer u. Frauen I (1900), 222—24 (nur hier als Israelit). Brustbild Kohut S. 224, Dekamerone vom Burgtheater S. 212, u. nachgewiesen im „Fach-Katalog d. Abthlg. f. deutsches Drama u. Theater" der Internat. Ausstellg. f. Mus. u. Theaterwiss., Wien 1892, S. 441, Nr. 1988. — Eine übersichtliche gediegene Würdigung Emerich Robert's lieferte aus eigenster Kenntniß A. v. Weilen im Biogr. Jahrb. und Dtsch. Nekrolog IV, 282 f. (auf die hier für die Technik Robert's verwiesen sei); eine kürzere

R. Gottschall's in Reclam's Universum, 18. Jhrg., H. 43 (19. Juni 1902), S. 1019 im Rahmen des Burgtheaters, auch dessen Monographie aus Rudolf Lothar's Feder (1904) S. 40—44, der R. sehr hoch stellt. Wichtig H. Laube, „Das Wiener Stadttheater" (1875) S. 29, 42, 46—50, 106, 149, 182, 199. In H. Uhde's Werk „Das Stadttheater in Hamburg" (1879) steht S. 368 als drastisches Beispiel für neuzeitliche hohe Gagen angeführt, daß Robert 1878 ans Burgtheater auf zehn Jahre mit 8000 Gulden Jahresgage für die ersten drei, mit 9000 fürs vierte und mit 10 000 jährlich vom fünften Jahre ab engagirt worden sei. Von zwei langjährigen Beobachtern R.'s sagt Sigmund Schlesinger, der erfahrene Dramatiker, Robert sei der letzte „Romantiker" des Burgtheaters gewesen (Dtsch. Revue 31 [1906] IV, 187), während er F. Arnold Mayer in s. „Dtschn. Thalia" I (1902), 273 „als Künstler stets undistinguirt, ein fremdes Element im Hause" erschienen ist. Vgl. auch H. Laube's Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze, herausgegeben von A. v. Weilen, 1906, I, 205.

Ludwig Fränkel.

Robert-tornow: Walter Heinrich R.-t., Philolog und Schriftsteller, entstammte der bekannten Berliner jüd. Familie des Levin Marcus aus dem Aufklärungs- und Romantik-Zeitalter, der Rahel, Varnhagen v. Ense's Gattin und ihr Bruder Ludwig, der Dichter, angehörten. Der letztere nahm bei der Taufe den Geschlechtsnamen Robert an, an Stelle von R.-t. (A. D. B. XXVIII, 270). Walter R.-t., der, ein langjähriger Interessent auf dem Felde der Namenskunde (1889 hat er die 2. Auflage von Abel's „Deutschen Personennamen" besorgt), sich stets mit t schrieb, wurde am 14. Juli 1852 auf dem Familiengute Ruhnow in Hinterpommern geboren. Er hat nicht nur nach Jahren dem dortigen Dorfpfarrer August Bentz sein Buch über Bienen und Honig im classischen Alterthum als dem ersten Anreger einschlägiger Studien mit pietätvollem Gedenken gewidmet, sondern ist, das „Horizontgefühl" seiner Kindheit stets vor Augen, immer und immer wieder von Sehnsucht nach den „weißen, reinen" Wolken, den Buchenkronen, Fichtenwipfeln, tiefen, stillen Landseen voll Wasserrosen, den schimmernden, wogenden Getreidefeldern der mißkannten geliebten Heimath-Landschaft gepackt worden. Der kräftige Körperbau seiner Landsleute ging ihm freilich ab und 1870, da er gerade militärpflichtig geworden, empfand er seine vom 3. Lebensjahre datirende Gebrechlichkeit ganz besonders. Während eines Helgoländer Euraufenthaltes lernte der Dreijährige spielend lesen. Die trefflich gewählte Büchersammlung des Vaters, des mit mancherlei Wissenschaften universell vertrauten Landwirths, sowie die Anregungen des bildungsfreundlichen Elternhauses förderten die Entwicklung des begabten Jünglings, dessen schwächliche Gesundheit zur Beschränkung auf Hauslehrer zwang. Auf ihn gingen nicht allein die ästhetischen Triebe der genannten ältern Verwandten über, sondern auch allerlei aus der selbständigen Lebensanschauung seines Ruhnower Lehrers und dauernden Freundes, des halb stoisch, halb humoristisch-skeptisch sich gebenden Dr. Isler, eines gediegenen Philologen. Die Epigramme in Robert-tornow's dünnem Hefte „Begleitbuch" (1883), Sprüche im Stile der „Xenien", hallen solche Ueberzeugungen und Stimmungen des damals noch hochbejahrt lebenden Lehrers wieder.

Seit Sommer 1870 hörte er an der Universität Berlin, namentlich bei Moritz Haupt, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Hermann Grimm, philologische und kunsthistorische Vorlesungen. Die classische Philologie, zu der ihn gediegene Vorbildung und angeborener Spürsinn befähigten, zog ihn besonders an. Als Abschluß oft unterbrochener, jahrelanger Studien entstand die überaus gründliche, systematisch aufgebaute Arbeit „De apium mellisque apud veteres

significatione et symbolica et mythologica", im Jahre 1875 ausgearbeitet, erst 1893 gedruckt als stattliches Zeugniß eindringlichster Forschung im althumanistischen Sinne, fußend auf allseitiger Belesenheit der griechisch-römischen Litteratur breitesten Umfangs nebst sonstigen Geistesdenkmalen des Alterthums und Ausblicken in Culturgeschichtliches und den litterarischen „Folklore" der germanistischen Aera (Grimm, Menzel u. s. w.). Einige Zeit hat R.-t. neben den Universitätsstudien, da ein befreundeter Maler Porträtiranlagen bei ihm zu entdecken wähnte, an der Berliner Kunstakademie gezeichnet. Dann zog es ihn mächtig zur Poesie: sie, die er durch das internationale Schriftthum weithin verfolgt und selbständig kennen gelernt, hat er mit nicht alltäglichem Talent auch selbst gepflegt. Sein durchdringendes kritisches Vermögen, an zahlreichen fremden Mustern und Proben geschult, ließ ihn der Grenze seiner Schaffensfähigkeit bewußt bleiben. „Ich kann", äußerte er bescheiden gelegentlich, „ein leidliches Sonett, allenfalls ein gutes Epigramm machen, mehr aber nicht"; obgleich nun sein Nachlaß eine — größtentheils als „Gedichte von W. R.-t." 1897 gedruckte — beträchtliche Reihe gelungener lyrischer Gedichte aufwies, so besitzen wir doch von ihm außer Sinnsprüchen im Stile des erwähnten „Begleitbuchs" als wesentliche Leistung die vortreffliche Uebersetzung der „Gedichte des Michelangelo Buonarotti", geradezu ein Meisterwerk, dessen Erscheinen (1896) er nicht mehr erleben konnte. Die Fertigkeit, durch verschiedenste Verse Freunde gelegentlich zu erfreuen, und sein glückliches Verständniß für Geist und Form verschmolzen in sorgsamster Wiedergabe fremder Dichtungen. Bei der Bearbeitung der Abhandlung über die Bienen übertrug er das 4. Buch von Vergil's Georgica in deutsche Jamben, dann dichtete er Theognis' Elegien in Reimen nach, versuchte sich an Verdeutschungen aus dem Englischen und warf endlich die ganze einschlägige Lust und Kraft auf den gewaltigen vielseitigen Renaissance-Italiener, dessen Person, Zeit, Poesie-Inhalt und -Form (über diese Punkte spricht seine Einleitung) ihn anzogen und reizten. Er hat die künstlichen, oft gekünstelten Reime, Gleichklänge, Anspielungen u. s. w. Michelangelo's möglichst sinn- und stilgerecht, doch, wo nöthig, in freierem Nachdichten ins Deutsche übersetzt. Diese unendliche Mühe kann nur genauer Vergleich mit dem Originale richtig feststellen und würdigen.

Robert-tornow's große Litteraturkenntniß und Fähigkeit, Litteraturwerke zu beurtheilen, bewährte sich im übrigen vielfach und vielartig. Ohne einen formellen Examensabschluß war er zu den Eltern heimgekehrt. Im Februar 1877 knüpfte er Beziehungen zu Georg Büchmann (s. d.) als ergänzender Lieferant seiner rasch berühmt gewordenen systematischen Anthologie „Geflügelte Worte" an, und ständiger Briefwechsel über dies ihnen am Herzen liegende Handbuch machte beide Männer bald zu Freunden, bis R.-t. 1880 mit seinen Eltern nach Berlin übersiedelte, ins Haus des verstorbenen Onkels, Kammergerichtsassessors Ferdinand R.-t. Das originelle Heim dieses weitbekannten kunstgewerblichen Sammlers und Kunstkenners und ihn selbst schildert W. R.-t. feinsinnig: „F. R.-t., der Sammler und die Seinigen. Ein Beitrag zur Geschichte Berlins", Dtsche. Rundschau, 65. Bd., 1890, S. 428 (Anm. über Namen R.-t.)—46; auch der künstlerische Sinn seines als Keramolog bekannten Onkels Albrecht Türrschmiedt beeinflußte ihn. Nun entspann sich ein ständiges Zusammenarbeiten, und als Büchmann 1884 starb, hatte er das fernere Schicksal seines Schmerzenskindes schon R.-t. anvertraut. Dieser wurde denn ein in jeder Hinsicht geeigneter Nachfolger, welcher die so weitschichtigen Materialien rastlos verbessert, chronologisch gruppirt, erweitert (um 750 neue; darunter die für R.-t. charakteristischen „G. W. in Sagen und Volksmärchen"), durch ein ideales Register erschlossen und unter eine klare, knappe, sprachwissenschaftlich unan-

fechtbare Definition (jetzt in der Einleitung fettgedruckt) gebracht hat. Seine treue Hut hob die Verbreitung von den 57 000 Exemplaren der ersten 13 Auflagen Büchmann'scher Redaction auf das mit der 18. erreichte Hunderttausend. Hier fand er einen Anker seines Daseins, ja, einen Quell für eigene Uebung in Poesie und Prosa. Robert-tornow's vorausgeschickte Skizze von Büchmann's Wirksamkeit spiegelt des Jüngern innigste Theilnahme.

Unausgesetzte Lectüre deutscher und gewählter fremder Litteratur nährte von jeher sein sachlich und formell ausgezeichnetes Gedächtniß. Die verschiedensten neudeutschen Humoristen unabhängiger Art standen ihm am nächsten: Keller's „Grüner Heinrich" — dieser voran —, Vischer's „Auch Einer", Reuter's „Stromtid", Scherr's „Michel", Rosegger's „Waldschulmeister". Die deutschen Classiker waren ihm durch wiederholte ernste Hingabe geläufig. So konnte er die 9. Auflage der Ad. Stahr'schen populären Monographie über Lessing's Leben und Werke (1887) besorgen und seine beiden poetischen Lieblinge in der — G. Büchmann gewidmeten — Darstellung „Goethe in Heines Werken" (1883), die glatt und umsichtig ohne jeden Schulmeister-Einschnitt das Thema entwickelt, aufs engste verbinden und gemeinsam feiern.

Seit Frühling 1888 wohnte R.-t. als Vorsteher der Privatbibliothek des deutschen Kaisers in der Hauptstadt in einem versteckten, traulichen Raum des alten „Weißen Schlosses" an der Spree. „Hier hauste er wie ein Zauberer im Märchen. Aber wer ihn suchte und zu finden wußte, der traf ihn stets aufgeräumt und immer hülfsbereit ... Er verstand sich auf Menschenschicksale. Denn auch in seinem Herzen hatten Leidenschaften getobt, auch um seine Seele hatten dunkle Gewalten gestritten: er aber hatte sich in selbsterlebten Liedern freigesungen und sich zum Siege, zum echten Lebenshumor durchgekämpft": so schildert sein Freund Thouret diesen Schlußabschnitt, während dessen ihn wachsende Anerkennung des Hofes und sonstige äußere Ehrungen herzlich befriedigten. Im Lenz pilgerte R.-t. öfters mit Hermann Grimm, dem ihm mannichfach Sympathischen, überall voll Verstehenden, in die Tiroler Berge. Am liebsten aber flüchtete er aus dem Brustgedräng der Mauern an die See oder gar nach Helgoland, seiner „Insel der Seligen", und dort hat der Tod den von jeher gesundheitlich unfesten und sterbensbereiten Mann, kaum 43 Jahre alt, am 17. September 1895 überrascht. Mit ihm ist ein stiller, emsiger, gewissenhafter Arbeiter, der, leider durch überängstliche Selbstkritik im Schaffen lahmgelegt, höchst Bemerkliches im Kleinen geleistet, insbesondere Büchmann's „Geflügelte Worte" mit auf ihre sichere, maßgebliche Höhe gehoben und Michelangelo's Genius im Andenken der deutschen Nachwelt für immer verewigt hat.

Alle Nachrufsnotizen, besonders die der Berliner Zeitungen übergehend, nennen wir als Quelle nur die von Robert-tornow's Freund Prof. Georg Thouret den Neuausgaben von Büchmann's „Geflügelten Worten" (zuerst i. d. 19. von 1898, S. XVI—XXI; s. auch S. VII) vorangestellte Lebens- u. Charakterskizze und ebendesselben Vorrede zu der von ihm überwachten Herausgabe der Michelangelo-Verdeutschung (1896), S. XVII—XX, und der „Gedichte" (1897). Die Uebersetzung, bedeutsame Frucht sechsjährigen Eifers, besprach M. Cornicelius im Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprch. 101 S. 240—44; ebenda 101 S. 399 f. Ad. Tobler u. H. Blümner, Grenzboten 1895 I, 312 die nach R.-tornow's Tode gedruckte 19. Aufl. des Büchmann-Werks. Das nackte Thatsächliche über R.-t. bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. 2c.[5] III, 544. Ein liebenswürdiges vertrautes und vertrauliches Conterfei vom Sehen und mündlichen Hören entwarf Herm. Grimm Dtsche. Rundsch. 85. Bd., 443—447 u. Dtsch. Literaturztg. 1897 S. 1625—31. Fränkel.

Rochholz: Ernst Ludwig R., Mytholog und Sagenforscher, wurde am 4. März 1809 zu Ansbach als Sohn eines Juristen geboren und erhielt nach dem frühen Tode des Vaters (1815), nachdem ihn zunächst der Großvater mütterlicherseits, ein Forstmann, bei sich aufgenommen hatte, eine königliche Freistelle in dem Erziehungsinstitut, das mit dem Gymnasium zu Neuburg a. d. Donau verbunden war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der junge Protestant hier, wo er, fast isolirt unter seinen Mitschülern, nur von katholischen Geistlichen unterrichtet ward, den Grund legte zu seiner tiefgehenden Abneigung gegen alles kirchliche Wesen und zu seiner Todfeindschaft gegen den Ultramontanismus. 1827 verließ R., der inzwischen auch die nach Baireuth verzogene Mutter verloren hatte, mit dem Reifezeugniß die Anstalt und bezog die Universität München, wo dem völlig Mittellosen seine älteste Schwester und ihr Gatte, der Universitätsprofessor Hermann, traulichen Familienanschluß und den Zugang zur besten Gesellschaft und zu allen Bildungsmitteln der frisch aufblühenden Residenz sicherten. R. war anfangs Jurist und hatte in diesem Fache seinen fränkischen Landsmann, den jungen Puchta zum Lehrer, daneben hörte er Philosophie bei Schelling, Philologie bei Thiersch und wendete sich mehr und mehr den historischen und germanistischen Fächern zu, mit der von dem Schwager bestärkten Absicht, in diesen die akademische Laufbahn zu betreten. Dem Erwerb einer methodischen wissenschaftlichen Schulung, wie er um die gleiche Zeit Kaspar Zeuß gelang, standen bei R. neben Mängeln der Anlage und Vorbildung seine früh entwickelten litterarischen Neigungen und bald genug auch eifrige politische Interessen im Wege. Seit 1829 hat er im „Morgenblatt“ und in anderen Zeitschriften Gedichte drucken lassen, und die poetische Form ist ihm bis an sein Lebensende das liebste und bequemste Ausdrucksmittel gewesen: zum breiten Bericht des Erlebten wie zum energischen Bekenntniß des Erstrebten; noch der 80jährige ließ eine Sammlung drucken u. d. T.: „Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz“ (Leipzig 1889). Vers und Reim hat R., der als Gymnasiast schon die persönliche Bekanntschaft Rückert's aufgesucht und als Student die freundliche Theilnahme Platen's gefunden hatte, stets mit Leichtigkeit gehandhabt; an die Stelle von Ueberschwang und Schwulst seiner Jugendgedichte ist später Energie und Deutlichkeit getreten, aber seine Rhetorik blieb gleichwohl weitschweifig, und neben sprachlichen Härten stehen überall prosaische Ausdrücke und Wendungen.

In welcher Richtung und in welchem Umfang sich der Student R. in den Jahren 1832 und 1833 politisch bethätigt hat, ist auch seinem Biographen Hunziker nicht gelungen aufzuklären: zu den vielen Widersprüchen seines Wesens gehört auch die neben leidenschaftlicher Offenherzigkeit einhergehende Neigung, das eine und andere in seinem Handeln mit einem Schleier zu umziehen. Sicher ist, daß er am 26. Januar 1833 aus München ausgewiesen wurde, nachdem er bereits exmatriculirt war, und wahrscheinlich hat ein Spottgedicht auf König Ludwig I. dabei eine Rolle gespielt. Während er sich dann noch einige Monate, zuletzt unter einem Versteckamen, auf bairischem Boden aufhielt, gerieth er in den gewiß unbegründeten Verdacht, mit dem Frankfurter April-Putsch in irgend einem Zusammenhang zu stehn, und flüchtete nun von Lindau hinüber auf Schweizer Boden. Seine Angehörigen und seine Münchener Gönner scheinen das Maaß seiner politischen Verfehlung stets als gering angesehen zu haben: Thiersch hat ihm Empfehlungen mitgegeben oder nachgesandt, Schelling und Platen haben nicht aufgehört sich für ihn zu interessiren — die bairischen Behörden aber verhielten sich jahrelang

spröde, und so war R. gezwungen, sich in der Schweiz eine Existenz zu gründen.

Am 9. Juni 1833 trat er — wohl durch seinen pädagogisch stark interessirten Schwager Hermann auf diese Bahn gelenkt — bei dem Fellenberg'schen Erziehungsinstitut in Hofwyl als Lehrer des Deutschen ein; sein Chef wußte ihn überdies zur publicistischen Propaganda für seine Unternehmungen zu gewinnen, war aber mit dem enthusiastischen Stil des ersten Manuscriptes, das ihm R. übergab, wenig zufrieden und hat die „Gespräche über Emanuel von Fellenberg und seine Zeit“ erst — gegen den Willen des Autors — zum Druck befördert (Burgdorf 1834), als dieser mit ihm rasch und gründlich zerfallen war. Rochholz' Verhalten in diesem Streit ist zum mindesten unbedacht gewesen und konnte ihm, da sich gleichzeitig die politischen Gegensätze verschärften, zeitweise den Vorwurf der Felonie zuziehen. 1834 und 1835 hielt sich R. in Bern auf, wo er eine Schulanthologie „Die Lieder der Jugend“ (1834) und einen ersten Versuch auf einem Gebiete veröffentlichte, das ihm später ganz anders vertraut ward: „Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation“ (1835). Vom November 1835 bis Ende März 1836 gab er deutschen Unterricht am Gymnasium zu Biel, am 30. März 1836 ward er auf Grund einer Prüfung und Probelection, wobei Wilhelm Wackernagel und Ernst Götzinger als Fachgelehrte mitwirkten, zum Hauptlehrer der deutschen Sprache und Litteratur an der neuorganisirten Kantonsschule zu Aarau ernannt — als Nachfolger des der Opposition angehörigen Dichters Abraham Fröhlich! Es war nicht sein Lebenswunsch, in der Fremde und in dieser Stellung zu bleiben, in der ihm das politische Milieu ebensoviele Schwierigkeiten bereitete, wie sein persönliches Temperament. Er hing an seiner bairischen Heimath und hielt zäh an seinem bairischen Bürgerrecht fest bis zuletzt; lange hat er hinübergestrebt, besonders lebhaft im J. 1845, wo er sich um das erledigte Rectorat des Realgymnasiums in Nürnberg bewarb, zu einer Zeit, als neue Anfechtungen seiner Berufsthätigkeit in Aarau ein Ende zu bereiten drohten. Zu solchen gab er seinen Gegnern durch sein freimüthiges und gewiß nicht immer taktsicheres Verhalten gegenüber Schülern, Collegen und Behörden immer wieder Anlaß und Gelegenheit: bald richteten sie sich gegen seine Lehrweise, die leicht die Fassungskraft und die geistige Reife der Schüler überschätzte, bald gegen seinen kirchlichen Radicalismus, bald gegen die Hereinziehung seiner Forschungsgegenstände in den Unterricht — und den Boden, auf dem sie wuchsen, nährte der deutsche Patriot R. durch seine rückhaltlose Kritik der schweizerischen Verhältnisse und die Bestimmtheit, mit der er der Beurtheilung deutscher Zustände durch die Schweizer allezeit entgegentrat. Andererseits stand ihm die dankbare Gesinnung vieler Schüler zur Seite, die er früh zu geistiger Selbständigkeit erzogen, denen er den Charakter gestählt und in denen er, der Reichsdeutsche, die Liebe zur engern Heimath durch das hingebende Studium ihres Volksthums und Ahnenerbes gefestigt hatte.

Im April 1866 wurde R. mit einem angemessenen Ruhegehalt pensionirt — es geschah, um weiteren Aufregungen und einer nicht unwahrscheinlichen Erschütterung seiner amtlichen Position vorzubeugen. Die Jahre 1867 bis 1870 hat er in Biel zugebracht, dann ist er in das ihm zur Heimath gewordene Aarau zurückgekehrt, wo er im gleichen Jahre die Leitung des kantonalen Antiquariums übernahm — einen Katalog dieser Sammlung hat er 1879 herausgegeben. Mit begeisterter Antheilnahme hat er den nationalen Aufschwung und die Wiederaufrichtung des Reiches begrüßt und der Heimath

zugejubelt, die sich ihm früh verschlossen hatte. Als man ihn in den 70er Jahren an das Germanische Museum nach Nürnberg berufen wollte, fühlte er selbst, daß er dazu zu alt sei. Im J. 1884 verlieh ihm die philosophische Facultät zu Bern für seine Verdienste um die schweizerische Volkskunde die Doctorwürde. Im December 1890 konnte er mit seiner Gattin, die er einst bei Karl Mathy im Schulhause zu Grenchen kennen gelernt hatte, das Fest der goldenen Hochzeit begehn. Das letzte, was er zum Drucke brachte, ist eine größere Anzahl von politischen und satirischen Gedichten im „Kladderadatsch“ von 1890 (Nr. 42) bis 1892 (Nr. 8). Als den bis ans Ende unermüdlich Arbeitsamen ein Schlaganfall traf, brachte man ihn ins Kantonsspital, und dort ist er, 83jährig, in der Nacht vom 28. zum 29. November 1892 gestorben.

Rochholz’ umfangreiche belletristische, pädagogische und politische Production, die man in dem Verzeichniß bei Hunziker S. 41—54 gut überblicken kann, gehört großentheils dem Tage an und ist wohl durch Vielseitigkeit des Wissens und Tüchtigkeit der Gesinnung, aber durch keine besonderen schriftstellerischen Vorzüge ausgezeichnet. Er war ein zu knorriger Aristokrat, um sich jemals in die schweizerische Demokratie zu schicken, in die ihn harmlose Jugendverfehlungen hineingetrieben hatten, und er war zu sehr Gelehrter, um ein Volksschriftsteller zu werden, wie eifrig er auch zeitweise nach diesem Lorbeer gerungen hat. Und die Wissenschaft wieder ist so rasch über ihn hinausgeschritten, daß es heute schwer wird, seinen Büchern gerecht zu werden, für deren unmethodische Gelehrsamkeit uns keine Anmuth der Darstellung, kein Eigenreiz poetischer Empfindung entschädigt. Rochholz’ wissenschaftliches Specialgebiet ist die Erforschung deutscher Sage und Sitte auf dem Boden der Schweiz und insbesondere des Aargaus. Er hat sich für diese Dinge offenbar zeitig zu interessiren begonnen, und seine planmäßigen Sammlungen mögen in die ersten Aarauer Jahre zurückgehn. Daß er den deutschen Unterricht auf der breitesten Basis der Wissenschaft Jacob Grimm’s vom deutschen Volksthum aufzubauen strebte, zeigt schon sein Lesebuch für die höheren Schulen des Kantons Aargau: „Der neue Freidank. Geschichte der deutschen Nationalliteratur nach Sage, Religion, Poesie und Prosa“ (1838), und derselben Richtung diente noch einseitiger die bald angefochtene Publication „Tragemunt. Neue Kindergedichte in Räthselketten, Räthselsprüchen, Schwänken, Märchen, Erzählungen und Liedern“ (1851). Es war ein doppeltes Verhängniß für R., daß er an Volksdichtung und Volkssitte mit der Absicht herantrat, sie pädagogisch zu verwerthen, und daß er dann, als er versuchte, seinen Arbeiten auf diesem Gebiete wissenschaftlichen Charakter zu geben, nicht sowohl an die Grimms selbst als an J. W. Wolf und den jungen Mannhardt anknüpfte. Mit der Beisteuer zu der von diesen beiden herausgegebenen „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“ (1853—1859) setzt diese Seite von Rochholz’ Thätigkeit ein, nebenher gehen seine werthvollsten Publicationen: „Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert“, 2 Bde. (1856) und „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz“ (1857). Namentlich der staunenswerthe Reichthum, den dieser letzte Band ausschüttete, trug dem glücklichen Sammler reichen Beifall ein und erweckte ihm so noch einmal die Hoffnung auf eine öffentliche Anerkennung von höchstberufener Stelle. Wenn aber schon in diesen Arbeiten die voreilige Ausdeutung unmethodisch erscheint und gerechte Bedenken auch gegen die Zuverlässigkeit des mitgetheilten Stoffes wachruft, so wachsen diese Bedenken gegenüber der mythologischen Verwerthung von Sage, Sitte und Wortschatz, der kritiklosen Werthung

der verschiedenartigsten Zeugnisse und den grammatikalischen Ungeheuerlichkeiten, welche die Aufsätze der Folgezeit in der „Germania“ und andern Zeitschriften aufweisen, jene Aufsätze, die R. dann, um einige neue vermehrt, zu einem zweibändigen Werke „Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit“ (1867) zusammenfaßte. Wenn man da etwa liest, daß „der Meeresgot Hlê sich in die Schattengöttin Hel umgestellt hat“ und wie damit das „Lebermeer“, die „Laube“ und die Ortsnamen auf „—leben“ zusammengebracht werden nebst hundert anderen weitabliegenden Dingen, oder wenn der Verfasser von der harmlos drastischen Redensart „Der Tod hat ihn am Bendel“ gleich auf den altindischen Todesgott Yama und andererseits auf einen Luther'schen Liedvers „Der Strick ist entzwei, Und wir sind frei“ geführt wird, dann sieht man, wie treffend Wilhelm Wackernagel schon am 24. März 1836 über seinen Prüfling R. geurtheilt hatte, als er sein Studium der deutschen Sprache und Litteratur „mit Liebe ergriffen und mit Geist verfolgt, aber unsystematisch“ nannte und den Gegensatz hervorhob zwischen „seiner sehr richtigen (kritischen) Beurtheilung der Richtungen der neueren Sprachforscher“ und der „mangelnden Klarheit und Festigkeit seiner Ausführungen aus der Grammatik“ (Hunziker S. 20). — Ein ähnliches scharfes Urtheil muß auch die Schrift „Drei Gaugöttinen, Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige“ (1870) treffen.

In den 70er Jahren beschränkte R., der 1859 zu den Begründern der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau gehört hatte, bis 1871 Mitredacteur und von da bis 1887 alleiniger Redacteur der „Argovia“ gewesen ist und zu ihr eine Fülle von rechts-, cultur- und sprachgeschichtlichen Beiträgen geliefert hat, den Kreis seiner Sagenforschung auf gewisse Erzeugnisse der historischen Phantasie, die für seine schweizerische Adoptivheimath ein hervorragendes Interesse haben. In je zwei Publicationen hat er die Legende vom Bruder Klaus und die Sage von Tell und Geßler behandelt: „Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus von Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen“ (1873) fand ihre Ergänzung in der Schrift: „Documente aus Bruder Klaus' politischer Wirksamkeit“ (1875), und der Monographie über „Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen“ folgte im gleichen Jahre (1877) „Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250—1513“. Mit der letzten Arbeit ist er bei einer rein historischen Darlegung angelangt. Auch in den vorausgehenden Büchern hat die gegebene Begrenzung der Vorwürfe günstig gewirkt, obwohl sich hier weder der Mythologe von Beruf noch der stramme Kirchenfeind verleugnet und R. zu einer klaren Auffassung historischer Vorgänge und Zustände und zu einem gerechten Urtheil über geschichtliche Persönlichkeit auch hier nicht durchdringt.

Zur Mythologie und zum Cultus der heidnischen Vorzeit zog es ihn immer wieder mächtig hin. In 26 handschriftlichen Quartbänden umfaßt sein Nachlaß als „Ahnenerbe“, was er in mehr als 50jähriger Arbeit für „Geschichte, Sprache, Satzung, Sitte und Sage der deutschen Schweiz, zunächst des Aargaus“ aus urkundlichen Quellen aller Art zusammengebracht hatte. Von Arbeiten, die R. nicht schon vorher im Druck verwerthet hat, scheint darin am weitesten gediehen ein auf drei Bände und eine Bildermappe berechnetes Werk „Das deutsche Gebildbrod“, zu dem er 1885 bereits einen „Prospektus“ ausgehn ließ. Es würde alle Vorzüge und alle Mängel seiner Arbeitsweise besonders drastisch aufgewiesen haben: ein ungeheures Material, aber schwer controlirbar und in einer durchaus einseitigen Richtung auf Glauben und Brauch der heidnischen Vorzeit ausgedeutet und verarbeitet.

J. Hunziker, Ernst Ludwig Rochholz, in der Beilage zum Programm

der Aargauischen Kantonsschule f. d. Schuljahr 1892/93 (Aarau 1893). — W. F. v. Mülinen im Anzeiger f. schweiz. Geschichte 6, 529 f.

Edward Schröder.

Rodich: Gabriel von R., k. und k. Feldzeugmeister, geboren am 13. December 1812 zu Verginmost in Kroatien, wurde nach Absolvirung der Cadettencompagnie am 1. Januar 1831 außer der Tour zum Fähnrich befördert und fand im J. 1835 Gelegenheit, sich als Unterlieutenant und Bataillonsadjutant im 1. Banalregiment in den Kämpfen gegen die bosnischen Mohamedaner auszuzeichnen. 1840 außer der Tour zum Oberlieutenant befördert, 1844 zum Brigadeadjutanten ernannt, betheiligte sich R. am 9. Juli 1845 an den Gefechten gegen die Pozvizder Mohamedaner und wurde am 1. Juli 1847 außer der Tour Capitänlieutenant. Im Januar 1848 an die Seite des Banus von Kroatien, Jellačic, berufen, machte R., am 12. September 1848 zum Hauptmann, am 14. December desselben Jahres zum Major befördert, im Hauptquartier des Banus den Feldzug gegen Ungarn mit und wurde für seine Leistungen Allerhöchst belobt, dann mit dem Militärverdienstkreuz und dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet. In weiterer Verwendung als Flügel-, dann als Generaladjutant des Banus, wurde R. am 24. December 1849 Oberstlieutenant, ein Jahr später in den Ritterstand erhoben und am 12. September 1851 zweiter Oberst im Infanterieregiment Nr. 4. Vom 27. November 1852 bis 1. März 1859 Commandant des Infanterieregiments Nr. 46, übernahm R. als Generalmajor eine Brigade in Ragusa, bald darauf die militärische und politische Leitung des Kreises Cattaro. In dieser Stellung erwarb R. sich große Verdienste um die Landesvertheidigung während des Krieges gegen Frankreich und Italien und wurde dafür am 17. December 1859 durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone III. Cl. ausgezeichnet und am 8. März 1860 in den Freiherrnstand erhoben.

Im November 1862 als Brigadier zum VIII. Armeecorps nach Italien berufen, wurde R. bei Ausbruch des Krieges gegen Italien 1866 dem V. Armeecorps zugetheilt, dann aber mit dem Commando der neu aufgestellten Reservedivision betraut, die er bis zum 23. Juni befehligte, um an diesem Tage an Stelle des erkrankten G. d. K. Fürsten Friedrich Liechtenstein das Commando des V. Armeecorps zu übernehmen.

Das auf der Linie Verona—San Bonifacio kantonirende V. Armeecorps war am Morgen des 23. Juni auf das rechte Etschufer gezogen und im Freilager zwischen Chievo und Croce bianca versammelt worden. Hier erhielt R. im Sinne der allgemeinen Disposition den Befehl, noch am selben Tage die Orte Sona und St. Giustina zu besetzen, damit sie im Besitze der Kaiserlichen seien, bevor der Feind sie erreichen könne. Die Orte sollten durch fortifikatorische Anlagen verstärkt und dadurch feste Haltpunkte gewonnen werden, um der am nächsten Tage vorrückenden Armee die Besetzung der Höhen zu erleichtern. Für den Schlachttag selbst lag es in der Absicht des Armeecommandos, das V. Armeecorps von Sona und St. Giustina, dann die Reservedivision, welche am Abend des 23. Juni Pastrengo und Sandra besetzt hatte, eine Linksschwenkung gegen Süden vornehmen zu lassen. Entsprechend diesen Befehlen setzte sich das V. Armeecorps am 23. Juni 4 Uhr nachmittags von Chievo auf der Straße gegen Castelnuovo in Bewegung. Bei Casa Presa erhielt Generalmajor R. die Meldung, daß Sona, St. Giustina, Castelnuovo und selbst St. Giorgio in Salice vom Feinde nicht besetzt seien, worauf er in richtiger Erwägung der Verhältnisse und der daraus zu ziehenden Vortheile den Entschluß faßte, die für den nächstfolgenden Tag vom Armeecommando in Aussicht genommene Frontveränderung sofort auszuführen und zu diesem Zwecke

St. Giustina abseits liegen zu lassen, dafür aber die Punkte Sona, St. Giorgio in Salice und Castelnuovo sofort zu besetzen und zur Vertheidigung herzurichten. Dieser Entschluß wurde durchgeführt und es standen am Abend des 23. Juni die Brigade Möring in Sona, die Brigade Piret in Castelnuovo und die Brigade Oberst Bauer bei Albaretto und St. Giorgio in Salice. Das Armeecommando, das um 7 Uhr abends von den selbständig getroffenen Dispositionen Rodich's noch keine Kenntniß hatte, ordnete um diese Zeit für den nächsten Tag folgende Bewegungen an: das in St. Giustina und Sona stehende V. Armeecorps rückt mit den beiden in St. Giustina stehenden Brigaden gegen St. Giorgio in Salice; die in Sona stehende Brigade gegen die Eisenbahn in der Richtung auf Casazze vor. Diese letztere Brigade (Möring) wird in Casazze durch eine Brigade des VII. Corps (Scudier) abgelöst und von da zum V. Corps, welches mittlerweile gegen San Rocco di Palazzuolo vormarschirt, einrücken. Die Reservedivision wurde von Sandra nach Castelnuovo und weiter nach Oliosi dirigirt. Dem V. Armeecorps war mithin mittels der obigen Disposition für den 24. Juni die bereits obenerwähnte Linksschwenkung aufgegeben worden, als deren Pivot Sommacampagna mit dem IX. Armeecorps und deren beweglicher äußerer Flügel die Reservedivision anzusehen war. Diese Linksschwenkung war nunmehr, soweit hierbei die Brigaden des V. Corps in Betracht kommen, infolge der von Generalmajor R. einsichtsvoll getroffenen Dispositionen bereits vor Empfang des bezüglichen Befehles vollzogen. Am Morgen des 24. Juni vereinigten sich der erhaltenen Disposition gemäß die Brigaden Bauer und Piret bei St. Giorgio in Salice. GM. Baron Piret hatte beim Abmarsch von Castelnuovo, wo die Reservedivision noch nicht eingetroffen war, zwei Bataillone und zwei Geschütze zurückgelassen. Es begann dann der Vormarsch des V. Armeecorps auf San Rocco di Palazzuolo, wo die Tête nach 5½ Uhr eintraf und Halt machte, da der vom Armeecommando vorgezeichnete Punkt erreicht war und eine weitere Richtschnur für den bevorstehenden Schlachttag durch die Disposition dem Corpscommando nicht gegeben war. Noch während des Marsches war die Verbindung mit der Reservedivision ohne Erfolg angestrebt, dafür aber auf der vom Monte vento herabziehenden und nach Oliosi—Castelnuovo führenden Straße feindliche Infanterie bemerkt worden, die zu ruhen schien. Nach 6 Uhr setzten diese feindlichen Abtheilungen sich gegen Oliosi, das vorläufige Marschziel der Reservedivision, in Bewegung und andere feindliche Bataillone folgten ihnen auf dem Fuße. Gegen 7½ Uhr entspann sich in der Richtung von Palazzo Alzarea ein Kleingewehrfeuer, das, an Heftigkeit zunehmend, bald keinen Zweifel ließ, daß die Reservedivision im Vormarsche von Castelnuovo begriffen, zum Gefecht gekommen war. Von Moment zu Moment wurde dort der Kampf lebhafter, bald kam auch die Artillerie der Reservedivision ins Feuer und rückte bis zum Monte Cricol vor, wo sie dann aber festgebannt schien. Mittlerweile war ein ununterbrochen fortdauernder, starker, feindlicher Zuzug über den Monte vento und ebenso ein vom Fort Croce bei Peschiera eröffnetes Geschützfeuer wahrnehmbar, worauf bald auf den Höhen am linken Mincioufer von Monzambano und Salionze her ein gegen die Reservedivision gerichtetes, immer heftiger werdendes Kleingewehr- und Geschützfeuer beobachtet werden konnte. Diese Wahrnehmung, welche annehmen ließ, daß der Reservedivision überlegene Kräfte entgegenstehen und dort ein Durchbruch des Gegners über Oliosi gegen Castelnuovo möglich sei, veranlaßte GM. R., um 8 Uhr die Brigade Piret gegen Oliosi vorzusenden, um diesen Ort vom Feinde zu säubern und so der Reservedivision den weiteren Vormarsch zu ermöglichen. Die Brigade Piret erstürmte Oliosi mit großer Bravour, und der Feind zog sich, lebhaft verfolgt, gegen

den Monte vento zurück. Bald darauf kam vom Armeecommando der Befehl, daß das V. Armeecorps mit aller Kraft gegen St. Lucia am Tione vorzurücken habe. R. ließ nun die Reservedivision auffordern, das vom Feinde geräumte Oliosi zu besetzen, um die dort gestandene Brigade Piret zum Angriff auf Lucia verwenden zu können. Die Reservedivision war aber vom Gegner so stark engagirt, daß sie der Aufforderung nicht nachkommen konnte und da deshalb die Brigade Piret in Oliosi bleiben mußte, beschloß R., mit dem Angriff auf St. Lucia innezuhalten, bis es der Brigade Piret, welche er mit einer achtpfündigen Batterie aus Rocco di Palazzuolo verstärkte, möglich wurde, mit voller Sicherheit in die Action einzutreten. Dieser Moment ergab sich gegen Mittag 1½ Uhr. Unterstützt durch ein wirksames Artilleriefeuer auf den Höhen westlich von Busetta, vertrieb die Brigade Piret den Gegner von den Höhen bei Ca nuova und Ca Pasquali mit dem Bajonett und setzte sich in den Besitz des Monte vento im Angesichte des Erzh. Albrecht, welcher eben von Rocco di Palazzuolo angekommen war. Nun erst erfolgte der Angriff auf St. Lucia, der um 3 Uhr begann. GM. R. hatte bald die Vorbereitungen wahrgenommen, welche das VII. Armeecorps zu einem kräftigen Angriff auf Custoza einleitete, und auf Grund dieser Wahrnehmungen den Entschluß gefaßt, die Brigade Möring von St. Lucia geraden Weges auf Vale Busa vorrücken und diesen Ort angreifen zu lassen. Er hatte in diesem Sinne bereits die Dispositionen getroffen, als vom Armeecommando der Befehl anlangte, daß das V. Corps beim Angriffe auf Custoza mitzuwirken habe. Es sollte nämlich das VII. Corps um 5 Uhr auf dem Höhenrücken von Custoza vordringen, sich dieses Ortes bemächtigen und dazu das V. Corps mit einer Brigade von St. Lucia mitwirken. Damit nun diese Mitwirkung auch rechtzeitig und wirksam erfolge, ließ GM. R. die bereits hierzu bestimmte Brigade Möring und das Infanterieregiment Nr. 70 von der Brigade Bauer schon gegen 4½ Uhr geraden Weges auf Vale Busa vorrücken. Die im Verein mit dem VII. Corps vollführte Erstürmung Custozas beendete die siegreiche Schlacht. Die fördernde Einflußnahme des GM. R. auf den beschleunigten Aufmarsch des Centrums am Schlachttage durch die bereits am 23. Juni bewirkte Besetzung von St. Giorgio in Salice, die Gefechtsführung am Schlachttage selbst, namentlich das Eingreifen bei Oliosi, das Hinhalten mit dem Angriff auf St. Lucia während des Kampfes um den Monte vento, endlich das selbständig beschleunigte und verstärkte Eingreifen bei dem Angriff auf Custoza, waren die Hauptmomente einer Waffenthat, durch welche R. wesentlich zu dem Siege beitrug. In Anerkennung dieser Leistungen wurde GM. R. noch auf dem Schlachtfelde am 25. Juni außer der Tour zum Feldmarschalllieutenant befördert und ihm am 29. August 1866 das Ritterkreuz des Maria Theresienordens zuerkannt.

Nachdem R. vom 6. September 1866 bis 3. Januar 1869 als Divisions- und Festungscommandant in Krakau, dann kurze Zeit als Divisionär und selbständiger Militärcommandant in Hermannstadt in Verwendung gestanden, wurde ihm am 11. December 1869 der schwierige Posten eines Militärcommandanten in Dalmatien anvertraut. In der Bocche di Cattaro waren seit Beginn des Herbstes Unruhen ausgebrochen, die, anfänglich bedeutungslos scheinend, nach und nach zu einem höchst blutigen Drama sich gestalteten. Die neu eingeführte allgemeine Wehrinstitution, welche den Bergstämmen jener Gegenden die bisher ungekannte Landwehrpflicht auferlegte, gab zunächst Anlaß zur Erhebung, welche, genährt durch den an Traditionen hängenden Volksgeist und begünstigt durch die Eigenart der Bodenverhältnisse, zu einem nachhaltig geführten, wilden Kampfe führte. Es gelang R. in kurzer Zeit, den Aufstand

zu unterdrücken, infolge dessen er am 22. August 1870 zum Statthalter von Dalmatien, Commandanten der XVIII. Truppendivision und Militärcommandanten in Zara ernannt wurde. Wenn auch dessen Wirksamkeit in dieser vorwiegend politischen Stellung in der Presse und im Parlament nicht immer unangefochten blieb, so muß doch zugegeben werden, daß seine Thätigkeit während der Wirren im europäischen Orient die Interessen der Monarchie nach Möglichkeit förderte. Und bei den Vorbereitungen und der Ausführung der Occupation von Bosnien und der Herzegowina wirkte R., seit 23. April 1873 Feldzeugmeister, soweit Dalmatien in Betracht kam, in hervorragender und erfolgreicher Weise mit. Im J. 1871 mit dem Orden der eisernen Krone I. Classe, 1875 mit dem Großkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet, trat R., nachdem er am 17. October 1880 sein 60jähriges militärisches Dienstjubiläum gefeiert, am 12. November 1881 in den Ruhestand, geehrt durch ein schmeichelhaftes Handschreiben seines Monarchen, der ihn 1885 als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses in den Reichsrath berief. FZM. Freiherr v. R. starb am 21. Mai 1890 in Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Selbstbiographie des FZM. Frhr. v. Rodich (handschriftlich). — Lukeš, Militär-Maria-Theresienorden. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 26. Bd. — Militär-Zeitung 1876. — Armeeblatt 1890, Nr. 22. — Allgem. Militär-Zeitung 1890, Nr. 326. — Reichswehr 1890, Nr. 128. — Löbell, Jahresberichte XVII. Jahrgang. — Armee- und Marine-Zeitung 1885, Nr. 114. — Vedette 1881, Nr. 7, 11, 12.

Criste.

Roediger: Georg Ludwig Julius Konrad R. wurde am 3. April 1798 in Neunkirchen bei Kusel (bairische Pfalz) als Sohn eines reformirten Pfarrers geboren. Da der Vater früh starb, kam der Sohn noch als kleines Kind zu einem Oheim nach Worms, besuchte dort die Secundärschule und dann das Gymnasium. 1814 bezog er die Universität Heidelberg, wo er bis zum Herbst 1816 ohne rechten Plan Creuzer, Voß, Wilken, Daub, Paulus und Fries hörte. Creuzer's Vorträge hatten ihn zur Theologie geführt; als er Heidelberg verließ, entschloß er sich zum Studium der Philosophie und — praktischen Rücksichten folgend — der Philologie. Nachdem er den Winter 1816—17 in Worms verbracht hatte, folgte er Ostern 1817 seinem Lehrer Jakob Friedrich Fries nach Jena, wo er bis 1819 blieb und außer Fries auch v. Münchow, Luden u. A. hörte. In die Jenenser Zeit fällt außer einer halbjährigen Reise durch Mitteldeutschland und die Schweiz Roediger's Betheiligung am Wartburgfest von 1817. Beim Feuer auf dem Wardenberg am Abend des 18. October, als der von ihm gedichtete Gesang: „Des Volkes Sehnsucht flammt von allen deutschen Höh'n zum Himmel auf" u. s. w. verklungen war, hielt R. eine längere Ansprache, „in der Linken das Burschenschwert haltend, mit der Rechten seine Rede begleitend, während ihm der schneidende Ostwind die Funken naher Fackeln in das von dunklen Locken umwallte Gesicht stäubte, mit einer Stimme, die trotz alles Windes über einen weiten Kreis hinschallte" (Das Burschenfest auf der Wartburg u. s. w., Jena, Frommann, 1818, S. 31); in begeisterten Worten gab er den Gefühlen Ausdruck, welche die anwesenden Burschen durchglühten, und leitete so die Verbrennung der von den Burschen verdammten Schriften ein. Auch am 19. October in der Abschiedsversammlung im Rittersaal der Wartburg sprach R. kräftige Worte für ein einiges und brüderliches Wirken der Burschenschaft. Am 25. Februar 1819 promovirte R. auf Grund einer Abhandlung über die „Wurzel des vierfachen Satzes vom logischen Grunde" als Doctor der Philosophie und wandte sich dann nach Berlin, um sich als Privatdocent zu habilitiren. R. besuchte

im Sommersemester philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, turnte bei Jahn und Eiselen und hörte mit Begeisterung Schleiermacher's Collegien und Predigten, während er Hegel's Lehre und Dialektik als „geistreiche Irrlehre" verwarf. Durch seine Bekanntschaft mit Sand und seine Freundschaft mit dem demagogischer Umtriebe bezichtigten Buchhändler Reimer wurde er selbst der Theilnahme an der revolutionären Bewegung verdächtig, am 8. Juli 1819 im Hause Reimer's verhaftet und der Immediatcommission zur Untersuchung überwiesen; Referent in seiner Sache wurde E. T. A. Hoffmann, der sich entschieden für die Niederschlagung der Untersuchung aussprach. Am 28. November verfügte die Commission die Haftentlassung, da sie „keinen Grund gefunden, R. zur Criminaluntersuchung zu ziehen". Gegen Ende des Jahres wurde er nochmals ohne Angabe eines Grundes verhaftet, aber schon am 7. Januar 1820 entlassen und am 12. März aus Preußen ausgewiesen. Damit mußte er die Hoffnung auf eine Privatdocentur in Preußen — für Königsberg schwebten schon Verhandlungen — aufgeben und wandte sich nach Erlangen, wo er sich zunächst für den Sommer immatriculiren ließ. Auch hier war seines Bleibens nicht: er hatte provisorisch die Stellung eines Mathematiklehrers am Gymnasium versehen, mußte sie aber wieder niederlegen, da ihm im königlichen Auftrage eröffnet wurde, daß man ihm wegen seiner „Theilnahme an der Burschenschaft und aus anderen administrativen Erwägungen" die Zulassung zum Lehramte in Baiern versagen müsse. Im Sommer 1821 ging er nun nach Frankfurt a. M., wo er endlich Ruhe finden sollte. Mit gutem Erfolge ertheilte er hier bei Privatleuten und in Instituten Unterricht in den Sprachen, Geschichte und Mathematik; Ende 1823 trat er vertretungsweise in den Lehrkörper des städtischen Gymnasiums ein und erhielt im September 1824 eine definitive Lehrstellung mit dem Titel Professor. Dieses Amt und die Heirath mit einer Frankfurter Kaufmannstochter fesselten ihn dauernd an die neue Heimath; er pries das „Glück eines ruhigen Lebens", das ihm nach stürmischer Jugend geworden war, und lebte fortan nur noch seinem Berufe und seiner Familie; litterarisch ist er nur mit einzelnen philosophischen Abhandlungen in Zeitschriften hervorgetreten. 1838 wurde er Prorector am Gymnasium, d. h. Inhaber der dritten Lehrerstellung; am 1. April 1854 trat er in den Ruhestand und starb am 14. Januar 1866.

Autobiographische Aufzeichnungen und sonstige Schriftstücke im Besitze der Familie. — Die Litteratur über das Wartburgfest und die Anfänge der Burschenschaft. — Ellinger, Das Disciplinarverfahren gegen E. T. A. Hoffmann in der Deutschen Rundschau, Jahrg. 32 (1906), H. 10, S. 79 ff.

R. Jung.

Rogenhofer: Alois R. wurde am 22. December 1831 in Wien geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er die Universität daselbst, um Jura zu studiren, obwohl ihn seine Neigung zum Studium der Entomologie zog, mit der er sich auf dem Gymnasium schon eifrig beschäftigt hatte. Er wollte jedoch einen sicheren Rückhalt haben, da es zweifelhaft war, ob er als Entomologe eine gesicherte Stellung finden würde. Nachdem er die juristischen Examina bestanden hatte, wandte er sich ganz seiner Lieblingswissenschaft zu und trat als Volontär bei dem kaiserlichen zoologischen Hofcabinet ein. 1860 wurde er zum Assistenten ernannt und erhielt 1867 den Titel Custos. Er veröffentlichte zahlreiche kleine Aufsätze, namentlich über Schmetterlinge in den Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, zu deren Ausschußräthen er gehörte. Er entdeckte verschiedene neue Arten, z. B. Cucullia formosa u. a. R. starb am 15. Januar 1897.

W. Heß.

Rogge: Friedrich Wilhelm R. wurde am 12. November 1808 — nach seiner eigenen Angabe — zu Rankendorf in Mecklenburg-Schwerin geboren. Seine Mutter, Sophie Nieständt, brachte den unehelichen Knaben im zarten Alter von sechs Wochen nach Lüneburg, wo er bei armen Leuten untergebracht wurde und allen Uebeln schlechter Wartung und Pflege preisgegeben war. Etwas besser gestaltete sich sein Loos, als der einjährige Knabe von einem Schiffszimmermann in Pflege genommen ward, der seine neun Kinder durch den Tod verloren hatte. Dann aber kam der Rückschlag; die Mutter verheirathete sich mit dem Clubdiener Prigge, einem Trunkenbolde, und nun hatte der arme Knabe die ganze Brutalität eines täglich berauschten Stiefvaters zu empfinden. Im Alter von kaum sieben Jahren entzog sich der Knabe den Mißhandlungen durch die Flucht; als Hütejunge lebte er in der Umgegend von Lüneburg bis zum elften Jahre von der Mildthätigkeit der Dorfbewohner, bis eine gutherzige Schwester seiner Mutter ihn zu einem Seiler in Lüneburg in die Lehre brachte. Jetzt erst, mit 12 Jahren, empfing der Knabe Schulunterricht, machte aber schnelle Fortschritte; er las viel, besonders in der Bibel, und brachte es bei seinem ausgezeichneten Gedächtniß dahin, daß er fast das ganze Neue Testament auswendig wußte. Seine rege Phantasie und religiöse Begeisterung ließen ihn den Plan fassen, Prediger zu werden, und so wandte er sich an den Superintendenten Christiani in Lüneburg, einen Mann von feiner Weltbildung und seltener Humanität, mit der Bitte, ihm zur Erreichung seines Zieles hülfreiche Hand zu bieten. Christiani erkannte bald die seltenen Anlagen des Knaben, erwirkte diesem den unentgeltlichen Besuch des Johanneums in Lüneburg, überwachte fortan seine Studien und suchte auch andere für seinen Schützling zu interessiren, der 1825 in die Quarta jener Lehranstalt aufgenommen war und sich schon im Herbst 1829 das Zeugniß der Reife erwarb. Als Schüler gab R. bereits die ersten Proben seines dichterischen Talents; „die Begeisterung für Homer und dessen Welt und die Schwärmerei für das classische Alterthum wurden in ihm während des Schulcursus geweckt und genährt. Die antiken Formen reizten ihn ungemein, und die Schwierigkeit, sie mit Leichtigkeit zu handhaben, spornten ihn zu immer neuen Versuchen an.“ In Göttingen, wohin sich R. im Herbst 1829 begab, studirte er anfänglich Theologie, wandte sich aber nach einigen Jahren, als sein Glaube an die kirchliche Lehre in Trümmer gegangen war, der Geschichte und den neueren Sprachen zu. Gleichzeitig wurde das lyrische und dramatische Feld weiter angebaut; 1830 gab er die erste Sammlung seiner „Gedichte“ (4. Aufl. 1847) und 1833 seine erste Tragödie „Kaiser Friedrich Barbarossa“ heraus; auch gründete er mit einigen gleichstrebenden Jünglingen einen zweiten Göttinger Dichterverein und gab mit ihnen zwei Jahrgänge eines „Neuen Göttinger Musenalmanachs“ (1832—33) heraus. Zu Ostern 1833 verließ R. die Universität, ohne ein Examen gemacht zu haben, aber voll großer Hoffnung, als Dichter sich seinen Weg zu bahnen. Die Noth aber, die er auch als Student kennen gelernt hatte, zwang ihn, zunächst eine Hauslehrerstelle auf dem Gute Timpkenberg bei Boizenburg im Mecklenburgischen anzunehmen und nach einem Jahre sich in Schwerin als Privatlehrer niederzulassen. Seine Erfolge waren hier so günstige, daß ihn der Erbgroßherzog Paul Friedrich zum Lehrer des Englischen und Französischen für seine beiden Kinder bestimmte. Nachdem sich R. zu seiner Vorbereitung auf dieses Amt 1836 in Paris und London aufgehalten, in jener Stadt die Bekanntschaft Heine's und Börne's gemacht und in dieser Anregung zu seinen späteren Gesängen „Aus Westminster-Abtei“ (1860; 5. verm. Aufl. 1880) erhalten hatte, trat er am Hofe in Schwerin in Function. Als der Erbgroßherzog zur

Regierung gelangte (1837), ernannte er R. zum Regierungsbibliothekar, und nach dem frühen Tode des Regenten (1842) überwies ihm dessen Nachfolger, der Großherzog Friedrich Franz II. die Aufgabe, ihm über alles Vortrag zu halten, was in Litteratur und Wissenschaft Hervorragendes erscheine. In dieser Stellung blieb R. bis 1859, wo er unter Bewilligung einer Pension freiwillig aus dem Amte schied. Während dieser Zeit erschienen unter dem Titel „Krone und Liebe" (1838) zwei dramatische Dichtungen „König Manfred" (2. Aufl. 1849) und „Bianca Vanezzi" (2. Aufl. 1849), die Tragödie „Kaiser Heinrich IV." (1839), die Dichtungen „Musudoron" (1855) und das „Buch der Huldigungen" (Gedichte, 1845). Letztere versandte R. an die von ihm besungenen Großen der Erde, die ihn dafür theils mit bloßen Dankesworten, theils mit Geldgaben belohnten, und dieser „Gang der Kunst nach Brot" kann seine Entschuldigung nur in dem Umstande finden, daß die Bedürfnisse des Lebens sich bei der großen Kinderzahl Rogge's stetig steigerten. Von Schwerin ging R. nach Bremen, wo er eine Stellung als Lehrer an der Höheren Bürgerschule fand, die er aber schon 1861, da er sich mit dem Director Gräfe nicht stellen konnte, aufgab; nicht besser ging es ihm in Hannover, wo er dann bis 1863 an der Höheren Töchterschule thätig war. Hier erlebte R. 1866 den Zusammenbruch des Königreichs Hannover, und damit beginnt die Periode redactioneller Thätigkeit des Dichters, die allerdings ein merkwürdiges Bild von seinem Anpassungsvermögen und seiner politischen Charakterentwicklung bietet. Zuerst ließ er sich bestimmen, in das neu begründete, gegen die preußische Annexion gerichtete Welfenblatt „Die deutsche Volkszeitung" als feuilletonistischer Mitredacteur einzutreten und in gleicher Weise an der „Zeitung für Norddeutschland" mitzuarbeiten; 1870 machte er seinen Frieden mit seinen Gegnern und nahm Ende 1871 eine ihm auf Rudolf v. Bennigsen's Empfehlung von der preußischen Regierung angebotene Stellung als Redacteur eines gouvernementalen preußischen Blattes, des Journals „L'Alsacien" in Colmar i. E. an, das in deutscher und französischer Sprache erschien; doch wurde ihm diese Stelle, wohl mit Rücksicht auf seine Arbeit für die Welfen, bald wieder gekündigt. Er ging nach Hamburg, wo ihm Aussicht eröffnet worden war, bei der freisinnigen „Reform" einzutreten, und als sich diese Aussicht nicht verwirklichte, 1873 nach Augsburg, wo er die Hauptleitung der christlich-conservativen „Deutschen Reichspost" übernahm. Es war vorauszusehen, daß seines Bleibens hier nicht lange sein konnte, und so wandte sich R. nach Frankfurt a. M., wo er den letzten Versuch machte, sich als Redacteur der „Handels- und Börsenzeitung" des Dr. Heßdörfer eine Existenz zu sichern, der indessen auch nach kurzer Zeit scheiterte. Es ist wohl zweifellos, daß „die Noth des Dichters auf seine Charakterentwicklung übel eingewirkt hat, und es bleibt bedauerlich, daß sein offenbares Talent nicht in der erwünschten Weise die Bildung des Charakters mit erlebte". R. behielt in der Folge seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M. bei, gründete dort ein Pensionat für Ausländer, das er aber nach etwa vier Jahren wieder aufgab, weil es sich nicht rentirte, und war dann als Schriftsteller thätig, bis ihn am 24. März 1889 der Tod von hinnen rief. An poetischen Gaben hat er uns noch geboten: „Liebeszauber. Elegien" (Dichtungen, zum Preise seiner Gattin, 1878) und „Mnemosyne. Blätter der Erinnerung" (1885); ferner schrieb er eine litterarische Skizze über „Adolf Friedrich Graf von Schack" (1883) und eine Selbstbiographie unter dem Titel: „Ein seltenes Leben von Paul Welf" (Pseudonym), 1876. Eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" in 4 Bänden erschien 1857, eine noch von R. vorbereitete neue Ausgabe in 6 Bänden ist bisher nicht veröffentlicht.

R. ist ganz sicher ein bedeutender Lyriker, „der in antiken und modernen Strophen seine Gedanken und Gefühle ausdrücken konnte, der in Sonetten und Elegien besonders gern seine reichen Kenntnisse und mannichfachen Stimmungen kundgab“. Er ist bestrebt, jeden Hiatus zu vermeiden; seine Reime sind orthographisch rein; deshalb hat ihn Gervinus mit Recht einen Meister der Form genannt und Johannes Scherr hat ihn Platen an die Seite gestellt. „Höher als seine lyrischen Gedichte stehen an Kraft und Eigenartigkeit der Auffassung seine Balladen und einige seiner Reflexionsgedichte, welche an die Schiller'sche Gedankenlyrik erinnern und ohne Frage an Werth Schiller's Dichtungen nahe kommen.“ Als Dramatiker geht R. auf den Wegen Shakespeare's, weil dessen Form der dramatischen Kunst den weitesten Spielraum läßt. Zu seinen besten dramatischen Dichtungen zählt die Kritik „Bianca Vanezzi“; sie ist unter dem Gesichtspunkte der tragischen Grundbedingungen künstlerisch vollendet zu nennen.

Persönliche Mittheilungen. — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter III, 113. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart IX, 138. — Paul Welf, Ein seltenes Leben. Zürich 1877 (Rogge's Selbstbiographie, bis 1873 reichend).

Franz Brümmer.

Rohde: Erwin R. wurde geboren am 9. October 1845 in Hamburg als Sohn eines bedeutenden, vielbeschäftigten Arztes; die Mutter war eine geborene Schleiden und mochte manchen Zug mit den bekannten Gliedern dieser hochangesehenen Familie theilen. Den Vater verlor R. als junger Student, die Mutter 1882; zwischen beiden starb sein jüngerer Bruder als Ingenieur in Ungarn und so blieb er nur mit seinen beiden Schwestern und deren Gatten bis ans Ende eng verbunden. Von den Geschwistern hatte er die ausgesprochenste Eigenart, die in frühen Jahren die Erziehung erschwerte: und deshalb wurde er von 1852—1859 in dem bekannten Stoy'schen Institut in Jena unterrichtet. Diese frühe und lange Entfernung von dem geliebten Elternhaus hat er allezeit schwer empfunden: und gewiß hat sie bei ihm mindestens gesteigert den Zug, daß er trotz einer lebhaften, ja unter Umständen feurigen Freundschafts- und Liebesfähigkeit sich leicht verschloß und nicht selten schroffer, ja abstoßender erschien als seiner im innersten Grunde geradezu weichen Natur entsprach. Immerhin muß aber dem alten Pädogogen Stoy nachgerühmt werden, daß er schon in jener frühen Zeit Geist und Art seines oft widerwilligen Zöglings richtig würdigte. In einem Bericht an die Eltern vom Juli 1858 schrieb er u. a.: „Erwin ist jedenfalls der geistig befähigtste, aber auch charaktermäßig am schärfsten hervorstechende aller Knaben . . . Er streitet, so lange man sich mit ihm auf den Streit nur einlassen will. Er will gewissermaßen erst mit Gründen überzeugt sein . . . Man kann ein solches Gebahren weniger Ungehorsam als Mißbehagen, weniger Gleichgültigkeit dem Gebote gegenüber, als Unzufriedenheit über die Störung durch die Eingriffe in sein eben mit sich selbst beschäftigtes Leben nennen. Gute, sanfte, freundliche Zusprache nützt in der Regel . . . Sein sittliches Leben ist viel tiefer, viel inniger. Mit innerem Abscheu weist er unredliche Reden, Gedanken, Erzählungen von sich ab . . . Lüge und Unwahrheit ist ihm fremd. Er sagt Alles, wie er denkt, offen, klar und ungeschminkt; er legt sein Inneres unverfälscht, unmittelbar an den Tag, darum mag er auch häufig Anstoß erregen und Manchen unangenehm berühren, aber bös ist's gewiß nicht gemeint. Am meisten hervortretend ist sein Rechtsgefühl; daher geräth er leicht mit anderen in Streit . . . Am meisten Achtung hat er vor wissenschaftlichen Leistungen; körperliche Ueberlegenheit achtet er für jetzt noch nicht und fürchtet sie nicht, gegen sie hält er die Waffe des Geistes für ausreichend genug. So

achtet er auch nur Persönlichkeiten mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit ... Das Lesen ist ihm eine Lieblingsbeschäftigung; durch dasselbe läßt er sich vom Spiel abziehen, sitzt ganz allein, läßt sich nur ungern stören. Die Lectüre gibt seiner ohnedies reichen Phantasie nur neue Nahrung ... An gutem Witz ist er reich, in komischer Mimik sich auszeichnend; gute Wortspiele sind ihm nicht selten. Seine geistigen Anlagen sind ausgezeichnet ... In der Auffassung einer Sprache, einer Spracheigenthümlichkeit, liefert er wahrhaft Vorzügliches. Er dringt wirklich ein in die Sprache und in ihre Gedanken mit vollständigster Abstraction ... Er ist ein durchaus logischer Kopf ... Das Klavierspielen hatte er aufgegeben, wurde aber durch freundliche Ansprache bewogen, es wieder anzufangen, und hat uns durch seine Leistungen erfreut. So lautet denn die Summe dahin, daß der Junge Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat und unserer Liebe werth ist."

1860 kehrte R. ins Elternhaus zurück und wurde nun Schüler des hamburgischen Johanneums. Nach vier Jahren bestand er das Abiturientenexamen mit Auszeichnung, besuchte aber dann noch ein Jahr die akademischen Vorlesungen der Anstalt und dieses Lustrum verhalf ihm nicht nur durch den Einfluß trefflicher Lehrer, besonders der namhaften Gräcisten Chr. Petersen und noch mehr F. W. Ullrich, sondern auch durch eifrige Pflege neuerer Sprachen (die er auf der Universität noch fortsetzte, zum Theil mit dem dort gewonnenen Freund Franz Hüffer), endlich und nicht zuletzt durch das großzügige Leben in seiner geliebten Hansestadt zu einer nicht gewöhnlichen Reife und Selbständigkeit, als er zum Sommersemester 1865 die Bonner Hochschule bezog, um Philologie zu studiren. Auch durch seine äußere Erscheinung mußte er auffallen: die große, schlanke Gestalt, der mächtige Hinterschädel und die hohe Stirn, die schmalen, stolzen Züge, der sprechende, vom schwarzen Bärtchen umrahmte Mund, die herrlichen, dunkeln, schwermüthigen Augen, das ernste, gehaltene Wesen und Auftreten verkündeten und versprachen Ungewöhnliches.

In Bonn genoß er, freilich nur für ein Semester und ohne tieferes Gefallen, die Freuden der Burschenschaft, vor allem aber die Reize der rheinischen Landschaft; auf dem Kölner Musikfest auch eine Specialität der rheinischen Kunstpflege und das Wahrzeichen der „großen heiligen" Stadt. Unter den Bonner Docenten wirkte schon damals Welcker durch seine Schriften ganz persönlich auf R., Vorlesungen hielt er nicht mehr; von O. Jahn fühlte er sich weniger angezogen, dagegen mehr und mehr von F. Ritschl: und obwohl er in dem zwischen beiden gerade damals ausgebrochenen Streit nicht, wie die meisten, Partei ergriff, folgte er doch mit einigen Getreuen — denen er damals persönlich noch fern stand — dem Meister nach Leipzig.

In Leipzig trat er auch dem alsbald auf Ritschl's Anregung ins Leben gerufenen „philologischen Verein" neben O. Kohl, H. Romundt, W. H. Roscher, E. Windisch u. A., vor allem Fr. Nietzsche als „Stifter" bei und betheiligte sich lebhaft im Seminar und in Ritschl's „Societät". Eine so intime und exceptionelle Stellung, wie Nietzsche, suchte und gewann R. weder zu Ritschl noch in dem ganzen Leipziger Treiben. Doch erkannte er bald und stets deutlicher, wie viel er, gerade bei einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Naturen, dem großen Schulhaupte verdankte: und noch später, vollends als in gewissen Kreisen gar abschätzige Urtheile Mode wurden, hat er gegen Freunde und Schüler, gelegentlich, nach dem Erscheinen von Ribbeck's Ritschlbiographie, auch in der Oeffentlichkeit seiner Verehrung und Dankbarkeit, seinem feinen und reifen Verständniß schönen Ausdruck verliehen. Auf das innigste aber entwickelte sich in diesen Jahren seine wachsende und schließlich herrschende Freundschaft zu Fr. Nietzsche:

mit ihm führten ihn keineswegs bloß die Fachstudien zusammen, sondern nicht minder die Philosophie, in der sie von Plato und den Alten ausgingen, um dann überzeugte Schopenhauerianer zu werden, sowie die, von Nietzsche virtuos geübte, von R. still geliebte Musik, bei der ihnen bald R. Wagner im Vordergrunde stand; mit Nietzsche disputirte er eifrig über Vieles, um im Grunde stets einen reinen, beide beglückenden Gleichklang der Seelen zu fühlen. Auch beim Genuß des Theaters und selbst der Reitbahn fanden sie sich zusammen und auch mit außerakademischen Freunden, z. B. R. Kleinpaul. Eine Fahrt in den Böhmer- und bairischen Wald bildete den Abschluß dieses engen Zusammenlebens, bevor R. für das Wintersemester 1867/8 nach Kiel übersiedelte. Nun wurde brieflich diese Freundschaft weiter gepflegt mit steten Plänen des Zusammenlebens und gelegentlichem Gelingen eines Wiedersehens: und über anderthalb Jahrzehnte war sie der Höhepunkt in Rohde's Leben und blieb es, auch als die Lebenswege und die geistigen Entwicklungen beider mehr und mehr auseinander gingen. Neben solcher Correspondenz schrieb R. schon früher und noch durch mehrere Jahre halb persönliche, halb wissenschaftliche Tagebuchblätter (Cogitata), in denen wir die Entwicklung so mancher für ihn und uns wichtiger Gedanken verfolgen können. Und seine allezeit unendlich weit verzweigte, mit Vorliebe auch auf Reise-, Brief- und Memoirenlitteratur ausgedehnte Lectüre, pflegte er in Kiel um so eifriger, als der persönliche Umgang dort beschränkter war.

Von den Kieler Professoren schulte R. der grundgelehrte A. v. Gutschmid in der Behandlung historischer und besonders quellenkritischer Fragen: und wie sehr R. seine Schätzung gewann, bewies er später dadurch, daß er zwei Mal für Berufungen Rohde's an seine Seite mit Erfolg wirkte. Innerlich trat aber R. noch näher O. Ribbeck und bald auch dessen anziehender und bedeutender Frau, die ihm dann dauernd zu wahren und wirksamen Freunden wurden. Eine von Ribbeck gestellte Preisarbeit über die Quellen des Lexikographen Julius Pollux für die Bühnenalterthümer — daneben auch für medicinische Dinge — löste R. mit Glück und ließ sie später drucken: sie diente ihm als Promotions- und Habilitationsschrift. Das anfangs geplante und vorbereitete Oberlehrerexamen gab er auf. Das Ende des Jahres mit jenem ersten Erfolg brachte, wohl durch Ueberanstrengung, auch die erste der später sich wiederholenden Erkrankungen des Magens mit quälender Schlaflosigkeit und R. suchte dafür mit Erfolg die Heilanstalt Reinbeck (in Lauenburg) auf. Mittlerweile war eine schon in Leipzig geplante, in Kiel geförderte Untersuchung „Ueber Lucian's Schrift Lukios und ihr Verhältniß zu Lucius von Paträ und den Metamorphosen des Apulejus“ zu Ende gekommen. Sie war für eine Festschrift für Ritschl bestimmt gewesen und wurde, als der Plan dazu aufgegeben werden mußte, nun durch Nietzsche's Vermittlung dem Rheinischen Museum angeboten. Nach Wachsmuth's Richtigstellung des Vorgangs (in der Einleitung des Nietzsche-Ritschl'schen Briefwechsels, Nietzschebriefe III, 1) wollte sie Ritschl gleich drucken lassen, aber der Mitredacteur A. Klette erklärte, es sei kein Platz dafür: außer der Zurückweisung ärgerte R. auch noch das Verlangen, er solle eine inzwischen erschienene höchst unbedeutende Leipziger Dissertation berücksichtigen; so führte, was zu einer Huldigung hatte dienen sollen, zu einer zeitweiligen Entfremdung zwischen Lehrer und Schüler. Nietzsche verschaffte in W. Engelmann einen liberalen Verleger sowohl für diese kleine Monographie (1869) als dann für die Preisschrift (1870). Beide Erstlingsarbeiten führten den jugendlichen Verfasser sehr günstig ein und behielten für ihn noch die weitere Bedeutung, daß er auf die hier angegriffenen Probleme noch öfter und in erweitertem Umfang zurückgeführt wurde: der Wissenschaft aber haben sie neben manchem Bestreitbaren und

Bestrittenen oder von R. selbst später Verbesserten auch bleibende Aufklärung gebracht.

Noch während des Druckes der zweiten Schrift war der junge Doctor zur ersten italienischen Reise über München und Zürich nach Verona und von da nach Florenz gefahren, wo er in W. H. Roscher seinen sympathischen Reisegenossen vorfand — freilich keinen Ersatz für den durch Nietzsche's Berufung nach Basel vereitelten Pariser Aufenthalt mit diesem. Dann ging es nach Rom, unter W. Helbig's Führung nach Etrurien und ins Gebirge, weiter nach Neapel und Sorrent, sowie mit den neuen Freunden C. Dilthey und F. Matz nach Pompeji und Herkulanum, ja nach Sicilien; im September zum zweiten Mal nach Florenz und im October zum zweiten Male nach Rom — zur Concilszeit! —, wo er u. A. die Bekanntschaft mit F. Rühl erneuerte und befestigte, die auch eine seiner wirklichen Freundschaften wurde. Auch ein Herzenserlebniß, spann sich hier an, das — durch Rhode's Zurückhaltung und Zweifel an sich selbst — nicht zur Entwicklung kam und ihm später durch die Erkenntniß des Versäumten viele schwere Stunden und innerliche Conflicte bereitete. So brach er im Februar auf und reiste über Florenz und Bologna nach Venedig, wo er noch schöne Sonnentage genoß, und weiter über Mailand und den Comersee zu dem drei Jahre vermißten Freund in Basel, mit dem er auch R. Wagner in Triebschen besuchte. Auch Leipzig und — zu beiderseitiger Befriedigung — Ritschl suchte er auf, bevor er in Hamburg einlief — kurz vor dem ausbrechenden Kriege, an dem als Krieger oder Pfleger theilzunehmen er nach flüchtiger Erwägung aufgab.

Die Reise hatte nicht nur seine Anschauungen vom classischen Land lebendig gemacht und dazu manche allmählich zu verwerthende — zum Theil nie verwerthete — Anecdota und sonstige handschriftliche Lesefrüchte in seine Mappe gelegt, sie hatte ihm nicht nur neben vielen flüchtigen, keineswegs immer sympathischen, persönlichen Bekanntschaften einige treue Freunde gewonnen, vor allem hatte sie ihn gegenüber der antiken und italienischen Kunst — nicht ohne J. Burckhardt's Verdienst — zu einem nicht leicht und um so fester gewonnenen Verständniß geführt, das seinen vielseitig angeregten und überall auf den Grund dringenden Geist immer aufs Neue anzog und beschäftigte. Von jenen „Funden“ gab er bald Proben (in Ritschl's Acta soc. phil. Lips. I, im Rhein. Mus. XXV und XXVIII, im Philologus XXXV). Nach Umfang und Inhalt wurden diese Beiträge zur Paradoxographie, zur griechischen Heortologie und zu Pindar (auf Grund von Lucianscholien), sowie zur antiken Medicin übertroffen durch die „Untersuchungen über die Quellen des Jamblichus in der Vita Pythagorä“ (Rhein. Mus. XXVI, XXVII), die mit der glücklichen Lösung des eigentlichen Themas eine weitausgreifende Beleuchtung der Pythagoraslegenden verband.

Inzwischen hatte R. seine Docententhätigkeit in Kiel begonnen. Schon dritthalb Jahre zuvor hatte ihm Nietzsche eine solche als einzig entsprechend bezeichnet mit den Mahnworten: „Sorgen wir an unserem Theil dafür, daß die jungen Philologen mit der nöthigen Skepsis, frei von Pedanterie und Ueberschätzung ihres Fachs als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden.“ Im Wintersemester 1870 las er Geschichte der grammatisch-philologischen Studien im Alterthum und erklärte Plato's Symposion, im folgenden Sommersemester Homer — frei von damals noch herrschenden Vorurtheilen der Philologenschulen —, weiterhin Interpretationen von Catull, Pindar, Sophokles (Antigone), Aristophanes (Thesmophoriazusen), Theokrit und Kallimachus in Verbindung mit einem Colleg über die hellenistische Dichtung, wie er auch über die Geschichte der Epik und Lyrik der Griechen, den griechischen

Roman, Quellenkunde der griechischen Litteraturgeschichte las. Im Verhältniß zu den Kieler Zuhörerzahlen war sein Erfolg so groß, daß Ribbeck und Gutschmid schon 1872 seine Beförderung zum außerordentlichen Professor durchsetzten und der erstere ihm kurz vor seiner Uebersiedlung nach Heidelberg auch Antheil am philologischen Seminar einräumte. Neben all dem und neben kleineren Veröffentlichungen und der Vorbereitung der ersten großen Arbeit fand er Zeit sich in R. Wagner's Schriften zu vertiefen. Ein Zusammensein mit Nietzsche und v. Gersdorff in Leipzig (Herbst 1871) und dann ein gemeinsamer Besuch in Bayreuth (Frühjahr 1872) waren Lichtblicke in seinem Leben. Zwischen diesen beiden Wiedersehen war R. ganz im Beginn des Jahres 1872 in mehr als einer Hinsicht aufgerüttelt und auch nach außen in Bewegung gesetzt durch das Erscheinen von Nietzsche's erstem größeren Werke „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik". Während die Verquickung der antiken Probleme mit den Ideen Schopenhauer's und R. Wagner's, die den Philologen anstößig sein und mit wenigen Ausnahmen das Buch von vornherein verleiden mußte, bei ihm an vertraute Gedankengänge der Leipziger Tage anknüpfte, traf so manches über Homer und die Tragödie und die hellenische Geistescultur Gesagte und vor allem das Tiefste und Beste des Buches in der Betrachtung des „Dionysischen" auf Saiten, die bei R. längst erklungen waren und weitertönten, um später in der Zeit seiner größten Reife und in seinem umfassendsten Werke eine bezwingende Macht zu gewinnen. Dabei hörte er in jedem Worte die Stimme des einzig geliebten Freundes — und so fühlte er sich gedrungen und wurde er gedrängt, dem anfangs stillen Widerstand gegenüber seine Stimme zu erheben. Nach vergeblichem Anklopfen bei wissenschaftlichen Recensionsorganen schrieb er in anderem Stil einen schwungvollen Artikel in der Sonntagsbeilage der Norddeutschen Allg. Ztg., den Nietzsche in schönen Sonderdrucken verbreiten ließ; und auf die Herausforderung, die der jugendliche U. v. Wilamowitz-Möllendorf in seinem Pamphlet „Zukunftsphilologie" ergehen ließ, trat er, nicht als Secundant, sondern als Kämpfer auf den Plan in der heftigen Gegenschrift, deren Titel „Afterphilologie" von ihm nicht gewählt und nicht gern angenommen war, während er die Form eines „Sendschreibens an R. Wagner" gleich gefaßt und freudig festgehalten hatte: und gerade in dieser Form konnte er nach der herben Polemik einen erhebenden Schluß mit weitem Ausblick finden. Das klare Bewußtsein, daß er sich mit diesem scharfen Waffengang persönlich schaden müsse, machte ihn keinen Moment zaudern; aber andererseits konnte die hellfreudige Aufnahme der Schrift bei dem Freunde und Wagner's und ihren Getreuen und die leisere Anerkennung Ribbeck's, Ritschl's und Anderer seinen vielfach verdüsterten Sinn auch kaum erhellen. Fahrten in deutsche und italienische Städte, Einkehr bei Ribbecks in Heidelberg und Gastein, Wagnertage in Hamburg und Bayreuth und Nietzschetage dort und in Basel brachten im vertrauten Austausch, in Schauen und Hören zeitweise Aufheiterung und verlangten dann wieder ein gewaltsames Eingewöhnen in den Alltag. Daß er weder in Kiel, wo die Gelegenheit nicht fehlte, noch anderwärts, wo er vorgeschlagen war, — in einem Fall, in Dorpat, gegen die bestimmteste Erwartung — befördert wurde, daß er wohl mit Kieler Collegen, wie Nöldeke, F. L. Andreas, R. Pischel, Schirren anregende Berührungen, aber nach Ribbeck's Abgang keinerlei näheren Verkehr hatte, daß ihn auch wieder die oben angedeutete tiefe Leidenschaft bei ehernen Schranken und einmal noch winkender und verschwindender Hoffnung — nach seinem eigenen ergreifenden Ausdruck — „auf den Dornen seiner Schmerzempfindung hin und her warf", daß auch die ganz andersartigen Leiden und Kämpfe des Freundes ihn — trotz „unzeitgemäßer" Erfrischungen und seinen, wie des nun gemeinsamen

Baseler Freundes Overbeck gedankenkräftigen Confessionen, tiefernste Sorgen machten —, das alles erklärt die düsteren Stimmungen und Verstimmungen. Um so bewundernswerther ist es, daß R. sich zu sammeln, seinen Geist und Charakter zu zügeln und höher zu entwickeln vermochte in seinem, aus einer fast erdrückenden Masse des verschiedenartigsten Materials langsam und kunstvoll herausgearbeiteten Buch „Der griechische Roman und seine Vorläufer" (Leipzig 1876) — ein großentheils unberührtes und dabei auf allen Seiten eingreifendes Gebiet der Litteraturgeschichte, das hier mit einer Meisterschaft der Forschung und des Stiles behandelt war, wie sie auch noch keinen anderen Zweig der antiken Litteratur umfassend dargestellt hatte. Wohl hatte C. Dilthey in seiner Schrift über Kallimachus' Cydippe ein mustergültiges Glanzstück als vorbildlichen Baustein geliefert; aber R. hat nicht nur in ähnlich feiner Weise die ganze alexandrinische und alexandrinisch-römische Erotik geschichtlich und stilistisch analysirt, bis ins Kleinste und doch ohne Kleinlichkeit, und mit Beherrschung des Ganzen. Ebenso hat er mit weitem Blick und souveräner Eleganz die Entwicklung der geographischen und utopischen Reisemären verfolgt, aber auch die formale rhetorisch-sophistische Bildung erleuchtend dargestellt, um aus all diesen Elementen die spätgriechischen Romane zu erklären und darzulegen, die durch diese Entwicklung wie durch ihre große Weiterwirkung ein höheres Interesse gewinnen, als ihre im ganzen schwächliche Erscheinung an und für sich bieten könnte. Vieles von dem, was R. gedrängt zusammengefaßt hatte, ist seitdem mehr in die Breite als in die Tiefe ausgeschlagen worden, manche Partien haben sich auch gegenüber versuchter Ablehnung gehalten; einen heiklen Punkt, den R. nicht übersehen, aber absichtlich bei Seite gelassen hatte, die Bedeutung der Knabenliebe, berührte alsbald Nietzsche. Weiter haben neuere Funde, die R. zum Theil noch selbst erlebt hat, und, mit und ohne Zusammenhang mit diesen, neuere Erkenntnisse auch einige Umformungen nöthig gemacht. Wenn aber v. Wilamowitz (in der Deutschen Litteraturzeitung 23, 1902, S. 3219) aussprach, E. Schwartz' „Vorträge über den griechischen Roman" — über die R. selbst noch sein triftiges Urtheil gesprochen hatte — hätten das Fundament so stark verrückt, daß Rohde's Gebäude überhaupt nicht mehr stehen könnte, so hatte er vergessen, daß Schwartz selbst in allen Hauptsachen einfach auf R. gefußt und verwiesen hatte; und wenn v. Wilamowitz in den kurzen Litteraturangaben zu seiner Darstellung der griechischen Litteratur in der „Cultur der Gegenwart" wohl das schillernde Beiwerk seines jungen Freundes, nicht aber das Hauptwerk seines ehemaligen Gegners namhaft macht, so ist ein so rein persönlicher Standpunkt für R. gleichgültig, nicht aber für gewisse Seiten der „Cultur der Gegenwart". Zu seinem eigenen Leidwesen war es R. nicht vergönnt, sein Werk in zweiter verbesserter Auflage erscheinen zu sehen; erst unmittelbar nach seinem Tode machte sich dies Bedürfniß geltend: und so konnten nur handschriftliche Zusätze des Verfassers beigegeben werden, sowie der Vortrag „über griechische Novellistik und ihren Zusammenhang mit dem Orient", den R. auf der Rostocker Philologenversammlung gehalten hatte (1875) und noch weiter hatte ausarbeiten wollen (Leipzig 1900). In diesem Vortrag, wie in dem Hauptwerk hatte sich der Hellenist mit der morgenländischen und weiter auch der abendländischen Fabulistik, Sagen- und Märchenforschung in ungewöhnlichem Grade vertraut gezeigt und als einer der ersten den angeblichen Einfluß des Orients in Abrede gestellt oder eingeschränkt: und diese Forschungen förderte er auch noch weiter in kleineren Beiträgen, die jetzt im zweiten Bande seiner „Kleinen Schriften" (Tübingen und Leipzig 1901) gesammelt sind.

Der „griechische Roman" und der Rostocker Vortrag verfehlten des Ein-

drucks nicht, auch nicht bei „unzünftigen Freunden des Alterthums", an die R. bei seinem Sinn für schriftstellerische Bildung und Wirkung gleich mit gedacht hatte, und auch nicht im Ausland; war doch neben allen wissenschaftlichen und geistigen Vorzügen unwiderstehlich auch der Reiz, den die Seelenstimmung des Verfassers als leise und dunkel mitklingendes Element über das Ganze verbreitet hatte. Oeffentlich aber ließ sich von den deutschen eigentlichen Fachgenossen mit warmer Anerkennung nur O. Benndorf (im Litterarischen Centralblatt) vernehmen. Doch traf noch vor diesem ersten vollen Erfolge die Berufung nach Jena, als Nachfolger Nipperdey's, zu Ostern 1876 ein, wohin kurz zuvor v. Gutschmid aus Königsberg übergesiedelt war. Zu ihm trat er hier, nun in voller Gleichstellung, zum zweiten Mal in ein collegiales Verhältniß; freilich zunächst für kurze Zeit, da Gutschmid bald nach Tübingen weiterging: aber auch dahin zog er, in Gemeinschaft mit L. Schwabe, nach W. S. Teuffel's Tod zum Herbst 1878 R. nach sich.

In den fünf Jenenser Semestern war R. veranlaßt, seine akademische Thätigkeit mehr auf das Lateinische zu richten: er interpretirte außer Catull auch Plautus (Trinummus) und im Seminar Properz und Statius' Silven und faßte die Geschichte der römischen Poesie, wie der römischen Prosa in ebenso lebendigen wie lehrreichen Uebersichten zusammen; aber auch ein so trockenes und doch für die Empfindung antiker Form so grundlegendes Gebiet wie die Geschichte und das System der griechisch-römischen Rhetorik wußte er hier und später in gediegener und dabei fesselnder Art vorzutragen. Auch auf griechische Redner (Antiphon und Andocides) ließ er sich näher ein. An den frischeren, wenn auch minder tief als die Holsteiner bohrenden Studenten hatte er zum Theil Wohlgefallen: dazu schickte ihm Nietzsche seinen „Erzschüler", den Sohn seiner Freundin Baumgartner, und ein glühender Verehrer Nietzsche's, der mit seiner Erstlingsdichtung „Prometheus", mehr als mit späteren, Aufsehen erregt hatte, S. Lipiner, trat ihm auch näher. Die liebliche Gegend Jenas zog ihn jetzt natürlich noch mehr an, wie schon als Knaben, und auch unter den Collegen fehlte es nicht an ihm zusagenden Elementen. Flüchtig und nur durch das Verhältniß zu Nietzsche anfangs nicht unangenehm war ihm das Auftauchen von P. Rée; dagegen die Beziehungen zu dem Philosophen J. Volkelt wurden gerade später noch viel wärmer und herzlicher. Das größte Glück war aber, daß er in einer blutjungen, hochgewachsenen und hochblonden Rostockerin, die bei dem von Rostock nach Jena gekommenen Juristen Muther zu Besuch war, zwar nicht die „Millionenbraut" fand, von der er früher gescherzt hatte, auch nicht eine so leidenschaftliche Liebe, wie sie ihn ehedem ergriffen und gequält hatte, aber „eine ganz ergebene, die ganze wunderliche Person mit Schwächen und allen guten Gaben, mit Haut und Haar unbedingt liebende Weiberseele — dergleichen wohl das Seltenste auf dieser Welt ist —, die mit gleicher Nothwendigkeit, wie Einer selbst, in alle Tiefen der Empfindung hineintauchte" —: so hatte er Mitte November 1872 an Nietzsche geschrieben, und dieses seltenste gewann er sich zu eigen in Valentine Framm, Mitte Juli 1876. Bald darauf sah er in Bayreuth Nietzsche wieder und spürte dort die ersten Anzeichen des geistigen Umschwungs in dem Freunde, der ihn dann anderthalb Jahre später in dem Buch „Menschliches Allzumenschliches" und in späteren Schriften zugleich erkältend und aufwühlend traf und eine abermalige Wandlung ersehnen ließ. Inzwischen hatte R. durch Ueberarbeitung körperlich wieder eine schlimme Zeit durchgemacht und war dann eine Zeitlang erst durch Ribbeck's Absicht, ihn nach Köchly's Tod nach Heidelberg zu ziehn, und dann nach Ribbeck's Uebersiedlung nach Leipzig durch die gleichen Bemühungen Wachsmuth's in Athem

gehalten worden. Dann aber hatte er im August 1877 in Rostock seine Hochzeit gefeiert und nach einem genußreichen Aufenthalt in Paris sich in Jena häuslich eingerichtet. Seine Schwächen und seine Härten, die Unbändigkeit, deren er sich selbst so bewußt war und oft anklagte, mußten, vollends bei vielen Erschwerungen durch des Lebens Kämpfe und seine körperlichen Zustände, auch im Eheleben manche Stürme bringen: allein die immer gleiche, sanfte, liebevolle, herzgewinnende Art seiner anmuthigen und vortrefflichen Frau, das tiefe Glück, das sie in seinen vielen guten und großen Eigenschaften fand, sicherten einen steten Frieden und eine stille Entwicklung und Steigerung seiner besten Kräfte. Bald nach dem Einzug in Tübingen ward das erste Kind geboren, sein „Berthale“ oder „Berthing“, der in Tübingen noch ein Sohn, Erwin, und später eine zweite Tochter, Anna, folgten: mit diesen seinen Lieblingen durchlebte er alle Freuden der Kindheit, ja, der ernste, leicht finster aussehende Vater konnte mit ihnen selbst zum harmlosen Kind werden.

Während so sein häusliches Behagen sich erweiterte und erhöhte, bedurfte es längerer Zeit, ihn an der württembergischen Hochschule heimisch zu machen. Zwar die gute Schulung und die grundtüchtige Art der Schwaben erkannte er sofort an: und ingleichen erkannten diese bald, was sie an dem hochgebildeten, tiefgreifenden, durch originelle Gedanken und eigenartigen Ausdruck packenden Lehrer besaßen, dessen gelegentliche äußere Rauhheit und Schärfe sie nicht allzusehr anfocht. Aber an manche Einrichtungen des Seminars und Stifts, an manche Sitten und Sonderheiten des „Universitätsdorfs“ und des Menschenschlags gewöhnte R. sich schwer. Unter den Fachgenossen standen ihm Gutschmid und Schwabe am nächsten: die unbedeutende und unwürdige Erscheinung Hans Flach's konnte ihn nur vorübergehend ärgern, und weit mehr durch die Art, wie er den gutmüthigen Gutschmid ausschlachtete, als durch seine schmähsüchtigen Skandalschriften. Daß ferner so hochstehende Forscher, wie der Sanskritist Roth, der Orientalist Socin, der schon in Jena ihm sympathische Germanist Sievers, der Pandektist Bülow u. A. ihn anziehen mußten, ist fast selbstverständlich; noch stärker war das bei dem Philosophen Sigwart der Fall: und mit dessen ältester Tochter, die später den Botaniker Klebs heirathete, bildete sich ein Freundschaftsbündniß, bei dem das Ehepaar R. gleich stark betheiligt war. Die Zuhörerzahlen waren in Tübingen verhältnißmäßig glänzend: bis um 100, und wohl in der Regel über 80; darunter auch, freilich meist für die früheren Semester, geweckte und höher strebende Nicht-Schwaben, wie P. Krumbholz, H. Merian-Genast, E. Weber, und unter den Schwaben so treffliche Leute, wie J. Meltzer, E. Meyser, A. Rapp, in erster Linie C. Ritter und W. Schmid, bei deren umfassenderen Arbeiten R. unmittelbaren Antheil hatte und die er durch sein ganzes Leben mit herzlichstem Wohlwollen, Rath und Hülfe begleitete. Wenn er schon in Kiel und Jena für seine Collegien bis zur Erschöpfung gearbeitet und sich eine „gräuliche Gelehrsamkeit“ dabei erworben hatte, so wuchsen Stoffe und Arbeitslasten hier noch beträchtlich. Er las nicht nur griechische und römische Litteratur im ganzen Umfang, und das mit Feuer und Liebe, mit glänzender Charakteristik und Herausarbeitung der Persönlichkeiten, aber doch mit Maß und mühsamer Beschränkung, sondern auch griechisch-römische Metrik; er fügte der Vorlesung über ein Drama (Aeschylus' Agamemnon oder Perser, oder Sophokles' Antigone oder Aristophanes' Frösche) eine Darstellung der scenischen Alterthümer hinzu, die in ertragreichen und fruchtbaren Scenica auch einen litterarischen Niederschlag zeitigte; er begleitete auch die Erklärung von Plato's Symposion

mit einer vorzüglichen Einführung in Leben und Werke des philosophischen Künstlers, erklärte ferner mit Virtuosität Pindar's, aber auch Horaz' Oden und erweiterte ebenso den Kreis der im Seminar, gelegentlich auch in einem Privatcirkel, gelesenen Schriftsteller auf homerische und kallimacheische Hymnen, Reden des Lysias und Demosthenes, die Schrift vom Erhabenen, Lucian, Terenz, Tibull, Sallust, Seneka Rhetor, Tacitus Dialog u. a. Wenn er sich mit einer Antrittsrede „über die Methode der Forschung in griechischer Litteraturgeschichte" glänzend eingeführt hatte, so erschien gleichzeitig im Rhein. Museum die in Jena gereifte Abhandlung „über γέγονε in den Biographica des Suidas", die mit der Festlegung eines vielfach und noch kurz zuvor von einem scheinbar Sachkundigen mißverstandenen, häufigen und wichtigen Terminus eine Fülle historischer Daten in allen Zweigen der Dichtung und Prosa erleuchtete; und unmittelbar folgten — außer dem mehr blendenden als überzeugenden Versuch, die neben Demokrit so schattenhafte Erscheinung des Leukipp mit Epikur ins Nichts aufzulösen — die „Studien zur Chronologie der griechischen Litteraturgeschichte" (Homer und Hesiod), die wiederum eine viel geglaubte Hypothese zerstörten und vor allem die antiken Ueberlieferungen und manche damit verbundenen weiteren Fragen „sicherstellig" behandelten. Ein grundlegender und in seiner grundlegenden Bedeutung später energisch (besonders gegen E. Zeller) vertheidigter Beitrag „zur Platonischen Chronologie" (Theätet) und Verwandtes, sowie mancherlei, was sich um jene beiden Abhandlungen gruppirt, auch wahrhaft gewinnbringende Recensionen über Schriften von Bergk, Wilamowitz u. A., können jetzt im ersten Band der „Kleinen Schriften" vereinigt gefunden werden. Zu der geplanten „Geschichte der litterarischen Studien im Alterthum" kam es leider nicht, und eine „Geschichte der griechischen Litteratur" oder auch nur eines Hauptzweiges derselben, die man wiederholt von ihm wünschte und erwartete, hatte er nie auch nur vorübergehend geplant; den Druck seines in seiner Art ganz einzig hervorragenden Collegs darüber, oder eines anderen, würde er für ein Unrecht gehalten haben. Dagegen bereitete er mehrere kritische Ausgaben, z. B. des Jamblichus mit Verwandtem und des Hermes Trismegistos eifrig vor, ohne sie zur Ausführung zu bringen; doch gab er durch einzelne Veröffentlichungen und durch Mittheilungen an andere Herausgeber auch zahlreiche und glänzende Proben seiner Textkritik und Divination; bei Apulejus waren solche Beiträge verbunden mit einer lehrreichen Würdigung des ganzen, merkwürdigen Schriftstellers. Daß er in Tübingen, wo in stiller, emsiger Arbeit sein ganzes Gelehrtenthum wuchs und reifte, sich mit dem Plan einer „griechischen Culturgeschichte" trug, geht aus Aeußerungen an Ribbeck und Overbeck hervor; aber der Zusammenhang der Aeußerungen führt darauf, daß dabei eine wesentliche Rolle die Dinge spielten, die er später, nach langem Schwanken, als seine „Psyche" betitelte, deren Inhalt ja thatsächlich vielfältig zugleich religions- und culturgeschichtlich ist.

Während er sich in solche Pläne vertiefte und allmählich in Tübingen — von wo er 1882 auf eine Anfrage flüchtig erwogen hatte sogar nach Prag zu gehen! — dergestalt einlebte, daß er an den Bau eines eigenen Hauses dachte, wurde er nach Georg Curtius' Tode nach Leipzig berufen: und die für ihn so erinnerungsreiche Stadt, das Zusammensein mit Ribbecks u. A. lockte ihn, obwohl gerade beim Entschluß des Abschieds die schönen Seiten von Tübingen und die mächtig sich aussprechende Liebe und Anhänglichkeit der Studenten ihm das Herz schwer machten, auch vor der Gestaltung der neuen Verhältnisse ihm etwas bange war. So zog er Ostern 1886 in Leipzig ein, um alsbald seine bangen Ahnungen bestätigt zu sehen. Gern begann er mit

einer Vorlesung über Homer, die er nicht so einseitig, wie sein wesentlich grammatisch gerichteter Vorgänger, sondern von weiten und tiefen Standpunkten behandelte; daneben las er mit den Studenten Apulejus' Amor und Psyche und Lucian's Philopseudes. Doch fand er, bei dem damals überall eintretenden Niedergang des philologischen Studiums, weder ein größeres noch ein sympathischeres Auditorium, als er gewohnt war, obgleich nicht wenige der damaligen Zuhörer, wie der früh verstorbene Ettich, gleich von ihm eingenommen waren. Schlimmer war, daß die Auseinandersetzungen mit den Specialcollegen Ribbeck, Lipsius und Wachsmuth über die Theilung der Vorlesungen für ihn, als den jüngsten und nicht in erworbenen Rechten Eingesessenen sehr unbefriedigend verliefen, zu unliebsamer Beschränkung oder noch unliebsamerer Concurrenz geführt hätten. So von der „Luft" Leipzigs in jedem Sinne verstimmt, ergriff er, zum nicht geringen Entsetzen der Leipziger und trotz der Gegenbemühungen von Ribbeck u. A., die ihm von Heidelberg gebotene Hand, wo er ja schon früher in Vorschlag gewesen war und bei Wachsmuth's Abgang nach Leipzig bloß deshalb nicht genannt worden war, weil Leipzig ihn schon zuvor berufen hatte. Unter denen, die ihm zum Gehen zuredeten, war außer Springer auch Nietzsche, der zu ihm geeilt war und ihn nun nach langer Trennung in den unglücklichsten Stunden wiedersah. Wohl hatte R. mittlerweile sich in die neuen Schriften des Freundes, die „Vermischten Meinungen und Sprüche", „Der Wanderer und sein Schatten" in seiner Weise hineinzulesen gestrebt und trotz inneren Sträubens gegen die wechselnden Dogmen, das viele Tiefe, Feine, Klare, Besonnene, die Ferne jeder Trivialität und die bewunderungswerthe Ueberwindung dessen, was an Leiden und Ringen dahinterlag, wohl gewürdigt; noch mehr hatte er sich von dem feurigen, hohen Pathos der ersten Theile des Zarathustra hinreißen lassen und darüber auch in seinen spärlicher werdenden Briefen an den Freund Wohlthuendes, wenn auch nicht voll Befriedigendes gesagt: nun standen sie sich an der Stätte ihrer Jugendliebe innerlich fern einander gegenüber; und auf dies letzte, peinliche Wiedersehen kamen bald weitere Mißverständnisse. Sie führten zu einer äußerlichen Entfremdung, weil R. bei aller Anspannung der Gemüthskräfte sich nicht fähig fühlte, dem so weit getrennten und so ganz auf das Spiel mit seinen einsamen Gedanken eingeschränkten Freunde etwas zu sagen, das bis zu ihm dringen könnte, weil er sich von der Art seines Lebens und Möglichkeit zu existiren keine eigentliche Vorstellung machen konnte: selbst aus dem Ringen nach Selbstbefreiung und „halkyonischer" Stimmung empfand er einen Schmerz und eine Trostlosigkeit, gegen die Leopardi heiter und gefaßt erschien. Allein wie treu trotz allem und trotz des R. peinlichen offenen, schroffen Abfalls von Wagner sein Herz an dem Einzigen hing, dessen Wesen er immer wie ein höheres, ihn und alle Freunde in die Höhe ziehendes und läuterndes empfunden hatte, wie tief ihn dessen schweres Schicksal bedrückte, wie wenig er ein verkehrtes Urtheil über ihn ertragen konnte, wie hoch er nicht nur die im Einzelnen hervortretende geistige Stärke, Freiheit und Reichheit, wie sprachliche Macht und Schwungkraft, sondern auch — bei allen Vorbehalten und Abweichungen in der ganzen Auffassung des Lebens, des Menschen, der vaterländischen Gesinnung — die Größe der ganzen Führung — z. B. in der „Genealogie der Moral" — einschätzte, das Alles trat in vertrauten Momenten, wie gelegentlich auch in größerer Oeffentlichkeit immer wieder zu Tage und bestimmte bis zum Ende einen Theil seines Daseins. „Mit wem man so etwas erlebt hat, den muß man wohl lieben", diese Worte nach dem ersten Eindruck des „Tristan" galten bei R. für sein Verhalten zu Wagner und Nietzsche.

In seiner letzten und längsten, aber doch allzu früh geendigten Universitätsstellung zu Heidelberg fehlten bei R. keineswegs Reuegedanken, daß er überhaupt von Tübingen fortgegangen oder nicht doch in Leipzig bessere Zeiten abgewartet hätte. Allein er wußte auch die guten Seiten der neuen Wirkungsstätte zu würdigen und ihr verdankte er das Beste und Größte, was er noch leisten sollte. Zunächst hatte er sich in Bayreuth, in Dresden und Weimar eine Erfrischung nach allen Widerwärtigkeiten gegönnt, die doch noch nachträglich in körperlichen Verstimmungen und Störungen sich geltend machten. Bei den Mühen und Freuden der Uebersiedlung und in den ersten schönen Heidelberger Herbsttagen heiterte ihn auch die Anwesenheit der Tübinger Freundin Sigwart auf. Wie er in Tübingen der Vortragsgesellschaft der dortigen Professoren angehört und eine Reihe von Mittheilungen gespendet hatte, so betheiligte er sich in Heidelberg gleich an einem kleineren Kränzchen (außer dem Unterzeichneten Zangemeister, Bekker, Erdmannsdörffer, Uhlig, Osthoff, v. Duhn, später v. Domaszewski) und bot ihm das Beste in seinen durch ihre Schlichtheit genialen Erklärungen Pindarischer Oden u. A. In den weiteren Jahren traten ihm noch Kuno Fischer und Carl Neumann, die Theologen Holsten und Hausrath, die Juristen Georg Meyer und Jellinek, auch mehrere naturwissenschaftliche Collegen näher. Die Ausdehnung seiner Amtspflichten durch die Mitgliedschaft im Badischen Oberschulrath war ihm willkommen und er gewann bei den jährlichen Inspectionen und Leitungen von Abiturientenprüfungen an den verschiedenen Gymnasien die weitere Kenntniß von Land und Leuten; noch höher aber wurde er geschätzt als ständiger Examinator bei den Oberlehrerprüfungen in Karlsruhe; denn alsbald kamen die Mitglieder des Oberschulraths wie die Examinanden zu der Erkenntniß, daß R. in Weite des Blicks und Umfang der Bildung, in leichtem Eingehen auf die besonderen Studien und Kenntnisse der Candidaten und, bei aller Strenge der Anforderungen und gelegentlicher Reizung seines Unwillens, ebenso verständiger wie nachsichtiger Beurtheilung der Leistungen das kaum erreichte Ideal eines Examinators war; und denselben Eindruck machte er bei den Collegen und den Doctoranden in den Promotionsprüfungen, die freilich nicht allzuhäufig stattfanden: bei dem immer stärkeren Rückgang der philologischen Studien gerade in Rohde's Heidelberger Zeit, und bei seiner Art, Doctordissertationen nicht geflissentlich und gleichsam geschäftsmäßig großzuziehn, sondern nur bei Gelegenheit, wo guter Wille und genügende Begabung sich zeigten, wohlwollend zu fördern und zu leiten. Die beste derartige Arbeit war die von A. Marx, der R. von Tübingen nach Heidelberg gefolgt war, „Griechische Märchen von dankbaren Thieren und Verwandtes“; dazu kamen Arbeiten über Plato, über Rhetoren, Sprachliches zu den Romanschriftstellern u. A. In Rohde's bisherigem Vorlesungskreis traten einige Beschränkungen ein und nur e i n e Vermehrung durch ein Colleg über griechische Staatsalterthümer, bei dem auch ihm u. a. die neuaufgefundene Schrift des Aristoteles über den Staat der Athener manche Probleme aufgab und zu ihm eigenthümlichen Ansichten führte; und diese Schrift legte er auch zu Seminarübungen vor, zu denen er weiter u. a. noch Cicero's Briefe hinzuzog. Die reichen Papyrusfunde jener Jahre verfolgte er überhaupt eifrig und förderte ihre Ausnutzung.

Wenn R. in den Verhältnissen der Universität und in der Art der Studirenden im Gegensatz zu dem strammeren Wesen in Tübingen gelegentlich über einen „Bummelzug“ oder ein Arbeiten gleich dem Seildrehen des Oknos klagte, so konnte er sich um so ungestörter in seine Lieblingsstudien und Arbeiten vertiefen, besonders, nachdem er sich in dem damals noch fast ganz

ländlichen Neuenheim ein kleines, frei und schön gelegenes, von einem nicht ganz kleinen Garten umhegtes Haus (Ecke der Mönchhofstraße und Klosestraße) gekauft hatte, in dem er mit den Seinen sich unendlich wohl fühlte und entrückt „der Oede professörlicher Herdenbildungen". Freilich wurde auch dies Behagen vielfach gestört durch körperliches Mißbefinden: und die Versuche, durch Reisen sich zu erholen und zu sammeln, hatten nicht immer den gewünschten Erfolg; ein Aufenthalt in den berauschenden Herrlichkeiten Italiens — Griechenland hat dieser große Gräcist, wie so Viele, nie gesehen — führte, wie schon früher, so jetzt erst recht, „mit unwiderstehlicher Gewalt in alle Weiten fremdartiger Anschauungen und Vorstellungen". Bayreuth behielt seine Anziehung, wenn sie auch für R. gerade durch den Parsifal nicht erhöht wurde. Für die Reize deutscher Städte und Wälder blieb er stets empfänglich.

Trotz vieler Störungen und Unterbrechungen konnte im Frühjahr 1890 der erste Theil jenes reifsten Werkes erscheinen „Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen", und Ende 1893 war der zweite vollendet und erschien Anfang des Jahres 1894. Weder die leiblichen und seelischen Qualen, unter denen die Arbeit langsam vorgerückt war, fühlt man dem Ganzen an, noch die unendlichen Mühen vielfältigster Art, auf denen es beruht, — es sei denn in dem imposanten Wesen seines Aufbaues und der Fülle seines Ertrages. In lichtem — wenn auch keineswegs immer leichtem — und eigenartigem, oft schwungvollen und tief ergreifenden Stil schreitet es von Erkenntniß zu Erkenntniß voran; und wenn R. in seinem Jugendwerk überrascht hatte durch seine ausgebreitete Belesenheit auch in der neueren Litteratur und in der weiteren Märchen- und Sagenforschung, so wußte er hier in vielfach neuer, förderlicher Weise die reichhaltige und weitverzweigte ethnographisch-anthropologische Forschung zu verwerthen: nicht zu einer Häufung von Parallelen oder gar zu vorschnellen Schlüssen über Zusammenhänge und Einflüsse, sondern zur Aufklärung dunkler Gebiete, für Anfänge und Entwicklungen primitiver Vorstellungen und volksmäßiger Denkungsart, gerade da, wo Andere häufig versucht hatten, „durch Hineinstellung eines selbstgegossenen Lichtleins einen zweideutigen Flackerglanz zu verbreiten".

Zunächst gewinnt seine Meisterhand durch eindringende Analyse der homerischen Gedichte aus Todtenopfern, Bestattungsriten, Schwurformeln u. a. Rudimente (survivals) eines vorhomerischen Seelencultus, in dem die Angst vor dem Umgehen der Seelen Entschlafener Beruhigung sucht — im Gegensatz zu der bei dem ionischen Sänger herrschenden Anschauung vom fernen, öden Todtenreich und der bei ihm ersichtlichen Befreiung von ängstlicher, ritueller Verehrung. Sodann wird auch die dem Menelaos verheißene Entrückung weiter aufgehellt und mit den Vorstellungen vom Elysium und von so manchen in Berghöhlen Entrückten verbunden. Nicht mindere Ausbeute wird dann aus Hesiodischen Dichtungen gewonnen, in denen hier bei Homer noch Glimmendes deutlicher heraustritt und der Heroendienst durchscheint. Im Zusammenhang mit dem Cult der chthonischen Gottheiten, Zeus, Demeter und Kore, die in ihr Erdreich die Gestorbenen aufnehmen und unter ihnen wie über sie wachen, gewinnt der Seelencult und Ahnencult neue Kraft; der Gräbercult in Mykenä und bei den alten dorischen Königsgeschlechtern, ferner die Ausbreitung der Geschlechtsahnen auf den Demos und in Uebertragungen auf die Colonien schlagen hier ein; wir lernen aus Familienfesten und Staatsfesten, aus dem erst privaten, dann staatlichen Blutrecht und der Mordsühne, und wir sehen, wie auch Lebende für ihre Grabesehren Sorge tragen: denn ohne Cult zerrinnt das Dasein der Schatten; von Unsterblichkeit

der Seele ist bei alledem nicht die Rede: denn wo sie stattfindet wird der Mensch zum Gott erhöht. Selbst die Eleusinischen Mysterien lehrten in ihren Jenseitsbildern nicht den Unsterblichkeitsglauben der Seelen. Nur in der mystischen Ekstase und Verzückung fühlt sich der Mensch als Gott: und solche Cultgebräuche kamen mit dem thrakischen Sabaziosdienste und seiner Verquickung mit dem Dionysoscult in die hellenische Welt: hier erst befestigt sich der Glaube von der göttlichen Natur der Menschenseele und ihrer Fähigkeit zu höherer Einsicht erhoben und mit dem Göttlichen vereint zu werden. Selbst im apollinischen Delphi wird nun die Opfer- und Zeichendeutung durch die Ekstase der Inspirationsmantik verdrängt. Sibyllen und Bakiden, Propheten und Wunderthäter treten auf: nicht allein zur Enthüllung der Zukunft, sondern zur religiösen Kathartik, zur Bannung der unreinen Geister des Todes und zur Führung eines asketischen Lebens. Hier knüpfen an die Schulen der Orphischen Theologen in Athen und weiter in Unteritalien und Sicilien, aber auch der Pythagoreismus und andere philosophische Secten, ohne damit ins eigentliche Volk durchzudringen. Glänzend ist nun die eingehende Würdigung der verschiedenen Lehren von der Seele und der Unsterblichkeit bei den Philosophen — im Höhepunkt bei Plato — und weiter bei den Dichtern, Rednern, Historikern, auch in Vorstellungen, die sich aus den zahllosen Grabschriften und sonstigen Quellen des Glaubens und Aberglaubens ergeben — bis zum Schwinden vor der neuen Religion einer neuen Welt. Allein von dem allen kann kein dürftiger, trockener Auszug, nur eigene, wiederholte Lectüre einen Begriff geben.

Die Aufnahme dieses Werkes in der deutschen und ausländischen Kritik, in den weitesten Kreisen der Fachgenossen, aber auch weit über die Gelehrtenwelt hinaus, entsprach diesmal durchaus seinen unvergleichlichen Vorzügen. — Mit dem Erscheinen des zweiten Theiles fast gleichzeitig wurde R. einstimmig zum Prorector gewählt: und er hatte als solcher die Genugthuung, unterstützt von zwei anderen Collegen, eine vor dem Antritt seines Amtes entstandene Spaltung der seit einem Jahrzehnt in einem gemeinsamen Ausschuß geeinten Studentenschaft wieder zu beseitigen und überhaupt bei allen Theilen in seiner Amtsführung Anerkennung zu gewinnen. Allein nach dem Beginne des Wintersemesters wurde er wieder leidend und konnte seine, für den Geburtstag des Neubegründers der Universität, Karl Friedrich (22. Nov.), bestimmte, großzügige Rede „über die Religion der Griechen" nur mühsam fertig dictiren und nicht selbst vortragen. Sie entsprach keineswegs dem, was er gewollt hatte, fand aber trotzdem großen und dauernden Anklang: mit anderen, zum Theil scharf polemischen Abhandlungen, die sich mehr oder weniger eng an die „Psyche" anlehnen, ist sie im zweiten Theil der „Kleinen Schriften" wieder abgedruckt und daraus auch gesondert erschienen, und sie erhält selbst für den höheren Schulunterricht unmittelbar, wie die „Psyche" und Anderes mittelbar, Bedeutung. Nicht ohne Ueberanstrengung, aber mit vollem Gelingen — auch in ungewohnten Aufgaben, wie einer patriotischen Ansprache beim Kaiserbanket des Militärvereins und der Bürgerschaft Heidelbergs — führte R. die Prorectoratsgeschäfte zu Ende.

Nach der schweren Arbeit der letzten Jahre fand er dann Gefallen an einer ganz andersartigen, an seine stillen Studien zur deutschen Romantik anschließenden Aufgabe, zu der eine Neuerwerbung der Universitätsbibliothek und eine Anregung Zangemeister's führte und die schließlich noch aus einem Unicum im Besitze des Freiherrn v. Bernus ergänzt wurde: „Friedrich Creuzer und Caroline v. Günderode, Briefe und Dichtungen" herausgegeben (Heidelberg 1896). Auch auf diesem Gebiete glückten ihm manche Berichtigungen zu den Arbeiten

deutscher Litteraturhistoriker, vor allem jedoch gab er im Ganzen ein zu wenig nachgeahmtes Muster maßvoller und sachgemäßer Auswahl und leiser, bei aller Knappheit die Theilnahme erhöhender Begleitung so intimer Actenstücke, wie sie sonst allzugern ausgeschüttet und mit einem Ballast beladen zu werden pflegen.

Ungefähr ein Jahr vor dem im Juli 1896 erfolgten Abschluß dieses Büchleins wurde R. noch Vater eines spätgeborenen Söhnchens, das anfangs nicht ohne Sorge erwartet, alsbald für ihn und die ganze Familie zu einer Quelle höchster Wonne wurde — für allzu kurze Zeit. Denn noch nicht anderthalbjährig wurde das liebe, geweckte Kind von einer schweren Krankheit erfaßt und im December dahingerafft — ein herzbrechender Jammer, durch den ersichtlich die schon so oft und schwer erschütterte Gesundheit des Vaters den entscheidendsten Stoß erlitt. Daß R. im Laufe des Jahres 1897 von der Münchener Akademie zum correspondirenden Mitglied erwählt und von der Universität Straßburg als Nachfolger G. Kaibel's erfolglos berufen wurde, freute ihn, um so mehr, als er dem in akademischen Dingen nicht selten spielenden Cliquenwesen nicht nur entfernt, sondern geradezu feindlich gegenüberstand. Allein zu einer wirklichen Freude kam er überhaupt nicht mehr; und so sehr er sich zur unermüdlichen Arbeit im täglichen Beruf, wie in stiller Wissenschaft und in der Neubearbeitung seiner „Psyche" zwang, immer merklicher zeigten sich die Spuren einer unheilbaren Krankheit, die auch auf die Augen wirkte, ohne von ihnen auszugehen. Nach einer bewundernswerthen Haltung in dieser Leidenszeit erfolgte in der zweiten Morgenstunde des 11. Januars 1898 ein plötzliches, rasches Ende, wie er es oft gepriesen und für sich nie erwartet hatte und das ihn sicher vor weit schlimmeren Zuständen behütete.

Noch drei Tage zuvor hatte er in einer ausführlichen Anzeige einer Abhandlung seines Jugendfreundes Roscher über Kynanthropie den Ertrag dieser Studien gesäubert ans Licht gestellt und das Problem, das mit den Werwolfsagen verknüpft ist, erst rein gelöst. Vor allem hatte er schon vorher die zweite, vielfach im einzelnen verbesserte Auflage seiner „Psyche" vollkommen beendigt: und daß nach dem Ablauf einer abermaligen Olympiade eine dritte (unveränderte) nöthig wurde und fast nach dem gleichen Zeitraum gegenwärtig die vierte sich im Druck befindet, beweist, vollends in einer dem classischen Alterthum sich vielfach abwendenden Zeit, daß eine derartige wissenschaftliche Großthat doch unwiderstehlich wirkt und weiter wirkt. Von der zweiten Auflage des „Griechischen Romans" und der Sammlung der „Kleinen Schriften" (durch den Unterzeichneten) ist schon die Rede gewesen. Wieder in anderer Weise wurde durch den 1902 erschienen „Briefwechsel Friedrich Nietzsches mit Erwin Rohde" (hrsg. von E. Förster-Nietzsche und Fr. Schöll, Berlin u. Leipzig) dieser einzigartige Freundesbund und in ihm auch die ganze Eigenart Beider mit den tiefsten und feinsten Zügen in Gemüth und Charakter in weitestem Umkreis gewürdigt und warm empfunden. Allein keineswegs bloß in solchen Publicationen und ihrer Aufnahme und allem, was sich weiter anreiht, zeigt sich die lebendige Wirkung des nun schon vor bald zehn Jahren Dahingegangenen. Als kleines Zeichen dafür sei erwähnt, daß sein Todestag alljährlich von dem Philologischen Verein in Heidelberg feierlich begangen wird, nachdem längst schon kein unmittelbarer Zuhörer von ihm zu den ordentlichen Mitgliedern gehört. So tief und wahrhaft verehrt wird also ein Akademiker, der auch als solcher Popularität weder suchte noch leicht gewinnen konnte — eine schwere Natur, aber eine vollwichtige und warmblütige, kein glücklicher Mensch im gewöhnlichen Sinne, aber von geistiger und sittlicher Größe, die über gemeines Glück erhaben

ist und aus allen Widerwärtigkeiten und Kämpfen des Lebens zur Höhe führt, die nur erwählten Menschen beschieden ist.

Außer den Nachrufen im J. 1898 von dem Unterzeichneten in der Beilage der (Münch.) Allg. Ztg. Nr. 24 (Gedächtnißrede vom 13. Januar d. J.) und Südwestd. Schulbl. S. 60 = Humanist. Gymn. S. 71, von F. Rühl im Sonntagsbl. d. Königsb. Hart. Ztg. Nr. 13, von J. Meltzer im N. Korr.-Bl. f. d. Gel. u. Realsch. Württ. S. 205 ff., vgl. besonders O. Crusius, E. Rohde. Ein biogr. Versuch. Mit einem Bildniß und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohde's. Tübingen und Leipzig 1902 (dazu Th. Gomperz, Deutsche Revue 1902, S. 350 ff. Th. Zielinski, Beil. z. Allg. Ztg. 1902, Nr. 98 u. A.). Außerdem, als Aeußerungen unmittelbarer Schüler, W. Schmid im Biogr. Jahrb. f. Alterthkde. 22 S. 87 ff. (mit Schriftenverzeichniß, dazu Kl. Schr. I, S. VII ff.). — E. Weber im Biogr. Jahrb. u. D. Nekr. 6 S. 450 ff. — A. Marx in Bad. Biogr. V 2 S. 661 ff. Endlich zum Briefwechsel H. Scholz in der Christl. Welt 1903, S. 709 ff. — J. Hofmiller in der Zukunft 1903, S. 241 ff. u. A. Fritz Schöll.

Rohden: Ludwig R., Arzt und bekannter Badearzt, geboren zu Hovestadt (Westfalen) am 24. October 1838, studirte in Berlin und Würzburg, wurde 1862 Doctor, wirkte viele Jahre als Brunnenarzt in Lippspringe, dann in Arco und war im Winter in Gardone-Riviera am Gardasee (Italien) thätig, wo er am 23. April 1887 starb. R. war Mitarbeiter an Julius Braun's Balneotherapie 1869 und 1873 und schrieb: „Balneotherapie und Klimatotherapie der chronischen Lungenschwindsucht“. Auf demselben Gebiete und verwandten bewegen sich auch seine übrigen zahlreichen kleineren Arbeiten. Er hatte sich den Ruf eines hervorragenden Phthisiotherapeuten erworben und wußte für die von ihm vertretenen Plätze und Ansichten in Wort und Schrift lebhaft einzutreten. 1886 hatte er das vom Verein für Kinderheilstätten neu erbaute Hospiz in Norderney mit großer Hingabe und entschiedenem Erfolge geleitet, war aber 1887 wegen persönlicher Differenzen aus dieser Stellung zurückgetreten. Aufsehen erregte sein Streit mit dem bekannten Phthisiotherapeuten Dettweiler (Falkenstein), in dem R. für die offene Behandlung der Schwindsucht eintrat.

Vgl. Biograph. Lexikon hervorragender Aerzte u. s. w., herausgegeben von Pagel, Berlin und Wien 1901, S. 1401. Pagel.

Rohlfs: Gerhard Friedrich R., einer der namhaftesten deutschen Afrikaforscher, entstammte einer alten, schon im 16. Jahrhundert zu Ansehen gelangten bremischen Familie und wurde am 14. April 1831 in dem Schifferstädtchen Vegesack an der unteren Weser als Sohn eines Arztes geboren. Nachdem er die Gymnasien zu Osnabrück und Celle besucht hatte, trat er 1849 aus Liebe zum Soldatenstand als Freiwilliger bei dem bremischen Füsilierbataillon ein. Da ihm aber das ruhige Garnisonleben nicht gefiel, ging er, erfüllt von Begeisterung für vaterländische Ideale, in schleswig-holsteinische Dienste über. Er nahm an dem Verzweiflungskampfe der Herzogthümer gegen die dänische Uebermacht theil und zeichnete sich namentlich in der unglücklichen Schlacht von Idstedt am 25. Juli 1850 durch Tapferkeit aus, sodaß er zum Secondelieutenant ernannt wurde. Als im folgenden Jahre das kleine schleswig-holsteinische Heer der Auflösung verfiel, begab er sich nach Göttingen, um Medicin zu studiren. Später setzte er dieses Studium in Heidelberg und dann in Würzburg unter Rudolf Virchow fort, ohne jedoch zu einem Abschluß zu kommen, da ihn die Abenteuerlust in die Fremde trieb. Er durchwanderte

zu Fuße Oesterreich, die Schweiz und Italien, und fuhr nach Algier über und trat hier 1855 als Wundarzt und Apotheker in die französische Fremdenlegion ein. Er betheiligte sich wiederholt an Expeditionen gegen räuberische Wüstenstämme, erwarb mehrere Auszeichnungen und erreichte schließlich die höchste für Ausländer zugängliche Würde eines Sergeanten. Auch übte er sich im Gebrauch der arabischen Sprache, gewann eingehende Kenntnisse von den Glaubenslehren und dem Ceremoniell des Islam und erlangte allmählich weitgehende Vertrautheit mit den Sitten und Anschauungen der Eingeborenen. Nach Ablauf seiner sechsjährigen Dienstzeit begab er sich nach Tanger und bot der marokkanischen Regierung seine Mitwirkung bei der geplanten Reorganisation ihrer Truppen nach europäischen Vorbildern an. Aber sein Gesuch wurde trotz warmer Befürwortung durch den einflußreichen und ihm sehr wohlgesinnten englischen Gesandten Sir Drummond Hay unberücksichtigt gelassen. Trotzdem beschloß er, in Marokko zu bleiben und womöglich einige der unbekanntesten Gegenden dieses noch wenig erschlossenen Landes zu durchforschen. Um nicht den Glaubenshaß der fanatischen Bewohner zu erwecken, kleidete er sich nach Landessitte, gab sich für einen Renegaten aus und legte sich den Namen Mustafa bei.

Im Frühjahr 1861 brach er ohne jede wissenschaftliche Ausrüstung und mit sehr geringen Geldmitteln versehen von Tanger auf und zog zu Fuße landeinwärts. Gleich in den ersten Tagen traf ihn das Mißgeschick, daß sein eingeborener Führer das wenige Gepäck entwendete und damit entfloh. Den ersteren längeren Aufenthalt nahm er in dem Wallfahrtsorte Uezzan, wo ihn der angesehene und im Rufe der Heiligkeit stehende Großscherif Sidi-el-Hadj-Abd-es-Ssalam, angeblich ein Nachkomme des Propheten, freundlich empfing. Mit dessen Empfehlungen ausgerüstet konnte er seine Reise ungehindert nach Fes fortsetzen. Hier fand er Gelegenheit, sich dem Sultan vorzustellen, der ihn auf seine Bitte zum Arzt der Regierungstruppen ernannte. Er verlebte nun mehrere Monate theils in Fes, theils in dem weiter westlich gelegenen Meknes, untersuchte die Umgebung beider Städte und erhielt sogar auf Verwendung Hay's ausnahmsweise die Erlaubniß, überall im Lande frei umherziehen zu dürfen, angeblich um medicinische Kräuter zu sammeln. Da ihm aber sein Amt viele lästige Verpflichtungen auferlegte, trachtete er, bald wieder davon loszukommen. Er begab sich deshalb abermals zu seinem Gönner Abd-es-Ssalam nach Uezzan. Hier fand er reiche Gelegenheit, im Verkehr mit den täglich wechselnden Scharen der Wallfahrer Vertreter aller nordafrikanischen Völkerstämme kennen zu lernen. Im Sommer 1862 kehrte er nach Tanger zurück, um sich auf Grund seiner bisher gesammelten Erfahrungen auf eine größere wissenschaftliche Forschungsreise vorzubereiten, die er schon nach wenigen Wochen antrat. Er zog zunächst an der atlantischen Küste hin bis Azemur, folgte dann der Karawanenstraße nach der alten Hauptstadt Marrakesch, erreichte bei Agadir wieder das Meer, überstieg auf gefährlichen Pfaden die Ausläufer des Hohen Atlas und dessen südliche Vorberge und gelangte endlich ins Thal des Draa, dem er aufwärts bis zu der großen, den Europäern verschlossenen Oase Tafilelt folgte. Als er weiter durch die Wüste nach den Figig-Oasen wandern wollte, wurde er unweit der Wasserstelle Kenadsa von seinem Führer im Schlafe hinterlistig überfallen, durch Schüsse und Säbelhiebe schwer verletzt, vollständig ausgeplündert und dann für todt liegen gelassen. In diesem hülflosen Zustande verblieb er zwei Tage und zwei Nächte, immer in der Gefahr, zu verdursten, zu verbluten oder von den Raubthieren zerrissen zu werden. Endlich am dritten Tage fanden ihn zwei des Weges daherkommende Marabuts, die ihn nach ihrem benachbarten Dorfe brachten und in menschenfreundlicher Weise verpflegten, bis er nach zwei Monaten soweit

hergestellt war, daß er seine Reise fortsetzen konnte. Doch blieben die Finger der linken Hand zeitlebens steif. Nach kurzem Aufenthalte in Figig überschritt er bei Ain Sefra die Grenze von Algier und traf bald darauf in dem französischen Militärposten Géryville ein. Bei seinen ehemaligen Kameraden von der Fremdenlegion fand er gastliche Aufnahme und rasche Erholung, sodaß er schon nach wenigen Wochen die Reise nach der Hauptstadt Algier fortsetzen konnte. Hier erwartete ihn sein aus Deutschland herbeigeeilter Bruder Heinrich. Mit dessen Hülfe verfaßte er einen Bericht über seine Erlebnisse in Marokko und sandte ihn an August Petermann in Gotha, den verdienten Förderer der deutschen Afrikaforschung, der den Brief alsbald in seinen Geographischen Mittheilungen zum Abdruck brachte (1863, S. 361—370) und den Verfasser gleichzeitig ermunterte, seine Saharastudien fortzusetzen. Vor allem schlug er ihm vor, er solle versuchen, Timbuktu von Algier aus auf einem möglichst directen Wege quer durch die Wüste zu erreichen. Um die Durchführung dieses Planes zu ermöglichen, eröffnete er in Interessentenkreisen eine Geldsammlung. Namhafte Beiträge flossen ihm zu, darunter solche vom Bremer Senat und von der Londoner Geographischen Gesellschaft. So konnte R., ohne nach Europa zurückzukehren, bereits im August 1863 von Algier aus eine neue große Reise antreten.

Er drang zunächst in südlicher Richtung bis zu der Militärstation Laghuat am Rande der Wüste vor, zog dann westwärts am Fuße des Gebirges hin bis Abiod Sidi Scheich und wollte von hier aus der Karawanenstraße nach den Tuat-Oasen folgen; doch sah er sich durch ausgebrochene Unruhen gezwungen, dieses Project aufzugeben. Nunmehr entschloß er sich, weiter im Westen von Marokko aus eine Durchquerung der Wüste zu versuchen. Er kehrte zunächst an die Küste zurück, ergänzte in Oran seine Ausrüstung, sandte einige Reisebriefe nach Deutschland (gedruckt in Petermann's Mittheilungen 1864, S. 1—6 und 336—342) und eilte dann über Tanger zu seinem Freunde Abd-es-Ssalam nach Uezzan, um von diesem Empfehlungsschreiben an die einflußreichsten Führer der Wüstenstämme zu erhalten. Mit diesen werthvollen Schutzbriefen versehen, wanderte er in südöstlicher Richtung dem Innern des Landes zu. Er überstieg unter mannichfachen Beschwerden und Gefahren den Hohen Atlas und traf im Juni 1864 wohlbehalten im Oasengebiet von Tafilelt ein. Ein Versuch, von hier aus auf der 1828 von dem französischen Forscher Caillié begangenen Karawanenstraße nach Timbuktu vorzudringen, mußte wegen der herrschenden Unsicherheit aufgegeben werden. Er zog deshalb nach Südosten über Igli in die unerforschte Sahara hinaus und erreichte im September glücklich die ausgedehnte Oasengruppe von Tuat. Ein weiterer Vormarsch in derselben Richtung erwies sich als unmöglich, da ihn die räuberischen Tuareg unzweifelhaft ermordet haben würden. Er beschloß darum, nunmehr nach Osten abzubiegen. Auf Wegen, die zum Theil vor ihm kein Europäer betreten hatte, erreichte er nach fast übermenschlichen Entbehrungen und Strapazen im November den wichtigen Handelsplatz Ghadames im Hinterlande von Tripolis. Nachdem er sich hier einen Monat lang ausgeruht und während dieser Zeit großes Ansehen als Arzt gewonnen hatte, eilte er der Mittelmeerküste zu, die er am 29. December bei Tripolis erreichte. Diese Durchquerung Nordafrikas sichert ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Entdeckungsreisen. Im Februar 1865 traf er nach zehnjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland ein, aber nicht zu längerem Aufenthalte, sondern nur um seine Angehörigen zu begrüßen und um sich die nöthigen Mittel für ein neues Unternehmen zu sichern. Den Bemühungen August Petermann's, in dessen Geographischen Mittheilungen er einen aus-

führlichen Reisebericht mit drei Karten veröffentlichte (Jahrgang 1865, S. 81 bis 90, 165—187 und 401—417 nebst Tafeln 4, 6 und 14; 1866, S. 8 bis 26 und Tafel 2), gelang es ihm, eine hinlängliche Summe zu beschaffen und überdies die Aussicht auf weitere Unterstützungen zu eröffnen.

R. begab sich nun zunächst nach Frankreich, wo er mit dem Geographen Malte-Brun und Vivien de St. Martin, sowie mit dem berühmten Saharaforscher Henri Duveyrier seine ferneren Pläne besprach. Der letztere wies ihn namentlich dringend auf das bisher nur im äußersten Norden untersuchte, sonst unbekannte, von dem Räubervolke der Tuareg bewohnte Hochland von Ahaggar hin. Im März 1865 traf er wieder in Tripolis ein und drang auf einem neuen Wege über Misda und Nasra nach Ghadames vor. Von hier aus wollte er in Begleitung eines Tuareghäuptlings nach dessen Heimathland reisen; aber eine plötzliche schwere Erkrankung und übermäßige Hitze, dazu die Treulosigkeit des Führers und drohende Gerüchte von kriegerischen Verwicklungen hinderten den Aufbruch, sodaß er im September nach Misda zurückkehren mußte. Daselbst stellte er eine kleine Karawane zusammen und zog nun auf wenig betretenen Pfaden in südlicher Richtung über das Harudschgebirge nach der wichtigen Oase Mursuk. Hier mußte er fünf Monate lang bis zum März 1866 verweilen, um das Eintreffen der Gelder zu erwarten, die ihm König Wilhelm von Preußen, die Geographische Gesellschaft in London und einige Bremer Freunde nachgesandt hatten. Nachdem er seine Vorräthe ergänzt hatte, wanderte er auf der großen vielbegangenen Karawanenstraße über Gatrun und Bilma nach dem Tschadsee, und zwar diesmals als Christ und in europäischer Tracht. Obwohl er unterwegs zweimal vom Wege abkam und dadurch in die Gefahr des Verdurstens gerieth, erreichte er doch am 22. Juli wohlbehalten Kuka, die Hauptstadt des von deutschen Forschern schon wiederholt besuchten Reiches Bornu. Der Sultan Omar, der bereits früher Barth, Overweg, Vogel und v. Beurmann gut aufgenommen und gegen den Fanatismus seiner Unterthanen beschützt hatte, ließ es auch diesmal nicht an Beweisen wohlwollender Gastfreundschaft fehlen. Auf dringende Vorstellungen Rohlfs', der den Plan einer Wanderung nach Timbuktu aufgegeben hatte und statt dessen nach Tibesti und weiterhin nach den völlig unbekannten Kufra-Oasen zu gelangen wünschte, sandte er einen Boten an seinen Nachbar, den Sultan von Wadai, mit der Bitte um freien Durchzug für seinen Schützling. Als aber trotz mehrmonatlichen Wartens keine Antwort eintraf, beschloß R., der sichere Kunde von dem unversöhnlichen Fremdenhaß der Bewohner jenes Landes erhielt, nicht nach Nordosten, sondern vielmehr nach Westen weiterzuziehen. Im December verließ er Kuka, besuchte das Reich Sokoto mit der Hauptstadt Jakuba und erreichte glücklich die englische Handelsniederlassung Lokoja am Zusammenflusse des Nigers mit dem Benue. Er fuhr dann den Niger aufwärts nach Rabba, durchwanderte die Landschaft Joruba und traf am 1. Juni 1867 bei Lagos wohlbehalten an der Guineaküste ein. Wenn auch diese Durchquerung Afrikas, bei der er einen Weg von 4200 km zurückgelegt hatte, bei weitem nicht so reich an neuen geographischen Ergebnissen als seine erste Reise war, so führte sie ihn doch auf die Höhe seines Ruhmes und machte seinen Namen rasch populär. Zahlreiche Ehrungen und Anerkennungen flossen ihm von allen Seiten zu; die geographischen Gesellschaften von London und Paris verliehen ihm ihre goldenen Medaillen, viele andere, darunter die von Berlin und Bremen, ernannten ihn zum Ehrenmitglied. König Wilhelm, Fürst Bismarck und andere hervorragende Persönlichkeiten sprachen ihm ihr Interesse und ihr Wohlwollen aus. Den Herbst 1867 verlebte er in Deutschland, indem er in den großen Städten Vorträge über seine Erlebnisse hielt. Daneben fand er noch Muße, einen abschließenden Bericht

über seine erste marokkanische Expedition fertigzustellen und zu veröffentlichen: „Reise durch Marokko, Uebersteigung des Großen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilelt, Tuat und Tidikelt und Reise durch die große Wüste über Rhadames nach Tripoli“ (Bremen 1868, 4. Ausg. Norden 1884). Auch begann er eine ausführliche Beschreibung seiner „Reise durch Nordafrika vom Mittelländischen Meere bis zum Busen von Guinea 1865—1867“ auszuarbeiten. Die erste Hälfte, die Wanderung bis Kuka umfassend, erschien 1868 mit zwei Originalkarten als 25. Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen, die andere, gleichfalls mit zwei Karten, erst 1872 als 34. Heft derselben Sammlung.

Bereits gegen Ende des Jahres 1867 befand er sich wieder in Afrika. Im Auftrage des Königs Wilhelm von Preußen nahm er an dem Kriegszuge der Engländer unter Sir Robert Napier gegen den Negus Theodor von Abessinien theil. Er schloß sich der Aufklärungstruppe des Obersten Merewether an, wohnte der siegreichen Schlacht bei Magdala bei und drang am 13. April 1868 bei dem Sturme auf diese Bergfestung als einer der ersten in die Verschanzungen ein. Dann kehrte er allein auf wenig betretenen Wegen durch wilde Gebirgsgegenden an den merkwürdigen Felsenkirchen von Lalibala und an der alten Hauptstadt Axum vorüber nach der Küste zurück (vgl. Petermann's Mittheilungen 1868, S. 313—324 und Tafel 15). Kaum war er wieder in Deutschland eingetroffen, so erhielt er von der preußischen Regierung die Einladung, eine Reise nach Bornu anzutreten, um dem Sultan Omar, der wiederholt deutsche Reisende gastfreundlich aufgenommen und wohlwollend beschützt hatte, den Dank des Königs dafür auszusprechen und gleichzeitig eine Anzahl werthvoller Geschenke zu überreichen. In Tripolis nahm R. die Sendung in Empfang; doch brachte er sie nicht an ihren Bestimmungsort, sondern übergab sie mit Genehmigung seiner Auftraggeber dem Leibarzte des Bey von Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, der eben im Begriffe war, eine Reise nach Bornu anzutreten und sich bereit erklärte, die Geschenke an den Adressaten zu befördern. Er selbst wendete sich, um den bisher noch nicht von ihm besuchten östlichen Theil der großen Wüste kennen zu lernen, nach dem alten Culturlande der Cyrenaica. Er fuhr von Tripolis nach Benghasi, untersuchte die Ruinenstätten der Pentapolis und drang auf wenig begangenen Karawanenpfaden südwärts nach den Oasen Audjila und Djalo vor. Dann zog er am Nordrande der Libyschen Wüste hin, zunächst nach der Oase Siwah mit ihren merkwürdigen Resten antiker Bauwerke, und dann weiter nach Aegypten. Dabei stellte er als Erster das Vorhandensein eines ausgedehnten Depressionsgebietes fest, das erheblich unter den Spiegel des Mittelmeeres herabsinkt. Daneben lernte er auch die an Einfluß stetig zunehmende mohammedanische Brüderschaft der Senussi kennen, welche sich bemüht, die Welt des Islam durch Verschärfung des religiösen Fanatismus vor den Einflüssen der europäischen Cultur zu bewahren. Im Mai 1869 traf er wohlbehalten in Alexandrien ein und kehrte rasch nach Deutschland zurück. Hier entfaltete er in den nächsten Jahren bis 1873 eine rege litterarische Thätigkeit. Auf Grund seiner Tagebücher entstanden mehrere Reisewerke zum Theil von dauerndem Werthe, die seinen Namen auch außerhalb der Geographenkreise bekannt machten: „Im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien“ (Bremen 1869, 2. Ausg. Norden 1882), eine ziemlich flüchtige Arbeit, die in England wegen einiger abfälliger Bemerkungen über die Kriegführung Napier's unliebsames Aufsehen erregte, „Land und Volk in Afrika. Berichte aus den Jahren 1865—1870“ (Bremen 1870, 3. Ausg. Norden 1884), eine Sammlung von populären Abhandlungen, die meist schon früher in Zeit-

schriften erschienen waren, „Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise“ (2 Bde. mit Karten und Tafeln, Bremen 1871, 3. Ausg. Norden 1885) nebst einem zur Erläuterung dienenden Bilderwerke „Afrikareise in 40 Photographien. Nach der Natur aufgenommen von E. Salingré“ (Bremen 1871), endlich „Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilelt“ (Bremen 1873, 3. Ausg. Norden 1885, auch ins Englische übersetzt: „Adventures in Morocco and journeys through the oases of Draa and Tafilet. With an introduction by Winwood Reade“, London 1874), eine etwas verspätete Schilderung dieses kühnen Unternehmens. Außer diesen größeren Werken verfaßte er noch zahlreiche kleinere Aufsätze, die in den angesehensten geographischen Zeitschriften erschienen. In den Wintermonaten bereiste er die meisten Länder deutscher Zunge, um Vorträge über seine afrikanischen Forschungen zu halten. Auf einer dieser Reisen lernte er im Frühjahre 1870 in Riga Leontine Behrens, eine Nichte des berühmten Afrikaners Georg Schweinfurth, kennen, mit der er sich bald darauf verheirathete. Seinen Wohnsitz schlug er nun in Weimar auf, wo ihm der Großherzog den Hofrathstitel verlieh und auch sonst vielfaches Wohlwollen bewies. Aber da seine Ehe kinderlos blieb, ließ ihm die Sehnsucht nach dem schwarzen Erdtheil auf die Dauer keine Ruhe. Allmählich tauchte der Plan in ihm auf, eine Durchquerung der fast völlig unerforschten Libyschen Wüste zu unternehmen, deren Nordrand er bereits 1869 kennen gelernt hatte. Er wollte untersuchen, wie weit sich die von ihm entdeckte Depression im Nordwesten der Wüste nach Süden zu oder gegen das Nilthal hin fortsetzt und ob es möglich sein würde, durch das von Siut nach der Oase Dachel ziehende angebliche alte Nilbett Bahr-bela-ma den Ueberschuß des Nilwassers in die Wüste abzuleiten und diese dadurch zu befruchten. Da die Ausführung dieses Projectes sehr bedeutende Geldmittel erforderte, die in Deutschland nicht aufzubringen waren, wendete er sich durch Vermittlung des deutschen Generalconsuls v. Jasmund in Alexandrien mit einem Unterstützungsgesuche an den Khedive Ismail von Aegypten, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, da er die Grenzen seines Reiches nach Süden weit bis in den Sudan vorgeschoben hatte und eine ähnliche Ausdehnung nun auch nach Westen hin wünschte. Er ging bereitwillig auf den Vorschlag ein und bewilligte eine namhafte Summe, sodaß die Expedition gründlich vorbereitet und reichlich ausgestattet werden konnte. Als wissenschaftliche Begleiter wählte sich R. mehrere wohlbekannte Gelehrte, den Paläontologen Karl Zittel aus München, den Botaniker Paul Ascherson aus Berlin und den Geodäten Wilhelm Jordan aus Karlsruhe, sowie den Photographen Philipp Remelé aus Berlin. Mit diesen wollte er von Oberägypten aus westwärts über Farafrah nach den Oasen von Kufra und dann nach Süden auf einer bisher von Europäern unbetretenen Karawanenstraße nach Wadai und dem Tschadsee vordringen. Als die Gesellschaft im December 1873 in Siut, dem Hauptorte Oberägyptens, anlangte, zeigten sich schon nach wenigen Tagen unüberwindliche Schwierigkeiten, die eine Abänderung der geplanten Route nöthig machten. Eingezogene Erkundigungen stellten die völlige Wasserlosigkeit der zu durchwandernden Landschaft fest. Es wurden deshalb mehrere hundert eiserne Kisten zum Transport des Trinkwassers angeschafft, deren Mitnahme eine ungewöhnlich große Zahl von Kamelen erforderte. Nach 13tägigem Wüstenmarsch erreichte die Karawane Farafrah, wo sie bei den durch die Sendboten der Senussi fanatisirten Bewohnern eine wenig freundliche Aufnahme fand. Man zog deshalb weiter südwärts nach

der bedeutenden Oase Dachel, deren antike Tempeltrümmer eingehend untersucht wurden. Dann trennten sich die Gefährten für längere Zeit, um in der Umgegend ihren Specialstudien nachzugehen. R. marschirte nach Westen zu in die Wüste, um womöglich Kufra zu erreichen; aber die beweglichen Dünen des wasser- und pflanzenlosen Sandmeeres erwiesen sich als unüberwindliche Hindernisse, und so mußte er nordwärts in der Richtung auf Siwah abbiegen. Nach kurzem Aufenthalte in dieser Oase kehrte er zunächst über Farafrah nach Dachel und dann nach einer längeren Erholungspause in Chargeh mit seinen altägyptischen Ruinen nach dem Nil zurück, den er am 31. März 1874 bei Esneh erreichte. Von hier aus fuhr er mit reichen Sammlungen aller Art den Strom abwärts bis Cairo, wo er dem Khedive über seine Erlebnisse Bericht erstattete. Allerdings konnte er nicht verschweigen, daß der eigentliche Zweck der Expedition nicht erreicht war; denn es hatte sich herausgestellt, daß der Bahr-bela-ma kein ehemaliges Flußbett ist und daß die Libysche Wüste mit Ausnahme einer schmalen Zone an ihrem Nordrande nicht unter dem Meeresspiegel liegt, sodaß an ihre Bewässerung nicht gedacht werden kann.

In Deutschland gab er sich nun sogleich wieder litterarischen Arbeiten hin. Zunächst vollendete er das längst erwartete abschließende Werk über seine Wanderung von Tripolis nach dem Niger: „Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschadsee und zum Golf von Guinea" (2 Bände, Leipzig 1874—75). Dann faßte er die Ergebnisse seiner Wüstenexpedition in dem werthvollen Buche „Drei Monate in der Libyschen Wüste. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel, sowie einer Originalkarte von W. Jordan" zusammen (Kassel 1875), an das sich später noch die Specialuntersuchungen der einzelnen wissenschaftlichen Begleiter unter dem Gesammttitel „Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste unter den Auspicien Sr. Hoheit des Khedive von Aegypten Ismail im Winter 1873/74 ausgeführt" (3 Bände mit Karten und Tafeln, Kassel 1876—83) anschlossen. Außerdem nahm er seine Vortragsreisen wieder auf, die ihn im Winter 1875 bis 1876 bis nach Nordamerika führten. Einige Vorträge sind gedruckt in der kleinen Schrift „Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas" (Leipzig 1876). Aber auf die Dauer ließen ihm die weißen Flecke der Karte Afrikas keine Ruhe, und als 1878 die Deutsche Afrikanische Gesellschaft bei ihm anfragte, ob er geneigt wäre, eine Expedition von der Großen Syrte aus durch die Libysche Wüste nach Wadai zu führen, und von dort aus die Wasserscheide zwischen Benue, Scharir und Congo festzustellen, sagte er nach kurzer Ueberlegung zu. Mit amtlichen Empfehlungsschreiben und werthvollen Geschenken des deutschen Kaisers an den Beherrscher von Wadai ausgerüstet, trat er um Weihnachten 1878 in Begleitung des jungen Naturforschers Adolf Stecker von Tripolis aus die Wanderung an. Zunächst folgte man der vielbegangenen Karawanenstraße nach der Oase Sokna. Nachdem man hier längere Zeit mit der Anwerbung von Führern und Trägern verloren hatte, erreichte man über Sella im April 1879 die Schwesteroasen Audjila und Djalo, fand aber hier durch den Fanatismus der unter dem Einflusse der Senussi-Secte stehenden Eingebornen solche Schwierigkeiten, daß R. sich entschließen mußte, nach Benghasi zu eilen, um von hier aus den Einfluß des deutschen Botschafters Grafen Hatzfeldt in Constantinopel zu seinen Gunsten anzurufen. Mit neuen Vorräthen und mit Schutzbriefen der türkischen Behörden kehrte er im Juli nach Audjila zurück und setzte nun mitten im Sommer bei furchtbarer Hitze den Vormarsch durch die völlig wasserlose Wüste nach Süden fort. Als er unter fast übermenschlichen Beschwerden 400 km zurückgelegt hatte, erreichte er als der erste Europäer die Oasengruppe von Kufra. Er besuchte die einzelnen

Siedelungen, erregte aber in dem Hauptorte Kebabo durch sein Gepäck die Habsucht der durch die Senussi-Mönche mit religiösem Haß erfüllten Bewohner, die zum Stamme der Suja-Beduinen gehörten. Sie beschlossen, ihn auszuplündern und sammt seinen Gefährten zu ermorden. Glücklicherweise wurde er rechtzeitig gewarnt, sodaß er unter der Preisgebung der Sammlungen, Instrumente und Vorräthe entfloh und auf diese Weise wenigstens das Leben rettete. Es gelang ihm, sich mit seinen Begleitern einer Karawane anzuschließen, die nach Norden zog, und so traf er ohne weitere Unfälle am 25. October wieder in Benghasi ein. Er kehrte nun rasch nach Deutschland zurück und erlebte wenigstens die Genugthuung, daß ihm die türkische Regierung, durch diplomatischen Druck veranlaßt, für den erlittenen Schaden in Höhe von 16000 M. Ersatz leistete. Den Winter und den folgenden Sommer verbrachte er wiederum in Weimar. Theils war er mit der Bearbeitung seiner Reiseaufzeichnungen beschäftigt, theils unterstützte er seinen Bruder Heinrich in Göttingen bei der Redaction des 1878 von ihm begründeten „Deutschen Archivs für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie". Er zeichnete auf dem Titel der drei ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift als Mitherausgeber und lieferte auch mehrere Aufsätze über die Ausübung der Heilkunde in Afrika.

Im Sommer 1880 erhielt er vom Berliner Auswärtigen Amte die Einladung, als außerordentlicher Gesandter des Deutschen Reiches nach Abessinien zu gehen und dem Negus Johannes ein kaiserliches Handschreiben nebst reichen Geschenken zu überbringen. Im November zog er gemeinsam mit seinem früheren Gefährten Stecker von Massaua aus landeinwärts über Adua und Sokota nach Debra Tabor in der Nähe des Tanasees. Hier traf er mit dem Negus zusammen, richtete seine Aufträge aus und erhielt ansehnliche Gastgeschenke und andere Gunstbeweise. Eine Aufforderung des Herrschers, als Friedensvermittler zwischen Abessinien und Aegypten zu dienen, lehnte er ab. Er hielt sich nun einige Zeit am Tanasee auf, den sein Begleiter eingehend untersuchte. Dann reiste er, geleitet von einer Ehrenwache, nach Gondar, wo er interessante Beobachtungen über die einheimische Geistlichkeit und über die unter dem Namen Falascha bekannten Juden anstellte. Nachdem er noch die Krönungsstadt Axum mit ihren uralten Bauwerken besichtigt hatte, kehrte er über Adua nach Massaua zurück und traf im Mai 1881 wohlbehalten in Weimar ein. Hier nahm er sogleich wieder seine litterarische Thätigkeit auf. Noch im Herbst desselben Jahres erschien der abschließende Bericht über die verunglückte Kufra-Expedition mit sehr werthvollen wissenschaftlichen Beigaben: „Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra, ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker" (Leipzig 1881; auch italienisch: „Tripolitania: viaggio da Tripoli all' oasi Kufra. Edizione italiana per cura di Guido Cora", Milano 1889). Daran schlossen sich bald nachher „Neue Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas" (Kassel 1881), bestehend aus 13 Aufsätzen vermischten Inhalts in populärer Schreibweise. Längere Zeit erforderte die Ausarbeitung des abessinischen Reisewerks, das unter dem Titel „Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen", in vortrefflicher Ausstattung mit einer Karte und vielen Tafeln erschien (Leipzig 1883, auf italienisch: „L'Abissinia", Milano 1886). Zwei weitere Schriften geringen Umfangs wurden durch die von R. mit Begeisterung begrüßte Erwerbung deutscher Schutzgebiete in Afrika veranlaßt: „Angra Pequena, die erste deutsche Colonie in Afrika" (Bielefeld 1884) und „Zur Klimatologie und Hygiene

Ostafrikas“ (Leipzig 1885). Die deutsche Colonialpolitik war es auch, die ihn 1885 nöthigte, noch ein letztes Mal den Boden des schwarzen Erdtheils zu betreten. Als sich nämlich bei den Verhandlungen über die Abgrenzung der deutschen Interessensphäre in Ostafrika zahllose Schwierigkeiten mit England und dem Sultan von Sansibar erhoben, wurde er vom Fürsten Bismarck mit weitgehenden Vollmachten als Generalconsul nach Sansibar geschickt. Aber es stellte sich bald heraus, daß diese Thätigkeit seinen Neigungen und Fähigkeiten in keiner Hinsicht entsprach. „Er bat deshalb um seine Entlassung, die ihm 1886 auch gewährt wurde. Da seine Gesundheit etwas gelitten hatte, zog er sich ganz ins Privatleben zurück. Nachdem er noch ein letztes Buch: „Quid novi ex Africa?“ (Kassel 1886), eine Sammlung von Abhandlungen geographischen Inhalts, veröffentlicht hatte, siedelte er von Weimar nach dem stillen Oertchen Rüngsdorf bei Godesberg am Rhein über. Hier lebte er noch zehn Jahre in ruhiger Beschaulichkeit. Ein großes Werk über die Sahara, für dessen Bearbeitung er der geeignetste Sachkenner in Deutschland gewesen wäre, kam leider nicht zur Ausführung. Da er fast nichts mehr von sich hören ließ, gerieth er bei der jüngeren Generation allmählich in Vergessenheit. Seit dem Beginne der 90er Jahre machten sich bei ihm zuerst nur andeutungsweise, dann immer deutlicher hervortretend Lähmungserscheinungen bemerklich, die schließlich am 2. Juni 1896 zu einem sanften und schmerzlosen Ende führten. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Crematorium zu Hamburg verbrannt. Die letzte Ruhestätte fand er in seiner Vaterstadt Vegesack, der er auch seine Bibliothek nebst seiner reichen Correspondenz und dem übrigen litterarischen Nachlaß letztwillig überwiesen hatte.

R. war ein Mann von hoher ansehnlicher Gestalt und von sympathischen Gesichtszügen, aus denen Wohlwollen und aufrichtige Gesinnung, Thatkraft und Beharrlichkeit sprachen. Mit Recht wird er neben Barth, Vogel, Nachtigal und Schweinfurth unter die bedeutendsten Vertreter jener heroischen Epoche der deutschen Afrikaforschung gezählt, in der man ohne politische und wirthschaftliche Nebeninteressen auf das rein ideale Ziel der Entschleierung des schwarzen Continents hinarbeitete. Die Kenntniß Marokkos, der nördlichen Sahara und der Libyschen Wüste mit ihren Oasen hat er wesentlich bereichert, und mehrere seiner Reisewerke zählen namentlich durch ihre werthvollen Beobachtungen über das Volksleben zu den wichtigsten Documenten der neueren Entdeckungsgeschichte jener Ländergebiete. Als Stilist gehörte er nicht zu den großen Meistern der Landschaftsschilderung, aber er wußte das Gesehene anschaulich zu beschreiben und das Erlebte unterhaltend und anregend zu erzählen. Deshalb wurden nicht nur seine größeren Schriften, sondern auch die überaus zahlreichen kleineren Aufsätze, die in vielen deutschen und einigen ausländischen geographischen Zeitschriften und Tagesblättern (namentlich in Petermann's Mittheilungen, im Globus, im Ausland, in der Kölnischen und der Münchener Allgemeinen Zeitung) erschienen, auch in weiteren Kreisen gern gelesen. Die Gabe der freien Rede war ihm in hohem Maaße eigen, und selbst Fürsten und namhafte Gelehrte lauschten mit Vergnügen seinen Vorträgen. Schüler und Nachfolger hat er sich nicht herangezogen, und so hinterließ sein Tod eine Lücke, die bis heute noch nicht völlig ausgefüllt ist.

G. Schweinfurth in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1896, Nr. 24/25, und in Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften LXXXII (1897), S. 565—578 (mit Bildniß). — W. Wolkenhauer in den Deutschen Geographischen Blättern XIX (1896), S. 165—182, und im Globus LXX (1896), S. 31—33. — H. Wichmann in Petermann's Mittheilungen XLII (1896), S. 146—147. — K. Zittel im Jahresbericht der

Geograph. Gesellschaft in München XVI (1896), S. 310—313. — F. Ratzel im Biographischen Jahrbuch I (1897), S. 325—332.

Viktor Hantzsch.

Roller: David Samuel R., ein eigenartiger sächsischer Pfarrer, geboren am 25. December 1779 zu Heynitz bei Meißen, † am 26. August 1850 zu Lausa bei Dresden. Sein Wesen und Wirken ist auch weiteren Kreisen besonders durch das Buch Wilhelm v. Kügelgen's „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ bekannt geworden, der darin seinem Lehrer ein schönes Denkmal gesetzt hat.

R. ist ein Pfarrerssohn, das achte von neun Kindern. Trotz aller Armuth der Eltern verlebte er auf dem ländlichen Pfarrhofe eine glückliche Jugend. Nach dem frühen Tode des Vaters (1784) zog die Mutter, nachdem sie vorübergehend in dem Städtchen Nossen sich aufgehalten hatte, in ein kleines Bauernhäuschen des Dorfes Söbrigen bei Pillnitz an der Elbe. Im Sommer hütete ihr jüngster Sohn David die eine Kuh, die sie hatten, lernte Fischen und das Beschneiden der Weinstöcke, das bis in sein hohes Alter eine angenehme Beschäftigung für ihn war. Der Pfarrer des Nachbardorfes ließ dann den begabten Knaben zusammen mit seinen zwei Knaben unterrichten, sodaß er das Maturitätsexamen ablegen konnte. Ein Graf v. Hohenthal ermöglichte ihm das Studium der Theologie auf der Universität Leipzig. Nur unter den allergrößten Entbehrungen, die ihm seine Armuth auferlegte, vollendete es R. Fünf Jahre lang war er dann Hauslehrer in der Familie v. Heynitz, der er auch viel verdankte und zeigte hier schon sein erzieherisches Geschick und seinen praktischen Lebensverstand. 1804 errichtete er in Dresden ein Erziehungsinstitut für Knaben. Seine Anstalt erlangte einen gewissen Ruf. Eigenthümlich war seine Weise des Unterrichtes. Um Aufmerken, Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam zu lehren und zugleich körperliche Uebung zu gewähren, versah er seine Zöglinge mit Gewehren und ließ sie militärisch ausbilden. Theodor Körner war einer seiner Zöglinge, dessen Dichtergabe R. frühzeitig erkannte. Beim Abschied ließ er sich von ihm in die Hand geloben, seine Gaben nie gegen das Christenthum gebrauchen zu wollen. 1807 ward er Pfarrer zu Döbernitz, und 1811 wurde er in die Gemeinde Lausa, einem kleinen, hinter ausgedehnten Kiefernwaldungen liegenden Dörflein in der Nähe Dresdens, berufen. Hier blieb er bis zu seinem Tode im J. 1850. Fast alle seine Geschwister hatte er immer um sich. Erst in seinem 67. Lebensjahre verheirathete er sich. In langen Friedensjahren wie in den bösen Kriegsjahren 1809—1813 ist er seiner Gemeinde ein Mann des Segens geworden, dessen Name noch heute dort in Ehren gehalten wird. Im Schatten seiner Kirche liegt er begraben. Oberhofprediger D. Harleß in Dresden hielt ihm die Grabrede.

Er war, wie Kügelgen schreibt, „ein Mann von sonderbarem Außenwerk und oft verkanntem inneren Werte — doch ein Edelstein von reinstem Wasser“ (S. 282); wir würden sagen ein „Original“, doch im edlen Sinne des Wortes. Ein persönlich frommer Mann mit einem Herzen voll Liebe, ein strenger Lutheraner, ein volksthümlicher Prediger, auch dichterisch begabt, ein treuer Seelsorger, ein feinsinniger Liturg, dabei durchaus praktisch in den Dingen dieser Welt — das war er, kurz, ein Wohlthäter seiner Gemeinde. Er verstand sich trefflich auf die Obstzucht, pflanzte unzählige Bäume, wo nur Raum da war, und gab jedem seiner Confirmanden einen Obstbaum mit; er schrieb selbst ein Schriftchen „von den schädlichen Obstraupen und den sichersten Mitteln, sie zu vertilgen“; er wußte ganz besonders Bescheid um den Weinbau, pflanzte

auch da überall Stöcklinge an und war der wohlfeile Winzer in seinem Dorfe und andern Dörfern; er hielt „Kindergottesdienste", schrieb auch darüber ein Buch „Kinderkirche" und erließ eine Aufforderung an die Stadträthe, „Kindergottesdienste" einzurichten — und das in einer Zeit, wo noch niemand sonst daran dachte. Er pflegte in seiner Erziehungsmethode schon damals das, was später sich an den Namen „Fröbel" knüpft und empfahl es öffentlich in seiner „Spielschule"; er war unter den Stiftern der „sächsischen Bibelgesellschaft", die in Dresden am 10. August 1814 gegründet wurde; er half der „Heidenmission", die sich 1821 in Dresden Freunde gewann, mit einen Weg bahnen; er erweckte Liebe und Verständniß für das „Diakonissenwesen" und das Dresdener „Diakonissenhaus". Vor allem aber wurde er bekannt und verehrt und verdächtigt durch seine Heilmittel gegen die Epilepsie. Es war dies ein Pulver aus der Asche von Elsterknochen bereitet. Die Vögel mußten aber in den „heiligen Zwölfnächten" geschossen sein. Man wandte sich an ihn aus England, Rußland, Frankreich und Nordamerika. In einem Jahre schrieb er gegen tausend solche „Pulverbriefe", wie er sie nannte und erhielt jährlich an 200—300 Elstern aus allen Ländern zugeschickt. Von 6000 Kranken, die sich an ihn in 22 Jahren wandten, sind bestimmt — wie er schreibt — 2000 genesen. Er hielt streng darauf, daß er nicht einen Pfennig Geld, auch kein Geschenk dafür annahm; er wollte nur aus dienender Liebe helfen. Sein Mittel gegen diese Krankheit besitzt jetzt das Dresdener Diakonissenhaus.

Schriften: „Spielschule zur Bildung der fünf Sinne für kleine Kinder." Ohne Namen des Verfassers erschienen. Dresden 1806. Mit 1 Kupfertafel. „Christliches Gesangbuch oder Sammlung von 784 meist alten Kernliedern der evangelischen Kirche, nach den Festzeiten und der Heilsordnung eingetheilt. Nebst Gebeten und einer Nachricht von den Verfassern." Leipzig 1830 (12 Lieder darin von R. selbst gedichtet). Die anderen kleinen Schriften über das „Angeln", über „Vertilgung der Raupen", das „Wetterbüchlein" und die „Kinderkirche" konnte ich nicht erlangen.

Mg. A. Blüher, David Samuel Roller's Leben und Wirken. Dresden 1852. — (Wilh. v. Kügelgen), Jugenderinnerungen eines alten Mannes. 15. Aufl. Berlin 1892, S. 282 ff., 418 ff. — A. H. Rühle, David Samuel Roller, Lebensbild eines sächsischen Pfarrers. Leipzig 1878.

Heber.

Romang: Johann Jakob R. wurde am 28. September 1831 in Gsteig bei Saanen im Kanton Bern geboren, besuchte bis in sein zwölftes Jahr die dortige Primarschule und erhielt nebenbei durch den Ortsgeistlichen den für eine höhere Schulbildung vorbereitenden Unterricht. Im Spätherbst 1844 trat er in das Progymnasium in Thun ein, zwei Jahre später in dasjenige in Bern, wohin sein Vater als Oberrichter gewählt worden war, und absolvirte auch hier das höhere Gymnasium. Im Frühjahre 1850 bezog R. die Universität Bern, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studiren, gab aber sehr bald dieses Studium auf und ging zur Jurisprudenz über. Infolge der politischen Bewegung des Jahres 1850 verlor Romang's Vater sein Amt, und da noch jüngere Söhne der väterlichen Hülfe bedurften, so war Johann Jakob auf seine eigene Kraft angewiesen. Er wurde zunächst Hauslehrer in einer Berner Familie, dann Concipient der Obergerichtskanzlei, konnte dabei aber seine Studien fortsetzen; als er aber im März 1854 vom Bundesrath die Stelle eines zweiten Secretärs des eidgenössischen Militärdepartements erhielt, blieb ihm bei der Fülle der Amtspflichten keine Zeit mehr zum Studiren. Da bot sich ihm im Mai 1855, als im Krimkriege die englische Werbetrommel gerührt wurde, Aussicht, entweder als Soldat Carrière zu

machen, oder doch so viel Geld zu verdienen, daß er seine Studien beenden konnte. Er trat als Unterlieutenant in das erste Regiment der englischen Schweizerlegion ein, kam mit demselben nach Dover, besuchte nach beendigter Instructionszeit die Schießschule zu Hythe, wurde im September 1855 Oberlieutenant in der Jägercompagnie des zweiten Bataillons, welche sein Landsmann Adrian v. Arx befehligte, und im November 1855 nach dem Kriegsschauplatze dirigirt, von wo er im Sommer 1856 zurückkehrte. Diese Episode hat dem Dichter unauslöschliche Bilder und Erinnerungen zurückgelassen, die er zum Theil später in seinen Schriften „Aus Ost und West" (Novellen, Erzählungen und Gedichte, 1864; Ausg. in 2 Bdchn. 1873) und „Novellen" (III, 1875—77) geschildert hat. Ein vortrefflicher Stil kommt in diesen Prosaarbeiten zur Darstellung; „knapp, bündig, gehaltvoll und in keuschem malerischen Schmuck quellen seine Sätze aus der Tiefe herauf." Im Spätjahr 1856 war R. wieder in der Heimath; er nahm nun seine Studien von neuem auf, bestand im Mai 1858 das Advocatenexamen und wurde später zum Obergerichtsschreiber ernannt, auf welche Stelle er jedoch 1864 resignirte. Er lebte hinfort seinen litterarischen Neigungen, im letzten Jahrzehnt in Genf und starb daselbst am 2. Mai 1884. — R. gehört zu den besten Dichtern der Schweiz. Schon seine erste Sammlung „Gedichte" (1851), mehr noch seine letzten Gedichte „Herbstblumen" (1882) bieten eine gemüthstiefe Lyrik, die sich durch „Kraft und Wahrheit des Gedankens, durch schönen Rhythmus, Lebendigkeit und Pracht der Schilderung auszeichnet." In der Dialektdichtung, der Mundart des Saanenlandes, hat er geradezu herrliche Kunstschöpfungen dargeboten.

Robert Weber, Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz III, 581. — Rudolf Fastenrath, Im Haine der Musen, 1878, S. 245.

F r a n z B r ü m m e r.

Roemer: Karl F e r d i n a n d R., 1818—1891, Geologe und Paläontologe, ordentlicher Professor an der Universität Breslau.

Geboren am 5. Januar 1818 in Hildesheim. Sein Vater, der Obergerichtsrath Friedrich Roemer, von preußischer Herkunft, aus Magdeburg gebürtig, war im J. 1803 von der Regierung nach Hildesheim gesandt worden, das damals in preußischen Besitz übergegangen war, nach einer Einverleibung in das Königreich Westfalen aber 1815 vom Wiener Congreß dem Königreich Hannover zugesprochen wurde. Friedrich Roemer verheirathete sich mit Charlotte Lüntzel, der Tochter des letzten selbständig regierenden Bürgermeisters von Hildesheim, und starb 1823, als sein jüngster Sohn Ferdinand erst fünf Jahre alt war. Deshalb ist dem Sohne wohl kein lebhaftes Erinnerungsbild von dem Vater verblieben, den er kaum jemals erwähnte. Dagegen sprach Ferdinand R. oft und stets mit größter Liebe und Dankbarkeit von seiner Mutter, der die Erziehung von sieben Kindern, vier Söhnen und drei Töchtern, oblag. Ich erinnere mich, mehrfach von R. gehört zu haben, daß er nur in einem Punkte anderer Meinung war, wie seine gute Mutter, nämlich in Bezug auf die Schule. Wenn Roemer's früh selbständiger Geist sich unter dem unvermeidlichen Schulzwang unbehaglich fühlte, wollte ihn die Mutter mit der Prophezeiung trösten, daß er sich später noch einmal nach den glücklichen Zeiten der Schule zurück sehnen werde. Der Sohn bestritt das entschieden und sagte noch schmunzelnd als Greis: „Die Schulzeit ist die gräulichste im menschlichen Leben". Das hinderte aber nicht, daß er einzelnen Lehrern ein treues, dankbares Andenken bewahrte. Von der Schule her blieb R. bis an sein Lebensende ein begeisterter Verehrer des classischen Alterthums; doch auch auf der Schule wurde schon seine naturwissenschaftliche Neigung geweckt, und zwar besonders durch seinen Lehrer in der Mathematik, Dr. Muhlert, der als ein

Freund der Natur seine Lieblingsschüler in die geologisch so interessante Gegend von Hildesheim führte, zum Galgenberg und Spitzhut, wo er mit ihnen Versteinerungen und Chalcedonkugeln sammelte, oder zu den Zwerglöchern, wo er ihnen die harten und dünnen Lias-Schiefer zeigte. Ferdinand und sein um zwei Jahre älterer Bruder Hermann R., der spätere Hildesheimer Senator und deutsche Reichstagsabgeordnete, wurden während ihres Aufenthaltes in den oberen Classen des evangelischen Andreas-Gymnasiums auch mit dem am katholischen Gymnasium Josephinum wirkenden Professor Johannes Leunis bekannt, dem Verfasser der so verbreiteten naturgeschichtlichen Schulbücher. Durch die Anregung von Leunis wurden die Brüder Roemer eifrige Käfersammler, wobei aber auch das Sammeln von anderen Naturkörpern, besonders von Versteinerungen fortgesetzt wurde. Als nun der älteste, schon 1809 geborene Bruder Friedrich Adolf nach Beendigung seiner juristischen Studien zu amtlicher Thätigkeit nach Hildesheim zurückkehrte, da wurde auch in ihm, der sich vorher neben seiner Juristerei schon für Botanik besonders interessirt hatte, durch die von seinen jüngeren Brüdern zusammengebrachten Versteinerungen die Lust für diesen Gegenstand erweckt. Friedrich Adolf sammelte und studirte nun so eifrig auf diesem Gebiet, daß der Autodidakt nach kurzer Zeit im J. 1836 seine Schrift über das norddeutsche Oolithgebirge herausgeben konnte, eine Arbeit, welche die Grundlage unserer Kenntniß der Jura-Bildungen Deutschlands darstellt. Begreiflicherweise wurde nun wieder umgekehrt durch die eifrige und erfolgreiche Arbeit des Bruders die Neigung der Jüngeren für die Naturwissenschaften, speciell die Geologie gefördert und gestärkt. Dazu kamen die anregenden Besuche von Fachgeologen, wie Quenstedt, Wilh. Dunker, Fr. Hoffmann u. A., die mit Friedrich Adolf R. Excursionen machten, an denen auch die jüngeren Brüder theilnehmen durften.

Nach bestandenem Maturitätsexamen erklärten Hermann und Ferdinand R., daß sie Naturwissenschaften studiren wollten. Dem trat aber der älteste Bruder, der noch nicht daran dachte, die Juristerei als eigentlichen Lebensberuf aufzugeben, auf das Entschiedenste mit dem Ausspruche entgegen, daß niemand durch die Naturwissenschaften sein Brot mit genügender Sicherheit verdienen könne. Das leuchtete auch der Mutter ein, und gehorsam bezogen Hermann und Ferdinand zu Ostern 1836 die Universität Göttingen, um der Familientradition gemäß Jura zu studiren und die Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Doch unterließen sie nicht, sich auch weiter mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, besonders während des in Heidelberg verbrachten Sommersemesters 1837, wo sie sich an den Zoologen Bronn anschlossen. In Göttingen hörten sie mit besonderem Eifer den Mineralogen und Geologen Hausmann, sowie den Botaniker Bartling, und betheiligten sich an deren lehrreichen Excursionen. Nach vollendetem Triennium meldeten sich beide Brüder, deren Zusammensein bisher kaum je unterbrochen war, zur juristischen Prüfung, aber nach verschiedenen Zielen hin. Hermann ging in Ausführung des schon auf der Universität gefaßten Beschlusses, ein unabhängiger Hildesheimer zu bleiben, in seine Vaterstadt und bestand hier das Advocatenexamen, während Ferdinand sich dem Staatsdienste widmen wollte und zum Richterexamen meldete. Dazu erhielt er jedoch keine Citation. Als andere, gleichzeitig mit ihm Gemeldete durch das Examen gegangen waren, wandte sich Ferdinand R. Beschwerde führend an die Oberbehörde und erhielt den Bescheid, durch die Gnade des Königs werde die Citation wohl bald erfolgen. Nicht mit Unrecht vermuthete R. den Grund dieser offenbaren Zurücksetzung in der Thatsache, daß sein ältester Bruder, der Amtsassessor Friedrich Adolf R., inzwischen einer von denen gewesen war, die, wie die bekannten Göttinger Sieben, nach der am

5. Juli 1837 erfolgten Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes dem König Ernst August den Huldigungseid verweigerten*). Ferdinand Roemer's Antwort, „daß er von der Gnade des Königs nichts verlange, und er überhaupt auf die Citation verzichte, wenn sie nicht als sein gutes Recht erfolge," schnitt ihm für immer die juristische Laufbahn in Hannover ab; doch darf man wohl annehmen, daß R. die Juristerei ohne allzu tiefes Bedauern aufgab.

Er bezog 1840 die Universität Berlin, hörte bei Lichtenstein Zoologie, bei Johannes Müller Anatomie und Physiologie, bei Steffens Anthropologie, bei Mitscherlich und Heinrich Rose Chemie, bei Dove Physik. Besonders aber zogen ihn, wie er in seiner Inauguraldissertation selbst angibt, die Vorlesungen von Chr. Sam. Weiß über Krystallographie und Mineralogie, von Gustav Rose über Mineralogie und Geognosie, sowie von v. Dechen über die Geologie Deutschlands an. Am 10. Mai 1842 erwarb er die philosophische Doctorwürde auf Grund einer paläontologischen Arbeit „De astartarum genere"; seine Opponenten waren Beyrich, Ewald und Girard, auch sie später als hervorragende Geologen bekannt. Kurz darauf wurde R. von dem damaligen Chef des Bergwesens Grafen v. Beust beauftragt, eine geognostische Untersuchung des Rheinischen Gebirges mit Bezug auf Herstellung einer allgemeinen geologischen Karte des Königreichs Preußen vorzunehmen; eine Arbeit, welche Jahrzehnte hindurch die Grundlage für die Forschung im Gebiet des „Rheinischen Uebergangsgebirges" (Hannover 1844) gewesen ist. Bereits im Sommer 1844 hatte er sich einigen anderen Theilen des rheinisch-westfälischen Gebirges (namentlich dem Teutoburger Walde) zugewandt, als er dem Rathe von Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt folgend den Beschluß faßte, eine größere wissenschaftliche Reise ins Ausland, und zwar nach Nordamerika zu unternehmen. Zur Bestreitung der hohen Kosten trug die Berliner Akademie der Wissenschaften bei; auch L. v. Buch stellte aus eigenen Mitteln eine größere Summe zur Verfügung, und R. selbst opferte dazu einen Theil seines Vermögens. A. v. Humboldt gab ihm einen glänzenden offenen Empfehlungsbrief, in dem unter anderem geschrieben stand, daß der Empfohlene wie ein Buch sei, daß man nur aufzuschlagen brauchte, um auf alle Fragen eine gute Antwort zu erhalten.

Im April 1845 in New-York angelangt, hielt R. sich zunächst dort und in den angrenzenden Staaten einige Monate auf, drang dann weiter ins Innere nach St. Louis vor, durchsuchte das Kohlenkalkbecken des Mississippigebietes und wandte sich gegen Ende des Jahres nach New-Orleans, um von da nach Texas hinüberzufahren, dessen noch fast ganz unbekannte geologische Verhältnisse zu erforschen ganz besonders in seinem Plane lag. Keineswegs gefahrlos war es, das Innere des noch nahezu unwegsamen, von wilden Indianerstämmen bewohnten Landes zu bereisen. Ueber 15 Monate, bis in das Jahr 1847 hinein, blieb R. in Texas und legte durch seine Beobachtungen den Grund zur Erforschung des Landes. Diese Thätigkeit als wissenschaftlicher

---

*) Friedrich Adolf Roemer wurde später Bergrath und Vorstand der Bergschule, resp. Bergakademie in Clausthal. Außer der schon oben genannten Arbeit über das norddeutsche Oolithgebirge gab er heraus „Die Versteinerungen des norddeutschen Kreidegebirges" (1840), „Die Versteinerungen des Harzgebirges" (1843), „Beiträge zur geologischen Kenntniß des nordwestlichen Harzgebirges" (5. Abthlg., 1850—1866). Hermann Roemer führte im Auftrage der Regierung die geologische Untersuchung der südlichen Hälfte Hannovers aus (1845—55), deren Ergebniß die geologische Karte von Hannover in 7 Blättern darstellt; ferner erschienen von ihm „Die geologischen Verhältnisse der Stadt Hildesheim" (1884). So wurden drei von den vier Brüdern Roemer hervorragende Geologen; der vierte wurde Landwirth.

Pionier im fernen Westen ist ihm auch in Amerika unvergessen geblieben; inzwischen ist in Texas eine ebenso regelrechte geologische Landesuntersuchung angebahnt, wie in den europäischen Ländern; doch noch in der Gegenwart wird dort R. als „der Vater der Geologie von Texas“ gerühmt. Schon kurz nach seiner Rückkehr nach Europa erschien 1849 sein Reisebericht: „Texas, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physikalischen Verhältnisse des Landes, nach eigener Beobachtung geschildert“ (mit einer topographisch-geognostischen Karte von Texas); noch heute als ein Muster derartiger Werke anzusehen. Eine Monographie der texanischen Kreidefauna erschien 1852 mit 11 Tafeln Abbildungen, ein weiterer Beitrag dazu noch 1889. Wenn schon bei der texanischen Kreide anhangsweise die dort gesammelten Silur-Versteinerungen beschrieben wurden, so folgte später (1860) die Monographie der Silurischen Fauna des westlichen Tennessee. Allen diesen Abhandlungen, abgesehen von der Beschreibung neuer Formen, verleiht einen besonders hohen Werth der durch die Bekanntschaft mit den gleichaltrigen Faunen Europas veranlaßte Vergleich zwischen beiden, wie er zu damaliger Zeit fast noch einzig dasteht.

Seine Rückreise aus Texas nahm R. wieder über New-Orleans, um sich von hier aus nördlich zu wenden. Doch erkrankte er in dem ungesunden Küstengebiet heftig am Fieber, sodaß lange Zeit sein Leben in höchster Gefahr schwebte. Seinen Angehörigen in Europa galt er Monate lang als todt. Seine Jugendkraft aber siegte, und Ende Juni 1847 konnte er seine Reise fortsetzen. Nach einem Aufenthalt im Staate Kentucky ging er über die Alleghanies nach Baltimore und dann nach New-York zurück. Im November langte er wohlbehalten wieder in Deutschland an.

Seinen Wohnsitz nahm R. jetzt in Bonn, wo er sich im Sommer 1848 als Privatdocent für die mineralogischen Wissenschaften, insbesondere für Petrefactenkunde habilitirte, mit einem Probevortrag vor der Facultät „Eine übersichtliche Darstellung der geognostischen Verhältnisse von Texas“, und einer am 15. Juli gehaltenen öffentlichen Vorlesung „Ueber die Bedeutung der Petrefactenkunde in zoologischer und geologischer Hinsicht“. Während seiner sieben Privatdocentenjahre in Bonn beschäftigte ihn neben der Verarbeitung der reichen Ausbeute seiner amerikanischen Reise hauptsächlich wieder das Studium der rheinisch-westfälischen Sedimentformationen, besonders der Kreidebildungen. Unter den zahlreichen Untersuchungen über paläozoische Fossilien treten die über Krinoiden an Zahl und Bedeutung hervor; eine Monographie über die Blastoideen (1852) gab die Grundlage für die Kenntniß dieser Krinoidenunterordnung. Als ausgezeichneter Kenner speciell des Paläozoicums war R. auch der gegebene Mitarbeiter, als sein früherer Heidelberger Lehrer Bronn eine Neubearbeitung der Lethaea geognostica unternahm. R. schrieb davon (1852—54) den Band „Erste Periode, Kohlengebirge“, thatsächlich sein Hauptwerk, dessen Bedeutung darin liegt, daß zwischen der letzten, von Bronn verfaßten Auflage und der Roemer'schen Bearbeitung Murchison's großes Werk über das Silurische System erschienen war und R. die Murchison'schen Anschauungen auf unsere deutschen Ablagerungen ausdehnte und eine für die damalige Zeit, wenigstens soweit es die Gattungen betrifft, nahezu vollständige Uebersicht der Faunen und Floren gab.

Bezeichnend für den damaligen Aufschwung und die entsprechende Schätzung der Geognosie und Paläontologie war es, daß, als der Vertreter der mineralogischen Wissenschaften an der Universität Breslau, Ernst Friedrich Glocker, dessen Specialgebiet die eigentliche Mineralogie war (damals üblich als Oryktognosie bezeichnet), von seinem Lehrstuhl zurücktrat, der Vorschlag der Breslauer Facultät die Namen der Paläontologen Beyrich, Ewald, Roemer nannte.

Letzteren traf die Wahl des Ministeriums vor seinen früheren beiden Opponenten. Zu Ostern 1855 leistete R. dem ehrenvollen Rufe Folge. Ausdrücklich soll hervorgehoben werden, R. war ein solcher Meister der Didaktik, daß ein ungewöhnlich klarer anregender Vortrag auch seine Vorlesungen über die seinem eigenen Arbeitsgebiet ferner liegenden Disciplinen der Mineralogie und Krystallographie beseelte, derart, daß er auch in diesen als einer der besten Lehrer gelten muß, die je auf einer deutschen Hochschule gewirkt haben. Wenn R. durch seine unübertreffliche Lehrweise eine größere Anzahl von Schülern dauernd für die mineralogisch-geologischen Wissenschaften als Lebensberuf gewonnen hat, so sind auch specielle Mineralogen darunter.

In Breslau sollte R. aber Gelegenheit finden, neben seiner Thätigkeit als Lehrer und Forscher auch noch sein hervorragendes organisatorisches Talent zur Geltung zu bringen. Waren zu damaliger Zeit zwar die äußeren Verhältnisse aller naturwissenschaftlichen Disciplinen an allen Universitäten im Vergleich zu heute noch sehr unvollkommen, so müssen doch Räume und Lehrmittel des damaligen „mineralogischen Cabinets“ in Breslau ganz besonders bescheiden gewesen sein. Nach Roemer's Bericht enthielt dieses Cabinet nur einige wenige Mineralien, wie sie heute nicht einmal zum Unterricht auf einem Gymnasium als genügend würden erachtet werden. Roemer's Amtsvorgänger Glocker hatte zu seinen Vorlesungen eine größere eigene Sammlung benutzt, die er bei seinem Abgange mitnahm. Bei Roemer's Tode aber besaß Breslau eine der reichsten und bestgeordneten Sammlungen unter allen deutschen Universitäten. Bis zum Jahre 1866 standen nur durchaus unzureichende und unzweckmäßige Räume zur Verfügung, im zweiten Stockwerk des sogenannten Convictgebäudes auf der Schmiedebrücke, die später dem Botaniker Ferd. Cohn für sein „Pflanzenphysiologisches Institut“ überwiesen wurden, bis auch er endlich 1887 in einen Neubau übersiedeln durfte. Hier Wandel zu schaffen, sah R. als seine ganz besondere Aufgabe an, die er glänzend löste. Im Sommer 1860 erhielt R. einen Ruf an seine heimathliche Universität Göttingen; dessen Ablehnung verlieh offenbar seinem Wunsche nach einer Verbesserung seiner bisherigen Wirkungsstätte erheblichen Nachdruck. Bei Gelegenheit des Breslauer Universitätsjubiläums im August 1861 erfolgte von Seiten des Ministeriums die Zusage zu einem Neubau, der außer dem pharmaceutischen und dem physikalischen Institut, den bisherigen Leidensgenossen im alten Gebäude, ein „Mineralogisches Museum“ mit den erforderlichen Nebenräumen enthalten sollte. Dieses neue „Institutengebäude“ wurde im Frühjahr 1866 seiner Bestimmung übergeben. In der hier von R. für die von ihm vertretenen Wissenschaften geschaffenen Heimstätte hat er nun noch volle 25 Jahre segensreich gewirkt.

Als Forscher hat R. in seiner Breslauer Zeit zunächst noch manche auf seine früheren Untersuchungsgebiete bezügliche Arbeiten abgeschlossen und veröffentlicht, z. B. die über die jurassische Weserkette, bald aber seine wissenschaftliche Thätigkeit vornehmlich in den Dienst der geologischen Untersuchung Schlesiens gestellt. Wenn ihn hier wieder besonders die älteren Schichten anzogen, das Rotliegende und dann das Carbon, so weiter auch das Studium der erratischen Blöcke und Geschiebe. R. erkannte, daß die Hauptaufgabe bei der Erforschung dieser Geschiebe in der Bestimmung ihrer Heimath und ihres Transportweges zu suchen sei. Deshalb hatte ihn besonders eine reiche Sammlung von Geschieben aus der Gegend von Sadewitz bei Oels wegen ihrer offenbaren Identität mit gewissen Ablagerungen nahe der Westküste Esthlands interessirt; deren Beschreibung ist in der Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zum Jubiläum der Breslauer Universität nieder-

gelegt. Dieses Gebiet bearbeitete R. auch weiterhin in zahlreichen Mittheilungen, die er später (1885) in der „Lethaea erratica“ zusammenfaßte. Ein neues Arbeitsfeld aber eröffnete sich für ihn, als 1862 vom preußischen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten die Herstellung einer geognostischen Karte von Oberschlesien angeordnet und ihm die Leitung dieses Unternehmens übertragen wurde. Acht Jahre nahm die Herstellung dieser Karte im Maaßstabe von 1 : 100 000 in Anspruch. In seinem 1870 erschienenen großen Werke „Geologie von Oberschlesien“ faßte R. die Ergebnisse seiner eigenen und seiner Mitarbeiter Untersuchungen zu einem abgerundeten Ganzen zusammen. Als Anerkennung für diese Leistung durfte er die Verleihung des Charakters als Geheimer Bergrath ansehen. In den folgenden Jahren veröffentlichte R. wieder zahlreiche kleinere Mittheilungen, z. B. die ersten Bemerkungen über Funde diluvialer Säugethiere in der norddeutschen Tiefebene, speciell in Schlesien und Polen, welche ihn so interessirten, daß er selbst später polnische Knochenhöhlen untersuchte, besonders die von Ojcow. Ein Zeichen seiner unermüdlichen Arbeitskraft war es, daß als eine neue Ausgabe von Bronn's Lethaea geognostica in bedeutend erweitertem Umfange in Aussicht genommen wurde, R. wieder die Bearbeitung der paläozoischen Formationen übernahm. Einem 1876 erschienenen Atlas von 62 Tafeln folgte 1880 die erste Lieferung des Textbandes, welche als Einleitung besonders werthvolle Uebersichten über Eintheilung und Parallelisirung der Schichtengruppen aller Länder und Erdtheile bringt, im „besonderen Theil“ aber die systematische Aufzählung und Beschreibung der bezeichnenden paläozoischen Fossilien beginnt, zunächst die der Pflanzen, Protozoen und Spongien, während eine zweite Lieferung (1883) von den Coelenteraten die Korallen zum Abschluß brachte. Leider aber wurde Roemer's Absicht, wo möglich alles selbst nachzuuntersuchen, statt nur eine Compilation der Litteratur zu geben, wohl die Veranlassung, daß die Lethaea paläozoica als einziges, von ihm nicht vollendetes Werk zurückgelassen wurde. Wenn Roemer's eigene Forschungen sich wesentlich auf Paläontologie und Geognosie erstreckten, so hat er seine Amtspflichten als „Professor der Mineralogie“ nicht auf die seinen Vorlesungen über Mineralogie in gleichem Maaße, wie schon oben erwähnt, gewidmete Hingabe beschränkt, sondern auch verschiedene mineralogische Beobachtungen veröffentlicht, von denen nur an den „Alaunstein“ (Löwigit) von Zabrze, an das Apatitvorkommen von Kragerö, an den schönen Scheelit aus dem Riesengrund, die großen Chabasite von Dembio bei Oppeln, die Erze der Grube Gonderbach bei Laasphe, die Blitzröhren von Starczynow und den Granatenfund auf der Breslauer Dominsel erinnert sei.

Will man aber die wissenschaftliche Bedeutung der Wirksamkeit Roemer's in ihrem vollen Umfange würdigen, so muß man zu allem Erwähnten seine zahlreichen Reisen hinzunehmen. Von seiner großen amerikanischen Reise ist schon oben die Rede gewesen. In Europa hat er wohl kein Land unbesucht gelassen. Häufig war er in England, in der Schweiz und Italien, wiederholt in Spanien, auch in Frankreich, Irland, Norwegen. Schweden, Rußland und in der Türkei bis Constantinopel. Nicht nur seine epochemachende amerikanische Reise, sondern auch manche seiner späteren Reisen haben zu wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen geführt. Erwähnt sei nur der Nachweis der devonischen Formation bei Constantinopel, die Beobachtung der Culmschichten und die Untersuchung von Eisenerzlagerstätten in Spanien. Seine Liebenswürdigkeit und seine lebendige Unterhaltungsgabe gewannen ihm die Zuneigung aller Fachgenossen, welche er besuchte; sie blieben stets in dauernder Beziehung mit ihm, erholten sich Rath von ihm über geologische Verhältnisse Deutschlands und erwiederten seine Besuche. So ist es erklärlich, daß Ferdinand R. jahr-

zehntelang der im Auslande bekannteste und gefeiertste deutsche Geologe war. Für seine Reisen kam ihm vortrefflich seine beneidenswerthe Fertigkeit in fremden Sprachen zu statten. Unbekannt war ihm keine der europäischen Culturspachen, beinahe alle konnte er lesen und im Hören verstehen, in den meisten auch in voller Geläufigkeit und tadelloser Aussprache sich unterhalten.

Ueberhaupt war die Vielseitigkeit seiner Bildung erstaunlich. Kaum irgend ein Gebiet des menschlichen Wissens war ihm ganz fremd. Daß er die Nachbargebiete seiner Fachwissenschaft, besonders Zoologie und Botanik vollkommen beherrschte, war für ihn selbstverständlich, auch war er stets eifrig bemüht, mit deren Fortschritten vertraut zu bleiben. Lebhaft waren bei ihm Interesse und Freude an der schönen Litteratur, der älteren wie der modernen. Seiner Verehrung des classischen Alterthums wurde schon oben gedacht. In seinem Wesen besaß er etwas von olympischer Heiterkeit, das bis in seine letzten Lebenstage in Stunden frohen Zusammenseins mit gleichgestimmten Freunden zum Ausdruck kam. Der Grundzug seines Wesens waren aber ruhige Würde und gehaltene Freundlichkeit, wie sie nur einer durch und durch vornehmen Natur zu eigen sind. Ungemein charakteristisch war die Gewähltheit seiner Sprache, in welcher sich sein feines ästhetisches Gefühl ausprägte. Er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Unschöne. Schon Worte, wie thöricht oder häßlich gebrauchte er kaum; er zog es vor, etwas als unzweckmäßig oder als dem Auge nicht wohlgefällig zu bezeichnen. Doch darf man nicht etwa meinen, daß die Gewähltheit der Form die Bestimmtheit des Ausdrucks oder gar seines Urtheils beeinträchtigt hätte. Einen Menschen, dem er einmal die Thür weisen wollte, entließ er mit den Worten: „Ich werde mich freuen, Sie nicht mehr wieder zu sehen!“ Halbheit und Unklarheit war ihm zuwider. War er auch gegen Fremde stets höflich, zuvorkommend und von feiner Liebenswürdigkeit, so lag ein schnelles Anschließen nicht in seinem Wesen; die Vortrefflichkeit seiner Charaktereigenschaften und seine wahre Herzensgüte konnte nur der ganz empfinden, der das Glück hatte, ihm näher treten zu dürfen. Doch war seine Güte stets mit Weisheit gepaart; seine dauernde Zuneigung vermochte nur der zu gewinnen, welchen er für tüchtig hielt. Nichts hätte ihn vermocht, für einen nach seiner Ueberzeugung Untüchtigen empfehlend einzutreten, und wenn es der Bruder seines liebsten Freundes gewesen wäre. Allen, die mit ihm in Berührung kamen, wird sein feiner Humor und treffender Witz von dauerndem Eindruck seiner Persönlichkeit geblieben sein. Seine Schlagfertigkeit war beneidenswerth; sein Witz konnte auch sarkastisch werden, wenn des geistreichen und scharf beobachtenden Mannes feine Empfänglichkeit für das geistig und körperlich Schöne sich gereizt fühlte; aber die fein gewählte Form hielt stets alles Verletzende fern. In seltener Vereinigung waren eben die Sicherheit eines vornehmen Geistes und der heitere Humor abgeklärter Weisheit mit wahrer Herzensgüte in seinem Wesen harmonisch verbunden.

Bis ins Lebensalter von 51 Jahren blieb R. unverheirathet. „Die Roemer heirathen nicht“, pflegte er zu scherzen. Doch im Frühjahr 1869 führte er Katharina Schäfer heim, eine jüngere Schwester der Gattin seines Freundes und Amtsgenossen, des Zoologen Grube (Vater des Schauspielers Max Grube). Waren ihm auch dann in seiner, beinahe noch dreiundzwanzigjährigen, überaus glücklichen Ehe keine eigenen Kinder beschieden, so entbehrte er keineswegs ihm entgegengebrachter kindlicher Liebe und Dankbarkeit, die ihm von den in seinem Hause als Pflegetöchter erzogenen Nichten seiner Frau zu

Theil wurde. Da Roemer's Brüder unverheirathet blieben, ist diese hervorragende Familie ausgestorben.

Sein Wunsch, nicht hinsiechend den Beschwerden des Alters zu erliegen, sondern lieber im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte durch einen raschen Tod abberufen zu werden, ist ihm in Erfüllung gegangen. „Wen die Götter lieben, den nehmen sie mit dem Blitze zu sich," pflegte er zu sagen. Plötzlich und unerwartet ist Ferdinand Roemer in früher Morgenstunde am 14. December 1891 durch einen Herzschlag aus dem Leben geschieden; ein geistvoller, guter und glücklicher Mann.

Als Material liegen dieser Skizze zu Grunde die von mir verfaßten Nekrologe Roemer's in der Breslauer Zeitung vom 16. December 1891, im Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur von 1891, in der Chronik der Universität Breslau von 1891/92, meine Gedächtnißrede bei einer Roemer-Feier am 5. Januar 1893 (Auszug in der Schlesischen Zeitung vom 7. Januar 1893), ferner eine Gedächtnißrede von Paul Kumm vor der naturforschenden Gesellschaft in Danzig am 4. Januar 1892, der Nekrolog von W. Dames im Neuen Jahrbuch für Mineralogie 1892, 2. Band; ergänzt durch Erinnerungen an meinen persönlichen Verkehr mit Roemer.

Carl Hintze.

Roos: Johann Melchior R., Maler und Radirer, geboren in Frankfurt a. M. 1659, † ebenda 1731. Zweiter Sohn des Thiermalers Johann Heinrich Roos und dessen Schüler; weiterhin auf Reisen (1686 bis 1690 in Italien) gebildet. Der Richtung seines Vaters folgend, hat R. vorwiegend Thierstücke gemalt, seltener jedoch hat er die von jenem bevorzugten Gegenstände gepflegt, die meist Herden unter der Obhut ihrer Hirten zeigen, sondern sich vorzugsweise mit der Darstellung von Jagdwild und wilden Thieren überhaupt abgegeben. Seine Bilder aus dem Thierleben zeigen Hirsche, Rehe, Bären, neben diesen einheimischen Thiergattungen aber auch solche aus südlicheren Zonen, wie Löwen und Tiger. Verglichen mit den Werken seines Vaters erscheinen die Malereien von Joh. Melchior R. mit wenig Ausnahmen schwächer in der Zeichnung und flauer im Ton, und vielleicht haben die ältesten Nachrichten, die wir haben, Recht mit der Behauptung, daß Fleiß und Beharrlichkeit nicht immer auf gleicher Höhe mit der unleugbaren Begabung gestanden haben, die ihn auszeichnete. Von capriciösen Einfällen und verschwenderischen Neigungen des Künstlers wissen nebenbei der Frankfurter Hüsgen und der ältere holländische Künstlerbiograph Campo Weyermann zu berichten, von denen der letztere ihn 1709 in Frankfurt persönlich kennen gelernt hat. Bilder von ihm finden sich in zahlreichen deutschen Sammlungen, in Frankfurt sowohl in altheimischem Privatbesitz, als auch in den Galerien des Städel'schen Kunstinstituts und des Städtischen Historischen Museums. An Radirungen ist von der Hand des Künstlers nur ein Blatt bekannt, jedoch läßt dessen gewandte Ausführung darauf schließen, daß er sich in dieser Technik nicht nur vorübergehend bethätigt hat.

Hüsgen, Artistisches Magazin (1790), S. 257 ff., 632. — Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. (1862), S. 216 ff. und ebenda „Zusätze" ꝛc. (1867), S. 75. — Bartsch, Le peintre-graveur IV, 395 ff. — Woltmann-Woermann, Geschichte der Malerei III, 879 f. — Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei, S. 572 f.

H. Weizsäcker.

Roos: Philipp Peter R., genannt Rosa di Tivoli, Maler. Geboren in Frankfurt a. M. 1651, † in Rom 1705. Aeltester Sohn des Thiermalers Johann Heinrich Roos und dessen Schüler; ferner in Italien gebildet, wohin

ihn der Landgraf von Hessen-Kassel auf seine Kosten reisen ließ. Nach Rom gelangt, hat R. dort seinen bleibenden Aufenthalt genommen; die Heirath mit der Tochter eines römischen Kunstgenossen, der zu Liebe er zur katholischen Kirche übertrat, hat vollends dazu beigetragen, ihn seiner Heimath fremd werden zu lassen. Unter vier Brüdern, die sich alle der Malerei widmeten, ist Philipp entschieden der begabteste gewesen, und man kann ihn insofern als den eigentlichen geistigen Erben seines Vaters bezeichnen, dem er auch äußerlich darin folgte, daß er dessen Hirten-Idyllen zu malen fortfuhr, obwohl er sich von der specifisch niederländischen Manier, der der Vater und die Brüder anhingen, in Italien lossagte und zu den breiter und großartiger gehaltenen Allüren der italienischen Schule seiner Zeit überging. R. schlug nach seiner Verheirathung seinen Wohnsitz in Tivoli auf, wohin ihn ohne Zweifel der Umstand lockte, daß er dort die Natureindrücke unmittelbar vor Augen hatte, deren er für seine Malerei bedurfte: die südliche Berglandschaft und die charakteristische Thierstaffage der römischen Rinder, Schafe und Ziegen. Er malte seine Gegenstände mit Vorliebe lebensgroß. Die delicate und stimmungsvolle Tonwirkung, die sein Vater im Rahmen von minder umfänglichen Cabinetbildern zu erzielen wußte, hat er dabei nicht erreicht. Dagegen imponiren seine Bilder durch lebensvolle Beobachtung, geschmackvolle Anordnung und virtuosen Vortrag, wobei nur zu bedauern bleibt, daß sie, wahrscheinlich infolge von Anwendung unsolider Farbmittel, stark nachgedunkelt sind. Philipp R. soll gleich seinem jüngeren Bruder Johann Melchior ein lockeres und verschwenderisches Leben geführt haben, doch mag in den Kreisen der niederländischen Malercolonie in Rom, aus der die compromittirenden Erzählungen über seinen Lebenswandel stammen, die Ueberlieferung manches übertrieben haben.

Die von seiner Hand in zahlreichen deutschen und ausländischen Sammlungen erhaltenen Gemälde setzen allein im Hinblick auf Zahl und Umfang ein nicht unbeträchtliches Maß von Arbeit und Studium voraus, selbst wenn dem Künstler, wie gleichfalls erzählt wird, eine außergewöhnliche Handfertigkeit zu Gebote stand. Auffallend wenig ist von R. in seiner Vaterstadt Frankfurt zu finden, doch besitzt hier wenigstens die Sammlung des Städel'schen Kunstinstituts zwei gute Thierstücke aus seiner römischen Zeit.

Houbraken, De grote Schouburgh etc. II (1719), S. 279 ff. — Hüsgen S. 255 ff. — Gwinner S. 213 ff. — Woltmann-Woermann III, 879. — Janitschek S. 572. H. Weizsäcker.

Roos: Theodor R., Maler und Radirer. Geboren in Wesel im September 1638; Ort und Jahr seines Ablebens unbekannt. Nachdem er seine Lehrzeit in Brabant, wahrscheinlich unter der Leitung des von Lierre gebürtigen Adriaen de Bie, durchgemacht hatte, schloß er sich seinem älteren Bruder Johann Heinrich Roos an und arbeitete eine Zeitlang mit diesem gemeinsam für den Landgrafen von Hessen-Kassel. Seit 1657 finden wir ihn, von seinem Bruder getrennt, in Mannheim, Straßburg und an verschiedenen deutschen Fürstenhöfen thätig, so u. a. in Stuttgart, wo er zum herzoglichen Hofmaler ernannt wurde. 1681 ist er wieder in Straßburg beschäftigt und wird dort noch 1683 als am Leben befindlich erwähnt. An schöpferischer Kraft steht Theodor R. hinter seinem Bruder und Lehrer Johann Heinrich R. zurück; als Darsteller der mit Thieren staffirten Landschaft ist er geradezu dessen Nachahmer. Den günstigsten Eindruck gewinnt man von ihm in seiner Eigenschaft als Bildnißmaler, so in einem vortrefflichen Frauenporträt der Städel'schen Sammlung in Frankfurt, wo vielleicht auch ein kleines männliches Brustbild, das früher irrthümlich für ein Selbstporträt von Johann Heinrich

Roos galt, von seiner Hand herrührt. — Der Künstler war auch als Radirer thätig; in der einschlägigen Litteratur werden im ganzen sieben Blätter von seiner Hand erwähnt. Dazu kommt als achte, Bartsch und Weigel unbekannt gebliebene graphische Arbeit, eine in neuerer Zeit vom Städel'schen Institut erworbene, mit seinem Namen bezeichnete radirte Kupferplatte, die einen Reiter in einer Landschaft darstellt.

Houbraken II, 288 ff. — Gwinner S. 206 f. — Bartsch IV, 295 ff. — Weigel, Suppléments au peintre graveur de Adam Bartsch etc. I, 201.

H. Weizsäcker.

Röpe: Georg Reinhard R., lutherischer Theologe und Professor am Realgymnasium, wurde am 11. April 1803 zu Hamburg geboren. Er war der zweite Sohn von Carl Reinhard R. (geboren am 10. Juli 1764 zu Iserlohn), der schon in früher Jugend mit seinem Vater, dem Kaufmann Johann Reinhard R. aus Iserlohn nach Hamburg übergesiedelt war. Johann Reinhard R. lebte hier in dem litterarischen Kreise, in welchem sich auch Lessing und seine Freunde bewegten, und so nahm auch sein Sohn Carl Reinhard R. an den poetischen Bestrebungen jener Tage Antheil; er ist auch selbst als Schriftsteller aufgetreten (vgl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. 6, S. 342 ff.). Die Familie wurde in der Zeit der französischen Occupation um ihren Wohlstand gebracht; sie mußte im December 1813 mit den von Davoust Ausgewiesenen Hamburg verlassen. Dadurch verlor der Vater auch seine Anstellung als Postverwalter; nach der Rückkehr nach Hamburg hatte er mit Sorgen und Krankheit zu kämpfen. Sein Sohn Georg Reinhard R. erhielt zwar vom Director Gurlitt im Juni 1815 eine Freistelle auf dem Johanneum; aber weil seine Eltern ihn nicht ernähren konnten, mußte er sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht verdienen. Um Michaelis 1823 machte er sein Maturitätsexamen; bis Ostern 1824 besuchte er dann das akademische Gymnasium in Hamburg. Von Ostern 1824 bis Ostern 1827 studirte er in Halle Theologie und Philologie. Er erfreute sich besonders des Wohlwollens des Professors Gesenius (s. A. D. B. IX, 89), der ihn Ostern 1826 zu seinem Famulus erwählte. Mit dieser Stellung war damals eine beträchtliche Einnahme verbunden. Zugleich wurde er Mitglied des theologischen Seminars, in welchem er durch Lösung einer Preisaufgabe „De locis veteris testamenti in novo testamento allegatis“ den Preis gewann. Nun konnte er auch den philosophischen Doctor machen, für welchen seine Preisschrift als Arbeit angenommen wurde; er promovirte am 3. März 1827.

Nach Hamburg zurückgekehrt, machte er am 12. October 1827 das theologische Amtsexamen. Er mußte nun alsbald für seine schwer erkrankte Mutter (sie starb 1828, der Vater war schon 1821 gestorben) und zwei unversorgte jüngere Geschwister sorgen; die Möglichkeit gewährten wieder Privatstunden, deren er thunlichst viele gab; eine Zeitlang war er in den späten Abendstunden dabei auch als Corrector an einer Zeitung thätig. Am 28. Januar 1829 ward er zum Collaborator am Johanneum erwählt, und nun begann seine Thätigkeit als festangestellter Lehrer, in der er bis in sein hohes Alter hinein vielen Hunderten zu reichem Segen geworden ist. Es ging um diese Zeit eine große innere Veränderung mit ihm vor. Er und fast alle seine Freunde waren im Rationalismus erzogen; diese Auffassung des Christenthums war in ihm in Halle durch seine hochangesehenen Lehrer Gesenius und Wegscheider befestigt, und er zweifelte nicht im geringsten an ihrer Richtigkeit, wenn ihm auch die frivolen Witze über manche evangelische Lehre, die diese Professoren sich erlaubten, schon damals anstößig waren. Als er dann aber in Hamburg in den Ernst des Lebens eintrat, merkte er, daß dieser Vulgär=

rationalismus hohl und nichtig sei; es ging ihm, wie vielen seiner Freunde, daß namentlich die ernste Beschäftigung mit der Bibel, zu der sie die vielen Religionsstunden, die sie geben mußten, veranlaßten, ihnen die göttliche Weisheit des Evangeliums in einem ganz neuen Lichte erscheinen ließ; und so wurden sie, zum großen Theil nicht ohne eine längere Zeit innerer Kämpfe, allmählich von der Wahrheit des positiven biblischen Christenthums überzeugt und traten fröhlich und muthig für dasselbe ein. Für ihr Fortkommen war ihnen das aber nicht förderlich. Ihr Wunsch war, in ein geistliches Amt gewählt zu werden; die „aufgeklärten“ Mitglieder der Kirchencollegien jedoch wählten solche Theologen, die sie nach der damals üblichen Bezeichnung für „Mystiker“ und „Pietisten“ hielten, nicht, und so kam es, daß eine Anzahl besonders tüchtiger Candidaten, die gerade auch schon in einer reichen kirchlichen Thätigkeit standen und immer volle Kirchen hatten, wenn sie predigten, niemals Pastoren geworden sind. Außer R. erfuhren das, um nur diese zu nennen, auch Carl Bertheau (s. A. D. B. XLVI, 437) und Johann Heinrich Wichern (ebd. XLII, 475). R. hat hieran besonders schwer getragen; es lag wie ein bleibender Druck auf ihm. In seiner Thätigkeit als Lehrer erfreute er sich, gerade auch um seines positiven biblischen Religionsunterrichtes wegen, in einer größern Anzahl angesehener Familien großer Beliebtheit. Als im J. 1834 das Johanneum in die Gelehrtenschule und die Realschule (später Realgymnasium) getheilt wurde, verblieb R. bei der Realschule; er rückte dort in die höhern Stellungen ein und war viele Jahre ältester Lehrer; Director war vom Jahre 1845 an sein Freund Carl Bertheau; beide wirkten in schönem Verein. R. gab außerdem viele, zeitweilig sehr viele Privatstunden, besonders in Mädchenprivatschulen für die höhern Stände (sog. Cursen); namentlich ertheilte er außer Religionsunterricht gern Unterricht in der deutschen Litteratur, manchmal auch einem Kreise schon erwachsener Mädchen. Außerdem predigte er viel; lange Jahre und bis zuletzt regelmäßig alle vierzehn Tage im Schröderstift, aber auch sonst. So hatte er eine große Arbeitslast, unter der er dann auch wohl einmal seufzte; aber die Stunden an der Realschule konnte er nicht aufgeben, die Privatstunden wollte er nicht einschränken, und seine liebe Kanzel nicht mehr zu betreten, wäre ihm nach seiner ganzen Art erst recht unmöglich gewesen. Aber er hatte auch eine große Frische, der Verkehr mit bedeutenden Männern und Frauen in den verschiedensten Lebensstellungen belebte ihn, und dadurch, daß er an allem Wichtigen, was die Zeit bewegte, namentlich an allem, was im Gebiete der Theologie und der deutschen Dichtung sich hervorthat, Antheil nahm, blieb er trotz des äußern Einerlei seiner Arbeit immer neu angeregt. Seine Frau hatte er nach siebenjähriger glücklicher Ehe im J. 1842 verloren; eine Schwester führte seitdem ihm und seinen drei Kindern, einem Sohne (Georg Heinrich, vgl. den folgenden Artikel) und zwei Töchtern, das Hauswesen. Man theilte im Hause die Interessen des Vaters; das Leben war ein frisches und fröhliches. — Litterarisch thätig zu sein, veranlaßte R. die Verpflichtung, mitunter die wissenschaftliche Arbeit für das Schulprogramm zu liefern. Seine hervorragendsten Arbeiten dieser Art haben es mit dem Verhältnisse bedeutender Dichtungen zum christlichen Glauben zu thun; sie bringen seine Ueberzeugung, daß in Wirklichkeit zwischen echter Poesie und dem christlichen Glauben kein Widerspruch sei, zum Ausdruck. Hierher gehören die Programme: Ueber Immermann's Merlin 1848, Schiller's Götter Griechenlands 1853, Ueber die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Hebbel's Nibelungen und Geibel's Brunhild 1865, Ueber die epische Neudichtung der Nibelungensage in Wilhelm Jordan's Nibelunge 1869. Die beiden letzten Arbeiten gab er erweitert heraus in der Schrift:

„Die moderne Nibelungendichtung, mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan“, Hamburg 1869. Besonderes Aufsehen erregte sein Programm: „Lessing und Goeze im Fragmentenstreit“, 1859, das er sodann als besondere Schrift: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung“ (Hamburg 1860) in weiterer Ausarbeitung erscheinen ließ; kein Kenner kann leugnen, daß R. durch diese „Rettung“ auf die Beurtheilung Goeze's auch bei seinen Gegnern Einfluß gewonnen und sie zu einer gerechteren hat werden lassen. Außer diesen Arbeiten hat er nur noch weniges drucken lassen, meist einzelne Predigten oder Berichte. Sein 50jähriges Doctorjubiläum und sein 50jähriges Amtsjubiläum wurden für ihn besondere Ehrentage, an denen ihn die Zeichen von Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, hoch erfreuten; bald nach dem letzteren, Ostern 1878, trat er in den Ruhestand. Er starb am 15. December 1887 nach nur zehntägigem Siechthum ohne eigentliche Krankheit.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. 6, S. 346 ff., 1873. — W. Bahnson in der Beilage zum Programm des Realgymnasiums des Johanneums in Hamburg (auf Ostern 1888). Hamburg 1888.

Carl Bertheau.

Röpe: Georg Heinrich R., einer der bedeutendsten Geistlichen der lutherischen Kirche Hamburgs in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wurde am 2. December 1836 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Georg Reinhard Röpe (vgl. den vorigen Artikel), war auch Theologe; die Mutter, Sophie, geborne v. Ahsen, stammte aus Walsrode im Hannöverschen. Sie starb, als er wenig über fünf Jahre alt war; die Erziehung des Sohnes und zweier jüngern Schwestern leitete neben dem Vater eine Schwester desselben, die wie eine rechte Mutter für sie sorgte. Zwischen dem Sohne und dem Vater entstand schon früher als es sonst üblich ist, ein sehr vertrautes Verhältniß; der Vater ließ ihn an Allem, was ihn bewegte, theilnehmen, nicht nur an seinen Arbeiten und seinen Studien, sondern auch an seinen persönlichen Erlebnissen, die der Art waren, daß er oft schwer an ihnen trug. War dies auch gewiß nicht unbedenklich, so hat es doch auf die Dauer dem Sohne nicht geschadet. Die bedeutende und geistesfrische Persönlichkeit des Vaters, die in einer festen und tiefgegründeten christlichen Ueberzeugung wurzelte, konnte es ertragen, daß der begabte Sohn sich neben ihm doch selbständig entwickelte; und er ließ es sich angelegen sein, den Kindern eine fröhliche Jugend zu bereiten. Von Michaelis 1843 an bis Ostern 1855 besuchte R. die Schulen des Johanneums in Hamburg; zuerst die Sexta der Gelehrtenschule, dann die Realschule, die damals unter der Leitung des Freundes seines Vaters, des Directors Dr. Carl Bertheau (s. A. D. B. XLVI, 437), stand und an der sein Vater viele Jahre der älteste Lehrer war, und die er ganz durchmachte und schließlich von Ostern 1851 an wieder die Secunda und Prima der Gelehrtenschule. Reich ausgerüstet mit einer umfassenden allgemeinen Bildung, namentlich auch auf dem Gebiete der deutschen Litteratur, und mit soliden Kenntnissen im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, bezog er Ostern 1855 zunächst die Universität Göttingen; daß er etwas anderes erwählen könnte, als das Studium der Theologie, hat wohl nie zur Frage gestanden. Er blieb ein Jahr in Göttingen. In Göttingen waren Ehrenfeuchter und Dorner, diese vor allem auch in seinem letzten Studienjahr, ferner Ernst Bertheau und Ludwig Duncker seine Lehrer; in Erlangen hatte vor Allen v. Hofmann großen Einfluß auf ihn, doch ward er nicht eigentlich dessen Schüler. Er wahrte sich seine persönliche Freiheit und hat durch umfassendes Studium, namentlich auch auf dem Gebiete der Dogmatik, für seine positiven Ueberzeugungen immer mehr eine

feste wissenschaftliche Grundlage gewonnen, wobei es für ihn wesentlich war, die Ergebnisse auch anderer Wissensgebiete, wie besonders der Philosophie, in Einklang mit dem, was ihm sonst feststand, zu wissen. Nachdem er im August 1858 nach Hamburg zurückgekehrt war, machte er zuerst im November das Schulamtsexamen und sodann im Juni 1859 das theologische Examen. Während seiner Candidatenzeit war er, wie es damals in Hamburg ganz allgemeine Sitte war, als Lehrer thätig; er unterrichtete an beiden Schulen des Johanneums und in einer großen Anzahl privater Mädchenschulen; im Johanneum so ziemlich in allen Fächern, in den Privatschulen wurden vor allem Religionsstunden von den Candidaten begehrt, aber dazu geeignete mußten auch in der Geschichte, der Litteraturgeschichte und im Deutschen unterrichten. R. hat dies mit besonderer Freude gethan und diesen Privatunterricht auch noch als Pastor fortgeführt. Am 20. December 1863 wurde er zum Pastor zu St. Jacobi gewählt und an dieser Kirche ist er bis an sein Ende im Amte geblieben, vom 20. Mai 1883 an als Hauptpastor. Schon am 17. Januar 1870 ward er vom Ministerium (dem Collegium der Stadtgeistlichen) in die Oberschulbehörde deputirt, und fortan ist er bis zu seinem Tode (fast 27 Jahre) auch Mitglied dieser Behörde gewesen. Es war das für ihn von Bedeutung; er hatte dadurch Gelegenheit, gerade auf dem Gebiete, auf dem er selbst Hervorragendes leistete, leitend und fördernd thätig zu sein. Als Pastor hatte er besondere Freude am Confirmandenunterricht; aber auch als Seelsorger fand er bald sowohl bei den bessersituirten als auch bei den einfachen Leuten und bei den Armen volles Vertrauen. Seine Thätigkeit in der Gemeinde ward bald eine sehr umfangreiche; dazu kam eine umfassende ehrenamtliche Arbeit, namentlich auch in verschiedenen Vereinen; so war er im Gustav-Adolf-Verein und dann besonders im Verein für innere Mission, dessen Vorsitzender er im J. 1880 ward, in leitender Weise thätig. Das Hauptgewicht aber legte er auf die Predigt; der Kreis seiner Zuhörer wurde dann auch bald ein großer und dankbarer; und es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß er nach Calinich's Tode zum Hauptpastor gewählt ward. Dieser Amtswechsel brachte ihm der in Hamburg bestehenden Sitte gemäß manche Erleichterung; aber er konnte nun um so mehr allen Fleiß auf die Predigt wenden, die er als Hauptpastor immer im Hauptgottesdienst zu halten hatte. Er war nicht gerade ein Mann äußerer Beredsamkeit; aber er predigte in klarer und überzeugender Weise das Evangelium für die Menschen des 19. Jahrhunderts und nahm auf ihre Fragen und Nöthe eingehende Rücksicht; wie er selbst vorsichtig war in dem, was er als seine Ueberzeugung aussprach, zog er durch diese Wahrhaftigkeit seiner Predigten gerade auch die dem vollen Inhalt des Evangeliums noch ferner Stehenden an und wußte ihnen den Weg zu zeigen, auf dem er selbst zu seinen Glaubensüberzeugungen gelangt war. So genoß er, obschon mit Recht allgemein bekannt als Vertreter des positiven lutherischen Glaubens, doch das Vertrauen anders Gerichteter in hohem Maaße, und stand nach vielen Seiten in einer reich gesegneten Arbeit. Dabei fand er noch Zeit, sich wissenschaftlich und litterarisch zu beschäftigen und nichts von Bedeutung, was die Zeit bewegte, blieb von ihm unbeachtet. Schriftstellerisch trat er nicht häufig auf; als junger Pastor veröffentlichte er gegen einen im Protestantenverein gehaltenen Vortrag, in welchem dem geschichtlichen Leben Jesu für unsern Glauben eine „ausschlaggebende Bedeutung“ abgesprochen war, eine kleine Schrift: „Daß der ideale Christus mit dem historischen steht und fällt“ (1868), die damals auch in weitern Kreisen nicht unbeachtet blieb; und als er Hauptpastor geworden war, ließ er unter dem Titel „Konfirmationsstunden“ (Hamburg 1884) den wesentlichen Inhalt seines Confirmandenunterrichts drucken, es ist das

eine christliche Glaubenslehre für gebildete Laien, in der namentlich auf die Einwendungen der Gegner Rücksicht genommen wird. — R. war seit dem Jahre 1866 sehr glücklich verheirathet; da dem Ehepaare eigne Kinder versagt blieben, nahmen er und seine Frau später einen Knaben und ein Mädchen zu eigen an. Bei seinem silbernen Amtsjubiläum ward er von der theologischen Facultät in Göttingen honoris causa zum Doctor der Theologie ernannt (20. December 1888). Er starb kaum 60 Jahre am 15. December 1896 an einem sehr schmerzlichen Nierenleiden, dessen erste Spuren sich schon vor etwa drei Jahren gezeigt hatten und das seit dem Sommer 1896 zu heftigem Ausbruch gekommen war, seiner Gemeinde, seinen Arbeitsgenossen und seinen vielen Freunden viel zu früh.

Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd 6, S. 346 ff., 1873. — Blätter der Erinnerung an D. Georg Heinrich Röpe, Hauptpastor zu St. Jacobi. Als Manuscript für Freunde gedruckt. Hamburg 1897. — Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg. Herausgegeben von A. v. Broecker, Bd. 3, S. 197—241. Hamburg 1897.

Carl Bertheau.

Röpe: Hermann Bernhard R., geboren am 12. October 1801 zu Hamburg, † am 15. Januar 1843 zu Oldenburg, älterer Bruder des Professors Georg Reinhard Röpe (s. den vorvorigen Artikel), war der Sohn von Carl Reinhard Röpe (geb. 1764 zu Iserlohn, † 1821 zu Hamburg), der Postverwalter an der braunschweigischen Post in Hamburg war und dessen Haus „ein Sammelpunkt vieler litterarischer Notabilitäten und regen poetischen Treibens“ gewesen sein muß. In der Noth, welche die französische Besetzung namentlich im Winter 1813 auf 1814 über Hamburg brachte, erhielt auch das Röpe'sche Haus einen Stoß, von dem es sich nicht wieder erholen konnte. Hermann R. mußte auf wissenschaftliche Studien verzichten; aber auch in außerordentlich gedrückten Verhältnissen arbeitete er an seiner litterarischen und künstlerischen Ausbildung weiter. Nach schweren Jahren fand er zuletzt eine ihn befriedigende Stellung als großherzoglich oldenburgischer Hofschauspieler in Oldenburg im Großherzogthum; hier starb er in dem genannten Jahr ganz plötzlich, nachdem er eben die Bühne verlassen hatte. Er hat zwei Gedichtsammlungen herausgegeben: „Glockentöne aus der Jugendzeit“, Göttingen 1821, und „Meine poetische Jugend“, Hamburg 1834, 2. Ausg. Hamburg 1837.

Goedeke[1] III, S. 1142, Nr. 1533. — Nekrolog der Deutschen 1846, S. 62 ff. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, Bd. 6 (1873), S. 347 f. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts, 3. Ausg., Leipzig, Reclam (1888), 2. Bd., S. 206.

l. u.

Roepell: Dr. Richard R., Geh. Regierungsrath, ord. Professor der Geschichte an der Universität Breslau, geboren am 4. November 1808, war der Sohn eines Rechtsanwalts zu Danzig. Die Schicksale seiner Vaterstadt, die polnische Bevölkerung derselben wie der Nachbargebiete mögen seine Neigung für polnische Geschichte zuerst angebahnt, die Begeisterung über die glücklich vollendeten Befreiungskriege den vaterländischen Sinn erweckt, das durch die Stein'sche Gesetzgebung geförderte Gemeindeleben ihm die Bedeutung bürgerlicher Selbstverwaltung zum Bewußtsein gebracht haben und der juristische Scharfsinn des Vaters sein Erbtheil geworden sein. Der spätere geschichtliche und Lehrberuf kündigte sich schon bei dem Schüler durch Erzählungs- und Vortragsgabe und durch den Eifer an, Auszüge aus Chroniken zu machen. Häuslicher Umstände wegen mußte er die Schule von Danzig mit einer in Königsberg für einige Zeit vertauschen. Seinen Vater verlor er früh (1822).

Nach seiner Abgangsprüfung (Ostern 1830) studirte er in Halle Geschichte, geistig angeregt durch den feurigen, trotz Verschiedenheit der Ansichten von ihm stets verehrten Heinrich Leo und aufgefrischt durch Theilnahme am studentischen Corpsleben. Eine kurze Zeit betheiligte er sich in Berlin an den historischen Uebungen unter Ranke, den er immer als den „Altmeister“ zu bezeichnen pflegte. Während seiner Studienjahre hatte er auch Zeiten der Noth und geistiger Kämpfe durchzumachen. Während der Lösung einer Preisarbeit über die Grafen von Habsburg verlor er nämlich das Selbstvertrauen und entschloß sich, die Soldatenlaufbahn zu ergreifen. Von Leo ermuthigt, arbeitete er aber an seiner Aufgabe weiter, gewann den Preis dafür und die Frucht dieser Studien waren „Die Grafen von Habsburg, eine Untersuchung über Genealogie und Besitz dieses Geschlechtes bis zur Thronbesteigung Rudolf's“ (Halle 1832). Die Liebe zu dieser Erstlingsarbeit, die auf der Durchforschung des Urkundenbuchs für das österreichische Haus von Herrgott und Kopp beruht, blieb auch lange nachher in ihm so lebendig, daß er bei dem Erscheinen von Kopp's gründlichem, aber schwerfälligem Werk „König Rudolf und seine Zeit“ (1847 bis 1849) Universitätsschülern historische Aufgaben über diesen Herrscher stellte.

Im J. 1834 wurde er am 12. Mai zum Doctor promovirt und erwarb sich das Recht zu Universitätsvorlesungen durch die Schrift: „De Alberto Waldsteinio Friedlandiae duce proditore“, die später in Raumer's historischem Taschenbuch in deutscher Sprache mit Verbesserungen und Zusätzen unter dem Titel: „Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II.“ veröffentlicht wurde, sich gegen eine Rechtfertigung Wallenstein's durch Fr. Förster wendet, von den Ergebnissen neuerer Forschungen aber sehr abweicht. Aus Rückerinnerung an diese Arbeit führte er sich wohl nach 30 Jahren als ordentlicher Professor an der Universität zu Breslau 1855 mit einer verwandten Schrift ein, die aber seine zweite ihm liebgewordene Heimath als Ausgangspunkt nahm, nämlich: „Schlesiens Verhalten zur Zeit der böhmischen Unruhen, März bis Juli 1618“ Er wies darin nach, daß die schlesischen Stände bei ihren Vermittlungsversuchen dem Kaiser und ihrem evangelischen Glauben sich gleich treu ergeben zeigten. In Halle lehrte er von 1835—41. Seine ersten Vorlesungen haben sich nach E. Reimann's Vermuthung auf englische und französische Geschichte bezogen. Denn 1836 erschien in Raumer's Taschenbuch eine Abhandlung über die ersten Kämpfe der Franzosen und Engländer in Ostindien. Sonst trug er über deutsche und preußische Geschichte der neueren Zeit vor. Eine Zeitlang wirkte er daneben noch als Gymnasiallehrer und mag sich dadurch sein Lehrgeschick und die Neigung zu persönlichem Verkehr mit seinen Schülern angeeignet haben, durch den er einen noch anregenderen Einfluß auf sie ausübte, als durch seine Vorlesungen. Entscheidend für ihn wurde der durch Vermittlung Leo's ihm gewordene Auftrag des Buchhändlers F. Perthes, für die Heeren-Ukert'sche Sammlung die „Geschichte Polens“ zu schreiben. Durch die erwähnten Jugendeindrücke, durch eifriges Studium der Werke von J. v. Müller, Spittler, Eichhorn, Savigny, Ranke und durch dessen Schulung, die ihn zu planmäßiger, mehr innerlicher Untersuchung der Quellen und zur Abwägung der im Völkerleben mit einander ringenden Kräfte führte, vor allem aber durch seine unerschütterliche Wahrheitsliebe zeigte er sich für seine Aufgabe wohl vorbereitet und befähigt. In Posener Archiven forschte er nach Urkunden und sonstigem nöthigen Stoff. Durch Sichtung der Quellen und Beurtheilung ihres Werthes, besonders des unzuverlässigen Dlugosz, mußte er, in den Spuren des Danzigers Lengnich wandelnd, sich erst den Weg zu

einer wahrhaftigen polnischen Geschichte bahnen; denn bis dahin waren weder geeignete Urkundenbücher, noch neueren Anforderungen entsprechende Vorarbeiten vorhanden. Der erste Band des 1840 in Hamburg erschienenen Werkes führte in meisterhafter, auch für geographische Lehrbücher vorbildlicher Weise zunächst in die Landeskunde und Vorgeschichte, dann in die eigentliche Geschichte Polens bis 1300 ein und berücksichtigte in Erzählung und Beilagen auch die inneren Zustände, die Rechts- und Verfassungsverhältnisse, hauptsächlich die deutschen Ansiedlungen und das Aufblühen von Land und Städten dadurch. Das Werk fand aber damals noch keinen großen Leserkreis, da der Stoff desselben den Deutschen ziemlich fern lag. Dennoch wirkte die geistvolle und gründliche Art der Behandlung bahnbrechend, besonders für die jungen polnischen Erforscher ihrer vaterländischen Geschichte vorbildlich, und die Arbeit ist trotz vielfacher neuerer Forschung noch heute nicht völlig veraltet und überholt.

Nach dieser Leistung wurde R. als außerordentlicher Professor an die Universität zu Breslau berufen, wohin er mit Frau und Sohn übersiedelte. Mangels einer Hochschule zu Posen war Breslau einer der Sammelplätze für wissenschaftlich strebsame preußische Polen und R. wieder durch sein Werk und seine erzieherische Begabung der Magnet für die Historiker darunter, die seine historischen Uebungen fleißig besuchten und an der Besprechung von Schriftstellern und Quellenschriften ihres Volkes mit Vorliebe theilnahmen. Für diese heißblütigen jungen Leute mit ihrer übersprudelnden Vaterlandsliebe und ihrer damaligen Neigung zu oberflächlicher Forschungsweise und zur Ueberschätzung ihrer vaterländischen Geschichtsschreiber war, ebenso wie für die deutsche Jugend, die in den sehnsüchtigen Freiheitsträumen des fünften Jahrzehnts leicht zum Ueberschwang neigte, ein Lehrmeister von seiner Klarheit und besonnenen Kritik gerade so nothwendig, wie erziehlich; ja, nach dem anerkennenden Geständniß G. Freytag's fesselte er selbst jüngere Amtsgenossen durch seine geist- wie maaßvollen Vorträge. Zeitumstände und der neue Wohnort leiteten aber zunächst seine Forschungen in andere Bahnen als vorher, nämlich in die der vaterländischen neueren und Provinzialgeschichte. Der verheißungsvolle Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV., wie die darauffolgenden Enttäuschungen hatten, wie anderswo, so auch in Schlesien, wo Männer wie Hoffmann v. Fallersleben, wie Nees v. Esenbeck wirkten, das politische Leben mächtig angefacht. Auch R. trat in diese Bewegung ein. Seine Universitäts- und öffentlichen Vorlesungen, die er vor zahlreicher und gespannt aufmerksamer Zuhörerschaft hielt, hatten daher preußische und deutsche Geschichte der Neuzeit zum Gegenstande, so das Verhältniß von Staat und Kirche („Prophet" von Suckow, Bd. 3), die Lage Preußens 1806/7 und 1811/12, die erste Einrichtung der Provinzialstände Schlesiens, die preußische Politik in den niederländischen Wirren 1783/87 (Jahresber. der histor. Sect. der Schles. Ges. u. s. w. 1846—50). Während er in den Vorlesungen durch Klarheit der Darlegung, durch lebendige Schilderung von Personen und Zuständen, durch scharfe Hervorhebung der springenden Punkte einer Entwicklung seine Zuhörer fesselte und das Feuer seiner dunklen sprühenden Augen in dem brünetten, scharf ausgeprägten Gesicht und die sprungfederartige Beweglichkeit seines Körpers und seiner Hände das Leben des Vortrags erhöhte, waren die historischen Uebungen in seinem Hause mit einer kleineren Schar von Schülern ein Hochgenuß für diese. Hier waltete er als weiser Lehrer, rathend, berichtigend, anregend, hier als liebenswürdiger, gastfreier Wirth, und wen er ohne Rücksicht auf Glauben und Volkszugehörigkeit lieb gewonnen hatte, den unterstützte er auch späterhin mit Rath und That. Für jedes Zeichen von Anhänglichkeit

aber war er selbst dankbar. Diese Kraft, Hörer anzuziehen und zu sammeln, bewährte er auch in höherem Lebensalter trotz wiederholter längerer, durch seine Thätigkeit als Abgeordneter herbeigeführten Unterbrechungen des Unterrichts. In dem 1848 entbrennenden Parteikampfe war einem Manne von Roepell's Mäßigung, scharf abwägendem Verstande und Sinn für geschichtliche, fortschreitende Entwicklung des Staatslebens seine Parteistellung von selbst gewiesen. Er wurde Mitglied des constitutionellen Vereins, späterhin der nationalliberalen Partei und gab sich nun stark dem politischen Leben hin, seinen wissenschaftlichen Arbeiten dadurch freilich Abbruch thuend, dafür aber an Kraft und Lebendigkeit des Vortrages gewinnend. In der hochgehenden Bewegung des Revolutionsjahres erregte er allerdings durch seine zügelnde Haltung bei der großen Masse der Breslauer Bevölkerung Anstoß und zog sich feindselige Angriffe zu. Immer aber ging er bei seiner politischen Thätigkeit auf die Wissenschaft zurück. So gab er 1851 eine Uebersetzung von Milton's „Areopagitika“ heraus, die er bereits 1850 in den historischen Uebungen zum Gegenstand der Besprechung gemacht hatte, um sich mit diesem Werke für Freiheit der Presse und der Rede auszusprechen. Daneben schrieb er auch Abhandlungen für die „Constitutionelle Zeitung“ und die „Preußischen Jahrbücher“.

Durch das Vertrauen seiner gebildeten Mitbürger, das er sich durch seine Besonnenheit und Wissenschaftlichkeit gewonnen hatte, wurde er 1850 als Abgeordneter für das Erfurter Parlament, nach 1866 für den norddeutschen Reichstag, von 1861—63 in der Zeit „der neuen Aera“ und des Streites zwischen Landtag und Krone um Neubildung des Heeres und wieder von 1868—73 während Preußens Aufschwung für das preußische Abgeordnetenhaus gewählt und seit 1877 als Vertreter der Universität Breslau in das Herrenhaus gesandt, an dessen Sitzungen er zeitweilig, wie 1882 und 1883, nicht mit theilnahm, um sich wieder mehr der Wissenschaft zu widmen. Von Gemeinsinn erfüllt, bethätigte er sich gleichzeitig auch am Gemeindeleben Breslaus, von 1859—85 als Stadtverordneter, zuletzt sogar als Stellvertreter des Vorstehers. Mit seiner neuen Heimath immermehr verwachsend, nahm er auch von 1861—76 mit fünfjähriger Unterbrechung an den Berathungen des schlesischen Provinziallandtages theil. Wie er hier für die materiellen Angelegenheiten mitsorgte, so förderte und regte er auch die wissenschaftlichen Bestrebungen der Provinz an. Er wurde nämlich 1847 Schriftführer, später bis 1859 auch Leiter der historischen Abtheilung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, ferner Mitglied des Vereins für schlesische Geschichte, sowie der philosophisch-historischen Gesellschaft, der auch Mommsen angehörte. Nach dem Tode des berühmten Gelehrten Geh. Archivrath Stenzel übernahm er 1854 den Vorsitz des schlesischen Geschichtsvereins und wurde sein Neugründer dadurch, daß er seine Auflösung verhinderte, bei ausbrechenden Streitigkeiten friedfertig vermittelte und ihm neue belebende Aufgaben stellte, wie die Gründung einer Zeitschrift, die natürlich auch Beiträge von ihm enthielt. Ferner regte er die Vorarbeiten für die Herausgabe schlesischer Regesten und des codex diplomat. Silesiae an. Als der Ruf seines Wirkens in weitere Kreise drang, wurde er zum Ehrenmitgliede der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz ernannt, zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft für Geschichte der russischen Ostseeprovinzen in Riga, ferner Ehrenmitglied der Historischen Gesellschaft der Provinz Posen und der Historischen Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft in Brünn. Dieser letzteren widmete er die „Chronica domus Sarensis“, die Chronik des Cistercienserstifts Saar in Mähren, die im J. 1300 von einem Klosterbruder verfaßt, von ihm zum

ersten Mal 1854 veröffentlicht und gründlich erläutert wurde. In demselben Jahr gab er auch das kunstvoll aufgebaute Werkchen über die „Orientalische Frage und ihre geschichtliche Entwicklung 1774—1830“ heraus, das, auf Grund von Universitätsvorträgen verfaßt, nicht ohne Zusammenhang mit seinen slavischen Studien steht, den Ursprung und Verlauf der griechischen Revolution darlegt und zu dem Schlußergebniß kommt, daß über den endlichen, freilich von ihm näher geglaubten Ausgang des Kampfes zwischen Christenthum und Islam auf der Balkanhalbinsel kein Zweifel sein könne. Endlich 1855 erhielt er den Lohn für seine rastlose wissenschaftliche Thätigkeit, die ordentliche Professur, bei deren Uebernahme er die erwähnte Einführungsschrift über „Schlesiens Verhalten u. s. w.“ am 7. August 1855 öffentlich vertheidigte. Zwei Mal bekleidete er das Rectorat, wobei er in einer Rectoratsrede Rotteck gegen Treitschke in Schutz nahm, öfters noch das Decanat. Zum Jubelfeste der Universität verfaßte er 1861 die Schrift: „Zur Geschichte der Stiftung der Kgl. Universität Breslau.“ Von seinen Jugendstudien abgelenkt, überließ er die Fortsetzung seiner polnischen Geschichte einer jüngeren Kraft, dem Prof. J. Caro. Doch kam R. in späteren Jahren auf seine wissenschaftliche Jugendliebe wieder zurück, in verschiedenen Zeitschriften größere und kleinere Abhandlungen über polnische Geschichte niederlegend, in denen er die lebendige Darstellungsweise der früheren Zeit mit dem gereiften politischen Urtheil höheren Alters verband. Zu diesen Arbeiten gehört: „Ueber die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts im Gebiet des alten polnischen Reiches“ (Abhandlg. der histor.-philos. Gesellsch. 1857), das freilich von Kennerseite Anfechtungen erfuhr; ferner „Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts“ (1876), worin R. den trostlosen Verfall Polens und dessen Ursachen, sowie die fast zu einem Bürgerkriege führenden Reformversuche warmherziger Patrioten darlegt und einige wichtige Actenstücke beifügt. Eine andere Nachtseite des polnischen Staatslebens, die Religionswirren und die Verfolgungssucht der Polen gegen Andersgläubige enthüllte er in „Theophan Leontowitsch“, der als griechisch-katholischer Abt in Wilna von den polnischen Jesuiten schwer zu leiden hatte und zum ersten Male den Vorschlag zu einer Theilung Polens machte. Ein anderes Charakterbild entrollte er nach den Memoiren des Soplica im „Fürst Radziwill, Herrchen liebes“. Diesen Arbeiten reihen sich an die mit W. Arndt gemeinsam unternommene Veröffentlichung der schlesisch-polnischen Annalen in den Mon. Germ. Hist. (Bd. 19), ferner die Abhandlungen über „Repnin und Czartoryski 1764—67“, „Zur Genesis der Verfassung Polens vom 3. Mai 1791“, „J. J. Rousseau's Betrachtungen über die polnische Verfassung“, „Das Interregnum, die Wahl und die Krönung von St. Aug. Poniatowski“; der „Empfang der Königin Louise Marie von Polen in Danzig 1646“, lauter Studien über die neuere Verfassungs- und Sittengeschichte von eindringlicher Lebendigkeit, die Wirkung von Lesefrüchten polnischer Litteratur und meist in v. Sybel's historischer Zeitschrift oder in den geschichtlichen Provinzialzeitschriften veröffentlicht.

Noch als Siebziger wagte er sich auf Andringen von Giesebrecht's an eine deutsche Geschichte seit 1815, für die Heeren-Ukert'sche Sammlung, nicht in der Absicht, mit Treitschke dabei zu wetteifern, sondern in der ihm gewohnten Weise Deutschlands Entwicklung darzustellen. Leider verhinderte die Schwäche des Greisenalters die kräftige Inangriffnahme des umfassenden Werkes. So hat R. seine Lebens- und Geisteskraft im Dienste für das Vaterland, die Jugenderziehung und die Wissenschaft wohl ausgenutzt und die Ehren verdient, die ihm bei seinem 80. Geburtstagsfest 1888 und bei der Jubelfeier seiner 50jährigen Breslauer Universitätslehrthätigkeit zutheil wurden. Er

wurde zum Geh. Regierungsrath ernannt; seine Büste, ein Geschenk seiner Universitätscollegen, im Provinzialmuseum aufgestellt und eine „Roepell-stiftung“ zur Unterstützung von Studirenden gegründet. Erst kurz vor seinem Tode fing er an, über die zunehmende Altersschwäche zu klagen und senkte sein müdes Haupt an seinem Geburtstage am 4. November 1893 im Alter von 85 Jahren nach 52jähriger Thätigkeit an derselben Hochschule zur Ruhe. Er konnte den Ruhm mit ins Grab nehmen, daß er ein ganzer Mann war, fest gefugt und maßvoll in seinen politischen Ansichten, treu seinem Vaterland, gleich abhold den Bestrebungen der Umstürzler wie der Finsterlinge, kein trockener Stubengelehrter, ebenso tüchtig als Bürger von Stadt, Provinz und Staat, wie als Forscher, Schriftsteller, Jugenderzieher und Helfer und Rather in der Noth.

Nationalzeitung 1888, Nr. 583, von B. G(ebhardt). — Breslauer Zeitung 1890 (J. Caro). — Voss. Zeitung 1890, 5. Nov. — Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. u. Alt. Schles. 1894 (28. Jahrg.) S. 461—71 (E. Reimann). — Zeitschr. d. histor. Gesellsch. f. d. Prov. Pos., Bd. 9, S. 159 bis 174 (A. Warschauer). — Chronik der Universität zu Breslau, 1894. Sonderabdruck 20 S. (J. Caro). H. Hahn.

Roquette: Otto R., Dichter, wurde am 19. April 1824 in dem Posenschen Städtchen Krotoschin geboren. Der Vater Louis, daselbst Landgerichtsrath, wurde bald als Justiz-Commissarius (d. i. Advocat) nach Gnesen, 1833 nach Bromberg versetzt. Er gehörte, gleich seiner Gattin Antoinette Barraud aus der Berliner „Französischen Colonie“, einer hugenottischen Refugiéfamilie Frankfurts a. d. Oder an, und hier, im Hause des Großvaters R., des reformirten Pfarrers, sowie auf dem Gymnasium erhielt der von früh an zart, fast schwächlich gebaute Knabe die Erziehung. Früh entfaltete sich in ihm Sinn für die Nothwendigkeit deutschen Bewußtseins im doppelten Flankenangriffe des Slaven- und des Wälschthums. Die polnischen Nachbarn, Mitschüler, Lehrer mit ihrer ganzen Un- und Halbcultur hinterließen nur unangenehme Erinnerungen, ja manch herben Stachel in ihm, und die südfranzösischen Traditionen ließ schon der Vater, als preußischer Husar 1815 mit in Paris eingezogen, auf sich beruhen. Otto blieb, politisch wie confessionell unter Gegensätzen und Mischungen aufgewachsen, jeder Fractionsschroffheit, jedem Chauvinismus fern: er hat die übernommene Nationalität ohne Auftrumpfen in Ehren gehalten und ihr später in poetischen Aeußerungen eines aufrichtig deutschen Herzens — den Gedichten „Aus großer Zeit. 1870—71“ — den Tribut schönster Dankbarkeit erstattet. Jenes Verhältniß der in Preußen eingewurzelten Calvinisten von 1685 zur Rabenmutter Frankreich, vom Siebzigjährigen einleuchtend dargethan, bricht mittelbar wohl noch in der späteren Dramatisirung des Exils der „Protestanten in Salzburg“ (1867) durch, zumal wenn man sich zurückruft, daß Goethe's „Hermann und Dorothea“ diesen Stoff auf die Wanderung der vom Westen her vor den „Franken“ Fliehenden verpflanzt hatte. Einen romanischen Tropfen würde man in dem Weine, der seinem Kelche entquoll, vergebens suchen; es müßte denn sein, im beweglichen Walten einer überaus regen Phantasie.

So ist ihm allmählich auch Südwestdeutschland der immer theurere Strich deutschen Bodens geworden. Dessen gottgesegnetsten Landschaften, die er in „Waldmeisters Brautfahrt“ sinnfällig geschildert, die Schweiz und Oberitalien hat er als selbständig gewordener Jüngling durchstreift, nicht zum Schaden seiner gemach reifenden Erstlinge. Die Apenninenhalbinsel freilich genauer kennen zu lernen, was ihm noch 1894 eine öffentliche Ehrengabe ermöglichen sollte, diese langgehegte Sehnsucht ward ihm nie erfüllt. Dafür aber der

anfangs sich zerschlagende Wunsch akademischer Wirksamkeit eben im deutschen Südwesten, länger als ein Vierteljahrhundert zwar, doch allerdings spät genug. Seit 1845 besuchte R. die Universitäten Berlin (zwei Mal), mit sonderlichem Behagen Heidelberg, Halle, nach anfänglicher unfreiwilliger Probe mit dem Rechtsstudium der Geschichte, Philosophie und neuerer, voran deutscher Litteratur sich widmend. Zuletzt landete er, nach aufregenden Erlebnissen zwischen den Capriccios der Berliner revolutionsfreudigen Studentenschaft, aus denen er nach Jahrzehnten amüsante und düstere Abenteuer seinen Erinnerungen entlockt hat, „an der Saale hellem Strande“ und feierte daselbst in der Mansarde der „Mitreuterei“, einer fidelen Studiobude, mehrere Semester eine selige Idylle. Nicht alltägliche Geister reichten sich dort die Hand zu anregender Gemeinschaft, so sehr auch später ihre Bahnen sich trennten: der berühmte Augenarzt Alfred Gräfe der Jüngere, der nachherige spätere Universitätsrichter Julius Thümmel, welchem selbständigen Shakespeare- und Musikästhetiker (1818—85) R. innige Gedenkworte (in der „Nationalzeitung“, dem einzigen Fleck, wo er im letzten Jahrzehnt publicistische Augenblicksregungen bethätigte) nachgerufen hat, der spätere preußische Oberhofprediger Rudolf Kögel, der ausgezeichnete Mime und Dramaturg August Förster, die 1893 hochbetagt geschiedene Luise v. François im nahen Weißenfels, „die letzte Reckenburgerin“, u. a. in der Anfängerschaft ihrer Berufe. An diesen Kreis, an sein harmloses und dennoch tiefgreifendes Zusammenwirken bewahrte R. ein treues Gedächtniß, wie die köstlichen Erinnerungsblätter deutlich belegen, und so winkt er am Ende von deren erstem Theile dieser „unvergeßlichen Zeit meines Lebens“ den Abschied zu. Ist doch auch in jenem burschikosen Verkehr die leichtbeschwingte Dichtung entstanden, die in Heidelberger Reminiscenzen fußte und durch Cotta's Verlagsübernahme dem jungen Poeten eine hochrenommirte Buchhandlung als dauerhafte Stütze zur Verfügung stellte: „Waldmeisters Brautfahrt“. Obwohl zunächst auf eine Habilitation als Privatdocent lossteuernd, nachdem er 1851 (mit einer nie gedruckten Dissertation über die Entwicklung des Dramas — also entsprechend Gustav Freytag's lateinischer Habilitationsschrift von 1839 — bezw. über die Hamburger Oper des 17. und 18. Jahrhunderts) in Halle promovirt, nahm er geringe akademische Einflüsse mit ins Philisterium hinüber; sogar von Robert Prutz, der damals in Halle Extraordinarius und Verfechter einer socialen Litteraturwissenschaft radical-belletristischen Anstrichs war, nur ganz allgemeine: R. betrachtete, zwar lediglich auf Prutz' Ernennung dorthin übergesiedelt, seit Anbeginn das „schöne Schriftthum“ von der Warte des Künstlers, während Prutz den dichterischen Versuchen seines ersten Hörers wenig grün war. Der Historiker Heinrich Leo, der die Einen durch reactionäre Doctrin, die Andern durch philologischen Betrieb abstieß, ward in Halle ebensowenig sein Mann wie Herm. Ulrici, der formalistische Kathederästhetiker über die alten Griechen, Shakespeare und Calderon.

Nach der erwähnten Spritzfahrt ließ sich R. 1852 in Berlin nieder, wo er dem „Tunnel über der Spree“ als Gast angehörte und mit dichterischen Collegen wie Chr. F. Scherenberg, Fontane, dem ihm aus den studentischen Putschen her bekannten Paul Heyse freundschaftlich anknüpfte. Besonders den feinen Köpfen Frdr. Eggers, dem Gründer des „Deutschen Kunstblatts“, und Wilh. Lübke, dem er später für kunsthistorische Impulse sein litterargeschichtliches Hauptwerk zugeeignet hat, schloß er sich an. Franz Kugler, in dessen Haus er öfter kam, Julian Schmidt, Varnhagen von Ense, auch die Birch-Pfeiffer lernte er damals näher kennen, und er berichtet über den Umgang mit ihnen sammt dem späteren mit Gutzkow, den Schwägern Lazarus und Steinthal, D. Fr. Strauß, Fr. Vischer, Scherr, Semper, Schnorr v. Carols-

feld, Ernst Rietschel, Frdr. Preller, dem er 1883 ein gediegenes „Lebensbild“ schuf, wahrheitsgetreu. 1853—56 wirkte er als Lehrer für Deutsch und Geschichte am Blochmann'schen Institut, das dann im Vitzthum'schen Gymnasium aufging, zu Dresden, und in diesem Triennium begeisterungsarmer pädagogischer Praxis spielte sich ein Liebesromann mit Julie, der sensiblen Tochter aus der gleichgestimmten Familie des dichterisch thätigen Naturwissenschaft-Professors an der Fürstenschule zu Meißen Adolf Peters (s. A. D. B. XXV, 481) ab, der zu einem bald gelösten Verlöbniß führte. Darauf nahm er, infolge einer wegen tödlicher Krankheit des Vaters gewagten Urlaubsüberschreitung entlassen, zum vierten Male in Berlin Aufenthalt, zunächst eindringlichen fachwissenschaftlichen Studien und erzählender Production hingegeben, bis er 1862 als Docent der Litteraturgeschichte und deutschen Stilistik an der Kriegsakademie angestellt wurde. Diese ihm wohl zusagende Stellung verlor er schon 1863, da er in einer Stichwahl zwischen Feldmarschall Wrangel und dem Oppositionsführer Waldeck für diesen gestimmt hatte, doch kaum, wie er meint, infolge Einspruchs des bekannten Geheimraths Ludwig Wiese. Im Winter 1864 auf 65 hielt er öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteratur des 18. Jahrhunderts, während er zu Michaelis 1867 mit starkbesuchten Vorträgen in deutscher Sprache und Litteratur an der königlichen Gewerbeakademie einsetzte.

Erst im Frühling 1869 gelangte der 45jährige mit der Berufung als Professor der Geschichte, Litteratur und deutschen Sprache am Polytechnikum zu Darmstadt in eine seinem Streben angemessene Thätigkeit, der er sich nun mit Lust und Liebe unter allseitiger Anerkennung widmete, indem er dabei das Aufsteigen der Anstalt von einer ziemlich haltlosen gewerblichen Mittelschule zur wirklichen Technischen Hochschule bewußt förderte. Als sein officielles Fach trat dabei die Litteraturgeschichte immer mehr in den Vordergrund. Jahre lang wirkte er auch als deren Bibliothekar und oftmals auch als amtlicher Gelegenheitssprecher. Seit einem Vierteljahrhundert stehe er, drückt sich seine Rückschau beim 70. Geburtstag aus, in einem ziemlich engen Kreis, über den der weite Himmel der großen Welt aber doch auch ausgespannt sei. Von den Amtsgenossen und der Hörerschaft, von seinen Mitbürgern und dem Landesfürsten hochgeehrt, beging R. am 19. April 1894 dort diesen 70. Geburtstag, gleichzeitig das Silberjubiläum seines Postens, im traulichen Heim an der lenzprangenden „Promenade“ (seit 1895 Bismarckstraße) der hessischen Residenz. Die jüngste der vier Töchter des Hauses, Toni, ganz in ihn eingelebt, vertrat die Wirthin. R. hat nämlich nach einer heißen Studentengluth für eines Freundes Weib, nach dem Seelenconflict, der ihm gewogenen Gattin eines Irren näherzutreten, und jener abgeschnittenen sächsischen Episode nie geheirathet: er, der so oft tiefe und reine Liebe dem Leser vor Augen und siegreich zum Ziele führte, so zwar, daß man ihn einen Specialisten der in Prosaform gefaßten, um ein Minneproblem sich drehenden Lebensskizze heißen kann. Das schönste und würdigste Angebinde zu jenem doppelten Ehrendatum hat er selbst geliefert: seine gehaltvolle, liebenswürdige Autobiographie „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens“ (2 Bde., 1894), welche nicht nur über alle wichtigeren Stationen seiner Lebenspilgerfahrt — Ausdruck Rob. Hamerling's für Memoiren dieser Art — rückhaltlos anziehende Auskunft, sondern auch ungefälschte Urkunden für die Einsicht in seine Individualität und deren Entwicklung liefert. Bald nach diesem Freudenfeste, dessen zu bedankende Glückwünsche ihm reichlich Anlaß boten, alte Freund- und Bekanntschaften aufzufrischen, starb R., ohne langes Kränkeln, am 18. März 1896.

„Als Roquette starb“, vermerkt L. Geiger als bezeichnend, „meldeten die

ersten Telegramme, der Professor, nicht aber der Dichter sei gestorben. Doch hat gewiß nur der Dichter Anspruch auf Beachtung". So gebührt letzterem natürlich der Vortritt. Gottfried Kinkel, den „Otto der Schütz" (1843) rasch emporhob, und den durch „Amaranth" (1849) sofort zum Zenith des Ruhmes hinaufgeklommenen Oskar v. Redwitz hat Niemand ewig auf diesen ersten Wurf zurückverwiesen wie Otto R. auf „Waldmeisters Brautfahrt". Und dabei kann sich diese Dichtung als sein litterarisches Debut nicht bloß neben jenen technisch engverwandten ebenbürtig sehen lassen, sondern sie war im Erscheinungsjahr 1851 noch mehr ein Niederschlag des Zeitgeistes als die zwei genannten vor bezw. während der 48er Revolutionsbewegung. Außerdem hat Roquette's Muse weit entschiedener und absichtlicher aus den Kinderschuhen hinausgestrebt, und mag ihr da auch der Erfolg vielfach gefehlt haben, so darf man sie deshalb ebenso wenig in die anfänglichen Schranken verbannen, wie wegen ihrer prägnanten Lenzeswonne tadeln, zumal R. zeitlebens protestirt hat, in seiner dichterischen Wesenheit an dem Wildling, der ihm Parnaß und Publicum eroberte, zu hangen. So ist ihm „die Geschichte des Erstlingswerks", die K. E. Franzos' lehrreiche Umfrage in der „Deutschen Dichtung 1891 aufs Tapet brachte — darin X S. 44 Roquette's Antwort — eine Leidensgeschichte geworden, und während andere Schriftsteller im unverminderten Weiterkaufe der ersten Publikation einen Trost wider der Kritiker Ketzergericht finden, hat er es oft heimlich verwünscht, sich in solch dauernder Gunst der Lesewelt sonnen zu dürfen. Unparteiisches Votum muß den Vorrang der späteren Schöpfungen unbedingt einräumen, sobald es nach Gebühr veranschlagt, worauf und wie der Dichter zielte. Voll gewürdigt ist, was R. gerungen, was er errungen, besonders deshalb nicht, weil man die lange Reihe seiner Darbietungen im Zusammenhange zu betrachten, anderntheils eine Brücke zwischen seinem Leben und seinem Schaffen zu schlagen nicht für nöthig erachtete. „Waldmeisters Brautfahrt", dies „Rhein-, Wein- und Wandermärchen" von prächtigster Frische, fesselnder Anmuth in Stimmung und Einkleidung und nimmermüder Singbereitschaft, war die kecke That, die an der Pforte des ernsten Schriftthums anklopfte, wie die Reactionsperiode seit Ende 1849 unsere Litteratur gemodelt hatte. Ohne Süßlichkeit schwelgte hier ein unpolitisches Gemüth in der Natur, frohlockend ihrer Reize, ohne vagen Symbolismus personificirt eine naive Phantasie die unschuldigen Freuden des Frühlings am Ufer des herrlichen Stromes. Aufs anschaulichste war da die schönste Landschaft des uneinigen Vaterlandes geschildert, und so vergaß man dessen traurige Zerrissenheit und schwärmte mit den neckischen Geisterchen des Pflanzenreiches unter Humor und Musik. Diese beiden umranken die an sich dürftige Handlung: den Prinzen Waldmeister sperrt auf der Fahrt zu dessen Hochzeit mit Prinzeß Rebenblüthe ein vertrockneter Schwarzrock in die Botanisirbüchse, bis ihn sein Gefolge befreit, um ihn an den Hof des Königs Feuerwein, des Brautvaters, zu Rüdesheim zu führen, wo Gesandtschaften aller deutschen Weingegenden zur Feier eingetroffen sind. Das Hochzeitsfest mit den Gratulationen, dazu die Bilder vom Bonner Akademikergelage mit der Trunkenheitsstrafe jenes Pfaffen, der den Waldmeister gefangen hält, sind köstlich ausgeführt, das Ganze geradezu dramatisch belebt, mit dem Chorus der die Kehle zu Trank und Sang wacker brauchenden Studenten, dem wimmelnden Völkchen der Wein- und Kräutergnomen, auch in Episoden, wie der Liebesscene des wilden Jägers mit der Winzermaid. Kein Wunder wahrlich, daß das schmucke Duodezbändchen sich rasch in die Herzen schmeichelte und die strophischen Verse daraus auf flotten Melodien durchs Land schaukelten. Die über ¾ Hundert Auflagen (79. 1907; 68. bei des Verfassers Ableben) schelten die prin-

cipiellen Widersacher Lügner, indem sie die weite Verbreitung beweisen, die, des Werkchens Kenntniß allgemein voraussetzend, Anekdoten über auffällige Ignoranten erzeugt. Wie einer der größten und der wohl bestgeschulte deutscher Studentengesangvereine, der Leipziger „Paulus", die Krone der Lieder, „Noch ist die blühende, goldene Zeit", mit dem jugendlichen Jubelrefrain „Noch sind die Tage der Rosen!", längst zum Leibliede, den Verfasser zum Ehrenmitglied erkoren hatte, so wahrte sich dieser selbst das ungebrochene Ergötzen an den leichtbeschwingten Weisen und liebte es, in munterem Kreise eine davon mit geübter Stimme, die bis ins Alter ihren Wohlklang rettete, anzuheben. Im Commersbuch haben zwar Roquette's jugendfrohe Lieder mit ihrem leisen romantischen Schmelz kein Erdreich gefunden; doch begegnete man manchen früher öfters auf Concertprogrammen.

Einen bunten Strauß wand auch das „Liederbuch" (1852), „der Jugend" gewidmet, der der Dichter sich noch selbst zurechnete und zurief: „Und kann's dem Lied zu fesseln euch gelingen, mit frischer Brust will ich es mit euch singen". Der flüssige Inhalt dieser Liederernte trat in der 2., unveränderten und vermehrten Auflage (1859) hinter den reiferen der neuen „Gedichte", wie die Sammlung seitdem hieß, zurück, noch mehr in der 3., ebenfalls veränderten und vermehrten (1880). Die später sich deutlich meldende Herbheit der Lebenserfahrungen kam darin zu Tage, auch in den beschaulicheren antikisirenden „Idyllen, Elegien und Monologen" (1882), während die Früchte scheinbar Wiederkehr der Laune, die jenen glücklichen Wurf ermöglicht, 1876 im schlichteren actuellen ‚neuen Rheinlied' mit dem Zufallstitel „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit" den Wandel einer Lebens- und Dichterperiode versinnlichen. Da war der heitere Uebermuth verflogen, der Dichter war ein anderer geworden, so wie die Zeit und ihre Empfänglichkeit; neun Auflagen hat diese völlig unabhängige poetische Erzählung erreicht. Roquette's späteres Lieblingsorgan, K. E. Franzos' „Deutsche Dichtung", enthält in den letzten Jahrgängen vor Roquette's Tod eine ganze Menge lyrischer, didaktischer, lyrisch-epischer Spenden, die dann theilweise nicht in Sammlungen seiner Poesien oder einzeln erschienen sind. Die bezeichnendsten und gelungensten Stücke daraus sowie aus dem ungedruckten Vorrath des Todten hat sofort nach seinem Hintritt der ihm nahegestandene Ludwig Fulda „aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben" als „Von Tag zu Tage. Dichtungen" (1896): Lieder in allerlei Tönen, vermischte Gedichte, vaterländische aus dem 70er Krieg, eigenartig launige unter dem Sammelnamen „Satyrspiel", zwei vielseitige Serien Sprachverse als Stimmungstöne und Weltwandel, vier Erzählungen in Versen (eine Gattung vollendeter Form, welche R. in reiferen Jahren mit Vorliebe und Glück pflegte), endlich „Lanzelot", ein Fünfacter aus der Renaissance. Letzteres Bezugsgebiet hat den Dichter auf seiner Höhe gern gelockt und dieses Schauspiel hier zeigt uns ihn damit ungemein glücklich, der gesammte posthume Band überhaupt als Lyriker wie Epiker auf dem Gipfel seiner Kunst, kaum gealtert, nicht geschwächt, nicht im Niedergange. Die Lyrik war wohl das ihm am nächsten liegende Feld, das er noch in höherem Lebensalter keineswegs selten bepflügt hat. Auch das epische Gebiet, seines Erachtens wohl seine Stärke, überspann er unwillkürlich mit lyrischen Fäden. Dahin gehören: „Orion. Ein Phantasiestück" (1851), älter als das vorher veröffentlichte Waldmeister-Poem, eine mißlungene Verquickung der eben aufkommenden Auerbach'schen Dorfgeschichte mit der abgethanen Schauerromantik Callot-Hoffmann'schen Spuks, trotz der Düsterheit der Geschehnisse lebendig in Landschaftsmalerei und Liedeinlagen; „Der Tag von St. Jacob" (1852; 4. Aufl. 1879), wo die sentimentale Liebe der Schweizer Heldenjungfrau Verena zu ihrem

bei St. Jacob (1344) gefallenen Geliebten Valentin eine rechte Action des nationalen Freiheitskampfes niederdrückt; „Herr Heinrich. Eine deutsche Sage" (1854), stellt die Königswahl Heinrich's des Voglers märchenhaft mit netten Naturscenen dar; „Hans Haidekuckuck" (1855; 4. Aufl. 1894), eine nicht übel ausgedachte realistische Nürnberger Historie des Reformationszeitalters, novellistischen Anstrichs; „Cesario. Erzählung in Versen" (1888), welch letztere den Uebergang aus dem modern-romantischen Fahrwasser der jüngern Roquette'schen Epik zu den ungebundenen Erzählungen gut verkörpert.

Da führte „Das Hünengrab" (1855) mit dem „verunglückten Streifzug in das Gebiet der Tromlitz-Blumenhagen'schen Romantik" (Prutz) wenig verheißungsvoll ein. Doch folgte ihm 1858 der Roman „Heinrich Falk" (3 Bde., 2. Aufl. 1879), eine aus dem Leben gegriffene Fabel mit dem Hintergrund eines Künstlerdaseins durch zugespitzte Conflicte hindurch abspinnend, wo nicht mehr wie im „Orion" das Interesse der ergründeten seelischen Mysterien gänzlich von den wirklichen Vorgängen ablenkt, in psychologischer Feinheit des Dichters weitestauslangendes Werk, dabei wie alle seine Darbietungen in der inneren Form ebenso glatt wie im Ausdrucke. Nur „Das Buchstabirbuch der Leidenschaft" (2 Bde., 1878), wo übrigens die Neigung des Jünglings, die Heimlichkeit der höher organisirten Pflanzenwelt zu belauschen und deren Vertreter, so hier Pilze, zu vermenschlichen, reifer zurückkehrt, befriedigte in Beobachtung und Umguß des Beobachteten in demselben Grade die strengsten Anforderungen, auch die Roquette's selbst, der es für sein liebstes, bestgerathenes Kind erklärte. Analog ragen unter den zahlreichen kleineren Prosaerzählungen die als „Welt und Haus" (2 Bde., 1871 u. 1875) vereinigten merklich hervor, womit den übrigen (über ein Dutzend!) Sammlungen — die einzelnen erschienen vorher meist in Zeitschriften wie Deutsche Romanzeitung, Westermann's Monatshefte, Deutsche Romanbibliothek, auch in großen Tagesblättern (Nationalzeitung, Frankfurter Zeitung) — nicht etwa das Anrecht auf passende Anlage und anziehende Darstellung geraubt, eine überdurchschnittliche poetische Empfindung abgestritten werden soll. Den erzählenden Dichtungen zuzuzählen ist auch die 1892 erschiene Reihe „Ul von Haslach", „Der fahrende Schüler", „Spindel und Thyrsus", „Ambrogios Beichte", „Paris der Bessere", die theilweise Renaissance-Erzeugnisse erneuert und mit echtem Humor elegantesten Gewandes triumphirt. Im „Ul von Haslach" ersteht Hans Sachsens köstlicher Roßdieb von Fünsingen, aus demselben Milieu wie Roquette's Schreinerbub Hans Haidekuckuck, der in Sachsens Fastnachtsspielen mitwirkt, auch wie der frischgemuthe Jüngling des damaligen Nürnberg, den am Ausgange seines Schaffens das Drama „Lanzelot" durch seine Fährnisse in der Fremde begleitet.

So lag denn Roquette auch auf theatralischem Gebiete jedenfalls noch der etwas alterthümelnde, ohne Derbheit urwüchsige Faschingsschwank Hans Sachsischer Gattung am besten. Im übrigen bemerkt K. E. Franzos („Dtsch. Dichtung" XVI, 200) sehr gut: „Dramen waren seine ersten Arbeiten, wie seine letzten, nach diesem Lorbeer hat er stets am heißesten gestrebt — und doch hat ihn, den Mann von großem Kunstverstand und seltener Selbstkritik, die innere Stimme in diesem Einen getäuscht." Auch Roquette's dramatische Ader füllte mehr lyrisches und episches Blut. Seine zwei originellsten einschlägigen Leistungen, durch 20 Jahre getrennt, nennen sich ‚dramatisches Gedicht': „Das Reich der Träume" (1853) und „Gevatter Tod" (1873). Die erstere, heute kaum irgendwie bekannt, stellt in den Mittelpunkt einer frei erfundenen, halb märchenartigen, halb mystischen Handlung eine einsiedlerisch grübelnde Theosophin Nymphäa, die statt eines ihrem verstorbenen Vater

befreundeten klugen Arztes ein ritterlicher Fürst aus Todesharren und Einsamkeit durch der Liebe Kraft der Welt wiederschenkt, und ward wohl durch des Dänen Henrik Hertz compresseren Einacter „König René's Tochter" angeregt. Die andere, trotz theatralischen Rahmens mehr episch gehalten, ist inhaltlich wie formell der Höhepunkt von Roquette's Poesie, aber ebenfalls heutzutage leider völlig dem Gesichtskreise entrückt. Die sinnige mittelalterliche Volksmythe vom „Gevatter Tod", uns nach Ludwig Bechstein's Märchenniederschrift am geläufigsten, ist hier in directem Anklange an Figuren, Situationen, Namen nach dem Muster des Goethe'schen „Faust" umgebildet worden, und sie soll uns nun den nimmer gelösten Zweifel über den Widerspruch der allumfassenden göttlichen Liebe mit dem unentrinnbaren Abschneiden jeglichen Glücks, auch des reinsten, durch den Tod erledigen: einen himmelstürmenden Jüngling überzeugt ein Ehrfurcht einflößender Greis, der ihm als früherer und jetziger Hort entgegentritt, durch hartes Ringen im Schicksalskampfe von der versöhnenden Harmonie des Trios Glück, Liebe, Sterben — der Tod selbst. Habich fügt seiner Inhaltsangabe dieser, ganz wider Gebühr vergessenen Dichtung hinzu: „Die Sprache ist die edelste, von gedankensatter Concentration und sinnlich angeschauter Pracht. Einige Monologe von einer wundervoll dunklen Klangfarbe stehen hoch über der berühmteren Lyrik des Dichters. Und auch die Saiten der Leidenschaft, die R. sonst nur leise zu rühren wagt, schwingen hier in mächtigen Accorden. ‚Ich war zufrieden mit meinem Werk', so spricht er sich selbst aus, ‚denn es lag mehr von meinem innersten Wesen darin als in anderen, welche mehr Beifall gefunden haben.' Und das durfte er sagen". Wo R. bühnenmäßige Dramaturgie einzuhalten sich befleißigte, da ist zwar alles sorgfältig angeordnet und motivirt, auch die Form wie bei ihm stets, abgeglichen und sauber, aber das Packende im Tragischen, das Erschütternde bleibt aus, die Charaktere ermangeln kantiger Umrisse und zumeist des theatralischen Temperaments. In chronologischer Reihe: die Geschichtstragödie „Jakob von Artevelde" (1856), das historische Schauspiel „Rudolf von Habsburg oder: Die Sterner" (1856), „Der deutsche Festkalender. Lustspiel" (1865), „Die Märtyrer des Glücks. Schauspiel" (1867), die zwei Sammelbände vermischter dramatischer Dichtungen 1867 bezw. 1876, enthaltend: „Die Protestanten in Salzburg. Trauerspiel", „Sebastian. Trauerspiel", „Reineke Fuchs Festspiel" 1856; „Der Feind im Hause. Tragödie", „Der Rosengarten. Schönbartspiel", „Rhampsinit. Fastnachtskomödie", „Die Schlange. Lustspiel", — aus jüngerer Zeit „Lanzelot" (1887), „Der Schelm von Bergen", „Hanswurst", „Der Dämmerungsverein", drei einactige Lustspiele, 1890 in Reclam's Universalbibliothek als Roquette's dortige Repräsentation, „Die Schweden in Altdorf. Drama" (1894), „Das Haus Eberhard. Lustspiel in 4 Acten" (gedruckt als Darmstädter Bühnenhandschrift). Eine kleine Gruppe bilden die „Legende der heiligen Elisabeth", 1866 auf Antrieb des Weimarer Hofes, an dem, zumal auf der Wartburg, R. in den sechziger Jahren intim verkehrte, für Franz Liszt gedichtet, von diesem dann als Oratorium componirt und überall unter außerordentlichem Beifall (der freilich in der Regel nur dem Vertoner zugute kam) häufig, noch bis in die neueste Zeit aufgeführt, nebst dem von R. 1888 in Voraussicht des Mißglückens (April 1889 im Berliner Opernhaus) widerstrebend zurecht gestutzten Texte zu Emil Naumann's Oper „Loreley", den R. schon 1867 auf des Musikers Drängen ausgearbeitet hatte.

Gleich dem alten Hans Sachs, so scheint Goethe mehr als einmal sein gelegentliches Vorbild gewesen zu sein, wie sie seine Lieblingsgenossen waren. Wie ersterer ihm mehr zu dramatischen Anstößen verhalf oder zu formalen

Anregungen seiner Kleinepik, so Goethe zu epischen. Zwar läßt sich kaum eine bestimmte Nachahmung herausstechen; aber in Gegenstand, Moral und Fassung erinnert uns allerlei an den Großmeister des Kreises, den R. in den Novelletten „Große und kleine Leute in Alt-Weimar" (1886) direct, in „Friedrich Preller" (1883), einem auf peinlichen Studien ruhenden authentischen „Lebensbild" des ausgezeichneten Weimarer Malers (1804—78; s. A. D. B. XXVI, 553/61), indirect den Tribut der aufrichtigen Sympathie gezollt hat. Seine Abhandlung „Goethe und die Gartenkunst" am Schlusse der Festschrift zu der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der großherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt (1886), bringt den Olympier in enge Beziehung zu der diesem wie ihm selbst am Herzen liegenden Natur und deren Verständniß. So hat man ihn denn einen Epigonen der classischen Aera zu schmähen versucht, die Ehre, die in dieser Tadelabsicht liegt, vergessend. Ueberhaupt sah R. die Denkmale der Poesie, den ganzen weiten Bezirk der schönen Litteratur, mit ungetrübtem Auge, mit dem Auge des Künstlers an. Seine Universitäts- und anschließenden Privatstudien waren weit mehr aufs Aesthetische, Reinlitterarische, allenfalls Geschichtlich-Litterarische gerichtet gewesen als auf philologisch-kritische, gar speciell-germanistische Forschung. Das beweisen auch seine sonstigen tüchtigen litterarhistorischen Publikationen, die hier bloß genannt werden können: die erste moderne Biographie des unseligen genialen Lyrikers Joh. Chrn. Günther (1860 mit Auswahl) die eingeleitete sorgfältige Ueberarbeitung von Dante's Divina commedia in K. Streckfuß' Verdeutschung (1882), die feine Einleitung zu Cervantes' ‚Don Quixote' (Hier. Müller; 1889), die tüchtige Neuausgabe von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" (1895), alle drei in der Cotta'schen Bibliothek der Weltlitteratur; dazu Roquette's biographischer Text zur „Gallerie moderner Dichterphotographien nach Originalgemälden von C. Jäger, E. Felix und A. Gräfe" (1878). Auf seine einschlägige Hauptleistung, bei deren Entstehen er, wie er gesteht, „als Poet doch innerlich gedarbt" hat, legte R. relativ wenig Werth: die „Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Denkmälern bis auf unsere Zeit" (2 Bde., 1862/63), die, aus äußeren Anregungen und stoßweise ansetzenden Bibliotheksarbeiten hervorgewachsen, seit der 2. Auflage (1872) „Geschichte der deutschen Dichtung" umbenannt und in der 3. (1879; Abdruck 1882 vergriffen) mannichfach verbessert und allen fachmäßigen Beiwerks, so auch der Hauptmasse der Bibliographie ganz entkleidet worden. Bei den ältern Perioden die gewohnten Geleise nicht ohne nachprüfende genaue Erwägung gehend, stellt R., je näher er der eigenen poetischen Epoche kommt, mit wachsender Selbständigkeit dar. Klarheit, Uebersichtlichkeit, liebevolles Einfühlen rühmten Kritiker, die litterarhistorischen Zunftvorurtheils bar sind, von jeher, namentlich auch als Seitenstück zu dem tendenziös durchsetzten weit bekannten Buche Vilmar's. Trotz aller Bescheidenheit rücksichtlich seiner Stellung zur Litteraturwissenschaft hing er mit Eifer und Freuden am Lehramte des Fachs — dem er auch durch ein vom preußischen Ministerium bei ihm veranlaßtes „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Ausgewählte Stücke deutscher Dichtung und Prosa nebst einer historisch-biographischen Uebersicht" (2 Bde., 1877) dienen wollte — darin er Jahrzehnte lang die erwachsene Jugend eingeführt hat, und erkannte dessen gewaltigen Fortschritt unumwunden an, auch wo das auf seine Kosten ging. Dem früheren Berliner Schriftstellern und der nachherigen akademischen Wirksamkeit, endlich derjenigen als weithin gebetener populär-wissenschaftlicher Redner entsprangen eine Anzahl litterarhistorische Einzelarbeiten, die dann, gleich nach dem Tode, Ludwig Fulda in Zeitungen und Zeitschriften theilweise zum Druck befördert hat.

Die Abwesenheit jeglichen Eigendünkels und die jeder falschen Scham gingen bei R. Hand in Hand. Er, den man vor sechstehalb Jahrzehnten als den Poeten der deutschen Jugend begrüßte, ist, wie immer allem Servilen abhold, nie im geringsten von Marasmus angekränkelt gewesen, als er die jüngsten Zeilen schrieb. Der „stehengebliebene“ R. hatte von jener fesselnden Anmuth und dem Schwunge der Phantasie, die seine ersten Sprossen auszeichneten, kaum etwas verloren und war bis in die Siebzig, wie Habich richtig sagt, kein philiströser Alltagsmensch, sondern eine wahre Künstlernatur, der das Herz im alten Leibe junggeblieben. Seine Selbstgratulation zum Psalmistenalter 1894, das schöne Gedicht „Jahresringe“, spricht dies volltönig aus. Seine Persönlichkeit erschloß sich nur wenigen recht und auch die Mehrzahl davon wird die Strenge, die der äußerlich höchst milde Mann gegen sich selbst übte, nicht bemerkt haben. Die meisten erfuhren erst aus der Selbstbiographie, welch herben Prüfungen ihm im Daseinskampfe beschieden gewesen waren, bevor die erlösende Berufung nach Darmstadt augenblickliche Sorge von ihm abstreifte. Auch dann war die Straße unseres Optimisten mit nichten dornenlos bis ans Ende, und er gehört nicht den auserlesenen Sterblichen zu, die sich unbekümmert um des Geschickes Launen nach eigenem Gutdünken frei entwickeln dürfen: vielmehr haben es ihm äußere Umstände leidlich erschwert, ein Ziel zu erreichen, wo er Posto fassen und seinem ehrlichen Streben ungestört genügen konnte. In Aerger und Mißerfolg hielten ihn große Einfachheit und Bescheidenheit stets aufrecht. R. war ein zu vornehmer Geist, um die Reclametrommel zu rühren oder rühren zu lassen, wann er mit seinen, scharfer Selbstzucht abgewonnenen jüngeren Schöpfungen im Hintertreffen der öffentlichen Aufmerksamkeit verblieb. Allerdings bekundet eben die sichtliche Vorliebe, die auf den Seiten des Memoirenbuches und ebenso, sobald er im engsten Zirkel ohne Sentimentalität in das Treiben seines ersten Menschenalters zurückgriff, die Knabenjahre sammt denen des litterarischen Erstauftretens traf, seinen nie versiegten Hang zur Jugend und ihrem Fühlen: diese Grundfarbe seiner älteren Darbietungen. So wird, wennschon die andern Leistungen die Vielseitigkeit, die Sicherheit, den Vervollkommnungsdrang seiner Schriftstellerei bestätigen und „Gevatter Tod“ nebst den hervorgehobenen erzählenden Werken im Vordergrunde stehen, sein Ruhm am unvergänglichsten in der Lyrik und lyrischen Epik währen, worin er die ersten, seine am ehesten unverwelklichen Lorbeeren und, bis ihm die Feder entfiel, duftige Blüten gepflückt hat, und „Waldmeisters Brautfahrt“, eines der verbreitetsten Dichtwerke in deutscher Zunge, im deutschen Gemüthe stets Widerhall wecken. Ist doch auch da das Leitmotiv die Empfindung, die wie eine Tendenz für Roquette's Wirken maßgeblich blieb: die Freude am Dasein und Sonnenschein des Daseins „weil das Leben noch mait“. Und unter dem Banner solch sieghaften Glaubens an Schönheit, Edelsinn, Glück und Licht stand Otto Roquette's gesamtes Fühlen, Denken, Streben und Schaffen.

Vorstehende Skizze ist überarbeiteter Auszug aus meinem ausführlichen, mit vielen Belegen versehenen Lebens- und Charakterbilde i. d. „Biograph. Blttrn. Hsg. v. A. Bettelheim“ II S. 397—414; daselbst auch die hauptsächliche Litteratur verzeichnet und charakterisirt. Von späteren sei hier, gleichsam als Ergänzung wie als Ausgleich unserer infolge persönlichen Zusammenhangs wohl im einzelnen etwas zu panegyrischen Behandlung, besonders Ludwig Geiger's sehr kundiger, allseitig beurtheilender Essay angezogen, der auch den Schattenseiten in Roquette's Poesie, namentlich der erzählenden, gerecht wird: Westermann's Illustrt. Dtsch. Monatshefte 80. Bd. S. 604—19 (1896) (auch in Geiger's „Dichtern u. Frauen“, N. Serie, 1899 S. 290—321). Warme Anhänglichkeit, die kritischem Abwägen ausweicht, spricht

aus L. Fulda's Einleitung zu seiner Auslese des R.-Nachlasses (1896: s. o.). Daselbst wie in meinem eingehenderen Nekrolog bezeichnende Originalbriefe. Aus früherer Zeit noch nennenswerth die Behandlung bei J. Hub, Deutschlands Balladen- u. Romanzendichter III 1, 2⁴ (1870) S. 560/64 u. Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV (s. Reg.); mit am ernstesten betrachtet ihn immer noch sein Alters- und zwiefacher „Fachgenosse" Gottschall („Die dtsch. Nationallitt. d. 19. Jahrhs."⁷ III 109, 160—64; IV 284). Die theilweise in Einzelheiten bemerklichen Erscheinungen zum 70. Geburtstage, den Memoiren und zum Tode Roquette's s. i. d. Jhrsber. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. IV, V, VII—IX verzeichnet bezw. ausgezogen. Angaben eines aufrichtigen Busenfreundes in Wilh. Lübke's „Lebenserinnerungen" (1891) S. 187—190 u. 372. Authentische Biographie bereite ich vor. Freundliche Förderung durch R.'s vieljährigen Hauptverleger, J. G. Cottasche Buchhandlung. Ludwig Fränkel.

Norbach. Von dieser ca. 1370 in Frankfurt a. M. eingewanderten und 1570 ausgestorbenen Geschlechterfamilie verdienen zwei Persönlichkeiten eine kurze Erwähnung, da ihre Bedeutung eine mehr als locale ist. Die Mitglieder dieser Familie waren anfangs Kaufleute; durch ihre geschäftlichen Erfolge gelangten sie zu bedeutendem Reichthum, der ihnen die Einheirathung in die alteingesessenen Geschlechter erleichterte, und gehörten schon um 1430 zum herrschenden städtischen Patriciat. Der vierten Generation gehörte Bernhard R. an (1446—1482), der eine Holzhausen zur Frau hatte. Er hat unter dem Titel Stirps Norbach Aufzeichnungen über seine Familie und sein Leben hinterlassen; ist ihr Inhalt auch specifisch frankfurtisch, so ist er doch von allgemeinem Interesse für das gesellige, geschäftliche und geistige Leben dieser patricischen Großkaufleute. Noch mehr gilt das von dem Tagebuch seines Sohnes Job (1469—1502), welches die Jahre 1495—1502 umfaßt; er studirte in Italien die Rechte, wurde aber 1498 in seiner Vaterstadt Kanonikus des St. Bartholomäus-Stiftes; seine Aufzeichnungen sind mehr persönlich, mehr mit kritischem Urtheil geschrieben; sie schildern vorzugsweise das gesellige Leben der Patricier, das seinen Mittelpunkt in der Gesellschaft Alt-Limpurg hat. Des Vaters und besonders des Sohnes hinterlassene Aufzeichnungen (jetzt im Frankfurter Stadtarchiv) sind eine culturgeschichtlich höchst werthvolle Fundgrube für das Leben und die Anschauungen der höchsten Gesellschaftskreise in den deutschen Reichsstädten beim Ausgange des Mittelalters.

Quellen zur Frankfurter Geschichte, Bd. I (bearbeitet von Froning), Frankfurt 1884. — J. C. v. Fichard's Geschlechtergeschichte, Fasc. Norbach, handschriftlich im Frankfurter Stadtarchiv. — Froning, Die Familie Norbach, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Dritte Folge, Bd. II, 147—183. R. Jung.

Roerdansz: Rudolf von R., königlich preußischer General der Artillerie, am 29. Januar 1828 zu Pleß in Oberschlesien, wo sein Vater als Ulanenofficier in Garnison stand, geboren, wurde im Cadettencorps erzogen und kam am 27. Mai 1845 als Secondlieutenant zum 28. Infanterieregimente. Der Wunsch, seine wissenschaftlichen Neigungen bei einer Waffe zu bethätigen, welche dafür ein weiteres Gebiet eröffnete als bei der Infanterie der Fall war, veranlaßte ihn, um seine Versetzung zur Artillerie zu bitten. Sie erfolgte nach einer am 1. November 1846 geschehenen Commandirung zur 8. Artilleriebrigade, welche wie das 29. Infanterieregiment zum rheinischen Armeecorps gehörte. Am 21. April 1848 trat er ganz zu ihr über und verblieb, nachdem er 1856 zum Premierlieutenant, 1859 zum Hauptmann befördert war, im Frontdienste, bis er am 12. September des letzten Jahres als Lehrer an der

Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule und als Mitglied der Artillerie-Prüfungscommission von Coblenz nach Berlin berufen wurde. Damit trat er in eine lange und erfolgreiche Dienstthätigkeit bei verschiedenen Unterrichtsanstalten des Heeres. Als beredter Fürsprecher der durch General v. Peucker (s. A. D. B. XXV, 556) empfohlenen applikatorischen Lehrmethode, die den akademischen Vortrag durch den mündlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler belebt und nutzbringender gestaltet als jener allein es vermag, hat er sich namhaftes Verdienst erworben; es ist um so höher anzuschlagen, als er mit weitverbreiteten und tief eingewurzelten Vorurtheilen zu kämpfen hatte, welche behaupteten, daß ein solches Verfahren unvereinbar sei mit der Stellung des Officiers. 1861 wurde er auch Lehrer an der Kriegsakademie, 1861 aber zur Theilnahme an einer Reise nach Belgien, Frankreich und England commandirt um die dortigen artilleristischen Einrichtungen kennen zu lernen. Die gemachten Erfahrungen gaben die Anregung zu der bald darauf geschehenen Errichtung einer Artillerieschießschule. Von der Theilnahme am Kriege des Jahres 1866 war R. durch eine Commandirung zum Kriegsministerium abgehalten. Nach Friedensschluß wurde er zum Batteriechef in seinem alten Truppentheile ernannt, aber schon nach wenigen Wochen von dort abberufen, um bei der Abschätzung des beweglichen Kriegsmaterials der ehemaligen Bundesfestung Landau mitzuwirken und am 1. Januar 1867 zum Director der Kriegsschule Erfurt ernannt, eine Stellung, die er ein Jahr später mit der nämlichen an der Schule zu Cassel vertauschte. Von hier ward er am 13. Mai 1869 zur Botschaft nach London commandirt. R. kam dadurch zum zweiten Male um die Theilnahme an einem Kriege; trotzdem leistete er seiner Regierung wichtige Dienste. Als der Ausbruch bevorstand, war die Flotte des Norddeutschen Bundes auf einer Fahrt nach dem Mittelländischen Meere begriffen und das französische Geschwader im Atlantischen Ocean lauerte ihm auf; da miethete R. einen Seedampfer, suchte die deutschen Schiffe, benachrichtigte sie von der ihnen drohenden Gefahr und ermöglichte ihnen, sich dieser zu entziehen. Später versah er die eigene Heeresleitung mit Nachrichten, die er aus französischen Quellen in England in Erfahrung brachte, so mit der schwerwiegenden über den Abmarsch des Marschall Mac Mahon von Chalons s. M. in der Richtung auf Metz; eine Kunde, auf welche die Rechtsschwenkung gegen Sedan mitbegründet war. Damals führte er, wie einst Moltke in Constantinopel, die türkischen, in London die englischen Officiere in das Verständniß des Kriegsspieles ein. Seine Thätigkeit an den Militär-Bildungsanstalten beendete er als Director der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, an deren Spitze er von 1872—1874 stand.

Inzwischen war die Scheidung der Waffe in Feld- und Fußartillerie erfolgt. R. kam zu letzterer, mit der er damals zuerst nähere Bekanntschaft machte. Am 9. Juni 1874 wurde er zum Commandeur des Schlesischen Regiments, am 2. October aber zum Präses der Artillerie-Prüfungscommission, am 13. Mai 1880 zum Generalmajor und Commandeur der 3. Fußartilleriebrigade ernannt. Nachdem er dann seit 1884 an der Spitze von Fußartillerie-Inspectionen gestanden hatte und zum Generallieutenant aufgestiegen war, wurde er, als die Feldartillerie den Divisionen unterstellt ward und die Generalinspection der gesammten Artillerie einging, der erste Generalinspecteur der Fußartillerie. Am 20. December 1887 geadelt, am 27. Januar 1890 zum General der Artillerie befördert, schied er am 8. April des letzteren Jahres aus dem Dienste und starb am 9. August 1892 auf einer Reise zu Klosters im Kanton Graubünden. Schriftstellerisch war R. auf artilleristischem Gebiete mehrfach thätig.

Beiheft Nr. 9 zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1893.

B. v. Poten.

Rörer: Georg R. (Rorer, Rorarius, Rorerius u. s. f.), evangelischer Theologe, Luther's langjähriger Freund und Gehülfe, geboren am 1. October 1492 zu Deggendorf in Niederbaiern, † am 24. April 1557 zu Jena. Seit dem Sommerhalbjahr 1511 besuchte er die Hochschule zu Leipzig, wo er am 4. September 1515 zum Baccalaureus, am 22. December 1520 zum Magister der freien Künste befördert wurde. Zwei Jahre darauf begab er sich nach Wittenberg, wo er am 12. April in die Matrikel eingetragen wurde. Bis an sein Ende ist er ein treuer Sohn Wittenbergs, Freund und Helfer Luther's gewesen, der an ihm am 14. Mai 1525, als er zum Diakonus in Wittenberg berufen war, zum ersten Mal die Investitur oder Einführung ins Amt im neuen evangelischen Sinn und Geiste vollzog. Bis 1529 der zweite der damaligen Diakonen, hatte er ein arbeitsreiches Amt zu versehen. Erst damals wurde ein dritter Diakon bestellt. Als treuer Bekenner des Evangeliums, auch durch schwere Heimsuchungen geprüft, war er ein erwecklicher, gefeierter Prediger und hielt fest an seinem Wittenberger Amte, wobei freilich auch sein inniger Wunsch mitbestimmend war, nicht von der Seite Luther's wegversetzt zu werden. Um seinetwillen mochte er sich überhaupt nur sehr ungern von Wittenberg weg begeben und that das nur auf kürzere Frist wegen dringend nöthiger Erholung im April 1528, wo er seine Freunde in Zwickau sowie im Frühjahre des nächsten Jahres, wo er die in Nürnberg besuchte. Sonst sehen wir ihn auswärts nur noch, wenn er mit oder statt Luther's in kirchlichen Angelegenheiten thätig war, einmal bei dem Religionsgespräch in Marburg und im Jahre darauf, 1530, als Vertreter Luther's bei der Kirchenvisitation der Kreise Eilenburg, Bitterfeld und Belzig. Einem verwandten Zwecke wie der Theilnahme am Marburger Religionsgespräch diente Rörer's Anwesenheit in Luther's Wohnung bei der Wittenberger Concordie am 22. Mai 1536. In den Jahren 1538 und 1539 nahm er dann an Luther's Statt wiederholt Ordinationen auswärtiger Geistlichen vor. Nach 1537 versah R., wenn er auch den Charakter eines Geistlichen behielt, sein Diakonatsamt, das damals an A. Lautenbach überging, nicht mehr, überhaupt kein Amt im engeren Sinne. Zwar heißt es, daß er im J. 1533 Bibliothekar der Wittenberger Universitätsbibliothek gewesen sei; da uns aber gerade 1537 ein Meister Lucas als der Librey zu Wittenberg Vorsteher genannt wird, so hatte er jedenfalls damals diese Stellung nicht mehr inne. Wenn aber damals auf Spalatin's Anregung Namens des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen eine neue Bestallung für R. ausgefertigt wurde, so war das eine ganz außerordentliche. Sie nahm ihn für die Thätigkeit in Dienst, in deren treuer Erfüllung sein eigentlicher Beruf und geschichtliche Bedeutung beschlossen liegt. Es ist das sein erstaunlich umfassender Hülfsdienst, den er der Reformation, allermeist dem Werke Luther's leistete. R. hat diese Arbeit — gewiß mit gutem Grunde — auch als Kirchendienst angesehen und sie auch im J. 1547 dem bisherigen Kurfürsten Johann Friedrich gegenüber so bezeichnet. Dieses Lebenswerk Rörer's war durchaus in der Liebe zu Luther, seinem „ehrwürdigen Vater", begründet: wenn dieser krankte, litt er mit; wenn er nebst seinen Mitarbeitern wohl und zur Stelle war, freute er sich herzlich. Diese Liebe zur Person hatte aber wieder ihren Grund, war durchaus in der Liebe zu seinem Werke, zur Reformation, deren treuer überzeugter Bekenner er war. Seine Liebe zu dem Meister wurde von diesem voll und ganz erwidert. Er hat ihn, seinen häufigsten, fast täglichen Gast, als einen treuen, frommen Mann und tüchtigen Geistlichen anerkannt; er hat ihm auch einen großen Einfluß auf sich eingeräumt. In humorvoller Weise hat er ihn mündlich und schriftlich als seinen Moses, seinen Befehlshaber, seinen Aeacus bezeichnet und wohl mit Bugenhagen, Creuziger und seiner Käthe zusammen-

gestellt. Beispiele von diesem Einflusse, der auf innerer Achtung beruhte, lassen sich genug beibringen. Dieses gegenseitige nie getrübte Verhältniß ist für die Beurtheilung beider Persönlichkeiten gleich merkwürdig und ehrenvoll. R. hat seinen verehrten geistigen Vater gelegentlich zu einer bestimmten Thätigkeit, Collegien, öffentlicher Predigt angeregt und auf herzliches Ansuchen seines R. schrieb Luther eine Erklärung vom 12. Capitel des Propheten Daniel.

Von den Verdiensten Rörer's um Luther und die Reformation ist entschieden das größte das, was er sich in der Festlegung und Erhaltung von Luther's Wort bei seinen akademischen Vorträgen sowohl als bei seinen öffentlichen und häuslichen Predigten erwarb. Seine Leistung hierin ist eine wahrhaft erstaunliche. Es haben Manche Luther's Predigten und Vorlesungen nachgeschrieben, aber Keiner ist mit ihm an Fülle und Gestalt des Geleisteten zu vergleichen. Luther hat selbst gelegentlich von den Leistungen Veit Dieterich's, der auch ein fleißiger Nachschreiber war, gesagt, sie seien dürr und mager, R. habe mehr. Bei anderen, wie bei einem Creuziger, erscheinen die wiedergegebenen Vorträge Luther's mehr oder weniger als freie Bearbeitungen. R. aber verstand es, die Vorträge, wie sie gehalten waren, vollständig wiederzugeben. Dabei kam ihm das feine Verständniß von Luther's Geist und Sprache zustatten. Ganz besonders war es seine Meisterschaft im Schnellschreiben und in der Verwendung von Abkürzungen. Da nämlich die heute in den Parlamenten und sonst zur Anwendung kommende Kurzschrift noch nicht erfunden war, so mußte man sich mit einfacheren Abkürzungen und Siglen behelfen. R. war in deren Verwendung überaus geschickt, und die Liebe zur Sache machte ihn auch erfinderisch; daher er auch denen, die seine Nachschriften benutzen wollten, Anleitung zum Verständniß seiner Schrift gab. Um der Kürze sowie um der größeren Zahl überkommener Siglen willen bediente sich R. auch bei deutschen Vorträgen vielfach lateinischer Abkürzungen für gleich bei der Predigt lateinisch aufgefaßte oder niedergeschriebene Wendungen, sodaß man, um eine deutsche Predigt Luther's vollständig wiederzugeben, nicht durch einfache Auflösung der Abkürzungen lateinische Worte zwischen den deutschen in den Text setzen darf, sondern — wozu natürlich viel Kenntniß und Uebung gehört — die lateinischen Worte und Wendungen deutsch wiedergeben muß. R. hat nun von 1523 an bis zu Luther's Tode, gelegentlich auch als sein Begleiter auf einer Reise, die Luther'schen Predigten und Vorträge nachgeschrieben. Auch von seinen Tischreden hat er ein gut Theil aufgefangen. Dabei war er so eifrig und schien die Sache ihm so wichtig, daß er es über sich gewann, nachdem zur Pestzeit seine geliebte erste Gattin gestorben war, gleich Tags darauf einem Luther'schen Lehrvortrage zu lauschen und ihn nachzuschreiben. Zu bewundern ist es, wie er es möglich machte, selbst an den Sonntagen, wo er als Diakonus selbst zu predigen hatte, Luther's Kirchen- und Hauspredigten beizuwohnen und sie aufzufangen.

Da man nun von einsichtiger Seite die große Wichtigkeit der Rörer'schen Arbeitsleistung erkannte, so geschah es, daß im J. 1537 auf Spalatin's Anregung Kurfürst Johann Friedrich sich entschloß, dem Diakonus die Arbeit seines Kirchenamtes abzunehmen und ihm gegen den nöthigen Lebensunterhalt den bisher freiwillig geleisteten Hülfsdienst an dem Werke Luther's als amtliche Aufgabe zu übertragen. Dabei wurde gleich beabsichtigt, das bisher gesammelte Material, sowie das noch weiter hinzukommende von R. zu erwerben und der Wittenberger Universitätsbibliothek einzuverleiben. Hierbei ergab sich nun aber eine große Schwierigkeit: Da man die unveränderten Rörer'schen Niederschriften wegen ihrer überaus zahlreichen und theilweise kaum deutbaren

Abkürzungen nicht glaubte in die Bibliothek aufnehmen zu können, so dachte man daran, zwei oder mehr Schreiber anzunehmen und diesen durch R. selbst seine Niederschriften vorlesen und in die Feder dictiren zu lassen. Das war aber nicht durchführbar, da R. erklärte, dafür nicht die Zeit zu haben. Wohl wollte er den Abschreibern Anleitung geben und Rath ertheilen; aber wenn er ihnen die ganzen Niederschriften zum unmittelbaren Nachschreiben vorgelesen hätte, so wäre es ihm unmöglich gewesen, weiterhin den Vorlesungen und Predigten Luther's beizuwohnen und sie durch seine Kunst der Schnellschrift zu erhalten, womit man dem Zwecke, zu dem man R. in Bestallung genommen hatte, zuwider gehandelt hätte. Da nun aber, wie Andr. Poach sagte, der selbst mit Rörer's Anleitung dessen Nachschriften benutzte, die Abschreiber „einen Abscheu hatten“ — davor zurückschreckten —, die Rörer'schen Vorlagen umzuschreiben, so blieb der ganze Plan unausgeführt. Dagegen hat R., um Freunden und der Sache zu dienen, verschiedenen, die ihn darum baten, manche seiner Aufzeichnungen mitgetheilt und ihnen bei deren Veröffentlichung geholfen.

War diese einen guten Theil von Luther's Geistesarbeit erhaltende Thätigkeit des Auffangens und Sammelns von seinem Wort und Vortrage Rörer's wichtigste Leistung, so erforderte doch kaum eine geringere Anstrengung und Mühe seine Hülfe bei der Correctur und Redaction von Luther's Schriften. Ohne auf das Nähere bei dieser Art Thätigkeit einzugehen, weisen wir darauf hin, daß R., als er im Frühjahre 1528 körperlich und seelisch abgemattet und an Schlaflosigkeit leidend, dringend einer Ausspannung bedurfte, die ihm verordnete Reise einen Monat verschob, um erst abzuwarten, bis Luther die letzte Hand an den Timotheusbrief gelegt hatte. Die Redactions- und Correcturarbeit war sehr zeitraubend und anstrengend. R. erwähnt gelegentlich, wie er drei Pressen zu bedienen habe. Luther sagte einmal zu Linck, „Rörer sei mit Geschäften überhäuft und Knecht der Knechte in der Druckerei“.

Unter diesen Bemühungen um einen reinen, sorgfältigen Druck ist billig der Correctur von Luther's verdeutschter Bibel besonders zu gedenken. R. selbst hat gelegentlich im J. 1547 diese Thätigkeit dem Kurfürsten Johann Friedrich gegenüber ausdrücklich hervorgehoben. An dem Fortschritt beim Druck neu durchgesehener Ausgaben einzelner Schriften und ganzer neuer Bibelausgaben hat R. seine besondere Freude gehabt, und Luther hat sich mit ihm zuweilen über den Sinn einzelner Stellen unterhalten. Hauptsächlich handelte es sich bei Rörer's Arbeit aber doch nur um die Redaction, die Ueberschriften, Inhaltsangaben der Capitel und vor allem um die Herstellung eines von Druckfehlern thunlichst gereinigten Druckes. Als Luther im J. 1539 daran ging, mit Hülfe seiner dazu am meisten geeigneten Mitarbeiter eine allgemeine Durchsicht der ganzen deutschen Bibelübersetzung vorzunehmen, da versah R. in dem hierzu gebildeten Synedrion, das sich in dem Jahre 1540—41 wöchentlich einige Stunden in seiner Wohnung versammelte, die Aufgabe des Schnellschreibers und führte ein ordentliches Protocoll über die vereinbarten Aenderungen, das auch noch in seinem Nachlaß erhalten ist.

Da R. an der Quelle saß, von der die wichtigsten Reformationsschriften ausgingen und mit Luther, auch Melanchthon, Bugenhagen in innigem Verkehr stand, so hat er über Entstehung, Plan und Fortschritt mancher Arbeiten in seinem Briefwechsel, besonders mit St. Roth in Zwickau, allerlei wichtige Nachrichten gegeben, z. B. über die Entstehung der Luther'schen Katechismen. Beim Ausarbeiten des großen Katechismus hat sogar der Reformator selbst von den Rörer'schen Nachschriften seiner Katechismuspredigten Gebrauch gemacht.

Eine schwere Zeit war für R. die des schmalkaldischen Krieges. Es war nicht nur der Schmerz über das schwere Geschick seines fürstlichen Herrn, des Kurfürsten Johann Friedrich, dem er bis an sein Ende treue Anhänglichkeit bewahrte, was ihn niederdrückte, sondern auch der Kummer über die Störung und Verkümmerung des Reformationswerkes und des ihm und Creuziger übertragenen Unternehmens, das seine Thätigkeit damals ganz besonders in Anspruch nahm, nämlich der Gesammtausgabe von Luther's Werken. Im J. 1539 war der erste Band der deutschen, 1545 der erste der lateinischen Schriften erschienen; aber nach der Niederlage der Reformationsverwandten drohte das Werk wegen unzulänglicher Unterstützung ins Stocken zu gerathen. Bis zum Frühjahre 1551 setzte er seine Arbeit fort, deren Last, seit Creuziger am 16. Mai 1548 gestorben war, umsomehr auf ihm ruhte. Da entschloß er sich, den treuen Förderer der Reformation in Skandinavien, König Christian III. von Dänemark, um Hülfe für die Fortsetzung der Luther-Ausgabe und um Unterkunft für sich selbst anzugehen. Da seine Bitte gewährt wurde, so schickte er sich Ende März 1551 zur Ueberfahrt nach Dänemark an, nachdem er bereits zwei Fässer mit dem erforderlichen litterarischen Apparat voraufgeschickt hatte. Seinem Schwager Bugenhagen, der hierbei gute Dienste hätte leisten können, verheimlichte er diesen Plan, weil er mit Recht annahm, daß dieser ihm aus Sorge für seine Person, mehr aber wegen des Schicksals seiner unersetzlichen litterarischen Schätze jenen Gedanken auszureden versucht haben würde. Da Bugenhagen aber mit der Sache an sich durchaus einverstanden war, so gab dieser ihm am 26. März d. J. die treuesten Empfehlungen an den Dänenkönig, dem er Rörer's Sache aufs Dringendste empfahl, mit auf den Weg. Der Aufenthalt in Dänemark war für Rörer's Gesundheit nicht zuträglich; auch sehnte er sich nach Deutschland zurück. Dieser Wunsch wurde erfüllt, indem sein alter Herr Herzog Johann Friedrich ihn am 10. Juni 1553 wieder mit dem Sitz in Jena in seine Dienste berief. Dort befand er sich anfangs September desselben Jahres. Man hat bei der Berufung die Angabe des Amtes oder Zwecks vermißt und angenommen, er sei als Universitätsbibliothekar nach Jena berufen, beides ohne Grund. Denn was den Zweck und die Aufgabe betrifft, zu deren Erfüllung R. berufen wurde, so konnte hierüber kein Zweifel obwalten: es handelte sich um die Fortsetzung des Werkes, das ihm schon im J. 1537 von demselben Herrn aufgetragen war und das sich zunächst auf die Fortsetzung bezw. neue Aufnahme der Ausgabe von Luther's Werken bezog. Daß R. zum Universitätsbibliothekar bestellt worden sei, gründet sich auf eine irrthümliche Folgerung aus einer Eintragung vom Jahre 1555 in die Jenaer Universitätsmatrikel, die zwar den Mag. Rörer aufführt, doch ohne Amtsbezeichnung, während darin der Franke Both ausdrücklich als Jenenser Bibliothekar genannt ist. Für den Plan der neuen Luther-Ausgabe wurden am 8. September 1553 von Herzog Johann Friedrich dem Aelteren und am 8. Mai des nächsten Jahres von dessen Söhnen genaue, sorgfältige Bestimmungen erlassen. Es wurde R. jetzt auch ein Corrector als Gehülfe zur Seite gegeben. Amsdorf und Goldschmidt (Aurifaber) unterstützten ihn mit ihrem Rathe. R. förderte seine Arbeit so fleißig, daß in den Jahren 1555 und 1556 je zwei, zusammen also vier Bände, der Jenaer Folioausgabe bei Christian Rödinger im Druck erschienen. Durch die Schrift eines gewissen früheren Correcturgehülfen Walther, den R. wegen seiner Unsorgfältigkeit hatte zurechtweisen müssen und der sich an ihm rächen wollte, wurden an Rörer's Arbeit verschiedene Ausstellungen gemacht und er der Auslassung eines scharfen längeren Ausfalls gegen Butzer wegen dessen Verfahren im Abendmahlsstreit

bezichtigt. Hinsichtlich jener Auslassung hat R. vor Notar und Zeugen seine Unschuld versichert und auf die Urheber dieser Fälschung hingewiesen. Neuere Untersuchungen haben es mindestens als sehr wahrscheinlich erwiesen, daß die zunächst Bedenken erregende Angabe der Wittenberger, jene Auslassung sei noch mit Luther's Einwilligung geschehen, auf Wahrheit beruhe. Butzer hatte sich mit Luther einverstanden erklärt. Daß er gewisse formale Aenderungen oder Milderungen des Ausdrucks vorgenommen habe, leugnet R. nicht, versichert nur, daß er nichts nöthiges von Luther's Schriften ausgelassen habe. Wenn er in Luther's Schrift: „Freiheit des Sermons Bebstlichen Ablas und Gnad belangend v. J. 1518" statt des ursprünglichen „das die glose hat der teufel herreyngefurt" mildernd drucken ließ: „denn kein gut Geist diese Glose hergefurt" (Jenaer Ausg. Bd. I, 1555, Bl. 6 u. 7. Zeile von unten), so glaubte er das jedenfalls im Sinne Luther's, auf den er ja einen großen Einfluß ausübte, thun zu dürfen. Besonders merkwürdig ist es, daß R. als treuer Schüler von Leipzig in Luther's Schrift gegen König Heinrich VIII. von England alle anzüglichen Beziehungen auf die Lipsienses ausgemerzt hat. (Bd. II der Wittenb. Folioausgabe.) Bei der Jenenser Ausgabe wurden ihm alle sachlichen Aenderungen streng verwiesen, und mit Recht; denn was der lebende Luther gut geheißen hatte, war als dessen geistiges Eigenthum anzusehen, während nach dessen Tode die kritische Pflicht es forderte, das hinterlassene geistige Erbe des Reformators — von offenbaren Versehen abgesehen — unverändert zu lassen. Trotz einzelner Ausstellungen muß Rörer's Leistung an den vier bis Ende 1556 erschienenen deutschen Foliobänden als eine große verdienstliche Arbeit anerkannt werden. Er hat auch in seinem Briefwechsel mit Roth in Zwickau wichtige Nachrichten über die geistige Thätigkeit Luther's und die Geschichte einzelner seiner Arbeiten, z. B. seiner Katechismen erhalten, viel zur Verbreitung reformatorischer Schriften beigetragen, auch mancherlei Belehrung über Drucker und das Bücherwesen der Reformationszeit dargeboten. Von besonderer Wichtigkeit aber war es, daß bald nachdem er die Augen im Tode geschlossen, die Herzöge von Sachsen seinen reichen litterarischen Nachlaß im Mai 1552 von den Erben erkauften und der Universitätsbibliothek in Jena einverleibten. Hier lag er nun wohl geborgen und wurde wohl auch noch hie und da benutzt, gerieth aber im 18. Jahrhundert ganz in Vergessenheit. Daß dabei eine ganz veränderte Richtung in der Theologie und den Zeitströmungen in Betracht kam, wird kaum zu leugnen sein. Ohne Zweifel ist aber auch die schwere Lesbarkeit seiner durch alle möglichen Zeichen gekürzten Niederschriften von Einfluß gewesen. Als nun aber bei seinen eifrigen Studien für die neue weimarische Ausgabe von Luther's Werken G. Buchwald die an Reformationslitteratur besonders reiche Zwickauer Rathsschulbibliothek benutzte, fand er hier nicht nur ein vollständiges Verzeichniß der Rörer'schen Handschriften, sondern in einem Schreiben des Pastors Andreas Poach zu Erfurt vom Februar 1564 eine bestimmte Hinweisung auf die Jenenser Bibliothek als Aufbewahrungsort derselben. Dadurch wurde er im J. 1893 der Wiederentdecker des Schatzes, der seitdem das lebhafteste Interesse der Lutherforscher gefunden hat. Es zeigte sich, daß diese Sammlung aus 33 Bänden, davon 11 in Octav, die anderen in Folio bestand. Hie und da ergaben sich Verluste infolge von Verleihen und Benutzung; die Jahrgänge 1537 und 1540 der Predigten fehlten ganz, auch ein Theil der aufgezeichneten Tischreden. Dagegen fanden sich dabei auch Originalhandschriften von Luther und Bugenhagen. Nach dem Zeugniß des letzteren vom 26. März 1551 waren auch wichtige Handschriften von Rörer's langjährigem, drei Jahre vorher verstorbenen Freunde Creuziger in dessen Besitz übergegangen. Eine Menge

von Material, zumal an Predigt- und Lehrvorträgen, wird erst jetzt durch die weimarische Ausgabe von Luther's Werken zur Veröffentlichung gelangen. Von eigenen Arbeiten Rörer's wissen wir nur wenig, so von einer Schrift: „Vieler schöner Sprüche Auslegung, Wittenberg 1548", worin auch Verse Luther's aufgenommen sind.

Von seinen häuslichen und sonstigen persönlichen Verhältnissen ist zu erwähnen, daß er noch im J. 1525, bald nachdem er Diakonus geworden war, einen eigenen Hausstand gründete und Johanna (Hannika) Bugenhagen, die Schwester des Wittenberger Pfarrers, als Frau heimführte. Sie schenkte ihm am 27. Januar 1527 sein erstes Söhnchen Paul, starb aber schon am 2. November dieses Jahres an der Pest. Da sein Knäblein höchst schwächlich und hülflos war, so fühlte er sich schon vor Ablauf der Trauerzeit am 28. Mai 1528 gedrungen, dem Kinde in seiner zweiten Gattin Magdalena, die früher Klosterjungfrau gewesen war, sich aber in ihren Frauenberuf sehr gut schickte, eine zweite Mutter zu geben. Während das Kind erster Ehe schon im siebenten Lebensjahre als Student in die Wittenberger Matrikel eingetragen wurde, schenkte auch Magdalena ihrem Gatten Kinder. Am 9. Mai 1529 wurde ein zweiter Sohn Johannes (d. J.) geboren. Ein weiterer Sohn Stephan, der zu Ostern 1547 die Wittenberger Hochschule besuchte, wird das Kind sein, dessen Geburt im Juli 1532 nahe bevorstand. Dieser Stephan erscheint auch unmittelbar hinter seinem Vater 1555 in der Jenaer Matrikel. Nicht lange vor seinem im April 1557 erfolgten Ableben erwähnt R. noch seine Frau und Kinder. Die Wittwe lebte noch 1559. Seine Einnahmen als Diakonus betrugen jährlich 70 Gulden. Seit 1537, wo er mit seinem Amtsbruder Mantel aus der ursprünglichen Diakonatswohnung in ein Haus in der Priestergasse zog, wird sein Gehalt kaum ein viel höheres gewesen sein. R. war kein großer, kein schöpferischer Geist; er hat aber für die Sache Luther's und der Reformation, der er mit unablässiger Hingebung seine ganze Kraft widmete, dienend so Großes geleistet, wie zu seiner Zeit kaum ein Zweiter. Wegen seines frommen, freundlichen und gefälligen Wesens genoß er allgemeine Liebe und Achtung. Ein achtungswerther Zeitgenosse sagt, sein Name sei in aller Welt bekannt gewesen. Obwohl seine Gestalt auf neueren geschichtlichen Gemälden wie dem von Gey: „Luther die Bibel übersetzend" und dem von Teich: „Kaiser Karl V. an Luther's Grabe" zu sehen ist, haben wir nirgends ein gemaltes oder gestochenes Originalbild von ihm ermitteln können.

Von dem recht mannichfachen Material für die Rörer-Biographie führen wir hier nur an die bisher beste Skizze von Nik. Müller, Die Kirchen- und Schulvisitationen im Kreise Belzig, Berlin 1904, S. 16—18. — Köstlin-Kawerau, Martin Luther, 5. Aufl., 2 Bde. 1903, — sämmtliche Veröffentlichungen G. Buchwald's zur Reformations- und Lutherlitteratur aus den Quellen der Rathsschulbibliothek in Zwickau; einen Auszug aus der handschriftlichen „Histor. ecclesiastica D. Cyprian's" in den Unschuld. Nachrichten 1726, S. 735—766. — J. Haußleiter, Die geschichtliche Grundlage der letzten Unterredung Luther's und Melanchthon's, in der Neuen Kirchl. Zeitschrift Bd. IX (1898), S. 831—854; Bd. X (1899), S. 455 bis 466. — Bugenhagen's Briefwechsel in den Baltischen Studien vom Jahre 1888. — Koffmann Bd. I, Liegnitz 1907, Freitag v. Reichert. Die handschriftl. Ueberlieferung von Werken Dr. Martin Luther's. — Die verschiedenen Luther-Briefwechsel, besonders auch die verschiedenen Ausgaben der Tischreden Luther's von Förstemann-Bindseil, Kroker, Preger, Wrampelmeyer u. s. f.

Ed. Jacobs.

Roscher: Wilhelm Georg Friedrich R., Nationalökonom, geboren am 21. October 1817 in Hannover, † am 4. Juni 1894 in Leipzig, entstammte einer seit einer Reihe von Generationen im Militär- und Civildienst bewährten Beamtenfamilie. Seinen Vater, der zuletzt Oberjustizrath im hannoverschen Justizministerium gewesen war, verlor er schon 1827; die Mutter leitete seine fernere Erziehung; ihr ist wohl neben dem Einflusse seines späteren Religionslehrers Petri der tief religiöse Zug im Charakterbilde des Sohnes zuzuschreiben, mit dem sie bis zu ihrem 1847 erfolgten Tode den Haushalt theilte. Wilhelm R. besuchte das Lyceum in Hannover, das damals unter der Leitung des bekannten Keilschriftentzifferers Grotefend stand, verließ es aber vor Beendigung des Cursus, um dem Studium der Geschichte mehr Zeit widmen zu können. Nach wohlbestandener Reifeprüfung bezog er im Herbst 1835 die Universität Göttingen, um sich unter Leitung von Karl Otfried Müller, Dahlmann, Gervinus historisch-philologischen Studien zu widmen. Am 10. September 1838 promovirte er mit einer Dissertation „De historicae doctrinae apud sophistas maiores vestigiis", besuchte aber dann noch in Berlin die Vorlesungen von August Böckh, Karl Ritter und L. Ranke und arbeitete in dem historischen Seminar des Letzteren.

Im J. 1840 habilitirte sich R. für Geschichte und Staatswissenschaften an der Universität Göttingen; aber eine im gewöhnlichen Sinne historische Vorlesung hat er nur im ersten Semester gehalten: über „historische Kunst nach Thukydides", zweifellos eine Frucht seiner eingehenden Beschäftigung mit diesem Geschichtschreiber, deren Ergebnisse er in dem 1842 erschienenen Werke: „Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides" niederlegte. Immer entschiedener wandte er sich den von jeher in Göttingen umfassend gepflegten Staatswissenschaften zu. Er las über Staatswirthschaft (nach Hermann'scher Nomenclatur; vom Sommersemester 1845 ab zeigte er die Vorlesung unter dem Titel „Nationalökonomie" an), Geschichte der politischen Theorien, Politik und Statistik, Finanzen. Bereits 1843 wurde er zum außerordentlichen und zu Neujahr 1844 zum ordentlichen Professor ernannt. Im Frühjahr 1848 folgte er einem Rufe nach Leipzig und blieb dieser Universität — trotz glänzender Berufungen nach München, Wien, Berlin — bis an sein Ende getreu. Zu den in Göttingen gehaltenen Vorlesungen kamen hier hinzu: die Volkswirthschaftspolitik, die er später als „praktische Nationalökonomie und Wirthschaftspolizei" bezeichnete und seit 1871 eine Specialvorlesung über landwirthschaftliche Politik und Statistik. Außerdem ließ er der Statistik (im altgöttingischen Sinne der vergleichenden Staatenkunde) eine besondere Pflege angedeihen, die sich in zahlreichen Vorlesungscursen (über vergleichende Statistik, vergleichende Staatskunde der sechs großen Mächte, vergleichende Statistik und Staatskunde von Deutschland, von Großbritannien und Frankreich, der europäischen Völker 2c.) zwischen 1851 und 1869 bekundete. Endlich pflegte er als „Einleitung in das Studium der gesammten Rechts-, Staats- und Cameralwissenschaft" bald „Geschichte der politischen (und socialen) Theorien", bald „Geschichte des Naturrechts, der Politik und Nationalökonomie", bald „Grundlehren der praktischen Politik", bald auch „Naturlehre des Staats" anzukündigen. An die Stelle dieser Disciplin trat seit 1870 die „Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie als Vorschule jeder praktischen Politik".

Im J. 1889, kurz nach Vollendung seines 71. Lebensjahres, ersuchte R. Facultät und Ministerium, ihn von seinen Hauptvorlesungen zu entbinden und einen weiteren Professor seines Faches zu berufen. Er hielt von da ab nur noch öffentliche Vorlesungen, hauptsächlich die politischen, denen er noch

eine neue über „Armenpolitik und Armenpflege mit einer Einleitung über Socialismus und Communismus“ hinzufügte. Am 23. April 1894 feierte er an der Seite seiner vortrefflichen Gattin und im Kreise von Kindern und Enkeln seine goldene Hochzeit. Kurz darauf entschloß er sich auf das Drängen der Seinen, seine Vorlesungen für den Sommer auszusetzen. Er sollte sie nicht wieder aufnehmen.

Es ist hier zunächst der Vorlesungen ausführlicher gedacht worden, weil sie an sich schon den wissenschaftlichen Interessenkreis bezeichnen, der R. Jahr für Jahr immer wieder von neuem beschäftigte. Dieser Interessenkreis wird im Verlaufe einer 54jährigen Lehrthätigkeit planmäßig erweitert, ähnlich dem allmählichen Ausbau eines im Grundplane entworfenen Gebäudes, und dieselbe Planmäßigkeit kennzeichnet auch R.'s litterarische Thätigkeit, deren Ziel die Begründung einer Staatswissenschaft auf historischer Methode war. Zunächst handelte es sich dabei um die Nationalökonomie, dann aber auch um die Politik oder genauer die Lehre von den Verfassungsformen des Staates.

Wie eine Art Programm steht an der Spitze seiner Werke der 1843 erschienene „Grundriß zu Vorlesungen nach der geschichtlichen Methode“. R. wollte mit dieser Methode „für die Staatswissenschaft etwas Aehnliches erreichen, wie die Savigny-Eichhorn'sche Methode für die Jurisprudenz erreicht habe“. Die historische Methode zeige sich nicht bloß äußerlich in der möglichst chronologischen Aufeinanderfolge der Gegenstände, sondern vornehmlich in folgenden Grundsätzen: 1. Die Staatswirthschaft sei nicht bloße Chrematistik, eine Kunst reich zu werden, sondern eine politische Wissenschaft. Was die Völker in wirthschaftlicher Hinsicht gedacht, erstrebt und erreicht haben, solle gezeigt werden. Eine solche Darstellung sei aber nur möglich im engsten Bunde mit den andern Wissenschaften vom Volksleben, insbesondere der Rechts-, Staats- und Culturgeschichte. 2. Das Volk sei nicht bloß die Masse der heute lebenden Individuen; wer die Volkswirthschaft erforschen wolle, müsse auch die früheren Wirthschaftsverhältnisse studiren, aus denen Lehren für die ersten Völker der Gegenwart gewonnen werden könnten. 3. Die Behandlung müsse eine vergleichende, auf alle dem Forscher irgend erreichbaren Völker ausgedehnte sein. Insbesondere lehrreich seien die alten Völker, deren Entwicklungen beendigt vor uns lägen. 4. Die historische Methode lehre die wirthschaftlichen Institutionen in ihrer zeitlichen und räumlichen Bedingtheit kennen. Eine ihrer Hauptaufgaben sei nachzuweisen, weshalb sie einstmals eingeführt werden mußten, wie und warum später allmählich „aus Vernunft Unsinn, aus Wohlthat Plage“ geworden seien, wann, wo und warum sie abgeschafft werden müßten. Die Doctrin solle überhaupt nicht die Praxis bequemer machen, sondern erschweren. Das Urtheil über diese Methode will R. so lange aufgeschoben haben, bis er „in größeren Werken das bloße Gerippe mit Fleisch und Blut bekleidet habe“.

In der That war der größte Theil seiner weiteren wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit der Lösung dieser Aufgabe, zunächst für die Nationalökonomie, gewidmet. Der erste Band seines „Systems der Volkswirthschaft“, die Grundlagen der Nationalökonomie enthaltend, erschien 1854, der zweite Band: „Nationalökonomik des Ackerbaus und der verwandten Urproduktionen“ 1859, der dritte: „Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes“ 1881, der vierte: „System der Finanzwissenschaft“ 1886, und der letzte: „System der Armenpflege und Armenpolitik“ 1894 nach seinem Tode. Zwischen dem „Grundrisse“ und dem ersten Bande seines „Systems“ liegen 11, zwischen diesem und dem letzten Bande 40 Jahre: es ist also im wahren Sinne eine Lebensarbeit.

Allerdings hat R. dazwischen noch mancherlei kleinere Untersuchungen und auch einige größere Werke geschrieben. Er hatte die Gewohnheit angenommen, die er bis zum Ende seines Lebens festhielt, größere Arbeiten zuerst bruchstückweise in Zeitschriften oder in den Abhandlungen der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erscheinen zu lassen, ehe er sie in Buchform herausgab. Auf diese Weise entstanden: „Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik“ (in Buchform zuerst 1847), „Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung“ (1856), „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland“ (1874), „Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie“ (1892); eine Reihe kleinerer Aufsätze wurde in den „Ansichten der Volkswirtschaft vom geschichtlichen Standpunkte“ (1861) zusammengefaßt. Von sonstigen größeren Arbeiten sind noch zu nennen: „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im 16. und 17. Jahrhundert“ (1851; Nachträge dazu 1852) und „Versuch einer Theorie der Finanzregalien“ (1884) — beide in den Abhandlungen der philos.-histor. Classe der Gesellschaft der Wissenschaften.

Aber alle diese Schriften, die zusammen selbst für ein langes Leben, wie es R. beschieden war, eine gewaltige Arbeitsleistung darstellen, sind von einer gemeinsamen Grundanschauung beherrscht und gleichen sich in der Behandlung des Stoffes und in der Weise der Darstellung. Worin liegt nun das Eigenthümliche seiner „historischen Methode“, durch das er sich im Gegensatze fühlte zu der „philosophischen Methode“ seiner Vorgänger?

Die sog. classische Nationalökonomie der Engländer und Franzosen hatte sich wie ihre Staatstheorie jener „philosophischen Methode“ bedient. Ausgehend vom Individuum, das sie sich in unbehinderter gesellschaftlicher Bethätigung vorstellte, hatte sie sich dessen Handeln von einem einzigen Beweggrunde, dem des Selbstinteresses beherrscht gedacht und angenommen, daß von dieser Kraft getrieben, Menschen und Dinge sich frei in Raum und Zeit bewegten. Sie waren damit auf dem Boden der Volkswirthschaft im wesentlichen zu einer nur hypothetisch gültigen Theorie der Verkehrserscheinungen gelangt, die unter der Voraussetzung einer Gesellschaft mit Freiheit der Person und des Eigenthums und rein vertragsmäßiger Beziehungen der Individuen unter einander stand. Die Gesetze, welche sie aus diesen Voraussetzungen ableitete, waren für sie „Naturgesetze“, weil sie nach ihrer Auffassung durch die natürlichen Seelenkräfte des Menschen von selbst gegeben sind und überall Geltung beanspruchen, wo immer man die menschliche Natur frei walten läßt. Wo das aber geschieht, da stellt sich von selbst das Wohl der Gesammtheit, die volkswirthschaftliche Harmonie der Interessen ein. Daraus ergab sich ein absoluter Maßstab für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Institutionen, und für die Wirthschaftspolitik jener „Absolutismus der Lösungen“, den kein Zweifel bedrückte, daß alle Hindernisse der freien Concurrenz schlechthin verwerflich seien.

R. dachte nicht daran, diese Theorie umstoßen zu wollen. Zwar stellte er der Nationalökonomie die Aufgabe, „die Lehre von den Entwicklungsgesetzen der Volkswirthschaft“ zu sein, ähnlich wie er die Politik als „die Lehre von den Entwicklungsgesetzen des Staates“ bezeichnete. Aber diese Entwicklungsgesetze waren ihm nicht minder „Naturgesetze“ wie den classischen Nationalökonomen die Gesetze des Geschehens innerhalb der heutigen Wirthschaftsorganisation. „Auch in der Volkswirthschaft giebt es Harmonien, oft von wunderbarer Schönheit, die lange bestanden haben, als noch kein Mensch sie ahnte; unzählige Naturgesetze, die nicht erst auf jeweilige Anerkennung durch den Einzelnen warten, und über welche nur derjenige Macht gewinnen

kann, der ihnen zu gehorchen versteht" (System I § 13). Von Naturgesetzen aber redet er überall, wo er „eine in weiterem Zusammenhang erklärbare Regelmäßigkeit wahrnehme, die nicht auf menschlicher Absicht beruhe". Da er zur Erläuterung das Sprachgesetz der Lautverschiebung und die statistisch nachweisbare Constanz in den Maßverhältnissen der scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen (Heirathen, Verbrechen) heranzieht, so ergibt sich, daß er einen logischen Unterschied zwischen den Gesetzen der ökonomischen Bewegung in der heutigen Gesellschaft und denen des Ablaufs der Erscheinungen in der Geschichte nicht annahm.

Worin das ihm Eigenthümliche und für die Wissenschaft unverlierbar Werthvolle seiner Methode lag, das war: 1. die Erweiterung des Beobachtungsgebietes der Volkswirthschaftslehre über das Bereich der modernen Gesellschaft hinaus auf alle Völker und Zeiten; 2. das Ausgehen nicht vom wirthschaftenden Individuum, sondern vom Volk oder den Völkern, die er einer parallelisirenden, vergleichenden Betrachtung unterstellt und 3. als Consequenz dieses Verfahrens, die Ablehnung der absoluten Gültigkeit von Normen des Handelns auf dem Gebiete der Volkswirthschaftspolitik und der Politik überhaupt. Es ist eine empirische, organische, relativistische Auffassung, die er der rationalistisch atomistischen, absolutistischen der Ricardo'schen Richtung entgegenstellt.

Das Volk ist ihm eine organische Gesammtheit, nicht ein Haufen von Individuen. Die Volkswirthschaft entsteht mit dem Volke, wie Sprache, Religion, Sitte, Recht und entwickelt sich mit ihm. Diese Entwicklung kann in der Gesetzmäßigkeit ihres Verlaufs erkannt werden, indem man viele, womöglich alle Völker beobachtet, von den durch die Eigenart eines jeden bedingten Zufälligkeiten absieht und das bei allen Wiederkehrende vergleichend feststellt. Man gelangt damit zur Auffindung von Regelmäßigkeiten und ihrer Verursachung im Völkerleben überhaupt, und diese Gesetze gelten nicht, wie die der „philosophischen" Methode, „im luftleeren Raum"; sie sind Wirklichkeit und lassen sich auf „das Volk" überhaupt als Gattungsbegriff anwenden. Man kann aus ihnen die Wirklichkeit auch für noch unerforschte Völker ableiten. Allerdings nicht die ganze Wirklichkeit. Denn zu den letzten und höchsten Gesetzen alles Geschehens können wir ebenso wenig vordringen, wie „jede universal-historische Construction, um die einzelnen Völker und Zeiten unterzubringen, ein Luftschloß" ist. Es fehlt dem historischen Geschehen, wie wir es bei den einzelnen Völkern erkennen, die Nothwendigkeit; es bleibt immer ein unerklärter Hintergrund, der allein den Zusammenhang des Ganzen herstellt. Ob man diesen „Lebenskraft oder Gattungstypus oder Gedanken Gottes" nenne, sei gleichgültig; Aufgabe der Forschung sei es, ihn immer weiter zurückzuschieben.

Damit ist der religiöse Standpunkt Roscher's berührt, der in allen seinen Werken hervortritt und auch in den nach seinem Tode erschienenen „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen" einen oft überraschenden Ausdruck gefunden hat. Die Religion ist ihm „das höchste Ziel und der tiefste Grund alles geistigen Lebens überhaupt", und so liegen für ihn die Grenzen der historischen Erkenntniß auch da, wo die Rathschlüsse Gottes wirksam werden, die unerforschlich sind. Er meinte darum, gegenüber der Unendlichkeit Gottes die Schranken aller irdischen Entwicklung im Auge behalten zu müssen, denen jedes Volk ebenso gut unterliege wie jeder einzelne Mensch. Auch die Völker waren ihm Organismen mit typischem Lebensverlauf; es mußte sich bei ihnen nach des Schöpfers Willen immer die gleiche Lebensentwicklung vollziehen, unbeschadet der nationalen Besonderheiten, die ihm nur zufällige und wissenschaftlich gleichgültige Momente sind.

Nichts liegt ihm darum ferner als der evolutionistische Gedanke einer zu immer höheren Daseinsformen fortschreitenden Gesammtentwicklung der Menschheit. Ja man kann zweifeln, ob der Begriff der Entwicklungsstufen für die einzelnen Perioden, in die er die Geschichte der Völker zerlegt, anwendbar sei. In leicht erkennbaren biologischen Analogien spricht er von einem Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter der Völker, von einer aufsteigenden Periode, einer Reifezeit und einer sinkenden Periode; ja er nimmt wieder Untertheilungen dieser Perioden vor, unterscheidet rohe und halbrohe Völker, eine Entwöhnungs- und Zahnungsperiode, ein frühes und spätes Mittelalter, eine nachmittelalterliche Zeit, eine erste und zweite Hälfte der wirthschaftlichen Blüthezeit, eine Davids- und Salomonsperiode, cultivirte und übercultivirte, reife und überreife, endlich sinkende und verfallende Völker. Ueberall schweben ihm in erster Linie die Griechen und Römer als Beispiele vor. Das Hauptergebniß der historischen Erfahrung war ihm das, daß es bei jedem Volke einen Culminationspunkt gebe, nach dessen Erreichung fast nothwendig ein unerfreulicher Stillstand und dann leicht ein trauriger Rückschritt eintrete, also die Unvermeidlichkeit des schließlichen Sinkens der Völker. Die Frage nach dem Grunde des Alterns und Sterbens der Völker erschien ihm eben so wenig als lösbar, wie sich ein naturgesetzlicher Grund für die ausnahmslose Nothwendigkeit des Todes beim Menschen angeben lasse. Beide Erscheinungen waren ihm unerklärbare Räthsel der göttlichen Weltordnung.

R. stellt jene auf- und absteigende Stufenfolge für den Lebensverlauf der Völker zwar zunächst für die Nationalökonomie auf; aber es ergibt sich schon aus ihrem unökonomischen Charakter, daß er sie auch für die übrigen culturellen Lebenserscheinungen anwendbar dachte. Er wollte die Volkswirthschaft „im engsten Bunde mit den anderen Wissenschaften vom Volksleben" behandelt wissen und ist unerschöpflich in der Aufdeckung interessanter Beziehungen zwischen Wirthschaft, Recht, Sitte, Cultur. Daneben hat er auch eine eigentlich ökonomische Periodenfolge aufgestellt, die er in drei Stufen, je nach dem Vorherrschen von den „Factoren" Natur, Arbeit, Capital, verlaufen ließ und von der er annahm, daß sie bei jedem vollständig entwickelten Volke sich müsse nachweisen lassen. Viel häufiger aber sind solche „Gesetze" von ihm für die einzelnen Wirthschaftszweige aufgedeckt und mit einer Fülle historisch-ethnographischer Thatsachen erwiesen worden.

Die gleiche Methode hat er auf die Politik angewandt, die er als „geschichtliche Naturlehre" der staatlichen Organisationsformen behandelte. Aus dem ursprünglichen Geschlechterstaat läßt er das patriarchalisch-volksfreie Urkönigthum hervorgehen; die Stelle des letzteren nimmt später eine ritterlich-priesterliche Aristokratie ein, die wieder mit dem Emporkommen eines gebildeten Mittelstandes von der absoluten Monarchie abgelöst wird; diese macht dann der Demokratie Platz; letztere endet in Plutokratie, welche dem Cäsarismus die Wege ebnet. Zwar durchlebt nicht jedes Volk alle diese Formen staatlichen Daseins; manches zeigt nur die früheren Entwicklungsperioden, wie mancher Einzelne schon als Knabe oder Jüngling ins Grab sinkt; ein anderes überspringt die eine oder andere Stufe. Aber sie sind Ausnahmen, welche die Regel nicht aufheben. Auch hier die Vorstellung typischer Altersstufen, die das „Volk" als Gattungswesen erlebt, anschaulich gemacht an einem umfassenden Geschichtsstoff, namentlich aus dem Leben antiker Völker, der in lebendiger, morphologischer Schilderung vorgeführt wird.

Während aber R. in der Politik auf eine philosophische Begründung der staatlichen Organisation überhaupt verzichtet, ließ sich ein gleiches Verfahren in seinem „System der Volkswirthschaft" nicht aufrecht erhalten. Wie sich die

Einzelwirthschaften zu dem planvollen Ganzen der Volkswirthschaft zusammenfügen und in ihm typisch nach dem Gesetze der großen Zahl verlaufende Verkehrserscheinungen erzeugen, war darzulegen und zu erklären. Er hat sich dabei im Ganzen und in den meisten Einzelheiten seinen englisch-französischen Vorgängern angeschlossen und die Gesetze des Verlaufs der volkswirthschaftlichen Erscheinungen aus den gleichen individualpsychologischen Voraussetzungen abgeleitet wie diese. Auch ihm war das Selbstinteresse der Einzelnen die Triebfeder, welche das ökonomische Uhrwerk in Bewegung setzt. Aber neben ihm läßt er ein zweites Moment wirksam sein, die „Liebe Gottes", welche „die Ideen der Billigkeit, des Rechts, des Wohlwollens, der Vollkommenheit und inneren Freiheit umfaßt und bei niemandem völlig fehlt". Und auch eine innere Verknüpfung beider wußte sein religiöser Sinn zu finden: der verständige Eigennutz, meint er, treffe in seinen Forderungen immer näher mit denen des Gewissens zusammen, je größer der Kreis sei, um dessen Nutzen es sich handle und je weiter dabei in die Zukunft geblickt werde. „Er wird zum irdisch verständlichen Mittel für einen ewig idealen Zweck verklärt." Freilich war mit dieser Formulirung die Aufgabe nicht gelöst, festzustellen, in welchem Verhältniß beide Kräfte bei der Entstehung der volkswirthschaftlichen Vorgänge und Erscheinungen wirksam werden. Auch hier bleibt ein unerklärbarer Hintergrund, dem wir uns um so schwerer nähern werden, als in den wirthschaftlich-socialen Vorgängen alle Erscheinungen in dem Verhältniß wechselseitiger Bedingtheit stehen, bei dem sich Ursache und Wirkung nicht von einander scheiden lassen.

Die Wirthschaftspolitik tritt in dem Roscher'schen „System" sehr zurück. Zwar hat er in seiner „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" die einzelnen Fachschriftsteller vorzugsweise auf ihre Stellung zu praktischen Fragen geprüft; aber in den Bänden seines Systems, welche die einzelnen Zweige des Wirthschaftslebens behandeln, hat er nicht wie K. H. Rau ökonomische Politik vorgetragen, sondern specielle Nationalökonomik des Ackerbaues, des Handels, des Gewerbfleißes. Er will untersuchen, wie die allgemeinen Gesetze der Volkswirthschaft auf diesen Sondergebieten wirksam werden. Und hier erringt denn auch seine „historische" Methode die größten und bleibendsten Erfolge. Er kann zeigen, unter welchen Bedingungen die einzelnen Betriebs- und Verfassungsformen der verschiedenen Wirthschaftszweige historisch geworden, welche Wirkungen sie gehabt, welche Abwandlungen sie erlitten haben, wie sie sich heute gestalten; er kann die Pathologie und Therapie der auf diesen Gebieten auftretenden Krankheitszustände darlegen, das Wesen und den Werth der gesetzlichen Institutionen erörtern, die Vorzüge und Nachtheile dieser oder jener Maßregel auseinandersetzen — alles belegt mit anschaulichen Beispielen aus Litteratur und eigener Erfahrung. Allseitigkeit der Betrachtung ist ihm hier oberster Grundsatz. Er will nicht „nach Art eines Wegweisers, sondern nach Art einer Landkarte" die Fragen seiner Leser beantworten. Er will feststellen, unter welchen Bedingungen diese oder jene Wirkung eintritt, nicht aber den Willen des Wirthschaftspolitikers nach der einen oder andern Richtung bestimmen. Daß es objective Normen für das Handeln des letzteren unter bestimmten thatsächlichen Voraussetzungen nicht gebe, soll damit ebenso wenig gesagt sein, als daß es R. an einem Ideal für die staatliche Einwirkung auf das Wirthschaftsleben gefehlt hätte. „Das Ideal würde erreicht sein, wenn alle Menschen nur wahre Bedürfnisse fühlten, aber die wahren auch vollständig und alle Befriedigungsmittel derselben klar einsähen und mit so vieler Anstrengung, wie für ihre leiblich geistige Entwicklung am heilsamsten ist, erlangen könnten."

R. ist neben Karl Knies und Bruno Hildebrand der Begründer der „historischen Schule“ in der deutschen Nationalökonomie, und er vor allem. Er hat damit für diese Wissenschaft eine der folgenreichsten wissenschaftlichen Bewegungen des 19. Jahrhunderts hervorgerufen. Gewiß war er nicht ohne Vorgänger: man braucht nur an Gervinus in der Politik, an Friedrich List in der National=ökonomie zu erinnern. Sein Verdienst liegt darin, daß er die Historisirung dieser Wissenschaften mit unermüdlicher Ausdauer und mit einer fast natur=wissenschaftlichen Unbefangenheit bis ins Kleinste durchgeführt und sie mit einer Fülle der feinsten Einzelbeobachtungen bereichert hat. Es widerstrebte seinem conservativen Sinne, das ältere System der rationalistisch abstracten Volkswirthschaftslehre einzureißen und an seiner Stelle auf rein historisch=empirischer Grundlage einen Neubau zu errichten. Ja man kann kaum von einem Umbau sprechen. Die oft getadelte Zwiespältigkeit seines methodischen Verfahrens ist auch von der durch ihn hervorgerufenen Richtung des Neohistorismus nicht überwunden worden. Keiner der Gleichstrebenden hat auch nur annähernd in demselben Maße anregend auf seine Zeitgenossen gewirkt. An dem lauten Streite des Tages hat er sich nicht betheiligt, obwohl er sich über jede neu auftauchende Frage eine auf sorgfältiger und allseitiger Erwägung beruhende Meinung zu bilden pflegte. Auch seine Stellung zu den socialpolitischen Fragen der Gegenwart war eine zurückhaltende, obwohl er sich an der Gründung des Vereins für Socialpolitik 1872 betheiligt hatte. Er betonte gelegentlich, daß er der Religion bei Lösung jener Fragen eine bedeutendere Stellung zu=denke als andere Fachgenossen.

Eine stille, zurückhaltende Natur, feind allem falschen Schein und aller Selbstsucht, überzeugungstreu und lieber überzeugend als überredend, voll lebendigen Mitgefühls für materielles und sittliches Elend, stets beobachtend, prüfend, wägend, mit dem gleichen lebendigen Interesse für die Erscheinungen der Gegenwart wie für diejenigen der Vergangenheit, sich begeisternd an den classischen Schriften der Griechen und Römer wie an den Besten der Neuzeit, dabei erfüllt von jener tiefen Religiosität, welche die „doppelte Buchhaltung“ im Leben und in der Wissenschaft verschmähte: so lebt Wilhelm Roscher in der Erinnerung derjenigen, welche das Glück hatten, ihm persönlich nahe zu treten. Die allseitige Theilnahme bei seinem Tode hat gezeigt, wie weithin er auf seine Zeitgenossen gewirkt hat.

Verzeichnisse der Schriften Roscher's im Handwörterbuch der Staats=wissenschaften (2. Aufl.) VI, 464 und im Anhang zu v. Miaskowki's Nekrolog in den Berichten über die Verhdlg. der Kgl. sächs. Ges. der Wiss. XLVI (1894), S. 222 ff. — Ueber Roscher selbst vgl. K. Arnd, Das System Roscher's gegenüber den unwandelbaren Naturgesetzen der Volkswirthschaft, Frankfurt 1862. — G. Schmoller, Zur Litteraturgeschichte der Staats= u. Socialwissenschaften, Leipzig 1888. — K. Bücher, Wilhelm Roscher † in den „Preuß. Jahrb.“ LXXVII (1894), S. 104 ff. — A. Schäffle in der „Zukunft“ VIII, Nr. 40. — V. Böhmert, W. Roscher's Stellung zur Volkswirthschaftslehre und Arbeiterfrage im „Arbeiterfreund“, 1894, S. 161 ff. — W. Neurath, Wilh. Roscher und die historisch=ethische National=ökonomie, Wien 1894. — Karl Roscher im Vorwort zu W. Roscher's Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen, Dresden 1895. — O. Hintze, Roschers politische Entwicklungstheorie im „Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft“ XXI (1897), S. 1 ff. — Max Weber, Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie in dem=selben Jahrbuch XXVII (1903), S. 1181 ff.; XXIX, S. 1323 ff.; XXX, S. 81 ff.

Bücher.

Rosen: Julius R. war ursprünglich nur schriftstellerisches Pseudonym, bald aber anderweit benutzter Name des Lustspiel- und Schwankdichters Nikolaus Duffek. Geboren wurde er aus czechischer Familie am 8. October 1833 zu Prag als Sohn Josef Duffek's, der 1821—69 als Tenorist und Chorführer, dann im Orchester an der dortigen Bühne wirkte. Nach den philosophischen und juristischen Studien in der Vaterstadt, 1855 bei der Verwaltung Siebenbürgens eingetreten, wurde er nach Oedenburg in Ungarn, 1860 zur Polizeidirection in Prag versetzt, wo er als Commissar Preßsachen und Vereinsangelegenheiten zugewiesen erhielt. Von der Leitung dieses Preßbureaus enthob ihn der Statthalter Böhmens, Graf Lazánsky, unmittelbar nachdem 1866 die feindlichen Truppen Prag geräumt hatten, wegen angeblichen „ungebührlichen Verkehrs mit den Preußen". Die von R. geforderte Untersuchung ergab im Gegentheil, daß er den Muth besessen, der preußischen Commandantur seine Mitwirkung zu verweigern. Trotz völliger Rehabilitirung seiner Amtsehre, nahm R. jedoch sofort seinen Abschied und widmete sich nunmehr ausschließlich dramatischer Schriftstellerei, wie er sie schon bis dahin rührig ausgeübt hatte. Franz Wallner zu Berlin bot ihm die Stelle eines Dramaturgen an seinem Theater an. Aber R. folgte lieber dem entsprechenden Antrage Anton Ascher's, des unternehmenden Directors des Carl-Theaters in Wien, an dem er seitdem als Secretär, sodann als Dramaturg, endlich, unter der des vieljährigen Wiener Bühnenkünstlers und -leiters Frz. Jauner Direction, als Oberregisseur bis 1874 angestellt blieb. Darauf leitete er, mit der berühmten Soubrette Josefine Gallmeyer kurz das dortige volkstümliche Strampfer-Theater (s. A. D. B. LI, 739), löste jedoch, als dies infolge des großen Börsenkrachs geschäftlich nicht prosperirte, schon 1. März 1875 die Verbindung. Danach wirkte er am Berliner Wallner-Theater als Regisseur, desgleichen unter H. Laube an dessen glänzend inaugurirtem Wiener Stadttheater. Am 1. September 1880 übernahm er den Posten eines Oberregisseurs und Dramaturgen am Theater an der Wien, den er, mit der Pause 1889/90, während der er als Regisseur an Ch. Maurice's (s. A. D. B. LII, 249) Thaliatheater zu Hamburg thätig war, bis 1891 eifrig ausgefüllt hat. Da gab er seine doppelte Beziehung zur Bühne endgültig auf und zog sich auf sein Landhaus in Pörtschach am Wörther See in Kärnten zurück. In Görz' mildem Klima Linderung eines Brustleidens suchend, starb er am 4. Januar 1892, noch voller Komödienpläne nach bewährter Schablone.

Schon als Student arbeitete R. für Prager Zeitungen, besonders, wie später für Wiener, Feuilleton-Romane, wirkte dann nach der Heimkehr aus Ungarn als Redacteur der belletristischen Monatsschrift „Erinnerungen", fürderhin als Kunstreferent der „Bohemia", 1862 als Theaterreferent des deutschgeschriebenen entschieden czechischen Blattes „Politik". 1855 erschienen in einem Siebenbürger Feuilleton „Memoiren eines Narren", 1862 in der „Politik" die Romane „Kinder der Revolution" und „Salon-Piraten". 1859 brachte er zuerst einen dramatischen Versuch an die Oeffentlichkeit, „Convenienz und Liebe", am Theater zu Oedenburg, wo R., dortiger Gubernialbeamter, dabei Talentlosigkeit als Schauspieler offenbarte. Abgesehen von diesen Leistungen, hat R. seit 1861, in Prag und dann während der unmittelbarsten Beziehungen zur lebenden Bretterscene, ausschließlich das heitere Gebiet Thaliens gepflegt. Dabei wußte sich seine allezeit schlagfertige Muse mit unleugbarem Geschicke zwischen dem wirklich kunstmäßigen Aufbau des echten Lustspiels und der flachen Situationskomik entwicklungsarmer Possen meistens in der Mitte zu halten. An den zu leichtbeschwingten Stoffen, wie sie den Gaumen des Durchschnittspublicums der damaligen Zeit, der 60er und 70er Jahre des 19. Jahr-

hunderts, befriedigten, liegt es, daß die größte Mehrzahl der dramatischen Arbeiten Rosen's eine starke und wenn auch niemals tiefe, doch sehr breite Wirkung erzielten und die besten Glieder der langen Kette, so „O, diese Männer!“, „Größenwahn“, „Nullen“, „Das Damoklesschwert“, bis heute auf dem Repertoir vieler Vorstadt- und ländlicher, insbesondere auch Dilettantenbühnen sich lebenskräftig erhalten haben. Zumal sie während langer Jahre viele deutschsprachliche Bühnen, darunter genug sonst litterarisch anspruchsvollere, mit abend- und cassenfüllendem Material versorgte, muß die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Litteraten, obwohl augenscheinlich jedes innern Fortschritts bar, ernstlich verbucht werden.

Beweisen nun den Anklang, den Rosen's ausgedehnte dramatische Wirksamkeit gefunden, auch die Uebersetzungen mehrerer Stücke ins Holländische, Russische, Magyarische, Polnische, Czechische, Kroatische, und legen auch einige, sorgsamer ausgeführte entschiedenes Talent für die leichtere Gattung der komischen Theatermuse über den Augenblicksgeschmack hinaus an den Tag, so nahm er sich doch nie Zeit, die ihm ununterbrochen aufsteigenden oder zufliegenden lustigen Einfälle richtig zu verarbeiten. Er speculirte auf den momentanen Erfolg und schuf daher Blender, rasch enttäuschende vergängliche Waare, setzte statt wirklicher Charaktere Chargen auf die Bretter und bekundete zuweilen, im Taumel der Rampensiege, mit Windeseile producirend, eine, wie sein engster Landsmann und genauer Kenner Alfred Klaar sagt, erstaunliche Gemüthsroheit sowie einen abstoßend bildungsfeindlichen Zug. Oft hält nur der schlagfertige Dialog die arg magere Handlung so lange zusammen, bis der Schluß — entgleist. Aber die Fülle komischer Episoden und ungezwungene Frische seiner munter fließenden humoristischen Ader stellen R. mindestens ebenbürtig neben Gustav v. Moser und Otto Girndt, diejenigen der etwa gleichzeitigen norddeutschen Gattungsgenossen, mit denen er wiederholt zusammen genannt worden ist. Ueberhaupt hat R. manche derben, gleichsam philiströsen Züge mit dem Schwank- und Possengenre gemein, dessen Stil die Berliner Bühnen verschiedener Stufe und von da das Provinztheater eroberte. So steckt etwas Wahres in seinem Vergleiche mit Kotzebue. Andererseits hat ihn der Wiener Volkswitz in seinem czechischen Ursprung und der Nachahmung des vorbildlichen Wiener Meisters mit dem Scherzworte „Powidl-Bauernfeld“ getroffen, eine Xenie des dortigen Witzblatts „Floh“ als „Herrn Rosen einen Dichter unter Dichtern, wie ein Irrlicht unter den Irrlichtern“.

Bestimmte Stücke, welche über ephemeren Rang durch gediegenere Anlage und ernstere Wirkungen emporragen, namhaft zu machen ist schwer. Außer den schon angeführten, deren Glanznummer „O, diese Männer!“, zählen daher etwa: „Hohe Politik!“, „Kanonenfutter“, „Schwere Zeiten“, „Zitronen“, „Ein Knopf“, „Falsche Tage“, „Entweder — oder“ (früher: „Ein schlechter Mensch“), „Ein Engel“ (Pendant „Ein Teufel“), „Ein Herkules“, „Ein Held der Reklame“, „Ein Schutzgeist“; Reihenfolge ist innerlich gleichgültig. Die Titel der unvollständigen Serie der 14 Bände „Gesammelte dramat. Werke“, 1870—88 von Ed. Bloch's Theaterverlag vertrieben, zählt Frz. Brümmer mit Unterscheidung der heitern Gattungen hinter dem Lebensabriß, Lex. d. dtsch. Dichter d. 19. Jhrhs.[5] III, 346, auf; einige wenige hat R., vielleicht im Wunsche einmal höher hinaufzugreifen, Genre- oder Lebensbild benannt, andererseits jedoch auch Operettenlibretti, z. B. einmal für J. J. Offenbach, geliefert.

Hauptquelle, obwohl 1873 abbrechend: Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 26 (1874), S. 359—62. — Gottschall, Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhdts.[5] IV, 115; [7]III, 675. —

Bornmüller's Biographisches Schriftstellerlexikon d. Gegenw. (1882), S. 610. — A. Klaar, Das moderne Drama I (1883), 298. — R. Prölß, Geschichte des modernen Dramas III 2, 234. — (L. Fränkel in) Brockhaus' Konversationslexikon (14. Auflage u. Jubiläums-Ausgabe V, 1901, 497 a) kurz und authentisch. — Bildniß: „Wiener Rotbuch. Kalender für 1872", herausgegeben von K. Linder und F. Groß, S. 101. Bedeutsam sind Hnr. Laube's Auslassungen aus Erfahrung mit der Wirkung von Rosens' Talent (Das Wiener Stadttheater, 1875, S. 171 u. 152, Register. — H. Laube's Theaterkritiken und dramaturgische Aufsätze, herausgeg. von A. v. Weilen, 1906, I, 198 f. u. 446). Einzelheiten in einigen von Lier A. D. B. LI, verzeichneten Schriften.

Ludwig Fränkel.

Rosenberger: Ferdinand R. wurde am 29. August 1845 zu Lobeda bei Jena geboren. Er bildete sich auf dem Seminar für den Beruf eines Elementarlehrers vor und erhielt nach Absolvirung desselben auch bald eine Anstellung als Lehrer und Cantor. Die Thätigkeit befriedigte ihn jedoch nicht; eine hervorragende Veranlagung für die Musik ließ ihn einige Zeit schwanken, ob er sich nicht dieser Kunst zuwenden sollte. In mindestens gleichem Maaße interessirten ihn aber auch die Mathematik und die Naturwissenschaften; die Liebe zu ihnen trug schließlich den Sieg davon. Er bezog die Universität Jena und holte während seiner Studien auf derselben noch das Abiturientenexamen nach. Im J. 1870 promovirte er zum Dr. phil., und am 12. Juli 1876 bestand er in Kiel das Staatsexamen. Schon in den Jahren 1873—77 war er in Hamburg an verschiedenen Privatlehranstalten, wie auch an der Gelehrtenschule des Johanneums thätig gewesen. Im Herbst 1877 wurde er als ordentlicher Lehrer am Frankfurter Realgymnasium, der „Musterschule", angestellt; hier wurde er dann Oberlehrer und (16. März 1893) Professor. Seit 1892 war er auch Mitglied der leopoldinisch-karolinischen Akademie der deutschen Naturforscher. Am 11. September 1899 starb er zu Oberstdorf im Allgäu infolge eines Schlagflusses. In seinem Beruf wirkte er anfänglich als Lehrer der Mathematik und beschreibenden Naturwissenschaften; später war ihm ausschließlich der Unterricht in der Physik und Chemie übertragen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann R. mit einem kleinen Büchelchen: „Die Buchstabenrechnung; eine Entwicklung der Gesetze der Grundrechnungsarten rein aus den Begriffen der Zahl und des Zählens als Grundlage für den Unterricht", Jena 1876. Später wandte er sich ausschließlich historisch-philosophischen Studien auf dem Gebiete der Physik zu. Als echter Historiker verstand er „zwischen den Zeilen zu lesen"; er sammelte die Thatsachen nicht nur chronologisch, sondern deckte die innere Nothwendigkeit ihrer Reihenfolge auf. Von diesem Geiste zeugt das kleine Schriftchen: „Ueber die Genesis wissenschaftlicher Entdeckungen und Erfindungen", Braunschweig 1885, entstanden aus einem Vortrag, den der Verfasser im Verein akademisch gebildeter Lehrer zu Frankfurt a. M. gehalten hatte. R. war kein Vielschreiber; so erscheint erst zehn Jahre später, 1895, eine zweite selbständige Schrift von gewaltigerem Umfang und reichstem Gedankeninhalt: „Isaac Newton und seine physikalischen Principien; ein Hauptstück aus der Entwicklungsgeschichte der modernen Physik", Leipzig, worin er den Gedankengängen Newton's, die dieser bekanntlich geradezu zu verwischen trachtete, bis ins Kleinste nachspürte. Es folgen dann mehrere kleinere Arbeiten Rosenberger's über die ältere Geschichte der Elektricitätslehre, wobei er manche mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallenen Versuche wieder ans Tageslicht zog. Von diesen Studien wurde er naturgemäß zu der Betrachtung der „modernen Entwicklung der elektrischen Principien" geleitet.

Er hielt darüber fünf Vorträge bei Gelegenheit eines physikalischen Feriencursus für Lehrer an höheren Schulen Ostern 1897 in Frankfurt a. M. All diese Veröffentlichungen aber waren gewissermaßen Nebenproducte seines Lebenswerkes: „Die Geschichte der Physik in ihren Grundzügen, mit synchronistischen Tafeln der Mathematik, der Chemie und beschreibenden Naturwissenschaften, sowie der allgemeinen Geschichte“, Braunschweig. Mit diesem dreibändigen Werke hat sich der Verfasser ein Denkmal aere perennius gesetzt; es ist ein Werk, das man ergänzen und verbessern, aber nie ganz wird übersehen können, und das seinen Platz neben gleichartigen (Poggendorff, Heller) stets behaupten wird.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. — Bibliotheka mathematica. Dritte Folge, Bd. 1. Nekrolog von Sigmund Günther.

Robert Knott.

Rosenthal: Moritz R., Arzt und Nervenarzt aus Großwardein in Ungarn, geboren 1833, studirte an der Wiener Universität, wo Tuerck sein Lehrer war. 1858 erfolgte seine Promotion, 1863 habilitirte er sich, 1875 erhielt er eine Professur für Nervenkrankheiten und eine Abtheilung im Allgemeinen Krankenhause, wo er bis zu seinem am 30. December 1889 erfolgten Tode thätig war. Um das von ihm speciell gepflegte Fach der Pathologie des Nervensystems hat sich R. litterarisch wie praktisch ein beträchtliches Verdienst erworben. Sein Hauptwerk ist die: „Klinik der Nervenkrankheiten“ (1875 in 2. Auflage; auch französisch, englisch, italienisch und russisch), ferner veröffentlichte R.: „Handbuch der Elektrotherapie“ (1873 in 2. Auflage, mehrfach übersetzt); „Ueber Stottern“ (1861); „Ueber Hirntumoren“ (1863 resp. 1870); „Ueber Scheintod“ (1872); „Cervicale Paraplegie“ (1876); „Hysterie“ (drei Abhandlungen); „Polymyelitis anterior“ (1878); „Rindencentren des Menschenhirns“ (1878); „Diagnose und Therapie der Rückenmarkskrankheiten“ (1878); „Myelitis und Tabes nach Lues“ (1881); „Motorische Hirnfunctionen“ (1882); „Diagnose und Therapie der Magenkrankheiten“ (1883); außerdem ca. 70 kleinere Aufsätze.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte &c., hsg. v. Pagel, Berlin u. Wien 1901, S. 1425.

Pagel.

Rosenthal: Hugo R.-Bonin, Schriftsteller, geboren am 14. October 1840 in Palermo als Sohn deutscher Eltern. Er widmete sich in Berlin zuerst naturwissenschaftlichen und medicinischen, dann philosophischen Studien und machte hierauf als Schiffsarzt weite Reisen nach den südeuropäischen Ländern, Kalifornien, Japan. Nach der Rückkehr wurde er Berufsschriftsteller und fand 1872 bei der Hallberger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart (der jetzigen „Deutschen Verlagsanstalt“) Anstellung. Zuerst war er bei der Redaction von „Ueber Land und Meer“ betheiligt, dann leitete er lange Zeit die „Illustrirte Welt“, in welcher populären Wochenschrift auch seine meisten Romane zuerst erschienen. Später übernahm er die Redaction der damals im Spemann'schen Verlage herausgegebenen illustrirten Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“. Die letzten Jahre verbrachte er als unabhängiger Schriftsteller in der württembergischen Landeshauptstadt, ausschließlich mit belletristischen Arbeiten beschäftigt. Er schloß sich zuletzt von dem öffentlichen Leben vollständig ab. Am 7. April 1897 starb er in Stuttgart. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit einer Anzahl dramatischer Arbeiten, ging jedoch bald zur erzählenden Gattung über. Die Stoffe zu seinen zahlreichen Novellenbüchern und Romanen („Der Bernsteinsucher“, „Der Diamantenschleifer“, „Die Thierbändigerin“ u. s. w.) verdankte er vorzugsweise den unerschöpflichen Erinnerungen an seine exotischen Aufenthalte. Eine lebhafte

Phantasie und die Gabe des Fabulirens, die er auch im geselligen Verkehr mündlich übte, machten seine Erzeugnisse zur beliebten Lectüre weiter Kreise. Dauernder litterarischer Werth kommt ihnen jedoch nicht zu.

Biograph. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 2. Bd. (1898), S. 279 (mit weiteren Litteraturangaben). R. Krauß.

Roser: Wilhelm R. wurde am 26. März 1817 in Stuttgart als Sohn des Staatsraths v. Roser geboren. Er erhielt im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung, zum Theil unter dem Einfluß von Ludwig Uhland. Den Sinn für Naturwissenschaft hatte er von seinem Vater ererbt, der ein großer Entomologe war.

Mit 17 Jahren auf die Universität gekommen, studirte er in Tübingen Medicin gleichzeitig und eng befreundet mit Griesinger und Wunderlich. Nachdem er 1838 das Staats- und Doctorexamen bestanden, unternahm er eine große Reise, die ihn nach Würzburg, Wien und Paris führte. Erst 1841 kehrte er zurück, um sich im gleichen Jahre noch zu habilitiren. Damals gründete er mit Griesinger und Wunderlich das „Archiv für physiologische Heilkunde", in dem theils durch kritische Besprechung, theils durch Originalarbeit die Physiologie und die pathologische Anatomie als Grundlage der praktischen Medicin auf das energischste proklamirt wurde. 1844 erschien sein „Handbuch der anatomischen Chirurgie", 1845 eine „Allgemeine Chirurgie", außerdem eine Reihe anderer Aufsätze, besonders einer über Oberarmluxationen, der von grundlegender Bedeutung war, 1847 sein „Chirurgisch-anatomisches Vademecum".

Von 1846—1850 lebte er als Oberamtswundarzt in Reutlingen. Hier erhielt er einen Ruf nach Marburg als ord. Professor der Chirurgie. In Marburg blieb er bis zu seinem Tode am 15. December 1888. Scharfe Beobachtung, äußerst kritischer Sinn, große Unabhängigkeit zeichnete alle seine Arbeiten aus, von denen noch besonders die über Brüche, über Verrenkungen, über acute Osteomyelitis zu nennen sind.

Krönlein, Langenbeck's Archiv. — König, Centralbl. f. Chirurgie. D. Hildebrand.

Rosin: David R., Dr., Pädagoge und Religionsphilosoph, geboren am 27. Mai 1823 in Rosenberg, † am 31. December 1894 in Breslau, erhielt den ersten Unterricht durch seinen Vater, besuchte dann talmudische Schulen in Kempen, Myslowitz und Prag, woselbst der Mitbegründer der jüdischen Wissenschaft, Oberrabbiner S. J. L. Rappoport, auf ihn einen bleibenden Einfluß ausgeübt hat. Er bezog dann die Universitäten Breslau, Berlin und zuletzt Halle, woselbst er 1851 zum Dr. phil. promovirt wurde. Vom Jahre 1854—1864 leitete er die Religionsschule der jüdischen Gemeinde in Berlin. Es sind von ihm erschienen: „Abhandlungen über Gedanken, Pläne und Verfassung des Unterrichts in den Lehrgegenständen der jüdischen Religion" (Berlin 1856—1861); „Berichte über die jüdische Religionsschule in Berlin", I—IX (1856/64); „Ueber den Einfluß des Edicts, betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im Preußischen Staate auf Wissen und Bildung in jüdischen Kreisen, insbesondere im Bereiche des jüdischen Schulwesens" (Berlin 1862); „Uebersichtliche Darstellung des Lebens und Wirkens des Dr. Michael Sachs und des Dr. Moritz Veit" (Berlin 1864). Im J. 1864 folgte R. einem Rufe als Lehrer an das jüdisch-theologische Seminar in Breslau, woselbst er hauptsächlich hebräische Grammatik, Bibelexegese, Religionsphilosophie, Homiletik, Pädagogik und Didaktik lehrte. Neben wissenschaftlichen Arbeiten in der Frankel-Graetz'schen Monatsschrift fallen in die Breslauer Zeit Rosin's

die Herausgabe der Fest- und Sabbatpredigten von Dr. Michael Sachs (Berlin 1866/67) und seine in einzelnen Jahresberichten des jüdisch-theol. Seminars niedergelegten Forschungen: „Ein Compendium der jüdischen Gesetzeskunde aus dem XIV. Jahrhundert" (1871); „Die Ethik des Maimonides" (1876); „R. Samuel ben Meïr als Schrifterklärer" (1880); „Reime und Gedichte des Abraham ibn Esra" (1885, 1887, 1888, 1891).

Adolf Brüll.

Roskoff: Georg Gustav R., geboren am 31. August 1814 in Preßburg in Ungarn, entstammte einer ehrsamen Bürgerfamilie. Er besuchte die Schulen und die Rechtsakademie seiner Vaterstadt und war nach abgelegter juristischer Prüfung drei Jahre lang Erzieher im gräflich Raday'schen Hause. Da er sich nicht magyarisiren lassen wollte, ging er 1839 nach Halle, wo er Theologie und Philosophie studirte. Diese Universität war nach Hegel's Tode der akademische Hauptsitz des conservativen Hegelianismus geworden. Als seine Vertreter lernte R. Hinrichs, den noch von Hegel selbst empfohlenen Religionsphilosophen, Schaller und vor allen Erdmann kennen, der nicht nur sein Lehrer, sondern auch sein Freund wurde. Von diesen Männern hörte er Frieden verkündigen zwischen Wissen und Glauben, Philosophie und Theologie, Vernunft und Christenthum. Die wahre Vernunft sei christlich und das wahre Christenthum vernünftig. Was im positiven Christenthum als die absolute Wahrheit vorliege, das begreife die Philosophie in der reinen Form des Wissens. R. gab sich der verführerischen Macht dieser Ideen so sehr hin, daß er, seinen zukünftigen Beruf nicht vorahnend, bei Gesenius Altes Testament zu hören versäumte. Von Halle wendete er sich nach Wien und vollendete hier an der evangelisch-theologischen Facultät das theologische Studium. An dieser Facultät wurde er 1846 „Assistent", d. h. besoldeter Privatdocent, 1847 übertrug man ihm die Vertretung des durch Wenrich's Tod verwaisten alttestamentlichen Lehrfachs, 1850 wurde er auf Vorschlag der k. k. Consistorien, die seine „Präcision der Darstellung, Entschiedenheit der Ueberzeugung, Geistesschärfe und Lebendigkeit im Vortrage" rühmend hervorhoben, zum Professor der alttestamentlichen Exegese ernannt. 34 Jahre lang, bis zu seiner Emeritirung, bekleidete er dies Amt. Die Universität Heidelberg verlieh ihm den theologischen Doctorgrad. Sein Kaiser ehrte seine Verdienste durch Berufung in den österreichischen Unterrichtsrath, durch seine Ernennung erst zum Regierungsrath, dann zum Hofrath und durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone mit dem Recht der Erhebung in den Ritterstand, von welchem R. aber in seinem bescheidenen bürgerlichen Sinn ablehnte, Gebrauch zu machen. In der evangelischen Gemeinde Wiens war er Mitglied des Presbyteriums, der Gemeindevertretung und des Waisenversorgungsvereins, den er mit ins Leben rufen und organisiren half.

In der wissenschaftlichen Welt hat er sich durch bedeutsame Schriften bekannt gemacht. Auf dem Gebiete der hebräischen Alterthumskunde trat er 1857 mit seiner Erstlingsschrift hervor: „Die hebräischen Alterthümer in Briefen". Die philosophische Schulung Roskoff's macht sich hier deutlich bemerkbar. Denn der Begriff des hebräischen Bewußtseins von Gott, wonach dieser die allgemein geistige, allein berechtigte, alles Sein und Dasein beherrschende Macht ist, wird nicht nur als Ausgangspunkt der Betrachtung der hebräischen Alterthümer genommen, sondern auch als der Urquell verstanden, aus dem die begriffsmäßige Erklärung aller Erscheinungen des hebräischen Alterthums nothwendig folgen muß. Fortan aber wandte sich R. mit Vorliebe religionshistorischen Forschungen zu. Bereits seine zweite Schrift behandelte ein Problem der vergleichenden Religionsgeschichte: „Die Simsonssage

nach ihrer Entstehung, Form und Bedeutung und der Heraclesmythus", Leipzig 1860. Er bekämpfte die Ableitung der Simsonssage aus dem Heraklesmythus. Dieser Mythus habe anthropologischen Charakter, Herakles sei das Ideal des hellenischen Menschen, an Simson sei das theokratische Gepräge zu bemerken, er sei das Musterbild des Jahvedieners. Sein Hauptwerk war die zweibändige „Geschichte des Teufels", Leipzig 1869. Hierzu hat er umfassende Studien gemacht und eine Fülle religionsgeschichtlichen Materials verarbeitet. Der Zweck dieses Werkes ist, die Vorstellung vom Teufel „im Zusammenhang mit der Natur, den geschichtlichen Erscheinungen und deren Conjuncturen" darzustellen", also eine Geschichte des Teufels nach Ursprung und weiterer Entwicklung unter culturgeschichtlichem Gesichtspunkt zu geben. R. geht vom menschlichen Bewußtsein aus und zeigt, daß sich die dualistischen Vorstellungen von Gut und Böse in allen Religionen der Naturvölker finden, aber auch in den Mythologieen aller Culturvölker mehr oder weniger entschieden auftreten. Den Grund dieser Erscheinung sieht er in der Anthropologie, in dem menschlichen Bewußtsein, welches zur Bildung einer solchen Vorstellung angeregt werde. Dann geht er über zur Geschichte des Satans im Alten Testament, des Teufels im Neuen Testament und in der christlichen Kirche und zeigt, daß hier der Glaube an den Teufel, den Antipoden Gottes, zu einer furchtbaren Höhe angewachsen sei. Beim modernen Bewußtsein angelangt, gibt er seiner Meinung dahin Ausdruck, daß der Dualismus zur Einheit zusammenzufassen sei. „Den Dualismus von Gott und Teufel widerlegt die Geschichte", sagt er am Schlusse mit Droysen. In einer Recension dieses Werkes in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" 1870, Nr. 13, war der von R. vertretenen Annahme, daß auch bei den rohesten Völkerstämmen Spuren von religiösen Vorstellungen wahrzunehmen seien, die Ansicht Sir John Lubbock's entgegengehalten worden, welche das Gegentheil behaupte. Darauf antwortet R. in seiner letzten Schrift: „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker", Leipzig 1880. Er hält seine in der Geschichte des Teufels vertretene Ansicht aufrecht und spricht aus, es sei bisher noch kein Volksstamm ohne jegliche Spur von Religiosität betroffen worden. Seine Gesammtanschauung faßt er hier dahin zusammen: das Wesen und die Richtung der menschlichen Geschichte strebt dahin, den Typus des Menschlichen durch hartes Ringen und Kämpfen aus der rohen Natürlichkeit herauszuarbeiten, die Menschlichkeit zu wirklicher Geltung zu bringen. Und der Einzelne hat keine andere Aufgabe, als seine menschliche Anlage zu entfalten, immer mehr menschlich, ein wirklicher Mensch zu werden.

Roskoff's Studien wurden durch ein mit den Jahren zunehmendes Augenleiden gehemmt und zuletzt gänzlich unterbrochen. Er konnte selbst nichts mehr lesen und mußte fürchten, ganz zu erblinden. Unter der aufgezwungenen Arbeitslosigkeit litt er schwer. Selbst nicht verheirathet, fand er für die eigene Häuslichkeit Ersatz in dem Hause seines Jugendfreundes Dr. Porubsky, des angesehenen Wiener Pfarrers und nachmaligen Seniors. Er half die Porubsky'schen Kinder erziehen, er blieb nach dem Tode des Vaters Freund der Frau und Berather der Familie und hat dafür in dem Porubsky'schen Hause die treueste Pflege in seinen letzten Lebensjahren gefunden. In der Sommerwohnung der Frau Dr. Porubsky in Obertreffen bei Aussee in Steiermark ist er am 20. October 1889 gestorben. Er zeichnete sich durch Adel der Gesinnung und unantastbare Lauterkeit aus. In der letzten Facultätssitzung, der er vor seiner Emeritierung beiwohnte, rief ihm der Decan der Facultät zum Abschiede zu: „Einen Collegen von diesem Adel der Gesinnung, abhold allem Parteitreiben, in Frieden, soviel an ihm lag, mit Jedermann, sehen

wir alle mit Wehmuth von uns scheiden.· Wenn dieser Theologe einen Wappenschild erhalten sollte, ihn müßte die Inschrift zieren: Candor et integritas animi".

G. Frank, Die k. k. evangel.-theol. Fakultät in Wien. Wien 1871, S. 38, 58. — Derselbe in Evangel. Kirchenzeitung für Oesterreich 1885, Nr. 3; 1889, Nr. 21 und in Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. XVI sub voce Roskoff. — R. A. Lipsius in Protest. Kirchenzeitung 1889, Nr. 45. P. Feine.

Roesler: Carl Friedrich Hermann R., Nationalökonom, geboren am 18. December 1834 zu Lauf in Mittelfranken, † am 2. December 1894 zu Bozen. R. besuchte anfangs die Volksschule in Lauf, wo sein Vater Rechtsanwalt war, und dann das Melanchthon-Gymnasium in Nürnberg, das er mit dem 17. Lebensjahre verließ, um auf der Universität Erlangen die Rechts- und Staatswissenschaften zu studiren. Das vierte Semester brachte er in München zu, kehrte aber darauf nach Erlangen zurück und bestand dort mit dem 22. Lebensjahre die erste juristische Prüfung cum laude. Er wurde Rechtspraktikant beim Landgericht in Nürnberg und absolvirte die Verwaltungspraxis am Landgericht in Hersbruck, die Bezirksgerichtspraxis wiederum in Nürnberg. Bald bestand er auch das bairische Staats-(Richter-)Examen mit der Note I. Er fand hierauf wieder als Hülfsarbeiter bei den Gerichten und beim Gesetzgebungsausschuß in der bairischen Kammer Beschäftigung, verlor aber sein eigentliches Ziel, sich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen, nicht aus dem Auge. Zu diesem Zwecke erwarb er im J. 1859 zu Erlangen die juristische Doctorwürde und im folgenden Jahre zu Tübingen die eines Doctors der Staatswissenschaften. Die juristische Inauguraldissertation war eine Interpretation der I. 16 § 1 Dig. pro socio 17, 2 und aus dem kanonischen Rechte c. 18: Quanto personam de jure jurando 2, 24. Im Wintersemester 1860/61 habilitirte er sich dann an der Universität Erlangen als Privatdocent in der philosophischen Facultät für das Fach der Staatswissenschaften. Die Habilitationsschrift handelte von dem „Einfluß der Besteuerung auf den Arbeitslohn". Außerdem veröffentlichte er eine Abhandlung „Ueber den Werth der Arbeit" in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 16. Jahrgang, und: „Ueber die rechtliche Natur des Vermögens der Handelsgesellschaften nach römischem Rechte" in Goldschmidt's Zeitschrift für Handelsrecht, Jahrgang 1860/61. Zu Anfang des Jahres 1861 ließ er die Schrift: „Zur Kritik der Lehre vom Arbeitslohn, ein volkswirthschaftlicher Versuch" folgen, die eine sehr günstige Aufnahme fand und die Veranlassung wurde, daß R. an Stelle des nach Bonn berufenen Professors Dr. Erwin Nasse am 22. October 1861 die ordentliche Professur der Staatswissenschaften in Rostock erhielt.

Die philosophische Facultät der Universität Rostock bewillkommnete ihr neues, noch nicht 27 Jahre altes Mitglied mit der Ernennung zum Ehrendoctor. R. las nun über Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre, Volkswirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft, Politik zur Einleitung in die gesammten Rechts- und Staatslehren, Politik der Staatsverwaltung oder formelles Verwaltungsrecht, Verwaltungsrecht und Polizei, Finanz- und Militär-Verwaltungsrecht, Statistik, Deutsche Statistik, Vergleichende Statistik Deutschlands und seiner Nachbarländer. Daneben veröffentlichte er eine Reihe von gründlichen und scharfsinnigen Schriften und Aufsätzen: „Der deutsch-französische Handelsvertrag"; „Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, ein Lehrbuch für Studirende und Gebildete aller Länder" (1864); „Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie" (1868, 2. Aufl. 1871);

„Ueber das Wesen des Credits und die Creditnatur des Darlehns“ (Goldschmidt's Zeitschrift für Handelsrecht, 1868, Heft 3); „Zur Lehre vom Einkommen“ (Hildebrand's Jahrbücher für Volkswirthschaft usw., 1868, Bd. 1); „Zur Theorie des Werthes“ (ebendaselbst Bd. 2, Heft 1 u. 2); „Zur Theorie des Preises“ (ebendaselbst 1869, Bd. 1); „Lehrbuch des socialen Verwaltungsrechts“ (Bd. I 1872, Bd. II 1873); „Ueber die Beziehungen zwischen Volkswissenschaftslehre und Rechtswissenschaft in Deutschland“ (Hirth's Annalen des Deutschen Reichs 1872); „Ueber die geschichtliche Entwickelung der volkswirthschaftlichen Ideen der neueren Zeit“ (1872); „Ueber Verwaltungsgerichtsbarkeit“ (Grünhals' Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht der Gegenwart 1874, Bd. 1); „Ueber Enteignungsrecht“ (Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft 1874, Heft 3); „Die alte und neue National-Oekonomie“ (Grünhals' Zeitschrift 1875, Bd. 2, Heft 2 u. 3); „Der österreichische Verwaltungs-Gerichtshof nach dem Gesetz vom 22. October 1875“ (ebendaselbst 1875, Bd. 4); „Gedanken über den constitutionellen Werth der deutschen Reichsverfassung“ (1877); „Vorlesungen über Volkswirthschaft“ (1878).

Nach 17jähriger Wirksamkeit verließ Roesler Rostock, um einem Rufe der japanischen Regierung in das Kaiserliche Auswärtige Amt Folge zu leisten. Beseelt von dem Drange, seine theoretischen Kenntnisse in der Praxis zu verwerthen, scheute er es nicht, mit seiner Familie in die Ferne zu ziehen und seine Kraft einem in der Entwicklung begriffenen Staate zu widmen. Vorher legte er noch das katholische Glaubensbekenntniß ab. Mit der japanischen Regierung ging er zunächst einen Vertrag auf fünf Jahre ein, der dann zwei Mal verlängert wurde. Seine Aufgabe war es, das dortige Staatswesen einschließlich der Justiz ganz nach europäischem Vorbilde neu einzurichten. Die japanische Constitution wurde von ihm hauptsächlich nach dem Muster der bairischen Verfassung entworfen. Unter anderm setzte er auch die Religionsfreiheit in Japan durch. Nach 15jähriger erfolgreicher Thätigkeit (er war zuletzt Erster vortragender Rath im kaiserl. Ministerrath zu Tokio) zwang ihn ein schweres Leiden, sich zurückzuziehen. Er wandte sich nach Tirol, starb aber nicht lange darauf. Im J. 1893 hatte er noch ohne seinen Namen eine Broschüre „Die deutsche Nation und das Preußenthum“ erscheinen lassen, die ebenso wie seine 16 Jahre früher erschienenen „Gedanken“ usw. (s. oben) gegen Bismarck und Preußens Vormachtstellung gerichtet war.

Vgl. die Nekrologe in der „Rostocker Zeitung“ und den „Mecklenburger Nachrichten“ sowie das Sonntagsblatt der „Germania“, 1895, Nr. 1, auch O. v. Mohl, Am japanischen Hofe. Berlin 1904.

Heinrich Klenz.

Rösner: Johann Gottfried R., geboren am 21. November 1658 zu Züllichau, wohin sich seine Eltern zeitweilig zurückgezogen hatten, war dem Hause eines Kaufmanns und Rathsältesten in Fraustadt entsprossen. 1676 schickten ihn die Eltern auf das damals weit berühmte Gymnasium zu Thorn. Noch jetzt birgt die Thorner Gymnasialbibliothek einen dicken Band von seiner Hand, in den er allerlei Aussprüche lateinischer Classiker eintrug. So offenbarte sich schon hier seine ästhetische Begabung, die er auch in seinen Mannesjahren eifrig gepflegt hat. 1679 bezog er die Universität Leipzig, zeitweise auch die Frankfurter, um die Rechte zu studiren. Die zu Thorn gewonnenen Jugendbeziehungen führten dazu, daß ihn der dortige Rath 1687 zum Stadtsecretär berief, — ein Amt, welches gewöhnlich die erste Sprosse in der Stufenleiter städtischer Ehren bildete. Der in Thorn ohne Blutsverwandtschaft dastehende und darum sicherlich schwer emporkommende Mann gewann mehr Einfluß, als er 1694 Anna Katharina Kisling, Bürgermeister

Johann Kisling's Tochter, heimführte. Bereits vier Jahre darauf wurde er zum Rathsherrn gekürt. Freilich gerieth er dadurch auch in erbitterte Fehden mit den dem Geschlechte der Kisling feindlichen Familien, wie denn Thorn damals überhaupt ein trauriges Bild inneren Bürgerzwistes bot. Zeitweilig wurde R. sogar durch die Feinde seines Schwiegervaters vom Rathe ausgeschlossen, aber durch den König von Polen wieder eingesetzt. 1706 erreichte er das mühsam erkämpfte Ziel, indem er zum Bürgermeister (die Stadt hatte deren vier) gewählt wurde. Fortan bekleidete er dies Amt ununterbrochen, wiederholentlich wurde er im Wechsel mit seinen Collegen „Präsident" (regierender Bürgermeister des laufenden Jahres) oder Burggraf (aufsichtsführender Vertrauensmann des Königs).

Die Rösner'sche Bürgermeisterschaft fiel in die unglückselige Zeit des nordischen Krieges. Von 1703—18 marschirten fast ununterbrochen die verschiedensten Truppen durch die Stadt und brandschatzten sie, sodaß ihre Finanzen völlig ruinirt wurden. 1708—10 hauste obendrein in ihren Mauern der furchtbare Würgengel der Pest. R. blieb in den Kriegswirren der Krone Polen treu, obwohl er persönlich dabei Schaden erlitt. Daß er in solchen Zeitläuften nichts für die wirthschaftliche Hebung der Stadt ausrichten konnte, ist selbstverständlich.

Dazu kamen die Wirrsale endloser Bürgerstreitigkeiten! R. betrieb, wie die meisten Bürgermeister kaufmännische Geschäfte und war eifrig bedacht, sich den Gewinn nicht schmälern zu lassen. Auf seinem Vorwerke besaß er eine Branntweinbrennerei, welche der städtischen Brennerei in Przysiek Concurrenz machte. Da die Rathsherren ihr Amtseinkommen aus der letzteren bezogen, setzten sie gegen R. durch, daß alle Privatbrennereien eingehen sollten. R. klagte gegen diesen ihn schädigenden Beschluß der Stadtverwaltung beim Könige. Das Verhältniß zwischen dem Bürgermeister und den Rathsherren war demnach bis zur Unerträglichkeit gespannt.

Das Thorner Gymnasium verwaltete R., wie bei seinen ästhetischen Neigungen vorauszusehen, als „Protoscholarch" mit voller Hingabe. Gerne unternahm er selber Streifzüge ins Reich der Musen, hielt elegante lateinische Reden und übersandte Verwandten und Bekannten selbstgemachte Gedichte. Die Lehrer des Gymnasiums waren zum Theil die lutherischen Geistlichen der Marienkirche, und auch bei R. war die Liebe zu den Wissenschaften mit der Anhänglichkeit an die lutherische Kirche aufs festeste verbunden. Trotz seiner kaufmännischen Geldliebe war er ein überzeugter Anhänger des angestammten Glaubens. Man sah ihn nicht bloß Sonntags, sondern auch bei Wochengottesdiensten häufig in der Kirche. Damit hing eine starke Abneigung gegen die Jesuiten zusammen, welche damals in Polen allmächtig waren, und alles daran setzten, den evangelischen Glauben ebenso wie im eigentlichen Polen, auch in polnisch Preußen mit Stumpf und Stil auszurotten. In Thorn besaßen die Jesuiten ebenfalls ein Kloster und eine Schule. Sie waren ein Pfahl im Fleische der fast ausschließlich lutherischen Bürgerschaft, und ihre unbändigen Zöglinge, meist Söhne des umwohnenden polnischen Adels, mit ihrem fortwährenden Böllerschießen und Steinewerfen ein Schrecken für jeden auf der Straße Gehenden.

So war es ein vulkanischer Boden, auf dem R. stand, und ein geringer Stoß konnte genügen, die in der Tiefe wühlenden Flammen zum Ausbruch zu bringen. Dieser Anstoß fand sich in dem am 16. Juli 1724 in Thorn entstehenden Tumult. Bei einer Procession war es zu Prügeleien zwischen Jesuitenschülern und lutherischen Bürgern gekommen, die sich auch am 17. fortsetzten. Da überfielen die Jesuitenzöglinge einen an den Händeln ganz un=

betheiligten evangelischen Gymnasiasten Nagurny, der im Schlafrocke vor der Thüre seines Hauswirths stand, und schleppten ihn unter Mißhandlungen in ihre Schule. Die Kunde von der Gewaltthat verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den von den vorstädtischen Biergärten heimkehrenden Handwerksgesellen, die dort soeben in üblicher Weise den Montag gefeiert hatten. Der erbitterte Volkshaufe sammelte sich am Jesuitenkloster und begann es regelrecht zu belagern. R., der in jenem Jahre Präsident war, sandte auf die Meldung vom Tumult Stadtsecretär Wedemeyer ins Kloster und ließ Rector Czyzewsky auffordern, Nagurny herauszugeben, was aber erst nach einer nochmaligen Aufforderung geschah. Die Stadtmiliz hatte sich inzwischen unter Capitän Graurock's Führung gänzlich unzuverlässig gezeigt, statt den Volkshaufen auseinander zu treiben, war sie wieder auf die Stadtwache zurückmarschirt. R. bot jetzt die Bürgerwache des „Altthorner“ und später noch die des „Johannisquartiers“ auf, doch vermochten auch die erschienenen Bürger die überschäumende Volkswuth nicht zu dämpfen. Nun ließ das Stadtoberhaupt Graurock vor sich kommen und befahl ihm in die Schule einzurücken und von dort auf die Menge zu schießen. Der feige Capitän erwiderte, „hierzu könne er sich nicht resolviren, wo würde er mit seiner Mannschaft bleiben? Wenn er auf das Volk schieße, würde die [polnische] Krongarde sich desselben annehmen und wieder auf die Stadtsoldaten feuern. Auch das Volk würde sich zur Wehr setzen, und es möchte ein Blutvergießen entstehen, welches er nicht verantworten könne. Er könne und wolle es nicht thun.“ R. zuckte die Achseln und hielt ebenso wie Wedemeyer und andere anwesende Bürger die geplante Maßregel für gefährlich, sodaß von ihr Abstand genommen wurde. Diese augenblickliche Schwäche, die zu seiner sonstigen Energie wenig stimmt, ist das Einzige, was R. hierbei vorgeworfen werden kann. Sie ist wohl aus der unsicheren Stellung Rösner's im Rathe zu erklären. Wären einige lutherische Bürger von der Stadtmiliz niedergeschossen, so hätte er sich vor den Angriffen seiner Collegen kaum retten können.

Der Tumult nahm so weiter seinen Lauf. Schließlich drang der bis zur Siedehitze entflammte Volkshaufe in die Schule und ins Kloster, zerschlug Alles, was nicht niet- und nagelfest war, warf die Trümmer zu den Fenstern hinaus und zündete auf der Straße ein Feuer an. Die Jesuiten behaupteten, daß dabei Heiligenbilder, auch eine Bildsäule der Maria unter Spottreden verbrannt seien. Schließlich machte die Krongarde den Pöbelausschreitungen ein Ende.

Die Jesuiten klagten nun die ganze Stadt aufs leidenschaftlichste beim Warschauer Hofgericht an und gaben R. Schuld, er habe den Volksaufstand absichtlich angestiftet und gewähren lassen, obwohl doch schon das Aufgebot der beiden „Bürgerquartiere“ das Gegentheil bewies. Das Hofgericht sandte im September eine Untersuchungscommission von nicht weniger als 23 Würdenträgern nach Thorn, welche viele Verhaftungen vornahm, höchst verdächtige Personen Zeugenaussagen (die dem Rathe nicht mitgetheilt wurden, auch später nie veröffentlicht sind) machen ließ, die Entlastungszeugen der Angeschuldigten hingegen ablehnte und schließlich 2800 Dukaten für ihre Mühe von der verarmten Stadt zu erpressen suchte. Das unter dem 30. October erlassene Urtheil des Hofgerichts erfüllte die kühnsten Hoffnungen der Kläger. R. sowie Vicepräsident Zernecke und zwölf Bürger wurden zum Tode verurtheilt, die Hälfte des Raths, der Schöppenschaft und der dritten Ordnung sollte fortan mit Katholiken besetzt werden. Den Lutheranern wurde die letzte Kirche, die ihnen noch geblieben war, die Marienkirche abgenommen, das Gymnasium sollte aufgehoben oder auf ein Dorf verlegt werden.

R. scheint bis zuletzt gehofft zu haben, daß dies ungeheuerliche Urtheil nicht in seiner vollen Strenge vollstreckt werden würde. Der Rath und die Bürgerschaft, durch Uneinigkeit aufs tiefste zerspalten und durch die Kriegsjahre finanziell zu geschwächt, um die in Polen erforderlichen „Devinctionen“ den Machthabern in genügender Höhe zu zahlen, vermochte dem Unheil nicht zu wehren. Der Kronunterkämmerer Fürst Georg Lubomirski, das fanatischste Commissionsmitglied, erschien Anfang December und polnische Truppen wurden in die Stadt gezogen.

Bei R., der in seinem Hause bewacht wurde, liefen noch am Tage vor seinem Tode Mönche und katholische Laien ein und aus und versprachen ihm sofortige Begnadigung, wenn er katholisch würde. Daß diese Lockungen keine leeren waren, bewies das Schicksal des einen der zum Tode Verurtheilten, David Heyder, der übertrat und sofort aus der Haft entlassen und von den Jesuiten in Schutz genommen wurde. R. bestand die schwere Anfechtung. Nachdem er sich zunächst Bedenkzeit ausgebeten, erklärte er den beiden Bernhardinermönchen, die man an ihn abgesandt hatte, er sei auf den evangelischen Glauben getauft und wolle, wenn keine Gnade für ihn wäre, auf ihn auch sterben, wiewohl er den Tod nicht verschuldet habe. Noch in der Nacht drang man aufs neue in ihn, da rief er den Quälgeistern das heldenmüthige Wort zu: „Vergnüget Euch mit meinem Kopf, die Seele muß Jesus haben.“ In der Frühe des 7. December um 5 Uhr wurde er auf dem Hofe des Rathhauses, bis zuletzt Gesangbuchsverse betend, durch den Scharfrichter mit dem Schwerte zu Tode gebracht und Tags darauf in aller Stille vor dem Altare der vorstädtischen Georgenkirche bestattet.

Das „Thorner Blutgericht“ rief in ganz Europa ungeheuere Aufregung hervor, namentlich Friedrich Wilhelm I. gerieth in hellsten Zorn und hätte am liebsten deswegen mit Polen Krieg angefangen.

R. ist demnach, obwohl ein Weltmann und zunächst irdischen Interessen zugethan, den Märtyrern der evangelischen Kirche zuzuzählen.

Urkunden und Actenstücke im Thorner Rathsarchive und der Privatbibliothek des Rittergutsbesitzers v. Sczaniecki-Nawra. — Vom polnisch-kath. Standpunkte Kujot, Sprawa Toruńska Z. R. 1724. In Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznańskiego. XX. Poznań 1894 und XXI. Poznań 1895. — F. Jacobi, Das Thorner Blutgericht. Verein f. Reformationsgeschichte, S. 51 f. Halle 1896. — Derselbe in Zeitschr. des Westpreuß. Geschichtsver., Heft 35. Danzig 1896. F. Jacobi.

Rosolenz: Johannes R., Historiker (Johannes mit dem Taufnamen, Jacob mit dem Klosternamen), wurde zu Köln am Rhein um 1570 geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, erscheint unter dem 12. August 1588 als S. Pontificis Alumnus und Rhetoricae auditor in den Matrikel der Universität Graz eingetragen und trat in das 1229 von Leutold von Wildon und seiner Gemahlin Agnes gegründete, 1246 vom Papste Innocenz bestätigte, in der westlichen Mittelsteiermark gelegene Augustiner-Chorherren-Stift Stainz; bis 1596 war er Pfarrer in dem ansehnlichen Orte Leibnitz, südlich von Graz, und wurde 1596 von seinen geistlichen Mitbrüdern zum Propst gewählt und am 29. Juni 1597 als solcher infulirt. Er war der 27. Propst dieses Stiftes. In seinem Kloster führte er eine so strenge Mönchszucht ein, daß die Stainzer Chorherren mehrfach bei dem Fürstbischof von Seckau, Martin Brenner, darüber Klage führten, der auch in der That mit Erfolg Fürsprache für sie einlegte. Hingegen stand er in hoher Gnade bei dem Landesfürsten Erzherzog Ferdinand (später Kaiser Ferdinand II.), der ihn wegen seines Eifers im Kampfe gegen die evangelische Lehre zum

landesfürstlichen Kammerpräsidenten und Geheimen Rath ernannte und ihn für eine noch höhere geistliche Stellung bestimmt hatte.

Zur Kräftigung des Katholicismus beabsichtigte nämlich Erzherzog Ferdinand 1611 ein Bisthum in Graz zu gründen. Das Collegiatcapitel des Chorherrenstiftes Stainz sollte Domcapitel, die Stiftsgüter theilweise wenigstens zur mensa episcopalis herbeigezogen und Propst Jacob R., den Ferdinand hochschätzte, den seine Conventualen aber haßten, sollte der erste Bischof der Landeshauptstadt werden. Der neue Bischof und die ihm beigegebenen Kanoniker sollten in Graz ihren Wohnsitz nehmen und Theile von Mittel- und Untersteiermark das Diöcesangebiet bilden. Lebhafte Verhandlungen wurden darüber mit dem Fürstbischof von Seckau, dessen Diöcese dadurch würde verkleinert worden sein, und mit dem Erzbischof von Salzburg, zu dessen Erzdiöcese die Steiermark gehörte, gepflogen. Die Chorherren von Stainz protestirten auf das Heftigste gegen jede, insbesondere gegen eine derartige Umwandlung ihres Stifts und gegen die Entfremdung des Stiftsvermögens zu diesem ihnen fremden Zwecke. Lange zogen sich die Verhandlungen hin, und es kam auch zu keiner Entscheidung; als R. starb, war die Angelegenheit noch nicht ausgetragen und auch späterhin unterblieb die Errichtung eines Bisthums Graz.

In Radkersburg an der Mur in Untersteiermark baute R. zu einer Kirche, die dem Stifte Stainz gehörte, ein Kloster und übergab 1614 beide den Capuzinern. — Als Propst des Stiftes Stainz hatte R. Sitz auf der Prälatenbank und Stimme im ständischen Landtage des Herzogthums Steiermark. Es ist auffallend, daß im 16., ja auch noch im Beginne des 17. Jahrhunderts der Fürstbischof von Seckau und die Prälaten der steirischen Stifte und Klöster im Landtage, wo sie Sitz und Stimme hatten, nur eine sehr bescheidene Thätigkeit entwickelten, eine unbedeutende, fast passive Rolle spielten und in dieser Versammlung gegenüber dem in der Mehrzahl weitaus noch evangelischen hohen und niederen Adel nie als Glaubenseiferer auftraten. So auch R., der übrigens außerdem noch im Landtage eine arge Niederlage und schwere Demüthigung über sich mußte ergehen lassen.

Nachdem die Gegenreformation in Steiermark, Kärnten und Krain sich bereits soweit abgespielt hatte, daß Bürger und Bauern nahezu vollständig rekatholisirt waren und nur der Adel der Mehrzahl nach das evangelische Bekenntniß sich gewahrt hatte, erschienen zwei Schriften, welche sich mit den Vorgängen bei der Gegenreformation in den innerösterreichischen Landen befaßten.

David Rungius, Professor der heiligen Schrift in Wittenberg, ließ 1601 seinen „Bericht und Erinnerung von der Tyrannischen Bäpstischen Verfolgung des heil. Evangelii in Steyermark, Kärnten und Krain“ erscheinen; er enthält nur ganz kurze, allgemein gehaltene Mittheilungen über den Verlauf der Gegenreformation in Steiermark und Kärnten; der Haupttheil ist theologischen Inhalts und sucht die Lehren Luther's gegen die Angriffe von katholischer Seite zu vertheidigen. Der Titel der Gegenschrift von R. lautet: „Gründlicher Gegen Bericht Auff Den falschen Bericht vnnd vermainte Erinnerung Dauidis Rungij, Wittenbergischen Professors, Von der Tyrannischen Bäpstischen Verfolgung deß H. Evangelij, in Steyermarckt, Kärndten, vnd Crayn. In welchem mit Grund der Warheit außführlich dargethan vnd erwiesen wird, daß solcher Bericht ein lauters Lugenbuch, Lästerkarten vnd Famoßschrifft sey: Auch in Ewigkeit nit könne erwiesen werden, was ermeldter Ehrenrhürische Predicant, wider die Gottselige, Hailsame, vnd Nutzliche Steyrische Religions Reformation, Vnverschämbter, Lugenhaffter weiß gegayfert vnd außgossen hat. Gestellet

Durch JACOBVM, deß Löblichen Stiffts Staynz in Steyr, Probsten, der H. Schrifft Doctorem, vnd deß Durchleuchtigisten, ꝛc. Ferdinandi, Ertzhertzogen zu Oesterreich ꝛc. Rath. — Responde Stulto, iuxta stultitiam suam, ne sibi sapiens esse videatur. Prouerb. 26, v. 5. Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, damit er sich nicht Weiß lasse düncken. Gedruckt zu Grätz, bey Georg Widmanstetter. Anno MDCVI." 8⁰. Die Rückseite des Titels enthält das Motto aus Lactantius, lib. 5. instit. diuin. c. I. lateinisch und in deutscher Uebersetzung; dann folgen neun nicht paginirte Seiten Dedicatio: „Dem Durchleuchtigisten Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Maximiliano, Pfalzgrafen bey Rhein, Hertzog in Ober vnd Nider Bayern", sodann 158 Blätter Text, 40 nicht paginirte Seiten Register und auf der letzten Seite ein lateinisches Schmähgedicht in acht Distichen auf Rungius.

Die Schmähschrift des Propstes R. erregte argen Anstoß im steirischen Landtage (1607), der durch die Herren und Ritter noch immer in überwiegender Anzahl evangelisch war. Es wurde beantragt, den Propst für so lange, als er die ehrenrührigen in der Schrift enthaltenen Anklagen gegen die steirische Ritterschaft entweder bewiesen oder dafür „genugsame Satisfaction" gegeben, von den Sitzungen auszuschließen. Am 30. Januar 1607 wurde darüber im Landtage eine Verhandlung eingeleitet, bei welcher der Landesmarschall Freiherr Hans Friedrich v. Hoffmann, der Landesverweser Freiherr Hans Sigmund v. Wagen, der Verordnetenpräsident Freiherr Rudolf v. Teuffenbach und die Verordneten Freiherr Gottfried v. Stadl und Herr Georg v. Stubenberg und Kapfenberg sich bemühten, R. zum Widerruf und zur Abbitte zu bewegen. Er hielt jedoch seine Anklagen aufrecht. Daher wurde am 2. Februar ein Ausschuß zur weiteren Behandlung dieser Angelegenheit eingesetzt, für den der Propst den Abt Johann v. Admont und Hans Sigmund v. Wagen, die Ritterschaft die Freiherren Gottfried v. Stadl, Dietrichstein, Stubenberg und Wolf v. Saurau bestimmte. Noch an demselben Nachmittage hatte der Ausschuß den Beschluß gefaßt, „daß der Propst genugsambe Satisfaction öffentlich thun solle"; am 5. Februar wurde der Wortlaut der Erklärung von den Verordneten festgestellt und am 7. Februar mußte R. in der Ständeversammlung vor der Schranke stehend die Erklärung vorlesen des Inhalts, daß es seines Sinnes nicht gewesen sei, in seinem Buche die Ritterschaft des Herzogthums Steyer zu calumniren, zu schwächen und an ihrer Ehre anzutasten, sondern daß ihm von dieser Ritterschaft nur Ehre, ritterliche Thaten, adelige und löbliche Sitten bewußt seien, und bitte, ihn wieder als treues Mitglied des Landtages aufzunehmen. Rudolf v. Teuffenbach antwortete im Namen der Ritterschaft, sie wolle nach dieser Erklärung des Propstes ihre Anklage fallen lassen und ihn wieder als treues Mitglied des Landtages erkennen und halten.

Ein ähnlicher Vorgang hatte zwar im steirischen Landtage schon 1589 gegen den Propst von Pöllau, Peter Muchitsch, stattgefunden, als dieser die Evangelischen in seiner Schrift: „Pädagogia oder Schulführung der württembergischen Theologen" angegriffen hatte; in jener Zeit aber war die Macht der Protestanten in Steiermark noch fast unbeschränkt, während 1606 und 1607 die Gegenreformation durch Erzherzog Ferdinand in den Städten vollständig durchgeführt war; der energische Vorgang der Stände gegen R. beweist, daß diese in ihrer großen Mehrheit noch evangelisch und selbst der in seiner Maßregelung der Evangelischen siegreiche Erzherzog Ferdinand nicht im Stande war, seinen Günstling, Geheimrath und hochgestellten katholischen Parteikämpfer vor dem Schicksale dieser Demüthigung zu erretten.

Nicht mit Unrecht verfuhren die Stände der Steiermark gegen R. mit Ernst und Strenge; denn seine Schmähschrift, abgesehen von dem rüden Tone, in dem sie geschrieben, enthält Unwahrheiten, ja geradezu Lügen, welche durch die neuere Kritik, durch die Erforschung des Quellenmaterials evident als solche nachgewiesen sind. So seine Behauptung über das angeblich unsinnige und wüthende Toben der Prädicanten (evangelischen Prediger) auf der Kanzel, die Beschuldigung, daß die Prädicanten, die evangelischen Herren und Ritter, Bürger und Bauern es darauf abgesehen hätten, dem Landesfürsten in weltlichen Dingen den Gehorsam zu kündigen, daß der evangelische Herren- und Ritterstand am Brucker Tage 1578 eine Zusage des Erzherzogs gefälscht habe (eine Fälschung des erzherzoglichen Vicekanzlers Wolfgang Schranz), daß die Evangelischen die Abwesenheit Erzherzog Karl's in Spanien benützt hätten, um hinter seinem Rücken die Stiftskirche in Graz zu errichten, und anderes mehr; und bei vielen Einzelheiten, die R. über Vorgänge in verschiedenen Ortschaften der Steiermark bei Gelegenheit der Rekatholisirung des Landes und seiner Bewohner erzählt, weicht er oft stark von der Wahrheit ab, wie es aus den amtlichen noch vorhandenen Acten nachgewiesen werden konnte, und bringt lügenhafte Berichte, obwohl er bei seiner hohen Stellung in der Kirche und als Mitglied der Ständeversammlung den wahren Sachverhalt wissen mußte. Die Schrift des Propstes R. muß daher als ein charakteristisches Merkmal der Gegenreformation und der Mittel, deren sie sich bediente, bezeichnet werden, darf aber und soll nie und nimmer als eine Quelle zur Darstellung der Geschichte der traurigen Religionswirren in der Steiermark im 16. Jahrhundert benützt werden.

R. starb zu Graz am 3. März 1629; 32 Jahre war er als Propst an der Spitze des Chorherrenstiftes Stainz gestanden; das Stift besteht nicht mehr; es wurde 1785 von Kaiser Joseph II. aufgehoben und zur Staatsherrschaft umgewandelt; im J. 1841 erwarb Erzherzog Johann das großartige, herrlich gelegene Schloß sammt dem ausgedehnten dazugehörigen Grundbesitz durch Kauf, und jetzt befindet es sich im Eigenthum des Enkels des kaiserlichen Prinzen, des Geheimen Rathes und erblichen Mitgliedes des Herrenhauses Dr. Johann Graf von Meran.

v. Zwiedineck-Südenhorst, Fürst Christian der Andere von Anhalt und seine Beziehungen zu Inneröstereich. Graz 1874. — Loserth, Die Reformation und Gegenreformation in den inneröstereichischen Ländern im 16. Jahrhundert. Stuttgart 1898. — Schuster, Fürstbischof Martin Brenner. Ein Charakterbild aus der steirischen Reformationsgeschichte. Graz und Leipzig 1898. — Ilwof, Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz 1900. — Loserth, Zur Kritik des Rosolenz. (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXI. Bd., 1900.) — Lang, Beiträge zur Kirchengeschichte der Steiermark und ihrer Nachbarländer aus römischen Archiven. (Veröffentlichungen der Historischen Landescommission für Steiermark XVIII, Graz 1903, und dasselbe in den Beiträgen zur Erforschung der steirischen Geschichte, XXXIII. Jahrg. Graz 1904.) — Matrikel (Hs.) der Universität Graz.

Franz Ilwof.

Roßbach: Georg August Wilhelm R. wurde am 26. August 1823 in der kurhessischen Stadt Schmalkalden geboren. Sein Vater Johann Georg Roßbach war dort Schulinspector und Rector des Progymnasiums, die Mutter Amalie geb. Sommer die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Den ersten Unterricht genoß R. auf der Bürgerschule und dem Progymnasium seiner Heimathstadt und lernte außerdem viel aus der reichhaltigen Büchersammlung

seines Vaters. Immerhin zeigte es sich, als er 1840 in das Gymnasium zu Fulda aufgenommen wurde, daß seine Vorbildung den jetzt an ihn herantretenden Anforderungen nicht voll genügte. Doch gelang es ihm, durch großen Fleiß die vorhandenen Lücken auszufüllen. Director des Fuldaer Gymnasiums war damals Nicolaus Bach. Sonst wirkte auf R. besonders anregend der Lehrer des Griechischen, Friedrich Franke, ein Schüler Gottfried Hermann's, daneben auch E. F. J. Dronke und Franz Dingelstädt. Ostern 1844 bestand R. das Abiturientenexamen. Er bezog die Universität Leipzig, indem er Franke's Beispiel und Rath folgte. Anfangs widmete er sich gleichmäßig der Philologie und der Theologie, gab aber allmählich der ersteren den Vorzug, ohne ganz auf theologische Vorlesungen zu verzichten. Von nachhaltigstem Einfluß auf R. war Gottfried Hermann, der ihn im Anfang des dritten Semesters in seine Griechische Gesellschaft aufnahm; auch Westermann und W. A. Becker hörte er eifrig. Kurze Zeit gehörte er während seines ersten Semesters der Leipziger Burschenschaft an. Die freie Zeit nützte R. für sein Fach so eifrig aus, daß er in zwei Jahren alle classischen Dichter und die meisten hervorragenden Prosaiker der Griechen durchlas. In den Sommerferien 1844 sah er seinen Vater zum letzten Male. Dieser war seit einiger Zeit schwer krank und starb im Januar 1845. Ostern 1846 siedelte R. nach Marburg, der Universität seiner Heimath Kurhessen, über, weil er nur dann, wenn er einige Jahre hier studirte, Anspruch auf Anstellung im kurhessischen Staatsdienste hatte. Er hörte hier verhältnißmäßig wenig Vorlesungen, darunter Römische Antiquitäten bei J. Rubino. Besonders anregend waren außerdem die Vorlesungen und Seminarübungen bei Th. Bergk, sowie die Theilnahme an seiner Philologischen Gesellschaft. In dieser wurde R. mit dem Studenten der Theologie Rudolf Westphal bekannt. Westphal trieb unter Leitung von Gildemeister semitische Sprachen, Sanskrit, Zend und vergleichende Grammatik. Obgleich die Richtung der beiderseitigen Studien gar nicht übereinstimmte, befreundeten sich R. und Westphal miteinander und gewannen jeder den andern für seine Lieblingsfächer. Westphal ging ganz zur Philologie über, und R. trieb Sanskrit, Arabisch und Sprachvergleichung. In seinem letzten Semester (Winter 1847/48) hörte er nur bei Gildemeister, und zwar drei Vorlesungen: Sanskrit, vergleichende Grammatik, semitische Geschichte und Antiquitäten. Am 26. Mai 1848 bestand er das Staatsexamen. Der Tod seiner Mutter veranlaßte ihn, sich bis zum Ende des Jahres 1848 in Schmalkalden aufzuhalten. Dann kehrte er nach Marburg zurück, um seine Studien fortzusetzen. Im October 1849 wurde er vom kurhessischen Ministerium dem Gymnasium zu Hanau als Praktikant überwiesen und gab dort seit dem 19. November namentlich griechischen und deutschen Unterricht. Nicht bloß durch seine umfangreichen Kenntnisse, sondern auch durch die Festigkeit seines Auftretens bei stattlicher Gestalt schien er berufen, ein ausgezeichneter Schulmann zu werden. Allein die Anstellungsaussichten waren ungünstig, und die Neigung, möglichst uneingeschränkt der Wissenschaft leben zu können, hatte in R. tiefe Wurzeln geschlagen. Hierzu kam der Wunsch, auch fernerhin an der Seite seines Freundes Westphal zu arbeiten und zu wirken. Westphal war es nicht gelungen, seine Studien so zu regeln, daß er die Staatsprüfung für das Lehramt bestehen konnte. Die beiden Freunde beschlossen sich der Universitätslaufbahn zu widmen und bereiteten sich gemeinsam dazu vor.

R. wohnte seit 1850 in Westphal's Vaterhause in Obernkirchen, welches mit der Grafschaft Schaumburg zu Kurhessen gehörte, und fühlte sich hier sehr wohl. Er schildert das Leben in dieser Familie in dem Lebensabriß, den er über Rudolf Westphal in der Allgemeinen Deutschen Biographie verfaßt

hat. In Obernkirchen trieben R. und Westphal besonders eifrig metrische und grammatische Untersuchungen. Am 30. April 1851 erhielt R. auf seine Bitte den Abschied aus dem kurhessischen Staatsdienste. Bald darauf zog er mit Westphal und einem dritten Studiengenossen, C. D. A. Freihr. v. Knoblauch-Hatzbach, nach Tübingen. Unterwegs sah er Straßburg. Für die zu dem beabsichtigten Zwecke zunächst erforderliche Doctorpromotion reichte R. als Dissertation, die nicht gedruckt zu werden brauchte, einige Abschnitte eines Werkes über die römische Ehe ein. Nachdem er auch die mündliche Prüfung ohne Schwierigkeiten bestanden hatte, erhielt er das Diplom unter dem 5. Januar 1852. Seine Habilitationsschrift, die gedruckt werden mußte, handelte über „Peirithoos und Theseus“. Die Behandlung des Gegenstandes zeigte für die damalige Zeit eine beachtenswerthe Vielseitigkeit und führte zu neuen Ergebnissen. Wichtiger als diese Schrift waren für den zu erreichenden Zweck die gleichzeitig veröffentlichten Thesen, die am 11. März 1852 vertheidigt wurden. Als Gegner Roßbach's traten der Philologe Chr. Walz, der Historiker Haug und der Bibliothekar F. Tafel auf. Am heftigsten griff Walz die von R. aufgestellten neuen Ansichten an. R. vertheidigte sich mit Geschick und Entschiedenheit. Der Redekampf dauerte von 8—3 Uhr, also sieben Stunden. Schließlich wurden R. und Westphal als Privatdocenten der Philologie zugelassen. Das darauf bezügliche Ministerialschreiben ging ihnen am 29. März 1852 zu. Roßbach's Vorlesungen behandelten zunächst die Erklärung griechischer und römischer Schriftsteller; dazu kamen seit dem Winter 1854/55 auch systematische Collegien. Daneben war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, besonders mit seinem Buche über die römische Ehe. Er suchte ihre geschichtliche Entwicklung aufzuklären und verglich zu diesem Zwecke auch die Bräuche verwandter Völker. Er wies nach, daß die verschiedenen Eheformen der Römer nicht auf die verschiedenen Bestandtheile des römischen Volkes zurückzuführen seien und erklärte sie theils aus dem Uebergange der patriarchalischen Verfassung in die des entwickelten Staates theils aus religiösen Bräuchen. 1853 erschien das Buch unter dem Titel: „Untersuchungen über die römische Ehe“ in Stuttgart. Es fand allgemeine Anerkennung als das erste Werk, welches die Methode der vergleichenden Grammatik auf das Gebiet der „Antiquitäten“ übertrug und einen derartigen Stoff unter dem weiteren Gesichtspunkt der Culturgeschichte behandelte. Im folgenden Jahre, 1854, erschien der erste Band der Metrik, die R. und Westphal gemeinsam herausgaben. Er behandelte die Rhythmik auf Grund der griechischen Rhythmiker, aber ebenso sehr der erhaltenen Dichterwerke selbst. In demselben Jahre 1854 gab R. im Teubner'schen Verlage den Catull heraus, für den ihm J. Sillig in Dresden seine Vergleichungen wichtiger Handschriften zur Verfügung stellte. Die erste Stelle unter den Codices wies R. dem Germanensis zu. Im J. 1855 erschien in demselben Verlage der von R. herausgegebene Tibull, für welchen zu den von Lachmann benutzten keine neuen Handschriften hinzugezogen waren; doch ging R. Lachmann gegenüber selbständig vor. Am 6. Februar 1855 erhielt R. den Titel eines außerordentlichen Professors der Universität. 1½ Jahre später wurde er zum ordentlichen Professor in Breslau ernannt, wo kurz nacheinander Ch. F. Schneider und J. A. Ambrosch gestorben waren. Das Amt war Michaelis 1856 anzutreten. R. hatte sich mit Westphal's Schwester Auguste verlobt und vermählte sich jetzt mit ihr. Westphal entschloß sich ebenfalls nach Breslau zu gehen. Er reiste dahin voraus. Die Neuvermählten hielten sich unterwegs in Berlin auf, wo R. die Museen besichtigte und die Fachgenossen aufsuchte, namentlich Boeckh, Meineke und E. Gerhard, außerdem auch Jacob Grimm.

In Breslau hatte R. eine vielseitige Thätigkeit zu entfalten. Außer dem philologischen Lehramte, welches er, wie in Tübingen, auch auf die Archäologie ausdehnte, hatte er als einer der beiden Professoren der Eloquenz Programme und Reden auszuarbeiten. Ferner war er Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission und hatte das „Museum für Kunst und Alterthum" zu leiten, bei dessen noch sehr unentwickeltem Zustande eine mühevolle Aufgabe. Den Vorlesungen widmete er seine Hauptthätigkeit, wobei ihm sein rednerisches Geschick zu statten kam. Sein Vortrag fesselte durch großzügige Auffassung und gewandt geprägte Schlagworte. Er las über griechische Litteratur, Grammatik, Metrik, Religionsgeschichte, römische Staats-, Privat- und Sacralalterthümer und erklärte Homer, Pindar, die drei Tragiker, ferner Catull und Tacitus. Dazu kamen archäologische Collegien: Einleitung in die alte Kunstgeschichte, Erklärung der Denkmäler des Museums, griechische und römische Kunstgeschichte, Geschichte der griechischen Architektur, Geschichte der griechischen Plastik, Denkmäler von Pompeji und Herculaneum. Die Arbeit an dem Museum für Kunst und Alterthum hatte den Erfolg, daß der Bestand dieser von J. G. G. Büsching in den Jahren 1810—12 aus den 91 ehemaligen schlesischen Klöstern zusammengebrachten Sammlung festgestellt und für bessere Unterbringung Raum geschaffen wurde. Daneben nahmen die sonstigen Arbeiten Roßbach's ungehinderten Fortgang. 1856 erschien, von ihm mit Westphal zusammen bearbeitet, der dritte Band der Metrik mit dem Nebentitel: „Griechische Metrik nach den einzelnen Strophengattungen", Boeckh und dem Andenken G. Hermann's gewidmet. Auf der 1857 vom 28. September bis 1. October in Breslau stattfindenden Philologenversammlung machte ein Vortrag Westphal's über „Terpander und die früheste Entwicklung der griechischen Lyrik" besonderen Eindruck. R. durfte sich darüber wie über einen eigenen Erfolg freuen, da es sich um die Anwendung ihrer gemeinsamen in der Metrik geübten Forschungsweise und um Ergebnisse gemeinsamer Untersuchungen handelte. Von 1857—1862 erschienen Jahr für Jahr Programmabhandlungen, die sich größtentheils mit der Metrik oder mit der Erklärung des Aeschylus beschäftigten, dazwischen einmal eine Abhandlung zu Catull, dessen Text im J. 1860 in zweiter Auflage erschien. Die Professur der Eloquenz hatte außer R. noch F. Haase. Mit diesem gerieth R. wegen der Vertheilung der Obliegenheiten in Streit. Auch in ihrer wissenschaftlichen Richtung lag ein Gegensatz begründet. Haase behandelte mehr den sprachlichen Ausdruck und die Ueberlieferung der Texte und vorwiegend das römische Alterthum, R. hauptsächlich griechisches Wesen und griechische Kunst, und zwar mit dem Streben nach der Erfassung großer antiker Gedanken, ohne gleichzeitig auf die Kenntniß aller zufälligen Einzelheiten und erschöpfende Benutzung der darüber erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten Werth zu legen. Das eine ist immer sein Vorzug geblieben: er besaß eine aus den Quellen geschöpfte abgerundete Anschauung von dem Alterthum und eine ehrliche Begeisterung für dessen große Leistungen und war wohl im Stande, seinen Hörern die in seinem festen Besitz befindliche Summe von Kenntnissen und Anschauungen mit solchem Geschick und solcher Wärme mitzutheilen, daß sie ihrerseits einen Schatz daran hatten, der z. B. für den Unterricht an den höheren Schulen eine brauchbare Grundlage abgab. Also zur Vorbildung tüchtiger Schulmänner war R. durchaus geeignet. Dagegen machte sich mit zunehmendem Alter auch die andere Eigenschaft in gesteigertem Maaße geltend, daß er die Forschungen Anderer, neue Bestrebungen, die sich in der Philologie geltend machten, veränderte und erweiterte Ziele dieser Wissenschaft nicht gebührend würdigte. Freilich muß hierbei in Betracht gezogen werden, daß ihm ein Augenleiden, das schon in

jungen Jahren aufgetreten war und sich später wiederholte, auch äußerlich ein schweres Hinderniß bereitete. Wer etwa in dem letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit von R. einen Ueberblick über den damaligen Stand der Philologie zu erhalten hoffte, um an einem geeigneten Punkte auch mit eigener Arbeit ansetzen zu können, wird schwer auf den rechten Weg gekommen sein. In dieser Zeit fühlte sich Mancher ebenso enttäuscht, wie ältere Zuhörer Roßbach's mit Recht seine anregende Wirksamkeit rühmen konnten. Als im J. 1861 die Universität Breslau ihr 50jähriges Jubiläum feierte, wobei R. die lateinische Festrede in der Aula Leopoldina hielt, konnte er als einer der leistungsfähigsten und würdigsten Männer seines Standes gelten.

Eine grundlegende Thätigkeit entfaltete R. gerade in dieser und der nächstfolgenden Zeit für die Pflege der Kunst und Kunstwissenschaft in Breslau. Aus dem vorhandenen „Museum für Kunst und Alterthum" wünschte der „Verein für schlesische Alterthümer" die mittelalterlichen und neueren Werke an sich zu bringen. R. war diesem Wunsche zunächst abgeneigt, ließ sich aber von dem damaligen seit kurzem im Amte befindlichen Curator der Universität, dem Oberpräsidenten Frhr. v. Schleinitz von den Vortheilen überzeugen, die das dann übrigbleibende Alterthumsmuseum haben würde. Dieses wurde jetzt erst wirklich werthvoll. Durch die Miethe, welche der genannte Verein zahlte, wurden die Mittel zur Anschaffung guter Abgüsse vermehrt. Dazu kam bald eine Sammlung griechischer Originale, welche der griechische Ministerialrath und Baudirector E. G. Schaubert zusammengebracht hatte. Nachdem er seine letzten Jahre in seiner Heimath Breslau verlebt hatte, wurde die Sammlung mit Ausnahme der Münzen von den Erben dem Museum geschenkt. Die Münzen wurden dann käuflich erworben.

So bot jetzt das Museum eine gute Gypssammlung und außerdem die Möglichkeit, von der alten Kleinkunst eine unmittelbare Anschauung zu gewinnen. Im J. 1861 veröffentlichte R. das „Verzeichniß der Gypsabgüsse und Originalien antiker Bildwerke im Kgl. Museum für Kunst und Alterthum an der Universität Breslau". Ein Stück der Schaubert'schen Sammlung, ein corinthisches Salbgefäß, auf welchem der Kampf des Herakles mit der Hydra dargestellt war, wurde auf Roßbach's Anregung von dem Studiosus Clemens Konitzer behandelt. Die Veröffentlichung erfolgte bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums im Namen der von R. geleiteten „Archäologischen Gesellschaft". Roßbach's Verdienste um die Archäologie wurden durch seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede des archäologischen Instituts anerkannt (8. December 1861). Auch wo außerhalb der Universität sich Pflege der Kunst und ihrer Geschichte zeigte, war R. gern zur Theilnahme bereit. In Breslau bestand ein Kreis von Kunstliebhabern und Kunstkennern, von denen hier Buchhändler E. Quaas (später in Berlin), Gymnasiallehrer Dr. R. Schillbach (später in Potsdam) und Frhr. v. Wolzogen genannt seien. Diese Männer pflegten sich zu gelegentlichen Besprechungen über neu erschienene Kunstblätter und ähnlichen gegenseitigen Mittheilungen zusammenzufinden. R. wurde mit ihnen bekannt und nahm gern an ihren Zusammenkünften Theil. Bald darauf entstand aus diesen Zusammenkünften der Verein der Geschichte der bildenden Künste (1862), zu dessen Vorsitzenden R. gewählt wurde. Er behielt dieses Amt bis zu seiner Reise nach Italien (1869) und hat es mit Eifer verwaltet, ohne etwa die Archäologie einseitig zu begünstigen. In der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" begründete er 1866 zur besonderen Pflege der Archäologie eine archäologische Section, an deren Spitze er bis 1869 stand. Auch an den Bestrebungen, welche zur Gründung des „Museums der bildenden Künste" in Breslau führten, nahm R. lebhaften

Antheil. Er wies im Verein für Geschichte der bildenden Künste wiederholt auf den fühlbaren Mangel einer großen Kunstanstalt hin. Nicht bloß ein Museum, sondern auch eine Akademie wünschten die Schlesier vom Staate zu erhalten.

Im J. 1866 schien nach dem siegreichen Kriege der rechte Zeitpunkt gekommen, mit diesem Anliegen hervorzutreten. Eine Deputation, zu der unter anderen der Vorsitzende der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Prof. Göppert, und R., damals Rector der Universität, gehörte, überreichte dem Könige Wilhelm I. eine Bittschrift, welche dieser wohlwollend aufnahm. Die Regierung forderte den Oberpräsidenten v. Schleinitz zum Bericht auf. Dem von dem Oberpräsidialrathe Marcinowski abgefaßten Berichte lagen die ausführlichen Erhebungen Roßbach's über die Bestände der Breslauer Kunstsammlungen zu Grunde. Damit war die Angelegenheit in die rechte Bahn gebracht und wurde nun, wenn auch nicht sehr eilig, doch stetig weiter verfolgt, bis das Ziel erreicht war.

Nicht so leicht wie R. gelang es Westphal, in Breslau Boden zu gewinnen. Vgl. darüber Roßbach's Darstellung unter „Westphal". Am 1. April 1861 schied er auf sein Gesuch aus dem Staatsdienste aus und verließ bald darauf Breslau. Der zweite Theil der ersten Auflage der Metrik (1863: I. Harmonik und Melopöie der Griechen; 1865: II. Allgemeine griechische Metrik) wurde von Westphal allein druckfertig gemacht und trägt auf dem Nebentitel nur seinen Namen. Westphal wich hier und in der zweiten Auflage der Metrik, die in zwei Bänden von ihm allein bearbeitet wurde, in manchen Punkten von R. ab. An Westphal's Stelle kam Martin Hertz aus Greifswald, und zwar, wie schon dort, als ordentlicher Professor. R. gab jetzt seinen Antheil an der Professur der Eloquenz an Hertz ab. Auf dessen Bitten überließ er es ihm auch, über römische Alterthümer zu lesen. R. betrachtete von jetzt ab das Griechische als sein Hauptgebiet. Im J. 1866 nahm er als Rector der Universität unter den Spitzen der Behörden an der Begrüßung des siegreichen Königs Wilhelm I. bei seinem feierlichen Einzuge in Breslau am 18. September Theil und war, wie schon erwähnt, Mitglied der Deputation, welche am 20. November 1866 dem König die Bittschrift wegen eines zu gründenden Museums überreichte. Als im August 1867 F. Haase starb, trat an seine Stelle August Reifferscheid, der bis 1884 neben R. und Hertz wirkte. Von Roßbach's Schülern habilitirte sich Alwin Schultz 1867 für neuere Kunstgeschichte, R. Förster 1869 für Archäologie und Philologie, H. Blümner 1870 für dieselben Fächer.

Den Winter 1869/70 verlebte R. in Italien. Längere Zeit hielt er sich in Florenz, Neapel und namentlich in Rom auf, wo er an den Arbeiten des archäologischen Instituts theilnahm und mit dessen Leitern Henzen und Helbig in Beziehung trat. Nach seiner Rückkehr arbeitete er als Ergebniß seiner italienischen Reise die 1871 veröffentlichte Abhandlung aus: „Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler, erläutert von August Roßbach". Es war ein archäologischer Nachtrag zu seinem früheren Buche über die römische Ehe. Ein großes Werk, das er demnächst plante, ist unausgeführt geblieben, nämlich eine griechische Religionsgeschichte in drei Bänden, deren erster nach einer 1871 erschienenen Ankündigung die Perioden der griechischen Religionsgeschichte, deren zweiter die specielle Mythologie, gegliedert in das Göttersystem und die Heroensage, deren dritter die religiöse Ethik und den Cultus behandeln sollte. Kurz vor der Reise nach Italien hatte R. eine Dienstwohnung im Sandstift bezogen, die in Verbindung mit dem archäologischen Museum stand und ihm ein ruhiges Arbeiten in behaglicher Stille sicherte. Das archäologische Museum in seiner

jetzigen Gestalt wurde in diesen Jahren durch Erweiterung und Umbau der für die sehr vermehrte Sammlung nicht mehr genügenden Räume geschaffen. 1877 erschien die zweite Auflage des Kataloges. In den siebziger Jahren stieg die Zahl der Philologiestudirenden zu einer noch nie erreichten Höhe, sodaß im Winter 1878/79 die Vorlesung über die griechische Formenlehre 149 Zuhörer fand. Demgemäß war auch die Last der Amtsgeschäfte in den Doctor- und Staatsprüfungen erheblich, sodaß die wissenschaftliche Muße karg bemessen war. Dazu kam jetzt gerade häufig Roßbach's altes Augenleiden, sodaß er etwa Anfang der achtziger Jahre die weitere Ausarbeitung der „Religionsgeschichte“ aufgeben mußte. Im J. 1884 wurde W. Studemund aus Straßburg nach Breslau versetzt, um an Reifferscheid's Stelle zu treten, während dieser nach Straßburg ging. Studemund war für R. und Hertz nicht gerade der erwünschte Mann, wußte sie aber allmählich für sich zu gewinnen. Ein Mann von rastloser Thätigkeit, in seinem Vortrage von sprudelnder, bisweilen geradezu stürmischer Lebhaftigkeit, dazu offenbar ein geübter Führer, der gern den Weg zu neuen Forschungsgebieten wies, brachte er es in kurzer Zeit dahin, daß das wissenschaftliche Leben in der Breslauer Philologie unter seinem Einflusse stand. Dabei verbarg er nicht ganz eine gewisse Geringschätzung der Leistungen seiner beiden älteren Collegen. Obwohl R. davon vielleicht am meisten betroffen wurde und auch davon Kenntniß haben mußte, hat er doch in dem Nekrolog, den er nach Studemund's im J. 1889 im besten Mannesalter erfolgtem Tode verfaßte, mit keinem Worte einer Verstimmung, zu der er Grund genug hatte, Ausdruck gegeben und dadurch sich als großdenkenden Mann bewiesen, der auch einen Gegner unparteiisch, ja mit Wärme zu würdigen verstand. Im J. 1889 erschien von R. neubearbeitet die specielle griechische Metrik in dritter Auflage mit einer ausführlichen Vorrede, die wichtige Aufklärungen über Roßbach's wissenschaftliche Bestrebungen und besonders auch über den Antheil Westphal's an der „Metrik“ enthielt und außerdem als ein stilistisches Meisterwerk beachtenswerth ist. An Studemund's Stelle trat zu Roßbach's Freude 1890 R. Förster aus Kiel, der bereits 1870/75 als außerordentlicher Professor in Breslau gewirkt hatte. Zwischen den jetzt nebeneinander thätigen Collegen herrschte das denkbar beste Einvernehmen. In seiner Familie erlebte R. zwar einen großen Schmerz, doch noch mehr Freude. Einer seiner Söhne wurde nach Beendigung seiner Studien von einem unheilbaren Nervenleiden befallen, sodaß er in eine Anstalt aufgenommen werden mußte; sein ältester Sohn aber erreichte eine ähnliche Stellung wie der Vater, während der jüngste, der sich der Chemie gewidmet hatte, ebenfalls auf dem besten Wege zu einer geachteten Lebensstellung war. Roßbach's älteste Tochter war glücklich verheirathet, die jüngste neben seiner liebevollen Gemahlin ihm eine treue Pflegerin. So verbrachte er ein schönes Alter. In seinem letzten Jahrzehnt hatte er noch einmal Gelegenheit, eine Universitätseinrichtung zweckmäßig neu zu gestalten, nämlich das Institut für Kirchenmusik, dessen Leitung ihm am 28. Juni 1889 übertragen wurde. Gegen Ende des Sommers 1895 begannen seine Kräfte abzunehmen. Im J. 1896 und 1897 traten schwere Erkrankungen ein. 1898 am 23. Juli erlag er einer Lungenentzündung, zu der ein Schlaganfall kam, im Alter von fast 75 Jahren. Ein Denkmal in Gestalt einer attischen Stele bezeichnet sein Grab, und in dem Auditorium seines Museums hängt in Erz getrieben sein Bild, gewidmet von seinen Freunden, Verehrern und Schülern.

Nekrolog von Richard Förster in der Chronik der Universität zu Breslau 1898/99, S. 123—146. — Otto Roßbach, August Roßbach.

Eine Erinnerung an sein Leben und Wirken. Königsberg i. Pr. 1900. — Nekrolog von Wilhelm Kroll in Bursian's Jahresbericht über die Fortschr. der classischen Alterthumswissenschaft 1900, Bd. 107, S. 75—85.

G. Türk.

Roßbach: Michael Joseph R., Pharmakolog und Kliniker, zu Heidingsfeld bei Würzburg am 12. Februar 1842 geboren, studirte in Würzburg, dann in München, Berlin und Prag bis 1865, dem Jahre seiner Promotion. 1869 habilitirte er sich als Docent für Arzneimittellehre in Würzburg, erlangte 1874 daselbst ein Extraordinariat und wurde 1882 als Professor der speciellen Pathologie und Therapie und Director der medicinischen Klinik als Nachfolger von Nothnagel nach Jena berufen, nahm 1892 aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied und starb zu München am 8. October 1894. R. war einer der bedeutenderen Arzneikundigen der Neuzeit. In weitesten Kreisen wurde R. durch seine „Arzneimittellehre“ (in 3. Auflage, mit Nothnagel, der die beiden ersten Auflagen allein bearbeitet hatte) bekannt. Außerdem veröffentlichte R: „Lehrbuch der physikalischen Heilmittel“; „Pharmakologische Untersuchungen“ (3 Bde.); „Ueber Schleimsecretion“, sowie zahlreiche Einzelarbeiten zur klinischen Medicin, besonders über Kehlkopfkrankheiten, sowie anderweitige Abhandlungen zur Physiologie und Pharmakologie.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte rc., hsg. v. Pagel, Berlin u. Wien 1901, S. 1430.

Pagel.

Rößler: Constantin R., geboren am 14. November 1820 zu Merseburg, † am 14. October 1896 zu Berlin.

R. stammte aus dem thüringischen Theil des Königreichs Sachsen, das nach den Freiheitskriegen an Preußen gekommen war; fünf Jahre war die Provinz im Besitz der hohenzollernschen Krone, als er das Licht der Welt erblickte. Aber es hat wenige Männer gegeben, die sich so sehr als Preußen gefühlt und bekannt haben, als Constantin Rößler. Sohn eines Predigers, wuchs er in seiner Vaterstadt auf bis zu seinem Abgang zur Universität. Das Dom-Gymnasium, das er vom Sommer 1834 ab besuchte, regierte damals Karl Ferdinand Wieck, der geistvolle Pädagoge, dem Ranke als Schüler der Schulpforta, wo Wieck damals Adjunct war, nach seinem eigenen Zeugniß fast das Beste verdankt hat; auch R. hat für alle Zeit seines Lebens entscheidende Einflüsse durch ihn erhalten. Im Herbst 1839 ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren, vertauschte aber bald die altsächsische Universität mit der altpreußischen in Halle, und die Theologie mit der Philosophie, zu der er dann die Staatswissenschaften hinzunahm. Schon auf der Schule (1837) hatte er den Vater verloren. So kam es, daß er nach beendigtem Studium zunächst nach Leipzig ging, wo seine Mutter nach dem Tode ihres Gatten lebte, um sich dort auf die Promotion und die Habilitation, die er ins Auge faßte, vorzubereiten. Im December 1845 promovirte er in Halle auf Grund einer Dissertation über den Philosophen Friedrich Heinrich Jakobi; ging darauf noch für ein Jahr nach Tübingen, um schließlich in Leipzig die Vorbereitungen zur Habilitation zu beendigen. Im nächsten Jahr ging er nach Jena, um sich zu habilitiren, ein Plan, der durch eine längere Erkrankung verzögert wurde und erst im Juli 1848 zur Ausführung kam. Auch dann aber kam R. nicht dazu, das Katheder zu besteigen, denn nun ergriff ihn die Bewegung des großen Jahres und riß ihn unwiderstehlich in ihre Kreise hinein; er erbat Urlaub, um publicistisch thätig zu sein. Zunächst trat er in die Redaction der „Grenzboten“ ein, zur Seite Gustav Freytag's, mit dem ihn bis ans Ende enge Freundschaft verbunden hat. Danach ging er nach Berlin, an die von Hansemann und Weill begründete constitutionelle Zeitung.

Erst im October 1849 nahm er die Vorlesungen in Jena über philosophische und staatswissenschaftliche Fächer auf. Nach acht Jahren stiller Arbeit, in denen ein größeres Werk, „System der Staatslehre. Allgemeine Staatslehre“ (Leipzig 1857), reifte, wurde R. an seiner Universität zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Er hätte nun wohl gleich Anderen eine sichere Laufbahn als Universitätslehrer vor sich gehabt. Aber gerade jetzt ergriff ihn der Drang, politisch zu wirken, aufs neue. Es war der Moment, da die nationale Bewegung nach den Jahren der Unterdrückung und dumpfer Gährung wieder in Fluß kam. Die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV., seine Vertretung durch den liberaler gerichteten Bruder und bald die Regentschaft desselben erweckten von neuem alle Hoffnungen und Anstrengungen der Patrioten, die von Preußen die Erhebung der Nation erwarteten. Drei Jahre noch hielt R., der sogleich mit mehreren Broschüren in den Kampf eingriff, es auf dem Katheder aus; Ostern 1860 aber brach er endgültig die Brücken zum Lehrfach ab; einer Aufforderung des Ministeriums Auerswald folgend, das ihn für die Vertheidigung der Grundsteuern gewann, siedelte er nach Berlin über und ward Publicist.

R. gehörte also zu den deutschen Professoren, die aus ihrem Studium selbst die Gedanken schöpften, in denen sie die belebenden Kräfte der Nation erkannten und deren Durchführung in dem Aufbau des nationalen Staates sie fast den besten Theil ihrer Lebensarbeit widmeten. Aber sein Wesen und Wirken unterscheidet sich doch, wie verwandt es sein mag, von seinen Mitkämpfern. Sybel und Treitschke, Droysen und Häusser, Duncker und Mommsen, und wie sie alle heißen mögen, waren Historiker oder Rechtsgelehrte, durchweg Jünger der historischen Schule, die im Gegensatz zu den Einflüssen stand, unter denen R. groß geworden war. R. war in ihrem Sinne weder Historiker noch Staatstheoretiker. Er hat niemals eine historische Arbeit gemacht, wie die Zunft sie verlangte, weder eine kritische Untersuchung, noch eine Quellenedition, noch eine größere oder geringere Darstellung specieller Natur; auf solche Arbeiten der Kleinkritik sah er mit einer gewissen Geringschätzung herab. Litterarisch-ästhetische Untersuchungen zogen ihn mehr an. Schon unter den Thesen seiner Dissertation erscheint eine, welche auf solche Studien ein Licht wirft: die Idee, so lautet sie, welche Shakespeare in der Fabel vom König Lear geleitet habe, scheine ihm von den Kritikern nicht richtig erfaßt zu sein. Auf diesem Felde hat R. bis in sein Alter gerne kleine Arbeiten unternommen, die sich zum Theil in kritisches Detail verlieren: ich nenne die geistreichen Aufsätze über Kleist's Robert Guiskard und die Entstehung des Faust; oder die feinsinnige Analyse des Ringes der Nibelungen von Richard Wagner (Leipzig 1874, unter dem Pseudonym Felix Calm). Aber dies und anderes waren für ihn doch nur Parerga: das Centrum seiner Studien war immer die Philosophie gewesen, und zwar diejenige Philosophie, gegen welche die historische Schule ihre Kämpfe geführt hatte, die Philosophie Hegel's. Ihr ist R. auch treu geblieben als Politiker und Publicist, ja das war recht eigentlich der Sinn, den er in alle seine Arbeiten für den deutschen Staat hineinlegte: die Ideen des großen Philosophen in die Wirklichkeit überzuführen, seine Gedanken zur That zu erwecken, Staat und Kirche mit ihrem Geiste zu erfüllen.

Schon auf der Schule war R. in ihren Bann gezogen worden. Als Wieck mit Leopold Ranke den Thucydides und die griechischen Tragiker las, war Hegel's Gestirn erst vor kurzem am Firmament der deutschen Bildung erschienen; auch der junge Adjunct an der Pforta war wohl noch nicht von seinen Strahlen getroffen gewesen; Ranke's Jugendbildung stand noch ganz unter

dem Zeichen des Rationalismus. Später aber ist Wieck ein begeisterter Anhänger des großen Philosophen geworden. R. hat uns das Bild seines Directors, als dessen ältester Schüler, wie er sagt, Ranke, als der jüngste Ernst Häckel genannt werden könne, überaus lebendig und anmuthend gezeichnet. „Die empfänglichen unter seinen Schülern", so schreibt er, „bewahren ihm ein aus Staunen und Pietät gemischtes Andenken. Dieser Mann glich einem Propheten, einem Seher. Er hatte uns Primanern schon die Lehre Hegel's von den Momenten auseinandergesetzt. Sein vorzugsweise gewähltes Beispiel war das Verhältniß der Jehova-Religion zur Christus Religion. In wahrhaft flammenden Worten entwickelte er uns, wie der Stammesgott des Volkes Israel nach und nach unter den erhabenen Gesichten der Propheten, gestützt auf die jüdische Zähigkeit, zu der überweltlichen Persönlichkeit, die alles Kreatürliche von sich abstreift und sich zum Herrn aller Kreatur macht, entwickelt worden. Aber der beständige Widerstand der Kreatur macht diesen Herrscher mit seiner schrankenlosen Macht zum ewig zornigen, ewig strafenden Richter. Die wahrhaft weltüberwindende Macht ist nur die Liebe, von Christus offenbart, die aber als Voraussetzung, als aufgehobenes Moment, des Gedankens der schrankenlosen, über alle Kreatur erhabenen Macht bedurfte. Denn die weltumfassende Liebe haftet nicht am Kreatürlichen. Wieck schloß diese Ausführung zuweilen mit der Frage: Verstehen Sie nun das Wort Christi: ehe denn Abraham war, war ich?

„Von solchen Erinnerungen unvergeßlicher Stunden erfüllt", kam R. nach Halle, wo Johann Eduard Erdmann das philosophische Katheder beherrschte. Es war das Jahrzehnt nach Hegel's Tode, in dem der Einfluß des großen Lehrers, von seinen Schülern, den Herausgebern seiner Schriften, verbreitet, sich weiter als jemals ausdehnte, zugleich aber auch durch das allseitige Vordringen der empirischen Erkenntnisse die Opposition, die sich bei Lebzeiten des Meisters erst kurz vor seinem Ende bemerkbar gemacht hatte, stärker anwuchs und in den Reihen seiner Anhänger selbst Abfall und Bürgerkrieg ausbrachen. Halle aber war der Boden geworden, auf dem der Kampf in der Schule selbst am heftigsten tobte; hier hatten sich die Junghegelianer, Arnold Ruge und seine Genossen, in den Hallischen Jahrbüchern das Organ geschaffen, in dem sie die Dialektik des Lehrers, statt sie zur Rechtfertigung „alles Bestehenden" zu benutzen, vielmehr dazu anwandten, „um alles Bestehende auf seine Kraft und sein Recht, zu leben, mit unfehlbarer Sicherheit zu prüfen". R. war bereits durch Wieck's Unterricht und durch eigene Anlage so gefestigt, daß die bisweilen banale Form, in der Erdmann die conservativen Anschauungen, wie Hegel selbst sie vorgetragen hatte, gegen die jungen Stürmer vertheidigte, auch ihm Widerwillen erregte. Aber andererseits stießen ihn auch wieder die dialektischen Manipulationen, mit denen die Junghegelianer ihre religiösen und politischen Doctrinen ihren Hörern mundgerecht zu machen suchten, und die Plattheiten, in denen sie sich ergingen, ab. Die Kreise, in denen er seine Freunde fand, darunter vor Anderen Adalbert Delbrück, der Sohn des Curators der Universität, und Albert Ritschl, dessen Vater als Bischof in Stettin die pommersche Kirche gegen den Einbruch der neuen pietistisch-feudalen Orthodoxie vertheidigte, hielten sich ebenso fern von dem Radicalismus Ruge's und seines Anhanges, wie von der orthodoxen Leidenschaftlichkeit eines Leo und Tholuck, und führten den jungen Studenten auf einen Boden, auf dem er, ohne dem Geist des Meisters untreu zu werden, den in Kirche und Staat sich aufdrängenden Fragen der Epoche mit entschlossenem und klarem Blicke entgegen ging. So bildete er schon damals die Kraft der Kritik in sich aus, die er später in glänzenden Streitschriften gegen die Verderber und Verächter der Hegel'schen Philo-

sophie, gegen die triviale Skepsis eines Strauß und den pessimistischen Hochmuth eines Schopenhauer entfaltet hat. R. hat in reiferen Jahren die studentische Kritik, die er an Erdmann's Banalitäten übte, als „vorschnelles Urtheil" bedauert, zumal da er das Verständniß der Hegel'schen Lehre an seinem Lehrer immer schätzte, dessen Reichthum an mannichfaltigen Kenntnissen wie an dialektischer Kunst er und seine Commilitonen doch kaum hätten ermessen können. Aber es war doch nicht bloß die Profanirung des Hegel'schen Tiefsinns und die dialektische Unbeholfenheit Erdmann's gegenüber den Junghegelianern, was R. von diesem fern hielt, sondern mehr noch die ablehnende, oder besser indifferente und skeptische Haltung gegenüber den politischen Idealen Deutschlands, für die Erdmann als geborener Livländer von Haus aus keinen rechten Sinn besaß. Darin glich R. doch wieder den jüngeren Rivalen seines Lehrers, daß er, wie sie, das Hegelthum in die religiösen und politischen Probleme der Epoche hineinführen und diese im Geiste des Meisters gestalten wollte; den Quietismus der Althegelianer hat er vielleicht noch schärfer, und jedenfalls nachhaltiger bekämpft als jene.

Indem er nun, gleich so vielen Akademikern, sein Leben der Arbeit für den nationalen Staat weihte, bewahrte er auch in der Art, wie er focht und wie er sich die Aufgabe und das Ziel des Kampfes setzte, die besondere Stellung, die wir bereits in seiner Entwicklung den Mitkämpfern gegenüber wahrnahmen. Jene blieben, so lebhaft sie an den politischen Kämpfen theilnehmen mochten, dennoch fast alle ihrem Katheder treu, oder traten, falls sie einmal die Lehrthätigkeit, immer nur auf Zeit, aufgaben, vor aller Welt auf, sei es auf der parlamentarischen Tribüne oder an der Spitze einer Zeitschrift oder, wie es in Frankfurt wohl vorkam und der Ehrgeiz Manches unter ihnen war, auf einem Ministerposten. Als Max Duncker im J. 1858 Leiter der halbamtlichen Presse unter dem Ministerium der Neuen Aera wurde, verknüpfte er damit die Stelle eines vortragenden Raths im Staatsministerium. Und Treitschke habilitirte sich gerade in dem Moment, wo er in die Reihe der Kämpfer erst eintrat; auf dem Katheder selbst wollte er für die allgemeine Sache wirken. R. aber brach alle Brücken hinter sich ab. Er verschmähte es, mit dem Namen selbst hervorzutreten; er tauchte völlig unter in dem Strom, den er dem Ziele entgegen lenken wollte: alle seine Broschüren, wie auch die weitaus meisten seiner politischen Artikel in Zeitschriften und Zeitungen sind anonym erschienen oder unter einem Zeichen, das nur den Eingeweihten bekannt war. Darin erfüllte er ganz seines Meisters Lehre, daß vor der wirkenden Kraft der Idee das Individuum, das nur wie ein zerstiebender Funke des allwaltenden Geistes ist, zurücktreten und verlöschen müsse: Niemand hat sie so ernst genommen wie er. Nicht daß R. den Werth der Persönlichkeit und die Nothwendigkeit ihres Erscheinens und Wirkens verkannt oder verachtet hätte. Vielmehr war es ein Hauptartikel seines philosophischen Katechismus, daß die reifende Idee sich eine Persönlichkeit, als das Gefäß ihrer Kraft, unfehlbar formen muß, und der Inhalt seines politischen Glaubens, daß der Messias Deutschlands vor der Thür sei. Für sich selbst jedoch nahm er nur die Kraft in Anspruch, daß er die Zeichen, die ihn verkündigten, deuten könne. Und das ist nun in der That der Ruhm, den die Nachwelt Constantin Rößler schuldet. Er ist wirklich der Prophet Bismarck's gewesen, er hat früher und deutlicher als irgend ein Anderer die Stelle bezeichnet, wo der Stern der nationalen Hoffnung stand; und mehr noch, er hat den Stern selbst gefunden und seine

Bahn berechnet, als dieser auch für seine Mitkämpfer noch hinter dem reactionären Nebel und Gewölke ganz verdeckt war. Schon gleich zu Beginn der Neuen Aera entwickelte er in dem „Sendschreiben an den Politiker der Zukunft“ ein Programm, das sich mit der Politik des Frankfurter Gesandten deckte. Wie Bismarck in seinen Berichten so oft, so wendet sich R. gegen die allgemein herrschende, aus Furcht und Unkenntniß geborene Ansicht, daß Preußen mit England und Oesterreich zusammengehen müsse, um das Bündniß der romanischen und slavischen Nationen zu verhindern. Um nur einen Satz Bismarck'schen Gepräges hervorzuheben, so heißt es darin: „Ich gebe Ihnen zu, daß es strategische Positionen gibt, an deren Besitz unter gewissen Umständen das Schicksal der Welt hängt. Aber nur unter ganz bestimmten, nicht unter allen Umständen. Constantinopel in den Händen der Türken ist nichts weniger als ein herrschender Punkt, für den Augenblick nur eine defensive Stellung. Daß die strategischen Positionen das Schicksal der Welt entscheiden, dazu gehört, daß sie von den kräftigsten Nationen besetzt sind. Auch das reicht nicht aus, daß ein solcher Punkt durch Zufall in die Hände einer kräftigen Nation fällt. Das nur entscheidet, wenn ein mächtiges Volk sich der wichtigen Punkte wider den Willen und trotz der vereinigten Anstrengungen der übrigen Welt bemächtigt und sie behauptet. Ich kann das Schicksal Europas noch nicht für besiegelt ansehen, wenn es auch Rußland einmal gelänge, sich für einige Zeit in Constantinopel festzusetzen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß Rußland die nachhaltige Kraft besitzt, diese Position unaufhaltsam vordringend auszubeuten, und also auch nicht glauben, daß es sie lange behaupten würde.“

Ein halbes Jahr später ward Preußen vor die Versuchung gestellt, vor der R. soeben gewarnt hatte; und man weiß, wie nahe die Regierung des Regenten daran gewesen ist, Oesterreich in Italien zu helfen, um dafür den hohen Preis der deutschen Hegemonie zu erringen, und wie eifrig die Liberalen bemüht gewesen sind, den Staat auf diesen Weg zu stoßen. Da hat R. abermals seine Stimme erhoben in einer Flugschrift, „Preußen und die italienische Frage“, mit dem Motto, das er dem Fürsten Felix v. Schwarzenberg entliehen hatte: „Die Welt soll erstaunen, wie vortrefflich wir uns auf den Undank verstehen.“ Es ist die Schrift, von der damals alsbald gesagt wurde, daß sie von Herrn v. Bismarck, der soeben nach Petersburg versetzt war, herrühre, und von der dieser erklärt haben soll, sie sei zwar nicht von ihm, aber sie entspreche ganz seiner Auffassung. Es ist in der That erstaunlich, wie sehr sich der Gedankeninhalt dieser Broschüre mit den vertrautesten Briefen Bismarck's aus der damaligen Zeit deckt. Man lese z. B. einen Satz, wie diesen: „Das ganze Gewicht des Kampfes wäre sofort an den Rhein zu legen und den Kampf hätte Preußen allein zu führen, denn Oesterreich hätte sich an Sardinien zu rächen, müßte die befreundeten italienischen Regierungen gegen die Revolution beschützen, müßte seine russische Grenze decken, dürfte seine eigenen Provinzen Galizien, Ungarn, die Südostgrenze nicht zu sehr entblößen. Unsere, die preußische Küste aber würde von der französischen Flotte blockirt“ — und vergleiche ihn mit dem bekannten Briefe Bismarck's an den Geheimrath Wentzel in Frankfurt vom 1. Juli: „Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich genirt, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns grades Wegs für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oesterreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen?“ Ist es nicht, als ob

R. Bismarck bei diesem Briefe über die Schulter gesehen habe? Wie Bismarck, verlangt auch R., daß Preußen Oesterreich den Kampf in Italien allein bestehen lasse, so daß den Italienern die Einheit unverkümmert bleibe, um welche sie kämpfen; man dürfe nicht den Habsburgern helfen, Venezien zu behalten. Als eine unsittliche Politik brandmarkt er es, daß Deutschland für sich die nationale Einheit erhalte und sie dem fremden Volke verkümmere. Er ruft, wie Bismarck so oft, den Schatten Friedrich's des Großen an, „die Heldenweisheit, welche uns auf die erhabenen Pfade der Geschichte geführt und die wir heute verleugnen sollen aus leerer Besorgniß, daß man sie gegen uns anwende und das linke Rheinufer uns nehme.“ „Wenn wir nicht Sorge tragen“, so ruft er aus, „unsere Kraft so zu pflegen, daß wir den Rhein jederzeit behaupten oder nach jedem augenblicklichen Verlust wiedergewinnen können, so werden wir ihn trotz der Verträge mit Recht verlieren.“ Wenige Wochen darauf, im April, hatte R. Gelegenheit, mit Duncker die Frage zu besprechen. Er traf ihn auf der Reise nach Berlin, wohin Duncker auf seinen neuen Posten eilte, und hatte während der Fahrt und dann die nächsten Tage in Berlin mit ihm die lebhaftesten Auseinandersetzungen. Aber vergebens suchte er den Leiter der officiösen Presse zu seinem Plan zu bekehren. Der neue Geheimrath ließ sich nicht von der Ansicht abhalten, daß Preußen nach einigen Wochen der Neutralität, während Napoleon den Krieg in Italien eröffne, Südwestdeutschland besetzen, den Krieg an Frankreich erklären, den Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte ohne weiteres an sich nehmen, und dafür nach einem siegreichen Frieden sich die dauernde Führung Deutschlands ausbedingen müsse.

Ein Mann wie R. konnte natürlich auch nicht anders als mit vollem Nachdruck für die Militärreorganisation im Sinne der Regierung eintreten. Er hat es noch im Juli 1862 gethan, unmittelbar vor dem Ausbruch des Verfassungsconflicts in Preußen. In der Flugschrift: „Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung“, schlug er die Bildung eines Ministeriums vor, in dem neben Georg v. Vincke und General v. Roon Bismarck den Platz des Auswärtigen Ministers einnehme, denn der habe das echte Gefühl für die Ehre Preußens und wolle die Politik dieses Staates auf die selbständige Kraft desselben stellen. Beide Dinge seien unter den bisherigen preußischen Diplomaten etwas so Ungewöhnliches gewesen, daß sie eine außerordentliche Erwartung rechtfertige. Die Zweifel dagegen scheinen ihm sehr leicht zu wiegen: „Es kommt nur darauf an, daß den Deutschen die Gelehrsamkeit, die sie bei so vielen Gelegenheiten zeigen, auch zur rechten Zeit einfalle. Hat nicht Pitt, der große Tory, als Whig begonnen, und Fox, der große Whig, als Tory? War Peel, der Zerstörer der Torypartei, nicht zuvor ihr Führer? Und ist Palmerston's staatsmännische Jugend nicht einst die Hoffnung der Tories gewesen? Die Einseitigkeit eines Standpunktes überwindet eine zur Freiheit befähigte Natur am sichersten durch die Kraft, mit der sie sich in ihn hineinlebt.“ Herr v. Bismarck habe einst erklärt, er wolle den Namen des Junkers, wie einst die holländischen Geusen den ihren, zu Ehren bringen; er sei vielleicht nahe daran, sein Versprechen zu erfüllen. R. ließ sich auch nicht beirren, als Bismarck im September seine Laufbahn als der Minister der Reaction begann. In der Broschüre: „Preußen nach dem Landtage 1862“, wagt er es, „eine Ueberzeugung auszusprechen, unberührt von dem Aufschrei des Widerspruchs, welchen sie hervorrufen wird. Wenn Herr v. Bismarck der Regierung, an deren Spitze er steht, den Impuls zu einer kühnen, fortreißenden That in der deutschen Frage geben kann, so wird in wenig Tagen vergessen sein, was er noch heute und gestern gesprochen, gethan oder zugelassen hat. Dann ist es mit der Reaction zu Ende, aber auch mit der Opposition. Unter anfänglichem

Widerstreben wird lawinenartig durch die deutschen Provinzen der Ruf einer Nation sich fortpflanzen, welche durch das Reden zur Verzweiflung gebracht ist. Der veränderte Ruf eines verzweifelnden Tyrannen, welcher angstvoll fragte: „Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ — Die deutsche Nation wird jubelnd rufen: „Eine Dictatur für einen Mann!“

Wie R. im J. 1863, als Bismarck den Glauben der Preußenfreunde an den Staat Friedrich's des Großen auf die stärkste Probe stellte, über ihn gedacht hat, kann ich nicht sagen; es fehlen mir dafür die Unterlagen. Jedenfalls haben ihn, wenn er sich überhaupt von ihm entfernt hat, Düppel und Alsen alsbald zu seinem Helden zurückgeführt. Und nun kam auch für ihn der Moment, der ihn persönlich mit Bismarck verknüpfte. Ostern 1865 erhielt er von dem Minister den Antrag, nach Hamburg zu gehen, theils um die Handelsverhältnisse Hamburgs einer möglichen politischen Veränderung in Norddeutschland gegenüber zu studiren, theils um die Entwicklung in den Herzogthümern unter dem preußisch-österreichischen Condominat zu beobachten. Im Herbst 1868 von Hamburg nach Berlin zurückgekehrt, privatisirte R. wiederum längere Zeit, von dem Ertrage seiner Feder lebend. Drei Jahre, von 1868 bis Ende 1871, war er Mitarbeiter am Staatsanzeiger, gab diese Stelle aber, da sie ihm die persönliche Freiheit zu sehr beschränkte, wieder auf. Erst im Januar 1877 nahm er eine feste Stellung an, als Leiter des Litterarischen Bureaus, also das Amt, welches einst Duncker einige Jahre verwaltet hat. R. jedoch verband damit nicht eine Stellung als Ministerialrath; erst nach Bismarck's Entlassung ist er, im März 1892, indem er jene Stelle aufgab, als Legationsrath in das Auswärtige Ministerium eingetreten. Am 1. Januar 1894 ward er bei seinem vorgerückten Alter auf sein Ansuchen mit dem Charakter eines Geheimen Legationsrathes in den Ruhestand versetzt.

Auch als Beamter Bismarck's ist R. in der alten Stellung und Thätigkeit geblieben. Er hatte neben dem Amt, die Presse zu verfolgen und die Zeitungsausschnitte für den König und die Minister zu besorgen, den Auftrag oder die Erlaubniß, im Sinne der Regierung die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Zahllose Artikel hat er an den verschiedensten Stellen, namentlich über die auswärtige Politik, geschrieben. Weithin bemerkt wurden seine Leitartikel in der „Post“; er war der Verfasser der Kometenbriefe in den „Grenzboten“, deren „Zickzack-Bahnen“ Treitschke's Kreise mehrfach störten, und vom Juli 1884 bis zum November 1887 der W-Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern“. Da ist es nun höchst bemerkenswerth, daß, trotz seiner amtlichen Stellung, und obschon er seine Information von der leitenden Stelle erhielt, nach Form und Inhalt Rößler's Aufsätze niemals controllirt wurden. Wenn man bedenkt, wie eifersüchtig Bismarck bei seinen Diplomaten darüber wachte, daß sie keine Politik auf eigene Hand betrieben, und wie er Persönlichkeiten in ähnlicher Stellung, z. B. einen Moritz Busch, ausnutzte, um seine Gedanken in die Presse zu bringen, oft an denselben Stellen, wo R. arbeitete (man denke an die „Grenzboten“-Artikel von Busch, welche Bismarck soufflirte), so muß man wirklich erstaunen, daß der Fürst R. völlig freie Hand ließ und andererseits niemals von ihm verlangt hat, ihm seine Feder direct zu leihen. Sogar Arbeiten, wie den „Krieg-in-Sicht“-Artikel der „Post“ 1875, der in ganz Europa das weiteste Aufsehen erregte und allgemein als von Bismarck inspirirt galt, oder den andern, „Auf des Messers Schneide“ 1887, hat R. auf eigene Faust geschrieben. Bismarck sagte sich wohl, daß er Rößler's Feder verlieren würde, sobald er sie in Bahnen zwänge, die ihr widerstrebten; auch wußte er, daß sie niemals ganz aus seiner Bahn weichen würde, während die Ideen Rößler's doch wieder zu eigenartig formulirt waren, ich möchte

sagen, zu speculativ, zu pointirt, um dem großen Praktiker ganz nach dem Herzen zu sein: genug, der Meister hat diesem Diener (ehrenvoll gewiß für beide Theile) die Freiheit gelassen, ohne welche er kein Wort hätte schreiben können.

Vor allem an einer Stelle, in einer Phase der Bismarckischen Politik hat R. Bahnen verfolgt, die, wie von denen seiner Freunde, so auch von denen Bismarck's, so verwandt sie ihnen waren, dennoch weit hinwegführten und ihn abermals auf eine einsame Höhe gebracht haben. Ich meine die Art, wie er den Culturkampf aufgefaßt hat. Er hat ihm, da er auf dem Gipfel war, 1875, also nicht lange bevor er Bismarck's specieller Diener wurde, eine größere Schrift gewidmet, das zweite seiner Bücher: „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage". Ein Werk, in dem R. die Summe seiner Speculation, seines philosophischen und religiösen Glaubens, wie seiner historischen Erkenntniß des Weltbildes niedergelegt hat. In ihm hat er den Zusammenhang zwischen dem Leben des Staates und des Geistes in der deutschen Nation, so wie er ihn sich dachte, geschildert: die Linie, welche von Luther zu Leibniz, von Leibniz zu Kant, von Kant zu Hegel hinleite, wie Hegel Kant's Ideen zur Vollendung gebracht habe und mit ihm und Leibniz eine Trias bilde, welche die Principien des Protestantismus fortgeführt habe. Von da aus gibt er eine Kritik aller Systeme und Parteien, die sich im deutschen Staats- und Geistesleben emporgethan haben, ordnet er die Linien an, auf denen das neue Leben, der neue Geist der Nation im Kampf gegen alle Mächte des Unglaubens zum Siege vordringen müsse. Den Anlaß zu dem Kampf führt er, für Bismarck wie für seine Gegner, vor allem auf die auswärtigen Verhältnisse zurück; den Grund aber sieht er in der Fortentwicklung unseres Volkes seit der Reformation, in dem Drange unseres Genius, sich die Formen zu schaffen, die den von Gott in ihn gelegten Kräften entsprechen. Weit ab weist er die platte Auffassung des Staates als einer Rechtsordnung, welche ohne Religion sei und sein könne. Auf dem Grunde der Reformation ruht derselbe, wie alle Bildung und alle wahre Kunst unseres Volkes. Sein Zweck umschließt die Sittlichkeit, denn sonst hätte er ja nur das Amt, die sittlichen Kräfte gewähren zu lassen, aber nicht sie zu lenken. Er kann nicht ohne Glauben sein und die Religion kann ihn nicht zur Neutralität verdammen wollen; denn es gibt nur einen Glauben und außer ihm ist alles Unglaube, Aberglaube. Darum kann der Kampf gegen die katholische Kirche nur dann zum glücklichen Ziel kommen, wenn die Evangelischen sich aufmachen und ihre Missionare in die von ihren eigenen Hirten verlassenen katholischen Gemeinden schicken, um ihnen das Evangelium zu predigen. Wird unsere Kirche die Geisteswaffen besitzen: diese Kirche, „die dem Rüstzeug ihres Glaubens wie einem Haufen von Antiquitäten gegenübersteht, dem ein Dienst, so geistlos wie der katholische Reliquiendienst gewidmet wird?" Die Frage schließt für R. schon die Antwort ein. „Niemals", so lautet sie, „hat das Schiller'sche Wort eine traurig schlagendere Anwendung gefunden: „aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht".

Wir sagten, daß Rößler nicht eigentlich zu den Historikern gehört habe, wenigstens nicht zu ihrer Zunft. Dieses Buch aber lehrt uns, daß er historisch denken gelernt hat, und erklärt es, weshalb er ein Bewunderer Ranke's geworden ist, so sehr, wie es jene Historiker von Fach, obschon sie sich Schüler Ranke's nennen konnten, niemals gewesen sind. Denn in der That, die Anschauungen, welche R. in diesem Buche entwickelt und die er in allen seinen Schriften wiederholt oder doch niemals verleugnet hat, machen ihn zu einem Geistesverwandten Ranke's. Wenn sie Beide Schüler Konrad Ferd. Wieck's

gewesen sind, so mögen auch darin vielleicht Keime des Einflusses fortgewirkt haben, den sie von dem geliebten Lehrer empfingen. R. hat, obschon er schwerlich je ein historisches Seminar besucht hat (ein Glück, das ja auch Ranke, wie man weiß, nicht genossen hat), in Arbeiten wie der große Essay „Graf Bismarck und die deutsche Nation“ den Charakter und die Politik des großen Staatsmannes in wahrhaft Ranke'scher Weise gedeutet; er hat Jahre hindurch auch eine specifisch historische Aufgabe in der Leitung der „Zeitschrift für Preußische Geschichte“ erfüllt, und hat über Bücher wie Sybel's Deutsche Geschichte und Ranke's Weltgeschichte Referate und Kritiken geschrieben, die jeder Fachzeitschrift zur Ehre gereicht hätten.

R. lebte in einfachen Verhältnissen. Spät erst gelangte er dazu, einen Hausstand zu gründen. Aber es geschah im Jahre des Sieges, der Erfüllung seiner politischen Hoffnungen, 1866, und er hat dann an der Seite einer geliebten Frau, der treuesten Arbeitsgefährtin, und im Besitz guter Kinder noch dreißig Jahre des reinsten Glückes genossen.

Wenn die Wahrheit einer Lehre erst durch das Leben erhärtet werden kann, und wenn das Werk des Lebens auch das Glück des Lebens in sich schließt, so hat die Philosophie Hegel's niemals eine bessere Bestätigung gefunden, als durch das Leben Constantin Rößler's. Es war in ihm, wie Gustav Freytag dem Siebzigjährigen schrieb, „eine Verbindung von Enthusiasmus und Milde, die sich in der schwierigsten Stellung gegenüber Verkennung und gegenüber mächtiger Zumuthung bewährte und dem Vielbeschäftigten, mit amtlicher Arbeit Ueberhäuften, mitten im politischen Streit die Freudigkeit und die belehrende Einwirkung auch auf anderen idealen Gebieten des deutschen Schaffens bewahrte“. Religion und Philosophie fielen für Constantin R. zusammen. „Denken und Glauben“, sagt er einmal, „sind Geschwister“. So hat er es schon in den Sententiae controversae seiner Doctordissertation, die wie ein schöner Kranz das Denken und Fühlen, das Soll und Haben seines ganzen Lebens in seiner Blüthezeit zusammenfassen, ausgesprochen. In der zweiten unter ihnen behauptet er, daß Hegel die Philosophie Kant's erst zur Vollendung geführt habe. In der dritten nennt er den Geist frei in jeder Phase des historischen Progresses. Die fünfte widerstreitet denen, welche von Spinoza's Lehre sagen, daß sie mit dem Geiste des Christenthums nichts zu schaffen habe. In der achten These nennt er Cartesius, Spinoza und Leibniz eine Trias, die mit der Grundidee des Protestantismus zusammenhänge. An der Spitze aber steht das Bekenntniß, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist:

Nemo philosopho religiosior.

Unter den Nekrologen auf Constantin Rößler sind hervorzuheben die von Hans Delbrück in den Preuß. Jahrbüchern, Novbr. 1887, und von Gustav Schmoller (Jahrbuch f. Gesetzgebung ꝛc. XXVI, 3. Heft). Benutzt wurden ferner biographische Daten von Rößler's eigener Hand für Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Auflage, und Erinnerungen, die er in die Essays über Joh. Ed. Erdmann (Preuß. Jahrbücher, Septbr. 1892) und über Max Duncker (ebenda Septbr. 1891) eingestreut hat. Dazu die andern Schriften. — Eine kleine Auswahl von Essays Rößler's gab der Sohn, Walter Rößler, heraus (Berlin 1902, XXXVI, 535 Seiten); darin auch der Nekrolog Delbrück's.

Max Lenz.

Rost: Alexander, dramatischer Volksdichter, ist geboren am 22. März 1816 zu Weimar. Die Stadt, in der Schiller einst den Ideen der Vaterlands-

liebe, des Rechts und der Freiheit seine Worte geliehen, das Thüringerland und seine Waldluft, „die ich muß athmen, wenn ich leben soll", sie haben ihn erzogen. Doch war es seine Absicht anfangs ganz und gar nicht, der Kunst allein zu leben. Der Vater war Staatsbeamter (Kammerrevisor), den gleichen Lebensberuf sollte der Sohn ergreifen. Deshalb ging er Ostern 1836 nach Jena, woher seine Mutter, eine geborene Trillhof, stammte, zum juristischen Studium und schloß dieses auch regelrecht mit dem Staatsexamen ab, das ihm die Befähigung gab, später, während der ersten Hälfte der vierziger Jahre, an mehreren Justizämtern und dem obersten weimarischen Landesjustizcollegium thätig zu sein. Freilich: das Brotstudium füllte seine Seele nicht aus. In Jena hörte er auch die geschichtlichen Vorlesungen des alten Heinrich Luden und genoß die Freundschaft und dichterische Unterweisung des bekannten Improvisators O. L. B. Wolff. Er hegte schon damals dramatische Pläne und entwarf drüben sein erstes Stück, das „romantische Volksbild" „Kaiser Rudolf in Worms oder der deutsche König und die deutsche Maid". Dem jungen, kaum nach Weimar zurückgekehrten Rechtscandidaten brachte dieses Schauspiel bei seiner ersten Aufführung auf der Hofbühne am 17. April 1841 einen guten Erfolg, der hauptsächlich allerdings von der Begeisterung der Commilitonen getragen wurde. Einen düsteren Stoff behandelt das sechs Jahre später vollendete Werk „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange" (zuerst aufgeführt in Leipzig am 17. September 1847, in Weimar am 2. Januar 1848), dessen Titelrolle seiner Zeit von Emil Devrient gern gespielt wurde. Der große Eindruck dieses Stückes auf das Publicum verleitete den Dichter, sich für sein ferneres Leben vom Zwange der Tagesarbeit frei zu machen. Er verließ den Staatsdienst und widmete sich nun ganz der Pflege seines großen Talents. Zweifellos war dies ein Fehler. Denn, wollen wir auch annehmen, daß Freund Träger Recht hat, wenn er von unserm R. sagt, „er zählt der Anlage nach unter unsere bedeutendsten dramatischen Dichter und wird an theatralischem Instinkt und Sicherheit der Bühnenwirkung von keinem der Heutigen (1874) übertroffen, so mußte doch die durch diesen Schritt unsicher werdende Lebenshaltung des Dichters Bethätigung gerade hemmen, statt sie zu fördern. Die Zahl seiner Werke ist darum auch, trotz der von Nahestehenden an ihm gerühmten Leichtigkeit des Schaffens, eine verhältnißmäßig kleine geblieben. Auf den Landgrafen Friedrich folgte „das Regiment Madlo" (1857) aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges, mit dem die großen weimarischen Schauspielernamen Eduard Genast und Otto Lehfeld in der Erinnerung verbunden sind. Dann erschien 1860 „Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl". Ueber den Gegenstand dieser Dichtung brauche ich nichts zu sagen: wer kennt nicht die Sage vom hartgeschmiedeten Landgrafen! Der Dichter kommt darin unstreitig seinem Volke am nächsten und hat zugleich Momente höchster Kunst. „Die erste Begegnung Ludwig's mit Walpurgis in der mitternächtigen, mondbeleuchteten Waldschlucht braucht den Vergleich mit Shakespeare's berühmtesten Liebesscenen nicht zu scheuen." Ende der fünfziger Jahre schrieb R. auf Franz Dingelstedt's Anregung das bayrische Volksstück „Die letzte Hexe" von Martin Schleich in thüringischen Dialekt um und bürgerte es dadurch in Weimar ein. Weniger glücklich war er mit dem 1864 herausgekommenen „Berthold Schwarz oder die deutschen Erfinder." Es heißt denn doch der Geschichte zu sehr Gewalt anthun, wenn man, wie es da geschieht, Schwarz und Gutenberg, den Meister der Buchdruckerkunst, in Freundschaft verbunden gleichzeitig handelnd auf die Bühne bringt. Der Vollständigkeit wegen sei auch ein Operntext „Der Held des Nordens" erwähnt, den Götze 1867 in Musik setzte. Rost's letzte große Leistung war „Der ungläubige Thomas",

ein Charaktergemälde, in dessen Mittelpunkt der berühmte, von der orthodoxen Theologie seiner Zeit angefeindete Leipziger Rechtslehrer und Reformer Christian Thomasius steht. Dies Drama wurde zuerst in Leipzig, dann in Weimar am 23. Juni 1872 aufgeführt. Zu der Zeit, als R. sich mit diesem Stoffe trug, war er dem Ende seines Lebens schon nahe. Seit langem lastete die Sorge um seine Familie, um einen kranken Bruder, um die alte Mutter allzuschwer auf dem gänzlich geschäftsunkundigen und niemals auf äußeren Vortheil bedachten Manne. Dazu hatte sich schon frühzeitig ein Gichtleiden gesellt und alte Weimaraner wollen wissen, der Dichter sei daran selbst nicht ganz ohne Schuld gewesen. Noch spät, nach dem Tode seiner Mutter, reichte ihm ein viel jüngeres Mädchen, Henriette Walther in Weimar, die Hand. Diese konnte aber nicht viel mehr noch für ihn thun, als ihm durch sorgliche Pflege seine Schmerzen erträglich machen. R. starb am 15. Mai 1875; ein einfaches Grabmal aus Sandstein in gothischem Stil bezeichnet seine Ruhestätte auf dem weimarischen Friedhofe. — Rost's „Dramatische Dichtungen" erschienen zu Weimar 1867—68 in sechs Theilen, „Der ungläubige Thomas" zu Leipzig 1875, „Die letzte Hexe" ist ungedruckt.

Vgl. Albert Träger, Ein Thüringer Dichter, „Gartenlaube" 1874, S. 622—624, mit Bildniß. — Weimarische Tageszeitungen.

G. Lämmerhirt.

Rost: Maurus R., geboren 1633 zu Münster i. W., war von 1666 bis 1706 der 41. Abt des vom Bischof Benno II. von Osnabrück 1070 gegründeten und 1802 säcularisirten Benedictinerklosters zu Iburg bei Osnabrück. Nach dem Besuche der höheren Schule zu Münster setzte er seine Studien auf der von den Jesuiten geleiteten Universität zu Dillingen an der Donau fort und wurde nach seiner Rückkehr Pfarrer in dem Iburg benachbarten und dem Kloster incorporirten Glane, wo er bis zu seiner Abtswahl blieb. Im J. 1672 wurde er von den Visitatoren der Bursfelder Klostercongregation zum Secretarius ernannt. Ausgezeichnet durch philosophische, theologische und humanistische Bildung, welche letztere unter anderem durch die vielfach von ihm geübte lateinische Verskunst von ihm bezeugt wird, sorgte er mit hingebender Liebe und Treue in seinem sowie in den dem Iburger Abt unterstellten Benedictiner Frauenklöstern Ochede, Gertrudenberg, Malgarten und Herzebrok für klösterliche Zucht und kirchliches Leben, sowie auch für die Ausbreitung der Bursfelder Congregation, für deren Kenntniß in der Osnabrücker Diöcese seine Geschichte des Iburger Klosters eine Hauptquelle ist. Ein hervorragendes Verdienst des Abtes Maurus besteht in der Verwaltung und Hebung des gesammten Klostervermögens in schwieriger Lage. Durch den dreißigjährigen Krieg und die längere schwedische Occupation hatte das Kloster sehr gelitten und war tief verschuldet. Zum ersten Male stand das Hochstift nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens unter einem evangelischen Landesherrn, dem Bischof Ernst August I., der das neu aufgekommene Princip der Landeshoheit den klösterlichen Exemtionen gegenüber vertrat und gegen dessen Zumuthungen, obgleich der Bischof persönlich wohlwollend war, der Abt sich vielfach wehren mußte. Hier war das außerordentliche Geschick des Maurus am Platze, und mit Recht nannte man ihn später den zweiten Gründer des Klosters. Außer der Bearbeitung eines Copiars für die Iburger Urkunden und vielfachen Aufzeichnungen über den Erwerb und Besitz des Klosters verfaßte Maurus eine kurze Abtsgeschichte („Catalogus abbatum monasterii S. Clementis in Iburg"), ferner „Acta episcoporum Osnabr." und „Osnabrugum sacrum et profanum", eine noch immer lesenswerthe Beschreibung des Hochstifts Osnabrück. Alle drei Schriften sind ungedruckt und im Besitz des Iburger Pfarrarchivs. Sein

wichtigstes Werk ist jedoch die Geschichte seines Klosters bis 1700 („Annales monasterii S. Clementis in Iburg“), weniger ein eigentliches Geschichtswerk als ein für den praktischen Gebrauch im Kloster bestimmter Nachweis über Entstehung und Bestand aller Erwerbungen und Gerechtsame desselben. Besonders wichtig sind diese Annalen für die Kenntniß der Beziehungen des Klosters zu den incorporirten Kirchen, sowie für die früheren bäuerlichen und gutsherrlichen Verhältnisse und die Rechte der Mark- und Bauerschaftsgenossen im Hochstift O. Das Werk ist nebst einer Einleitung, Uebersetzung des lateinischen Textes, umfangreichen erklärenden Anmerkungen und mehreren Excursen im Auftrage des historischen Vereins zu Osnabrück herausgegeben.

K. Stüve, Die Iburger Klosterannalen des Abtes Maurus Rost. Osnabrück 1895. K. Stüve.

Rost: Ernst Reinhold R. war geboren am 2. Februar 1822 in Eisenberg (Sachsen-Altenburg) als Sohn des Archidiakonus Christian Friedrich Rost und seiner Ehefrau, der Tochter des Pfarrers Glasewald aus Röbdenitz bei Ronneburg, und zwar als jüngstes von acht Geschwistern. Bis zum Jahre 1831 wurde der Knabe, der schon früh eine hervorragende Begabung für fremde Sprachen zeigte, vom Vater unterrichtet. Nach dessen Tode wurde er auf Eisenberger Schulen für das Gymnasium in Altenburg vorbereitet, das er 1838 bezog. Nachdem er dieses mit Auszeichnung verlassen hatte, bezog er im J. 1842 die Universität Jena, auf der er sich dem Studium der Theologie (unter Hoffmann, Hase, Baumgarten-Crusius, Grimm und Rückert) und der orientalischen Sprachen widmete. Für die semitischen Sprachen und das Türkische war Stickel sein Lehrer; für die indogermanischen Sprachen dagegen war er mehr oder weniger auf Selbsthülfe angewiesen. Im Februar 1846 bestand er die erste theologische Prüfung in Altenburg. Da er sich aber innerlich nicht zum Geistlichen berufen fühlte, nahm er keine Stelle als Hülfsgeistlicher an, sondern widmete sich theils in Jena, theils in Eisenberg dem weiteren Studium der orientalischen Philologie. Im J. 1846 veröffentlichte er bereits seine Erstlingsarbeit über den Genitiv der dekhanischen Sprachen, und 1847 promovirte er in Jena zum Doctor der Philosophie auf Grund einer Abhandlung über die Grammatik der singhalesischen Sprache. Im J. 1847 entschloß er sich, nach England zu gehen, weil dieses Land wegen seiner nahen Beziehungen zu Indien dem jungen Orientalisten die meisten Hülfsmittel zu seinen Forschungen zu bieten versprach (also nicht im J. 1848 und nicht aus politischen Gründen, wie es nach dem Nekrolog im Globus Bd. 69, S. 179 den Anschein hat). Von 1847—1849 hielt er sich zunächst in London auf, wo er sich seiner wissenschaftlichen Fortbildung widmete und die birmanischen und Pali-Handschriften des britischen Museums katalogisirte. Der Drucklegung des Kataloges stellten sich jedoch finanzielle Schwierigkeiten und sonstige Bedenken entgegen. Als Frucht dieser Katalogisirungsarbeiten ergab sich ihm aber eine Abhandlung über den Manusara, d. h. über ein im Pali von Manûraya verfaßtes birmanisches Civilgesetzbuch, das auf dem achten und neunten Buche des Manu beruht. Die Abhandlung erschien in A. Weber's Indischen Studien, Bd. 1 (1850), S. 315 ff. Trotz aller Connexionen und Empfehlungen — er hatte u. a. Beziehungen zu dem preußischen Gesandten in London, v. Bunsen — wollte es ihm aber nicht gelingen, in London eine feste Stellung zu erlangen. Er ging deshalb 1849 nach Ickworth in der Grafschaft Suffolk, wo er dem Ortsgeistlichen, Reverend Lord Arthur Hervey, Unterricht im Sanskrit und im Deutschen ertheilte. Da ihm der Aufenthalt in dessen Hause aber bald verleidet wurde, nahm er im J. 1850 eine ihm von dem Schriftsteller Mac Farlane angebotene Stelle als Lehrer an der Dom-

schule von Canterbury an, wo er außer im Deutschen auch im Hebräischen Unterricht ertheilte. Bereits im J. 1853 vertauschte er diese Stelle aber mit einer Professur für orientalische Sprachen an der Missionsanstalt zu St. Augustin (St. Augustines College) in Canterbury, wo er seine reichen Sprachkenntnisse endlich in geeigneter Weise verwerthen konnte. Er unterrichtete hier im Sanskrit, Tamulischen, Chinesischen, Kisuaheli, Malaiischen, Hindostani, Mahratti, Persischen, Portugiesischen, Holländischen und ab und zu auch im Arabischen, Birmanischen, Singhalesischen, Pali und Tibetanischen. Seine Thätigkeit an diesem College war ihm so ans Herz gewachsen, daß er sie bis ans Ende seines Lebens beibehalten und die Mühe nicht gescheut hat, von London, wo er später in hervorragender Stellung wirkte, wöchentlich einmal nach Canterbury zu fahren. In Canterbury, wo er bis 1868 wirkte, katalogisirte er (1851) die „Palmblätterhandschriften“ der kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg (abgedruckt in dem Catalogue des Manuscrits et Xylographes orientaux de la Bibliothèque Impériale de St. Pétersbourg, 1852, Sect. XVI—XXIV, p. 629—657). Für diese ausgezeichnete Arbeit erhielt er ein Honorar von 1000 M. (nicht bloß von 300 M., wie in der Gartenlaube 1865, S. 141 f. mitgetheilt ist) und den russischen St. Annenorden. Im J. 1853 veröffentlichte er „Nachträge zu Gildemeister's Bibliotheca sanscrita“ in der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft, Bd. 8, S. 604 ff., und im J. 1861 machte er sich auf Vorschlag des Verlegers Trübner in London daran, die ersten fünf Bände der Werke des 1860 verstorbenen Sanskritisten H. H. Wilson für die von diesem Verleger beabsichtigte Gesammtausgabe vorzubereiten. Im J. 1861/62 erschienen die beiden ersten Bände, während die drei weiteren Bände infolge einer Erkrankung des Herausgebers und seiner inzwischen erfolgten Berufung nach London erst 1864 und 1865 erscheinen konnten. R. hat sich hier bemüht, die meist vor 30 bis 40 Jahren erschienenen Artikel (die sich meist auf Religion und Litteratur der Inder beziehen) durch Anbringung von Verbesserungen und Ergänzungen, die in eckigen Klammern beigefügt wurden, dem derzeitigen Stande der Wissenschaft nach Möglichkeit anzupassen. Im Anfange des Jahres 1863, während eines längeren Aufenthaltes in Deutschland, vermählte sich der nunmehr 41 jährige mit Minna Laue, der Tochter des Gerichtsraths J. F. Laue aus Salza in der Provinz Sachsen. In demselben Jahre wurde R. von Canterbury nach London als correspondirender Secretär der Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland als Nachfolger Rosen's berufen. Als solcher wirkte er bis 1869. Unter seiner Redaction sind die Bände 41—46 des Journal of the Royal Asiatic Society erschienen. Im J. 1869 endlich erfolgte seine Berufung in das ebenso einflußreiche wie verantwortungsvolle und arbeitsreiche Amt des Oberbibliothekars des India Office in London. Hier hat R. nun 24 Jahre hindurch eine sehr ersprießliche Thätigkeit entfaltet, die ihm die reichste Anerkennung der Orientalisten aus allen Welttheilen eingetragen hat. Seine Verdienste liegen hier nicht nur in der Vermehrung des Bücherbestandes, der besseren Ordnung der Werke, der Erleichterung des Leihverkehrs, der Lockermachung oft beträchtlicher Summen für wichtige Ankäufe und zur Herstellung großartiger Publicationen, sondern vor allem auch in der thatkräftigen Unterstützung und Förderung, die er allen rathsuchenden Gelehrten zu Theil werden ließ, und in der Bereitwilligkeit, ihnen das Gewünschte zu verschaffen und mit dem reichen Schatze seines Wissens ihnen zu Gebote zu stehen. Ein wesentliches Verdienst erwarb er sich auch dadurch, daß er (1869) die Katalogisirung der indischen Handschriften der Bibliothek des India Office (die durch Haas, Eggelin und Windisch ausgeführt wurde), und

die Katalogisirung der Druckschriften derselben Bibliothek in die Wege leitete. Von letzterem Katalog ist 1888 der erste Band erschienen; den zweiten Band hat R. noch selbst in Angriff angenommen, hat ihn aber nicht vollenden können, da er im J. 1896 starb. Der von ihm bearbeitete erste Theil dieses Bandes erschien 1897 unter dem Titel „Catalogue of the Library of the India Office. Vol. II, Part. I: Sanscrit books. Ed. by R. Rost. London, Eyre“. Sonst hat R. sich noch verdient gemacht durch die Herausgabe von „Brian Houghton Hodgson's Miscellaneous Essays relating to the Indian Subjects“, 2 Bde. 1880 [Das Werk bezieht sich in der Hauptsache auf die Völkerschaften Vorderindiens, ihre Sprache, Grammatik, Körperbau, Abstammung], ferner von „Miscellaneous Papers relating to Indo-China and the Indian Archipelago 1886/7“ (London; Trübner) [52 verschiedene werthvolle Artikel aus orientalischen Zeitschriften aus den Jahren 1808—1879 enthaltend mit zahlreichen Fußnoten Rost's]. Ferner fungirte er als Herausgeber einer bei Trübner erschienenen „Collection of Simplified Grammars of the principal Asiatic and European Languages“, und gab die drei letzten Bände von Trübner's „Record. A Journal devoted to the Literature of the East with Notes and Lists of Current American, European and Colonial Publications“ heraus (1889—1891). Die von R. für diesen Record geschriebenen Artikel verleihen den betreffenden Bänden einen Werth, der sie weit über die bibliographische Litteratur heraushebt. Aus dem Jahre 1891 sei noch die Herausgabe von „The Lords Prayer in three hundred Languages. With a preface of R. Rost“ (London) erwähnt. Dazu kommen noch zahlreiche, meist werthvolle Artikel, die sich in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut finden, so in dem von Prof. Summers und eine Zeit lang auch von ihm selbst mit herausgegebenen „Chinese and Japanese Repository, in Luzacs Oriental List“ (einer bibliographischen Zeitschrift, die inzwischen an die Stelle von Trübner's Record getreten war), in der Londoner „Times“, im „Athenaeum“ (hier größtentheils anonym, nur selten mit R. R. oder R. Rost gezeichnet), und vor allem in der „Encyclopaedia Britannica“. Namentlich die letzteren Artikel sind aus dem Vollen geschöpft und gehören zu dem Werthvollsten, das R. zu verdanken ist. Sie beziehen sich theils auf Lebensläufe berühmter Orientalisten, theils auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche asiatischer Völkerschaften, theils auf orientalische Sprachen. Hervorgehoben seien hier die Artikel über „Malay Language and Literature“ (Bd. 15), über „Pali“ (Bd. 18), über „Siamese Language and Literature“ (Bd. 21), über die „Thugs“ (Bd. 23).

Neben seiner litterarischen und bibliothekarischen Thätigkeit übte R. nach wie vor die ihm lieb gewordene Lehrthätigkeit am St. Augustines College in Canterbury. Vorübergehend (1864) ist er auch Lehrer des Sanskrit an dem Civil Service College und Professor des Arabischen und Persischen am Kings College in London gewesen; doch mußte er diese Thätigkeit wegen Ueberbürdung bald aufgeben. Im J. 1893 wurde er im Alter von 71 Jahren pensionirt. Eigentlich hätte nach dem Gesetze seine Pensionirung bereits nach Ablauf des 70. Lebensjahres erfolgen müssen. Seine Freunde hatten sich aber bemüht, für den an seiner Stelle fast unersetzlichen Mann eine Hinausschiebung des Pensionirungstermins auszuwirken. Er hat seine Pensionirung nicht lange überlebt. Am 7. Februar 1896 starb er unerwartet an einem Herzschlage in Canterbury, wohin er sich gerade begeben hatte, um seine Vorlesung am St. Augustines College zu halten.

Es ist bedauerlich, daß R. nicht dazu gekommen ist, größere selbständige Werke zu schreiben. Vielleicht waren es gerade, wie einer seiner Freunde, der Indologe Albr. Weber in Berlin geurtheilt hat, der riesige Umfang seines

Wissens und die für die Erhaltung desselben stets nöthigen Arbeiten, die ihn gehindert haben, eigene große Arbeiten zu schaffen. Beherrschte er doch nach einer Mittheilung seines Biographen O. Weise von den einsilbigen Idiomen Südostasiens mehr oder weniger das Chinesische, Tibetanische, Birmanische und Siamesische; der malayisch-polynesische Sprachstamm war ihm in fast allen seinen Zweigen und Verästelungen von den Philippinen und Formosa bis Madagaskar vertraut, und selbst im Neuseeländischen hat er unterrichtet. Von den Dravidasprachen auf dem Plateau von Dekhan waren ihm namentlich Tamil, Teluga und Malayalam geläufig; von den ural-altaischen Sprachen kannte er das Türkische, von den Bantusprachen das Kisuaheli; im Bereiche des semitischen Sprachstammes pflegte er das Syrische, Arabische und Assyrische; vom indogermanischen Typus endlich waren ihm außer den europäischen Vertretern das Sanskrit mit allen seinen indischen Verwandten, dem Pali, Prakrit, Hindi, Hindostani u. s. w., und das Altbaktrische, Alt- und Neupersische geläufig. Sein Lieblingsgebiet bildete das Pali und das Malayische. Daß ihn diese fast beispiellose Fülle von Sprachkenntnissen in Verbindung mit seiner vielseitigen und anstrengenden Thätigkeit als Bibliothekar des India Office nicht zur Concentration auf eine eigene größere Arbeit kommen ließ, ist leicht begreiflich. Umsomehr hat er, wie schon oben hervorgehoben, in selbstlosester Weise die Arbeiten Anderer gefördert, und manches große Werk wäre vielleicht nicht zu Stande gekommen, wenn sein Verfasser sich nicht der Unterstützung Rost's hätte erfreuen dürfen. Die Fachgenossen sind ihm dafür denn auch von Herzen dankbar gewesen. Das zeigte sich nicht nur in der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft und Mitgliedschaft bedeutender wissenschaftlicher Gesellschaften — er war Honorary Fellow of St. Augustines College in Canterbury, Ehrenmitglied der Kgl. Asiatischen Gesellschaft in London, der American Oriental Society in Boston, der Orientalischen Gesellschaft in Singapore, der Kgl. Orientalischen Gesellschaft der Niederlande im Haag, correspondirendes Mitglied der Literary Society in Madras, der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in München (seit 1881) und der Ethnologischen Gesellschaft zu Paris — sondern das kam vor allem auch in dem ansehnlichen Ehrengeschenk von 416 Pfund Sterling (= 8320 M.) zum Ausdruck, das dem durch langwierige Krankheit in seiner Familie in finanzielle Schwierigkeiten gerathenen Gelehrten im J. 1891 von 176 Orientalisten aus Europa, Asien und Amerika unter dem Namen „Rost Testimonial Fund“ in zartfühlender Weise gestiftet wurde. Akademische Ehrungen wurden ihm durch die Verleihung des Ehrendoctors der Rechte seitens der Universität von Edinburgh im J. 1879, und der Würde eines Magister artium honoris causa seitens der Universität Oxford im J. 1886 zu Theil. An Orden waren ihm verliehen der russische St. Annenorden (1851), der indische Ritterorden (1888), der schwedische Gustav-Wasa-Orden (1889), der schwedische Nordsternorden (1894) und der preußische Kronenorden III. Cl. (1892).

Die ihn näher kannten, rühmen seine Willenskraft (die sich u. a. auch darin zeigte, daß er noch in den fünfziger Jahren mit der linken Hand schreiben lernte, da ihm die rechte den Dienst wegen Schreibkrampfes versagte) und Selbstbeherrschung, seine peinliche Gewissenhaftigkeit und Zuvorkommenheit und nicht zum mindesten seine generöse Gastfreundlichkeit. Sein Haus — das „Rostheim“ — ist der Sammelplatz fast aller Orientalisten und vieler Deutscher gewesen, die sich in England aufhielten.

O. Weise, Der Orientalist Dr. Reinhold Rost, sein Leben und sein Streben in Mittheilungen des geschichts- und alterthumsforschenden Vereins zu Eisenberg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, Heft 12, 1897. [Dieser

Schrift sind die meisten Angaben obigen Artikels entnommen.] — C. Bezold in Luzacs Oriental List, Vol. VII. Februar 1896, S. 30. — W. v. Christ, Reinhold Rost, Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Classe der K. b. Akademie der Wissenschaften zu München. Jahrg. 1896. München 1897, S. 152. — W. W(olkenhauer), Reinhard Rost im Globus LXIX, 179. — The late Dr. Reinhold Rost in Asiatic Quart. Rev. I (1896), p. 437 f. — Obituary Notice of the Death of Dr. R. Rost in Proceedings of the Asiatic Society of Bengal 1896, p. 50 f. — Cecil Bendall, Dr. Reinh. Rost im Athenaeum, 15. Februar 1896, S. 218. — J. C. S., Dr. Reinhold Rost in Academy, Bd. 49, S. 140; Dr. Reinh. Rost im Journal of the Royal Asiatic Society, 1896, S. 307—309. — H. Cordier in T'oung Pao, VII, 175; Prof. Dr. Reinh. Rost in der Zeitschr. für afrikan. und ocean. Sprachen II, 288 f.

B. Baentsch.

Roten: Leo Lucian von R., schweizerischer Politiker und Dichter, geboren 1824 in Raron, Kanton Wallis, † am 5. August 1898 auf Breitmatten bei Eischoll, Kanton Wallis. Nachdem R. in München seine Rechtsstudien vollendet hatte — in packender Weise erzählte er von seinen Erfahrungen während des Lola Montez-Sturmes 1848 —, kehrte er in seinen Heimathkanton zurück, dem er schon 1847 im Sonderbundskriege als Landsturmadjutant gedient hatte. Nach Ablegung des Notariatsexamens war er zuerst journalistisch thätig, wurde aber auch alsbald in den Großen Rath des Kantons gewählt, dem er bis zu seinem Tod angehörte. 1857 und 1858 vertrat er seinen Kanton als Ständerath in der Bundesversammlung, und 1859 wurde er Vicekanzler, 1875 Mitglied des Regierungsraths, dessen Präsidium er mehrmals bekleidete; vorzüglich als Vorsteher des Erziehungsdepartements hat er sich dabei verdient gemacht. Erst in der letzten Lebenszeit hatte er sich in das Privatleben zurückgezogen. R. besaß eine eifrige Zuneigung zu historischen Studien und war 1861 ein Mitbegründer der geschichtsforschenden Gesellschaft des Oberwallis, seit dem Jahre 1865 deren Präsident, später, nach der Neuconstituirung 1888, wieder deren Vorsitzender. Eine vortreffliche biographische Arbeit gab R. 1896 in die Serie der Neujahrsblätter der zürcherischen Künstlergesellschaft, die von Pietät durchhauchte, lebenswahre Schilderung des meisterhaften Darstellers des Walliser Lebens, des dem Biographen congenialen Malers Raphael R. (vgl. d. Art.). R. war ein verständnißvoller Freund der deutschen Litteratur, über die er einige Jahre hindurch am Lyceum von Sitten gern gehörte Vorträge hielt; und daneben verfocht er in dem zweisprachigen Lande als Kanzleichef wacker und erfolgreich die Geltung der deutschen Sprache. Seine warm empfundene Dichtung: „Der Morgen im Kyffhäuser" bewies die innige Theilnahme des Oberwallisers an dem Wiedererstehen des Deutschen Reiches. Allein ganz voran widmete er seine Muse seinem heimischen Thale: wie der von ihm geschilderte Künstler der Maler des Wallis gewesen ist, so war er dessen Dichter. Seine „Wiederklänge aus dem Rhonethale", ein letztes Gedicht, erst kurz vor dem Tode geschrieben: „An das Bietschhorn", ebenso eine Dorfgeschichte: „Die Fähnderbesetzung", ein Schauspiel: „Peter von Raron" haben ihren Stoff dem Wallis entnommen. Daneben stehen einige weitere Dichtungen, Novellen, ein Lustspiel, ein Trauerspiel: „Des Polen Opfertod" und Anderes. Der ritterliche Mann galt unter seinen Landsleuten als „ein Mensch voll Seelenadel, ein musterhafter Christ, eine reichbegabte Natur, ein glühender Patriot".

Vgl. Walliser Bote, Nr. 33/34 von 1898, Anzeiger für schweizerische Geschichte, Bd. VIII, S. 126 u. 127, Bd. IX, S. 188 u. 189.

Meyer von Knonau.

Roth: Johannes Rudolf R., Naturforscher und Reisender, wurde am 4. September 1815 zu Nürnberg als Sohn des damaligen kgl. bairischen Oberfinanzrathes, späteren Präsidenten des protestantischen Oberconsistoriums Carl Johann Friedrich R. (s. A. D. B. XXIX, 317—333), eines um das evangelische Kirchen- und Schulwesen in Baiern hochverdienten Mannes von seltener Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Thatkraft geboren. Nachdem er die Kinderjahre im väterlichen Hause zu München verlebt hatte, kam er 1826 in die Obhut seines als Schulmann rühmlichst bekannten Oheims, des Gymnasialrectors Karl Ludwig Roth in Nürnberg (s. A. D. B. XXIX, 333—338). Unter dessen Leitung eignete er sich gründliche Kenntnisse in den classischen Sprachen an, doch vermochte er keine rechte Begeisterung für die Philologie zu gewinnen. Vielmehr zog ihn eine wachsende Neigung zu den Naturwissenschaften, namentlich zur Zoologie. In seinen Mußestunden und während der Ferien beobachtete er auf ausgedehnten Wanderungen die Thier- und Pflanzenwelt der Umgebung Nürnbergs, legte sich umfangreiche Sammlungen von Naturgegenständen aller Art an und wohnte so oft als möglich den Fachvorträgen in der Polytechnischen Schule bei. 1832 wurde er vom Vater wieder nach Hause berufen. Er besuchte noch zwei Jahre lang das Münchener Gymnasium und trat dann zur Universität über, um sich dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften zu widmen. Nun konnte er sich auch ausgiebiger als bisher seiner Vorliebe für weite Fußwanderungen hingeben. Eine Ferienreise, die ihn über die Alpen bis nach Italien führte, hinterließ in ihm eine unstillbare Sehnsucht nach fernen Ländern, und er betrachtete es als ein großes Glück, daß sich ihm bald darauf Gelegenheit bot, seinen Drang zu befriedigen. Unter den Lehrern der Münchener Hochschule war ihm namentlich der Professor der allgemeinen Naturgeschichte, Gotthilf Heinrich v. Schubert, nahe getreten. Als dieser 1836 eine wissenschaftliche Expedition nach Palästina plante, lud er seinen Schüler ein, ihn zu begleiten, und dieser sagte mit Freuden zu. Zwei andere junge Leute, der Geolog Michael Pius Erdl und der Maler Martin Bernatz, schlossen sich ebenfalls an. Die Reisegenossen begaben sich im September 1836 zunächst nach Wien, fuhren die Donau abwärts bis zur Mündung und über das Schwarze Meer nach Constantinopel, wo sie längere Zeit verweilten, besuchten dann mehrere Inseln des griechischen Archipels, hielten sich einige Wochen in Smyrna und Umgegend auf, lernten Alexandrien und Kairo ziemlich eingehend kennen und durchstreiften das Nilthal nach allen Richtungen, um Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu sammeln. Hierauf folgten sie den Spuren der Kinder Israels durch die Sinaihalbinsel, erstiegen den Djebel Musa und zogen auf der uralten Carawanenstraße über Akabah und Hebron nach Jerusalem. Der Besichtigung der heiligen Stadt und ihrer Umgebungen widmeten sie mehrere Monate. Besonders ergebnißreich waren ihre Forschungen im Jordanthal und am Rothen Meer. Durch barometrische Messungen, allerdings mit einem sehr unvollkommenen Instrument, entdeckten sie die bis dahin unbekannte tiefe Einsenkung dieses Salzsees unter den Spiegel des Mittelmeers. Der Weitermarsch ging durch Galiläa nach dem Libanon und dann über Damaskus nach Beirut. Nach kurzem Aufenthalte in Griechenland und Italien traf die Gesellschaft im September 1837, etwas über ein Jahr nach ihrer Abreise, wohlbehalten wieder in München ein. Als Ergebniß der Expedition veröffentlichte Schubert ein dreibändiges Werk „Reise in das Morgenland“ (Erlangen 1838—1839) und Bernatz ein wiederholt aufgelegtes „Album des heiligen Landes“ in 50 Ansichten in Farbendruck mit erläuterndem Text, der zum Theil von R. verfaßt war. Dieser nahm nun in der Heimath seine medicinischen Studien wieder auf, bestand die ärztliche Staatsprüfung

und erwarb im Frühjahr 1839 durch eine Dissertation: „Molluscorum species, quas in itinere per Orientem facto M. Erdl et J. Roth collegerunt“ den Doctortitel. Während er nun im Begriff stand, sich nach einer Lebensstellung umzusehen, eröffnete sich ihm abermals ganz unverhofft eine sehr erwünschte Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu besuchen. Der englische Major Jervis, der seit Jahren in Ostindien lebte und eine Schilderung der britischen Besitzungen in diesem Lande herausgeben wollte, fragte nämlich in München an, ob man ihm nicht einen Naturforscher und einen Maler als Hülfskräfte für die Bearbeitung dieses Werkes nachweisen könne. R. erklärte sich sogleich bereit, auf den Antrag einzugehen, und überredete auch seinen Freund Bernatz, sich ihm anzuschließen. Im Juli 1840 reisten beide auf einem englischen Segelschiffe von London ab und erreichten nach übermäßig langer und beschwerlicher Fahrt Ende December den Hafen von Calcutta. Sechs Wochen lang ließen sie hier und in der Umgegend die Wunder der Tropenwelt auf sich einwirken. Dann zogen sie quer durch die Halbinsel nach Bombay, wo sie mit Jervis zusammentrafen. Dieser erklärte ihnen wider Erwarten, daß er zur Zeit von der Ausführung des geplanten Werkes absehen müsse. Um sie aber anderweit zu entschädigen, schlug er ihnen vor, daß sie sich einer Expedition anschließen sollten, welche die Ostindische Compagnie mit Unterstützung der britischen Regierung zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach Abessinien schicken wollte. Sie begaben sich deshalb im April 1841 nach Aden und wurden hier von dem Leiter des Unternehmens, dem Capitän Cornwallis Harris, sehr freundlich aufgenommen. R. erhielt den Auftrag, die Naturverhältnisse der zu besuchenden Gegenden zu erforschen und Sammlungen aller Art anzulegen, Bernatz dagegen sollte alles Neue und Bemerkenswerthe zeichnerisch darstellen. Im Mai brach die Gesandtschaft von Aden auf, fuhr nach dem gegenüberliegenden afrikanischen Hafen Tadjura und drang landeinwärts nach dem Hochlande von Schoa vor. Hier hielt sie sich fast zwei Jahre lang auf. R. benutzte diesen Zeitraum zur eindringenden Erforschung des Gebietes. Auch unternahm er mehrere Züge nordwärts nach Amhara, südwärts zu den unabhängigen Gallastämmen und westwärts in das Gebiet des Blauen Nils und seiner Zuflüsse. Schon faßte er den Plan, noch mehrere Jahre in Abessinien zu bleiben, um das Land nach allen Richtungen hin gründlich kennen zu lernen, als ein Brief seines Vaters eintraf, der ihm den Tod der Mutter meldete und ihn aufforderte, sobald als möglich nach Hause zu kommen. Er kehrte deshalb im März 1843 mit seinen englischen Gefährten über Aden nach Bombay zurück, lieferte seine reichen Sammlungen ab und traf im August wieder in München ein. Hier stellte er zunächst die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Beobachtungen und Untersuchungen zusammen, die als Remarks on the Geology, Botany, and Zoology of the Highlands of Southern Abyssinia in den beiden ersten Bänden (S. 418—428, bezw. 398—430) des von Harris herausgegebenen amtlichen Berichtes über die Expedition (The Highlands of Aethiopia, London 1844, 3 Bände, auch deutsch: Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien, Stuttgart und Tübingen 1845—47) erschienen. Dann sah er sich nach einem Amte um, das ihm Gelegenheit und Muße zu Arbeiten auf naturgeschichtlichem Gebiete gewährte. Er fand eine Stelle als Adjunct an der zoologisch-zootomischen Sammlung der Münchner Museen und beschäftigte sich nun jahrelang mit der Bestimmung, Ordnung und Katalogisirung der daselbst aufbewahrten Insekten und Conchylien. Bald wurde er auch zum außerordentlichen Professor der Zoologie an der Universität und zum außerordentlichen Mitglied der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Von größeren Reisen mußte er längere Zeit

hindurch absehen, da sein alter Vater ihn nicht von sich lassen wollte. Erst als im Januar 1852 der Vater gestorben war, konnte er an die Ausführung neuer Reisepläne gehen. Zunächst knüpfte er Verhandlungen mit der Ostindischen Compagnie an, um einen amtlichen Auftrag zur naturwissenschaftlichen Erforschung Indiens zu erhalten, doch gingen seine Wünsche nicht in Erfüllung. Deshalb begnügte er sich, auf eigene Kosten eine Fahrt nach Palästina anzutreten. Er wollte namentlich die Gegend um das Todte Meer und das noch wenig bekannte Ostjordanland genau kennen lernen, aber die Unsicherheit der politischen Verhältnisse und die Unzulänglichkeit seiner Geldmittel nöthigten ihn bald zur Umkehr. Er begab sich deshalb nach Griechenland, um die gewaltigen Massen fossiler Knochen zu untersuchen, die man bei Pikermi am Fuße des Pentelikon entdeckt hatte. Seine Ausgrabungen führten zu wichtigen Ergebnissen, über die er später in den Abhandlungen der math.-phys. Classe der bairischen Akademie (Band VII, Abtheilung 1, Jahrgang 1853) Bericht erstattete. Aber durch den langen Aufenthalt in der sumpfigen Niederung zog er sich ein hartnäckiges Wechselfieber zu, das ihn schließlich zur Heimkehr zwang. Nach seiner völligen Wiederherstellung begann er sogleich mit der Ausarbeitung eines umfassenden Planes über die wissenschaftliche Erschließung des Ostjordanlandes. Zur Beschaffung der dafür nothwendigen Mittel wendete er sich an seinen Landesherrn, den König Maximilian II., und dieser bewilligte ihm auch eine namhafte Summe. Wohl ausgerüstet und voll großer Hoffnungen trat er im Herbst 1856 seine dritte Reise nach Palästina an. Zunächst verweilte er einige Monate in Jerusalem, um sich durch Verträge mit den türkischen Behörden und einigen Beduinenhäuptlingen möglichst gegen räuberische Ueberfälle, Erpressungen und andere Begleiterscheinungen der herrschenden Anarchie zu sichern. Nachdem er eine berittene Schutztruppe aus landeskundigen Eingeborenen angeworben hatte, begab er sich Anfang April 1857 nach dem Todten Meere, bestimmte dessen Salzgehalt und stellte durch zahlreiche Barometerablesungen den Betrag der Einsenkung unter den Spiegel des Mittelmeeres wenigstens annähernd genau fest. Dann wanderte er im Wadi el Arabah südwärts, um die Ausdehnung der Depression nach Süden zu ermitteln und um die Berechtigung der weitverbreiteten Meinung zu untersuchen, daß der Jordan ehemals ins Rothe Meer geflossen sei und diese Mündung erst in historischer Zeit durch die Entstehung des Todten Meeres, also durch ein Naturereigniß eingebüßt habe, das man von jeher mit der biblischen Catastrophe von Sodom und Gomorrha in Zusammenhang brachte. Auf Grund seiner Beobachtungen und Messungen erklärte er beide Annahmen für begründet. Nachdem er noch die Ruinen von Petra und das türkische Castell Akabah am Meerbusen gleichen Namens besucht hatte, kehrte er, wiederholt durch räuberische Beduinen belästigt, nach Jerusalem zurück. Die folgenden Monate verbrachte er mit einer gründlichen Untersuchung der geologischen Verhältnisse, sowie der Thier- und Pflanzenwelt in der Umgegend der heiligen Stadt. Auch bereiste er das Jordanthal vom Todten Meer bis zum See Genezareth, um die Ausdehnung der dort vorhandenen Depression festzustellen, und hielt sich längere Zeit an der Mittelmeerküste auf, wo er die Ueberreste phönicischer Cultur und das Vorkommen der Purpurschnecke studirte. Im März 1858 wanderte er um die Südspitze des Todten Meeres nach den Gebirgen der alten Moabiter und Edomiter und nahm zahlreiche Höhenmessungen vor, doch mußte er wegen der herrschenden Unsicherheit bereits in Kerak wieder umkehren. Bald darauf rüstete er sich zu einer größeren Reise, die ihn durch Samaria und Galiläa nach dem Libanon und dann rückwärts durch Hauran und Gilead nach dem Ammoniterlande führen sollte. Er kam glücklich bis an den See Merom und

wollte hier feststellen, ob dieser bereits der Jordandepression angehört. Aber während des Aufenthaltes in der sumpfigen und ungesunden Gegend zog er sich ein heftiges Fieber zu, daß ihn auch nicht verließ, als er den Weitermarsch nach Norden antrat. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm noch, den Gipfel des Großen Hermon zu besteigen, aber in Hasbeja am Fuße des Berges traf ihn ein Sonnenstich, und nun brach er völlig zusammen. Zwar fand er in dem Hause des amerikanischen Missionars Wartabet freundliche Aufnahme und Pflege, aber die angewandten Heilmittel vermochten ihn nicht mehr zu retten. Eine Gehirnentzündung brach aus, Delirium und Raserei stellten sich ein, und am 25. Juni 1858 wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Auf dem Friedhofe der kleinen protestantischen Gemeinde des Ortes fand er seine letzte Ruhestätte. Seine Tagebücher hatte er schon früher in die Heimath gesandt und auszugsweise in Petermann's Mittheilungen veröffentlicht (1857, S. 260—265, 413—416; 1858, S. 1—5, 112, 158 f., 267— 272, wo er aber überall irrthümlich J. B. Roth genannt wird). Seine reichen Sammlungen, die namentlich Insecten, Conchylien, getrocknete Pflanzen und Gesteinsproben umfaßten, wurden zum großen Theil den bairischen Museen überwiesen. Er war ein Mann von umfassendem Wissen, seltener Arbeitskraft, strengster Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, größter Einfachheit und Bescheidenheit, ein vielseitiger Gelehrter, dessen früher Tod ein hoffnungsvolles Leben zerstörte, das noch reiche und werthvolle Früchte verhieß.

Denkrede von A. Wagner in den Gelehrten Anzeigen der kgl. bairischen Akademie d. Wissenschaften 1859, Nr. 3—5, Sp. 33—46 (mit Bibliographie).

Viktor Hantzsch.

Roth: Justus R., geboren 1818, war durch seines Vaters Beruf von Anfang an dazu bestimmt, Apotheker in Hamburg zu werden. Nachdem er die dazu nöthigen Studien vollendet hatte, beschäftigte er sich doch noch drei Jahre lang an den Universitäten in Berlin und Tübingen mit Chemie, Mineralogie und Geologie, und dann erwarb er sich 1844 in Jena den Doctorgrad. Die nun folgende Zeit praktischer Thätigkeit als Apotheker dauerte nur fünf Jahre und 1848 siedelte er nach Berlin über, wo er sich bis zu seinem 1892 erfolgten Tode ganz der Wissenschaft widmete. Die ersten sieben Jahre beschäftigten ihn unter dem Einfluß seiner beiden Lehrer Gustav Rose und Ernst Beyrich kleinere mineralogische und geologische Arbeiten, und erst im J. 1855 fand er ein größeres Thema, das er sofort mit der ihm eignen Gründlichkeit in Angriff nahm und schon 1857 in der großen Monographie des „Vesuvs und seiner Umgebung“ zum Abschluß brachte. Was allen seinen späteren Arbeiten eignete, zeigte sich auch hier schon, nämlich eine ungemein sorgfältige und objective Behandlung des Stoffes gepaart mit erschöpfender Litteraturkenntniß. Darum haben seine Arbeiten auch heute noch und auch da, wo seine eignen Anschauungen als veraltet gelten müssen, ihren Werth behalten und sind beliebte Nachschlagebücher geblieben. Mit besonderer Vorliebe hat er sich von nun ab mit vulkanischen Themata beschäftigt und darüber eine größere Zahl kleinerer Originalarbeiten veröffentlicht. Mit seinen „Beiträgen zur Petrographie des plutonischen Gesteins“ 1869, 1879 und 1884 hat er bedeutungsvolle Quellenwerke geschaffen. Der akademischen Lehrthätigkeit wendete er sich erst 1861 zu und so habilitirte sich der 47 jährige Mann an der Berliner Universität als Privatdocent. Im J. 1867 wurde er als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und zugleich zum a. o. Professor an der Universität ernannt. Nun zog man ihn auch zu den schon früher von Beyrich und G. Rose begonnenen geologischen Aufnahmen im niederschlesischen Gebirge hinzu und dabei gewann er jene Auffassung der krystallinen Schiefer=

gesteine als einer plutonischen Erstarrungskruste der Erde, an der er bis zum Ende seines Lebens festhielt. Daß dieselbe auch in weiteren Kreisen so lange Zeit Verbreitung fand, ist zum guten Theil seinem Einfluß zuzuschreiben.

In dieser Zeit faßte er auch den Plan zu seiner „Allgemeinen und chemischen Geologie“, von der der erste Band 1879, der zweite 1885, der dritte 1890 und 1893 erschien. Es war dies das Hauptwerk seines Lebens, an dem er 25 Jahre gearbeitet hat, jedoch ohne es ganz zu Ende zu führen. Es ist darin eine Unsumme von Wissen aufgespeichert und die klare Disposition macht es trotz der etwas trockenen Behandlungsweise zu einem äußerst werthvollen Hülfsmittel für alle, die sich auf diesem Gebiete unterrichten wollen.

Seine Arbeitskraft war hierdurch und durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit keineswegs zu erschöpfen. Er veröffentlichte nebenbei eine große Anzahl petrographischer und geologischer Arbeiten und allgemein verständliche Darstellungen wie „die geologische Bildung der norddeutschen Ebene“ 1879, „Flußwasser, Meerwasser und Steinsalz“ 1878 und „über die Erdbeben“ 1882. Und fünf Jahre vor seinem Tode wurde der bald Siebenzigjährige noch zum ord. Professor für Petrographie und allgemeine Geologie ernannt.

A. Rothpletz.

Roth: Karl Ludwig R., Basler Philologe, † 1860 (nicht zu verwechseln mit K. L. Roth, A. D. B. XXIX, 333—338).

Karl Ludwig Roth wurde geboren am 16. Februar 1811 zu Gersbach im badischen Bezirksamte Schopfheim, wo sein Vater Pfarrer war. Vorgebildet auf dem Pädagogium zu Lörrach und Basel, studirte er seit 1828 hier zwei, dann ein Jahr in Halle Theologie. Nach seiner Ordination im J. 1831 versah er zwei Jahre lang ein geistliches Vicariat in Heidelberg und trieb nebenbei philologische Studien. 1834 ging er an eine Privatschule in Basel über, erwarb sich in demselben Jahre die Würde eines Doctors der Philosophie, wendete seine ganze Kraft der Schulthätigkeit zu und führte Neuerungen im Schulbetriebe ein, die Anerkennung und Nachahmung fanden, z. B. die sogenannte hochdeutsche Schrift. 1842 ging er an das von Laroche geleitete Gymnasium als Lehrer des Lateinischen und Deutschen über. Zehn Jahre später übernahm er auf Ersuchen der akademischen Gesellschaft Vorlesungen über die griechische Sprache, später auch über alte Geschichte an der Universität und gab bei dieser Gelegenheit einen Theil des Gymnasialunterrichts ab. Als er 1854 einen Ruf an die Universität Tübingen „im Gefühle seiner Schwäche als Autodidact“ ablehnte, wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt, seine äußere Stellung verbessert. Auch als man ihn für Heidelberg zu gewinnen versuchte, blieb er Basel treu. Seine wissenschaftlichen Arbeiten galten den römischen Historikern, Nepos, Nonius, Sueton, z. B. „L. Cornelii Sisennae historici Romani vitam composuit“ (Basel 1834), „Aemilii Probi de excellentibus ducibus et Cornelii Nepotis . . .“ (1841), „Ueber das Leben des M. Terentius Varro“ (1857). Auch mit der mittelalterlichen Geschichte beschäftigte er sich eingehend. Erwähnt sei die Arbeit über die römischen Inschriften des Kantons Basel (Basel 1843, in den Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer Basel I; auch Bern 1843). In Franz Pfeiffer's ‚Germania‘ hat er Beiträge geliefert. Wegen ihrer Gediegenheit fanden diese Schriften Anerkennung. Aber die Hauptsache blieb ihm die Lehrthätigkeit. „Wer ihn nur vom Gymnasium her kannte, hatte den Eindruck, er wisse nicht mehr, als was er dort zu lehren hatte: so sehr beherrschte er sich in dem Elementarunterricht; wenn er aber nach deutschen Universitäten zog, so hörte er da erstaunt von den wissenschaftlichen Verdiensten eines Mannes, der ihm dann fast zu groß erschien für unsere Schule“ (Wölfflin a. a. O.). 1835

verheirathete er sich mit Sophie verw. Sartorius, geb. Huber, die im September 1847 starb. Seine zweite Gemahlin, Luise geb. Falkner, wurde ihm nach mehreren Monaten durch den Tod entrissen. Auch ein Lieblingssohn ging ihm im Tode voran. Ein anderer überlebte ihn.

S. Preiswerk, Rede bei der Beerdigung von Prof. Dr. K. L. Roth, Basel, Schweighauser'sche Buchdruckerei o. J. (S. 9—13 Personalien). — Ed. Wölfflin, in den Basler Nachrichten 1860, Nr. 171; dann bei Preiswerk S. 16—18. — Nordmann, Rabbiner, in den Basler Nachrichten 1860, Nr. 175; dann bei Preiswerk S. 19—21. — C. Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksunterrichts. 2. Aufl., 4. Band, Gotha 1889, S. 93. G. Müller.

Roth: Karl Friedrich R., Dr. phil., Forstmann; geboren am 13. November 1810 in Dennenlohe bei Wassertrüdingen (Mittelfranken); † am 17. August 1891 zu Meinheim (Bezirksamt Gunzenhausen in Mittelfranken). Er war der zweite Sohn des Freiherrlich von Süßkind'schen Revierförsters, welcher außer ihm noch zwei Söhne und zwei Töchter hatte. Den ersten Unterricht empfing er in der Volksschule seines Heimathortes. Die gute Begabung, welche sich schon frühzeitig bei dem Knaben zeigte, veranlaßte seine Eltern, ihn auch durch den protestantischen Pfarrer in dem nahe gelegenen Orte Unterschwaningen in den alten Sprachen und im Französischen unterrichten zu lassen. Hierdurch zum Besuche einer höheren Lehranstalt vorbereitet, bezog er im Herbst 1824 das Gymnasium in Ansbach, welches er 1828 mit sehr gutem Erfolg absolvirte. Hierauf studirte er an den Universitäten Erlangen, Heidelberg und München Rechts- und Forstwissenschaft. Im October 1833 unterzog er sich der theoretischen Staatsprüfung und wurde auf Grund derselben für befähigt erklärt, als Rechtscandidat in die Praxis überzutreten. Vor die Wahl des nun zu ergreifenden Berufes gestellt, entschied er sich aber für das Forstfach. Die nächste Veranlassung hierzu lag wohl in den Anregungen, die er schon in seiner Jugend im Vaterhause empfangen hatte. Hierzu kam aber noch die Rücksicht auf seine etwas schwächliche Gesundheit, welcher das viele Sitzen im Bureau nicht zuträglich gewesen wäre. Er trat zunächst im Forstrevier Lellenfeld in die forstliche Praxis, nachdem er zuvor ein Examen pro absolutorio bei dem königl. Forstamt Gunzenhausen mit Erfolg abgelegt hatte. Im Juni 1836 erhielt er seine erste Anstellung als Reviergehülfe in Monheim (Schwaben). Im April 1837 bestand er die Staatsprüfung für den höheren Forstdienst mit ausgezeichnetem Erfolg (Note I). Infolge einer Empfehlung seines damaligen Vorgesetzten, des Forstmeisters Freiherrn v. Raesfeldt, wurde er schon im Juni 1839 zunächst in der bisherigen Eigenschaft eines Reviergehülfen als Functionär in das Ministerial-Forsteinrichtungsbureau nach München berufen und im December — ohne Aenderung seiner Verwendung — zum Forstamtsactuar ernannt. Im Juni 1842 erhielt er die erste pragmatische Anstellung als Revierförster in Selb (Oberfranken). Mit Rücksicht auf seine vorzügliche Brauchbarkeit wurde er aber auch in dieser Eigenschaft im Ministerialdienst belassen, welche Verwendung sich durch seine Ernennung zum Forstcommissär II. Classe im Januar 1847 nicht änderte. In dieser Stellung bot sich ihm reiche Gelegenheit, nicht nur den Schematismus der bairischen Forstverwaltung gründlich kennen zu lernen, sondern auch seine praktische Fortbildung zu erweitern, da er den durch scharfes Urtheil ausgezeichneten damaligen Oberinspector der bairischen Forste, Ministerialrath Christian Albert v. Schultze (s. A. D. B. XXXII, 731) bei längeren Dienstreisen häufig zu begleiten hatte. Erst im April 1850 trat R. als Forstmeister in Weiden (Oberpfalz) in den äußeren Forstdienst zurück. Hier entfaltete er über neun

Jahre lang eine rastlose, höchst ersprießliche Thätigkeit, insbesondere in Forstrechts-Ablösungen und -Purifikationen, sowie in besserer Arrondirung der Staatsforste durch Tausch, Kauf und Verkauf. Ein großer Orkan im Sommer 1856, durch welchen ungeheure Holzmassen gebrochen und geworfen wurden, gab ihm weitere Gelegenheit, bei der Aufarbeitung, Sortirung und Verwerthung des Materials seine Umsicht und Tüchtigkeit zu beweisen. In Anerkennung derselben wurde er am 1. Januar 1859 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Classe des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet.

Noch in demselben Jahre eröffnete sich ihm aber durch seine — laut Decret vom 8. Mai 1859 erfolgte — Berufung zum ordentlichen öffentlichen Professor der Forstwissenschaft an die Universität München (vom 16. Mai ab) ein ganz neues Arbeitsfeld. Den Anlaß hierzu gab der verordnete einjährige Universitätscursus für die Aspiranten zum höheren Staatsforstdienst. Als Empfangsgruß wurde ihm seitens der staatswirthschaftlichen Facultät am 10. Mai der Dr. honoris causa verliehen. Ob er seine Vorlesungen thatsächlich schon im Sommersemester 1859 eröffnet hat, ist nicht festzustellen, jedoch wahrscheinlich.

Seine Fächer waren: Encyklopädie der Forstwissenschaft (auf zwei Semester vertheilt), Staatsforstwirthschaftslehre, Forstrecht und Forstpolizei, Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. Außerdem hielt er praktische Uebungen im Forstrecht und in Forstpolizei, in Forstbetriebsregulirung und Waldwerthberechnung ab.

Er fungirte auch auf Grund wiederholter Wahl durch den akademischen Senat eine lange Reihe von Jahren als Rechnungsreferent des Verwaltungsausschusses der Universität mit voller Hingabe und peinlicher Gewissenhaftigkeit.

Als im Herbst 1878 der seither bloß in Aschaffenburg ertheilte forstwissenschaftliche Unterricht zum größten Theil nach München verlegt und mit der Universität organisch verbunden wurde, behielt er seinen Lehrstuhl — neben den fünf neu berufenen Gelehrten (Gustav Heyer, Gayer, v. Baur, Ebermayer, Robert Hartig) — noch einige Jahre bei. Am Schlusse des Sommersemesters 1882, also im 71. Lebensjahr, wurde er aber auf sein Ansuchen von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten und an den Facultätsgeschäften Theil zu nehmen, entbunden. Eine Pensionirung der Universitätsprofessoren findet in Baiern überhaupt nicht statt. Er behielt jedoch seinen Wohnsitz in München bei. Der Tod ereilte ihn, während er in Meinheim zum Besuch bei seiner an den Pfarrer Friedrich Gagel verheiratheten Tochter Wally weilte. Die Beisetzung der Leiche fand, seinem Wunsche gemäß, in Meinheim statt, welches nur wenige Stunden von seinem Geburtsorte entfernt ist.

Als Schriftsteller nimmt R., eine echte Gelehrtennatur, eine ehrenvolle Stellung in der Fachlitteratur ein. Seine selbständigen Werke und Aufsätze bewegen sich, seinem Lehrgebiete entsprechend, vorwiegend auf forstjuridischem und staatswirthschaftlichem Gebiete. Schon während seiner forstpraktischen Amtirung verfaßte er: „Theorie der Forstgesetzgebung und Forstverwaltung im Staate, oder System der staatswissenschaftlichen Grundsätze in Bezug auf die Wälder, deren Behandlung und Erzeugnisse“ (München 1842). Als Professor veröffentlichte er: „Handbuch des Forstrechts und des Forstpolizeirechts nach den in Baiern geltenden Gesetzen“ (München 1863); „Ergänzende Nachträge hierzu bis 1870“ (München 1871); „Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland“ (Berlin 1879); „Ueber Wald und Waldbenutzung nach conservativen Grundsätzen“ (München 1880).

In allen diesen Schriften offenbaren sich gründliche und, infolge seiner juristischen und staatswissenschaftlichen Studien, umfassende Kentnisse. Er

war eine durch und durch conservative Natur, ein Gegner der neueren Lehren Preßler's, indem er ausführte, daß der Kampf um das höchste Princip der Wirthschaft (ob größte Holzmasse oder größter Waldreinertrag oder Wirthschaft der größten Bodenrente) nicht bloß mit mathematischen Waffen ausgetragen werden könne. Im Gegensatz zu den Anhängern der Bodenreinertragslehre trat er für höhere Umtriebszeiten und die Wirthschaft der größten Massenproduction ein, außer in den genannten Werken auch in Abhandlungen, von welchen an dieser Stelle hauptsächlich der Aufsatz: „Ueber Procent und Durchschnittsertrag bei der Forstwirthschaft“ (Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1867, S. 449—456) genannt werden soll. Nachdem aber die Reinertragslehre (Erzielung des größten Bodenreinertrags) im Laufe der Zeit nicht nur bei den Männern der Feder, sondern auch bei den Praktikern immer mehr Anhänger gefunden hat und nachdem zur Zeit eine verständnißvolle Reinertragspraxis bereits in vielen Forsten zur Geltung gelangt ist, kann man auf den Streit um die forstlichen Reinerträge, welcher die Gemüther Jahrzehnte lang beschäftigt und in eine mitunter hochgradige Aufregung versetzt hat, soweit er rein theoretischer Natur ist, als auf eine abgethane Sache zurückblicken. Die diesfallsigen Kundgebungen von R. gehören daher dem Gebiete der Geschichte an.

Weitere Abhandlungen von R., hauptsächlich forstgeschichtliche Studien, sind — außer in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung — besonders in der Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen, welche von 1879 ab den Titel „Forstwissenschaftliches Centralblatt“ führt, niedergelegt, weil deren Redacteur (Baur) in Bezug auf die forstliche Reinertragslehre das Maximum der Waldrente, welchem auch R. im Princip zugeneigt war, in seinen zahlreichen Kundgebungen als das allein richtige Wirthschaftsziel hinstellte und mit Feuereifer (leider nicht immer streng sachlich) vertrat. Von größeren Abhandlungen, die R. noch im 68. Lebensjahre dieser Zeitschrift zuwendete, sollen noch angeführt werden: „Ueber die fortschreitende Ausbildung der Taxation und Betriebsregulirung“ (1879, S. 82, 145 und 209) und „Ueber Abtrieb und Verjüngung des Waldes in älterer und neuerer Zeit“ (1880, S. 230 und 293).

Der letztere Aufsatz gehört zum Theil dem Gebiete an, in welchem entschieden seine Hauptstärke bestand, denn in Bezug auf Forst- und Jagdgeschichte gehört R. ohne Frage mit zu den Schriftstellern ersten Rangs. Sein betreffendes Werk (291 §§ und ein Anhang, im Ganzen 671 Seiten) beruht auf gründlichen und umfangreichen Quellenstudien und beschäftigt sich vorwiegend mit der älteren Geschichte bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Von dem Auftreten der forstlichen Koryphäen (Georg Ludwig Hartig, Heinrich Cotta, Johann Christian Hundeshagen, Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil u. s. w.) ab bis zur neueren Zeit handeln nur die §§ 280—291 auf cirka 30 Seiten. Die neueste Ausbildung der Forstwissenschaft ist leider gar nicht behandelt, was bei einem 1879 erschienenen Werk als eine wesentliche Lücke bezeichnet werden muß. Anerkennung verdient die gründliche Beherrschung des Stoffes, sowie der bienenartige Sammelfleiß des Autors, sein gewissenhaftes Quellenstudium, die Zuverlässigkeit des Gebotenen, seine Abneigung gegen unstatthafte Verallgemeinerungen und gegen voreilige Schlüsse. Das Buch bietet ferner eine Fülle von interessanten Einzelheiten für spätere Schriftsteller auf diesem Gebiete. Erschwerend für das Studium wirkt aber der Mangel eines Systems. Der Leser muß sich das vielfach zerstreute Material selbst mit großer Mühe zusammensuchen und erhält doch nicht von der Entwicklung der Forstgeschichte in allen Perioden ein zutreffendes Bild. Man vermißt vielfach den verknüpfenden Faden. Außerdem sind die Beschreibungen des Lebens und Wirkens der angeführten Forstmänner sehr ungleich ausgefallen, oft etwas einseitig und

bei den hervorragenden Männern oft zu aphoristisch. Auch ist die ganze Darstellung, insbesondere der Stil, etwas schwerfällig. Im Ganzen ist aber die Arbeit doch eine entschiedene Bereicherung der forstlichen Litteratur, auch in Bezug auf die Geschichte der Jagd, welcher etwa der dritte Theil des Werkes gewidmet ist. Roth's Forstgeschichte bildet im Ganzen jedenfalls eine höchst werthvolle Ergänzung von Bernhardt's „Geschichte des Waldeigenthums, der Waldwirthschaft und Forstwissenschaft in Deutschland" (3 Bände, 1872, 1874 und 1875), auf welche vielfach Bezug genommen und verwiesen wird.

Als forstlicher Docent war R. nach den dem Unterzeichneten vorliegenden Mittheilungen sehr gründlich. Sein Vortrag war zwar im Allgemeinen nicht lebhaft und etwas trocken, wurde auch, da R. von schwächlicher Körperconstitution war, durch eine leichte, schwache Stimme beeinträchtigt; allein die Fülle des gebotenen Materials ersetzte doch gewissermaßen, was ihm in formeller Beziehung fehlte. Als Mensch war R. hochgeachtet, ein lauterer Charakter durch und durch, einfach, bescheiden, verträglich und der Freundschaft mit Gleichgesinnten zugänglich. Seine Lebensweise war sehr zurückgezogen und die denkbar mäßigste. Für Vergnügungen und rauschende Feste hatte er keinen Sinn. Die Studirstube bildete sein Heiligthum. Nur die Natur zog ihn an; noch in den siebziger Jahren machte er ausgedehnte Spaziergänge und größere Bergtouren (bei Partenkirchen), wobei ihm sein hochgradig entwickeltes Pedalsystem sehr zu statten kam. Mit den alten griechischen und römischen Classikern beschäftigte er sich noch in seinen vorgerückten Jahren. Auch für die schönen Künste war er empfänglich, insbesondere ein großer Freund der Oelmalerei, der er noch bis in seine letzten Lebensjahre mit großer Vorliebe huldigte.

Er war als Protestant ein gläubiger Christ, ohne ein Frömmler zu sein. Zeugniß hiervon gibt das von ihm noch im 72. Lebensjahre unter einem anderen Autornamen verfaßte Werk: „Wissenschaft und Offenbarung, Vernunft und Christenthum als in vollem Einklange befindlich", welches unter dem Namen Ernst Friedauer 1882 in München erschienen ist.

Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II, S. 338. — F. Baur, Nekrolog (Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1892, S. 33—36). — Lehr, Litterarischer Bericht über Roth's Forstgeschichte (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1880, S. 241—244). — Privatnachrichten.

R. Heß.

Roth: Paul Rudolf von R., Rechtslehrer, geboren am 11. Juli 1820 zu Nürnberg, † am 28. März 1892 zu München. Er hat drei größere, darunter zwei „große" Werke geschrieben, die ihm wohl für die Dauer einen angesehenen Platz in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft sichern, — das Beneficialwesen, das bairische Civilrecht und das System des deutschen Privatrechts. Mit dem ersten ist er der Erforschung der deutschen Verfassungsgeschichte, mit den beiden anderen der dogmatisch-praktischen Jurisprudenz auf neuen Wegen vorangegangen.

Paul R. war der Sohn jenes K. J. F. v. Roth, der als Präsident des bairischen Oberconsistoriums und Staatsrath im J. 1852 zu München starb (dessen Lebensbild in dieser Sammlung A. D. B. XXIX, 317—333) und von dem der Rechtshistoriker Johannes Merkel sagt: Hujus viri studio et amore ductus historiae praesertim interiora adire licebat. Wie Merkel, sein nur wenig älterer Vetter, so scheint denn auch der junge R. frühzeitig unter dem Einfluß dieses hochgebildeten Mannes Neigung zu geschichtlichen, insbesondere rechtsgeschichtlichen Studien gefaßt zu haben. Im Durcharbeiten der „Acta Sanctorum" in der Bolland'schen und in der Mabillon'schen Sammlung, das

ihm so glänzende Früchte tragen sollte, hatte ihm der Vater als Muster vorangeleuchtet.

Als Paul R. eben sein sechzehntes Jahr zurückgelegt, verließ er das „alte Gymnasium" zu München, um die dortige Universität zu beziehen. Von den Gelehrten, die während seiner Studienzeit (1836—1840) dort wirkten, hat schwerlich einer seine spätere wissenschaftliche Richtung bestimmt. Die bekannteren Namen unter den Juristen waren damals Hieron. Bayer, der als Lehrer sich mit Recht eines bedeutenden Ansehens erfreute, Georg Philipps, Ernst v. Moy, Friedr. L. v. Bernhard. Von den Nichtjuristen dürfte Friedr. W. Thiersch derjenige gewesen sein, dessen Einfluß sich R. am wenigsten entzog, zumal da Thiersch mit seinem Vater in nahem Verkehr stand. Das Meiste hat er als Jurist wohl von Bayer gehabt, dem er mit der noch zu erwähnenden Festschrift dankte, und von dem damals freilich noch in seinen Anfängen stehenden, aber fast um zehn Jahre älteren C. F. Dollmann (s. A. D. B. V, 318—321), der nachmals sein Schwager wurde. Der Germanist Philipps hingegen regte durch seine phantastische Romantik in dem jungen R. höchstens den Widerspruchsgeist an, dem dieser in seinen Schriften mehrmals gerade mit Bezug auf Philipps einen ziemlich sarcastischen Ausdruck gegeben hat. Die Hochschule verließ er denn auch nicht in der Absicht, als Lehrer zu ihr zurückzukehren. Er trat zunächst in die Vorbereitungspraxis für den bairischen Justizdienst, bestand im October 1842 mit der Note der „ausgezeichneten Befähigung" die „praktische Concursprüfung für Staatsdienstaspiranten" und blieb auch nachher noch mehrere Jahre in praktischer Thätigkeit.

Dem Lehrberuf wandte er sich erst zu, als der Druck, der ein Jahrzehnt hindurch auf den bairischen Universitäten gelastet hatte, zu weichen schien. Am 2. Februar 1848 erwarb er sich zu Erlangen eximia cum laude den juristischen Doctorgrad. Seine Dissertation handelte „Ueber die Entstehung der Lex Bajuvariorum". Mit diesem Thema und der kritischen Art, wie er es bearbeitete, treffen wir ihn ganz im Geleise seines Vetters, Alters- und Studiengenossen Joh. Merkel (s. A. D. B. XXI, 439—444), der, eben von seinem iter Italicum zurückgekehrt, im nämlichen Jahre und über den nämlichen Gegenstand seine erste Abhandlung veröffentlichte (in der Zeitschr. für deutsches Recht, Bd. XII). Für Roth's Berufswahl dürfte das Beispiel Merkel's, der sich 1847 ebenfalls zu Erlangen den Doctortitel geholt hatte und 1848 in Berlin seine Lehrthätigkeit begann, schwerlich bedeutungslos gewesen sein. Aber die Arbeiten der beiden Freunde über die Lex Bajuvariorum gingen dem Anscheine nach unabhängig nebeneinander her. Sie stimmten miteinander darin überein, daß nicht wie Savigny u. A. angenommen, die Lex Bajuvariorum Quelle der Lex Wisigotorum, sondern daß in beiden Gesetzbüchern ein älterer westgotischer Text benützt sei, von dem Bruchstücke in dem Corbie-Pariser Palimpsesten vorliegen und den sie mit seinem Herausgeber Fr. Bluhme für ein „Gesetzbuch Reccared's I." hielten. Es ist hier von durchaus nebensächlichem Belang, daß die neuere Forschung in jenen Bruchstücken die Ueberbleibsel eines Gesetzbuches nicht von Reccared I. (586—601), sondern von K. Eurich (466—485) erkannt hat. Das Hauptergebniß von R. und Merkel über die westgotischen Beziehungen der Lex Bajuvariorum gehört zu den sicheren Besitzthümern der deutschrechtlichen Quellengeschichte. Es erregte damals die Aufmerksamkeit der Sachkenner in so hohem Grade, daß noch vor dem Druck der Roth'schen Dissertation Föringer in einer Sitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften über die einschlägigen mündlichen Mittheilungen des angehenden Gelehrten Bericht erstattete. Nicht dasselbe Glück hatte R.

mit seiner weiteren Annahme, daß von dem ursprünglichen Text des Baiernrechts, der etwa dem 7. Jahrhundert angehören möge, drei mehr oder weniger umfangreiche „Zusätze“ des 8. Jahrhunderts zu unterscheiden seien. Zwar E. Th. Gaupp (1849) und G. Waitz (1850), die gleich in ihren Recensionen von Roth's Abhandlung sich gegen ihn ausgesprochen, machten sich ihre Sache vorläufig noch allzu leicht, als daß sie ihm ernstlich hätten beikommen können. Aber die gründlichere Nachprüfung in der späteren Litteratur, worunter auch wieder Beiträge von Waitz, hat doch mit der Hypothese der „Zusätze“, wie es scheint, endgültig aufgeräumt.

Ein Vierteljahr nach seiner Promotion, am 6. Mai 1848, erlangte R. bei der Münchener Juristenfacultät die Venia legendi. Seine Habilitationsschrift handelte von den „Krongutsverleihungen unter den Merowingern“. Sie und eine im nämlichen Jahre veröffentlichte Besprechung der „deutschen Verfassungsgeschichte“ von Waitz, Bd. I u. II, verrathen schon die Absichten, die der Verfasser zwei Jahre später in seinem rechtshistorischen Hauptwerk, „Geschichte des Beneficialwesens“ (1850) verwirklichte. Die Erörterungen der Habilitationsschrift kehren denn auch vervollkommnet in diesem Buche wieder. Er wollte, wie er selbst später einmal sagte, „der bis dahin alleinherrschenden Auffassung einer einflußreichen rechtshistorischen Schule“ entgegentreten, „wonach das fränkische Staatswesen auf einem aus dem Gefolgeverhältniß abgeleiteten oder demselben nachgebildeten Verband beruhte“, und zeigen, daß vielmehr auch noch in der merowingischen Monarchie ebenso wie im deutschen Staat vor der Völkerwanderung „das Princip der Verfassung ausschließlich im Unterthanenverband“ gegeben, dagegen der „Vorläufer des Lehenswesens, das Beneficialwesen in seinen beiden Factoren, der Beneficienverleihung und dem Seniorat, erst unter der carolingischen Familie entstanden sei“. Er wollte so eine Auffassung durchführen, welche „die Anfänge der Feudalität nicht in einer allmählichen, gleichsam von selbst sich ergebenden Entwicklung, sondern in einer Veränderung sucht, deren gewaltsamer nicht durch Uebergänge vermittelter Charakter in der großen Säcularisation des 8. Jahrhunderts angedeutet ist“. Zwei Vorzüge springen an dem Buche sofort in die Augen, wenn man es mit dem vergleicht, was damals an verfassungsgeschichtlichen Arbeiten gang und gäbe war, juristische Schärfe im Erfassen der Einzelfragen und eine erstaunliche Herrschaft über das gesammte weitschichtige Quellenmaterial, dem der Verfasser, wie schon in seiner Recension des Waitz'schen Werkes, eigene kritische Excurse widmete. Gewiß haben sich nicht alle Thesen, auf die er den Nachdruck legte, als stichhaltig erwiesen, am wenigsten die von dem „gewaltsamen“ Charakter der Einführung der „Feudalität“; gewiß waren ferner die von ihm vertretenen Ansichten nicht ganz und gar so neu, — auch nicht G. Waitz gegenüber —, wie R. wohl glaubte. Insbesondere aber eine erschöpfende Lösung der Frage nach der Entstehung des Feodalismus hatte er sich schon dadurch unmöglich gemacht, daß er nur ein Theilproblem, die Entstehung des Lehenwesens, herausgegriffen hatte, obgleich der Feodalismus doch keineswegs in diesem aufgeht. Die Immunität hätte der Verfasser nicht unberücksichtigt lassen dürfen, nicht etwa wie Waitz meinte, als ob sie mit dem von R. sogen. „Seniorat“ identisch gewesen wäre, sondern weil sie das älteste und in der von ihm behandelten Zeit vielleicht auch das stärkste Element des Feodalismus war. Ebensowenig hätte er sich endlich den Blick vor den verwandten Phänomenen außerfränkischer Rechte der germanischen Welt verschließen dürfen. Dies alles kann man rügen, ohne doch zu verkennen, daß man eigentlich erst an seinem „Beneficialwesen“ gelernt hat, deutsche Verfassungsgeschichte zu bearbeiten. Wenn die Zeit vorbei ist, wo ein Rechtshistoriker auf diesem Gebiet

statt das für den Juristen Faßbare und Bestimmbare zu formuliren seine Leser mit verschwommenen und oft widerspruchsvollen Redensarten abspeisen durfte, so ist sie es seit jenem Buche. Heute möchte man freilich meinen, es sei eine Binsenwahrheit, daß sich die Rechtsgeschichte mit juristischen Fragen befaßt und sie folglich auch juristisch beantworten muß, daß, wie H. Brunner sagt, für sie „todtliegender Stoff bleibt, was sie dogmatisch nicht erfassen kann". Zu Roth's Zeit ging selbst einem so berühmten Verfassungshistoriker wie G. Waitz das Verständniß für diese einfachen Wahrheiten ab, und dies war auch die Hauptursache der wissenschaftlichen Streitigkeiten, die nunmehr zwischen Waitz und R. begannen und nicht ohne Zunahme an Schärfe der Form andauerten, bis R. sich von der rechtsgeschichtlichen Forschung zurückzog. Dieser Streit war längst zum Austrag gebracht und jeder der beiden Kämpen war vom Schauplatz abgetreten, als ein anderer Historiker, dem Waitz Einsicht in das Geschichtliche gewiß nicht absprechen würde, K. A. Cornelius, an die Erwähnung von Roth's „Beneficialwesen", „dieser reifen Frucht einer überaus arbeitsamen Jugend", die Worte knüpfte: „Die große Wandlung, die unsere Erkenntniß der mittelalterlichen deutschen Geschichte im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebt hat, ist zum großen, vielleicht zum größten Theile das Werk der deutschen Rechtshistoriker gewesen, und wenn wir der glänzenden Reihe dieser Männer von Eichhorn bis auf unsere Tage Dank und Ehre darbringen, so werden wir auch nie der gründlichen, scharfsinnigen und originalen Forschung vergessen, mit welcher unser College damals in jener Reihe Platz genommen hat".

Noch bevor das „Beneficialwesen" erschien, im Juli 1850, hatte R. einen Ruf auf eine außerordentliche Professur in Marburg erhalten, dem er im Herbst Folge leistete. Die dortige Thätigkeit aber wurde für die künftige Wahl seines Arbeitsgebietes bestimmend. Sie leitete die allmähliche Abkehr von rein rechtshistorischen Forschungen ein, die den Betrachter dieses Gelehrtenlebens um so auffälliger berührt, je lebendiger er sich die Mühen zum Bewußtsein bringt, die R. auf die Aneignung eines ungeheuren frühgeschichtlichen Stoffes verwendet hatte. Daß ihn diese nicht hinderte, auch sehr modernen Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken, hatte er schon bethätigt, als er in Gemeinschaft mit dem Stadtgerichtsaccesisten G. Merck eine „Quellensammlung zum deutschen öffentlichen Recht seit 1848" begann, von der 1850 der erste, 1852 der zweite Band erschien, und worin man zuerst die authentischen Verhandlungen des Bundestages vom März bis zum 12. Juli 1848 kennen lernte. Die Lehrthätigkeit erweckte nun in ihm das Interesse für das geltende Privatrecht des Landes, worin er lebte. Sein Scharfblick erkannte, daß eine in Wahrheit unhistorische Richtung innerhalb der historischen Schule Savigny's eine „Scheidung von Theorie und Praxis" mit sich gebracht hatte, „welche . . . in der römischrechtlichen Jurisprudenz nachtheilig wirkte, . . . die deutschrechtliche Jurisprudenz völlig zu zerstören, die Theoretiker zu Antiquaren zu machen, die Praxis in Schlendrian aufzulösen drohte". Diesem Uebel konnte seiner Meinung nach nur eine systematisch wissenschaftliche Bearbeitung der Landesrechte in ihrer Totalität und im Zusammenhang mit dem gemeinen Recht abhelfen. Sie mußte bei gleichmäßiger Rücksicht auf die Praxis wie auf das Gesetz feststellen, inwieweit das gemeine Recht römischen Ursprungs und was vom deutschen Recht wirklich anwendbar war, feststellen, zu welchen praktisch-dogmatischen Ergebnissen die gegenseitige Assimilation der beiden Rechtsmassen geführt hatte. Werke, die derartigen Aufgaben auch nur einigermaßen entsprachen, waren damals nur für wenige Particularrechtsgebiete unternommen. P. R. verband sich mit einem Praktiker, V. v. Meibom, zu einer systematischen

Darstellung des „kurhessischen Privatrechts“. Für dieses allein war ihm in seiner damaligen Stellung das gesammte Material vollständig zugänglich, und außerdem eignete sich gerade das Recht in Kurhessen infolge seines Entwicklungsganges zu einem vorzüglichen Paradigma des Gesammtbildes eines deutschen Landesrechts in dem vorhin umschriebenen Sinne. Leider sind die Absichten der Herausgeber nicht vollständig zur Ausführung gelangt. Von Anfang an hinderlich war ihr die zweimalige Verlegung von Roth's Lehrthätigkeit nach anderen Universitäten, nach Rostock, wo er im April 1853, und nach Kiel, wo er im Herbst 1857 eine ordentliche Professur erhielt. So konnte der erste Band des „kurhessischen Privatrechts“ erst 1857/58 in Lieferungen erscheinen. In Rostock scheint für R. das Interesse am mecklenburgischen Landesrecht überwogen zu haben und diesem Umstand wohl neben dem Antritt der Kieler Professur mag es zuzuschreiben sein, wenn R. und v. Meibom es bei jenem ersten Band kurhessischen Privatrechts bewenden ließen. Der Torso reichte jedoch hin, um für alle späteren Unternehmungen dieser Art vorbildlich zu werden. Von ihm rühmte im J. 1863 K. Maurer in dem Referat, das er wegen Roth's Berufung nach München erstattete: „Es wird schwer halten, in der neueren privatrechtlichen Litteratur ein zweites Werk aufzuweisen, welches in Bezug auf Reichthum des gesammelten Stoffes, Umsicht und Gründlichkeit in dessen Verarbeitung, endlich Prägnanz und Schärfe der Darstellung dem letztgenannten an die Seite gesetzt werden dürfte“. Von diesem Lob entfällt allerdings ein beträchtlicher Antheil auf V. v. Meibom, der die allgemeinen und personenrechtlichen Abschnitte des Buches allein und den eherechtlichen gemeinsam mit R. ausgearbeitet hatte. Roth's alleiniges Werk waren bloß die Capitel über das Eltern- und Kindesrecht, die Vormundschaft und die Rechtsverhältnisse aus dem außerehelichen Geschlechtsumgang. Sein Beitrag zu den eherechtlichen Lehren betraf der Hauptsache nach wahrscheinlich das Vermögensrecht der Ehegatten. Denn außer einer Abhandlung „Ueber Stiftungen“ (1857) veröffentlichte er noch im J. 1858 einen Aufsatz „Ueber particuläre Gütergemeinschaft nach kurhessischem Recht“, den wir zweifellos als einen Ausläufer jener Arbeiten zu betrachten haben. Während auf die Rostocker Anregungen nur sein Buch über „Mecklenburgisches Lehenrecht“ (1858) zurückgeht, verfolgt er nun die Fragen des ehelichen Güterrechts unter allgemeineren Gesichtspunkten. Das Jahr 1859 bringt die berühmte Abhandlung „Ueber Gütereinheit und Gütergemeinschaft“, worin er gegenüber den älteren Lehren und insbesondere gegen C. F. v. Gerber nachwies, daß es ein gemeines eheliches Güterrecht deutschen Ursprungs nicht gebe, schon im Mittelalter nicht gegeben habe, daß es überhaupt nicht angehe, das deutsche Recht vor der Reception des römischen vornehmlich mit Hülfe der ostfälisch-sächsischen Quellen zu reconstruiren, wie man es am Vermögensrecht der Ehegatten versucht hatte. Trotz mancher Irrthümer, die dem Verfasser auch hier nicht erspart geblieben sind, wurde diese Abhandlung doch der Ausgangspunkt fast aller späteren Forschungen über denselben Gegenstand, sodaß sie von O. Stobbe und R. Schröder mit Fug „bahnbrechend“ genannt werden durfte. Für R. selbst blieb das „eheliche Güterrecht“ ein Lieblingsthema, worauf er nicht nur in seinen großen systematischen Werken, sondern auch in verschiedenen Abhandlungen und Recensionen während der beiden folgenden Jahrzehnte zurückkam. Wie fest er sich aber zugleich in den Gedankenkreis einspann, woraus das „kurhessische Privatrecht“ erwachsen war, zeigt der erste von drei geplanten Artikeln „Ueber Codification des Privatrechts“ (1860). Darin schien ihm „eine gemeinsame Codification des Civilrechts weder erforderlich, noch nützlich, noch ausführbar“, wogegen er sich noch alle Besserung der privatrechtlichen Zustände von um-

fassenden Gesammtdarstellungen der Landesrechte versprach. Er ahnte nicht, daß auch für ihn noch die Zeit kommen sollte, seine Ansichten über diesen Punkt zu ändern.

Den Fachgenossen galt er während seiner Kieler Jahre doch noch mehr als Rechtshistoriker denn als praktisch-dogmatischer Jurist. Als im J. 1861 die „Zeitschrift für Rechtsgeschichte" ins Leben trat, gehörte er neben Merkel und Böhlau zur germanistischen Gruppe ihrer Herausgeber, und ihm fiel die Aufgabe zu, ihren programmatischen Artikel über „Die rechtsgeschichtlichen Forschungen seit Eichhorn", zu schreiben, — eine stolze Aufgabe, die aber eine ziemlich bescheidene Lösung fand. Dem Verfasser ist die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte nur gut für exoterische, insbesondere für praktische Zwecke: sie lehrt „durch Hinweisung auf die Vergangenheit den Blick auf eine bessere Zukunft zu richten", sie hilft uns zum „Verständniß unserer Geschichte, deren wesentlichste Momente bis in das Mittelalter eben in der Verfassungsgeschichte beruhen" (!), sie ist „unentbehrlich zur richtigen Erkenntniß der meisten Institute unseres öffentlichen und Privatrechts", sie gibt „Richtung für die erforderlichen Umgestaltungen des öffentlichen und Privatrechts". Dagegen nicht ein Wort von ihrem rein scientifischen Werth als Geschichtswissenschaft, und darum auch die Begrenzung ihres Stoffes auf das Recht im alten deutschen Reich und nicht die Spur eines Verständnisses für die wissenschaftliche Bedeutung der Rechtsgeschichte von germanischen Stämmen außerhalb dieser Grenzen. Diese werde, meint er, für uns erst „dann belehrend, wenn wir durch Beobachtung der ‚Unterschiede' und ihrer Folgen die richtige Erkenntniß unserer eigenen Einrichtungen befördern". Darum gelten ihm jetzt als vordringlich „locale Forschungen" in der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte, Specialforschungen über die Geschichte einzelner Institute des Privatrechts, und Ausgaben der Stadtrechtsdenkmäler. Seine ehedem so warme und lebendige Theilnahme an der Pflege der Rechtsgeschichte war eben im Erlöschen begriffen. Er hat sich seit jener Zeit mit ihr nur noch beschäftigt, wenn ihn seine großen systematischen Arbeiten dazu nöthigten oder wenn ihn der Widerspruch eines angesehenen Gegners dazu reizte, allenfalls auch, wenn es galt, ein ihm sympathisches Buch anzuzeigen. Zu der Zeitschrift für Rechtsgeschichte steuerte er außer etlichen belanglosen Anzeigen (1863, 1864) und außer einer Notiz über „Die Hausbriefe des Augsburger und Regensburger Rechts" (1872) den Aufsatz über „Pseudo-Isidor" (1866) bei. Jene war durch des Verfassers damalige Studien über das Sachenrecht in Baiern, dieser durch die Ausgabe der pseudo-isidorischen Decretalen von Hinschius veranlaßt. Nur der Polemik, worin sich seit 1856 Waitz als patentirter Historiker gegenüber der „juristischen" Forschung des „Beneficialwesens" gefiel, verdanken wir Roth's Buch über „Feudalität und Unterthanenverband" (1863), seine letzte größere rechtsgeschichtliche Arbeit. Noch einmal die alte rechtsgeschichtliche Energie zusammenraffend, hat er hier seine früheren Aufstellungen präcisirt und vertheidigt. Der fortgesetzte Widerspruch von Waitz entlockte ihm 1865 den Aufsatz über „Die Säcularisation des Kirchengutes unter den Carolingern", worin er zum zweiten Male ein wesentliches Stück im Aufbau seines „Beneficialwesens" stützte und ergänzte. Die von den seinigen abweichenden Ansichten Petigny's sowohl als Merkel's Ausgabe der Lex Bajuvariorum gaben ihm das Thema für eine Festschrift, womit im J. 1869 die Münchener Juristenfacultät ihren Senior Hieron. v. Bayer zu seinem goldenen Professorenjubiläum begrüßte: „Zur Geschichte des bairischen Volksrechts", — eine Abhandlung, worin er sich bei weitem nicht mehr auf der ehemaligen Höhe seines quellenkritischen Könnens zeigt, weil er unbedenklich mit den vermeintlichen Ergebnissen von

Merkel's Edition der Lex Alamannorum operirt, um seine alte Lehre von den drei Zusätzen wiederholen zu können, und weil es ihm nicht gelingt, die richtige Einsicht in den compilatorischen Charakter des ganzen Denkmals zu gewinnen.

Sein wirkliches Interesse gehörte um diese Zeit längst einem neuen großen Unternehmen im Bereich der Darstellung eines modernen Landesrechts. R. war am 1. April 1863 auf den Lehrstuhl für deutsches Recht, bairisches Landrecht und Staatsrecht in München berufen worden, den bis dahin Bluntschli inne gehabt hatte. Auch die Münchener Akademie der Wissenschaften, deren correspondirendes Mitglied er schon seit 1852 war, wählte ihn 1863 zum ordentlichen Mitglied ihrer historischen Classe. Seinem neuen Lehrauftrag aber entnahm er bald den Antrieb, für das geltende Privatrecht in Baiern auszuführen, was er in Marburg für das Privatrecht von Kurhessen begonnen hatte. Obgleich der Stoff bei der großen Zahl von Particularrechten und der Verschiedenheit der Rechtsentwicklung in den Hauptgebieten viel schwerer zu bewältigen war, ging er doch diesmal ohne eigentlichen Mitarbeiter ans Werk. Nur beim Sammeln des Materials soll er sich fremder Beihülfe bedient haben; wenigstens werden gewisse Ungenauigkeiten in Quellenangaben hierauf zurückgeführt. Zu Statten kam ihm, daß er seit 1866 als Oberbibliothekar die Münchener Universitätsbibliothek leitete und also die nöthigen litterarischen Hülfsmittel beständig zur Hand hatte. Dennoch erregte es begreifliches Erstaunen, als in rascher Folge 1871—75 die drei Bände seines „Bairischen Civilrechts“ ans Licht traten, nachdem noch das Erscheinen des zweiten Bandes durch eine längere Krankheit des Verfassers aufgehalten worden war. Es war die erste umfassende systematische Darstellung des Privatrechts in Baiern. Ausgeschlossen blieben das französische Recht des linksrheinischen Staatsgebiets und das nur in kleinen rechtsrheinischen Landestheilen erhaltene österreichische und württembergische Recht, — von den behandelten Materien das Obligationenrecht, weil für dieses die „Reichsgesetzgebung competent“ war, und wahrscheinlich aus dem gleichen Grunde das Urheberrecht, obwohl gerade seiner Entwicklung in Baiern besondere Wichtigkeit zukam. Trotzdem hat das Werk bei den Zeitgenossen, und zwar nicht nur in Baiern, eine bedeutende Wirkung hervorgebracht, nicht sowohl wegen seiner historischen Abschnitte, die nicht sehr in die Tiefe gingen und von denen in Stobbe's Handbuch des deutschen Privatrechts übertroffen wurden, als weil es mit einer bisher unbekannten Vollständigkeit, Uebersichtlichkeit und Deutlichkeit das Verhältniß einer Menge von Particularrechten unter sich und zur Gesetzgebung des Gesammtgebietes wie zum subsidiären Recht veranschaulichte. Ein so zuständiger Beurtheiler wie G. Mandry bekannte, ihm sei „kaum je einmal klarer vor Augen getreten, auf wie schwachen Fundamenten die Theorie des gemeinen Civilrechts — solches als praktisch anwendbares Recht betrachtet — vielfach steht, und wie mannichfache Förderung sie durch Werke zu erhalten vermag, welche die aus dem römischen Rechte nach Deutschland herübergekommenen Institute in der concreten Gestaltung darstellen, die sie durch Gesetzgebung und Rechtspflege eines bestimmten deutschen Landes bezw. einer Anzahl deutscher Territorien erhalten haben“.

Roth's „bairisches Civilrecht“ fiel in die Zeit, als schon die Bewegung zu Gunsten einer reichsrechtlichen Codification des bürgerlichen Rechts im Gange war. Er hatte, wie wir noch sehen werden, die Gründung des Deutschen Reiches mit Begeisterung begrüßt. Die Erwartungen jedoch, die man damals in den weitesten Kreisen von dem künftigen Reichsgesetzbuch hegte, vermochte er nicht zu theilen. In einem Aufsatze „Ueber Unification und Codification“, den er 1872 schrieb, erklärt er noch — ähnlich wie in dem früheren von

1860 — „die sofortige Inangriffnahme einer Codification des ganzen bürgerlichen Rechts für das ganze Reichsgebiet weder für wünschenswerth noch für ausführbar; die auf Herstellung der Reichseinheit gerichtete Thätigkeit könne zunächst nur von den Landesgesetzgebungen ausgehen.“ Für möglich und wünschenswerth hielt er einstweilen nur die reichsgesetzliche Regelung gewisser einzelner Materien des Privatrechts. Der Codification dagegen müsse erst durch eine „Enquête“ über den gesammten Rechtszustand Deutschlands und durch gesetzgeberische „Unification“ der Particularrechte, eine Art Regionalsystem, vorgearbeitet werden. Ein solches Regionalsystem empfahl er insbesondere für das eheliche Güterrecht noch in einem „Gutachten“ an den deutschen Juristentag 1874, als das Reichsgesetzbuch schon beschlossene Sache war.

Um so auffälliger erscheint die Schwenkung, die er jetzt in seinem Verhalten zu dem großen gesetzgeberischen Unternehmen vollzog. Er trat noch im J. 1874 in die Commission ein, welche der Bundesrath am 2. Juli zur Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze berufen hatte. Vielleicht hoffte er, durch Theilnahme an ihren Arbeiten sie von zu weitgehenden centralistischen Schritten zurückhalten und unbeschadet der formellen Einheit des Gesetzbuchs doch sein Regionalsystem in dieses hineinbringen zu können. Immerhin war er zur Codification bekehrt, — eine Bekehrung, die freilich durch die Beschlüsse der Vorcommission über die der Landesgesetzgebung vorzubehaltenden Gegenstände wesentlich erleichtert war. In der Commission selbst trat R. wenig hervor, obgleich er ihr bis zu ihrer Auflösung (1888) angehörte, ja sogar in der Zwischenzeit an ihren Sitz nach Berlin übergesiedelt war. Auch dürfte ihre Schöpfung kaum allen seinen Wünschen entsprochen haben. Doch zeitigten seine Beziehungen zu ihr ein neues großes litterarisches Werk, sein „System des deutschen Privatrechts“. „Die Codification — sagt er — hat den gegenwärtigen Rechtszustand als Ausgangspunkt zu nehmen und bedarf daher einer ins Einzelne gehenden Darstellung desselben“, — einer Darstellung des in Deutschland geltenden Civilrechts, wie es sich aus den Landesrechten und den subsidiären Rechten entwickelt hat“, — einer Zusammenfassung alles dessen, „was bisher getrennt als römisches (gemeines) Recht, deutsches Privatrecht und Landesrecht dargestellt wurde“, — einer Verarbeitung alles dessen, „was sich von dem älteren Recht unverändert oder mit Modificationen erhalten hat mit der neueren Gesetzgebung zu einer Einheit“. Man hat dem Werke seine „statistische Methode“ zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß sein Zweck sie erforderte. Es kam in der That auf möglichst vollständige Zusammenstellung des gesammten positiven Materials an, wobei es übrigens der Verfasser doch nicht bewenden ließ. Die Classification der Materialien in scharf charakterisirte Gruppen, wie sie ihm schon in seinem bairischen Civilrecht meisterlich gelungen war, erstrebte er auch bei diesem größeren Unternehmen mit gleichem Erfolg. Darum leistet sein „System“ auch jetzt noch, wie er selbst gehofft hatte, sobald es sich um die Anwendung eines Rechts aus der Zeit vor dem bürgerlichen Gesetzbuch handelt, treffliche Dienste. Rügen kann man nur einen gewissen Mangel an Folgerichtigkeit in der Gesammtanlage. Denn während der Verfasser das neuere österreichische und das französische Recht ziemlich eingehend berücksichtigte, schloß er die schweizerischen und alle sonstigen deutschen Rechte, wofern ihre Gebiete außerhalb des deutschen Reichs lagen, aus. Während er sich ferner bemühte, den durch die neueste Landesgesetzgebung geschaffenen Zustand zu veranschaulichen, ließ er das sogenannte „Reichscivilrecht“ so gut wie außer Betracht, sodaß sein

„System“ doch kein erschöpfendes Bild des ganzen in Deutschland geltenden Privatrechts seiner Zeit geben konnte. R. war bei diesem Unternehmen nicht von dem gleichen Glück begleitet wie bei seinem bairischen Civilrecht. Er konnte es nicht zum Abschluß bringen. Nur drei Bände erschienen (1880, 1881, 1886). Sie umfassen außer der Einleitung nur drei von den geplanten fünf Theilen, die allgemeine Lehre von den „Rechtsverhältnissen“ (Personen, Sachen), das „Familienrecht“ und das „Sachenrecht“; ein „Erbrecht“ und ein „Obligationenrecht“ hätten noch folgen sollen. Aber R. kehrte im J. 1888 kränkelnd nach München zurück, sodaß er für das Sommersemester 1889 um Beurlaubung nachsuchen mußte, die dann für das folgende Wintersemester erneuert wurde. Seine Kraft war gebrochen. Siebzigjährig wurde er am 14. August 1890 seines Lehrauftrags enthoben. Es folgten Schlaganfälle und schweres Siechthum, von dem ihn im Frühjahre 1892 der Tod erlöste.

R. verfügte über ein ungewöhnliches organisatorisches Talent. Ohne dieses würde er so ungeheure Stoffsammlungen, wie sie seinen Schriften zu Grunde liegen, niemals zusammengebracht haben. Zum Zweck der Bearbeitung seines Materials organisirte er aber auch an sich selbst. Es gehörte zu seiner Arbeitsmethode, nichts zu schreiben, worüber er nicht vorher in mündlicher Rede gelehrt hatte. Daher beschränkte er seine Vorlesungen nicht auf die gewöhnlichen Stammcollegien, wozu ihn seine germanistischen und staatsrechtlichen Lehraufträge verpflichteten, auch nicht auf gelegentliche rechtsgeschichtliche Publica im Anfang seiner Lehrthätigkeit. Seinem kurhessischen Privatrecht ging in Marburg eine Vorlesung über das „Statutarrecht“ des Landes, seinem mecklenburgischen Lehenrecht in Rostock eine drei Mal abgehaltene über eben diesen Gegenstand voraus. In München trug er seit 1868 mehrmals „Bairisches Civilrecht“ vor. Daneben las er noch über „Deutsches Hypothekenrecht“, „Vergleichendes Erbrecht“, „Bergrecht“, „deutsches eheliches Güterrecht“, „deutsches Familienrecht“ u. dgl. m. Dies Alles, obwohl ihn der äußere Lehrerfolg nichts weniger als ermuthigen konnte. Denn R. war nicht mit den Gaben ausgestattet, die den Docenten machen. Seine großen systematischen Vorlesungen genügten ihrer Aufgabe schon darum nicht, weil sie in Wirklichkeit nur ausgewählte Bruchstücke zur Darstellung brachten, im übrigen auf Bücher verwiesen. Im Handelsrecht kümmerte er sich nicht um das Seerecht, obschon er es mit ankündigte, im deutschen Privatrecht nicht um das Urheberrecht. Seinen freien Vortrag pflegte er durch rasende Dictate zu unterbrechen, welche die Hörer zum Verzweifeln brachten. Und welch ein freier Vortrag! In einer Ecke der Lehrkanzel zusammengekauert ließ er mehr seinen breiten Rücken und etwa noch seinen gewaltigen Schädel, aber nur nicht seine Mienen sehen, sondern unverwandten Blickes auf sein Heft starrend, worin er mechanisch blätterte, erging er sich eintönig und mit einem fast unverständlichen Sprechorgan über das, was er dictirt hatte oder dictiren wollte. Wem es aber gelang aufzumerken, der hatte immerhin seinen Nutzen von diesen Vorträgen. Man konnte da doch Dinge lernen, die man sonst nirgend zu hören bekam. Die oben angeführte Aeußerung von Mandry paßt vollkommen auch auf den Eindruck, den nicht nur der Unterzeichnete, sondern auch andere seiner Studiengenossen in Roth's Collegien empfingen, wenn man inne wurde, daß das kurz zuvor von B. Windscheid mit soviel Wichtigthuerei vorgetragene Pandektenrecht großentheils gar kein geltendes Recht war. Und mehr als einer von uns ließ sich zum ersten Mal bei Roth zu germanistischen Studien anregen. Der Macht seines energischen Arbeitens konnten sich Studenten, die sich nur einigermaßen über das landläufige Mittelmaß erhoben, eben doch nicht ent=

ziehen. So mag es sich auch erklären, daß man ihm noch 1872 einen Lehrstuhl in Berlin anbot — ein Ruf, den er jedoch ablehnte.

Energie war der Grundzug seines Charakters. Sie war seine Tugend und in ihren Excessen sein Laster. Das verrieth sich schon in den rauhen Formen seines Umgangs. Die Grazien haben wohl seine Wiege gemieden, und wer ihn kannte, versteht leicht, warum er niemals verheirathet war. Seine Energie riß ihn zu Uebertreibungen in seinen Lehrsätzen, zu Einseitigkeiten in seinem Berufsleben fort. Es war z. B. eine geradezu abenteuerliche Uebertreibung, wenn er seit seinen Aufsätzen über das eheliche Güterrecht hartnäckig behauptete, es habe im mittelalterlichen Deutschland schlechterdings kein gemeines Recht gegeben. Auf Uebertreibungen zumeist beruhen die Schwächen seines „Beneficialwesens“. Alles, womit er sich einmal beschäftigte, das nahm seine ganze Persönlichkeit gefangen. Alles andere verlor damit das Interesse für ihn. Darum seit seiner Berufung nach München die Abwendung von dem Wissenschaftsfeld, worauf er den ersten Kranz seines Ruhmes gewonnen. Die Rechtsgeschichte galt ihm seitdem als ein untergeordnetes Fach. Er vertrat sie in seiner Lehrthätigkeit nach dem Wintersemester 1865/66 nur noch einmal, im Winter 1870/71, obwohl auch K. Maurer um jene Zeit aufgehört hatte, sich mit ihr zu befassen, und R. sich sagen mußte, daß er sie nun in durchaus unberufene Hände gerathen ließ. Eine sehr merkliche Ueberhandnahme des Banausenthums in der kgl. bairischen Juristenwelt war die Folge davon. Seine große rechtsgeschichtliche Bibliothek verkaufte R. an die neu gegründete Universität Czernowitz. Aber auch lange vorher, als bei ihm rechtshistorische Interessen noch vorhanden waren, hatten sie doch schon eine sehr einseitige Richtung genommen. Da es ihm an jeglicher germanistisch-philologischen Bildung gebrach, so verschloß er sich das Verständniß für alle diejenigen rechtsgeschichtlichen Studien, wozu man ihrer benöthigte. Seine Geringschätzung für diese übertrug er sogar auf ihre Betreiber. Gegen K. Maurer z. B., dem er doch seine Münchener Professur hauptsächlich verdankte, beseelte ihn eine intime Abneigung, und den unterzeichneten Biographen schnaubte er mehr als einmal gar grimmig an, als er ihn auf skandinavistischen, angelsächsischen und friesischen Wegen gewahrte. Das war in jenem besonderen Falle nicht einmal gar so übel gemeint, als es klang. Aber das gegebene Beispiel färbte zuweilen auch wohl ab auf Leute, die sich bemühten, in seine Fußtapfen zu treten. Ihnen gegenüber konnte er sich zu völliger Kritiklosigkeit erniedrigen. Etwas kritikloseres z. B. als seine Recension von Sohm's „altdeutscher Reichs- und Gerichtsverfassung“ ist nie geschrieben worden. Unter der Einseitigkeit seiner Interessen litt denn auch seine Bibliotheksverwaltung. Er kümmerte sich fast nur um solche Anschaffungen, die in das gerade von ihm litterarisch gepflegte Fach einschlugen. Andere Abtheilungen ließ er veröden, der Art, daß er sogar den Fortbezug wichtiger naturwissenschaftlicher Zeitschriften einstellte. Ein hastiges Zufahren, das sich bis zur Unbedachtsamkeit steigern konnte, lag überhaupt leicht in seinem Thun. So erklärt sich wenigstens zum Theil die Schnelligkeit, womit er seine schweren Bücher fertig brachte, und die Frische, mitunter sogar Lustigkeit seiner Schreibart, aber auch die Sorglosigkeit seines Stils und die Oberflächlichkeit, welche die constructive Seite seiner Jurisprudenz beeinträchtigte. Neue constructive Probleme waren nicht seine Sache. Mit den hergebrachten scholastischen Begriffen wollte er Haus halten. Daher drang er, so oft er auch die merovingischen Krongutsverleihungen erörterte, doch nie zum Wesen der germanischen Schenkung vor. Phänomene, wie die Gesammthand und die Gemeinderschaft oder die hypo-

thekarischen Verhältnisse hat er zwar in Monographien beschrieben, doch niemals ihren Principien nach erfaßt.

Cyklopisch wie er in seinem Auftreten war, mit seiner plumpen Gestalt, seinem starren Blick, seiner vorgebeugten schiefen Haltung beim Gehen, schien er ein ἄμουσος. Und doch gab es in ihm eine poetische Ader, die in einem Augenblick seines jähen Enthusiasmus zu Tage trat. Als am 16. Juli 1871 der deutsche Kronprinz die bairischen Truppen durch das Münchener Siegesthor herein und an der Universität vorbeiführte, veranstaltete R. oben in den Räumen der Bibliothek für die zuschauenden Collegen und Colleginnen ein feierliches Sektfrühstück, das er mit einem langen als Manuscript gedruckten Gedichte „Der Frühling" verzierte.

Schriften. 1848: „Ueber Entstehung der Lex Bajuvariorum" (München); „Die Krongutsverleihungen der Merovinger" (ebd.); Recension von G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I, II in den Münchener Gelehrten Anzeigen XXVII, Nrn. 144—152. 1850: „Geschichte des Beneficialwesens von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahrhundert" (Erlangen); „Quellensammlung zum deutschen öffentlichen Recht seit 1848", Bd. I (München [gemeinschaftlich mit H. Merck herausgegeben]). 1852: „Quellensammlung ꝛc.", Bd. II (ebd.). 1857: „Ueber Stiftungen" (in Gerber und Ihering's Jahrbüchern für die Dogmatik des ... Privatrechts I). 1857/58 (gemeinsam mit V. v. Meibom) „Kurhessisches Privatrecht", Bd. I (Marburg). 1858: „Die partikuläre Gütergemeinschaft nach kurhessischem Recht" (im Archiv f. prakt. Rechtswissenschaft, Bd. V); „Mecklenburgisches Lehnrecht" (Rostock). 1859: „Ueber Gütereinheit und Gütergemeinschaft" (im Jahrbuch des gemeinen Rechts, Bd. III, S. 313 bis 358). 1860: „Ueber Codification des Privatrechts" (Archiv f. prakt. Rechtswissenschaft, Bd. VIII, S. 303—347). 1861: „Die rechtsgeschichtlichen Forschungen seit Eichhorn" (in Zeitschr. f. Rechtsgesch., Bd. I, S. 7—27); „Du Tillet's Ausgabe der Volksrechte" (ebd. S. 248 f.). 1863: „Feudalität und Unterthanenverband" (Weimar); „Uebersicht über die Literatur der deutschen Rechtsgeschichte" (in Zeitschr. f. Rechtsgesch., Bd. III, S. 336—339); „Ueber die neue Ausgabe der Formeln von Rozière" (ebd. S. 326 f.). 1864: „Uebersicht der Literatur der deutschen Rechtsgeschichte" (ebd. Bd. IV, S. 175—178); Anzeigen (in Schletter's Jahrbüchern d. deut. Rechtswissensch., Bd. X, S. 200—209). 1865: „Die Säcularisation des Kirchenguts unter den Karolingern" (im Münchener Histor. Jahrbuch, S. 277—298); Anzeigen (in Schletter's Jahrb., Bd. XI, S. 19—27, 225—237). 1866: „Pseudoisidor" (in Zeitschr. f. Rechtsgesch., Bd. V, S. 1—27); Anzeigen (in Schletter's Jahrb., Bd. XII, S. 227 f.). 1868: „Das eheliche Güterrecht des Weißenburger Stadtrechts" (in d. Blättern für Rechtsanwendung, Bd. XXXIII, Nr. 9); „Die allgemeine Gütergemeinschaft in den bayerischen Statuten" (ebd. Nr. 15—17); „Gütereinheit und Gütergemeinschaft" [Anzeigen] (in Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebung u. Rechtswissensch., Bd. X, S. 169—186). 1869: „Zur Geschichte des bayrischen Volksrechts", Festschrift (München). 1870: „Gütereinheit und Gütergemeinschaft" [Anzeigen] (in Krit. Vierteljschr. f. Gesetzgebg., Bd. XII, S. 597—600). 1871: „Bayrisches Civilrecht", Bd. I (Tübingen); „Der Frühling, eine Vision". 1872: „Bayrisches Civilrecht", Bd. II (Tübingen); „Die Hausbriefe des Augsburger und Regensburger Rechts (in Zeitschr. f. Rechtsgesch., Bd. X, S. 354 bis 357. 1873: „Unification und Codification" (in Hauser's Zeitschr. für Reichs- u. Landesrecht, Bd. I, S. 1—27); Anzeigen (in Krit. Vierteljschr. f. Gesetzgbg., Bd. XV, 283—293). 1874: „Gutachten über die Gesetzgebungsfrage: Ist es ausführbar, das ehel. Güterrecht durch ein einheitl. Gesetz für

ganz Deutschland zu codificiren?" (in d. Verhandlungen des deut. Juristentags 1874, Bd. I, S. 276—284); „Die Literatur über die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung" (in Krit. Vierteljschr. f. Gesetzgebg., Bd. XVI, S. 192 bis 220). 1875: „Bayrisches Civilrecht", Bd. III (Tübingen). 1876: „Zur Lehre von der Genossenschaft, Rechtsgutachten". 1878: „Das deutsche eheliche Güterrecht" (in Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissensch., Bd. I). 1879: „Die hypothekarische Succession und die Hypothek des Eigenthümers" (im Archiv f. civilist. Praxis, Bd. LXII, S. 1—52); „Zur Literatur des neueren Hypothekenrechts" (in Krit. Vierteljschr. f. Gesetzgebg., Bd. XXI, S. 15—28). 1880: „System des deut. Privatrechts", Bd. I (Tübingen). 1881: „System des deut. Privatrechts", Bd. II (Tübingen); „Bayr. Civilrecht", Bd. I, 2. Aufl. 1886: „System des deut. Privatrechts", Bd. III (Tübingen).

Nekrologe: Kl(einfeller) im Jurist. Literaturblatt, Jahrg. IV 1892, S. 82 f. — S(chröder) in Zeitschr. der Savignystiftung für Rechtsgesch., Bd. XIII, 1892, S. 150—254. — Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1891/92, S. 13—15. — C. A. Cornelius in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Classe d. kgl. bair. Akademie d. Wiss. zu München, 1893, S. 241—243.

K. v. Amira.

Roth: (Walter) Rudolf (von) R., Sanskritist, ist als Sohn des Oberrevisors Christoph Wilhelm Roth in Stuttgart am 3. April 1821 geboren. Er entstammte einer alten württembergischen Familie, die seit drei Jahrhunderten eine große Anzahl von Beamten, namentlich Geistlichen und Lehrern, hervorgebracht hatte, an denen die gemeinsamen Charakterzüge der Pflichttreue, der Energie, des Fleißes und der Strenge bemerkenswerth waren. Diese ererbten Familieneigenschaften bildeten den Grundzug in dem Wesen Rudolf Roth's, des bedeutendsten Sohnes dieses kernigen und kraftvollen Geschlechts. Daß er seine Mutter (Caroline Regine, geb. Walther) schon im Alter von vier, seinen Vater im Alter von dreizehn Jahren verlor, mußte dazu beitragen, seinen Charakter frühzeitig zu stählen und schon dem Knaben ein ungewöhnliches Maß von Selbständigkeit zu verleihen, wohl auch seine angeborene Abneigung gegen Gefühlsäußerungen zu verstärken. Doch ist der elternlose Knabe nicht in eigentlicher Verlassenheit aufgewachsen; er hat mit seiner Stiefmutter Friederike Wilhelmine Roth, einer Cousine seines Vaters, die von diesem einige Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau geheirathet wurde und später (1838) noch eine zweite Ehe mit einem Kaufmann Brauer in Kiel einging und dort 1870 starb, stets in nahen Beziehungen gestanden. Auch haben sich die hochangesehenen Brüder seines Vaters des alleinstehenden Neffen angenommen: der bairische Consistorialpräsident, Reichs- und Staatsrath Karl Johann Friedrich Roth (1780—1852) und der Prälat Karl Ludwig Roth (1790—1868), der als pädagogischer Schriftsteller in Württemberg weithin bekannt war und noch nach seiner Pensionirung im Alter von 69 Jahren als Privatdocent in Tübingen mit seinem Neffen zusammen wirkte.

Rudolf R. besuchte zuerst das Gymnasium in Stuttgart, dann das niedere Seminar in Urach, dessen Lehrcursus den 4 obersten Gymnasialclassen entspricht, und bezog mit 17 Jahren die Universität Tübingen, wo er als Student der Theologie in das evangelische Seminar (das sogenannte Stift) eintrat. Er empfing dort die umfassende philosophische und historische Bildung, die an dieser altbewährten Anstalt als Grundlage des Studiums der Theologie obligatorisch ist, und trieb außerdem philologische Studien. Entscheidend für sein ganzes Leben wurde die Anregung, die er von G. H. A. Ewald

empfing, dem berühmten Bibelforscher und Semitisten, der in jener Zeit Mitglied der philosophischen (seit 1841 der theologischen) Facultät in Tübingen war und dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit auch das umfaßte, was damals vom Indischen und Iranischen bekannt war. R. hörte bei Ewald theologische Vorlesungen und von seinem siebenten Semester an vier Vorlesungen über Sanskrit und zwei über Persisch. Dadurch wurde sein Interesse für die Erforschung der Litteraturen der beiden arischen Völker in einer Weise angeregt, daß er in ihr seine Lebensaufgabe erkannte. Wer Roth's vornehme Ruhe und Zurückhaltung in seinem späteren Leben kennen gelernt hat, der wird sich nicht wundern zu erfahren, daß R. als Student nicht hervorgetreten ist und Aufsehen erregt hat. Alle äußeren Mittel, sich zur Geltung zu bringen, sind ihm von jeher verhaßt gewesen. Doch erkannten seine Lehrer bald (wie der Berichterstatter des Schwäbischen Merkur vom 10. Juli 1895 mittheilt), „daß man es mit einem jungen Manne von klarem und reifem Urtheil, von ausdauerndem und zweckmäßig angewandtem Fleiße zu thun hatte". Und schon damals wurde die klare und schöne Rede an dem späteren Meister des Stils bemerkt, der in seiner knappen, markigen und geschmackvollen Ausdrucksweise immer den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte.

Im J. 1842 bestand R. das theologische Staatsexamen und erwarb am 24. August 1843 — so lange währte damals in Tübingen das Sommersemester — den philosophischen Doctorgrad mit einer Dissertation aus dem Gebiet der semitischen Philologie: „Quid de fragmentis Sanchuniathonianis atque de libro isto Sanchuniathonis nomen prae se ferente sit statuendum". Diese Dissertation ist nicht gedruckt worden; sie war aus einer Preisarbeit hervorgegangen, mit der R. 1840, schon in seinem zweiten Studienjahre, den Preis der philosophischen Facultät gewonnen hatte. Seine Kenntniß des Sanskrit hatte R. durch eine Beschäftigung mit der kleinen Sammlung von Sanskrithandschriften vertieft, die der württembergische Missionar Dr. Johann Häberlin nach zwölfjähriger Wirksamkeit in Indien im J. 1838 der Tübinger Universitätsbibliothek geschenkt hatte und die den Grundstock des großartigen Bestandes indischer Handschriften bildet, der sich im Laufe der Zeit in Tübingen durch Schenkungen und Ankäufe angesammelt hat. Gegen Ende des Jahres 1843 trat R. mit staatlicher Unterstützung eine wissenschaftliche Reise an, von der er den reichsten Gewinn nach Hause bringen sollte. Er begab sich zuerst nach Paris, dem damaligen Mittelpunkt der orientalistischen Studien, wo er (ebenso wie zwei Jahre später Max Müller) Schüler des großen Indologen und Iranisten Eugène Burnouf wurde und zu Julius Mohl in nahe Beziehung trat. Aus dieser Zeit stammt auch Roth's Vorliebe für die französische Sprache, die er bis in sein Alter mit Eleganz zu handhaben wußte. Von Paris ging R. nach England, um in der Bibliothek des damaligen East-India-House in London und in der Bodleian Library in Oxford die handschriftlichen Schätze zu sichten und Abschriften von den vedischen Texten zu nehmen, auf die das große Werk seines Lebens gegründet ist. Der Förderung, die er in England durch H. H. Wilson fand, hat er eine dankbare Erinnerung bewahrt und dies durch die hochachtungsvolle Widmung seiner Erstlingsschrift zum Ausdruck gebracht.

Wer heutzutage an das Studium des Veda herantritt, findet fast alle Texte dieser umfangreichen alten Litteratur in zuverlässigen Ausgaben und zum Theil in Uebersetzungen vor, dazu lexikalische Hülfsmittel, genaue Indices zu mehreren Texten und eine schon schwer zu übersehende Litteratur über alle Fragen der Vedengrammatik und Exegese, der altindischen Mythologie, Litteratur-, Cultur- und Religionsgeschichte. Von allen diesen Arbeiten existirten nur zwei,

als R. sich mit kühnem Muthe entschloß, die altindische Welt der Wissenschaft zu erschließen, zu einer Zeit, als das Verständniß für die grundlegende Bedeutung solcher Aufgaben durchaus noch nicht allgemein verbreitet war. Die erste dieser beiden Arbeiten war der Aufsatz, den H. T. Colebrooke, der eigentliche Begründer des Sanskritstudiums, der mit erstaunlicher Gelehrsamkeit fast alle Gebiete der späteren indischen Litteratur umfaßte, unter dem Titel „On the Veda or sacred writings of the Hindoos“ schon im J. 1805 veröffentlicht hatte. Aber wie lautete das Urtheil Colebrooke's über den Veda! Nachdem er kurze Mittheilungen über die vedischen Schulen, Aeußerlichkeiten der Ueberlieferung, Eintheilungen des Rigveda, Inhalt der Texte u. s. w. gemacht, ohne die alten Hymnensammlungen von den späteren Werken liturgischen und speculativen Inhalts zu unterscheiden, schließt er mit der Bemerkung, daß diese Litteratur wohl verdiene, gelegentlich von den Orientalisten zu Rathe gezogen zu werden; aber die Vedas seien zu umfänglich für eine vollständige Uebersetzung des Ganzen, und was sie enthielten, würde schwerlich die Arbeit des Lesers und noch weniger die des Uebersetzers lohnen. Wie muß man da den sicheren historischen Blick des 22jährigen Jünglings bewundern, der sich durch dieses uns heute ganz unbegreifliche Urtheil des damals berühmtesten Sanskritforschers nicht beirren ließ, sondern in der genauen Erforschung des Veda eine Hauptaufgabe der gesammten Alterthumskunde erkannte! Das zweite der eben erwähnten Werke war der Anfang einer Ausgabe und lateinischen Uebersetzung des Rigveda von der Hand unseres Landsmannes Friedrich Rosen, der Professor der orientalischen Litteratur an der Londoner Universität war. Die Ausgabe, die das erste Achtel des Rigveda umfaßt, brach ab mit dem vorzeitigen Tod des 32jährigen verdienten Mannes; sie erschien 1838, ein Jahr nach dem Ableben Rosen's, von der Asiatischen Gesellschaft publicirt, unter dem Titel „Rigveda-Sanhita, liber primus, sanscrite et latine“. Die Uebersetzung fußt fast durchaus auf den Erläuterungen des großen einheimischen Commentators, verdient aber trotz dieser Unselbständigkeit hohe Anerkennung als der erste Versuch, einen vedischen Text zu bearbeiten.

Das war alles, was von Arbeiten über den Veda existirte, als R. begann, den Weg in das Dickicht dieser Litteratur zu bahnen.

Im October 1845 war R. nach zweijähriger Abwesenheit nach Tübingen zurückgekehrt, und im nächsten Jahre erschien als erste Frucht der Quellenstudien, die er in Paris, London und Oxford gemacht, sein Buch „Zur Litteratur und Geschichte des Weda“, drei Abhandlungen über die Hymnensammlungen, die älteste Wedengrammatik oder die Prâtiçâkhyasûtren und Geschichtliches im Rigweda, eine Arbeit, die damals epochemachend wirkte und noch heute nicht veraltet ist. Hier stellt R. den zeitlichen und sachlichen Abstand zwischen den alten Liedersammlungen und den liturgischen Werken der vedischen Litteratur fest sowie die Verschiedenheiten in den Lebensverhältnissen, dem Volkscharakter und der ganzen Anschauungswelt, welche die Zeiten des ältesten Indiens von den späteren unterscheiden. Daneben wird die Frage nach dem Werthe der einheimischen Tradition aufgeworfen, der R. von Anfang an mit selbständigem Urtheil gegenübertrat. Diese Frage muß weiter unten noch etwas eingehender behandelt werden, um Roth's Standpunkt im Verhältniß zu den Anschauungen der Gegenwart zu kennzeichnen. Hier sei nur darauf hingewiesen, wie R. schon in seiner Erstlingsschrift zu der indischen Erklärungslitteratur, namentlich zu dem bedeutendsten und ausführlichsten Vedencommentator Sâyaṇa (aus dem 14. Jahrhundert nach Chr.) Stellung nahm. R. sagt zwar S. 24, daß Sâyaṇa's Commentar für uns immer sowohl die hauptsächlichste Quelle für Vedenerklärung als eine Fundgrube für

die Geschichte der Litteratur überhaupt bleiben werde; aber er fügt doch gleich hinzu, daß Sâyaṇa einer Zeit angehört, in welcher vedisches Studium erst künstlich wieder erweckt wurde und deren Gesichtskreis jene alte Litteratur so ferne lag, daß wir ein sicheres Verständniß derselben bei Sâyaṇa nicht zu finden erwarten könnten. Immerhin meint R., daß für die Beförderung vedischer Studien nichts angelegentlicher zu wünschen sei, als eine vollständige Bekanntmachung der Sanhitâ des Rigveda und ihres wortreichen Commentators; und daran knüpft er die Ankündigung, daß dieses Werk in England vorbereitet werde: die große Ausgabe solle unter Wilson's Oberleitung von Dr. Trithen in London, Dr. Rieu aus Genf und ihm selbst besorgt werden. Dieser Plan hat sich zerschlagen und ist später bekanntlich von Max Müller in vorzüglicher Weise zur Ausführung gebracht worden. Daß Roth's Arbeitskraft dadurch für die Aufgabe frei wurde, deren Erfüllung ihm unvergänglichen Ruhm eintragen sollte und damals von keinem Anderen mit dem gleichen Erfolge hätte geleistet werden können, dürfen wir als ein Glück für die Wissenschaft bezeichnen.

Schon vor Ablauf des Jahres 1845 hatte sich R. in Tübingen als Privatdocent der morgenländischen Sprachen habilitirt. In seinen auf dem kgl. Universitätsamt zu Tübingen aufbewahrten Personalacten ist Ende des Jahres 1847 mehrfach von dem Anerbieten einer festeren Stellung an einer auswärtigen Universität die Rede; aber es läßt sich nicht ermitteln, um welche Universität und um was für eine Stellung es sich gehandelt hat. Dieses Anerbieten gab der philosophischen Facultät und dem akademischen Senat in Tübingen Gelegenheit, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie R., in dem man bereits eine hervorragende Lehrkraft erkannt hatte, an der Tübinger Universität festzuhalten sei, ob man seine Ernennung zum außerordentlichen Professor mit einem Gehalt von 600 Gulden oder die Gewährung eines „Wartegelds“ von 400 Gulden bei dem Ministerium beantragen solle. Der Senat entscheidet sich aus Rücksicht auf Roth's Jugend für das letztere; aber die Regierung in Stuttgart ist großmüthiger und ernennt R. zu Anfang des Jahres 1848 gleich zum Extraordinarius mit 600 Gulden Gehalt. 1856 folgt die Beförderung zum ordentlichen Professor. In demselben Jahre wurde R. auch das Amt des Oberbibliothekars an der Tübinger Universitätsbibliothek übertragen, das er neben seiner Professur nahezu 40 Jahre bis an sein Lebensende bekleidet hat. Als junger Privatdocent begann er eine vielseitige Lehrthätigkeit auszuüben, indem er nicht nur über Sanskritgrammatik, Veda und Avesta, Neupersisch, indische Archäologie und Mythologie, philosophische Systeme des Morgenlandes, sondern auch über vergleichende Grammatik und selbst über Hebräisch und theologische Gegenstände las. Man war damals noch von der Vertiefung und Spezialisirung der einzelnen Fächer weit entfernt und an breitere Arbeitsgebiete gewöhnt. Die Semitica überließ R. später seinem Collegen Ernst Meier, der an demselben Tage, an dem R. zum ersten Ordinarius des Sanskrit in Tübingen befördert wurde, die ordentliche Professur der semitischen Philologie erhielt. Dafür trat R. bald mit einer Vorlesung hervor, die lange Zeit die einzige ihrer Art an deutschen Universitäten geblieben und weithin über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt geworden ist; es war das große Colleg über allgemeine Religionsgeschichte, das R. mehrere Jahrzehnte hindurch in jedem Sommer, in den letzten Lebensjahren in jedem zweiten Sommer gelesen hat. Wie R. bei der Erforschung des Veda und des Avesta wesentlich durch religionsgeschichtliche Interessen geleitet wurde — er hat die theologische Grundlage seiner geistigen Entwicklung nie verleugnet —, so erkannte er auch nicht nur, von welcher Bedeutung ein Ueberblick über die Religionen der ge=

sammten Menschheit für jeden Theologen ist, sondern auch, daß der Indologe der berufene Vertreter dieses weitverzweigten Wissensgebietes ist, weil die mehrtausendjährige Entwicklung des religiösen Lebens in Indien mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Glaubensformen geradezu ein religionsgeschichtliches Muster ist, wie geschaffen zur Schulung des Religionshistorikers. Seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist kaum ein württembergischer Theologe ins Leben hinausgetreten, ohne die Vorlesung über allgemeine Religionsgeschichte gehört und dadurch seinen Blick erweitert und die Kenntnisse erworben zu haben, die für eine gründliche theologische Ausbildung schon längst unerläßlich sind.

Trotz seiner ausgedehnten Lehrthätigkeit und der gewaltigen wissenschaftlichen Arbeit, die R. bis an sein Lebensende geleistet hat und die wir weiter unten zu würdigen haben werden, ist er keineswegs ein weltfremder Gelehrter gewesen. Er hat immer die Zeit dazu gefunden, die politischen Verhältnisse seines engeren und weiteren Vaterlandes sowie die Angelegenheiten der Tübinger Universität und die der Kirche — die letzten als ein religiöser aber durchaus freisinniger Mann — genau zu verfolgen. Zwanzig Jahre lang hat er als „Stiftsinspektor", d. h. als Mitglied der Aufsichtsbehörde des evangelischen Seminars, gewirkt. Zweimal durch das Vertrauen seiner Collegen berufen, das Rectorat der Universität zu übernehmen, hat er auch zu anderen Zeiten ihre Interessen mit der ihm eigenen Willenskraft nachdrücklich zu fördern gewußt. Er war mit den Tübinger Verhältnissen so eng verwachsen, und ist sein ganzes Leben lang in Sprache, Umgangsformen und Lebensweise ein so echter Schwabe geblieben, daß er sich zu einem Wechsel des Wohnorts und Wirkungskreises nicht entschließen konnte. Einen Ruf an die neugegründete Universität in Straßburg hat er nach kurzem Bedenken abgelehnt. Aber nichts lag ihm ferner als süddeutscher Particularismus und die noch heute in Württemberg weitverbreitete Engherzigkeit, welche die Professuren in Tübingen am liebsten ausschließlich mit Landeskindern besetzt zu sehen wünscht. R. hat bei Vacanzen stets seine Stimme dafür erhoben, daß man den besten für Tübingen erreichbaren Vertreter des Fachs aus welchem Theile Deutschlands auch immer zu gewinnen streben müsse. Die Einigung Deutschlands begrüßte er nicht nur als wahrer Patriot, sondern bemühte sich auch, sie an seinem Theile in Württemberg zu fördern. Im Jahre 1871 zog er von Ort zu Ort, um breiten Schichten der Landbevölkerung den Werth der neuen politischen Ordnung klar zu machen, und gewann durch volksthümliche und eindringliche Rede zahlreiche Herzen für die nationale Idee.

Ein Verzeichniß von Roth's Schriften hat der Verfasser dieses Artikels im Anschluß an einen Nekrolog in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen XXII, 147—152, XXIV, 323 veröffentlicht.*) Es sind über 70 Nummern. Davon können natürlich hier nur die Hauptwerke zur Besprechung kommen. Die erste größere Publication Roth's war eine Ausgabe von Yâska's Nirukta sammt den Nighaṇṭavas, mit Erläuterungen, aus

*) Dieses Verzeichniß wird auf Vollständigkeit Anspruch machen können, wenn es durch die folgenden drei Artikel ergänzt wird:

Anzeige von C. Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie, in Fichte's Zeitschrift für Philosophie, Neue Folge, Bd. 17 (1847), S. 243—257.

Der Rigveda. Anzeige von M. Langlois' Uebersetzung des Rigveda und von H. H. Wilson's Uebersetzung des ersten Ashṭaka des RV., in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur (Halle) 1851, S. 79—92.

Anzeige von: Konrad Schwenck, Die Mythologie der Asiatischen Völker, 5. Band: Die Mythologie der Perser, in der Allgem. Monatsschrift f. Wiss. u. Lit. 1852, S. 247, 248.

dem Jahre 1852. Es handelt sich hier um die ältesten uns erhaltenen Werke der einheimischen Vedaerklärung und Grammatik. Die Nighaṇṭavas sind ein vedisches Vocabular, das hauptsächlich synonymische Zusammenstellungen, aber auch Aufzählungen dunkler Wörter und der vedischen Gottheiten enthält. Zu diesem alten Verzeichniß hat Yâska, den man in das 5. Jahrhundert v. Chr. zu versetzen pflegt, sein Nirukta (d. h. Commentar) verfaßt, ein Werk, das nicht nur für die Vedaerklärung, sondern auch durch seine Einleitung für die Geschichte der Sprachwissenschaft von hoher Bedeutung ist. R. gab seiner Ausgabe ausführliche Erläuterungen bei, die — umfänglicher als die edirten Texte selbst — lange Zeit eines der wichtigsten Hülfsmittel zum Verständniß schwieriger Vedastellen gebildet haben.

Roth's nächste Arbeitspläne waren auf die altindische Mythologie und Archäologie gerichtet; da erhielt er von Otto Böhtlingk in einem vom 1. Januar 1852 datirten Briefe die Aufforderung, sich mit ihm zur Abfassung eines von der Petersburger Akademie herauszugebenden Sanskrit-Wörterbuchs zu vereinigen und dabei die Bearbeitung des vedischen Wortschatzes und einiger anderer Litteraturgebiete zu übernehmen. Nach einigem Zögern ging R. auf den Vorschlag ein, zunächst unter der Bedingung, daß Theodor Aufrecht zu seiner Unterstützung gewonnen werde; denn die Arbeit so anzulegen, wie sie später von ihm wirklich geleistet wurde, unter Zugrundelegung umfassender Sammlungen, erschien R. zu Anfang mit seinem Lehramt und den anderen von ihm ins Auge gefaßten Arbeitsplänen unvereinbar. Aber die Mitwirkung Aufrecht's, der inzwischen nach Oxford übergesiedelt war, um Max Müller bei der Herausgabe des Rigveda mit Sâyaṇa's Commentar als Amanuensis zu dienen, endete schon bei dem dritten Bogen des ersten Bandes. Damit stellte sich für R. die Nothwendigkeit ein, den vedischen Theil ganz auf sich zu nehmen, was er selbst später als die ohne Zweifel einzig richtige Lösung bezeichnet hat. Zwar hat es Böhtlingk und R. nicht an der Mitarbeit mehrerer bedeutender Fachgelehrten gefehlt: Stenzler lieferte Beiträge aus den Gebieten des indischen Rechts, der Dramen und der Kunstpoesie, Weber beutete für das Wörterbuch die ihm allein in den Berliner Handschriften zugängliche, lexikalisch sehr ergiebige rituelle Litteratur aus, Whitney half aus Amerika mit einem vollständigen Index zum Atharvaveda, H. Kern in Leiden wurde dankbar unter denjenigen genannt, die am meisten beigesteuert haben, Graßmann und A. Schiefner erwiesen sich hülfreich und nützlich. Aber doch war es eine Riesenarbeit, die von den beiden Herausgebern des Petersburger Wörterbuchs allein geleistet werden mußte. Das zuerst auf zwei Quartbände berechnete Werk wuchs in den 22 Jahren seines Werdens ohne jede Stockung zu den sieben großen Bänden an, die den Wortschatz des Sanskrit in der damals erreichbaren Vollständigkeit enthielten und die Grundlage für die fruchtbare Entwicklung aller Zweige der Indologie bildeten. Das Werk gilt mit Recht wegen seiner Anordnung, der zufolge die oft zahlreichen Bedeutungen eines Worts in ihrer historischen Entwicklung festgestellt worden sind, als ein Muster der Lexikographie überhaupt.

Böhtlingk hatte als seinen Antheil die Ausbeutung der sogenannten classischen Sanskritlitteratur und damit eine an Umfang erheblich größere Aufgabe als R. übernommen; aber die geringere Masse des von R. zu bewältigenden Stoffes bot sehr viel größere Schwierigkeiten. Die classische Sanskritlitteratur war damals zum großen Theil schon durch Ausgaben zugänglich gemacht; man besaß die bedeutendsten einheimischen Grammatiken und Wörterbücher, die großen Epen, mehrere Legendensammlungen (Purâṇa), viele Dramen, Kunstgedichte, Fabelsammlungen, Rechtsbücher, philosophische

Texte u. s. w., und über die Wortbedeutungen in allen diesen Litteraturgattungen bestand in der Hauptsache kein Zweifel. Dagegen war R. fast die ganze vedische Litteratur nur erst in Handschriften, resp. in den von ihm gemachten Abschriften, zugänglich, und die Bedeutungen der einzelnen Worte mußten von ihm in unablässigem Kampf mit den einheimischen Commentaren mühsam auf etymologischem Wege und durch Zusammenstellung aller nach Sinn und Form verwandten Stellen ermittelt werden. Diese Arbeit Roth's muß, so manches auch im Einzelnen durch spätere Forschung verbessert worden ist und verbessert werden wird, als eine philologische Leistung allerersten Ranges bezeichnet werden. Nur ein Mann von Roth's Scharfsinn, Klarheit und intuitivem Blick für das Richtige konnte sie in solcher Vollkommenheit leisten.

R. selbst hat über die Entstehung des großen Werkes kurz vor seinem Abschluß auf der Innsbrucker Philologenversammlung 1874 einen interessanten Vortrag „Zur Geschichte des Sanskrit-Wörterbuchs" gehalten, der in den Mélanges Asiatiques tirés du bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg, Tome VII (1876), abgedruckt ist. R. spricht sich in diesem Vortrag besonders über seinen Antheil an dem Wörterbuch aus, über seine Arbeitsweise und über die Schwierigkeiten, die von ihm zu überwinden waren. Mit berechtigtem Stolz nimmt R. (S. 613) für den vedischen Theil des Wörterbuchs das Verdienst in Anspruch, geleistet zu haben, „was auf den ersten Anlauf zu leisten war, was in einer Zeit zu leisten war, wo der Lexikograph anstatt, wie sonst, der Sammler dessen zu sein, was die Exegeten liefern, selbst als Exeget vorangehen, Erklärer und Sammler zugleich sein mußte." So schwer sonst R. von der Unrichtigkeit einer Anschauung zu überzeugen war, ist er doch gerade auf seinem ureigensten Forschungsgebiet, dem der vedischen Worterklärung, nichts weniger als rechthaberisch gewesen. Wohl ein jeder seiner Schüler, der in das Vedacolleg eintrat und als Anfänger ans Ziel gelangt zu sein glaubte, wenn er eine schwierigere Vedastelle so verstand, wie das Petersburger Wörterbuch sie verstehen lehrte, hat mit Ueberraschung erfahren, für wie wenig abschließend R. die von ihm im Wörterbuch gegebenen Erklärungen ansah, wie viele neue Möglichkeiten der Auffassung er erwog und mit welcher Bereitwilligkeit er auf abweichende Ansichten der gereifteren Schüler einging. Er behandelte seinen Antheil am Wörterbuch stets als einen Entwurf, an dem er und Andere zu bessern hatten. In diesem Sinne hatte er auch in der Vorrede zum ersten Bande gesagt: „Dieser Theil des Wörterbuchs wird, wie er der neueste ist, so auch am ersten veralten; denn die vereinigte Arbeit vieler tüchtiger Kräfte, welche sich auf den Veda richten, wird das Verständniß desselben sehr rasch fördern und vieles wahrer und genauer bestimmen, als uns beim ersten Anlauf gelingen wollte." R. war stolz in dem Bewußtsein, den Grund gelegt zu haben, aber er freute sich jedes wirklichen Fortschritts der Erkenntniß, der von Anderen ausging.

Auch an zwei Gebieten der späteren indischen Litteratur, deren Ausbeutung R. noch für das Wörterbuch übernommen, hat er in dem eben erwähnten Vortrag (S. 599 ff.) gezeigt, wie außerordentlich mangelhaft das ihm zu Gebote stehende Quellenmaterial noch damals war und wie viel Ergänzungen des Wortschatzes späterer Arbeit überlassen bleiben mußten: an der indischen Medicin und Botanik. Von der ganzen großen medicinischen Litteratur war R. zuerst nichts anderes zugänglich als die 1836/37 in Calcutta gedruckte Ausgabe des Suśruta, ohne einen Commentar oder ein sonstiges Hülfsmittel zum Verständniß. Und doch bietet gerade diese Litteratur mit ihrem Reichthum an technischen Ausdrücken und Namen für Werkzeuge, Heilmittel, Pflanzen,

Speisen, Getränke u. s. w. für ein Sanskritwörterbuch ein großes und wichtiges Material. „In diesen Schriftenkreis gehört auch — um R. (S. 601) selbst reden zu lassen — eine Anzahl von Vokabularien — meist Nighaṇṭu genannt, wie das bekannte alte vedische Vokabular — in welchen nach gewissen Rubriken die Namen von Pflanzen, Gewürzen, Wohlgerüchen, Metallen, Salzen, Tieren, Speisen u. s. w. aufgezählt werden." Von allen diesen Büchern war damals noch keines bearbeitet und in Europa gedruckt; nur eines war in Benares lithographirt worden. „Diese Schriften sind aber für ein Sanskritwörterbuch, das vollständig sein will, unentbehrlich. Die Benennungen der zahlreichen Gewächse Indiens, von welchen fast jedem irgend eine medicinische Wirkung zugeschrieben wird, gehen in die Tausende, weil jeder wichtigere Baum, Strauch oder Kraut neben seinem Hauptnamen eine Menge von Synonymen führt. Die indische Phantasie hat hier zu viel des Guten gethan. So führt z. B. in einem dieser Nighaṇṭu der Ricinus communis in einer weißen Species 12, in einer roten 15 Namen, die Cocospalme, die nur an der Malabar- und Coromandelküste wächst, 15 Bezeichnungen. Aus den Pflanzennamen allein und was noch sonst zur Materia medica gehört, ließe sich also ein voluminöses Vokabular zusammenstellen." Für alle diese Dinge hatte R. damals noch so gut wie nichts von den Originalquellen und mußte sich mit einer in vielfacher Hinsicht mangelhaften Encyklopädie behelfen, die ein gelehrter Inder, Râjâ Râdhâkânt Dev unter dem Titel Sabdakalpadruma in sieben Quartbänden Calcutta 1821—57 herausgegeben hatte.

Für die zuletzt erwähnten Gebiete kam R. seine praktische Kenntniß der Realien, sein lebhafter Sinn für Landwirthschaft, Botanik, Blumen und Obstcultur außerordentlich zu statten. Mit allem dem war er auf das engste vertraut. B. Delbrück erzählt in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 49, 559: „Als ich R. gelegentlich ein Compliment darüber machte, wie sachverständig er die verschiedenen indischen Ausdrücke für Milch, Butter und Käse übersetzt habe, nahm er das mit großem Wohlgefallen auf, strich sich, wie es seine Art war, das Kinn und meinte: Ja, so etwas können sie in Berlin nicht." So hat R. auch immer, wenn es sich bei der Vedalectüre um das Leben der Natur in Feld und Wald oder um die Geräthe und Bedarfsgegenstände des täglichen Lebens handelte, im Colleg darauf hingewiesen, daß man auf das Land und zu den Handwerkern gehen müsse, um diese Dinge kennen zu lernen.

Das Sanskritwörterbuch füllte Roth's wissenschaftliche Thätigkeit nicht aus; in die Zeit seines Erscheinens fällt eine ganze Reihe von anderen Publicationen, unter denen vor allen Dingen die mit Whitney gemeinsam besorgte Ausgabe des Atharvaveda aus dem Jahre 1856 zu nennen ist. Diesem Veda, der mit seinen Zauber- und Beschwörungsliedern einen viel volksthümlicheren Charakter trägt als die anderen vedischen Sammlungen, der uns Einblicke in alle Vorkommnisse und Sorgen des täglichen Lebens bei den alten Indern gewährt, hat R. stets ein ganz besonderes Interesse geschenkt. Einer Abhandlung über den Atharvaveda (1856) folgen später (1875 und 1881) die Aufsehen erregenden Mittheilungen über eine in Kaschmir erhaltene von der Vulgata wesentlich verschiedene Recension dieses Veda, die nur in einer einzigen Handschrift auf Birkenrinde noch existirt. Es war R. nicht nur gelungen, von Tübingen aus durch seine guten Beziehungen zu einflußreichen Engländern diese Handschrift in der Bibliothek des Mahârâja von Kaschmir aufzuspüren, sondern auch zuerst eine Abschrift dieses Codex und bald darauf das unschätzbare Original selbst in seinen Besitz zu bringen. Dieses Unikum bildet jetzt den größten Schatz der Tübinger Universitätsbibliothek, da R. seine ganze werthvolle Sammlung

orientalischer Manuscripte der so lange von ihm geleiteten Anstalt vermacht hat, und ist vor einigen Jahren durch eine Facsimileausgabe in drei starken Foliobänden der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden.

In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, daß sich in Roth's Nachlaß eine vollständige Uebersetzung des Atharvaveda gefunden hat, die gleichfalls der Tübinger Universitätsbibliothek überwiesen worden ist. Diese von Anmerkungen begleitete Uebersetzung — wohl die größte Arbeit Roth's nächst seinem Antheil am Sanskritwörterbuch — ist nahezu druckfertig, aber sie hat nach einer auf alles Handschriftliche sich beziehenden testamentarischen Verfügung Roth's nicht veröffentlicht werden dürfen. Trotzdem ist sie der wissenschaftlichen Welt nicht verloren gegangen; denn sie ist in Whitney's Händen gewesen und von diesem für seine englische Uebersetzung des Atharvaveda benutzt worden, die nach Whitney's Tode von seinem Schüler Lanman vervollkommnet und 1905 in zwei starken Bänden herausgegeben worden ist.

Während der 20 Jahre, die R. nach dem Abschluß des Wörterbuchs noch geschenkt waren, hat er eine reiche litterarische Thätigkeit entfaltet. In einer großen Zahl meist kleinerer aber inhaltsreicher Abhandlungen, die in knapper, formvollendeter Sprache, in vornehmem Ton, unter fast völliger Vermeidung von Polemik abgefaßt sind und den Stempel der reifsten Ueberlegung tragen, hat er die verschiedensten Gegenstände aus dem Gebiete der Veda- und Avestaforschung sowie der altindischen und iranischen Mythologie, Religions- und Culturgeschichte behandelt, auch manche geschmackvolle Uebersetzungen in metrischer Form geliefert. R. vertrat den Grundsatz, über dessen Richtigkeit sich allerdings streiten läßt, die metrische Uebersetzung habe den Vorzug, daß sie, weil unmöglich immer Wort und Wortstellung in einfachem Abdruck sich wiedergeben lassen, desto mehr gehalten sei, den wirklichen Wert des Gedankens zu fassen und das richtige Aequivalent dafür zu suchen (Einleitung zur Uebersetzung der Siebenzig Lieder des Rigveda, p. VI). Die kleineren Arbeiten Roth's sind in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in denen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, zum Theil auch in Tübinger Universitätsschriften veröffentlicht.

Aus der gesammten Masse der Roth'schen Abhandlungen seien die folgenden als die wichtigsten angeführt: „Brahma und die Brahmanen" (ZDMG. Bd. 1). „Ueber das Würfelspiel bei den Indern" (Bd. 2), „Die höchsten Götter der arischen Völker" (Bd. 6), „Die Todtenbestattung im indischen Alterthum" (Bd. 8), „Ueber gelehrte Tradition im Alterthume, besonders in Indien" (B. 21), „Der Kalender des Avesta und die sogenannten Gahanbâr (Bd. 34), „Ueber den Soma" (Bd. 35), „Der Adler mit dem Soma" (Bd. 36), „Wo wächst der Soma?" (Bd. 38), „Wergeld im Veda" (Bd. 41), „Indischer Feuerzeug" (Bd. 43), „Rechtschreibung im Veda" (Bd. 48), „Ueber Yaçna 31" (Tübingen 1876), „Ueber gewisse Kürzungen des Wortendes im Veda" (Verhandlungen des VII. internationalen Orientalisten-Congresses, Wien 1888).

Besondere Erwähnung verdienen ferner die Beiträge, die R. zu den „Siebenzig Liedern des Rigveda, übersetzt von Karl Geldner und Adolf Kaegi" (Tübingen 1875) geliefert hat, und namentlich die massenhaften Ergänzungen, mit denen von ihm Böhtlingk's „Sanskritwörterbuch in kürzerer Fassung" (St. Petersburg 1879—89) bereichert worden ist. Kaum war das große Petersburger Wörterbuch glücklich zu Ende geführt, so begann Böhtlingk diese neue lexikographische Arbeit unter Weglassung aller in dem großen Werke angeführten Belegstellen, aber unter Hinzufügung von Tausenden neuer Wörter und Belege. Der Umfang dieses kleineren Wörterbuchs, das ebenfalls in sieben Theilen erschienen ist, kommt nahezu der Hälfte des großen gleich.

Mit welcher Sicherheit sich R. auch auf ganz anders gearteten Gebieten

bewegte, zeigen die Arbeiten, die er bei besonderen Gelegenheiten (1867, 1877, 1880, 1888) zur Geschichte der Universität Tübingen, ihrer Bibliothek und des Büchergewerbes in Tübingen verfaßt hat. Den stattlichen Band „Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550“ (743 Seiten) hat er auf dem Titelblatt nicht einmal mit seinem Namen versehen, sondern nur die Vorrede mit R unterzeichnet, — ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig ihm an litterarischem Ruhm gelegen war.

Dieser kurze Ueberblick über Roth's litterarische Thätigkeit ist zur Würdigung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit nicht ausreichend; dazu ist noch eine Charakteristik und Kritik des Standpunktes erforderlich, den R. auf seinen drei hauptsächlichsten Forschungsgebieten vertreten hat, in der Erklärung des Veda, in der des Avesta und in der Religionsgeschichte.

Auf den beiden ersten Gebieten handelt es sich hauptsächlich um Roth's Bewerthung der einheimischen Tradition. Was die Vedaexegese betrifft, so hatte R., wie wir oben gesehen haben, schon in seinem Erstlingswerk den indischen Commentatoren gegenüber eine etwas ablehnende Haltung eingenommen. Später hat er ihnen noch weniger Bedeutung für das wahre Verständniß der alten Texte zugeschrieben. Diesen Standpunkt hat R. mit voller Entschiedenheit und Klarheit in dem vorher erwähnten Aufsatz im 21. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, in der Vorrede zum ersten Bande des Petersburger Wörterbuchs und in dem Vortrag „Zur Geschichte des Sanskrit-Wörterbuchs“ dargelegt und begründet. R. erklärt die indischen Commentatoren für vortreffliche Führer auf dem Gebiete der späteren vedischen Litteratur, der Werke über Theologie und Cultus, welche die Namen Brâhmaṇa und Sûtra führen. Mit allen den unzähligen Einzelheiten des Rituals und der Symbolik des Cultus seien die Commentatoren auf das Engste vertraut, in ihrer Erklärung also vollkommen zuverlässig. Aber ganz anders verhalte es sich mit den alten Liedersammlungen, hauptsächlich mit dem Rigveda, der nicht zu liturgischen Zwecken zusammengestellt sei. Die alte vedische Poesie war für R. nicht eine Schöpfung theologischer Speculation, sondern zum größten Theil der Ausdruck unmittelbarer, natürlicher Empfindung und an Familien oder Kasten eben so wenig gebunden als die Darbringung des täglichen Opfers und Gebets in jenen ältesten Zeiten. Für diese vedischen Lieder gebe es überhaupt keine wirkliche Tradition, d. h. keine Continuität des Verständnisses von dem Verfasser oder seiner Zeit an; alles was wir an Commentaren zum Veda haben, sei nur gelehrte Arbeit, nur Versuch zum Verständniß zu gelangen, mit denselben Mitteln, die auch wir haben und besser zu handhaben im Stande seien. Mit Freiheit des Urtheils, einer größeren Weite des Gesichtskreises und der geschichtlichen Anschauungen müsse es uns bei richtiger Handhabung der philologischen Methode gelingen, den Veda besser zu verstehen als alle indischen Commentatoren, die historisch befangen gewesen seien und von den Zuständen und Anschauungen ihrer Zeit aus auf die Jahrtausende hinter ihnen liegende Vergangenheit geschlossen, auch geringere etymologische Einsicht besessen hätten als wir.

Von diesem Standpunkt aus hat R. für die Erklärung des Veda Glänzendes geleistet und oft mit wunderbarem Scharfsinn an Stelle des Verschwommenen und Halbwahren, das die Commentatoren bieten, das Klare und Richtige gesetzt. Aber doch läßt sich heute nicht mehr verkennen, daß R. zu großes Vertrauen auf seinen eigenen Scharfsinn gesetzt hat. Wer in der Wissenschaft einen neuen Standpunkt gewinnt und durch mannichfache Erprobung als fruchtbar erkennt, pflegt immer mehr oder weniger über das Ziel hinauszuschießen, und diese Gefahr ist besonders groß bei Männern von ungewöhnlicher Energie. Un-

zweifelhaft war R. im Recht mit dem Satze, daß die Schriften Sâyaṇa's und der anderen Commentatoren nicht als Richtschnur des Vedaerklärers gelten dürfen, sondern nur als eines der Hülfsmittel, deren er sich bei der Lösung seiner Aufgabe zu bedienen habe; aber ebenso unzweifelhaft hat R. die Bedeutung der Commentare zu gering eingeschätzt. Sie enthalten mehr richtige Wort- und Sacherklärungen, als R. erkannt hat. Die vedische Poesie ist in Wirklichkeit nicht so naturwüchsig und rein menschlich, wie sie in Roth's Auffassung erscheint, sondern sie ist zum größten Theil priesterlichen Ursprungs und für die Zwecke eines Rituals bestimmt, das sich zwar nicht mit dem Ritual der späteren Litteratur deckt und noch lange nicht so complicirt als dieses, aber ihm doch schon sehr ähnlich ist. Wohl besteht in mannichfachen Hinsichten, in Gemeindeordnung, Lebensverhältnissen und Volkscharakter eine Kluft zwischen der vedischen und der Folgezeit, aber trotzdem führen mehr Verbindungswege vom Veda zur classischen Sanskritlitteratur, ja selbst zum heutigen Indien, als R. annahm. Er hat die Alterthümlichkeit der vedischen Cultur überschätzt, die in Wirklichkeit nicht so einfach und primitiv, sondern in bestimmten Richtungen ziemlich weit vorgeschritten war und in einigen Auswüchsen schon echt indischen Charakter trug. Das ist besonders durch die „Vedischen Studien“ von Pischel und Geldner erwiesen worden, von denen seit 1889 bis jetzt drei Bände vorliegen.

Ueber das Maaß der Berücksichtigung, das die indische Tradition und überhaupt die spätere Sanskritlitteratur bei der Vedaerklärung verdient, und über eine Unmenge von Einzelfragen gehen die Meinungen heutzutage noch weit auseinander; und „man hat das Gefühl — wie unlängst H. Oldenberg, Vedaforschung S. 5, 7 gesagt hat — daß noch heute, wenn die wissenschaftlichen Gegensätze der jetzigen Generation aufeinander stoßen, Roth's mächtiger Schatten mitkämpft .... Man darf sagen, daß auch seine Schwächen der Wissenschaft zur Förderung gereicht haben. Nur so, wie er war, konnte er thun, was nicht leicht ihm Jemand nachthun mochte. Seine Irrthümer verbessern, die Lücken ausfüllen konnten wir anderen.“

Mit derselben Entschlossenheit wie bei der Erklärung des Veda hat R. auch bei der des Avesta die einheimische Tradition bei Seite geschoben; auch hier ging er darauf aus, die alten Texte durch sich selbst zu erklären und ihnen einen einfachen und natürlichen Sinn abzugewinnen. Auch auf diesem Gebiete hat R. bahnbrechend gewirkt und mit seinem scharfen Blick durch den Nebel der priesterlichen Tradition die Formen und Umrisse des iranischen Alterthums klar erkannt. Als das wichtigste Hülfsmittel zum Verständniß des Avesta betrachtet R. den Veda, dessen Sprache und Culturverhältnisse denen des Avesta außerordentlich ähnlich sind. So glänzende Resultate nun aber durch die Benutzung dieses Hülfsmittels erzielt worden sind, so hat sich doch auch in der iranischen Philologie neuerdings die Erkenntniß durchgesetzt, daß man sich bei der Erklärung des Avesta nicht ausschließlich auf die Hülfe des vedischen Sanskrit verlassen und die einheimische Tradition, besonders die Pehlevî-Uebersetzung des Avesta, nicht so ignoriren dürfe, wie R. es gethan hat. Seitdem das Pehlevî selbst durch ausgezeichnete Gelehrte genauer erforscht ist, hat der Standpunkt der Wissenschaft auf dem Gebiete der Avesta-Forschung die nämlichen Wandlungen durchgemacht, wie auf dem der Veda-Forschung. Die Mängel der isolirenden Betrachtungsweise sind auch hier erkannt worden. Namentlich hat die Avesta-Uebersetzung des hochverdienten Franzosen Darmesteter, der für sein großes Werk nicht nur die einheimischen Uebersetzungen, sondern die gesammte spätere an das Avesta sich anschließende Litteratur, die Anschauungen und Gebräuche der heutigen Parsen und das ganze iranische Sprachmaterial zu Rathe gezogen hat, den Streit zwischen den

Anhängern und Verächtern der Tradition, der ein halbes Jahrhundert lang gewährt hat, zu einem gewissen Abschluß gebracht. Dieser Fortschritt der Erkenntniß aber verringert nicht die großen Verdienste, die R. sich um die Erforschung des Avesta erworben hat. Einer der competentesten Beurtheiler dieser Dinge, K. F. Geldner, spricht sich in dem Grundriß der iranischen Philologie II, 44 dahin aus: „Roth wollte das Avesta in erster Linie aus und durch sich selbst erklären, durch Aufsuchen und Vergleichen der Parallelen, ähnlicher Wortfügungen und verwandter Ideen, und er ist in dieser Hinsicht weit mehr in die Tiefe gedrungen, als die unbedingten Anhänger der Tradition . . . . In der Theorie haben die Verfechter der einheimischen Tradition mehr Recht gehabt; in der Methode und praktischen Durchführung seines Princips war Roth seinen Gegnern überlegen."

Auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte ist R. den Lehren der Ethnologie, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts den großen Umschwung der Grundanschauungen herbeigeführt haben, unzugänglich gewesen. Roth's Blicke waren vorzugsweise auf den sittlichen Gehalt der Religionen gerichtet; er hat sich deshalb auch immer mehr für die höhere Mythologie interessirt als für die niedere, die für das geschichtliche Verständniß doch von so großer Bedeutung ist. Er vertrat die Meinung, daß, je weiter wir die Religionen zu ihren Anfängen zurückverfolgen, desto edlere und erhabenere Vorstellungen uns entgegentreten. „Die wirkliche Geschichte — sagt R., Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft VI, 67, 68 — bietet überall, wo sie uns redende Zeugnisse von dem Geistesleben einer hohen Vorzeit erhalten hat, klare Umrisse und einfache und edle Formen. Das höchste Alterthum kennt die Geheimthuerei nicht, . . . sein Glaube ist kindlich und zutraulich, bis priesterliche Weisheit dessen Lenkung übernimmt und das Erhabene in die Schauer des Geheimnisses, in überwältigende Maaße und Zahlen kleidet. Umsomehr haben wir das gütige Geschick zu preisen, welches wenigstens bei einem unserer Brudervölker den Weg zu den Ursprüngen, den wir suchen, vollständig offen gelassen hat." Daß diese Ursprünglichkeit, die R. in den religiösen Anschauungen des Veda zu finden glaubte, in der That schon einen ganz ungeheuren Fortschritt gegenüber den wirklichen, sehr viel roheren Ursprüngen darstellt, die in nebelhafter Zeitenferne hinter dem Veda liegen, davon hat R. sich nie überzeugen lassen. Auch hielt er die Zauberei nicht für älter als den Gottesdienst, sondern für einen später auftretenden Mißbrauch des vermeintlichen Einflusses auf die Himmlischen; der Zauberspruch galt ihm als eine herabgesunkene Abart des Gebetes.

Seitdem die allgemeine Religionsgeschichte im Zeichen der Entwicklungsgeschichte steht, weiß man, daß alle Religionen des Alterthums von Anfängen ausgegangen sind, die ein getreues Abbild in dem religiösen Wesen der heutigen wilden Völker haben. Als eine der Wurzeln, aus denen im letzten Grunde jede Religion erwachsen ist, hat man den Seelencult erkannt, d. h. die vorzugsweise unter Furcht und Grauen geübte Verehrung der abgeschiedenen Seelen, von denen alle Naturvölker glauben, daß sie nach dem Tode in ein höheres, machtvolleres Dasein eintreten. Wie die Vorstellungen, die diesen Seelenglauben umgeben und gewöhnlich unter der Bezeichnung Animismus zusammengefaßt werden, sich bei dem Fortschritt von Cultur und Religion theilweise im Ahnencult und im Dämonen- und Götterglauben zu höheren Anschauungen entwickelt haben, theilweise aber auch in naturwüchsiger Rohheit unverändert bestehen geblieben sind und in viel höhere Entwicklungsstufen der Religion, ja bis in die Gegenwart hineinragen, — das findet man längst in allen wissenschaftlichen Werken über Religionsgeschichte geschildert. Freilich läßt sich der Ursprung

der Religion nicht — wie manche Religionshistoriker gewollt haben — allein aus dem Animismus ableiten, sondern es kommen noch zwei weitere Factoren in Betracht, die bei der Entstehung der Religion ebenso wirksam gewesen sind und sich ebenso frühzeitig bethätigt haben, wie der Seelencult: nämlich erstens die Personification und Verehrung der Naturgewalten und Naturerscheinungen, und zweitens der Glaube an ein höchstes gutes Wesen, ein Glaube, der in vollkommener Unabhängigkeit von den beiden anderen Religionswurzeln sich allerorts auf Erden bei den auf der niedrigsten Culturstufe stehenden Völkern nachweisen läßt. Je nachdem nun die eine oder andere dieser drei Wurzeln der Religion sich besonders kräftig entwickelt, unterscheidet sich Wesen und Charakter der Religionen in historischer Zeit. Die Personification und religiöse Verehrung sittlicher Begriffe ist im Vergleich mit jenen drei Religionswurzeln seit lange als eine sehr viel jüngere Phase der Religionsbildung erkannt worden.

Für die Auffassung des geschichtlichen Werdens der Religionen ist nun keine andere Idee fruchtbarer gewesen, als die Erkenntniß der Bedeutung des primitiven animistischen Vorstellungskreises. Dieser Erkenntniß verdankt man die Feststellung der animistischen Ueberlebsel in den höher entwickelten Religionen. Aber R. waren alle diese Beobachtungen ein Greuel. In dem Festgruß an Böhtlingk vom Jahre 1888 handelt er S. 97, 98 von Irrlichtern, die an einer Stelle des Atharvaveda erwähnt sind, und schließt mit den Worten: „Es ist erfreulich, daß sie hier, wenn auch ein Spuk, wenigstens nicht irrende Seelen Gestorbener sind, die uns in neuesten Interpretationen der Mythen sonst auf Schritt und Tritt verfolgen.“ Daß R. sich auf dem Gebiet der allgemeinen Religionsgeschichte gegen die wohlbegründeten Anschauungen einer neuen Zeit ablehnend verhalten hat, durfte auch die Pietät des dankbaren Schülers und Nachfolgers im Interesse einer möglichst objectiven Werthung der Persönlichkeit nicht verschweigen. Aber es sei daran erinnert, wie schwer es ist, im reiferen Alter mit lange gehegten Ueberzeugungen zu brechen, und wie doppelt schwer das Umlernen einem Manne wird, der sich als Pfadfinder fühlen darf.

Diese Bemerkungen werden genügen, um Roth's Stellung und Standpunkt in der Wissenschaft zu kennzeichnen; es erübrigt nun noch eine Schilderung des Lehrers und des Menschen.

Als akademischer Lehrer verschmähte R. alle rhetorischen Mittel; er sprach stets gleichmäßig ruhig und klar und wußte dabei ein so intensives Interesse für die Sache zu erwecken, daß seine näheren Schüler wohl stets zu den arbeitsamsten Studenten in Tübingen gehört haben. Am anregendsten wirkte er in den Vorlesungen über Veda und Avesta, die vielfach auch von Ausländern besucht wurden: hier lernten die Zuhörer Roth's Forschungsmethode und Auffassungsweise kennen und bewunderten in jeder Stunde aufs neue die Kraft seines Geistes. Die andersgearteten Methoden und Leistungen der Mitforscher schätzte R. gering und machte in seinen Vorlesungen aus dieser Geringschätzung kein Hehl. Trotz der ungeheuren Arbeit, die R. auf sich genommen und die ihm Lebensbedürfniß war, hatte er doch immer Zeit für seine Schüler, wenn sie kamen, ihn bei ihren ersten selbständigen Arbeiten um Rath und Beistand zu bitten. Wie viele für die Wissenschaft hochbedeutsamen Werke sind nicht auf Roth's Anregung und unter seiner Beihülfe aus den Händen seiner Schüler hervorgegangen! Es genügt hier, L. v. Schroeder's Ausgabe der Maitrâyaṇî Saṁhitâ und Geldner's Ausgabe des Avesta zu nennen.

R. lud seine Schüler oft in sein Haus und unternahm mit ihnen gern

große, gewöhnlich den ganzen Tag ausfüllende Spaziergänge, auf denen die Theilnehmer vielseitige geistige Anregung empfingen und Beziehungen anknüpften, aus denen zum Theil Freundschaften für das Leben geworden sind. Wenn solche Spaziergänge in das Dorf Thalheim bei Mössingen führten, so durfte bei der Bowle, die R. gern bei solchen Gelegenheiten anrichtete, ein alter Bauer nicht fehlen, der schon vor 1866 in seinem Heimathsort dem Anschluß an Preußen das Wort geredet hatte, und R. erwartete von seinen Schülern, daß sie dieser „Stütze der nationalen Idee“ mit großem Respect begegneten.

Die Zahl derjenigen Schüler Roth's, die zu wissenschaftlicher Bedeutung und zu angesehenen Stellungen gelangt sind, ist in Anbetracht des entlegenen Faches sehr beträchtlich. An erster Stelle seien zwei vor ihrem Lehrer Dahingeschiedene genannt: der große amerikanische Gelehrte W. D. Whitney und Martin Haug. Der Letztere hatte freilich auf Grund irgend welcher Mißverständnisse einen heftigen Groll gegen R. gefaßt und bis zu seinem Tode gehegt (s. Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen I, 74, 175, 176), aber trotzdem niemals den Einfluß verleugnet, den R. auf ihn ausgeübt hatte; denn Haug hat sich in seinen Arbeiten ausschließlich auf den Gebieten bewegt, auf die er durch Roth's Unterricht hingewiesen war. Der nächste hervorragende Schüler Roth's war Julius Grill; ihm folgten Ernst Kuhn, H. Hübschmann, H. Osthoff, Eduard Müller, Lawrence H. Mills, Hermann Fischer, K. Geldner, Wsewolod Miller, L. v. Schroeder, H. Zimmer, Charles R. Lanman, A. Kaegi, Bruno Lindner, der Verfasser dieses Artikels, P. v. Bradke, B. Perrin, E. D. Perry, A. Macdonell, Th. Baunack, Fr. Knauer, H. Wenzel, Paul Vetter, Chr. Seybold, Wilhelm Schmid, E. V. Arnold, M. Aurel Stein, K. Bohnenberger u. A. m. In dieser Liste sind einige Gelehrte aufgezählt, die nicht Indologen von Fach geworden sind, aber doch unter Roth's Leitung gründliche Studien gemacht haben.

R. war eine imponirende Erscheinung, von hoher Statur und außerordentlich kräftigem Körperbau. Der erste Blick auf seinen prachtvollen Gelehrtenkopf mit den klugen, durchdringenden Augen lehrte, daß man es mit einem Manne von ungewöhnlicher Bedeutung zu thun hatte. Es war — wie der Geistliche an seinem Grabe sagte — etwas auf seinem Angesicht wie von dem Wort des alten Weisen: „Störet mir meine Kreise nicht.“ Mit wuchtigen Schritten ging er einher, wie Jemand, der sich seines Zieles immer bewußt ist; Niemand wird R. je unentschlossen, aber ebensowenig übereilt gesehen haben. An Collegen und Schüler stellte er große Anforderungen; er war streng in seinem Urtheil, namentlich da, wo er Trägheit, Unzuverlässigkeit, einen Mangel an Wahrhaftigkeit und Streberthum zu erkennen glaubte. Aber er gehörte auch zu den Männern, die streng sein dürfen; denn er war am strengsten gegen sich selbst. Die Festigkeit seines Wesens, die auf eiserner Willenskraft beruhte, äußerte sich oft genug in schroffer Weise, wenn er für seine Ueberzeugung eintrat. Damit hat er sich in seinem Kreise manche Sympathien verscherzt; aber die Besten und Bedeutendsten seiner Collegen haben treu zu ihm gehalten.

R. ist zwei Mal verheirathet gewesen; 1853 starb seine erste Gattin, geb. Klotz, 1881 seine zweite, geb. Otto. Auch verlor er sein einziges Kind aus erster Ehe, einen Sohn, der Ingenieur geworden war und im 26. Lebensjahre im Hause des Vaters an der Schwindsucht starb. Aus seiner zweiten Ehe hatte R. zwei Töchter. Nach deren Verheirathung an die Tübinger Professoren der Medicin H. Vierordt und G. Schleich hat er sich in seinem Haus und Garten am Neckar vereinsamt gefühlt. Seine näheren Bekannten haben wohl gemerkt, wie sehr er an allem, was seine Kinder und Kindes-

kinder betraf, Antheil nahm und wie viel milder er in vorgerücktem Alter in seinem Wesen geworden war. R. ist nach dem äußeren Anschein nicht selten für eine kalte, gefühlsarme Natur gehalten worden. Wer wie der Schreiber dieser Zeilen vier Jahre sein Schüler gewesen ist und dann achtzehn Jahre lang mit ihm in ununterbrochenem brieflichen Verkehr gestanden hat, darf das Recht in Anspruch nehmen, dieses Urtheil für falsch zu erklären. Wie viele kraftvolle Naturen verschloß R. seine Empfindungen in sich und schlug nur bei ganz besonderen Gelegenheiten einen wärmeren Ton an. Selbst in den Stunden des größten Schmerzes unterbrach er nicht den geregelten Gang seiner Thätigkeit. Im Sommer des Jahres 1875 starb sein einziger Sohn. Das Veda-Colleg folgte unmittelbar auf die Beerdigung, und wie R. während dieser nicht mit der Wimper gezuckt hatte, so wies er auch das Ersuchen seiner Schüler, die Vorlesung an dem Tage ausfallen zu lassen, kurz zurück und docirte mit einer Frische und Unbefangenheit, als ob ihn innerlich nichts bewegte. Und doch konnte, wer es wissen wollte, erfahren, wie sehr R. seinen Sohn vom zartesten Alter an geliebt hatte. Trotz der anscheinenden Kälte hatte R. ein warmes Herz nicht nur für seine Angehörigen, sondern auch für seine Freunde und Schüler und deren Familien, wenn nur die Schüler selbst Werth darauf legten, in engerem Zusammenhang mit ihm zu bleiben. In dieser Hinsicht sind ihm Enttäuschungen nicht erspart geblieben.

So stark Roth's Abneigung gegen die berufsmäßige Wohlthätigkeit war, so bereitwillig war er, Bedürftigen in aller Stille zu helfen; er that es aber nie infolge einer augenblicklichen Regung, sondern nur nach sorgfältiger Prüfung der Würdigkeit. Im April des Jahres 1888, als die großen Ueberschwemmungen viel Unglück über die Provinzen Ost- und Westpreußen gebracht hatten, erbot sich R., dem Verfasser dieses Artikels, der damals an der Königsberger Universität wirkte, eine größere Geldsumme zur Verfügung zu stellen unter der Bedingung, daß sie zur Unterstützung von persönlich bekannten Beschädigten verwendet, aber nicht einer der öffentlichen Sammelstellen überwiesen würde.

Der großen Geselligkeit war R. abhold, zumal wenn sie die Nachtstunden in Anspruch nahm; denn er pflegte seine Arbeit in den frühesten Morgenstunden zu beginnen. In kleineren Zirkeln aber war er ein außerordentlich guter, zu kräftigem Humor geneigter Gesellschafter, der sich als den Mittelpunkt des ihn umgebenden Kreises fühlen durfte. Seine Erholungszeiten verlebte R. entweder in der Schweiz oder im Schwarzwald; größere Reisen hat er seit der wissenschaftlichen Reise, die ihn in jungen Jahren nach Frankreich und England geführt hatte, nicht unternommen, obwohl er — wie es in den alten Tübinger Urkunden heißt — ad pinguiorem fortunam gelangt war. Fremde Länder und Völker reizten ihn nicht, nach neuen Eindrücken hatte er kein Bedürfniß. Nur zum Besuche wissenschaftlicher Congresse entschloß er sich zu den Fahrten nach Innsbruck, Florenz, Wien und Leiden.

In der Festschrift, die R. am 24. August 1893 bei der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums von seinen Freunden und Schülern dargebracht wurde — es ist eine Sammlung von 44 Abhandlungen, zu der außer deutschen, österreichischen und schweizer Gelehrten auch solche aus England, Holland, Rußland, Italien und Amerika Beiträge geliefert haben — ist in den einleitenden Worten darauf hingewiesen, daß der Name der Universität seines Heimathlandes durch ihn in fernen Welttheilen bekannt gemacht worden ist. An Dank dafür hat es R. in Württemberg nicht gefehlt. Ehren und Auszeichnungen sind ihm von nah und fern in reichem Maaße zu Theil geworden. Er machte

zwar nach Außen hin von ihnen keinen Gebrauch; aber er freute sich doch der verdienten Anerkennung. R. war Ehrendoctor der theologischen Facultät in Tübingen (1877) und der juristischen in Edinburgh (1889), auswärtiges oder Ehrenmitglied der folgenden Akademien und gelehrten Gesellschaften: der Berliner, Münchner, Wiener und Petersburger Akademie (der letzten schon seit 1855), der französischen Akademie der Inschriften, der Göttingischen und der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der deutschen morgenländischen Gesellschaft, der kgl. asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, der amerikanischen orientalischen Gesellschaft, der italienischen asiatischen Gesellschaft und der Wladimir-Universität in Kiew. Außerdem besaß R. eine Anzahl hoher in- und ausländischer Orden.

Vor Pfingsten des Jahres 1895 erkrankte R. an einer leichten Rippenfellentzündung, erholte sich aber anscheinend rasch und verbrachte die Pfingstferien zusammen mit seinem Schwiegersohn Prof. H. Vierordt in dem Badeorte Liebenzell im württembergischen Schwarzwald. Nach der Rückkehr konnte er seine Vorlesungen wieder aufnehmen; aber bald stellten sich große Beschwerden ein, die Folgen einer Herzdegeneration, die in ihren Anfängen weit zurückreichte und in den letzten Jahren merkliche Fortschritte gemacht hatte. Am 19. Juni las er zum letzten Male Colleg; es war ihm schon fast unmöglich, den gewohnten Weg die Neckarhalde hinauf zurückzulegen. In den folgenden Tagen war er meistens ohne Bewußtsein, sodaß er von der hinzutretenden Wassersucht zum Glück nicht lange zu leiden hatte. Am Morgen des 23. Juni wurde er, 74 Jahre alt, von der Stelle, an der er ein halbes Jahrhundert lang als ein Vorbild echten deutschen Gelehrtenthums gestanden hatte, abberufen.

Hermann Fischer, Nachruf für R. v. Roth, gesprochen bei der Beerdigung, Tübingen 1895. — B. Delbrück, Rudolf Roth, Vortrag, gehalten in der Sitzung der deutschen morgenländischen Gesellschaft am 20. October 1895 (abgedruckt in der Zeitschrift dieser Gesellschaft 49, 550—559). — Sitzungsberichte der Berliner Akademie 39 (19. October 1893), 823—825. — W. v. Christ, Sitzungsberichte der Münchner Akademie 1896, S. 149 ff. (vgl. Beilage Allg. Zeitg. 1896, 63, S. 6 ff.). — Almanach der Wiener Akademie 1896, S. 244. — Arthur A. Macdonell, Obituary Notices, Professor von Roth, Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland for 1895, 906—911, und Academy 48, p. 55 ff. — Athenaeum 1895, July 27, p. 130. — G. A. Grierson, Proceedings, Asiatic Society of Bengal, 1895, p. 142 ff. — R. Garbe, Rudolf Roth (Nachruf), Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen 22, 139 ff. — Lucian Scherman, Rudolf v. Roth. Zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum: Münchner Neueste Nachrichten 1893, Nr. 382. — Ueber Land und Meer, 70, 995. — Staatsanzeiger für Württemberg, 1893, 31. August, 1442—43; 15. September, 1519; 25. October, 1732—33; 1895, 24. Juni, 1088. — Schwäbischer Merkur, 1893, 23. August, 1759; 1895, 10. Juli, 1403. — Beilage Allg. Ztg., 1893, 192, S. 7; 250, S. 7; 270, S. 6 ff.; 1895, 146, S. 6 ff. (aus dem Schwäbischen Merkur).

R. Garbe.

Roth: Stephan R., Schulmann, Theolog, Rathsherr und Geschwindschreiber, geboren 1492 in Zwickau, † daselbst am 8. Juli 1546. Der Knabe, der von seinem Vater, einem Handwerker, praktischen Sinn und helles Auge, von der Mutter Religiosität und idealen Sinn ererbt hatte, empfing die Jugendbildung auf der Zwickauer Rathsschule, die wegen ihrer besonderen

Tüchtigkeit unter dem Namen „Zwickauer Schleif- oder Polirmühle“ bekannt war. Im J. 1512 bezog er die Universität Leipzig und wurde dort gründlich in die Ideen des Humanismus eingeführt. Seinem Studienfreunde Kaspar Cruciger widmete R. 1516 seine Erstlingsschrift, eine lateinische Abhandlung über ein Gedicht des Pico von Mirandola. Nach Vollendung der Studien folgte er zu Ostern 1517 einem Rufe in seine Heimathstadt, deren Rath ihm für drei Jahre die Leitung der berühmten „Polirmühle“ übertragen hatte. Durch Berufung tüchtiger Lehrkräfte und Einführung des griechischen Unterrichts gelang es ihm, die Schule zu einer Pflanzstätte des Humanismus zu machen. Mit gleichem Geschick und ähnlichem Erfolg wirkte R. nach Ablauf seiner Zwickauer Rectoratszeit als Leiter der lateinischen Schule des böhmischen Städtchens Joachimsthal, eine Stellung, die er ebenfalls drei Jahre lang (1520—1523) bekleidete.

Mit steigender Theilnahme verfolgte er dort die von Wittenberg ausgehende Bewegung und entschloß sich, den Reformator Luther selbst zu hören. Im J. 1523 ließ er sich als Student der Theologie in Wittenberg aufs neue immatriculiren und wurde Schüler von Luther, Bugenhagen, Amsdorf und Anderen, deren Vorlesungen er fleißig und sorgfältig nachschrieb. So ward R. ein Anhänger der Reformation und fand schon 1524 in Wittenberg Beschäftigung als Hülfsprediger an der Stadtkirche. Am 11. Mai desselben Jahres verheirathete er sich mit Ursula Krüger, einer Schwägerin des bekannten Wittenberger Buchdruckers Georg Rhaw; doch gestaltete sich die Ehe, wenigstens in den ersten Jahren, nicht gerade glücklich.

In Zwickau, wo Luther's Lehre auf sehr empfänglichen Boden gefallen war, hatte man den jungen Gelehrten R. inzwischen nicht vergessen. Seine Kenntnisse und Erfahrungen, seine Tüchtigkeit, seine besondere Freundschaft mit Luther und seine Anhänglichkeit an die Heimath hatten ihm die Wege dort geebnet. Ende 1527 kehrte R. nach Zwickau zurück und Anfang 1528 ward er dort als Stadtschreiber und Schulinspector angestellt. Dieser Posten war wohl der arbeits- und einflußreichste der ganzen Stadtverwaltung. Nicht nur die Geschäfte der inneren Stadtverwaltung hatte R. zu besorgen, sondern er mußte die Stadt auch auf verschiedenen sächsischen Landtagen und in allerlei Händeln nach Außen vertreten; kurz, er war eine Art Kanzler oder Syndikus von Zwickau. Wiederholte Schwierigkeiten und Irrungen zwischen der Stadt einerseits und dem Oberpfarrer daselbst, sowie den Theologen in Wittenberg andrerseits wegen Besetzung der geistlichen Stellen verursachten unserem R. viele Mühe und führten sogar zu einem Bruch mit Luther, der über die Zwickauer höchst aufgebracht war. Eine Aussöhnung zwischen R. und Luther kam erst spät und nach langen Bemühungen zu Stande; doch konnte sie eine gewisse Spannung nicht wieder ganz beseitigen. Im J. 1543 erstieg R. die Stufe der Rathsherrenwürde, die aber materiell für ihn eher eine Verschlechterung bedeutete. Am 5. November 1544 verlor er seine Frau Ursula durch den Tod. Schon kränkelnd, verheirathete er sich aufs Neue am 17. Januar 1546 mit der Zwickauerin Barbara Pfützner. Dieser Ehestand sollte nicht lange währen. Bereits am 8. Juli 1546 starb Stephan R. in Zwickau, tief betrauert von seinen Angehörigen und der ganzen Stadt, die in ihm einen ihrer besten Bürger verlor, einen Mann von aristokratischer Natur, der seine Zeit recht erfaßt und mit praktischem Scharfblick überall fest und sicher einzugreifen verstanden hatte. Sein Oelporträt hängt in der Zwickauer Rathsschulbibliothek; eine lithographische Vervielfältigung davon ist dem zweiten Bande von Herzog's Chronik von Zwickau (1845) beigegeben.

Roth's Bedeutung für Wissenschaft und Litteratur läßt sich aus seinen

Büchern und seinem Briefwechsel erkennen. Ungefähr 6000 Bücher, die er mit Geschick und Verständniß gesammelt hatte, konnte er der Stadt Zwickau für die Rathsschulbibliothek hinterlassen, und ungefähr 4000 Nummern zählt seine Correspondenz, die ebenda aufbewahrt wird. Wir bewundern in ihr die Vielseitigkeit, den Fleiß und die Gefälligkeit des Mannes, der mit aller Welt über die mannichfachsten Gegenstände Briefe wechselte. Theologen und Humanisten, Buchdrucker und Verleger, Schriftsteller und Dichter, adelige Grundbesitzer und Kanzleibeamte, alle sind in Roth's Correspondenz mit Briefen vertreten. Man betrachtete den Zwickauer Gelehrten fast wie ein litterarisches Vermittlungsbureau. Manuscripte wurden ihm zur Beurtheilung und Verwerthung zugeschickt; er wirkte als Corrector für verschiedene Druckereien; man erbat seine orthographischen Grundsätze als Muster und nahm insbesondere gern seine Hülfe zur Besorgung von litterarischen Neuigkeiten in Anspruch. Da er überallhin Verbindungen unterhielt, kamen neu erschienene Schriften rasch in seine Hände, und er wurde vielfach wegen ihrer Beschaffung wie ein Commissionär angegangen. Selbst Schriften, die gar nicht für den Handel, sondern nur für die leitenden Kreise bestimmt waren, konnte R. verschaffen, seine directen Verbindungen mit den Kanzleien kamen ihm dabei sehr zu Statten.

Eine bemerkenswerthe Fertigkeit hatte sich R. auch im Nachschreiben von Vorträgen und Reden angeeignet. Seit seiner Wittenberger Zeit war er als Schnellschreiber bekannt. Man bewunderte seine Aufzeichnungen als wörtliche und rühmte besonders seine Nachschriften Luther'scher Predigten und die danach besorgte Ausgabe eines Theiles der Luther'schen Postille. Von Wörtlichkeit sind diese Nachschriften nun allerdings weit entfernt, denn R. hat nicht etwa ein System der Stenographie erfunden und angewandt, sondern verdankte die größere Ausführlichkeit seiner Nachschriften neben der eigenen Fingergewandtheit nur einigen Weiterbildungen der mittelalterlichen Abkürzungen für das Lateinische, von denen er, was brauchbar war, auch auf die deutsche Schrift übertrug. Trotzdem blieben diese Hülfsmittel für das Nachschreiben deutscher Reden sehr unzulänglich, und R. half sich daher nach Möglichkeit durch sofortige Uebersetzung des Gehörten in die knappere lateinische Sprache, für die doch viel reichlichere Kürzungen zur Verfügung standen. Aus diesem Umstande erklärt sich das wunderliche Gemisch von Latein und Deutsch in Roth's Nachschriften, die zum Theil noch in der Zwickauer Rathsschulbibliothek vorhanden sind. Ob R. der Erfinder dieses Verfahrens ist, muß dahingestellt bleiben; denn auch mehrere seiner Zeitgenossen wie Kaspar Cruciger, Georg Rörer, Veit Dietrich, Andreas Poach, die sich gleichfalls durch Schreibgewandtheit auszeichneten, bedienten sich ganz ähnlicher Hülfsmittel. Jedenfalls aber wurde R. auch um Mittheilung seiner Schreibkürzungsgeheimnisse angegangen.

Außer seiner erwähnten Erstlingsschrift hat R. kaum noch eigene schriftstellerische Hervorbringungen veröffentlicht, aber seine Uebersetzungen und Ausgaben fremder Werke verschafften ihm doch einen angesehenen litterarischen Namen. Besonders ist hier seine Betheiligung an der Herausgabe von Luther's Kirchenpostille zu nennen. Das vollständigste Verzeichniß von Roth's Veröffentlichungen hat Georg Buchwald im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels", Bd. XVI, S. 9 ff., gegeben.

Vinhold, in der Zwickauer Gymnasialeinladungsschrift von 1705. — G. Müller, Magister Stephan Roth, in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte I, 43 ff. — E. Fabian, Petrus Plateanus (Zwickauer Programm 1878). — Ders., Die Zwickauer Schulbrüderschaft, in den Mittheilungen des Alterthumsvereins für Zwickau III, 50 ff. — G. Buchwald, Die Lutherfunde der neueren Zeit (1886). — Ders., Stadtschreiber Stephan

Roth, im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XVI, 6 ff. (Leipzig 1893). — P. Mitzschke, Stephan Roth, ein Geschwindschreiber des Reformationszeitalters (Berlin 1895). — E. Dewischeit, Georg Rörer, ein Geschwindschreiber Luther's (Berlin 1899). — Beiträge zur Reformationsgeschichte (von O. Clemen), Heft I (Berlin 1900). Mitzschke.

Roth: Wilhelm August R., hervorragender Militärhygieniker zu Dresden, geboren am 19. Juni 1833 zu Lübben in der Niederlausitz, studirte seit 1851 auf der Berliner Universität als Eleve des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts, wurde 1855 Doctor, 1856 Unter-, 1857 Assistenz-, 1861 Stabsarzt beim Friedrich Wilhelm-Institut, 1863 am Invalidenhause und an der Central-Turnanstalt, 1867 Oberstabsarzt und Lehrer an der Kriegs-Akademie in Berlin, 1870 General- und Corpsarzt des 12. königl. sächs. Armee-Corps zu Dresden und im Feldzuge zugleich Armee-Generalarzt der Maasarmee, seit Frühjahr desselben Jahres als Generalarzt I. Classe an die Spitze des königl. sächsischen Militärsanitätswesens berufen, übernahm 1873 die Professur der Gesundheitspflege am Polytechnikum zu Dresden und leitete zugleich die militärärztlichen Fortbildungskurse. R., der am 12. Juni 1892 in Dresden starb, gehört zu den bedeutenderen deutschen Militärärzten. Er hat eine große Reihe von Schriften zur Militärmedicin und Militärhygiene veröffentlicht, so: „Militärärztliche Studien“ (3 Th., Berlin 1867, 68), „Grundriß der physiol. Anatomie für Turnlehrer-Bildungsanstalten“ (ebd. 1866; 2. Aufl. 1872); zusammen mit Lex: „Handbuch der Militärgesundheitspflege“ (3 Bände, 1872 bis 77), mehrere Publicationen aus dem königl. sächs. Militär-Sanitätsdienst u. s. w. Seit 1872 gab er auch einen „Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens“ heraus. Er machte mehrere wissenschaftliche Reisen, 1863 in das Lager zu Châlons u. s. w., besuchte die englische Armee, fungirte 1876 als deutscher Preisrichter auf der Industrie-Ausstellung zu Philadelphia. Zuletzt war er General-Arzt I. Classe, Vorstand der Sanitäts-Direction, ord. Honorarprofessor am königl. Polytechnikum, Mitglied und Stellvertreter des Präsidenten des Landes-Medicinal-Collegiums. Am 28. April 1894 wurde im Vorgarten des Garnisonlazareths zu Dresden sein Denkmal enthüllt.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. von Pagel. Berlin und Wien 1901, S. 1432. Pagel.

Rothbart: Ferdinand R., Radirer, Illustrator, Historienmaler, Conservator des kgl. Kupferstich- und Handzeichnung-Cabinets, geboren am 3. October 1823 zu Roth am Sand, † am 31. Januar 1899 in München, kam in früher Kindheit mit den Eltern nach Nürnberg, wo er nach dem Tode des Vaters, welcher eine Drahtflechterei besaß, eine an schweren Erfahrungen reiche Jugend verbrachte. Der kleine Ferdinand wäre, wie er in einer leider verlorenen Autobiographie berichtete, „gerne Schneider geworden, aber die vielen Thränen, welche auf das Nähezeug der Mutter und Schwester fielen, ließen ihm diese Arbeit als eine recht traurige erscheinen.“ Ein wohlwollender Vormund brachte ihn und den Bruder Georg Rothbart (geboren 1817, † am 3. September 1896 als herzoglicher Oberbaurath und Geh. Hofrath zu Coburg) in das Waisenhaus, wo die Beiden, obwohl in unsäglich gedrückter Stimmung, doch eine gute Erziehung und feste Grundlage zu weiterem, gedeihlichen Fortkommen fanden. Das mechanische Coloriren von Landkarten und Bilderbogen weckte die Liebe zur Kunst; das anregende Beispiel des älteren Bruders wirkte befeuernd. Es ging rasch vorwärts. Bald erwarb der junge Ferdinand in der Technik der Lithographie und bei H. L. Petersen im Gebiete des Kupferstichs und der Radirung schöne Kenntnisse und praktische

Uebung. Mit aller Kraft versuchte er sich mit der Illustration und lieferte für verschiedene Buchhändler und Verleger allerlei Arbeiten von eigener Erfindung und Composition. Später wagte er die Uebersiedelung nach Stuttgart, wo er für die von Guhl und Caspar edirten „Denkmäler der Kunst“ viele treffliche Platten sauber und verständnißinnig radirte, sein Wissen und Können täglich erweiternd. Im Auftrage der Königin Olga malte er sehr schöne Genrebilder mit architektonischem, landschaftlichem Hintergrunde, Illustrationen zu Uhland's Dichtungen und Volksliedern, welche, wie der „Schweizerbub“, der „Deserteur“, „Die Nonne“, „Der Ziegenhirt“, „Badende Kinder“, in Stahlstichen von C. Oertinger und A. Schultheiß erschienen. Dadurch erregte R. die Aufmerksamkeit des Verlegers G. Scheitlin, welcher ihn mit Illustrationen zu den 1854 von Isabella Braun (s. A. D. B. XLVI, 198) begründeten „Jugendblättern“ in Anspruch nahm. R. lieferte für dieses Unternehmen durch viele Jahre eine stattliche Reihe mit höchst ansprechenden Aquarellen, ebenso zu den anmuthenden „Der grüne Wald“, „Das liebe Brod“ betitelten Büchlein dieser alsbald sehr beliebten Schriftstellerin, welche eine neue sehr zeitgemäße Richtung in der Jugendlitteratur anbahnte und über ihr Lebensende hinaus glückhaft bewährte. R. bethätigte sich auch an den weltbekannt gewordenen „Münchener Bilderbogen“ (bei Braun und Schneider) mit dem Märchen von den „Sternthalern“ (Nr. 225) und Beiträgen zur „Geschichte der Costüme“ im XIV. und XV. Jahrhundert, zeichnete Titelblätter zu Wieland's sämmtlichen Schriften (Lpz. 1853—58 in 36 Bändchen), zu Schiller's Werken (Stuttg. 1853 in 12 Bänden), zu Goethe's „Götz“ (Berlin bei Grote) und Hebel's „Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes“. Auch entstanden die drei meisterhaften Blätter zu Adolf Böttger's „Dichtergarben“, zu N. Ducros' „Parnasse Français“ (beide gestochen von C. Geyer) und der „British Lyric“ von W. O. Elwell (gestochen von A. Schultheiß, sämmtlich im Verlage von George Westermann in Braunschweig), wobei R. ebenso wie bei G. Scherer's „Deutschem Dichterwald“ (1857) die nationale Charakteristik der betreffenden Dichtungen zum prägnantesten Ausdruck brachte. — Der erste größere Auftrag erwuchs für R. in Coburg: Im Laubengang der herzoglichen Veste malte er das jeden Besucher so angenehm überraschende und erfreuliche große Fresco mit dem „Brautzug des Herzog Casimir“, eine sehr gelungene Leistung. Nebenbei katalogisirte er auch die reiche Sammlung von Kupferstichen, Handzeichnungen und Autographen des kunstsinnigen Herzogs Ernst. Dann wurde R. mit Frescobildern für die historische Galerie des Münchener National-Museums betraut und zwar mit den wirklich dankenswerthen Stoffen: wie Johann Capistran zu Nürnberg gegen Luxus und Kleiderpracht predigt (1452), Albrecht Pister zu Bamberg die erste Buchdruckerei gründet (aus welcher die Incunabel von Boner's „Fabeln“ 1461 hervorging) und Kaiser Ludwig der Baier die Stadt Nürnberg (1322) mit neuen wichtigen Rechten begnadet. R. löste seine Aufgabe in so glücklicher Weise, daß ihm noch drei weitere Bilder übertragen wurden, welche er jedoch ablehnen mußte, da seine Gesundheit durch wiederholten Blutsturz erschüttert war, so daß ein längerer Aufenthalt im Süden dringend geboten schien. Gleichzeitig war die edelmüthige Stiftung des Bildhauers Joh. Martin v. Wagner (s. A. D. B. XL, 515) flüssig geworden und R. erhielt als erster Stipendiat einen dreijährigen Aufenthalt für Italien, insbesondere in Rom, wo der Künstler Genesung fand. Dankbaren Herzens sendete er in die Sammlungen der Universität Würzburg, der Patronin der „Martin v. Wagner-Stiftung“ ein von ihm sorgfältig ausgeführtes „Noli me tangere“ betiteltes Oelbild. Zu Rom katalogisirte R. auch die Bibliothek der „Villa Malta“. Nach seiner Rückkehr zeichnete R. viele Illu-

strationen, z. B. zu Lessing's „Nathan“ (Berlin 1868), Goethe's „Faust“, zu Lenau's „Gedichten“, Schiller's „Don Carlos“, zu Georg Scherer's „Deutschen Volksliedern“, für Lohmeyer's „Monatshefte“ und vier große Cartons mit den „Evangelisten“, ausgeführt in der Glasmalereianstalt L. Faustner's (siehe A. D. B. XLVIII, 504) als Kirchenfenster nach Darley bei Glasgow (vgl. Lützow's „Zeitschrift“ 1874, IX, 610); auch einen Carton mit der Kirchhofscene aus „Hamlet“ für ein Glasbild F. X. Zettler's. — Im J. 1871 wurde ihm die Stelle eines Conservators am kgl. Kupferstich- und Handzeichnungs-Cabinet (jetzt „Graphische Sammlung“) übertragen, welche er bis 1885 begleitete. Aus den unerschöpflichen Schätzen dieser Anstalt veröffentlichte R. seltene Handzeichnungen, Radirungen und Stiche älterer Meister, in dem von Obernetter-Albert erfundenen photographischen Lichtdruck mit einem großen Prachtwerke (1876) und leitete die von Obernetter besorgte Reproduction der Kleinmeister des XVI. und XVII. Jahrhunderts, wodurch die kostbarsten Blätter in billigen Copien als Vorlagen zum Gemeingut für das Kunstgewerbe wurden. Im J. 1885 trat R. infolge seiner asthmatischen Beschwerden in den wohlverdienten Ruhestand, in verschiedenen klimatischen Curorten Linderung seiner Leiden suchend, die sich erst in den letzten Lebensjahren langsam verzogen. In freieren Pausen griff er wieder zu Pinsel und Palette, zu Stift und Feder und trug sich mit neuen Compositionen und Oelbildern, ohne damit in die Oeffentlichkeit zu treten. Für König Ludwig II. malte er einen culturhistorischen Tanz aus der Zeit Ludwig XIV. Hatte er früher schon für das „Malerische Baiern“ (im Verlag bei Georg Franz in München) viele Blätter mit landschaftlichen Aufnahmen und Städteansichten geliefert, so liebte er jetzt allerlei Reiseeindrücke mit gewandter Feder festzuhalten, z. B. über „Pappenheim“ oder „Kelheim und seine Umgebung“ (Regensburg 1888), wobei auch kleinere Sachen für Seb. Düll's „Jugendlust“ (Nürnberg 1889 ff.) und Rebele's „Kinderfreund“ (Augsburg 1891 ff.) abfielen. — R. war ein tiefgemüthvoller, zartbesaiteter Charakter, eine echte und vornehme Künstlernatur, ein unverbrüchlich edelmüthiger Freund, mit einem Worte: ein guter Mensch im schönsten Sinne des Wortes! So lange es seine Gesundheitsverhältnisse gestatteten, nahm er den innigsten Antheil an allen Fragen und Angelegenheiten der Münchener Kunstgenossenschaft; besonderen Dank verdiente er ob seiner umsichtigen Geschäftsführung des Künstler-Unterstützungsvereins. Zu vielen festlichen Gelegenheiten, bei Maientagen und Carnevalabenden lieferte R. Zeichnungen, heitere Beiträge und stellte lebende Bilder, so z. B. eine mit Wilhelm Lichtenheld (s. A. D. B. LII, 693) inscenirte „Schusterwerkstätte“, voll jovialen Humors. In seinen Kinderbildern zeigte er innige Verwandschaft mit Ludwig Richter, Oskar Pletsch und Albert Hendschel; bei seinen Oelgemälden und Fresken war die Freundschaft mit Arthur v. Ramberg (siehe A. D. B. XXVII, 208) und Ferdinand Piloty (s. A. D. B. LIII, 61) in coloristischer Beziehung fühlbar. — In früheren Jahren zeigte sein schön modellirter Kopf eine überraschende Aehnlichkeit mit dem durch A. van Dyck gemalten Portrait des Kupferstechers Lukas Vorstermann. R. war nicht verheirathet; sein ganzer zahlreicher artistischer Nachtrag wurde nicht versteigert, sondern unter den Verwandten in pietätvoller Weise vertheilt.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1898, II, 474. — Nekrologe in Nr. 32 d. Allg. Ztg. v. 1. Febr. 1899 u. Kunstvereins-Bericht f. 1899. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. u. d. Kunst, 1898, S. 262. — Bettelheim, Jahrbuch, IV, 169.

Hyac. Holland.

Rothmund: Franz Christoph von R., angesehener Chirurg in München, geboren am 28. December 1801, bildete sich in Würzburg als Schüler

v. Döllinger's, v. Textor's, Schönlein's und in Berlin v. Gräfe's aus. 1823 promovirt, wurde er zuerst Gerichtsarzt in Miltenberg, dann in Volkach, nach 20jähriger Thätigkeit in dieser Stellung jedoch 1843 Professor in München, Director der I. chirurgischen Abtheilung, dann Obermedicinalrath daselbst, trat 1871 in den Ruhestand und starb als Nestor der deutschen Chirurgen, nahezu 90jährig, am 30. November 1891. Seine hauptsächlichsten Arbeiten handelten über Radikaloperation der Hernien u. s. w.; aber auch über allgemeinere Themata (z. B. Todesstrafe).

Vgl. Biogr. Lex. hervorrag. Aerzte, hrsg. v. Pagel, Berlin u. Wien, 1901, S. 1436. Pagel.

Rottmanner: Dr. Simon R., auf seinem Gut Ast (bei Landshut a. Isar) gestorben am 6. September 1813, erblickte am 2. Februar 1740 zu Rottmann (bei Erding, O.=B.) als Sohn vermöglicher Bauersleute das Licht der Welt. Da der kräftige Knabe frühzeitig gute Begabung verrieth, ließen ihn seine Eltern das Gymnasium zu Freising besuchen, woselbst er gründliche Kenntnisse in den classischen Sprachen erwarb. Zum Jüngling herangereift dachte R. zuerst daran, Theologe zu werden. Da er aber bald erkannte, daß er für den geistlichen Stand weniger geeignet sein möchte, bezog er die Universität Ingolstadt (nachmals nach Landshut und München transferirt) und studirte dort unter Lori, Ickstadt u. A. die verschiedenen Disciplinen der Rechtswissenschaft. Im Jahre 1736 zum Licentiaten der Rechte promovirt prakticirte R. einige Zeit am Gerichte zu Erding und beschloß hierauf sich der Anwaltsthätigkeit zu widmen. Nachdem er die hierfür vorgeschriebenen Prüfungen mit bestem Erfolg bestanden hatte, wurde er 1768 als Hofrathsadvocat in München zugelassen. Hier lernte er den hochangesehenen, reichbegüterten Grafen Max v. Preysing kennen, der ihn als Rechtsconsulenten und Secretär in seine Dienste nahm. In dieser neuen Stellung fand er Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten. Insbesondere wurde er auch mit allen Zweigen der herrschaftlichen Güterverwaltung vertraut. Das schon vom Elternhause ererbte Interesse für landwirthschaftliche Gegenstände veranlaßte den jungen Beamten sich auch mit solchen Schriften zu befassen, welche die Oekonomie im Allgemeinen wie im Einzelnen behandelten. Auch von praktischen Landwirthen suchte er zu lernen, wo immer sich Gelegenheit bot. Bald erkannte er selbst vorhandene Mängel und forschte nach Mitteln, sie zu beseitigen. Endlich wagte er auf eigene Gefahr seine Theorien in die That umzusetzen. Das namhafte Vermögen, welches ihm seine Frau Barbara (geb. Bauer) zubrachte, ermöglichte R. den kleinen Edelsitz Ast zu erwerben und allmählich zu einem Mustergut im vollen Sinne des Wortes umzugestalten. Selbstredend schlugen zwar manche seiner Unternehmungen fehl. Andere aber waren vom Glück begünstigt und lohnten das darauf verwendete Capital mit reichlichen Zinsen. Weithin verbreitete sich der Ruf seiner Tüchtigkeit. Vielen war er Berather und Helfer. Doch das genügte dem braven Manne und aufrichtigen Vaterlandsfreunde noch nicht. Er glaubte sich verpflichtet in weiteren Kreisen aufklärend, belehrend und anspornend zu wirken. Neben Aufsätzen in Zeitschriften verfaßte R. (theils ohne, theils mit fingirtem Namen) in den Jahren 1778—1810 eine große Anzahl Abhandlungen über staats- und privatwirthschaftliche Fragen (vergl. Baader's Lex. verstorb. b. Schriftsteller [1825], II. Bd., 2. Th., S. 56 ff.) die nicht nur großen Absatz, sondern auch zum Vortheil des Staates wie der Bürger vielfach Beachtung fanden. In wohlverdienter Anerkennung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und gemeinnützigen Leistungen ernannte ihn die Juristenfacultät der Universität Landshut im Jahre 1802 zum Doctor der Rechte. Er überlebte diese Ehrung noch um

mehr als ein Decennium im frohen Genusse dessen, was sein Fleiß und seine Strebsamkeit geschaffen. Seine Heiterkeit und Arbeitslust blieben ihm bis in's hohe Alter treu. Von den Beschwerden desselben nahezu frei verfiel er Ende August in einen Schlummerzustand, der wenige Tage später in ewigen Schlaf überging. Sein Ableben erregte in weitesten Kreisen aufrichtige Betrübniß. Die Inschrift des Grabsteins rühmt ihm nach: „Die Fluren verdanken ihm ihren Segen, die Unterdrückten ihr Recht, die Unglücklichen ihre Rettung." Wie wahr dieses Lob gewesen, beweist der Umstand, daß noch heute das dankbare Andenken an „Vater Rottmanner" in der Gemeinde Ast nicht erloschen ist. — Die gleichgestimmte Gattin folgte dem Gemahl 1828 in die Ewigkeit. Sie hatte ihm 4 Töchter und 2 Söhne geboren. Erstere reichten angesehenen Männern des Adel- und Bürgerstandes die Hand. Von den Söhnen übernahm Karl (nach Erwerbung des Doctortitels) das väterliche Gut, starb jedoch bereits 1824 in einem Alter von 40 Jahren. Sein Bruder Max machte als bairischer Officier verschiedene Feldzüge mit, kehrte aber aus Rußland nicht mehr wieder. Ein Nachkomme Simon Rottmanner's ist der Benedictinerpater Dr. Odilo R., dessen Name in theologischen Kreisen guten Klang hat.

Quellen: Die Archive des Staates bieten nur Unwesentliches; jene des Hauses Preysing und der Gemeinde Ast überhaupt nichts. Litteratur: Das oben erwähnte Baader'sche Werk; (Socher) „Hauptzüge aus dem Leben des Dr. S. R." (Landshut 1815.) Biographische Notizen liefern auch Wiedemann in „Verhandlungen des hist. Ver. f. Niederbaiern" (1866), XI. Heft 3 und 4, S. 333 ff. und Hirschberger in „Landwirthschaftlicher Kalender" (1867). Pius Wittmann.

Roux: Karl R., Historienmaler, geboren in Heidelberg am 14. August 1826 als Sohn des Landschaftsmalers Jacob W. Ch. R. Seine erste Ausbildung erhielt er in Düsseldorf namentlich unter Leitung von Karl Hübner; ging dann auch nach München, Antwerpen und Paris. Später lebte er einige Zeit in Karlsruhe und wurde 1882 Director der großherzoglichen Gemäldegalerie in Mannheim. Anfangs malte er hauptsächlich historische Darstellungen in genrehafter Auffassung wie „Die Plünderung eines Dorfes während des dreißigjährigen Krieges" und „Dorothea mit dem Ochsengespann" (beide in der Galerie zu Karlsruhe) „Landsknechtsrast" (in der Galerie zu Hamburg.) Nachher malte er mehr Genrebilder und Tiere, unter Anderem: „Viehmarkt beim Oktoberfest in München", „Heuernte", „Auf der Alm" (in der Galerie zu Mannheim). Er erhielt die Medaille 2. Cl. Melbourne. Starb in Mannheim am 21. Juli 1894. Ed. Daelen.

Rübesamen: Friedrich Wilhelm August R., Dr. theol., pommerscher Kirchenmann, geboren am 28. Januar 1823 in Frauenhof, Kr. Greifenhagen, † am 26. December 1893 in Möringen bei Stettin. Als Sohn eines Försters, der durch Wilddiebe seinen Tod fand, in freier Natur erwachsen und erstarkt, seit 1835 auf dem Marienstiftsgymnasium in Stettin vorgebildet, schon als Primaner sein Jahr bei der Artillerie abdienend, nach der Universitätszeit in Halle und Greifswald Hauslehrer in Vorpommern, wurde er am 18. Juni 1851 für sein erstes Amt, das Diakonat in Gingst auf Rügen ordinirt, von wo er Michaelis 1861 als Superintendent nach Franzburg in Vorpommern und Michaelis 1869 als Pastor nach Möringen bei Stettin versetzt wurde. Für jede praktische Bethätigung des geistlichen Berufes mit klarem Blick und glücklicher Hand ausgerüstet, wie sich u. a. bei Gründung und Unterhaltung des Franzburger Waisenhauses zeigte, verfügte er in hervorragendem Maaße über die Gabe der Leitung. Von 1878 ab wählte ihn daher die Pommersche Provinzialsynode sechs Mal zu ihrem Präses, 1879 die Generalsynode zu

ihrem Vicepräsidenten, 1893 die letztere auch zum Mitgliede der Agenden-commission, in der er den Entwurf für den Hauptgottesdienst mit Beichte und Abendmahl zu bearbeiten hatte. Auch die theologischen Verhandlungen der Stettiner Festwoche hat er regelmäßig geleitet. Körperliche Rüstigkeit und geistige Auffassungsfähigkeit machten ihm ein schnelles und eindringendes Arbeiten leicht. Seiner festen und humorvollen Leitung ordneten auch Gegner sich bereitwillig unter. 1883 hatte ihn Greifswald mit der Doctorwürde geehrt. Die erste Gattin, eine Pfarrerstochter aus Rathebur bei Anklam, starb ihm bereits in Franzburg, die zweite und vier Söhne, davon einer aus erster Ehe, überlebten ihn. In der Frühe des 2. Weihnachtstages, nachdem er am ersten noch gepredigt hatte, erlag er einem Herzschlag.

(Sachse) D. A. Rübesamen, in: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Pommern I, S. 303 ff. Stettin 1895 und Familienmittheilungen.

Hermann Petrich.

Rubo: Ernst Traugott R. wurde am 8. Juli 1834 als Sohn des Rechtsconsulenten der jüdischen Gemeinde zu Berlin geboren. Nachdem er das Friedrich-Werder'sche Gymnasium absolvirt hatte, bezog er als Student der Rechte im J. 1854 die Friedrich Wilhelms-Universität, wo er hauptsächlich die Vorlesungen von Berner, Gneist, Heffter und Homeyer hörte. Ostern 1856 vertauschte er Berlin mit Heidelberg. Hier vollendete er unter Mittermaier, v. Mohl, Renaud und v. Vangerow seine Studien und wurde am 27. März 1857 auf Grund seiner (ungedruckten) Dissertation: „Quae sit doli natura" zum Dr. jur. promovirt. Im gleichen Jahre trat er als Auscultator in den preußischen Staatsdienst ein, wurde 1862 zum Gerichtsassessor und 1870 zum Stadtrichter in Berlin ernannt. Von 1879 an bekleidete er bis zu seinem am 18. März 1895 erfolgten Tode die Stelle eines Amtsgerichtsraths beim Amtsgericht Berlin I.

Bei den großen gesetzgeberischen Arbeiten, die im J. 1868 der Norddeutsche Bund und später das Deutsche Reich auf dem Gebiete des Strafrechts zu lösen unternommen hatte, fand Rubo's tüchtige und zuverlässige Arbeitskraft mehrfach Verwendung. Im J. 1868 wurde er neben Rüdorff dem damaligen Geh. Oberjustizrath und vortragenden Rath im preußischen Justizministerium Dr. Friedberg, der mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Gebiet des Norddeutschen Bundes betraut war, als Hülfsarbeiter beigegeben. Im folgenden Jahr fungirte R. neben Rüdorff als Schriftführer in der vom Bundesrath zur Revision des Friedbergischen Entwurfs eingesetzten Commission, und ein Jahr darauf wurde er wiederum neben Rüdorff als Hülfsarbeiter Friedberg's zu der Redaction der in der 3. Lesung des Reichstags beschlossenen Abänderungen des Strafgesetzentwurfs hinzugezogen. Auch zu den im J. 1872 erfolgten Arbeiten an einem allgemeinen deutschen Militärstrafgesetzbuch wurde R. theils als Hülfsarbeiter, theils als Schriftführer der Commission berufen. Die dem Entwurfe beigefügten Motive stammen z. Th. aus seiner Feder.

Die große wissenschaftliche Anregung, die er beim Einblick in die Werkstätte des Gesetzgebers empfangen hatte, rief in R. den Wunsch wach, sich als Docent und Schriftsteller zu bethätigen. Seine Habilitation fand am 24. Mai 1870 an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin statt, an der er außer Straf- und Strafproceßrecht Civilproceß- und Völkerrecht las und im J. 1876 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Von Rubo's Arbeiten seien hier hervorgehoben die bereits im J. 1861 erschienene Schrift „Zur Lehre von der Verleumdung", „Ueber den Zeugnißzwang" (1878) und sein „Commentar über das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich" (1870). Seine

Werke zeichnen sich weniger durch Originalität und Tiefe als durch dialektische Schärfe aus. Die etwas schwerfällige, oft ins Grübeln verfallende Art der Darstellung hat seinen Commentar — als dessen nicht geringster Vorzug die Verbannung des in jener Zeit noch vielfach in hoher Blüte stehenden Motiven- und Präjudiciencultus hervorgehoben sei — keine große Verbreitung finden lassen. Eine 2. Auflage ist ihm nicht beschieden gewesen.

Mit großem Eifer betheiligte sich R. an den Versammlungen des Deutschen Juristentags, bei denen er wiederholt als Redner und Schriftführer sich bethätigte. In späteren Jahren gehörte er auch der Prüfungscommission für das erste juristische Staatsexamen an. August Schoetensack.

Rückert: Leopold Emanuel R., geboren zu Großhennersdorf bei Herrnhut in der Oberlausitz, besuchte seit 1809 das herrnhutische Pädagogium zu Niesky, seit 1812 das Gymnasium in Zittau, dessen Director Rudolph nachhaltig auf ihn wirkte, seit 1814 die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie studirte. Die Dogmatik, wie sie damals in Leipzig vorgetragen wurde, erst das systema biblicum und ihm gegenüber die sententia rationalistarum ohne Entscheidung und höhere Einheit, diese tiefste Tiefe der Dogmatik, hat ihn, den auf Systematik Angelegten, kalt gelassen, zugleich aber auch veranlaßt, in seiner Erstlingsschrift „de ratione tractandae theologiae dogmaticae" (1821) zu handeln. Nach bestandener Candidatenprüfung in Dresden (1817) lebte er als Privatlehrer in der Niederlausitz, hierauf in Jüterbog, hier, nach Ablegung des Examen pro ministerio in Berlin, zugleich ein vacantes Predigeramt verwaltend. Im October 1819 übernahm er das Diakonat seines Geburtsortes. Sein sehnliches Verlangen nach akademischer Lehrthätigkeit, infolge seiner Mittellosigkeit hoffnungslos, drückte ihm die Feder in die Hand, das Ideal eines akademischen Lehrers zu zeichnen, der nicht bloß Gelehrter, sondern auch Philosoph wäre. Denn Liebe zur Wahrheit ist der einzige Weg zur Ueberzeugung („Der academische Lehrer, sein Zweck und Wirken", 1824, und „Offene Mittheilungen an Studirende über Studium und Beruf", 1829). Wie einen Ersatz für das akademische Katheder nahm er 1825 die ihm angetragene Stelle eines Subrectors (nachmals mit dem Titel Conrector) am Gymnasium in Zittau an, wo ihn die Verhältnisse zum Unterricht nicht bloß in den humanistischen, sondern auch in allen realistischen Fächern (Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie) zwangen. Er hat als Gymnasiallehrer seinen Freundschaftsbund mit Plato geschlossen und sich ruhmvoll eingeführt in die Reihe der neutestamentlichen Exegeten. Seine Verdienste anerkannte die theologische Facultät in Kopenhagen durch Verleihung des Ehrendoctorates (1836), Jena durch seine Berufung zu der durch Baumgarten-Crusius' Tod erledigten Professur, welche er am 25. October 1844 mit einer Rede de officio interpretis Novi Foederis antrat. Er hat sein akademisches Lehramt mit seltener Energie und unermüdlichem Fleiße verwaltet, unter den Ersten die Vorlesungen beginnend, als der Letzte sie schließend. Er hat den Studirenden durch seine mitunter rauhe Originalität zu imponiren verstanden, ist ihnen in privatem Umgang näher getreten, hat sie auch zum Werke der äußeren Mission angehalten und zur Armenpflege angeleitet. Er hat außerdem alle der theologischen Facultät im Stadtgottesdienst vorbehaltenen Predigten übernommen und ist, so oft es verlangt wurde, für erkrankte Pfarrer eingetreten. Sünde und Erlösung waren sein Grundthema, das er an den großen Buß- und Bettagen zu erschütternder Geltung brachte. In seinen Festpredigten kam nicht immer der besondere Festcharakter zum vollen Ausdruck. Die Ehren, welche Jena seinen Professoren zu bieten pflegt, mit Ausnahme der von ihm verschmähten Orden, wurden ihm zu Theil. Er erhielt den Titel Kirchenrath,

später Geheimer Kirchenrath und bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum ein goldenes Bischofskreuz mit der Legende „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Seine Bibliothek, sein Haus und das sonst ersparte Vermögen hinterließ er, verwittwet und kinderlos, der Universität, den Studirenden und den Armen. Er starb nach längeren Leiden am 9. April 1871 und ist am 11. April ohne Leichenrede, wie ers angeordnet, beerdigt worden.

R. ist auf zwei Gebieten bedeutsam und eigenthümlich hervorgetreten, auf dem der neutestamentlichen Exegese und dem der systematischen Theologie. Er hat über die üblichen neutestamentlichen Schriften Vorlesungen gehalten, auch über das Johannes-Evangelium. Aber um dieses Evangelium seinen Zuhörern nahe zu bringen, dazu fehlte ihm die geistige Gleichgestimmtheit. Zudem war er seit 1841 aus einem Bekenner der entschiedenste Gegner der Authentie, und zwar nicht auf dem Wege des Leichtsinns oder Unglaubens, sondern aus Gründen geworden. Für einen unmittelbaren Jünger, zumal Lieblingsjünger war es unmöglich, daß er in späterer Zeit Denkformen sich aneignete, die seinem Meister vollkommen fremd gewesen waren. Als Lieblingsjünger mußte er in der genauesten Kenntniß dessen sein, was geschehen ist. Aber im vierten Evangelium kommen Begebenheiten vor, die wir schlechthin nicht als geschehen denken können. Ganz anders stand R. da als Ausleger des Apostels Paulus. Hier traf er auf eine ihm wahlverwandte Individualität, deren Gedankengang zu verfolgen ihm Freude und Befriedigung gewährte. Sieben paulinische Briefe (1. Theß., Galat., 1. u. 2. Kor., Röm., Phil., Philemon.) hat er für zweifellos echt gehalten, vier davon, den Römerbrief (1831, 2. Aufl. in 2 Bänden 1839), den Galaterbrief (1833), die beiden Korintherbriefe (1836 u. 37) commentirt. Sein Commentar zum Epheserbrief erschien 1834. Ein 1838 begonnenes „Magazin für Exegese und Theologie des Neuen Testaments“, gemeint als Vorrathskammer für künftige Bedürfnisse, ist mit der ersten Lieferung wieder eingegangen. R. hat gefordert, daß die Auslegung philologisch, bündig, methodisch und vor Allem unbefangen sei. Er hat sich auf das Stärkste dagegen erklärt, daß der Autor in das Procrustesbett der Dogmatik, sei es der eignen, sei es der kirchlichen, gelegt werde. Seine Auslegung will das gerade Gegentheil aller dogmatischen Exegese sein. Er fand die letztere unter den Neueren z. B. bei Luthardt wieder, dessen Erklärung des Johanneischen Evangeliums ihm als Antwort auf die Frage erschien: wie würde Johannes schreiben, wenn er Luthardt wäre. Allgemein wurde an Rückert's Commentaren der auf gründlicher Sprachkenntniß und scharfem Urtheil beruhende richtige Takt der Erklärung und der gemessene Gang, in welchem sie fortläuft, gerühmt, wenn man auch seine bisweilen an Gleichgültigkeit grenzende Unbefangenheit und seine oftmalige Flucht in das Asylum ignorantiae nicht gut heißen mochte. Mit einem „Wir wissen's nicht“, mit diesem Trost der lieben Unwissenheit könne kein Ausleger durchgelassen werden. Weil nun R., eindringend in die Eigenthümlichkeit und Tiefe des paulinischen Geistes, mehr und Anderes bei Paulus fand, als die verflachende Exegese des Rationalismus, so erregte er den Unwillen seiner Häupter. Dr. Paulus hat ihm vorgehalten, er gehe von dem Vorurtheile und der Neigung aus, in den Briefen des Paulus womöglich die beschränkten Vorstellungen der Kirchenväter (patristische Mißbegriffe) zu finden. Anstatt den Aposteln eine schlichte, unverkünstelte Rationalität zuzutrauen, bekunde er eine unglückliche Scheu, die Bibel nicht vorurtheilsloser bleiben zu lassen, als die Ethnicität der Kirchenväter und dann die Subtilität der Dogmatiker sie umgedeutet hat. Fritzsche (s. Bd. VIII, S. 121) schleuderte ihm das Wort entgegen: Timeat, timeat Rueckertus celeripedem Nemesin; non enim dubito, quin, si iustum

aliquando censorem nactus fuerit, in aerarios referatur; tam pleni sunt eius commentarii festinationis, levitatis, erroris, perversae argumentationis et inanis loquacitatis. Dagegen lobten ihn gläubige Theologen, wie Tholuck und Rothe, als Förderer einer gründlichen und christlichen Exegese. Stahl, der theologische Jurist, zollte ihm Beifall, weil er Paulum zum Lutheraner mache. Weil aber R. andrerseits den jüdischen Standpunkt des Apostels Paulus hervorhob, in seinen Briefen hie und da die gehörige Begriffsklarheit vermißte, schwache Argumentationen und Interpretationsfehler, auch Spuren von Gereiztheit und Bitterkeit, wiefern Paulus seine Gegner von Seiten des Herzens schwärzer darstelle, als sie am Ende wirklich waren, wahrgenommen haben wollte, so wurde ihm Mangel an Ehrfurcht vor den heiligen Schriftstellern, ja theologische Rohheit vorgeworfen. Schlimmer sei es dem Apostel Paulus wohl nicht im Leben von Seiten seiner böswilligen Gegner ergangen, als jetzt von einem Doctor der h. Schrift, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, den Paulus von Tarsus gegen die Unbilden des Heidelberger Paulus in Schutz zu nehmen.

Die Gedankenwelt Rückert's ist verschiedenseitig beeinflußt. Das Herrnhuterthum hat seine Spuren bei ihm zurückgelassen in dem tiefen Gefühl der Sündhaftigkeit, welches befestigt wurde durch seine Vertiefung in die paulinischen Briefe. Von Plato hat er die Idee (des Guten) und den präexistenzialen Sündenfall, von Kant die Ueberwucht der praktischen Vernunft (Speculation war ihm soviel wie Grübelei und die Grenze des Sittlichen zugleich die Grenze der Evidenz), von Fichte die Thatsachen des Bewußtseins, das wollende und setzende Ich unmerklich sich angeeignet. Die Philosophie war ihm der Führer zu Christus geworden, er hielt sie darum für das einzige Heilmittel, dem überhandnehmenden Unglauben der Gelehrten zu steuern. Sein erstes systematisches Hauptwerk war eine „Christliche Philosophie oder Philosophie, Geschichte und Bibel nach ihren wahren Beziehungen zu einander" (1825). Zeitgenossen haben bekannt, von diesem Werke in solchem Grade ergriffen, ja überwältigt worden zu sein, wie von keinem anderen. Das schaffende und regierende Princip der Welt ist dem sittlich vollendeten Menschen die Idee des Guten. Die Welt muß demnach auf das Sittliche und seine Verwirklichung angelegt sein, d. h. es muß ein Reich der Freiheit oder Geister geben. Zur Geisterwelt gehört der Mensch, der Idee nach Herr der Natur und Ausrichter des göttlichen Willens, der Wirklichkeit nach verdorben noch bevor er ins Erdenleben eintrat, daher ohne Bewußtsein der heiligen Ordnung, ohne vollkommene Freiheit, ohne Seligkeit. Soll er aus diesem Zustand erlöst werden, so bedarf es einer Anstalt, durch welche der Gedanke von der Wiederherstellung des Sünders dem gemeinen Menschenverstande faßlich offenbart, die Gestalt des ursprünglichen Menschen vor ihn hingestellt und ihm die Möglichkeit, dieselbe zur seinigen zu machen, über alle Zweifel gewiß gemacht wird. Diese Anstalt ist erschienen im Christenthum. Jesus war ein wirklicher und wahrhaftiger Mensch, aber, weil er die Erlösung zur Aufgabe seines Lebens gemacht und für sie sein Leben hingegeben, ein heiliger Mensch, das in die Wirklichkeit eingetretene Ideal der Menschheit. Der Heilige am Kreuze, gemordet von denen, die er selig machen wollte, ist das erschütternde Zeichen zur Umkehr. Sein zweites systematisches Hauptwerk ist die „Theologie" (2. Th. 1851), Dogmatik und Ethik umspannend. Ueber das Verhältniß seiner „Christlichen Philosophie" zu dieser „Theologie" hat R. sich nicht ausgesprochen, aber man wird nicht irre gehen, wenn man letztere als eine vertiefte, den Anforderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft entsprechende, durch die inzwischen hereingebrochene destructive Kritik unbeirrte

Umarbeitung seiner „Christlichen Philosophie“ bezeichnet. Von seinen Lesern und Zuhörern hat er gewollt, daß sie ihn begleitend all ihr theologisches Vorstellen ablegen und mit ihm ausgehen sollten vom Denken selbst, vom Ich und den Offenbarungen seines Wesens, um das Gefundene in Begriffe zu fassen. Das Ich, sich selbst beschauend, findet sich als Person, d. h. als Einheit von Leib, Seele und Geist. Beim idealen Ich erscheint der Geist wie ein König auf dem Thron mit unbedingtem Streben nach Verwirklichung der Idee des Guten. Das Leben der ihren Begriff erfüllenden Person ist ein Leben im steten Bewußtsein des göttlichen Waltens auf der einen und des gotteinigen Wollens auf der andern Seite, d. h. es ist seinem Wesen nach Religion. In der Menschheit fehlt aber überall das unbedingte Wollen des Guten. Das Zusammenleben der sündigen Menschen ist nur möglich in der Form des Staates. Die Aufhebung der Sünde oder die Erlösung geschieht durch die offenbarende und anregende Wirksamkeit Gottes. Diese ist als geschichtliche Thatsache hervorgetreten im Christenthum. Diese „Theologie“ wurde als eine von Selbständigkeit, sittlichem Ernst und Würde zeugende Arbeit gerühmt. „So konnte nur ein Mann schreiben, in welchem das christliche Leben selbst eine wirkliche Gestalt gewonnen.“ Zu Rückert's „Theologie“ läßt sich, verglichen mit den systematischen Erscheinungen der Neuzeit, kaum ein größerer Gegensatz denken als die Dogmatik Vilmar's. Dort ein gänzlich voraussetzungsloser, wissenschaftlicher Denkproceß, hier die Behauptung, daß philosophische Deductionen das Mark der Dogmatik zerstören, und daher Verzichtleistung auf Voraussetzungslosigkeit und auf das zum Fluchwort gewordene Prädicat Wissenschaft. Weitere Ausführungen einzelner Abschnitte seiner „Theologie“ sind sein „Büchlein von der Kirche“ (1857) und sein gutgeschriebenes Buch über „Das Abendmahl“ (1856). Seine harmlose Bemerkung: „wo kein Wein anzutreffen wäre, da ergreife man jedes im Gebrauche befindliche Getränk, und ob das reines Wasser wäre“, ward ihm frivol so gedeutet, daß man auch mit unedlem Tranke (Ziegenhainer Bier oder Schnaps) das heilige Mahl feiern könne. Seinen theologischen Standpunkt hat er mit aller Bestimmtheit gezeichnet in seiner Prorectoratsrede „Die Aufgabe der jenaischen Theologie im 4. Jahrhundert der Hochschule“ (1858) und in seiner Schrift „Der Rationalismus“ (1859). Er hat dem älteren, empiristischen Rationalismus als pelagianisch den Krieg erklärt und ihm seinen Rationalismus als ethischen oder christlichen entgegengestellt, als dessen Musterbild er mit Rücksicht auf Gal. 1, 8 den Apostel Paulus ansah, und dessen Wesen darin besteht, nur die Sache und ihre Wahrheit zu erfassen und durch keine Autorität sich in Festhaltung der erkannten Wahrheit hindern zu lassen. Wie dem vulgären Rationalismus, so galt sein Kampf dem exclusiven Orthodoxismus, nicht der Orthodoxie, als die nur einen andern Weg einschlage nach demselben hohen Ziel. Und so war es nicht gerade eine Klagerede, wenn er sagte: „meine besten Schüler werden orthodox“. Wie eine wirkliche Klage klang sein anderes Wort, zugleich sein litterarisches Schweigen im letzten Decennium seines Lebens erklärend: „meine Bücher werden nicht gelesen“. Dem wirklichen Leben gegenüber ein abstracter Idealist, nicht ohne Einseitigkeiten, Härten und absonderliche Meinungen, war R. ein kraftvoller, entschiedener Charakter von strenger Zucht im Leben und im Denken.

Die biographische und sonstige Litteratur über Rückert ist angeführt in dem Artikel des Unterzeichneten in Herzog's R.-E., 2. Aufl. XIII, 87—94.

G. Frank.

Ruckstuhl: Karl Joseph Heinrich R., verdienter Schriftsteller, den schon die Theilnahme Goethe's vor Vergessenheit schützt, wurde am 12. December

1788 geboren zu St. Urban im Kanton Luzern als der Sohn des dortigen Klosterarztes. In der Klosterschule erhielt er sorgfältigen Unterricht; 19jährig, trat er in die Pestalozzi'sche Erziehungsanstalt, damals zu Iferten, als Zögling und Gehülfe ein. Seit October 1812 widmete er sich, überzeugt, wie Goethe von ihm erzählt, daß die Quelle wahrer Bildung allein bei den Alten zu suchen sei, in Heidelberg, besonders unter Creuzer, philologischen Studien. Im Sommer 1813 weilte er wahrscheinlich in Paris, seit dem Frühling des folgenden Jahres wieder in Deutschland; dann lehrte er 1814 in Hofwyl im Institut Fellenberg's; seit Beginn des Jahres 1815 war er Lehrer der alten Sprachen an der Kantonsschule zu Aarau. Eifriges Mitglied der durch Heinrich Zschokke gegründeten „Aargauischen Culturgesellschaft", wurde er, laut Protocoll, am 21. Januar zum Secretär ernannt; in der gleichen Sitzung war als Gast der später so berühmte Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (s. A. D. B. XXXI, 786 f.) anwesend, „kgl. bair. Officier". Als aber im Frühjahr die Ruhe Europas wieder gestört ward, entschloß sich der für Deutschlands Freiheit begeisterte Jüngling, dessen Vater Napoleon's Verehrer war, als Freiwilliger in das deutsche Heer zu treten. Ende April 1815 schrieb er seinem Freunde, dem später bekannt gewordenen Historiker Kortüm aus Darmstadt: „Den verflossenen Winter war jeden Abend ein Lied von Körner das Letzte, was ich las und dachte; darob weinend, entschlief ich . . . Ueber Frankfurt und Coblenz, wo Görres besucht wird, reisend, suche ich am Niederrhein Gneisenau oder Wellington auf, um unter ihre Fahnen zu treten." Am 6. Mai stand er an der St. Rochuscapelle bei Bingen, durchschauert, wie er später erzählte, von großen Erwartungen der Schrecken des Krieges und der Herrlichkeit des Sieges. Ob er kämpfend am Kriege theilgenommen, ist nicht sicher, wohl aber, daß er mit dem preußischen Heere siegreich in Paris eingezogen ist. Ende des Jahres oder im Anfang des folgenden kehrte er in die Schweiz zurück, hielt sich aber nicht lange in Hofwyl auf, sondern begab sich bald wieder nach Deutschland. Auf der Reise nach Berlin, wo er nur kurze Zeit weilte, machte er in Weimar die Bekanntschaft seines Landsmanns Heinrich Meyer aus Stäfa; dann wurde er am Gymnasium zu Bonn beschäftigt, wo ihn der Minister v. Altenstein bereits im Herbst 1816 zum Oberlehrer ernannte. Sein Aufsatz: „Von der Ausbildung der Teutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen", der die Aufmerksamkeit Goethe's auf ihn richtete, erschien durch Vermittlung Heinrich Meyer's in der „Nemesis", Zeitschrift für Politik und Geschichte, herausgegeben von Heinrich Luden, VIII. Bd., 3. Stück, S. 337—386 (Weimar 1816).

Daß R. in seinem Amte deutschen Geist im besten Sinne des Wortes geweckt und gefördert hat, bezeugt Karl Simrock, der sein Schüler in Bonn war: „Ruckstuhl gehörte als deutschgesinnter Mann zu den weißen Raben in jener Zeit; er hat in jener im Rheinland noch ganz französisch gesinnten Zeit fast zuerst deutsche Gesinnung gelehrt." Mit Wilhelm Schlegel und Welcker verkehrte er in Bonn; aber seine Hoffnung, an die Universität zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Nachdem er einen Ruf nach Düsseldorf, wie wir aus einem Briefe H. Meyer's an ihn vom 28. Juli 1817 ersehen, abgelehnt hatte, wurde er Ende Juni 1820 an das Gymnasium in Coblenz versetzt. Nur zwei Jahre genoß er das Glück der 1826 mit Sophie Jordans aus Mainz geschlossenen Ehe. Der Tod der Gattin erschütterte ihn tief; im Herbst 1828 besuchte er auf ein Vierteljahr die Heimath; geistig fast gebrochen stand er in St. Urban vor den Gräbern seiner Eltern. Auch eine Reise in die südliche Schweiz brachte keinen Trost. In Coblenz starb er im November 1831.

Ruckstuhl's Persönlichkeit ist von Bedeutung. Der katholische Schweizer ist von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß die deutsche Schweiz sich nie vom Ganzen trennen könne. Schon 1815 schreibt er an Kortüm: „So weicht Leben und Seele aus dem einzelnen Gliede, wenn es sich von dem Ganzen trennt, zu dem es gehört . . . Was in der Schweiz gesprochen und gedacht wird, ist von Deutschen und Schweizern zusammen erzeugtes Gemeingut." Für R. sind die Schranken nicht vorhanden, die Fürsten und Regierungen zwischen Völkern setzen, die durch Gedankenverkehr und gemeinsames Besitzthum von Ideen verbunden sind. Seine wahrhaft deutsche und freie Gesinnung bethätigte er durch sein Leben. Von den größeren und kleineren Arbeiten, die sein sorgfältiger Biograph Ludwig Hirzel anführt, verdienen nur einige eine nähere Betrachtung. Im „Rheinischen Merkur" von Görres erschienen 1815 seine, der Zeitrichtung gemäß, die Liebe zum Vaterlande mit religiöser Schwärmerei verquickenden „Briefe eines teutschen Freiwilligen", in denen er sich noch unreife Beschimpfungen der Franzosen zu Schulden kommen läßt; aber schon ein Jahr darauf bekämpft er in der oben angeführten Schrift über die deutsche Sprache die nach dem Siege ausbrechende, ebenso kindische wie gefährliche Deutschthümelei mit männlichem Freimuth. Im „Prolog auf die Errichtung eines Turnplatzes" (Bonn 1817) dringt er, an die Erziehung der Alten erinnernd, auf die Ausbildung der Körperkraft der Jugend zur Vollendung der Männlichkeit: die von Berlin durch Jahn dargebotene Turnkunst soll am Rhein ihre Stätte finden; denn „sie steuert einem Hauptgebrechen unserer Zeit, der Entnervung, Trägheit, Weichlichkeit und Empfindsamkeit". Aus einem Schreiben an J. R. Wyß erfahren wir, daß ihm für den Prolog vom preußischen Ministerium zwei ehrenvolle Schreiben zugestellt wurden. In dem „Schweizer Taschenbuch" „Alpenrosen" bringen Aufsätze von ihm die Jahrgänge 1821, 1823 und 1825. Im Vorwort zu der im Jahrgang 1821 erschienenen, von Versen Schiller's im Tell eingerahmten Phantasie „Fremde und Heimath" erinnern die Herausgeber daran, daß R. durch Goethe im 3. Heft von „Kunst und Alterthum" bei Gelegenheit der Anzeige seines Aufsatzes in der „Nemesis" eingeführt worden sei.

Dieser Aufsatz war Goethe darum so willkommen, weil er mit seiner innersten Denkart und mit seiner Abneigung gegen die neudeutsche patriotische Richtung in Kunst und Sprache genau übereinstimmte. Aus Goethe's bekanntem Manifest erinnere ich nur an folgende Schlußsätze: „Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen ... Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben (der Sprache) hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her." R. geißelt einen Auswuchs der Deutschthümelei, den alle Fremdwörter aus unserer Sprache blindwüthig verbannen wollenden Purismus mit kraftvollen Worten und überzeugenden Gedanken. In der That ist die unterschiedslose Verwerfung der Fremdwörter ebenso thöricht wie die eitle Sucht nach ihnen. Besonders die französischen Wörter waren den Deutschthümlern verhaßt. Aber oft, so zeigt R., mangeln uns Worte für die mit unserem ganzen Wesen aufs innigste verbundenen Eigenschaften: so fand Schiller kein deutsches Wort für naiv, obgleich wir die Sache weit mehr als die Franzosen haben. Gebrauch, Gewohnheit, Umgang stemmen sich gegen die Verbannung alles Fremden. „Aber der Purismus haust und stürmt im Gebiete der Sprache, als wäre er im feindlichen Lande jenseits der Wasgauer Berge und fegt am teutschen Sprachschatz, als hätte er den Augias-Stall zu misten." Diesem trockenen nüchternen Bestreben bleibe der patriotisch ge-

sinnte, aber durch Phantasie und tiefen Sinn sich auszeichnende Görres fern. Und „Herder, Schiller, Goethe, aus deren heiterem Gemüthe der wahre Quell des Lebens und der Dichtung floß, richteten nicht so streng. Ja, Goethe scheint gar gegen die Puristen sich einigermaßen ironisch zu benehmen, indem er desto häufiger fremde Worte zuläßt, je häufiger sie von jenen Eiferern befehdet werden." Die Sprache, ein freies Gebilde der Poesie und Kunst, läßt sich nicht in die engen, dumpfen Mauern der Spießbürger einzwängen. Die Verbannung alles Ausländischen nennt er einen Verstoß gegen das Gastrecht und unverträglich mit Humanität, mit liberaler und aufgeklärter Gesinnung. Am wenigsten sind jene Zionswächter der Sprachreinigkeit berechtigt, neue Wörter zu bilden; dem vom Geiste seines Volkes belebten und durchdrungenen Dichter mag noch am ehesten ein solches Recht zustehen.

Diese und ähnliche Ausführungen billigte Goethe, dem die neueste Richtung schon längst zuwider gewesen war, durchaus, sodaß er in R. einen Gesinnungs- und Bundesgenossen begrüßte. Es ist lohnend und zugleich belehrend, dafür briefliche Zeugnisse anzuführen. „Das ist auch einmal wieder," schreibt er an Boisserée am 24. December 1816, „ein junger Mann, der einen über die alten Narren, Pedanten und Schelme tröstet." Und am 17. März 1817 an Knebel, dem er einen Abdruck des Aufsatzes sendet: „Man kann sich nicht genug daran erfreuen, noch ihn genugsam, besonders jungen Leuten empfehlen." Am 31. März bittet er Heinrich Meyer noch um einige Exemplare; „es bleibt in unserer Zeit nichts übrig, als offensiv zu gehen. Worauf ich mich ganz einrichte." Am 1. Juni spricht er Rochlitz seinen Aerger über die „ekelhaften, befremdenden Narrheiten" aus, zu denen uns „die deutschen Männer zwingen wollen"; er erinnert daran, „daß wir dieses Jahr das Reformationsfest feiern", und sendet ihm den Aufsatz zur Mittheilung an Freunde: „Man muß jetzt auch Partei machen, das Vernünftige zu erhalten, da die Unvernunft so kräftig zu Werke geht." Am 7. Juni theilt er H. Meyer mit: „Ruckstuhl ist eingeführt im 3. Rhein- und Mainheft"; am 1. Juli erzählt er Boisserée, R. habe ihm seine Ansichten über seine Werke gesendet: „Es war ein recht erfreulicher Anblick, sich in einem so klaren, jungen, ungetrübten Spiegel wiederzusehen." Und am 8. Juli mahnt er H. Meyer: „Benehmen Sie sich freundlich mit Ruckstuhl, er verdient's; ich schreib ihm auch noch im Laufe dieses Monats" (von diesem geplanten Brief an R. ist bis jetzt nichts bekannt). Die Theilnahme für R. erkaltete auch in der Folgezeit nicht. Am 5. Mai 1820 schreibt Goethe aus Karlsbad an H. Meyer: „Hat Ruckstuhl etwas geschickt, so erbitte mir es." R. hatte drei Aufsätze: „Ueber die Rheinbrücken", „Ein Tag im Siebengebirge", „Ueber den Altar der Ubier" für „Kunst und Alterthum" angeboten, Goethe's Urtheil, nach dem Briefe an H. Meyer vom 11. Juni 1820 aus Jena, lautet: „Sie sind gut gedacht, auch nicht übel geschrieben; aber es fehlt ihnen ein gewisses Letzte, das Ansprechende, Anziehende, Ueberzeugende." R. erhielt die Aufsätze durch H. Meyer mit dessen Brief vom 1. September 1820 zurück. Zwei Jahre darauf erfreute R. den Dichter durch Zusendung seiner heute freilich nicht mehr so sehr beachtenswerthen Bemerkungen über die Wanderjahre und die Wahlverwandtschaften. Sie erschienen im Litteraturblatt zum „Morgenblatt" 1822, Nr. 93—96, und zogen ihm die boshaften Angriffe des Goethefeindes Müllner zu; „unabhängig von seiner Redaction" waren sie gedruckt worden. Einige Gedanken Ruckstuhl's hebe ich hervor. Goethe's Milde und Heiterkeit betont er, seine εὐκολία; er erscheine immer neu, eigenthümlich, originell. Die Welt, meint er, ist in den Wanderjahren weit aufgethan; es erscheinen unendliche Felder des Menschen- und Naturlebens; leicht gewahre man den alle Einzelheiten verknüpfenden Faden; es

herrsche durchaus innerer Zusammenhang und Folge. Im Entsagen und Wandern findet er die beiden Hauptideen des Romans. Mignon ist ihm ein wundersames Idealbild des Dichters, das für die wirkliche Welt zu fremd und zu zart gebildet war; Ottilie in den Wahlverwandtschaften ist ihm die „erwachsene, in das Leben und die Gesellschaft eingeführte Mignon". Diese Betrachtungen nannte Goethe in dem Briefe an H. Meyer vom 14. Juni 1822 „rein, gut und sehr verständig". Und einen Tag darauf, im Augenblick der Abreise nach Eger und Marienbad, dankt er R. selbst für die „liebwerthe Sendung": „Nur wenige Seiten, die ich lesen konnte, haben mich sehr erfreut; was will ich Besseres erleben, als daß junge geistreiche Männer sich mit mir harmonisch heranbilden." In den letzten neun Jahren seines Lebens hörte die Verbindung mit Goethe wahrscheinlich auf.

Wie dem großen Dichter die Mitarbeit der Zeitgenossen immer erwünscht war, die sein Wesen und seine Werke zu verstehen und reinen Sinnes zu würdigen vermochten, wie er die Bemühungen besonders der jungen Männer, so Schubarth's und Eckermann's, freudig unterstützte, nahm er auch aufrichtig und „treulich" an Ruckstuhl's Bestrebungen Theil. Dieser ist aber noch heute, um mit Wilhelm Scherer's Worten in seiner Anzeige der Schrift Hirzel's zu schließen, auch für uns ein Bundesgenosse, die wir unter ähnlichen patriotischen Uebertreibungen zu leiden haben, aber ohne Schwanken entschlossen bleiben, im Sinne Goethe's zu leben und zu wirken, getreu den bewährten humanen Idealen.

Ludwig Hirzel, Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Straßburg 1876. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker XVII). — Ders., in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur XXI (1877), 464—466 (Nachträgliches über Ruckstuhl). — Aeußerungen Goethe's über Ruckstuhl bei Hirzel und in der Weim. Ausgabe der Werke Goethe's, IV. Abth., XXVII, 285; XXVIII, 23, 45, 91, 110, 124, 157, 173. — Der Brief Goethe's an Ruckstuhl vom 15. Juni 1822, bei Hirzel S. 39—40 „aus der Sammlung von S. Hirzel", fehlt jetzt noch (Januar 1907) in der W. A. — Ludwig Geiger, Goethe-Jahrbuch V, 349—350. — Wilhelm Scherer, in der Anzeige der Schrift Hirzel's Deutsche Rundschau 1876, IX, 314; vgl. Scherer's Kleine Schriften, herausgeg. von K. Burdach und Erich Schmidt, 1893, II, 249—250. — Th. v. Liebenau, Katholische Schweizerblätter, 1899, XV, 415 f. — Ein Neudruck des Aufsatzes von Ruckstuhl, den schon Goethe gewünscht hatte, erschien 1890: „Goethe-Ruckstuhl. Von der Ausbildung der deutschen Sprache". (Gießen, Ricker.) — Die Originale der sieben von Hirzel fast vollständig abgedruckten Briefe H. Meyer's an Ruckstuhl sind im Besitze der Wittwe Hirzel's. Daniel Jacoby.

Rüdinger: Nicolaus R., Dr. med., ordentlicher Professor der descriptiven und topographischen Anatomie an der Universität München. Er war am 25. März 1832 zu Erbes-Büdesheim im Kreise Alzey im Großherzogthum Hessen geboren, als zwölftes Kind einer wenig bemittelten Bauernfamilie. Im 4. Lebensjahre des Knaben starb sein Vater; anstatt es mit dem Dorfschulunterricht genug sein zu lassen, nahm sich ein katholischer Geistlicher seiner an, R. aber trat dann auf seinen eigenen Wunsch im 15. Lebensjahre bei einem Barbier in Alzey in die Lehre. In seinem 19. Jahre wurde er Gehülfe bei einem Barbier in Heidelberg und hörte zufolge der um die Mitte des Jahrhunderts in mehreren deutschen Staaten noch bestehenden Einrichtung, anatomische, chirurgische und andere Vorlesungen, um dann die Laufbahn der niederen Chirurgie zu ergreifen. Indessen setzte eine kleine Erbschaft vermöge

des bald darauf erfolgten Todes seiner Mutter R. in den Stand, ein regelrechtes vierjähriges Studium der Medicin in Heidelberg durchzuführen. Im Herbst 1852 bestand er an der Universität seiner Heimath in Gießen die Staatsprüfung als Wundarzt und bei dieser Gelegenheit entdeckte Th. Bischoff, der damals Professor der Anatomie in Gießen war, die außergewöhnliche Geschicklichkeit Rüdinger's im Präpariren. Am 12. April 1855 wurde er in Gießen ohne eine gedruckte Dissertation zum Dr. med. promovirt und am 15. Mai 1855 Prosector an der anatomischen Anstalt in München, wohin Th. Bischoff als ord. Professor der Anatomie damals übergesiedelt war. Ein am 10. December 1857 an die medicinische Facultät der Universität München gerichtetes Gesuch um Zulassung zur Habilitation als Privatdocent wurde auf Grund des mangelnden Abiturientenexamens, sowie anscheinend weil er nicht aus Baiern gebürtig war, abgelehnt. Auf Grund von Privatstudien bestand R. nachträglich im October 1858 die Maturitätsprüfung in Darmstadt, sah sich aber veranlaßt, ein zweites am 10. November 1858 eingereichtes Gesuch um Zulassung zur Habilitation wieder zurückzuziehen. Im Jahre 1860 verheirathete er sich mit der liebenswürdigen Auguste Ruhmandl, Tochter eines Rechtsanwalts in München; aus dieser Ehe sind eine Tochter und zwei Söhne hervorgegangen. Am 3. Januar 1863 erhielt R. ein Gehalt von ca. 1500 Mark und reichte zugleich sein drittes und am 28. Juni 1864 sein viertes Gesuch um Zulassung zur Habilitation ein, die sämmtlich abschlägig beschieden wurden. Statt dessen wurde er am 2. Juni 1868 auf v. Liebig's Anregung zum Honorarprofessor in der medicinischen Facultät, Anfang 1870 zum außerordentlichen Professor und im Sommer 1880 zum ordentlichen Universitätsprofessor der Anatomie in München ernannt. In dieser Stellung, bleibend in vortrefflicher Uebereinstimmung mit seinem geistig hervorragenden Collegen v. Kupffer und als Mitdirector der anatomischen Anstalt, starb R. an einer Blinddarmentzündung am 25. August 1896 in Tutzing am Starnberger See, das er mit Vorliebe als Aufenthaltsort während der Sommerferien zu wählen pflegte.

R. hat etwa 90 Abhandlungen und selbständige Schriften veröffentlicht. Das erscheint heutzutage sehr wenig, er folgte aber nicht der den Buchhändlern so schädlichen Sitte, dieselbe Kleinigkeit an drei oder mehreren Stellen, auch noch in fremden Sprachen zu veröffentlichen. Unter jener Zahl stehen der Atlas des Nervensystems des menschlichen Körpers (1861), die Anatomie der menschlichen Gehirnnerven (1868), die topographisch-chirurgische Anatomie des Menschen (1873—1875) und der Cursus der topographischen Anatomie (1891; 3. Aufl. 1893) im Vordergrunde. Erwähnung verdienen seine erste Abhandlung über die Anatomie der Gelenknerven (1857) und die Entdeckung (1866), daß die häutigen Bogengänge des Gehörorgans den knöchernen inwendig seitlich, also excentrisch angeheftet sind und sie keineswegs ausfüllen. Daß das Verhältniß der Dicken = 6 : 9—15 sei, war allerdings schon seit C. Krause (1836) bekannt, aber weiter nicht beachtet worden. Seit R. in jener Zeit (1865) die Tuba auditiva zu untersuchen begann, haben sich seine Studien wiederholt dem Gehörorgan mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Ohrenheilkunde zugewendet; zahlreich sind auch seine anthropologischen Arbeiten und namentlich die über Rassengehirne beachtenswerth. Nicht geringer ist sein Verdienst um die Münchner anatomische Sammlung, die seiner Geschicklichkeit eine große Anzahl von ausgezeichneten Präparaten, insbesondere von Durchschnitten an gefrorenen Leichen verdankt. Seinem Studiengang zufolge war R. dem Gebrauch des Mikroscopes nicht näher getreten; er ist einer der wenigen wesentlich topographischen Anatomen (Braune, Hartmann, Joessel), die bis zum Ende des Jahrhunderts die topographische Anatomie auf eigene Füße zu stellen versuchten. Charakteristisch

aber ist es für den immer weiterstrebenden Sinn Rüdinger's, daß er noch im 50. Lebensjahre anfing, sich mit rein histologischen Dingen zu beschäftigen, so daß seine allerletzte Abhandlung (1895) die Leukocytenwanderung in den Schleimhäuten des Darmcanals betrifft. In jenem Lebensalter pflegen sonst umgekehrt die Mikroscopiker sich der dankbareren Aufgabe des Präparirsaales zuzuwenden.

R. war ein allgemein geachteter, liebenswürdiger Charakter, gastfrei und ein treuer zuverlässiger Freund, dem der Schreiber dieser Zeilen bei einer wichtigen Gelegenheit den entscheidenden Rath zu verdanken hat. Auf seinen Bildungsgang war er nicht mit Unrecht ein wenig stolz und pflegte an die Antwort jenes altfranzösischen Leibarztes zu erinnern, dem sein College am Hofe vorgeworfen hatte, er sei früher Barbier gewesen (: wenn Sie es gewesen wären, Sie wären es noch!). Nicht ganz selten waren sogar in der Mitte des Jahrhunderts hervorragende praktische Aerzte, die aus dem wenig geachteten niederen Chirurgenstande hervorgegangen und auch zu Reichthümern gelangt sind; von einer Laufbahn wie die von R. ist aber kein zweites Beispiel bekannt.

C. v. Kupffer, Anatomischer Anzeiger, 1897, Bd. XIII, Nr. 7, S. 219. — W. His, daselbst S. 333. W. Krause.

Rudolf, Graf von Montfort, Bischof von Konstanz, stammte aus dem uralten Geschlechte in Rätien, dessen Wappen eine rothe Kirchenfahne im rothen Schilde zeigte. Die beiden Burgen Alt- und Neu-Montfort liegen im Bezirke Feldkirch in Vorarlberg. R. war der Sohn Rudolf's von Montfort-Feldkirch († 1302) und der Agnes Gräfin von Grieningen. Das Geburtsjahr ist nicht bekannt, ebensowenig der Verlauf der Jugend. 1303 studirte er in Bologna. Später leistete er dem Kaiser Heinrich VII. Dienste, von denen man nichts Näheres weiß. Als Dompropst von Chur ist er zuerst am 1. Mai 1310 bezeugt. Im September desselben Jahres wurde er daselbst Generalvicar in temp. des Bischofs Siegfried, da dieser als Gesandter Heinrich's VII. in der Lombardei thätig war. In dem österreichisch-bairischen Thronstreit wirkte R. für Heinrich von Kärnten, den Böhmenkönig, und damit für die Oesterreicher. Bei den Verhandlungen König Robert's von Sicilien mit Friedrich dem Schönen war er einer der Bevollmächtigten des letzteren. Als am 19. Juli 1321 Bischof Siegfried starb, wurde R. der damals erst die niederen Weihen hatte, von den Domherren mit Ausnahme eines einzigen postulirt. Er nahm nicht an und lehnte nicht ab, sondern unterwarf sich ganz der Entscheidung des apostolischen Stuhles, an den er sich sammt seinem Mitbewerber begab, und wurde dann am 19. März 1322 providirt. Aber ehe er in seiner stark verschuldeten Diöcese festen Fuß gefaßt hatte, wurde er am 1. October vom Papste nach Konstanz versetzt, woselbst zwei andere Candidaten gewählt worden waren. Auch das Konstanzer Bisthum litt seit dem Tode Heinrich's von Klingenberg († 1306) unter sehr üblen finanziellen Verhältnissen. Rudolf's Vorgänger war der Franzose Gerhard († 19. Aug. 1318), der seine Erhebung politischen Rücksichten verdankte und weder Sitte noch Sprache der Schwaben kannte. Dann blieb der Stuhl vier Jahre erledigt. R. übernahm daher eine sehr mühevolle Aufgabe, und um sie ihm etwas zu erleichtern, erlaubte ihm der Papst, die Verwaltung von Chur in spir. und in temp. bis auf weiteres zu behalten. Erst am 12. Juni 1325 wurde der Konstanzer Domherr Johann Pfefferhard Bischof von Chur. Johann XXII. zählte zweifellos unbedingt auf die Ergebenheit des hochadeligen Bischofs und hoffte, daß dessen Familienbeziehungen sich der Politik der Curie nützlich erzeigen würden. Sehr zahlreich sind die Schreiben, in denen er ihn in dem großen Kampfe gegen den

Kaiser zu immer neuen Anstrengungen für die Kirche auffordert. Aber mochte auch R. aus innerer Ueberzeugung oder aus Rücksicht auf seinen Vortheil alle Anstrengungen machen, der curialen Sache zum Siege zu verhelfen, so fand er doch in den Bürgern seiner Stadt Konstanz wie auch in einem Theile der Geistlichkeit und unter seinen eigenen Verwandten Anhänger des Kaisers und erkannte im Laufe der Jahre immer mehr, welche Gefahr ihm aus seiner Haltung erwuchsen, sobald Ludwig der Baier Erfolge erzielte.

Da in den von Johann XXII. interdicirten Gegenden der Gottesdienst aufhören sollte, wurde das mit dem kirchlichen so eng verbundene bürgerliche Leben empfindlich gestört, und die Bürger zwangen vielfach die Geistlichkeit, dem Verbote zum Trotz die Messe zu lesen. Im Jahre 1330 gebot Kaiser Ludwig seinen Beamten, die ihm widerstrebenden Geistlichen an ihrer Habe und Freiheit zu bestrafen. In den letzten Tagen des August weilte er persönlich in Konstanz und ertheilte den Bürgern Privilegien. Noch blieb R. dem Papste treu und wurde wohl zur Belohnung seiner Standhaftigkeit am 17. April 1330 zum Pfleger der Abtei Sankt-Gallen ernannt. Aber am 2. Juni 1332 versprach er dem Kaiser, die Regalien von Konstanz und Sankt-Gallen von ihm zu empfangen. Er verpflichtete sich, von einer bestimmten Frist an dafür zu sorgen, nöthigenfalls mit Gewalt, daß die Konstanzer Geistlichkeit wieder Gottesdienst feiere. Das war ein höchst bedeutsamer Erfolg des Kaisers, der seine Stellung am Oberrhein wesentlich befestigte. Aber R., dem der Papst am 25. October 1333 die Pflegschaft von Sankt-Gallen entzog, ohne übrigens die Gründe anzugeben, überlebte seinen Parteiwechsel nicht lange. Es sind auch nur ganz wenige Urkunden aus seiner letzten Zeit erhalten. Er starb am 27./28. März 1334 und wurde infolge der auf ihm wie auf allen Anhängern Ludwig's des Baiern ruhenden Exkommunikation zu Arbon in ungeweihter Erde begraben. Sein Nachfolger Heinrich von Brandis ließ 1357 das kirchliche Begräbniß nachholen. Ueber die geistliche Wirksamkeit Rudolf's ist es jetzt kaum möglich ein abschließendes Urtheil zu fällen, weil der für ihn wie für seine Vorgänger vorliegende reiche Stoff noch systematischer Verarbeitung harrt. Die erwähnte schwierige Lage des Hochstifts wurde durch die andauernden kirchenpolitischen Kämpfe noch verschlimmert. Es scheint aber, daß R. ein gutes Verwaltungstalent besaß, da er von seinen Vorgängern verpfändete Güter zurückkaufen und die verfallene Burg Arbon schön wieder aufbauen konnte. Entschieden, aber man weiß nicht, ob mit Erfolg, trat er für die Abstellung der tief wurzelnden kirchlichen Mißbräuche ein. Diese hatten unter anderem ihre Quelle in der allzugroßen Selbständigkeit des Domcapitels und des Dompropstes, die möglichst unabhängig vom Bischof zu bleiben suchten. Im Jahre 1327 verkündete R. ausführliche Satzungen, die das ganze Leben der Pfarrgeistlichkeit bessern sollten. Es wirft ein trübes Licht auf die vorhandene Zerrüttung, daß das, was gefordert wird, vom sittlichen Standpunkte selbstverständlich ist. Eine gründliche Visitation und eine Diöcesansynode dienten dem gleichen Zwecke. Daß der Bischof von den Schuldigen hohe Geldstrafen erhob, wurde ihm als Habsucht ausgelegt. Versucht man, sich die Persönlichkeit des Bischofs anschaulich zu vergegenwärtigen, so bemerkt man sofort die Mängel der Ueberlieferung: er war wohl ein tüchtiger Mann, konnte aber infolge der Ungunst der Verhältnisse seine guten Absichten nicht recht verwirklichen.

Das gesammte Material ist vollständig verzeichnet von A. Cartellieri, Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz, 2. und 3. Liefg. 1896, 2. Bd., Innsbruck 1905. Vgl. daselbst auch die Nachträge und Berichtigungen von K. Rieder. Dazu A. Cartellieri, Regesten zur Geschichte Graf Rudolf's

von Montfort, späteren Bischofs von Konstanz, mit einem Anhang über die chronikalische Ueberlieferung, 36. Jahresbericht des Vorarlberger Museumsvereins, Bregenz 1897. A. Cartellieri.

Rudolf von Zähringen, Bischof von Lüttich, war der dritte Sohn Herzog Konrad's († 1152) von Zähringen und Clementia's († 1158), der ältesten Tochter des Grafen Gottfried von Namur. Seine Geburt fällt wohl in die Jahre zwischen 1125 und 1130. Von seiner Jugend ist nichts bekannt. Seine erste urkundliche Erwähnung gehört ins Jahr 1152. Nach der Ermordung des Mainzer Erzbischofs Arnold von Seelenhofen durch die aufständischen Bürger (24. Juni 1160) trat R. in's politische Leben ein. Wohl in der Hoffnung, daß ein Mitglied des hochangesehenen Geschlechtes sie am ehesten vor den Folgen ihres Frevels schützen könnte, zwangen die Mainzer die Geistlichkeit, R. zu wählen, waren auch damit einverstanden, daß er den Kirchenschatz zu Gelde machte, da er ganz mittellos war. Aber er vermochte weder den Kaiser noch den Papst für sich zu gewinnen. Jener trug Bedenken, die Macht der Zähringer so wesentlich zu vermehren, wobei zu beachten ist, daß Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Baiern Rudolf's Schwester Clementia zur ersten Frau hatte. Papst Victor erklärte die Wahl auf der Synode zu Lodi (20. Juni 1161) für nichtig. Es nützte gar nichts, daß R. kirchenpolitisch zur Gegenpartei überging und durch seinen Bruder Herzog Berthold IV. auf König Ludwig VII. und durch diesen wieder auf Papst Alexander III. einzuwirken suchte. R. theilte auch längere Zeit die Verbannung Alexander's ohne daß darüber Näheres bekannt wäre. Als sich allmählich die Beziehungen zwischen Staufern und Zähringern besserten, kam auch R. wieder für einen Bischofsstuhl in Betracht. Am 9./10. August 1167 starb Bischof Alexander von Lüttich. Rudolf's Mutterbruder, Graf Heinrich von Namur und Lützelburg, sowie Graf Balduin IV. von Hennegau, Gemahl einer Schwester seiner Mutter, setzten die Wahl ihres Verwandten durch und es erfolgte weder von kaiserlicher noch von päpstlicher Seite Widerspruch. Der genaue Zeitpunkt, der Wahl ist nicht überliefert, dürfte aber vor den 1. December fallen. In weltlichen Angelegenheiten spielte R. keine stark hervortretende Rolle. 1168 nahm er an einer kaiserlichen Gesandtschaft nach England Theil. Sehr bald wurden seine Beziehungen zu Friedrich I. bestimmt durch die Namurer Erbschaft. Es war anzunehmen, daß der schon erwähnte Graf Heinrich kinderlos sterben würde, und den Ansprüchen der Zähringer standen die der Hennegauer gegenüber. Sobald der Kaiser seine Gunst dem hennegauischen Grafen Balduin V., seit 1180 Schwiegervater des Königs Philipp II. August von Frankreich, zuwandte, weil er in ihm den geeignetsten Vertreter des deutschen Reichsinteresses an der Westmark sah, trieb er damit den Lütticher in das gegnerische Lager. R. gehörte daher zu den Anhängern des Kölner Erzbischofs Philipp, als dieser sich dem Kaiser widersetzte, näherte sich aber bald darauf Friedrich wieder und wohnte in dessen Gefolge der bedeutsamen Besprechung mit Philipp August zwischen Ipsch und Mouzon (December 1187) bei. Der Schlüssel zu der schwankenden Haltung Rudolf's in den Angelegenheiten des Reichs liegt wohl in seiner Persönlichkeit und in seinem rein äußerlichen Verhältniß zum kirchlichen Amt. Er besaß einen scharfen Verstand und war in weltlichen Dingen recht erfahren, aber sein großer Fehler war der Starrsinn, der ihn fremden Rath verachten und immer versuchen ließ, den eigenen Kopf durchzusetzen. Da er in seinen politischen Unternehmungen kein Glück hatte, sah er seine bischöfliche Würde als bloße Gelegenheit zur Bereicherung an und gab sich schnöder Habsucht hin. In vornehmer Blasirtheit duldete er es, daß ein Fleischer Udelin geistliche Pfründen auf dem Markte zu Lüttich an den

Meistbietenden verkaufte. Die Simonie war jedoch nicht das einzige Laster, das die Lütticher Diöcese befleckte. Zahlreiche Welt- und Klostergeistliche lebten in offenkundigem Konkubinat. Die Mißbräuche waren so himmelschreiend, daß ein kühner Volksprediger, Lambert le Bègue, auf den die Beginen zurückzuführen sind, mit seinem scharfen Verdammungsurtheil großen Beifall fand. Der Klage der geschädigten Geistlichen nachgebend ließ ihn R. verhaften, aber Lambert erreichte es, vor den Papst gestellt zu werden und erhielt von diesem die Erlaubniß, weiter zu predigen. Für den Bischof war es sicher sehr bequem, daß der unerschrockene Sittenverbesserer 1187 (?) starb. Aus der sonstigen Wirksamkeit Rudolf's in Lüttich ist wenig überliefert. Daß er an der Erhebung der Gebeine der heiligen Trudo und Eucherius (1169) und an der des heiligen Domitian (1173) den seiner Würde entsprechenden Antheil nahm, bedeutet nicht viel. Sein nicht datirter Erlaß gegen Kirchenraub und Brandstiftung (Martène et Durand, Thesaurus 1, 492) wäre mit anderen ähnlichen zu vergleichen, um richtig eingeschätzt zu werden. In einer Fehde gegen den Grafen von Looz (1180) wurden von den bischöflichen Kriegern sechzehn Kirchen eingeäschert! Rudolf's Brief an die Aebtissin Hildegard von Bingen, die ihm in seinen inneren Nöthen helfen sollte, brachte ihm eine ganz allgemein gehaltene Antwort. Da bot ihm, wie so vielen, der bevorstehende Kreuzzug willkommene Gelegenheit, sein Gewissen zu beruhigen. Der Cardinal Heinrich von Albano, in dem sich die ideale Kreuzzugsbegeisterung verkörperte, kam im März 1188 selbst nach Lüttich, predigte gewaltig gegen die Simonie und bewog zahlreiche Pfründner, dem zu Unrecht erworbenen Gute zu entsagen. R. hätte bei seinem schroffen Wesen den Cardinal kaum gewähren lassen, wenn ihn nicht Graf Balduin V. von Hennegau begütigt hätte. Der Bischof gab infolgedessen seine Einwilligung zu dem, was er doch nicht hindern konnte, und nahm auf dem berühmten „Hoftage Christi“, am 27. März 1188, zu Mainz das Kreuz. In der Begleitung des Kaisers wird er während des Zuges noch einige Male genannt, gelangte auch anscheinend in das Lager vor Akkon, aber von seinen Thaten weiß man nichts. Auf der Heimreise begriffen, rastete er in dem ihm gehörigen Dorfe Herdern im Breisgau und starb hier, aber nicht an Gift, wie später behauptet wurde, am 5. August 1191. Beigesetzt wurde er in der Familiengruft zu St. Peter auf dem Schwarzwalde. R. war weder eine hervorragende, noch eine anziehende Persönlichkeit: man erkennt an ihm so recht deutlich den Widerspruch, der in der geistlich-weltlichen Stellung eines reichsfürstlichen Bischofs aus großem Hause lag. Bedeutendes hat er nicht geleistet, nur durch seine Verfolgung Lambert's dazu beigetragen, das Aufkommen einer Reformbewegung in der Lütticher Gegend zu hindern oder wenigstens zu verlangsamen.

Die wichtigsten Quellen sind Gislebert von Mons; Vita b. Odiliae in den Analect. Boll. 13 (1894), 197 ff.; Gilg von Orval; die Lütticher Annalen des Lambertus Parvus; die Abtschronik von Saint-Trond; Alberich von Troisfontaines. Regesten hat E. Schoolmeesters im Bulletin de la Soc. d'art et d'hist. de Liège 1 (1881) veröffentlicht. Sie blieben August Guntermann in seiner Freiburger Dissertation: Rudolf von Zähringen, Bischof von Lüttich, Bühl 1899, unbekannt. Nachweise über Lambert le Bègue s. in der Realencyclop. f. prot. Theol. Bd. 11 (1902) von Herm. Haupt. Vgl. auch U. Chevalier, Bio-Bibliographie 2, 4039.

A. Cartellieri.

Rudorff: Franz von R., königlich sächsischer General der Infanterie, wurde am 12. April 1825 zu Hildesheim als der Sohn eines hannoverschen Officiers geboren, trat am 1. Juni 1841 als Cadett der Artilleriebrigade in

den Dienst seines Heimathlandes, wurde am 17. August 1842 Secondlieutenant und im Herbst 1846 zum Generalstabe commandirt, in welchem er 1849 am Kriege gegen Dänemark theilnahm. 1852 wurde er in den Generalstab versetzt und gehörte ihm, 1855 zum Hauptmann, 1865 zum Major aufsteigend, mit einer kurzen Unterbrechung in den Jahren 1857 bis 1859, während deren er Batteriechef war, bis zur Auflösung der Armee an. Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 gegen Preußen zum Oberstlieutenant befördert, trat er zunächst für einen friedlichen Austrag des Streites ein. Gemeinsam mit Major v. Jacobi (s. A. D. B. L, 597) arbeitete er ein Gutachten aus, welches mit Rücksicht auf den augenblicklichen Zustand der Truppen empfahl den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. Der Chef des Generalstabes, Oberst Cordemann (s. A. D. B. XLIX, 521), legte es am 18. Juni in Göttingen in einem Kriegsrathe dem König Georg V. vor und R. mußte die Ansicht vertreten. Sie wurde verworfen und am 21. der Marsch nach dem Süden angetreten. Nun setzte R. alle seine Kräfte daran, das gesteckte Ziel zu erreichen. Als am 22. in Mühlhausen über die Fortsetzung des Marsches beraten ward und Jacobi vorschlug stehen zu bleiben, den Angriff des Feindes abzuwarten, sprach R. sich mit Bestimmtheit dagegen aus. Auf seinen Rath ward der Weg nach Langensalza eingeschlagen. Der Höchstcommandirende, General v. Arentsschildt (s. A. D. B. XLVI, 33) durch Jacobi's pessimistische Beurtheilung der Lage seelisch niedergedrückt, richtete sich an Rudorff's mannhafter Entschlossenheit auf. In Langensalza erhielt dieser am Abend des 23. Kenntniß von einer Meldung des Husarenlieutenants v. Ahlefeld, welcher Eisenach unbesetzt gefunden hatte und darthun konnte, daß dem Marsche nach dort und weiter in das Werrathal nichts entgegenstehen würde. Daraufhin erwirkte R. sich den Befehl am folgenden Tage mit der Brigade Bülow die Stadt zu besetzen. Bevor es jedoch dazu kam wurde der Befehl widerrufen und alle Bemühungen Rudorff's, eine Aenderung der auf Unterhandlungen hinzielenden Anordnungen herbeizuführen, waren erfolglos. Aber immer mehr fiel ihm die führende Rolle im Hauptquartiere zu, immer größer wurde das Vertrauen, welches der König in ihn setzte. Und als am Morgen des 28., der dem Tage von Langensalza folgte, die höchsten Officiere schriftlich erklärt hatten, daß nichts übrig bleibe als zu capituliren, befragte der Monarch R. um seine Meinung. Dieser erklärte ein Durchbrechen über Gotha für unausführbar, schlug aber vor nach Mühlhausen zurückzugehen um dadurch Zeit zu gewinnen. Er wurde beauftragt, Arentsschildt den Befehl zu diesem Marsche zu bringen. Es war zu spät. Eingehende Meldungen berichteten, daß der Weg verlegt sei. Nun mußte auch R. seine Bedenken gegen die Capitulation fallen lassen. (9. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1904: „Das Mißlingen des Zuges der Hannoverschen Armee nach dem Süden im Juni 1866.")

Nach Auflösung der hannoverschen Armee trat R. im April 1867 als Bataillonscommandeur beim 2. Grenadierregimente Nr. 101 in sächsische Dienste, wurde 1869 Oberst und Commandeur des 3. Infanterieregiments Nr. 102, befehligte dieses im Kriege gegen Frankreich, kehrte geschmückt mit dem Eisernen Kreuze I. Classe zurück, ward 1874 zum Generalmajor und Commandeur der 48. Infanteriebrigade in Leipzig befördert, vertauschte diese Stellung im nächsten Jahre mit der nämlichen an der Spitze der 45. in Dresden, wurde 1882 zum Generallieutenant und General à la suite des Königs, 1883 zum Commandeur der 33. Infanteriedivision in Dresden ernannt, schied 1889 als General der Infanterie und Generaladjutant aus dem activen Dienst und starb am 7. November 1898 zu Dresden. Im J. 1872 war ihm der Adel verliehen. B. v. Poten.

Rühlmann: Christian Moritz R., geboren am 15. Februar 1811 in Dresden, † am 16. Januar 1896 in Hannover, hervorragender Lehrer und Schriftsteller auf dem Gebiete des Maschinenwesens. Er erhielt seine erste Schulbildung auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt und bezog nach Absolvirung derselben 1829 die dortige technische Bildungsanstalt, um, seinen Neigungen entsprechend, hauptsächlich mathematische und maschinentechnische Studien zu treiben, die zugleich eine Ergänzung in Vorträgen fanden, die er an der Bauschule hörte. Auf Grund seiner erworbenen Kenntnisse wurde er dann bereits 1835 Hilfslehrer der Mathematik an genannter Anstalt und 1836 ordentlicher Lehrer der angewandten Mathematik an der neu errichteten königl. Gewerbeschule in Chemnitz. Chemnitz war schon damals ein Mittelpunkt des sächsischen Gewerbelebens und daher besonders geeignet, R. auch Einblick in verschiedene Gewerbebetriebe zu gewähren und weitgehendes Interesse für die Industrie, namentlich für das Maschinenwesen, zu erwecken. Davon geben Zeugniß die verschiedenen Reisen, welche R. mit Unterstützung der sächsischen Regierung 1837 und 1838 nach Frankreich, Belgien, der Schweiz u. s. w. unternahm, um auch in diesen Ländern die Industrieverhältnisse kennen zu lernen, mit dem Erfolg, daß ihm 1838 in Chemnitz neben seinem Lehramt die Stelle eines technischen Rathgebers in Zoll- und Privilegiensachen übertragen wurde.

Schon als Lehrer an seiner vaterstädtischen technischen Bildungsanstalt begann R. seine schriftstellerische Thätigkeit zunächst mit einer sehr bemerkten Abhandlung über sächsische Mahlmühlen und Mahlmethoden (1836) und dann mit der Herausgabe seiner „Logarithmisch-trigonometrische und andere nützliche Tafeln zunächst für Schulen und technische Bildungsanstalten“ (1837), welche wegen ihres praktischen Inhaltes und zweckmäßigen Einrichtung große Verbreitung fanden und 1891 in 11. Auflage erschienen. Im J. 1840 verfaßte er eine für die damaligen Verhältnisse sehr wichtige Schrift: „Die horizontalen Wasserräder, Turbinen oder Kreiselräder“, welche u. a. ins Englische übersetzt wurde.

In demselben Jahre (1840) erwarb er sich in Jena die philosophische Doctorwürde und folgte einem Rufe als Professor an die damalige höhere Gewerbeschule in Hannover, die, 1831 gegründet, später (1847) zu einer Polytechnischen Schule (jetzt Technischen Hochschule) erweitert wurde und die Stätte für Rühlmann's erfolgreiches Lehren blieb.

Zu der Zeit, in welcher R. als Lehrer für die äußerst wichtigen Fächer der angewandten Mathemathik (Mechanik) und der Maschinenlehre seine Thätigkeit aufnahm, befand sich das höhere technische Unterrichtswesen noch in den Anfängen der Entwicklung. Vor allem fehlten Vorbereitungsschulen, weshalb die Ansprüche an die Schüler anfangs sehr gering sein mußten; R. verstand es, seinen Unterricht diesen Verhältnissen anzupassen, indem er zugleich auf eine Besserung derselben mit großem Erfolg hinwirkte.

Besonders fühlbar machte sich der Mangel an Lehrbüchern auf dem von ihm vertretenen Gebiete. Einige wenige Bücher dieses Wissenszweiges waren inhaltlich sowohl als didaktisch wenig zum Studium geeignet, weil sie hauptsächlich das Gebiet des Bauwesens umfaßten oder nur einzelne Gegenstände behandelten. Bei der Auffassung, die R. von seiner Lehraufgabe hatte, lag es ihm nahe, für seine Schüler zunächst ein Lehrbuch zu verfassen, welches, von einem einheitlichen Gesichtspunkte ausgehend, das ganze Gebiet der technischen Mechanik einschloß und zum Hausstudium beziehungsweise zur Repetition dienen sollte. So entstand noch 1840 unter dem Titel „Die technische Mechanik und Maschinenlehre“ der erste Band „Mechanik“. Schon in der 2. Auflage

(1845 u. 1847) gliederte sich der Inhalt in: Geostatik und Geodynamik. Vollendet wird das Buch erst 1853 durch Hinzufügung eines zweiten Bandes, der die Hydromechanik enthält und dadurch bemerkenswerth ist, daß der Verfasser zahlreiche Erfahrungen aus der Praxis verwerthet und die Differential- und Integralrechnung in Anwendung bringt, was als Zeichen dafür zu gelten hat, daß wenigstens an der Polytechnischen Schule zu Hannover die Vorbereitungsstudien entsprechend gesteigert waren. Zur Belebung seiner Vorträge, zur Anregung weiterer Studien und zur Förderung der allgemeinen Bildung wies R. zuerst in seinen Vorlesungen an passenden Stellen auf die geschichtliche Entwicklung der wichtigen Lehrsätze und der hauptsächlichsten Maschinen hin.

Nach seinen Erfahrungen von der Nützlichkeit der geschichtlichen Einflechtungen überzeugt, übertrug er dieses Vorgehen auch auf seine Bücher, die deshalb einen außerordentlich hohen Werth bekamen und heute noch besitzen, weil diese Notizen auf das sorgfältigste gesammelt und ausgesucht sind; hiermit im Zusammenhange stehen die zahlreichen Zitate, welche allen seinen Arbeiten beigegeben sind.

Die eingehenden Forschungen auf dem in Rede stehenden Gebiete nach der geschichtlichen Seite und das dadurch angesammelte Material gaben dann den Anstoß zu zwei großen Werken, welche R. in Deutschland als Gründer der historischen Schule kennzeichnen, zu dem vierbändigen Werke „Allgemeine Maschinenlehre" 1862 bis 1874 und zu dem Werke „Vorträge über Geschichte der technischen Mechanik und theoretischen Maschinenlehre" 1885. Die Allgemeine Maschinenlehre, welche jetzt in 2. Auflage fünfbändig vorliegt, bildet ein Werk, das in systematischer Anordnung das ganze Gebiet beschreibend umfaßt, eine Encyklopädie des Maschinenwesens, die in klarer Darstellung die Gesammtheit des Maschinenwesens in historisch-technischer Entwicklung ohne erhebliches mathematisches Beiwerk enthält und ganz besonders geeignet ist, für diesen gewaltigen Zweig der menschlichen Thätigkeit Interesse zu erwecken und Verständniß zu erschließen, zumal auch das volkswirthschaftliche Element die erforderliche Würdigung findet, einfache, leicht verständliche Zeichnungen den Text ergänzen und wohl tausende von Hinweisen zum Quellenstudium einladen.

Die Schwierigkeiten, welche bei dieser Arbeit überwunden werden mußten, lassen sich zum Theil ermessen, wenn man berücksichtigt, daß R. der erste war, der an dieselbe herantrat. Ohne ein Vorbild von Bedeutung, nur angewiesen auf einige Monographien und allgemeine Darstellungen von zweifelhaftem Werth, war R. gezwungen, das ganze großartige Gebäude selbst zu fundamentiren, aufzubauen und auszustatten. Daß er trotzdem die Schwierigkeiten überwand, ist ein beredtes Zeichen für seine außergewöhnliche Arbeitskraft und Ausdauer, aber nicht minder für seine Umsicht und seinen erworbenen Scharfblick.

Bei der Abfassung dieses Werkes drängte sich R. zunächst die Nothwendigkeit auf, eine klare Definition von der Maschine zu geben. Es war in der Physik gebräuchlich geworden, bei der Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung sog. einfache Maschinen, nämlich die Seilmaschine, die Rolle, das Wellrad, die schiefe Ebene, den Keil und die Schraube als Mittel zu Kraft- und Bewegungsäußerungen zu nehmen mit der Begründung, daß alle ähnlichen Zwecken dienenden sog. zusammengesetzten Maschinen in diese einfachen Maschinen zerlegt werden könnten. Die Mechanik als ein weiter ausgebauter Theil der Physik übernahm diesen Gebrauch, und daher ist es erklärlich, daß derselbe auch in die Maschinenkunde überging. Demnach war eine Definition von

Maschine eigentlich gar nicht vorhanden; man behalf sich mit Beschreibungen und Eintheilungen und umging eine Definition. In seiner Geostatik giebt R. die Erklärung: „Man bezeichnet mit Maschinen Vorrichtungen, mittelst welcher Kräfte eine Wirkung äußern verschieden von derjenigen, welche sie ohne dieselben geäußert haben würden.“ Daß ihm diese Definition nicht genügte und nicht genügen konnte, ersieht man schon in der 3. Auflage, am deutlichsten aber in der „Allgemeinen Maschinenlehre“, wo die Definition gegeben wird: „Die Maschine ist eine Verbindung beweglicher und unbeweglicher (fast ausschließlich) fester Körper, welche dazu dient, physische Kräfte aufzunehmen, fortzupflanzen oder auch nach Richtung und Größe derartig umzugestalten, daß sie zur Verrichtung bestimmter mechanischer Arbeiten geeignet werden.“ Wenn auch an dieser Definition etwas Gesuchtes nicht geleugnet werden kann, so unterscheidet sie sich doch von anderen wesentlich dadurch, daß bei ihr ein Hauptgewicht auf die Verrichtung mechanischer Arbeit gelegt wird, weil sie damit doch das Wesen trifft und eine vorzügliche Handhabe zur Classificirung der Maschinen nach der Verschiedenartigkeit in der Wirkung der mechanischen Arbeit bietet und die Möglichkeit gewährt, zahlreiche Vorrichtungen mit in das Darstellungsgebiet aufzunehmen, die sonst schwerlich, und zwar zum großen Nachtheil des Ganzen, hätten berücksichtigt werden können.

R. war infolge seiner Verbindung mit den damals lebenden französischen Vertretern der Mechanik und des Maschinenwesens und seines eingehenden Studiums der, allerdings ganz hervorragenden, französischen Litteratur auf diesem Gebiete der französischen Schule sehr zugeneigt und huldigte demnach auch der eifrigst von Poncelet verfochtenen Anschauung; daß man eine vollständige Maschine im allgemeinen in drei Theile oder Gruppen von Theilen, nämlich in Receptor (Kraftaufnehmer), Transmission (Kraftfortpflanzer) und Werkzeug (Arbeitsverrichter) zerlegen könne, giebt daher diesen Theilen die Benennungen Vordermaschine, Zwischen- oder Verbindungsmaschine und Hintermaschine und stellt sie als eine Grundlage weiterer Eintheilung auf. Man muß bedauern, daß R. hier die Logik in Stich gelassen hat, denn er war mit seiner oben gegebenen Definition auf dem besten Wege zu einer wirklich wissenschaftlichen. Schon bei der Classification, nach welcher er das Werk selbst eintheilt, stört dieses Eintheilungsprincip und findet nur grundsätzlich Beachtung. Um so mehr muß die mustergültige Bildung von Untergruppen und Abtheilungen überraschen, da sie allein die Möglichkeit gewährt, eine Uebersicht über die ja fast ins Endlose gehenden Arten von Maschinen zu bekommen. Hier seien nur die Gruppen erwähnt: Maschinen zum Messen und Zählen, kraftaufnehmende Maschinen, Transport- und Fabrikationsmaschinen, nach welchen in dem Werke selbst die Eintheilung erfolgt ist.

Es handelte sich bei der Herausgabe der Allgemeinen Maschinenlehre vornehmlich auch darum, auf die große Bedeutung der Maschine aufmerksam zu machen gerade zu einer Zeit, wo ein schwerer Kampf zwischen Hand- und Maschinenarbeit tobte. R. nahm in diesem Kampfe eine vermittelnde Stellung in dem Sinne ein, als er mit seinem ihm eigenen Scharfblick stets mahnte, der Maschine eine Daseins- und Entwicklungsberechtigung zu gewähren, ohne daß er gegen Mißstände und Nachtheile der Maschine seine Augen verschloß. Er zeichnet seine Stellung zu der großen Bewegung, sowie die Ursachen und Folgen der letzteren in sehr deutlichen Zügen in der Einleitung dieses Werkes. Von dem Zwecke der Maschine ausgehend, stellt er Vergleichungen an zwischen der Leistungsfähigkeit des Menschen und der Maschine, beweist durch trefflich gewählte Vergleichsbeispiele u. a. die Unmöglichkeit, in vielen Fällen Maschinenarbeit durch Menschenarbeit zu ersetzen, sowohl in Qualität, Quantität,

Preiswürdigkeit u. s. w. Daneben weist er hin auf die mit der Maschinenthätigkeit verbundenen Erscheinungen auf dem Erwerbsgebiete (Arbeitstheilung, Specialisirung u. s. w.), so daß das ganze in Rede stehende Werk als ein außerordentlich bedeutungsvolles zu gelten hat.

Das zweite große Werk: „Geschichte der technischen Mechanik und der theoretischen Maschinenlehre“ ist naturgemäß in der Anlage von der „Allgemeinen Maschinenlehre“ wesentlich abweichend. Während diese den Stoff nach Gruppen behandelt, erfolgt die Anordnung der Geschichte der Mechanik wesentlich chronologisch, so daß der Inhalt in Zeitabschnitte (Aelteste Zeit, Mittelalter, 15.—17. Jahrhundert, 18. Jahrhundert u. s. w.) zerfällt, welche allerdings nicht nach der üblichen Eintheilung der Universalgeschichte gewonnen sind, sondern nach wichtigen Begebenheiten auf den vorliegenden engeren Gebieten ihre Abgrenzungen finden. Der Verfasser beginnt die älteste Zeit mit Pythagoras, das Mittelalter mit Gerbert (späterem Papst Sylvester II.) die nächste Periode mit Galilei, dann mit Newton, mit Johann Bernoulli und endlich mit Laplace die letzte Periode, welche, inhaltlich die bedeutendste, das letzte Drittel des 18. bis zum ersten Drittel des 19. Jahrhunderts umfaßt. Da die technische Mechanik als Wissenschaft die Mathematik zur Grundlage und die Erfahrung (Experiment) zum Aufbau bedarf, so ist in ihrer Geschichte besonderes Gewicht auf die Entwicklung der Mathematik und auf die Vervollkommnung der materiellen Hülfsmittel zum Experiment und zur Beobachtung zu legen. R. hat es meisterhaft verstanden in dem vorliegenden Werke diese beiden Elemente in ihrem Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung zu verbinden und damit zugleich ein ungemein interessantes Buch zu schaffen. Mit Bienenfleiß hat er zu dem Bau die einzelnen Bausteine gesucht und zusammengefügt, und zur inneren Ausstattung eine Methode gewählt, die ebenso ansprechend als nützlich ist. Man hat nur nöthig, einige Capitel zu lesen, um sich zu überzeugen, mit welchem Geschick R. es verstand, aufklärend zu wirken, z. B. über die Beziehungen zwischen den großartigen Erfindungen der Fluxionsrechnung von Newton und der Differentialrechnung von Leibnitz, über das Princip des kleinsten Zwanges, über die Reibung u. s. w. Daneben finden wir in dem Buche kurze Lebensbeschreibungen der hervorragenden Förderer der Mathematik und Mechanik (Aristoteles, Archimedes, Galilei, Newton, Leibniz, Lagrange, Laplace, Bernoulli, Euler, Gauß, Redtenbacher u. s. w.), die auch Zeugniß ablegen von der großen Achtung und Verehrung, die R. seinen Lehrern und Fachgenossen zollte. Mit großer Wärme z. B. vertheidigt er seinen Lehrer und Freund Weisbach gegen „rücksichtslose jugendliche Heißsporne der Gegenwart“.

Sehr treffend schildert R. in diesem Werke den Zustand der technischen Mechanik in Deutschland im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. „Nach Ende des Napoleonischen Krieges gelangte man auch in Deutschland zu der Ueberzeugung, daß man sich bemühen müsse, die Verluste am materiellen Wohlstande durch geeignete Mittel zu ersetzen. Mit Schrecken gewahrte man namentlich den Vorsprung Englands im Gebiete der Gewerbe, der Industrie und des Verkehrs durch Benutzung der Dampfkraft, sowie in der Verwendung der letzteren zur besseren Ausbeutung der Schätze an Steinkohlen und Eisen. Man bestrebte sich mit Ernst und Energie das Versäumte nachzuholen und insbesondere den Mangel an den rechten materiellen und commerciellen Hülfsmitteln durch geistige Anstrengungen und speciell durch Begründung einer rationellen Technik zu ersetzen. Zu dieser Zeit war zwar in Deutschland die reine wissenschaftliche Mechanik bereits zu einem hohen Grade von Ausbildung gelangt — woran vorzugsweise die Uebersetzungen der Werke von Poisson und

Francoeur einen wesentlichen Antheil hatten — allein, fast alle damaligen deutschen Gelehrten, welche die eigentliche Brücke zwischen Wissenschaft und rationeller Praxis hätten schlagen helfen sollen, standen beinahe ohne Ausnahme der betreffenden Technik viel zu fern, als daß sie zur rechten Auffassung und Behandlung der ihnen obliegenden Aufgabe gelangen konnten."

Mit diesen Worten zeigt er vor allem auch klar und bestimmt den Weg und die Richtung, welche eingeschlagen werden mußte, um zu dem gesteckten Ziele zu gelangen. R. selbst gehört zu den verdienstvollen Männern, welche in Deutschland Wandel schafften, indem sie theoretische Betrachtungen und Erwägungen aus den Erfahrungen der Praxis anstellten und diese Thatsachen der Praxis wissenschaftlich begründeten oder erläuterten, also die angedeutete Richtung einschlugen.

Er trat von Anfang seiner Thätigkeit in sehr regen Verkehr mit den Vertretern der praktischen Technik, wodurch er nicht nur Einblick in das Getriebe der Technik und in die zu lösenden Aufgaben bekam, sondern auch die Lösung selbst kennen lernte. Er verfolgte mit Scharfsinn die Entwicklung der Technik und wirkte ersprießlich mit zur Hebung derselben und Beseitigung der Hindernisse durch Aufklärung bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit. Zu diesem Zwecke mußte er unermüdlich seine eigenen Kenntnisse stetig vermehren und die Fortschritte namentlich in den Ländern beobachten, welche Deutschland gegenüber weit voraus waren. Ihm konnte dabei die Wahrnehmung nicht entgehen, daß nichts geeigneter war sich auf dem betreffenden Gebiete fortzubilden, als der Besuch anderer Länder, um die dort in Blüthe stehenden industriellen Einrichtungen zu studiren sowie mit maßgebenden Persönlichkeiten Bekanntschaften anzuschließen und Besprechungen über vorliegende Fragen und Aufgaben zu pflegen. Thatsächlich hat R. dieses Mittel vortrefflich zu verwerthen verstanden auf den zahlreichen sich fast jährlich wiederholenden Reisen namentlich in England, Frankreich und Belgien, die für ihn und dadurch für das von ihm vertretene Fach des Maschinenwesens die besten Früchte trugen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, namentlich auch infolge der noch zu erwähnenden emsigen Thätigkeit in Vereinen u. s. w., R. sich eines großen Vertrauens erfreute, das ihn überall herbeizog, wo es sich um Förderung der Industrie handelte. So wurde R. von der hannoverschen Staatsregierung zu allen einigermaßen erheblichen Industrie- und Gewerbeausstellungen entsandt, in erster Linie zum Studium und Berichterstattung, sodann zur Ausarbeitung von Vorschlägen zur Hebung der Gewerbe und Industrie. Vor allem aber kam das Vertrauen zu ihm dadurch zum Ausdruck, daß man ihm fast überall das Amt eines Preisrichters übertrug, und ihm dadurch Gelegenheit schuf, sich über Dinge zu unterrichten, die sonst namentlich um diese Zeit als Geheimnisse behandelt wurden und verborgen blieben.

R. verwerthete das Gesehene, das Erlebte und Erforschte nicht nur in seinen Vorträgen für seine Schüler, sondern er ging damit an einen größeren Kreis, an den Kreis der Industriellen und Gewerbetreibenden; dadurch entstand für ihn ein neues Gebiet mit einer weiteren außerordentlich umfangreichen Thätigkeit.

Einige Jahre nach der Errichtung der höheren Gewerbeschule in Hannover (1831), war unter dem Namen eines Gewerbevereins (1834) ein Verein zur „Belebung und Beförderung des vaterländischen Gewerbefleißes" für das Königreich Hannover ins Leben getreten, der sich in einzelne Provinzialvereine theilte und unter dem Titel „Mittheilungen des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover" von 1834 an eine Zeitschrift herausgab, die jetzt noch,

wenn auch in anderer Form erscheint. Begreiflicher Weise war der Provinzialverein Hannover der stärkste und die Abzweigung — Local-Verein Hannover — vor allem geeignet, den Zweck des Vereins durch Vorträge, Besprechungen und Berathungen zu fördern.

Unmittelbar nach seiner Uebersiedlung nach Hannover trat R. diesem Verein bei und entwickelte mit dem ihm eigenen Eifer eine bedeutungsvolle Wirksamkeit, sowohl als Mitberather in der Direction (der er von 1841 an dauernd angehörte) als auch durch Vorträge in Localvereinen und durch Aufsätze in den Mittheilungen. R. war kein Redner im landläufigen Sinne, aber in seinen Darstellungen von überzeugender Kraft und verstand es mit großem Geschick, den aus Gewerbetreibenden, Industriellen, Lehrern u. s. w. zusammengesetzten Zuhörern selbst an und für sich schwierige Dinge klar zu machen. In diesen Kreisen erörterte er unter stetigem Hinweis auf örtliche Verhältnisse das Erlebte, Gesehene und Gehörte in sehr populärer Art, so daß seine Vorträge äußerst beliebt, besucht und nutzbringend waren, namentlich durch die den Vorträgen folgenden Discussionen. Wenn ihm hierbei ein Lapsus linguae entschlüpfte — was bei der wirklichen Fülle von Einzelkenntnissen gar nicht zu verwundern war — so zeigte er sich von der gemüthlichen Seite, indem er in eine entstandene Heiterkeit herzlich einstimmte, wenn er die Ursache derselben erfuhr.

Im J. 1844 veröffentlicht R. seinen ersten Aufsatz in den „Mittheilungen“ gemeinschaftlich mit Karmarsch, nämlich einen Bericht über die Industrieausstellung zu Paris 1844. Der Inhalt dieses vor nunmehr 60 Jahren geschriebenen Berichtes ist jetzt noch interessant und beachtenswerth wegen der zahlreichen Andeutungen über Geschichte, Zweck, Anordnung und Inhalt solcher Ausstellungen, Arbeiten der Preisrichter und dergleichen. Von dieser Zeit an findet man in dieser Zeitschrift — in deren Redaction R. 1858 eintrat, um von 1866 an die letztere selbst zu übernehmen — nun fortlaufend von R. zeitgemäße Aufsätze, Besprechungen über Tageserfindungen, kritische Auslassungen und dergleichen in einer solchen Fülle, daß diese Mittheilungen eine Fundgrube für denjenigen bilden, der über die Entwicklung des Großgewerbes aus dem Kleingewerbe sich unterrichten will. Er trat 1877, nach 30 Jahren, aus dieser Redaction aus. Daneben veröffentlichte R. in mehreren anderen technischen Zeitschriften Abhandlungen theoretischer Natur, in der Zeitschrift des hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins, des Vereins deutscher Ingenieure u. s. w.

R. war bis zu seinem Lebensende in voller Thätigkeit, denn in seinem Sterbejahr vollendete er noch den letzten Band der zweiten Auflage seiner „Allgemeinen Maschinenlehre“ bis auf die letzten drei Lieferungen, die Ruder-, Segel- und Dampfschiffe. Sein Wunsch, während seiner Berufsthätigkeit vom Tode ereilt zu werden, fand dadurch seine Erfüllung. R. war zweimal verheirathet, ein außerordentlich liebenswürdiger Gesellschafter, in seinem Hause ein freundlicher und zuvorkommender Gastgeber. Bei seinem Tode hinterließ er eine Wittwe, die ihm eine treue geliebte Lebensgefährtin war und ihm bei seinen schriftstellerischen Arbeiten unterstützend zur Seite stand, was R. selbst am besten anerkennt durch die Widmung seines Buches über die Geschichte der Mechanik, die heißt: „Seiner geliebten hochverehrten Frau Mathilde geborene Grosse widmet dieses Buch als Zeichen innigster Dankbarkeit für die geduldige unermüdliche Mitwirkung bei dessen Bearbeitung, der Verfasser.“

In einem Nachruf vom hannoverschen Bezirksverein deutscher Ingenieure wird gesagt: „Mit Rühlmann ist ein Veteran des deutschen Gewerblebens und der technischen Wissenschaften hingeschieden, der fast zwei Menschenalter hindurch freudig und unermüdlich in seinem Berufe gewirkt hat. In der Geschichte

der deutschen Industrie und der technischen Wissenschaften wird sein Name immer mit Ehren genannt werden!"

Nekrologe erschienen in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover 1896 und in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1896. E. v. Hoyer.

Rüling: Bernhard R., angesehener sächsischer Prediger, † 1896. — Bernhard Louis R. wurde am 1. August 1822 zu Oederan am Ostabhange des sächsischen Erzgebirges geboren, wo sein Vater Diakonus war. Als dieser nach Cölln bei Meißen übersiedelte, besuchte der Knabe die Meißener Stadtschule, von seinem 13. Lebensjahre ab die von dem namhaften Philologen Baumgarten-Crusius geleitete Fürstenschule, die er Ostern 1841, mit einer gründlichen Bildung ausgerüstet, verließ, um in Leipzig Theologie zu studiren. Mit besonderem Eifer trieb er hier neutestamentliche Studien unter Winer, alttestamentliche unter Tuch, homiletische unter Krehl; hatte auch Gelegenheit, die erregte kirchliche Bewegung der Zeit zu beobachten. 1842 zu Pfingsten fand die dritte allgemeine Versammlung der Lichtfreunde in Leipzig statt (Hauck, Theolog. Realencyklopädie, 3. Aufl., Bd. 11, S. 466, Zeile 28); im September wurde hier die Vereinigung des älteren und jüngeren Gustav Adolf-Vereins festgesetzt (ebd. Bd. 7, S. 253, Z. 10 ff.), im Jahre darauf die evangelisch-lutherische Pastoralconferenz für das Königreich Sachsen begründet, Ostern 1845 die erste allgemeine Kirchenversammlung der deutsch-katholischen Kirche abgehalten (ebd. Bd. 4, S. 585, Z. 45 ff.).

Im September 1844 bestand R. die erste theologische Prüfung mit der Zensur I. Die Prüfungscommission fügte dem Zeugnisse die Bemerkung bei: „Wir fühlen uns gedrungen, obiger Zensur (I) der Predigt noch ausdrücklich anzufügen, daß die Predigt in hohem Grade diese Auszeichnung verdient hat."

Der junge Candidat nahm eine Hauslehrerstelle bei dem Rechtsanwalt Tischer an. In dessen schön gelegener Besitzung in der Lößnitz bei Dresden verlebte er eine idyllische Zeit, die nur durch den plötzlichen Tod seines Vaters getrübt wurde. Nachdem er im October 1846 sich in Dresden der zweiten theologischen Prüfung unterzogen hatte, wurde er während der hochgehenden Wogen der Revolutionszeit 1848 zum Diakonus in Oschatz gewählt, wo er als Prediger schnell große Anerkennung fand. Das bewegte Leben einer Großstadtgemeinde mit ihren aufreibenden Pflichten lernte er in Dresden kennen, wo er am Neujahrstage 1852 seine Antrittspredigt an der Neustädter Dreikönigskirche hielt. Namentlich die Casualien nahmen ihn in hohem Grade in Anspruch. Ein Halsleiden war die Folge. Im Herbste 1855 führte ihn ein Ruf als Pastor Primarius nach Bautzen, der Hauptstadt der sächsischen Oberlausitz. Neben der Predigtthätigkeit an der Simultankirche zu St. Petri nahm ihn die Verwaltung stark in Anspruch, in deren Eigenthümlichkeit er sich bei der Sonderstellung der Lausitzer kirchlichen Verfassung erst hineinarbeiten mußte. Am Appellationsgerichte war er Beisitzer für Ehesachen; auch hatte er die Kirchenbücher der großen Gemeinde zu führen. Als Seelsorger im Gefängnisse war er viel in Anspruch genommen. Im J. 1858 wurde er zu der Oberlausitzer Kirchenvisitation, z. B. in Zittau, abgeordnet und hielt hier eine Visitationspredigt.

Daneben wurde er von Pastoralconferenzen zur Uebernahme von Vorträgen, bei kirchlichen Feiern zum Halten von Festpredigten herangezogen. Sie erschienen zum Theil in Druck und lenkten die Blicke auf ihn hin, sodaß er von der theologischen Facultät der Universität Leipzig 1860 bei der Gedächtnißfeier des 300jährigen Todestages Melanchthon's zum Ehrendoctor

ernannt wurde, nachdem er eine wissenschaftliche Arbeit: „De catholica ecclesiae evangelicae eiusque Germanicae natura et ratione“ eingesandt hatte.

Bereits hatte er 1865 einen Ruf als Superintendent nach Waldheim angenommen und die übliche Predigt in der Dresdener Hofkirche und am Tage darauf das lateinische Colloquium vor dem Consistorium gehalten, da wurde er 1866 nach Dr. Käuffer's Tode, der ihn noch eben geprüft hatte, zum zweiten Hofprediger und Consistorialrath in Dresden ernannt und rückte sieben Jahre später in die erste Hofpredigerstelle mit dem Range eines Oberconsistorialraths auf.

Als Prediger wie als Casualredner genoß er großes Ansehen. Als sein Ziel bezeichnete er die freimüthige und erweckliche Buß- und Glaubenspredigt; ein ander Mal erklärte er: „Danken würde ich Gott, wenn man darin etwas von der homiletischen Tugend fände, der einzigen, nach welcher der Verfasser strebt, freilich eben nur strebt, der Erbaulichkeit“. Diesem Ziele diente sorgfältigste Vorbereitung, gründliches Studium des Textes, Ausbeutung der Schrift nach Seite der Mahnung und des Trostes, Ausnutzung der Bibelforschung, scharfe Beobachtung des praktischen Lebens, Eingehen auf die Erfahrungen in der Seelsorge. Dazu kam die künstlerische Form, die wirkungsvolle Verwendung des religiösen Liedes, klarer Aufbau der Gedanken, sorgfältigste Durcharbeitung von der Einleitung bis zum Schlusse. Namentlich an kirchlichen und nationalen Festtagen zeichnete sich Rüling's Predigt durch packenden Ernst und reiche Gedankenfülle aus. Mit genialem Griffe wurde der Text in die festliche Beleuchtung gerückt, so, wenn an einem Sonntage, der der Mitfeier des Sedantages galt, aus Röm. 3, 23—28 der Hauptgedanke abgeleitet wurde: Kreuz und Schwert, zwei Zeugen für die Ehre Gottes! Wie sich Gott bekannt hat zu unserem Schwert, so wollen wir uns bekennen zu seinem Kreuz.

Als Seelsorger der Hof- und zahlreichen persönlichen Gemeinde war er hoch geschätzt. Alljährlich sammelten sich um ihn zahlreiche Confirmanden, deren Unterricht er mit dem größtem Ernste und der sorgfältigsten Vorbereitung nach neuen Hauptgesichtspunkten behandelte. Als Kirchenmann war er im Landesconsistorium thätig, namentlich, nachdem dieses durch die Gesetzgebung größere Selbständigkeit und neue Aufgaben erhalten hatte. Zur Mitarbeit an der Agende, dem Landesgesangbuche und dem Perikopenbuche wurde er herangezogen, auch alljährlich zwei Mal durch die Candidatenprüfungen in Anspruch genommen. Nachdem ihn die in Evangelicis beauftragten Minister 1871 als Mitglied der ersten Landessynode berufen hatten, nahm er an der außerordentlichen Tagung 1874, sowie an den ordentlichen Synoden 1875, 1881 und 1886 Theil. Die Arbeiten des Vereins für innere Mission, des Gustav-Adolf-Vereins und des Sächsischen Hauptmissionsvereins förderte er als Vorstandsmitglied durch Wort und That.

Wie er schon in Bautzen einen Candidatenverein geleitet hatte, übernahm er in Dresden 1873 den von Dr. Langbein gegründeten, den er bis zum Jahre 1885 weiter führte. Neutestamentliche, exegetische Uebungen, Besprechungen von Schriften über kirchliche Tagesfragen, Einführung in die Seelsorge und das praktische Amtsleben, Predigten und Katechesen bildeten den Gegenstand dieser anregenden Sitzungen. Die ertheilten Winke und Rathschläge trugen oft sehr persönlichen Charakter und gestatteten den Einblick in die individuelle Arbeitsweise. So empfahl R. die Anlegung eines Zettelkastens nach alphabetisch geordneten Stichworten für die Lectüre von Büchern und Zeitungen zum Zwecke der Ausnutzung für die Predigt, betonte die Nothwendigkeit genauesten Memorirens zur Sicherung und Förderung des Sprach-

reichthums, peinliches Studium des Schrifttextes für die Vorlesung usw. Anweisungen, die um so mehr wirkten, je mehr der Präses in der nächsten Predigt ihre Bedeutung praktisch darthat.

Mit wissenschaftlichen Arbeiten hätte er sich gern mehr beschäftigt; hatte er darin ja ein Vorbild in seinem Vater, der zum 300jährigen Reformationsjubiläum 1839 ein auf gründlichen Studien beruhendes Buch über die Reformation in Meißen geschrieben hatte. Aber die Zeit schien ihm dazu nicht auszulangen. Trotzdem hielt er es für seine Pflicht, sich mit der wissenschaftlich-theologischen Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten, gab in Conferenzen, auch im Candidatenvereine selbständige Berichte, z. B. bei Gelegenheit des 300jährigen Jubiläums des Concordienbuches. So sehr er sich durch das Bekenntniß der Kirche gebunden fühlte, so war er bei Beurtheilung der einschlagenden Tagesfragen und Personen gerecht und mild und bezeichnete als seinen Grundsatz: „Ein enges Gewissen und ein weites Herz!"

Er war Comthur des kgl. sächsischen Verdienstordens und des mecklenburgischen Comthurkreuzes des Hausordens der wendischen Krone.

Zunehmende Gedächtnißschwäche veranlaßte R., im J. 1888 in den Ruhestand zu treten. Doch folgte er noch bisweilen der Bitte, eine Festpredigt zu übernehmen, war auch einen Monat lang 1890 Curprediger in St. Blasien, 1891 in Scheveningen und im Winter 1892 und 1893 in Nervi. Gerade der letztere Aufenthalt im Süden hatte ihm reiche Stärkung und Anregung geboten. Aber in den nächsten Jahren machten sich allerlei Zeichen der Krankheit geltend, der er am 12. November 1896 erlag.

(J. Rüling), Lebenslauf des Verfassers (L. B. Rüling), zugleich als Vorwort zu seiner letzten Predigtsammlung, von seinem Sohne dargestellt, in B. Rüling, Abendglocken. Leipzig 1897, S. III—XVII (wo auf S. VII bis XI die Schriften und Predigten verzeichnet sind). — O. Kohlschmidt in A. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, 1. Band. Berlin, G. Reimer 1897, S. 445. — F. Blanckmeister, Sächsische Kirchengeschichte, 2. Aufl., Dresden 1906, S. 419, 443, 448. — G. Müller, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der sächsischen Landeskirche in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte, Heft 9, S. 209 f. und Heft 10, S. 153. — Die Angabe über die Theilnahme an der Zittauer Visitation verdanke ich Herrn Pfarrer i. R. Pescheck in Zittau.

Georg Müller.

Rümelin: Emil von R., Oberbürgermeister der württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, geboren am 21. Juni 1846 in Ulm, † am 24. März 1899 in Baden-Baden. Als Sproß der alten Familie Rümelin, welcher der württembergische Staat so manchen tüchtigen Beamten und Gelehrten zu verdanken hat, widmete sich auch Emil R. der Beamtenlaufbahn, nachdem er in Tübingen und Heidelberg Staats- und Finanzwissenschaften studirt hatte. Auf dieser von der württembergischen Cameralcarrière im übrigen nicht abweichenden Laufbahn war seine Abcommandirung als Stationscontrolleur nach Münster i. W. auf seine spätere Entwicklung von besonderem Einfluß. Denn es bot sich ihm dadurch Gelegenheit, auch norddeutsches Wesen sowohl im Beamtenthume wie im gesellschaftlichen Verkehr kennen zu lernen und zur Behandlung mancher engen schwäbischen Eigenart, die ihm in seinem späteren Wirkungskreis aufstieß, zu verwerthen. Ungleich bedeutungsvoller für seinen Entwicklungsgang wurde aber die im J. 1877 erfolgte Vermählung mit der hochbegabten Tochter des Rechtsanwalts Oesterlen, eines der Führer der damaligen schwäbischen Demokratie vom alten Schrot und Korn. Diese Verbindung läuterte das durch lange Familientradition angeborene aristokratische

Selbstbewußtsein Rümelin's zu jener vornehm-demokratischen Auffassung des öffentlichen Lebens, deren geschickte, insbesondere auch durch die Gattin in weiten gesellschaftlichen Kreisen verbreitete Kundgebung die Aufmerksamkeit des politischen Publicums der schwäbischen Hauptstadt bei dem Rücktritt des seitherigen Oberbürgermeisters auf R. lenkte und ihm den großen Sprung von der verhältnißmäßig unbedeutenden Stellung eines staatlichen Collegialraths zum ersten Beamten der Stadt ermöglichte. Am 18. November 1892 wurde R. nach einem heftigen Wahlkampfe gegen einen als Juristen und Politiker in conservativen und liberalen Kreisen hochgeschätzten und im Gemeindedienst schon bewährten Gegner mit großer Stimmenmehrheit zum Stadtschultheißen gewählt. Er erhielt am 28. December desselben Jahres die königliche Bestätigung, ein Jahr später den Titel Oberbürgermeister und bald darauf mit einer Ordensverleihung den persönlichen Adel.

Was weite Schichten der freisinnigen und socialpolitisch bedürftigen Einwohnerschaft Stuttgarts von dem neuen Stadtvorstand erwarteten, hat Oberbürgermeister R. in vollem Maaße erfüllt. Mustergültige städtische Einrichtungen verdanken ihm theils ihre Anregung, theils ihre Durchführung. Von jener krankhaft entwickelten Form des Selbstbewußtseins, die zum Theil als Folge einer wenig glücklichen Gemeindeverfassung die deutschen Ortsgewaltigen so leicht befällt und die sich darin besonders zeigt, daß sie allem zum Mindesten kühl gegenübertreten, was nicht ihrer eigenen Initiative entsprungen ist, hat sich R. zeitlebens freigehalten. Gerade dadurch, daß er jede Anregung, sei es durch Wort oder Litteratur, die er mit seinem scharfen Verstande als im Interesse der ihm anvertrauten Stadtverwaltung liegend erkannte, mit warmem Eifer, ja mit Begeisterung wie etwas Selbstgewolltes aufnahm und als glänzender Redner nachhaltig verfocht, hat er trotz seiner kurzen Amtsthätigkeit der mächtig aufblühenden schwäbischen Hauptstadt große Dienste geleistet. Unter seiner Verwaltung that diese Stadt die ersten Schritte in einen wirklich großstädtischen Ideen- und Bedürfnißkreis. Er war es auch, der insbesondere die kommenden großen Eingemeindungen als eine der allernächsten Zukunft vorbehaltene Nothwendigkeit erkannte, und wenn auch zunächst nur in privatem Freundeskreis vorbereitete. Manchem anderen guten Gedanken auf den verschiedensten Gebieten hat er von seinem gastlichen Hause aus, das er mit seiner geistvollen, auch als Schriftstellerin großes Ansehen genießenden Gattin Natalie bald zu einem Mittelpunkt des litterarischen und politischen Lebens in Stuttgart zu machen verstand, zum Siege verholfen und damit zugleich der Stellung des ersten Beamten der Stadt ein Prestige geschaffen, das sein amtliches Ansehen zu jener hervorragenden Position im öffentlichen Leben Stuttgarts ergänzte, die vor ihm kein anderer Bürgermeister der Stadt besessen hatte. Kam zu alledem eine hohe, imponirende Gestalt, eine wahrhaft glänzende Beredsamkeit mit tiefem Wohlklang der Stimme, endlich die leichte und geschickt ausgenützte Gabe, das, was ihn bewegte, auch litterarisch und journalistisch zu verfechten, so war es kein Wunder, daß er bald nicht nur den Stuttgartern selber, sondern auch vielfach auswärts als das Muster eines ebenso repräsentativen wie thatkräftigen deutschen Oberbürgermeisters erschien. Und wenn schließlich seine angeborene große Herzensgüte und sein gesunder herzerfreuender Humor in Verbindung mit den Erfolgen seiner Verwaltung seine politischen Gegner in kürzester Frist mit seiner Wahl sich versöhnen ließ, dann wird es begreiflich sein, daß sein allzu früher Tod in ganz Stuttgart und weit ins Land hinaus eine bedauernde Theilnahme erweckte, wie sie wohl noch keinem württembergischen Beamten im Nachruf vermerkt werden durfte. Am Tage der Beisetzung seiner Asche war ganz Stuttgart auf den Beinen,

und die gewaltige Trauerkundgebung, die sich entfaltete, zeigte in imponirender Weise, zu welcher Popularität eine große deutsche Stadtverwaltung ihr Oberhaupt erheben kann, wenn sie mit dem hohen Sinn und dem warmen Herzen eines R. geführt wird.

Chronik der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart, Jahrgang 1899, S. 10—22. Heinrich Rettich.

Rümelin: Gustav R., Staatsmann, akademischer Lehrer, Schriftsteller.

1. Jugend- und Wanderjahre 1815—45. R. ist am 26. März 1815 in Ravensburg geboren, wo sein Vater damals Oberamtmann war. Die Rümelin (schwäbisch Remele ausgesprochen) sind eine altwürttembergische Familie, deren Vertreter uns theils als Handwerker, theils als Professoren, Juristen, Schreiber und Amtleute begegnen; einer, der Schultheiß in Kenzingen war, hatte aus Wien 1593 einen Adelsbrief erhalten. Die mit ihm nicht im nachweisbaren Zusammenhang stehende Linie unseres R. ist im Städtchen Ebingen (Oberamt Balingen) lange nachweisbar; es waren angesehene Handwerker, von welchen mehrere als Senatoren und Judices im Kirchenbuch bezeichnet werden. Gustav's Großvater (Christian Friederich), aus der Schreiberlaufbahn hervorgegangen (1739—1803), verwaltete lange das einträglichste altwürttembergische Amt Maulbronn, lebte aber zuletzt 1796 bis 1803 von seinem Vermögen und der Pachtung mehrerer Schafgüter in Ludwigsburg. Er galt als ein schöner, stattlicher Mann, hatte in seinen älteren Jahren die Eigenheit, ankommende Briefe nicht mehr sofort zu öffnen, auch öfters im Schlafrock zu amtiren. Der Vater Gustav's, Ernst Gustav, in Maulbronn aufgewachsen, sollte Theologie studiren, setzte aber den Uebergang zur Jurisprudenz in Tübingen durch, bekleidete nacheinander verschiedene Amtmannsstellen (Weikersheim, Ravensburg, Besigheim), und als 1816—19 die Oberämter (die Bezirksverwaltungsstellen) von den Bezirksgerichten getrennt wurden, nahm er 1819 die Oberamtsrichterstelle in Heilbronn an, woher seine Frau, eine geborene Dreiß, stammte; er lebte und amtirte hier bis zu seinem Tode (10. Januar 1850), zuletzt mit dem Titel eines Oberjustizraths. Er war ein sehr angesehener, allgemein beliebter Bezirksbeamter, einer der sachkundigsten Weinproducenten der Stadt, ein in Geschichte und Politik wohlerfahrener Mann, hatte das Mandat eines liberalen Landtagsabgeordneten mit Erfolg bekleidet. Der Sohn sagt in der Familienchronik von ihm: „Er war eine mehr weiche als energische Natur. Wo Pflicht und Ehre im Spiele waren, zauderte er nicht; aber in einer übrigens recht glücklichen Ehe war er nicht ganz das Haupt des Hauses." Er war ein Christ im Sinne der Kant'schen Philosophie; der Schwerpunkt lag für ihn auf dem Ethischen und Praktischen; das Neue Testament lag immer auf seinem Pulte. Schiller war der Abgott des Hauses; für Musik und bildende Kunst war es verschlossen; Humor und feinerer Witz waren nicht gerade gepflegt.

Die Mutter Gustav's, Henriette (1790—1865), stammt aus einer ursprünglich in Calw lebenden Kaufmannsfamilie; Calw war die wohlhabendste Industrie- und Exportstadt Altwürttembergs; ein Zweig der Familie kam im 18. Jahrhundert nach Stuttgart; der Vater Henriette's war Lehrling in Heilbronn geworden, blieb da als Procurist eines bedeutenden Kaufhauses, war ein sehr gescheiter Mann, vorzüglicher Kaufmann, lebhaft und energisch, heiter und witzig, gastfrei und in Geldsachen splendid, aber jähzornig. Seine Frau war in Sprache und Sitte eine echte Heilbronnerin, wein- und weinbergkundig, von gutmüthigem Humor und sanftem Naturell. Ihre Tochter, Gustav's Mutter, war schon in der Schule stets die erste, hervorragend be-

gabt, wie wenige Frauen; sie besaß eine scharfe, in das Wesen der Dinge eindringende Auffassung, gute Darstellungsgabe; ihre Briefe lasen sich wie die eines gebildeten Mannes, oft scharf und schneidig; hätte sie eine höhere Bildung genossen, so hätte sie eine Schriftstellerin von Ruf werden können; ein Aufsatz von ihr über Somnambulismus ist gedruckt. Sie war in Heilbronn und anderwärts sehr gefeiert; R. warb in Concurrenz mit anderen angesehenen Candidaten um ihre Hand und erhielt sie. Der Sohn schildert sie in folgender Weise: „Eine seltene und hervorragende Frau, sehr intelligent, durchaus rechtschaffen und pflichtgetreu, eine thätige und tüchtige Hausfrau, eine treue Gattin und Mutter, jedoch vielleicht zu männlich, eigenwillig und selbständig, um zu den liebenswürdigen Frauen gerechnet zu werden.“ Ein geradezu genialer, aber verschwenderischer, liederlicher Bruder von ihr, der als Rechtsanwalt in Göppingen endete, galt lange als der beste und gefürchtetste Jurist und Redner des Landes. — Aus der Ehe von Ernst Gustav entsprossen vier Söhne, von welchen unser G. der zweite war; 1812 bis 1823 geboren, wuchsen sie in Heilbronn auf, besuchten die dortigen Schulen.

Von allen wesentlichen Eigenschaften Rümelin's wird man sagen können, daß sie sich auf seine Vorfahren, hauptsächlich auf seine beiden Eltern, zurückführen lassen. Energischen, unbeugsamen Willen, durchdringenden Verstand, schriftstellerisches Talent hatte er von der Mutter, eine gewisse Bequemlichkeit, Herzensgüte und edeln Charakter vom Vater. Von der Erziehung durch letzteren sagt der Sohn: „Sie war weder streng noch ängstlich; man hat uns ziemlich freien Lauf gelassen; aber um unser Lernen und sonstiges Fortkommen kümmerte er sich aufs Angelegentlichste; er war unermüdlich im Anfeuern.“

G. R. besuchte in Heilbronn zuerst eine Privatschule, kam dann 7jährig in das Gymnasium; „da ich — sagt er — ich weiß nicht warum, zum Theologen bestimmt war (der ältere Bruder war Jurist, die zwei jüngeren wurden Kaufleute), so hatte ich nach Landesbrauch die drei damals abzulegenden Landexamina zu machen und wurde im Herbst 1828 in das Seminar Schönthal aufgenommen.“ — In diese erste Jugendzeit fällt der Anfang seiner innigen Freundschaft mit Robert Mayer, dem späteren großen Naturforscher und Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft; in dessen väterlicher Apotheke lernten die Jungen „bästeln“, beobachten, experimentiren. „Die schul- und arbeitsfreie Zeit, — sagt R. in dem schönen Nachrufe, den er dem Freunde widmet — die uns weit reichlicher als der heutigen Jugend zugewiesen war, brachten wir fast jeden Tag, und meist nur zu zweien, wenn möglich im Freien, in den Höfen und Gärten, am und im Neckar und als eifrige Nachenfahrer auch auf demselben zu.“ Die Freunde wußten die Schiller'schen Gedichte und Dramen auswendig, vertieften sich in Walter Scott, van der Velde, Wilhelm Hauff. Eines eigenthümlichen geographischen Spiels der Beiden erwähnt R.: mit Atlas und Länderbeschreibungen ausgerüstet, theilten die Knaben die Welt in zwei gleiche Hälften unter sich; „wir gaben unsern Ländern Verfassung und Gesetze, schlossen Verträge ab, übernahmen zur Ausgleichung Servituten und gegenseitige Ablieferung von Producten. Ich sah in realistischer Neigung mehr auf Zahl und Eigenschaft der Einwohner, auf Militärmacht und Finanzen; Mayer achtete in erster Linie auf die Producte, das Klima, die großartigen Naturerscheinungen.“ Wir sehen, im Einen regt sich der künftige Statistiker und Staatsmann, im Andern der Indienfahrer und Naturforscher.

Die vier württembergischen Klosterschulen oder niederen Seminare für die 13—17jährigen, das Tübinger Stift für die 18—21jährigen künftigen Theologen sind eine Stiftung der Reformation und des großen Herzogs Christoph,

um hier kostenfrei „den jungen Bomsatz der Kirche Gottes“ (wie es 1583 heißt) zu erziehen. Jährlich werden 30—40 der fähigsten Knaben aus dem ganzen Lande durch das Landexamen zum Stolz und zur Erleichterung ihrer Eltern, meist aus Pfarrer-, Beamten-, aber auch aus anderen Familien ausgesucht; es ist eine demokratische Maßregel; diese Klosterschüler galten immer mit als die besten Deutschlands. In das Kloster Schönthal trat G. R. im Herbst 1828 nun ein; es wirkten da treffliche Lehrer, der ebenso kluge wie humane Vorstand, der Ephorus Wunderlich, dann Prof. W. Klaiber, der mit seiner schönen, geistreichen Frau ein Haus machte; in ihm trat dem jungen Seminaristen edle Sitte, feine Bildung, anmuthiger Humor, der ganze Reiz der höheren Geselligkeit zum ersten Male entgegen. Unter den Knaben befand sich Bockshammer, Kapff, Schelling, Weitbrecht; der Freund Rümelin's, Mayer, konnte es in Heilbronn nicht allein aushalten; er folgte dem Freunde bald als Hospitant des Seminars nach. Im Mittelpunkte der Bildungsbestrebungen standen neben den alten Classikern Schiller und Goethe, Shakespeare und Kleist, Klopstock und Körner. R. rühmt die Schönthaler Jahre als eine Zeit des täglichen und stündlichen Zusammenseins mit strebsamen, begabten, ideale Lebensziele suchenden Kameraden der verschiedensten Art. Von Anfang an einer der Ersten, sinkt er durch seine Lässigkeit einige Mal auf den 15. Platz, schreibt aber darüber beruhigend an den Vater; das betrachte er als ein Glück, weil es ihn ansporne. Wunderlich entließ ihn 1832 mit dem Zeugnisse: „Rümelin ist wohl der beste Kopf unter allen, mit vieler Einsicht und Reife; er arbeitet leicht; die Arbeiten sind in der Regel gediegen; er hält es nicht für nöthig, immer fleißig zu sein, da er bei seinen guten Anlagen mit geringer Anstrengung dasselbe zu leisten vermag und noch mehr als andere; zuweilen ist er wieder recht fleißig, nur mit Unterbrechungen. — Er hat so viel reifen Verstand und gesundes Urtheil, daß man wohl für seine Zukunft gute Aussicht geben kann.“

In der akademischen Studienzeit in Tübingen (1832—36) litt R. zwar auch unter mancherlei; im ganzen aber hat er sie in ihrer Freiheit, in ihren Jugendfreundschaften, in dem Genusse des Lernens und geistigen Fortschritts voll und ganz genossen. Bald nachdem er von Tübingen geschieden, schrieb er: „Das Philisterium ist bitterer, als ich mir's gedacht, und ich hab es mir bitter genug gedacht.“

Was ihn damals schon drückte, war der sich steigernde innere Widerstand seiner ganzen Natur, sowie seiner Ueberzeugungen gegen den künftigen Pfarrerberuf; auch empörte er sich gegen die mönchisch geartete strenge Clausur und Stiftsdisciplin, die fast unverändert in der Reformationszeit aus dem klösterlichen Leben übernommen, bis ins 19. Jahrhundert sich erhalten hatte — einmal erhält er im Semester 38 Noten wegen kleiner Vergehungen; „die Malice des Ephorus“ gibt ihm gegen das Votum der übrigen Inspectoren drei Tage Hausarrest dafür. Selbstbewußt schreibt er dem Vater: „Ich bin zu stolz, mich darüber zu schämen; ich freue mich nur über die gute Gelegenheit, zu arbeiten.“

Ein noch reicherer Freundeskreis als in Schönthal umgab ihn; zu R., Mayer und den Compromotionalen kamen Griesinger, K. Gerok, Hermann Kurz, Sigm. Schott, E. Zeller, Robert Kern. Mit dem letzteren knüpfte er einen Bund fürs ganze Leben; ihr Briefwechsel (1846—87) zeigt, wie der beweglich aufgeschlossene, dichterische, liebenswürdige, schwärmerische, spätere Rector (zuerst in Oehringen, dann in Ulm) den ernsteren, nüchterneren, verständigeren und tieferen Freund glücklich ergänzte; ihm allein hat R. sein ganzes Leben lang sein innerstes Herz aufgeschlossen. Und neben den Freunden

wirkten damals die um 7—8 Jahre älteren, hochbegabten Repetenten und Privatdocenten F. Th. Vischer, geb. 1807, Repetent 1833, D. Strauß, geb. 1808, u. A., dann als Professor F. Ch. Baur (geb. 1806, seit 1826 in Tübingen), der eben damals die kritische Tübinger Theologenschule begründete. Strauß las, kurz von Berlin zurückgekehrt, 1835 als seine erste Vorlesung über „Logik“ im Hegel'schen Sinne.

Ueber die tiefe Einwirkung Hegel's auf die damalige studentische Jugend hat R. selbst (1870) in einer akademischen Rede (Reden und Aufsätze I, 32 ff.) berichtet: „Wir waren — sagt er — erfüllt von einem idealen Enthusiasmus; wir wollten ein geschlossenes System, einen einheitlichen Aufbau des Kosmos; das gab uns die Lehre von dem Geiste, der sich in der Natur entfaltet, im Menschen, in der Gesellschaft, im Staate zu sich selbst zurückkommt. Man sehnte sich nach einer einheitlichen Entwicklungslehre, nach einer Erklärung der Vergangenheit und der Gegenwart, nach einem Stufenbau der Geschichte. Die verführerische Mystik der Dialektik täuschte uns, weil die Zweifler unter uns den Fehler in sich, in ihrer platten Verstandesmäßigkeit sahen, die nicht zu höherer Vernunft durchdringen könne. Die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel hatte sich durch Tief- und Scharfsinn ausgezeichnet, aber nicht zu der Klarheit und Präcision des Denkens geführt, um die Schwächen des bestehenden Systems sofort zu sehen. Und die seltenen Vorzüge Hegel's, seine Sprachgewalt, seine geistvollen Vergleichungen, sein großes Verständniß für Staat und Politik, für die Geschichte, in der er die Offenbarung Gottes sah, mußten uns hinreißen.“ R. fügt aber bei: gerade die Tübinger Schule mit ihrer historischen Kritik der Offenbarung habe von Anfang an in ihm und anderen damaligen Studenten den blinden Glauben an Hegel wesentlich eingeschränkt. Zu der von ihm gelösten Preisaufgabe (1835), mit der er 1836 den philosophischen Doctor machte, „Ueber den sittlichen Gehalt der mosaischen Gesetzgebung“, ist wohl die philosophische Construction von Heidenthum, Judenthum und Christenthum in Hegel'scher Weise gemacht, aber im übrigen überwiegt die kritisch-historische Analyse; er will die Unvollkommenheit des Mosaismus, aber auch seine Perfectibilität nachweisen; er sieht die letztere in den Propheten, in den großen Königen wie David, in den Maccabäern, im Christenthum. In den Schriften Rümelin's aus den 40er Jahren ist jeder Einfluß der Hegel'schen Philosophie abgestreift. Aber hübsch ist, wie er in einem Tübinger Briefe an seinen Vater, der ihm Unbeständigkeit und Wechsel in den Gegenständen seines Studiums vorwirft, Hegelisch (1833) antwortet: „Das Beste an ihm sei eben seine Veränderlichkeit; indem er eine Sache erfasse und sie dann negiere, dringe er stets zu Höherem auf. Gott ist überall, der Gipfel aller Weisheit und alles Glaubens ist, ihn zu schauen und zu verehren.“ Dazu komme er durch seine Veränderlichkeit, von Stufe zu Stufe vordringend.

Nachdem R. im Herbst 1836 das theologische Facultätsexamen bestanden hatte, wurde er erst Vicar des Stadtpfarrers Hermann in Heilbronn und nach dessen Tode provisorischer Vertreter dieses Amtes. Im J. 1838 entschied er sich definitiv für das Lehrfach, wurde Repetent in Schönthal und hat dann von da bis 1845 eine Reihe provisorischer Lehrstellungen an Lateinschulen und Gymnasien bekleidet, in Ludwigsburg, Kirchheim, Langenburg, Heilbronn, Ellwangen, Göppingen, Stuttgart. Dazwischen legte er 1841 die zweite theologische und die Präceptorats-, 1843 die Professoratsprüfung (für die höheren Gymnasiallehrstellen) ab. In die Jahre 1840—41 fällt außerdem seine Reise nach Köln, Bremen, Hamburg, Berlin, Dresden, Jena, Weimar; in Berlin hörte er noch ein Semester lang Vorlesungen, hauptsächlich bei Ranke mittelalterliche Geschichte, bei Böckh über Demosthenes, bei Ritter allgemeine Erdkunde, bei

Dönniges europäisches Staatsrecht, bei Franz über Plato, bei Georges über Hegel und Schleiermacher. Die in Berlin empfangenen Eindrücke waren groß und nachhaltig. „Der Aufenthalt hier, schreibt er, ist für meine Zwecke unglaublich förderlich und heilsam; hier ist eine Summe von Intelligenz, eine solche Menge gebildeter und gescheiter Menschen, wie in unserem ganzen Ländchen nicht. Dinge, durch die man sich bei uns schon auszeichnet, sind hier etwas ganz Ordinäres." R. wäre ohne Zweifel nicht von 1848 an ein so kühner und beredter Vertheidiger der Führung Deutschl nds durch Preußen geworden, wenn er damals nicht die geistigen und realen Kräfte dieses Staates mit eigensten Augen kennen gelernt hätte.

Ohne Zweifel hat der Gegensatz der großen Berliner Erinnerungen und der besonders unangenehmen Stelle an der Lateinschule in dem kleinen Oertchen Langenburg (1842) dazu beigetragen, den großen inneren Conflict Rümelin's so zu steigern, daß er seinen Beruf für unerträglich hielt, seine Eltern (31. August 1842) bat, ihn mit seinen 27 Jahren noch Jura studiren zu lassen: alle seine geistigen Interessen seien dem öffentlichen Leben, den Zuständen und Gesetzen der Völker, dem Staatsrecht, der Politik zugewendet; ja, wenn er noch Aussicht hätte, bald 14—18jährige zu unterrichten; wahrscheinlich werde er aber in den nächsten 8—12 Jahren dummen Jungen unter 14 Jahren in kleinen Landstädtchen die Anfänge des Latein mit dem Stock in der Hand einbläuen müssen. Das ertrage er nicht; er habe das Gefühl, zu Besserem bestimmt zu sein. Rückkehr zum Pfarramt sei noch weniger möglich. Er glaube an Gott, die Heiligkeit des Sittengesetzes, die Unsterblichkeit der Seele; aber die christlichen Fundamentalsätze von Sünde, Erlösung, Gottheit Christi könne er nicht lehren; er könne sich nicht als Muster gottseligen Wandels vor die Gemeinde hinstellen. Die Eltern waren durch alle diese Argumente nicht zu überzeugen. R. mußte zunächst im Lehrfach bleiben. Seine geistige Spannkraft fand einen anderen Ausweg: die schriftstellerische Thätigkeit auf politischem, zunächst auf schulpolitischem Gebiete.

Schon 1841 hatte er in der kleinen anonymen Schrift: „Ueber eine zeitgemäße Reform des evangelisch-theologischen Seminars in Tübingen" die Unhaltbarkeit der Anstaltsverfassung aus ihrer Rückständigkeit und der damaligen Krise der Theologie abgeleitet; dabei aber realistisch und conservativ nicht etwa der Anstellung von Leuten wie D. Strauß das Wort geredet, sondern die Pflege der kirchlichen Mitte, gegenseitige Duldsamkeit der Zweifler und der Gläubigen, vor allem aber die Mehrzahl der Stellen in den Seminaren und im Stift für künftige weltliche Staatsdiener gefordert. Jetzt holte er weiter aus, schrieb von Herbst 1843—44 im elterlichen Hause das Buch: „Die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschulen, zunächst mit Beziehung auf die württembergischen Zustände" (1845, 184 S.). Dem Freunde schrieb er damals: „Ich bin gegenwärtig beschäftigt mit einem langweiligen Buche, das ich nicht lese, sondern selber mache. Veracht mich nicht darum, sonst muß ich dich geringschätzen." Es genüge, daß der Studienrath ihn darum in Bann und Acht erklären werde.

Man sieht den stolzen Muth, der die Wahrheit sagen will, auch wenn sie schädlich für die Carriere wäre. Mit den „pädagogischen Notabilitäten" des Landes, Klumpp, Nagel, Eyth, Bäumlein geht er schroff ins Gericht. Es ist ein einseitiges, aber ein sehr hervorragendes Buch, das man heute noch mit Freude liest. Es baut sich ganz auf die Erfahrungen seiner 12jährigen eigenen Lernezeit und seiner 8jährigen Lehrthätigkeit auf; es geht überall von großen Gesichtspunkten aus; es umfaßt den gesammten Unterrichtsbetrieb von der Volksschule bis zur Universität; er fordert nicht allzuviel Neuerungen,

aber er begründet sie mit eindringlicher Kritik des Bestehenden. Besonders charakteristisch ist die ablehnende Haltung gegen die damals modischen Rousseau-Pestalozzi'schen Reformgedanken, deren schwärmerische Gemüthsseligkeit ihm nicht zusagte; der Verherrlichung der individuellen Selbstthätigkeit bei der Erziehung stimmt er nur für die ältere Jugend, hauptsächlich für die Universitätszeit zu.

Alle Schulen sollen den Menschen humanisiren, ihn über das Thier erheben, keine soll ihm Fachbildung geben. Die Volks-, die Real- (besser Bürger-) schulen, die Gelehrtenschulen sollen sich nur durch das Maaß der vermittelten Bildung unterscheiden; sie dienen verschiedenen Classen der Gesellschaft. Die jetzige Volksschule steht viel zu tief; sie erzeugt kein Denken, keine Selbständigkeit; trotz ihr stehen unsere unteren Classen tiefer als die in England, Frankreich, Italien; sie sind plumpen schwerfälligen Geistes; sie lernen nur die Bibelsprache des 16., die Kirchenlieder des 17. Jahrhunderts; gedankenloses Auswendiglernen ist der Hauptzweck der jetzigen Volksschule. Ein Lesebuch aus Stücken der heutigen Litteratur muß der künftige Mittelpunkt des Unterrichts neben dem Religionsunterrichte werden. Die neuen Realschulen für die Söhne des städtischen Bürgerstandes bis zum 14. Jahre waren unzweifelhaft nöthig, um die Gelehrtenschulen von ihrer Ueberfüllung bis zum 14. Jahre zu befreien. Ihr Fehler ist nur, daß man sie mit viel zu viel verschiedenen Fächern überlastet hat; Deutsch, Länder- und Völkerkunde, Mathematik muß die Hauptsache werden. Auch bei den lateinischen Schulen für die Knaben der höheren Stände bis zum 14. Jahre hat man zu vielerlei in den Lehrplan eingefügt, was hier noch viel schlimmer wirkt als in den Gymnasien, den Anstalten für die 14—18jährigen. Auch für die Gelehrtenschulen steht die Erlernung der Muttersprache im Mittelpunkt; aber sie wird am besten erreicht durch Lateinisch und Griechisch, die Sprachen der Völker, denen die Menschheit am meisten dankt. R. vertheidigt dann die alte Unterrichtsmethode, welche durch Prämien, Lokationen, körperliche Strafen wirkte; all das werde jetzt als verwerflich bezeichnet; jeder Knabe solle individuell behandelt werden. Man überschätze die Selbstthätigkeit der Jungen bis zum 18. Jahre. Die Autorität, die strenge, geistige Zucht müßten bis dahin die Hauptsache bleiben: auf der Hochschule beginne zeitig genug die Freiheit, die auf der Schule zur Faulheit, zur unreifen Reflexion und miserablen Kritik führe. Die Lateinschule theile Fertigkeit, das Gymnasium Kenntnisse, die Universität erst eigenes Wissen mit. Für die Universität verlangt R., daß jeder Student drei durch eine besondere Prüfung abschließende Semester allgemeinen, theils philosophischen, theils naturwissenschaftlichen und historischen Studien obliege; sonst zerfalle die Universität in französische Fachschulen. Ein hochstehender Stand von Beamten, Geistlichen, Lehrern, welcher Bildung und Intelligenz des ganzen Landes in sich vereinige, durch Unbestechlichkeit, Pflicht- und Rechtsgefühl der öffentlichen Achtung würdig sei, gegen Eingriffe einer willkürlichen Gewalt einen Schutzdamm bilde, sei nur auf diese Weise zu erziehen. Dazu gehöre freilich, daß die philosophischen Facultäten viel reicher und besser besetzt würden. — Man wird begreifen, daß die Schrift in weiten Kreisen Aufsehen, freilich auch starken Widerspruch erzeugte. Sie bewies, sagt C. Weizsäcker, umfassenden Blick, kühnes Anfassen und Gestalten. R. konnte jetzt nicht mehr übersehen werden. — Angemerkt sei gleich hier, daß sich R. nochmals 1881 öffentlich über die Gymnasialfrage (Reden u. Aufsätze III, 538—567) in ähnlicher Weise wie 1845 ausgesprochen hat. Er macht dabei sehr beachtenswerthe Vorschläge, wie die Ueberbürdung zu vermeiden wäre; er setzt auseinander, wie der heutige uniformirende Gymnasialbetrieb auf der

pädagogisch ungeheuerlichen Voraussetzung ruhe, man könne junge Leute täglich sechs Stunden zu unausgesetzter Aufmerksamkeit zwingen. Wenn man nicht in der Schule selbst in regelmäßigem Wechsel die Selbstthätigkeit und das Aufmerken miteinander verbinde, so sei Uebermüdung und Widerwille der Schüler nie zu beseitigen.

2. Auf der Höhe des Lebens. Politische und ministerielle Kämpfe 1845—62. Im August 1845 wurde R. zum Rector und ersten Lehrer der Lateinschule in dem kleinen Landstädtchen Nürtingen ernannt mit einem Einkommen von etwa 800 fl. Die Eltern jubeln, wünschen Verheirathung mit einer reichen Stuttgarterin, welchen Rath aber der Sohn nicht befolgt. Er geht resignirt in das Landstädtchen, aber entschlossen, seine Pflicht zu thun. Neben der Schulthätigkeit setzt er die Schriftstellerei fort, schreibt Artikel für Pauli's Realencyklopädie der Alterthumswissenschaften über Domitian, Drusus, Galba, Galienus, einen Aufsatz über das „europäische Staatensystem“ in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Zeitung (1846), sowie einen solchen „Politische Fragmente“ für Schwegler's Jahrbücher (1846), der von den politischen Fähigkeiten der deutschen Nation, von dem Irrthum, daß durch die Germanen neue große Ideen in die Geschichte gekommen seien, daß die Deutschen im Mittelalter ein tonangebendes Volk gewesen, u. s. w., handelt. Er liest alle möglichen neueren politischen Schriften, schreibt Freund Kern darüber und versichert, er werde mit jedem Tag politisch und kirchlich radicaler.

Ganz Deutschland wurde damals täglich erregter über die großen politischen Fragen der Zeit, die endlich nun Lösung finden mußten, über die preußische Verfassungsfrage, über die Pläne für die deutsche Einheit. Auch R. lebt und webt ganz in dieser politischen Erregung. Seine Gesundheit verschlechtert sich aber dabei wesentlich; er leidet an Trübsinn, Leere des Gemüths. Der Arzt curirt ihn, räth ihm vor allem zum Heirathen. Am 17. März 1847 schreibt er dem Freunde: „Jetzt bin ich glückseliger Bräutigam mit einem längst geliebten, liebenswürdigen Kinde, Marie Schmoller, Tochter des Cameralverwalters in Heilbronn; es gibt kein feineres, anmuthigeres und gemüthlicheres Mädchen. Ich war in den letzten Tagen seliger als je im Leben.“ In die Jubelaccorde der nächsten Briefe mischt sich aber immer wieder die ernste Sorge um die Zukunft des Vaterlandes. Am 7. Juni war die Hochzeit, am 1. Mai 1848 wurde der älteste Sohn geboren, nachdem der Vater eben zum Abgeordneten für die Nationalversammlung in Frankfurt im Bezirke Nürtingen-Kirchheim gewählt war. Die Wahl war erfolgt auf Grund der angesehenen Stellung, die sich R. in Nürtingen durch regelmäßige politische Vorträge seit Jahr und Tag geschaffen hatte. Am 2. Mai meldet er beides dem Freunde und setzt stolz bescheiden hinzu: „Wenn ich mich mit der Aufgabe vergleiche, die wir zu lösen haben, so komme ich mir sehr gering vor, wenn mit den Kollegen, so denke ich, ich sei so gut darin, als mancher andere mäßige Kopf auch.“ Dem Vater schreibt er: nicht heiter, sondern sehr ernst gesinnt gehe er der großen Verantwortlichkeit des schwersten Berufs entgegen.

Die Nachlebenden können sich kaum eine Vorstellung machen von der ungeheuren Erregung der damaligen Zeit; politischer Wahnwitz hatte Hunderttausende erfaßt; aber auch die Nüchternen waren gehoben; alle Kräfte erschienen verdoppelt. R. schildert später einmal, wie diese Bewegung ihm damals Schwingen verliehen habe. Große Hoffnungen und große Gefahren hatten daran gleichen Theil. Ob man in kurzer Zeit die Revolution, den Krieg, die Republik haben werde, ob Leben und Existenz der handelnden

Politiker bedroht sei, Niemand wußte es sicher. R. mahnt immer wieder von Frankfurt aus die Seinigen, sich nicht um sein Leben zu ängstigen; und doch war es nicht frei von ernsten Bedrohungen; einmal war es wesentlich seine Körperkraft, die bei einem Pöbelansturm gegen das Hotel der Fraction das große Thor zuhielt, bis es geschlossen und verrammelt war; ein ander Mal wurde sein Wagen, als er das Städtchen Oehringen verließ, vom Pöbel verfolgt, mit einem Steinhagel bedroht. Er war in Württemberg wegen seiner preußischen Gesinnung der bestgehaßte Mann. Als die badische Revolution ausgebrochen war, man gleiches für Württemberg fürchtete, berieth er brieflich mit den Seinen, ob er bei der Unmöglichkeit in die Heimath zurückzukehren, sich eine sparsame Schriftstellerexistenz in München, Brüssel oder Paris schaffen, Frau und Kind einstweilen beim Schwiegervater lassen könnte. Eine reichbezahlte Redacteurstelle in Stuttgart lehnte er ab, da sie ihn von seiner Ueberzeugung abgedrängt hätte.

Das Jahr 1848—49 ist für R. das Entscheidungsjahr geworden. Als ein nur in der Heimath bekannter 33jähriger junger Gymnasiallehrer war er nach Frankfurt gegangen; dort ist er eine allgemein beachtete politische Persönlichkeit, ein geschätztes Mitglied der „Gothaer“, ein Freund und Genosse der Dahlmann, Beseler, Droysen, Duncker, Haym, Laube u. s. w. geworden. Im Anfange zwar trat er gar nicht hervor; dem antreibenden Vater schreibt er bescheiden: es gebe zu viele Leute, die ihm an Einsicht, politischer Bildung, Begabung überlegen seien; von den 600 Mitgliedern könnten nur 20 eine führende Rolle spielen; die meisten, die redeten, thäten besser zu schweigen; die Theilnahme an der Versammlung sei schon an sich für ihn ein außerordentlicher Gewinn fürs ganze Leben. Aber mehr und mehr gewann er in der großen Versammlung von Talenten und Charakteren an Bedeutung, zunächst in Commissionen und in seiner Partei, dem Augsburger Hof (Centrum). Als Redner im Plenum ist er nur zwei Mal, in der Schulfrage und in der Erbkaiserfrage aufgetreten; er war kein flüssiger, stets schlagfertiger Debatter. Um so mehr wirkte er durch seine Dreieckscorrespondenz im Schwäbischen Merkur, wo er vom 28. Mai 1848 bis 28. Juni 1849 die Sache des liberalen Centrums, des engeren Bundes unter preußischer Führung, des äußeren Bundes mit Oesterreich mit so großer Sachkenntniß, so seltenem Muthe vertrat, daß er Mitte 1849 zu den wenigen großen Publicisten gerechnet wurde, die Deutschland damals besaß. Es gehörte seine ganze Energie dazu, die schwäbische Hauptzeitung damals bei der preußischen Fahne festzuhalten. Der Redacteur Weihenmeier ließ Ende 1848 auch Gegner zu Worte kommen, die R. sehr stark angriffen; er druckte Rümelin's Correspondenz oft fünf bis sechs Tage nicht; er wollte die Mitte halten zwischen R. und der großdeutschen, preußenhassenden Demokratie. R. will mit ihm brechen, seine Dreiecksartikel der Allgemeinen Zeitung senden. Da gibt der Merkur wieder nach. Die von R. in der Nationalversammlung gewonnene Stellung zeigte sich darin, daß er einer der 30 Auserwählten, und zwar der Jüngste war, die eine Kaiserkrone nach Potsdam bringen sollten. Dort gab er Friedrich Wilhelm IV., der nichts von seinem Wahlort Nürtingen wußte, auf die Frage, wo denn dieser unbekannte Ort liege, die berühmt gewordene Antwort: „Auf dem Wege vom Hohenstaufen nach dem Hohenzollern.“

Seine Briefe von Berlin sind vor der Antwort des Königs hoffnungsvoll, nach ihr zerknirscht und tief traurig; er erzählt, wie am Abende die Prinzessin von Preußen — „die geistvollste und bedeutendste Frau, die ich bis jetzt gesehen habe; sie soll heftig geweint haben über die Antwort des Königs“ —

mit ihrem Gemahl die Deputation beschwor, nicht abzureisen; es sei nicht das letzte Wort des Königs.

In den Dreiecksartikeln sind so ziemlich alle großen politischen inneren und äußeren Fragen der Zeit mit seltener Objectivität und Sachkunde behandelt: die Grundrechte, die Schul- und Kirchenfrage, die Handelspolitik, das Recht der Revolution, die Rechte und die Macht der Nationalversammlung, das Verhältniß Deutschlands zu seinen großen Nachbarn, die Polenfrage und Anderes mehr. Im Mittelpunkte steht aber immer wieder die deutsche Verfassungsfrage, welche die demokratischen Ideologen ohne Rücksicht auf alle bestehenden Machtverhältnisse republikanisch und durch die Zertrümmerung Oesterreichs und Preußens, ohne eigenes Heer, ohne eigene Macht, mit einem unzuverlässigen Reichsverweser an der Spitze der Reichsregierung lösen wollten. Immer wieder weist R. seinen Gegnern nach, Oesterreich sei und bleibe ein großer mächtiger Staat, dessen sämmtliche Bewohner nach ihren Gefühlen und Interessen zusammenbleiben wollen und daher zum übrigen Deutschland nur im Verhältniß eines äußeren Bundes stehen können. Preußen möge man alle möglichen Sünden und Irrthümer vorwerfen, es sei doch der feste Machtmittelpunkt Deutschlands; es sei stärker als vorher aus der Revolution hervorgegangen, ihm müßten die andern Staaten in der Form der erblichen Monarchie der Hohenzollern an der Spitze Deutschlands sich unterordnen. Gerade auch Süddeutschland erhalte durch den Anschluß an ein geeintes Klein-Deutschland unter Preußen allein den nöthigen Schutz nach Außen; eine Trias, wobei Baiern an die Spitze der Süddeutschen träte, würde die süddeutschen Staaten nur zum Spielball Oesterreichs oder Frankreichs machen. Baden würde ohnedies eine solche Politik nicht mitmachen; der Zollverein wäre so bedroht. — In fünf meisterhaften Artikeln: „Unsere Lage", faßte R. Anfang September 1849 im Merkur sein politisches Glaubensbekenntniß nochmals zusammen. Seine politische Glanzleistung bleibt, daß er 1848—49 fast allein in Süddeutschland und von allen Seiten darum geschmäht, im preußischen Erbkaiserthum die politische Zukunft Deutschlands erkannte.

Er war im August 1849 in seine Heimath, in sein Amt nach Nürtingen zurückgekehrt, nachdem er im Mai mit seinen Parteigenossen sein Mandat niedergelegt hatte, aber wegen der Aufregung in Württemberg noch sechs Wochen in Frankfurt geblieben war. Doch sollte seines Bleibens in Nürtingen auch nicht mehr lange sein. Er wurde im December 1849 als Nachfolger seines Freundes Märklin Professor am Obergymnasium in Heilbronn; er hatte da über Geschichte, Litteraturgeschichte, Alterthümer, Logik und Psychologie Unterricht zu geben, freute sich der ruhigen befriedigenden Wirksamkeit in der Heimath seiner Eltern und seiner Frau. In einer schönen Rede über Schiller's politische Ansichten am Geburtstage des Königs im Gymnasium (27. September 1850, gedruckt) wies er nach, wie Schiller vom jugendlichen stürmischen Freiheitsidealisten nach und nach zum Vertreter der politischen Freiheit wurde, die mit Ordnung und schöner Menschlichkeit verbunden ist. — Auch die Heilbronner Thätigkeit ging rasch zu Ende. Im November 1850 wurde er nach dem Tode von Gustav Schwab und Prälat Klaiber als Referent für das humanistische Unterrichtswesen zunächst provisorisch in das Collegium des Oberstudienraths nach Stuttgart berufen; eine formelle Ernennung zum Professor am Stuttgarter Gymnasium unterbrach diese Thätigkeit nicht. Wohl aber hörte sie dadurch auf, daß er 1852 mit dem Titel eines Oberstudienraths in die neuerrichtete Stelle eines Ministerialraths im Cultusministerium eintrat, das der Minister v. Wächter-Spittler neben dem Auswärtigen Amte seit October 1849 bekleidete. R. war dieser Aenderung deshalb so froh, weil er dadurch von

der Reibung mit den zwei verrosteten eigensinnigen alten Herren im Studienrath, Roth und Knapp (dem Director des Collegiums), befreit wurde. Er mußte dann freilich bald einsehen, daß sie seine weitgehenden Gymnasialreformpläne, auch wenn sie nun vom Ministerium kamen, zu nichte zu machen verstanden. Er plante 1853/54 eine radicale Vereinfachung des Lehrplanes, eine Beschränkung der Realien, des Philosophieunterrichts, ein succesives Eintreten der Lehrfächer, eine Combination der Schul- und häuslichen Arbeitszeit und ähnliches. Rascher reiften seine Pläne über Reform der Volksschule, die Verbesserung der Lehrerbildung. Im J. 1854 machte R. eine Studienreise durch den größeren Theil Deutschlands, um Erfahrungen und Material über das Volksschulwesen zu sammeln. Seine Stellung im Ministerium konnte dadurch nur gehoben werden, daß er im J. 1855 als Abgeordneter in Ludwigsburg und im Februar 1856 zum Vicepräsidenten der Kammer gewählt und vom Könige bestätigt wurde.

Zwei Monate später erhielt R. die Stelle eines Departementchefs des Kirchen- und Schulwesens, die er bis zum April 1861 mit dem Range eines wirklichen Staatsraths bekleidete. Sein bisheriger Chef hatte im April 1856 statt des Cultus- das Justizministerium übernommen. R. wurde durch die Berufung zu dem hohen Amte überrascht; er bat sich einen Tag Bedenkzeit und eine Audienz beim Könige aus; auf dessen Erklärung, daß er an den unveräußerlichen Hoheitsrechten des Staates gegenüber der katholischen Kirche festhalte, andererseits aber ein versöhnliches und liberales Entgegenkommen gegen die berechtigten Ansprüche der württembergischen Katholiken erwünsche, nahm R. an, ohne über Rang, Titel und Gehalt weiter zu verhandeln oder etwas zu fordern; er bedang sich nur für den Fall seines Rücktritts die Stelle eines Ministerialraths oder Collegiumdirectors aus, „um nicht als Pensionär dem Staate zur Last zu fallen.“

Um die Verhandlungen mit der römischen Curie zum Abschluß zu bringen, wurde R. berufen; sie wurden sein Schicksal. Zunächst aber stand die Volksschulreform durch das von ihm persönlich verfaßte und nicht ohne Schwierigkeiten durch die Klippen der parlamentarischen Kämpfe durchgesetzte Gesetz vom 6. November 1858 im Vordergrunde seiner Thätigkeit; er nennt es damals das „Reifste und Beste, was er bis jetzt in seinem Leben zu Stande gebracht habe.“ Dabei galt es auch hierbei einen Kampf für Fortschritte, die im Moment für die große Menge unverständlich und unpopulär waren. Die württembergische Volksschule hatte sich auf Grund des Gesetzes von 1836 dahin entwickelt, daß sie gegenüber den Schülern die größte Lehrerzahl in Deutschland hatte, aber auch so ziemlich die schlechtbezahltesten; und was vielleicht noch schlimmer war, auf 100 ständige zählte man 79 unständige Lehrer; dadurch war die Laufbahn eine sehr schlechte geworden; eine genaue statistische Ermittelung ergab, daß bei billigem Avancement auf 100 ständige höchstens 25 unständige jüngere Lehrer kommen sollten. Wie war da in den schlechten, theuren Jahren zu helfen; weder Staat noch Gemeinde konnten rasch sehr viel größere Mittel aufbringen. R. griff muthig durch; er reducirte die Schulpflicht von acht auf sieben Jahre, was natürlich unpopulär war; die Schulstellen konnten so etwas vermindert werden; zugleich wurde die erlaubte Schülerzahl pro Lehrer etwas vermehrt, auf die Verhältnißzahl: 1 : 120—130, wie sie in den anderen deutschen Staaten mit guter Volksschule bestand. Damit konnte einerseits die Zahl der unständigen Lehrer erheblich vermindert werden, andererseits sollten sie theilweise durch die billigen weiblichen Lehrkräfte ersetzt werden, von denen ein großer Theil später heirathet, also nicht auf ständige höher bezahlte Stellen zu kommen braucht. Als Ersatz für die ab-

gekürzte Schulzeit wurde neben der bisherigen ziemlich werthlosen Sonntagsschule für die schulentlassenen Kinder die Winterabendschule geschaffen; ihr Besuch befreit von der Sonntagsschule; die Schulbehörde kann, wo sie errichtet wird, die männliche Jugend vom 14.—18. Jahre zum Besuche verpflichten. Aus dieser Winterschule ging später die obligatorische württembergische Fortbildungsschule hervor. Die bessere Dotirung aller ständigen Stellen und die sonstigen Maßnahmen schufen für die 4000 damaligen württembergischen Schullehrer eine wesentliche Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Existenz und damit die Möglichkeit viel freudigeren Schaffens und auch erhöhter Bildung und Gesittung. Das Volksschulgesetz von 1836 wollte die Volksschule auf Kosten der Lehrer heben, schuf damit aber einen proletarischen Lehrerstand; R. wollte in erster Linie den Lehrerstand heben und dadurch die Volksschule; er hat zugleich dem weiblichen Geschlechte die Lehrerinnencarriere eröffnet und wurde durch die Winterabendschule der Hauptbegründer des späteren zwangsmäßigen so viel gerühmten württembergischen Fortbildungsunterrichts. Er erreichte Großes, weil er durch Reisen und Sammlung statistischen Materials sich ein zutreffendes Bild der Volksschule in allen deutschen Staaten gemacht, durch genaue Berechnung der thatsächlichen und der wünschenswerthen Carriere des Lehrerstandes fähig geworden war, den Finger an die wunden Stellen zu legen; und er verstand es, Besserung zu schaffen, ohne zugleich im Augenblick die Staats- und Gemeindefinanzen so stark zu beanspruchen, daß hierdurch die Reform gefährdet worden wäre.

Wie R. die Entwicklung der Volksschule im Auge behielt, wie ihn immer wieder ihre geringen Leistungen bekümmerten, sehen wir in dem Aufsatz von 1868 über das Object des Schulzwanges (zuerst in der Tüb. Zeitschr. für Staatswissenschaft 1869, dann Reden und Aufsätze II, 473 mit einem Zusatz von 1881). R. macht da den Vorschlag, an die Stelle des Zwanges für die Kinder, sieben bis acht Jahre in der Schule ohne jede Garantie eines bestimmt zu erreichenden Zieles zu sitzen, den Zwang zu stellen, in einer Prüfung ein bestimmtes erreichbares Ziel nachzuweisen und die begabten Kinder, die das Ziel ein bis zwei Jahre früher erreichen, dann durch die Fortbildungsschule, durch körperliche Uebungen, durch Erlernung von allerlei Arbeiten und Fertigkeiten, durch Arbeit in der Land- und Hauswirthschaft während dieser ersparten Zeit zu beschäftigen. Er glaubt, daß hierdurch in Lehrern und Schülern ein größerer Eifer, ein regerer Geist entstünde, eine unendlich bessere Entwicklung des ganzen Volksschulwesens geschaffen würde.

Bei dem andern großen Werke seiner Ministerzeit war er nicht so glücklich, das Schiff direct in den Hafen zu bringen, wenn er auch später sich sagen konnte, daß das Kirchengesetz vom 30. Januar 1862 materiell sein Werk sei, und daß er hierdurch seinem Heimathstaate für ein Menschenalter den kirchlichen Frieden geschaffen habe. Um seine Thätigkeit auf diesem Gebiete zu verstehen, ist auch hier ein kurzer Blick rückwärts nöthig.

Seit die katholische Kirche im Mittelalter als politische Weltmacht sich ausgebildet hatte, schwankte das Verhältniß zwischen ihr und dem Staate. Der Staatsgewalt wohnte immer wieder die Tendenz inne, die Kirche unter ihre Gewalt zu bringen oder gar sie zur Staatsanstalt zu machen; die Kirche, welche Jahrhunderte hindurch mit ihrer großen Organisation das Abendland und seine Könige geleitet, zu einer Cultureinheit, fast zu einem Riesenstaate zusammengefaßt hatte, behielt umgekehrt die Tendenz, sich von dieser Vormundschaft zu befreien und ihrerseits den Staat zu beherrschen. Und als nach ihrer Entartung, nach der sie bekämpfenden Reformation, die katholische Kirche im Tridentinum das kanonische Recht aufs schroffste zusammengefaßt, in den

Jesuiten ihre streitbarste Truppe erhalten, in der Gegenreformation wieder weite Gebiete zurückerobert hatte, gelang ihr in den katholischen Staaten nochmals eine weitgehende Beeinflussung, ja Beherrschung der Staatsgewalt, der Bildungsanstalten, der ganzen Gesellschaft. Aber im 18. Jahrhundert setzten naturgemäß wieder, und noch stärker als im 16. Jahrhundert, die mit der geistigen Entwicklung wachsenden Gegenbewegungen ein: was die Reformation und die Renaissance schüchtern begonnen hatte, vollendete jetzt die Philosophie, die Naturerkenntniß, das moderne Denken überhaupt. Die gallikanische Kirche besann sich auf ihre alten Freiheiten; der Weihbischof Hontheim (Trebonius) wollte 1763 den deutschen Episcopat von Rom befreien; der Papst und fast alle Staaten hoben den Jesuitenorden auf; Joseph II. begründete ein einseitiges schroffes Staatskirchenthum, und diese Tendenzen (der Josephinismus) waren bis 1840—48 in vielen Ländern im Vordringen, trotz aller päpstlichen und bischöflichen Proteste. Es ist verständlich, daß man 1780 bis 1840 so vielfach an das baldige Ende der katholischen Kirche glaubte, wie z. B. Niebuhr und in gewissem Sinne Ranke. Aber diese Erwartung war verfrüht. Es erhob sich mit der Romantik und der Wiederbelebung des religiösen Lebens seit 1815 im französischen, deutschen und englischen Katholicismus eine natürliche Reaction, die theilweise durchaus innerlich und religiös, theilweise aber auch rein kirchenpolitisch im Sinne verstärkter Herrschaft der Bischöfe über ihre Diöcesen und des Papstes über die Bischöfe war und ihren Höhepunkt im österreichischen Concordat von 1855 und in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes (1870) erlebte. So fiel auch der württembergische Kirchenstreit 1848—62 in die Epoche des gewaltigen, aufs neue erregten weltgeschichtlichen Kampfes zweier naturgemäß sich bekämpfenden Weltanschauungen. Und die katholische Kirche hatte durch die Demokratie und ihr Schlagwort der freien Kirche gerade seit 1848 eine neue schneidige Hülfswaffe bekommen.

Altwürttemberg hatte bis 1803 keine Katholiken gehabt, vom paritätischen Staate überhaupt nichts gewußt: kein Katholik konnte Beamter oder Gemeindebürger werden; der Pietismus und die lutherische Orthodoxie beherrschte dieses Ländchen der Schreiber-, der Pfarrer- und der Prälatenregierung ausschließlich; nannte man es doch in der nicht württembergischen Litteratur „das protestantische Spanien“. Als es von 1803 an zu seinen 700 000 Seelen 500 000 Katholiken hinzu bekam, hauptsächlich schlecht verwaltete geistliche Gebiete, die mit dem Eintritt in den württembergischen Staat ihre ganze politische und kirchliche Verfassung verlieren mußten, da war es selbstverständlich, daß der aufgeklärte Despotismus König Friedrich's dort die weltliche Verwaltung wie die Schule und die Kirche reformirte, und zwar so ganz im Sinne des Josephinismus, daß es z. B. 1817 gelang, einzelne gemischte Gemeinden sogar zu einer gemeinsamen Feier der Reformation zu bringen. Ein nur vom König abhängiger katholischer Kirchenrath übte das Jus circa sacra im denkbar weitesten Sinne aus; das Staatspatronat für alle kirchlichen Aemter wurde in Anspruch genommen (1803—1806); die Bildung der Geistlichen wurde rein nach dem Vorbilde der vortrefflichen protestantischen in Staatsanstalten und ganz auf Staatskosten geordnet; das Kirchenvermögen ganz oder fast ganz dem Staate unterstellt. Nachdem aber die Absicht, in der Bundesacte eine deutsche Nationalkirche mit möglichst selbständigen Bischöfen zu garantiren, gescheitert war, setzte bald eine gewisse Schwenkung ein; die württembergische Verfassung vom 25. September 1819 sucht zwar dem Könige sein oberhoheitliches Schutzrecht über die Kirche weitgehend zu sichern; aber sie wagt die absolute Bevormundung derselben wie bisher doch nicht beizubehalten; ihre Väter setzten eine Convention mit dem Papste über die Grenzen der Staats- und Kirchengewalt voraus; die

inneren Angelegenheiten der katholischen Kirche wurden dem Landesbischof und dem Domcapitel überwiesen (§ 71 u. § 78). Ueber das neue württembergische Bisthum Rottenburg, die Bischofswahl und ähnliches einigte sich die Regierung mit dem Papst; die Bullen vom 16. August 1821 und 14. Mai 1828 enthalten das Resultat. Da man sich aber im übrigen zunächst nicht verständigen konnte, so erließen die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz am 30. Januar 1830 eine Verordnung, betreffend die Ausübung des Schutz- und Aufsichtsrechts über die katholischen Landeskirchen, fast noch ganz in Josephinischem Sinne, ohne Rücksicht auf die württembergischen Verfassungsbestimmungen (§ 71 u. § 78). Der Papst forderte die Bischöfe auf, alles zu thun, diese einseitige Verfügung zurückzuweisen. Aber zunächst ertrug die katholische Bevölkerung und der josephinisch geschulte Clerus das, woran sie seit 1803 gewöhnt waren.

Erst als die belgische Verfassung 1831 die volle Kirchenfreiheit verkündet hatte, als 1848—50 die deutschen Grundrechte, die Reichsverfassung, die preußische Verfassung, die österreichischen Kaisererlasse von 1849 und 1851 dem katholischen Verlangen nach Freiheit von staatlicher Vormundschaft die rechtliche Sanktion gegeben hatten, erschien es auch in Württemberg unmöglich, ganz die alte polizeiliche Bevormundung der katholischen Kirche aufrecht zu erhalten; man verlangte endlich dringend die längst versprochene Autonomie der Kirche in ihren inneren Angelegenheiten. Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz hoben (im März 1853) das k. Placet für rein kirchliche Erlasse auf, beschränkten es auf gemischte Gegenstände. Der württembergischen Regierung gelang am 16. Januar 1854 eine vermittelnde Convention mit ihrem Bischof; sie erhielt aber leider nicht die Genehmigung des Papstes. König Wilhelm, ein alter Voltairianer, ohne jede Neigung für Jesuiten- und Pfaffenregiment, im übrigen modern und liberal, sah ein, daß der alte Zustand nicht zu halten sei; er wollte einen billigen Frieden mit seinen neuen katholischen Unterthanen, wollte nicht diese schwierige Frage ungelöst seinem Sohne hinterlassen. Er sandte am 22. Februar 1856 den Freiherrn v. Ow als außerordentlichen Vertreter nach Rom, um an Stelle der mit dem Bischof geschlossenen Convention im ganzen auf ähnlicher, die Staatshoheitsrechte möglichst umfangreich rettender Grundlage eine Vereinbarung zu Stande zu bringen. Zwei Monate darauf übernahm R., wie wir sahen, das Ministerium; am 12. December 1856 konnte er dem Könige schon einen sehr umfassenden Bericht über die wahrscheinlich gelingende Convention vorlegen; sie kam am 8. April 1857 zum Abschluß. Am 15. April 1858 wurde sie im Staatsanzeiger publicirt und dem ständischen Ausschuß zur Kenntniß mitgetheilt. Die Kammer der Abgeordneten übergab sie (28. Mai 1858) der staatsrechtlichen Commission, die sie nun zwei Jahre lang berieth, einen eingehenden Mehr- und Minderheitsbericht erstattete; die Majorität hatte Anerkennung der Convention und Erbittung einer Gesetzesvorlage beschlossen (5. Februar 1860). R. hatte unterdessen alle die schwierigen Verhandlungen mit dem Bischof, die auf Grund der Convention das geistliche Erziehungswesen, das Disciplinarverfahren, die Verwaltung des Kirchenvermögens u. s. w. neu ordnen sollten, geführt und legte am 26. Februar 1861 der Kammer das Gesetz, das die der ständischen Zustimmungen bedürftigen Punkte regelte, mit sehr eingehenden Motiven vor. Diese umfangreiche, musterhaft objective große Arbeit, welche bereits zeigte, wie die ganze Convention sich nun in ihrer praktischen Detailausführung ausnähme, war leider erst wenige Tage, ehe der Präsident der Kammer, Römer, den Commissionsbericht über die Convention

auf die Tagesordnung gesetzt hatte, in die Hände ihrer Mitglieder gelangt. R. hatte gehofft, daß mit seiner Vorlage der ihm feindliche Minderheitsantrag ins Wasser falle; einiges, was in dem Bericht berechtigter Weise getadelt war, hatte er in seinem Gesetzentwurfe bereits berücksichtigt; die unrichtigen Ausführungen und Mißverständnisse des Berichts hatte er widerlegt; er hoffte, daß seine Motive gelesen werden, eine Beruhigung der Gegner erzeugen würden, daß sein Gesetzesentwurf dann mit zahlreichen Aenderungen an die erste Kammer gehe, welche mit ihrer katholischen Majorität das meiste Geänderte ablehnen werde; zuletzt werde auf der mittleren Linie eine Verständigung möglich werden. (Brief an Kern vom 18. April 1860.) Statt dessen mußte er erleben, daß sogar die Mehrheit der Commission dem von außen kommenden Drucke wich, ebenfalls die Convention verwarf und vor dem Eingehen auf die Gesetzesvorlage die Erklärung der Staatsregierung forderte, daß die Vorlage nicht in Ausführung der Convention, sondern wie jede andere erfolge, die später durch König und Stände wieder zu ändern sei.

Die Regierung konnte nicht hindern, daß zunächst nur der Commissionsbericht ohne die Regierungsvorlage berathen wurde (12.—16. März 1861), was um so ungünstiger war, als die Regierungsmotive kaum von jemand gelesen, geschweige denn studirt waren; die Debatte drehte sich naturgemäß neben der Erörterung des Berichts über die formelle Seite der Convention auch um den Inhalt des neu zu begründenden Kirchenrechts. Der Antrag der Minderheit der Commission, welcher die Unverbindlichkeit der Convention aussprach, wurde endlich nach fünftägiger heftiger Debatte mit 63 (meist protestantischen) gegen 27 (meist katholischen Stimmen) angenommen. Vergeblich betonte die Regierung, daß ein solcher Beschluß, ehe ein Bericht der staatsrechtlichen Commission über den Gesetzesentwurf vorliege, eigentlich gegen den Geist der Verfassung sei. Vergeblich forderte Minister v. Linden, der ablehnende Kammerbeschluß müsse der Kammer der Standesherren mitgetheilt werden. Die Leidenschaften waren zu erregt. „Es rast der See und will ein Opfer haben." R. war das Opfer.

Der materielle Inhalt der Convention mit Rom, sowie die Gesetzesvorlage waren natürlich für die strengen und leidenschaftlichen Protestanten in der Kammer und für die aufgeregte Stimmung im Lande zuletzt die Ursache der Abstimmung vom 16. März 1861; man wollte im Grunde der katholischen Kirche nicht die vorgeschlagene Befreiung vom Polizeistaate gönnen; man sah in der Convention die unmittelbar bevorstehende oder drohende Pfaffen- und Jesuitenherrschaft; man wollte in Wahrheit nicht den paritätischen Staat. Hatte doch der Führer der Pietisten, O. Waechter, offen gesagt: „Will unser Staat nicht ein heidnischer, ein gottloser sein, so muß er sich einen christlichen nennen lassen, und wenn christlich, so ist er (bei aller Zulassung der Katholiken) ein evangelischer." Aber diese protestantischen Fanatiker hatten doch nur mit zahlreichen kirchlich Indifferenten die Majorität gegen R. gebildet; diese Majorität wollte die Form der Convention verurtheilen, weil sie in ihr ein Attentat auf die staatlichen Hoheitsrechte, eine ewige Bindung des Staates durch einen Vertrag mit dem Papst sah; deshalb hatte sie geglaubt — ohne materielle Prüfung der Convention und der Gesetzesvorlage im einzelnen — die erstere verurtheilen zu können und zu müssen.

Was den Inhalt der Convention und ihrer kirchenrechtlichen Folgen betrifft, so ist er ein Jahr später (30. Januar 1862) glatt in Gesetzesform angenommen worden, obwohl es sich damals, wie ein Jahr vorher, um ein Aufgeben des Josephinismus, um gewisse Concessionen an Papst und Bischöfe, an das kanonische Recht, um Anerkennung der im Moment gültigen katholischen

Kirchendisciplin, um eine rechtliche Einführung der Autonomie der württembergischen katholischen Kirche in ihren inneren Angelegenheiten, um eine gewisse Einschränkung der staatlichen Aufsicht handelte. Die materielle Hauptfrage war nur, ob das, was in der Convention stand, die für Württemberg angezeigten Concessionen an die katholische Kirche überschritt, ob diese Concessionen die nothwendigen und für Württemberg zulässigen Vorbedingungen des kirchlichen Friedens, die nothwendigen Consequenzen des Verfassungszustandes, wie er seit 1848—50 lag, waren. Und das wird man bei ganz objectiver historischer Beurtheilung doch wohl bejahen müssen.

R. hat die Verhandlungen mit Rom nie als Römling, nie als Freund der katholischen Kirche oder gar der Jesuiten geführt; es war in ihm kein Tropfen jenes romantisch-künstlerischen Blutes, das vom Katholicismus sich angezogen fühlt, keine Spur jener conservativen Revolutionsangst, die hinter dem Ultramontanismus Deckung sucht; die Restauration des katholischen kirchlichen Lebens in den 50er Jahren erschien ihm nur als eine vorübergehende Strömung. Er sagte mal in jenen Jahren: „Das Gothaerthum (zu dem er sich bekannte) und der Katholicismus sind die stärksten politischen Gegensätze; er vertraute sicher auf den endlichen Sieg „der geborenen und geschworenen Feinde der katholischen Hierarchie, d. h. auf die liberalen Ideen der modernen Zeit, das parlamentarische Leben", „auf den Sieg des gebildeten Mittelstandes". Er hat 1856—57 nur als Staatsmann das concedirt, was er der württembergischen Verfassung, dem paritätischen Staate, den großen politischen Aenderungen seit 1848 für entsprechend hielt. Ob er dabei, ob der württembergische Unterhändler in Rom, Freiherr v. Ow dabei zäh und verschlagen genug unterhandelte, entzieht sich meiner Beurtheilung. Aber im ganzen hat R. entfernt nicht zugestanden, was andere Staaten, vor allem Oesterreich, damals einräumten. Er hat den wohlthätigen Einfluß der bisherigen württembergischen Staatseinmischung in die katholische Kirche für die höhere Bildung des Clerus und für den confessionellen Frieden voll und ganz erkannt und war bemüht, davon so viel als möglich zu erhalten. Er hat es in den wichtigsten Fragen dahin gebracht, daß die Dinge in der Hauptsache materiell beim Alten blieben, und der Kirche mehr formale als materielle Concessionen gemacht wurden. Es blieb durch die Convention und die an sie sich schließenden Verhandlungen erhalten: der ganze staatliche Charakter der Bildungsanstalten für den Clerus, die staatliche Besetzung der meisten Stellen durch das überwiegende kgl. Patronat, das Recht des Staates, mißfällige Persönlichkeiten vom bischöflichen Stuhle und vom Domcapitel fern zu halten; ferner das Recht des Staates, von der bischöflichen Stellenbesetzung alle dem Staate politisch oder bürgerlich ungeeignet scheinenden Personen fern zu halten, das Recht des Staates, jede Ordenszulassung und jeden Erwerb der todten Hand durch Versagen der Genehmigung durch die Behörden zu hindern; es blieb das Placet, wie es 1853 geordnet war, für alle gemischten Angelegenheiten; für alle kirchlichen Erlasse war gleichzeitige Anzeige bei der Regierung vereinbart. Das Wichtigste war zuletzt, daß das Versprechen der Kirchendotation so gefaßt wurde, daß es ad calendas graecas vertagt war, die finanzielle Abhängigkeit der katholischen Kirche von der Regierung bestehen blieb. — R. hatte daher ganz Recht, in seiner Hauptrede zum Schlusse zu betonen, daß er die staatlichen Hoheitsrechte gewahrt habe. Er sagte: „Wer einst nach mir die Actenfascikel studiren wird, wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich die Rechte der Regierung mit Sorgfalt und Entschiedenheit zu wahren gesucht habe. Man wird mir das Zeugniß geben müssen, daß ich in dieser Sache nichts anderes gewollt habe, als eine außerordentlich schwierige und noch in

keinem Lande befriedigend gelöste Frage so zu regeln, wie ich es, wenn auch vielleicht nicht vor dem Urtheile in dieser hohen Kammer, so doch vor allen denjenigen verantworten kann, welche die Motive der Regierung mit Billigkeit und Unbefangenheit prüfen werden."

Aber gerade diese Motive kannte weder das Land noch die Kammer. R. konnte noch 1880 sagen, er sei nicht sicher, ob sein mühsames Werk (die Motive) auch noch irgend ein Mensch durchgelesen habe. Dagegen hatte von 1859/61 die Agitation der sich bedroht glaubenden Protestanten den weitesten Spielraum gehabt. Die tollsten Gerüchte wurden verbreitet und geglaubt, z. B. daß der König katholisch sei oder es werde, daß unlautere Einflüsse stattgehabt hätten. Das Unsinnigste wurde geschrieben und geglaubt. „Das Land Württemberg sei für ewige Zeiten an den Papst verkauft; der Papst habe nun auch die Herrschaft über die Protestanten; er könne das protestantische Kirchengut an sich ziehen und es mit dem Patrimonium Petri vereinigen." Das angeblich bisher bestehende (?) Episcopalsystem sei nun durch das Papalsystem ersetzt. Und anderes mehr. Selbst Rümelin's maßvolle Gegner in der Kammer gaben zu, daß das meiste, was geredet und geschrieben werde, Unsinn sei. Aber die Verdächtigung war denen, die R. stürzen wollten, bequem. Und der Wahnwitz erreichte auch in der Kammer selbst ihren Höhepunkt, als Moritz Mohl R. die Worte zuschleuderte: Wenn er derartiges in England gethan hätte, so würde ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden. Um künftig solche Minister fern zu halten, schlage er ein Gesetz vor, das jeden eintretenden Minister zu einem staatsrechtlichen Examen verpflichte.

Einen Munpttheil der Schuld an der Erregung trug die Thatsache, daß das österreichische Concordat von 1855 fast in ganz Deutschland mit der württembergischen Convention für gleichlautend gehalten wurde. Vergeblich stellte R. der Kammer vor, daß es in allen wichtigen Punkten ungefähr das Gegentheil des württembergischen enthalte. Heute weiß jeder Geschichtskundige, daß die reactionäre österreichische Regierung von 1852—55 die Einräumung der weitgehendsten Rechte an die Kirche für das einzige Heilmittel gegen die Revolution und gegen die centrifugalen Tendenzen seiner Völker hielt, daß es sich damit an Stelle Frankreichs wieder den ersten Platz im Vatican sichern wollte, daß es im Concordat, d. h. im Bunde mit dem Papste die Rettung gegen die italienischen Aufstände und Einheitsbestrebungen sah. Auch die gleichzeitigen Kämpfe um die badische Convention mit Rom hatten ungünstig gewirkt. Der erhebliche Unterschied, daß die badische Regierung in Rom nicht, wie die württembergische, die ständische Zustimmung zu den nothwendigen gesetzgeberischen Aenderungen vorbehalten hatte, wurde ganz übersehen. Man bemerkte auch nicht den großen Unterschied, daß in Baden fast nur Katholiken, in Württemberg nur Protestanten die Convention bekämpften.

Müssen wir so behaupten, daß die Angriffe auf den Inhalt der Convention und auf Rümelin's Gesetzesentwurf maßlos übertrieben, in der Hauptsache falsche waren, daß die Kammermajorität ihre freie Besinnung und Entschließung durch eine blinde confessionelle Hetze von Außen verloren hatte, so liegt die formelle Rechtsfrage schwieriger: war der Weg der Convention als Grundlage bestimmter Aenderungen der bestehenden Gesetzgebung, sowie der königlichen und Ministerialverordnungen der richtige? R. hat selbst in seinen Staatsanzeigerartikeln vom Juni 1857 anerkannt, daß eine Vereinbarung zwischen zwei obersten Gewalten, die sich beide ein ausschließliches souveränes Gesetzgebungsrecht beilegen, eigentlich nicht möglich, nur denkbar sei, „wenn sich Formen finden ließen, welche die Verschiedenheit der beiderseitigen Grundanschauungen nicht zum Ausdruck kommen lassen." Jedenfalls aber hatte er

erkannt, daß es in der damaligen Lage der Dinge nur zwei Wege gebe: entweder eine einseitige Staatsgesetzgebung, die dann mit Sicherheit für Jahre einen Kampf zwischen Staat und Kirche erzeuge, oder eine Gesetzgebung nach vorhergehender Vereinbarung, die einen Friedenszustand zur Folge habe. Er sagte sich einfach, wo im Leben große feindliche Mächte bestehen, von denen keine die andere ohne weiteres zwingen kann, da sind infolge realer Nothwendigkeit Friedensverhandlungen unter irgendwelcher Form nöthig, wie auch die beiderseitigen juristischen Consequenzmacher das ablehnen mögen. Er konnte sich jedenfalls darauf berufen, daß seit vielen Jahrhunderten Staat und Kirche immer wieder solche Vereinbarungen geschlossen haben; er hatte zugleich den festen Rechtsboden in Württemberg für sich: der Reichsdeputationshauptschluß hatte Württemberg die neuen katholischen Lande eingeräumt unter der Bedingung einer Convention mit Rom; die Väter der württembergischen Verfassung hatten eine solche als selbstverständlich vorausgesetzt, die württembergische Regierung eine solche 1821 und 1827 geschlossen und die entsprechenden Bullen des Papstes anerkannt. R. konnte also 1856 bei seinem Eintritt ins Ministerium sich nur fragen, ob die Machtvertheilung zwischen Rom und Württemberg augenblicklich so sei, daß eine einseitige Staatsgesetzgebung, die eben wahrscheinlich für Jahre den kirchlichen Unfrieden, die Sistirung des Gottesdienstes und der Stellenbesetzung involvire, aussichtsvoller sei als eine Gesetzgebung, die auf Grund einer die Standpunkte vermittelnden Convention den Frieden garantiere. Preußen wagte mit den Maigesetzen den ersteren Weg und mußte zuletzt in wichtigen Punkten doch wieder nachgeben. Und wie viel größer war Preußens Macht für einen solchen Kampf. Den preußischen Culturkampf hat R. stets verurtheilt; freilich noch mehr die vorher 1850—73 erfolgte Preisgebung der Staatshoheitsrechte durch Preußen. In dem Verlaufe des preußischen Culturkampfes sah R. später eine schlagende Bestätigung, daß er 1856—61 Recht gehabt habe. Und er sah in der Rechtfertigungsschrift, die sein Nachfolger Golther für sein Vorgehen 1874 schrieb, deshalb eine gänzliche Verdrehung der historischen Zusammenhänge, weil Golther sich den Anschein gab, durch sein Gesetz und die Verwerfung der Convention zum Frieden gekommen zu sein. R. weist ihm nach, daß noch am 16. März der König von Württemberg dem Papste telegraphirte, die Ablehnung der Convention bedeute für ihn nicht Befreiung von der Bindung an deren materiellen Inhalt, daß ähnlich die Regierung am 13. Juni an Antonelli schrieb; er zeigt, daß der materielle Inhalt des Gesetzes von 1862 überall der Convention entspreche. Und der Schluß ist klar: obwohl Rom gegen das Gesetz von 1862 formell protestirte, so fügte es sich doch nur deshalb ohne zu viel Schwierigkeit in dasselbe, weil es ihm materiell in der Hauptsache gab, was vorher in der Convention ausgemacht war. Und mit Recht schließt R.: „Nicht die formelle Verwerfung der Convention, sondern ihre nachträgliche materielle Ausführung durch Golther selbst garantierte Württemberg den kirchlichen Frieden für ein Menschenalter, während im übrigen Deutschland der Culturkampf tobte.“ Er protestirt mit Recht energisch gegen Golther's Unterstellung, daß Württemberg drei Epochen der Behandlung der katholischen Kirche durchgemacht habe: 1. die des Staatskirchenthums; 2. die der Beugung der Staatsgewalt unter die Kirche in der Zeit von Rümelin's Ministerium; 3. die des gemischten Systems (unter Golther). Jeder Unbefangene, der heute Rümelin's und Golther's Gesetzentwurf und die beiderseitigen Motive durchliest, wird zugeben, daß auch Golther wesentlich auf dem Boden der Convention steht, daß viele der wichtigsten Paragraphen in seinem und Rümelin's Gesetzentwurf wörtlich gleichlauten, auch die Tendenz der Motive häufig dieselbe ist, daß aber natürlich Golther

sich nicht auf die Convention, sondern auf die Verfassungsparagraphen beruft, als deren Ausführung er sein Gesetz hinstellen will. Nach den Debatten im März 1861 war es natürlich, daß man vom Juni bis December desselben Jahres die materielle Uebereinstimmung mit der Convention nicht betonte. Wie sehr sie in den Hauptsachen vorhanden ist, gibt auch das amtliche Werk „Das Königreich Württemberg" II, 2, IV (1884), S. 252, zu. Auch der behauptete Unterschied, daß die Convention Württemberg für ewige Zeiten gebunden hätte, ein Gesetz aber stets wieder durch Regierung und Stände änderbar sei, war insofern hinfällig geworden, als R. bei den Debatten (12.—16. März) erklärt hatte, die Regierung fühle sich natürlich gebunden, die durch den Inhalt der Convention jetzt nöthigen Vorlagen möglichst durchzubringen, nehme aber nicht an, daß ein so zu Stande gekommenes Gesetz eine andere rechtliche Natur habe als andere Gesetze, daher unter späteren ganz anderen Verhältnissen durch ein anderes Gesetz auch wieder ein anderer Rechtszustand geschaffen werden könne. Golther's Darstellung, daß die Epoche Rümelin's eine Zeit der Schwäche und der Bethörung durch Rom gewesen, daß sein starker Gesetzesarm dagegen dem Lande den Frieden gebracht hätte, ist eine Schatten- und Lichtvertheilung, die der historischen Wahrheit gröblich ins Gesicht schlägt.

Dabei soll aber nicht verschwiegen werden, daß Rümelin's Niederlage in der Kammer nicht ohne seine Schuld insofern war, als er offenbar damals die parlamentarisch-taktische Geschicklichkeit nicht besaß, wie sie eben nur Folge einer langen parlamentarischen Thätigkeit sein kann. Bei richtigerer Einschätzung der wachsenden Widerstände hätte er die Bekanntmachung der Convention und die Gesetzesvorlage in relativ engere zeitliche Verbindung bringen müssen; er hätte es zu einer mehrjährigen Berathung der staatsrechtlichen Commission nicht kommen lassen dürfen; noch im Mai 1860 bei Ausgabe des Berichts der Commission hätte er wahrscheinlich gesiegt. Noch zuletzt hätte die Regierung die Niederlage wahrscheinlich nicht erlebt, wenn sie beim Kammerpräsidium die gleichzeitige Berathung des Commissionsberichts und der Regierungsvorlage hätte durchsetzen können. Bei der Debatte war die Vertheidigung Rümelin's sehr würdig, aber nicht schneidig genug, fast resignirt; sein College v. Linden secundirte ihm gewandt, aber nicht energisch genug; der Justizminister war gar nicht da. Ueber die inneren Ursachen von all dem kann man ohne Acteneinsicht nicht urtheilen. Die Verzögerung der Regierungsvorlage hat wohl eine wesentliche Ursache mit darin gehabt, daß R. vorher alle die Verhandlungen mit dem Bischof über die Einrichtung der Erziehungsanstalten, die Ausführung der Disciplinarbestimmungen und ähnliches zu einem guten Ende gebracht haben wollte; er glaubte wohl, damit die Convention vor Mißverständnissen und falscher Auslegung zu bewahren.

R. war am Abend des 16. März 1861 entschlossen, beim Könige seine Entlassung zu erbitten. Er hatte schon vorher dem Freunde geschrieben: er thue es gerne, seine ökonomische Zukunft sei ja gesichert. Es war klar, daß der nun sich eröffnende Weg, unter Aufhebung der Convention ihren materiellen Inhalt in ein selbständiges Gesetz zu gießen, leichter von einem anderen Minister durchzuführen war. R. sah, daß den anderen Ministern sein Abgang die veränderte Stellung erleichtere; er hat allerdings später von ihnen — mit Ausnahme Wächter's — besonders von Linden's heimliche Wege gehender Diplomatie nicht ohne Bitterkeit gesprochen. Er hatte auch sonst das Gefühl, daß, so wenig man ihm an seiner ganzen Amtsführung etwas anhaben könne, er an sich weite Schichten gegen sich habe — den Adel, weil er stets den bürgerlichen Standpunkt vertrete, die Juristen, weil sie die

obersten Stellen für sich haben wollen, einem ehemaligen Gymnasiallehrer nicht die Leitung eines Ministeriums zutrauen. Er sehnte sich nach der Hetze der letzten Jahre momentan nach Ruhe und schriftstellerischer Thätigkeit, obwohl er sich der Erkenntniß nicht verschloß, daß er von Natur zum Staatsmanne bestimmt sei. Und leicht kam er nach seinem Rücktritt doch nicht zur Ruhe, trotz energischer Hinwendung zu neuer, ganz anderer Arbeit. „Das Grübeln in schlaflosen Nächten — schreibt er dem Freunde — höre nicht auf; Zorn wechsele mit Verachtung, Reue und Beschämung mit Resignation.“ Er läßt seine Stimmung in dem Distichon ausklingen:

Si bene vivere vis, ne quae sunt acta revolves,
Dona prehende horae, mitte futura Deo.

Der Rücktritt Rümelin's raubte der württembergischen Staatsleitung einen der fähigsten Köpfe, der unabhängigsten Charaktere, der geistig hochstehendsten Männer, die im 19. Jahrhundert dort auf Ministerstühlen saßen. Ihn aber gab diese Katastrophe dem Familienleben, der wissenschaftlichen Thätigkeit zurück; er hat so in seinen späteren Lebensjahren unendlich mehr Lebensglück erfahren, als wenn er Minister geblieben wäre. Und daß er umsonst fünf Jahre an einer großen weltgeschichtlichen Frage in activer entscheidender Stellung mitgearbeitet hätte, das glaubte er selbst nicht, wie wir aus der stolz-bescheidenen Abhandlung von 1880 „zur katholischen Kirchenfrage“ (R. u. A. II, 205—27) sehen.

Ich möchte zusammenfassend seine Stellung so charakterisiren: die Zeit der Reformation hatte die europäischen Staaten in rein katholische und rein protestantische geschieden; die Confessionen standen sich fast überall bis 1789 mit Haß und ohne Verständniß gegenüber. Nur vorübergehend oder schüchtern wurden in Frankreich im 17. Jahrhundert, in Brandenburg-Preußen seit dem Großen Kurfürsten Versuche der gegenseitigen Duldung, des paritätischen Staates gemacht. Die rationalistische, antikirchliche Aufklärung hatte nur die obersten Schichten von Kirche, Gesellschaft und Staat 1750—1850 erfaßt, hatte in Deutschland ein polizeiliches Staatskirchenthum geschaffen, das als Druck des Protestantismus auf den Katholicismus erschien. Es handelte sich nun im 19. Jahrhundert ernstlich darum, das unendlich schwierige Problem paritätischer Staaten mit gegenseitiger, wirklicher Duldung und Gleichberechtigung der Confessionen durchzuführen und so das noch wichtigere künftige Problem einer Annäherung der Confessionen vorzubereiten. Niemand hat mehr als R. betont, daß entscheidend hierfür der innere Fortschritt der Kirchen, die geistige und wissenschaftliche Hebung der leitenden Geister in jeder der Confessionen sei. Er betonte, daß Jesuiten und Ultramontane billig und duldsam zu machen, nicht Sache des Staates, sondern der historischen Entwicklung sei. Aber bei der natürlichen Unduldsamkeit aller kirchlichen Gemeinschaften und bei der Unmöglichkeit, heute schon in Deutschland ohne großen Schaden und ohne erhebliche Gefahren Staat und Kirche ganz zu trennen, erinnerte R. ebenso energisch daran, daß seit zwei Jahrhunderten der Kampf für Duldsamkeit von den staatlichen Gewalten ausgegangen sei. So mußte nach seiner Ueberzeugung auch heute durch eine versöhnende Staatsgesetzgebung die Reibung zwischen den Confessionen und das Verhältniß der Staatsaufsichtsgewalt zur Kirche geordnet werden; gegenüber der katholischen Kirche, die nun einmal im Papst ihren obersten Vertreter habe, müsse aber eine vorhergehende Verständigung mit Rom die Grundlage der Gesetzgebung bilden; nur so habe man Aussicht, das Gesetz ohne Kampf durchzuführen. Es will mir scheinen, R. habe damit besser als die meisten andern mit dieser großen Frage befaßten deutschen Staatsmänner, auch richtiger als Falk in Preußen den rechten Weg beschritten, d. h. den Weg der Versöhnung, der

Vermittelung, der gegenseitigen Anerkennung und Duldung. Es will mir scheinen, es sei der Weg, den schon Melanchthon und Cardinal Contarini einst wandeln wollten, der Weg den Leibnitz sowie die größesten Geister der Aufklärung und unserer Tage im Auge hatten und haben. Daß die kleineren in confessioneller Enge und in Partei- und Tagesinteressen verharrenden Geister damals und heute diesen Weg nicht verstanden, ist natürlich. Alle großen Männer leben der Zukunft, werden fast immer von der superklugen Gegenwart verkannt. —

3. Die späteren Lebensjahre 1861—89; wissenschaftliche und akademische Thätigkeit. Am 5. April 1861 war R. auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Bald darauf starb der bisherige Leiter des württembergischen statistisch-topographischen Bureaus, Staatsminister v. Herdegen, und R. erklärte sich bereit, diese Stelle als Ehrenamt zu übernehmen; er war schon als Rath des Cultusministeriums Mitglied desselben gewesen, sein realistischer Sinn hatte ihn stets auf die Statistik hingewiesen; er ergriff sofort eine Reihe wichtiger statistischer Einzelfragen und begann sie zu bearbeiten. Er theilte die folgenden Jahre bis Anfang 1867 zwischen solche und litterarische Arbeiten. Seine Familie hatte sich vergrößert; ein zweiter Sohn Max war ihm am 15. Februar 1861, eine Tochter Marie am 4. November 1862 geboren worden. Er lebte in glücklich behaglichen, geistig angeregten Kreisen in Stuttgart, zuletzt im selben Hause mit dem Dichter Moritz Hartmann, zeitweise zwei bis drei Mal wöchentlich des Abends in gemeinsamem Familienzusammensein discutirend, sich an dieser so ganz anderen, antischwäbischen Art erfreuend.

Da reifte anfangs 1867 aber doch der Entschluß in ihm, sich noch eine andere Existenz zu begründen, das akademische Katheder in München oder Heidelberg als 52jähriger zu betreten. Die Aussicht in Stuttgart als Pensionär und zweiter „Memminger" (Landesstatistiker) zu altern und zu sterben erscheint ihm zu traurig; wenn er noch eine neue Bahn einschlagen wolle, sei keine Zeit zu verlieren. Er schreibt ganz unter dem Eindrucke der großen Ereignisse von 1866, die ihn als preußisch Gesinnten mit Freude und Begeisterung erfüllen: „Der Staat Württemberg interessirt mich nicht mehr, obwohl ich seine Entwickelung in Zahlen verfolgen muß. Alle meine Wünsche und Hoffnungen gehören dem preußischen Staate und seiner Entwickelung; wenn ich jünger wäre, würde ich dort eine Stellung suchen." R. machte eine Eingabe an den König, er möge ihm gestatten, seine Pension ohne Abzug im Auslande verzehren zu dürfen. Darauf bat man ihn, seine Kraft dem Inlande und Tübingen zuzuwenden; es wurde ihm ein Lehrauftrag für Statistik und vergleichende Staatenkunde angeboten, mit der Erlaubniß, zugleich philosophische Vorlesungen zu halten; der Tübinger Senat hieß ihn freudig willkommen. Im Herbst 1867 siedelte er in die Musenstadt am Neckar über und ist da bis zu seinem Tode geblieben. Die Hauptvorlesungen, die er nun bis zum Sommer 1888 mit steigendem Beifall meist je dreistündig hielt, waren: Sociale Statistik, Politische Statistik oder vergleichende Staatenkunde, Rechtsphilosophie; zwei Mal las er auch Psychologische Untersuchungen. Studirende aller Facultäten nebst älteren Herren füllten sein Auditorium; es war etwas Anderes als alle sonstigen Vorlesungen, was man hier hörte: die ausgereifte Erfahrung eines Staatsmannes, eines großen realistischen Beobachters, eines ganz selbständigen, eigenartigen Denkers.

Das Jahr 1870 war für R. eine Zeit großer, allgemeinerer und persönlicher Schicksale. Sein ältester Sohn Gustav rückte mit der deutschen Armee

bis gegen Paris vor; er schrieb ihm: „Gott sei mit Dir und den deutschen Waffen". Sein Schwager L. Schmoller stand wochenlang in den Trancheen vor Belfort in Wasser und Sumpf, fast dem Tode dadurch erliegend. Nach der Kaiserproclamation in Versailles waren die Hoffnungen seines Lebens erfüllt; er schreibt dem Freunde: „Seit gestern gehören wir also zum Deutschen Reiche und haben einen Kaiser. Nachdem dies erreicht ist, habe ich das Gefühl, ich werde den Rest meines Lebens weniger für Politik, noch mehr für Philosophie und Contemplation leben." Und doch führte ihn die Erledigung der Stellung eines Kanzlers der Universität und die Uebertragung dieses Amtes an ihn wieder der laufenden Tagespolitik in die Arme. Die Tübinger Würde eines Kanzlers gleicht in Manchem der preußischen Curatorenstellung; aber sie bedeutet mehr; der Kanzler wohnt allen Senatssitzungen an, er ist oder sollte sein einer der angesehensten Lehrer der Universität. Seine jährlichen Reden bei der Preisvertheilung sind die großen wissenschaftlichen Feste der Universität. Der Kanzler vertrat damals auch noch die Universität in der zweiten Kammer. R. kehrte so von allen Parteien geehrt und anerkannt in den Stuttgarter Halbmondsaal zurück; er nahm 1870—89 an allen Berathungen über den Etat, die Schul- und Kirchenfragen, die Universität, an allen Finanz- und volkswirthschaftlichen Fragen regen Antheil, oft als Berichterstatter, stellte viele meist angenommene Anträge, war ein gern gehörter Redner, eines der angesehensten Mitglieder des Hauses. Die Thätigkeit in Stuttgart, die hier empfangenen Anregungen, das regelmäßige Wiedersehen seiner alten Freunde, des Kriegsministers Wagner, des Prälaten Gerok, des Justizministers Faber, der Gebrüder Klumpp — war für R. eine angenehme Unterbrechung der stillen Tübinger akademischen und wissenschaftlichen Thätigkeit.

Da ich aus unten anzuführenden Ursachen seine im übrigen sehr bedeutsame Kanzlerthätigkeit nicht würdigen kann, und die Darlegung seiner Kammerthätigkeit uns in zersplitternde heterogene Einzelheiten hineinführte, so bleibt mir hier nur die Würdigung seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit übrig. Wir betrachten je im Zusammenhang die einzelnen Gruppen seiner Schriften aus dieser Zeit (1861—89). Eine Auswahl hat er zuerst 1875 unter dem Titel „Reden und Aufsätze" veröffentlicht; eine neue Folge erschien 1881; eine dritte 1894 nach seinem Tode. Diese drei Bände haben ihn erst den weitesten Kreisen als einen der ersten Schriftsteller, Stilisten und Philosophen Deutschlands gezeigt, haben erst seinen Namen populär gemacht. Wir gliedern die Schriften nach ihrem Inhalt in a) litterarische und politisch-historische, b) statistische, c) philosophische.

a) Litterarische und politisch-historische Schriften einschl. der biographischen. Das ganze Leben Rümelin's von der Jugend bis ins Greisenalter ist in erster Linie erfüllt von der Beschäftigung mit den großen Dichtern und Schriftstellern. Es ist erstaunlich, wie viel er selbst als Minister Neues und Altes gelesen, durchdacht, dem Freunde eingehend über seine Eindrücke berichtet hat. Seine Briefe über Goethe und Shakespeare sind fast kleine Abhandlungen. Daneben berichtet er über Macaulay, Ranke, Guizot, Mommsen, Renan, Niebuhr's Lebensnachrichten, Pertz, das Leben Stein's, Strauß, Schopenhauer. Die Muße von 1861 an gab den Anstoß zu seiner Schrift über Shakespeare.

In einem Briefe an Kern vom 15. Juli 1853 erzählt er, wie in seinem Freundeskreise alle großen Dichter nach den württembergischen Examensnummern geordnet worden seien, daß nur Goethe, Homer und Shakespeare I a, Sophokles und Schiller I b bekommen hätten, und fügt dann bei: „Seit ich angefangen habe, mich von dem Drucke, den der Name Shakespeare auf mich ausgeübt hat, wie alle Autorität als solche, zu emancipiren, habe ich eine viel größere Freude

an ihm als vorher, lese viel in ihm. Ich bin aber so frei, manches bis jetzt Respectirte gering zu schätzen, erfreue mich aber um so mehr an anderem, besonders an der Fülle lyrischen Schmuckes, prächtiger Gedanken und Bilder und an der hohen Lebensweisheit." Vieles sei zu schlecht motivirt, aus Unwahrscheinlichkeit mache sich Shakespeare gar nichts. Am 20. December 1862 schreibt er dann: „Ich bringe meine Marotten und Paradoxien über Shakespeare zu Papier". Sie erschienen erst 1864—65 im „Morgenblatt für gebildete Leser" (November 1864 bis Februar 1865) als „Shakespearestudien eines Realisten" und nachdem sie ebenso viel starken Widerspruch wie auch Zustimmung gefunden hatten, 1865 in erster, 1874 in zweiter Auflage unter Rümelin's Namen als selbständiges Buch (Cotta, 8 °, 315 S.).

Das Buch geht von ernsten, historischen Studien über das England und die Bühne der Zeit, das Publicum und die Person Shakespeare's aus, kritisirt dann die wichtigeren Dramen und schließt mit einem Lebensbild des Dichters und einer Zusammenfassung seiner Lebensansichten. Das Schlußcapitel vergleicht Shakespeare mit Schiller und Goethe und erörtert den deutschen Shakespearecultus. Das Ganze ist ein Protest des gesunden Menschenverstandes und der naiven Kunstfreude des Laien gegen die verhegelte Shakespearebeurtheilung F. Th. Vischer's, gegen die philosophisch construirten Verherrlichungen von Gervinus, Ulrici und Anderen, ein Protest gegen die Ueberschätzung der historischen Dramen, „die überhaupt wenige, nie Jemand zum zweiten Male, lesen". Die Shakespeare-Gelehrten und -Philologen waren etwa gerade so außer sich über den „dilettantischen" Ketzer wie einige Jahre vorher die schwäbischen Pietisten über den angeblich römischen Concordatsmacher. Aber Tausende von wirklichen Shakespeareverehrern athmeten auf, daß endlich mal eine natürliche, tendenzfreie Würdigung des Dichters ihnen die Augen geöffnet und ermöglicht hatte, das Große, Schöne, wahrhaft Poetische an ihm ganz zu genießen, ohne in die Schnürstiefeln der Hegelei eingespannt zu werden und ohne an die Maßlosigkeiten stubengelehrter Philologen, an unnatürliche Zumuthungen glauben, eine geistige Verrenkung erdulden zu müssen. R. schließt das Vorwort der zweiten Auflage seines Buches mit dem Worte, daß alle schulmeisterlichen Abkanzlungen daran nichts ändern werden, daß die „Dilettanten", zu denen er auch gerechnet werde, und wozu er sich selbst zähle, d. h. die gebildeten Liebhaber und nicht die Zunftphilologen und -philosophen das letzte Wort über die großen Dichter haben werden. — Die Shakespearestudien des „Realisten" waren eine muthige, befreiende That gegen eine verschrobene, verzopfte Schulgelehrsamkeit. Auch die Gegner geben heute den großen Werth dieser „Studien" zu. Ich erlebte an meinem eigenen Tische, wie Ulrici, einer der von Rümelin Meistgeschmähten, den anwesenden R. liebenswürdig und begeistert feierte.

Vielleicht ebenso viel wie mit Shakespeare hat sich R. mit Goethe beschäftigt, aber doch nie über ihn so ausführlich gehandelt wie über Shakespeare. Wohl aber hat er in späteren Jahren seine Gedanken über Lessing zu einer Studie zusammengefaßt (R. u. A. II, 514—538). Auch hier ist der Zweck, aus Zeit- und Charakterschilderung, Lebenslauf und Bildungselementen die Grenzen der Wirksamkeit des großen Kritikers darzulegen und eine richtige realistische Einschätzung Lessing's neben der neidlosen Verehrung für ihn herbeizuführen.

Fast gleichzeitig mit den „Shakespearestudien" schrieb R. (1862) die Biographie von Justinus Kerner, des schwäbischen Dichters, des treuen Freundes seines Elternhauses. Auch hierbei gab ihm der realistische Trieb die Feder in die Hand. Aus der genauen persönlichen Kenntniß und dem Studium des umfangreichen Nachlasses heraus wollte er dem väterlichen Freunde, über den bisher viele, aber wesentlich Fernstehende geschrieben hatten, ein lebenswarmes

Denkmal setzen. Es erschien zuerst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (12.—18. Juni 1862), später im Bd. III der „Reden und Aufsätze“. Es ist ein Meisterstück von psychologischer Analyse und Charakterschilderung. Wir sehen den schwäbischen Dichter und Arzt in seinem Hause am Fuße der Weibertreue in Weinsberg seines Amtes menschlich edel walten und die Dichter aus ganz Deutschland bei sich bewirthen, den unerforschlichen Geheimnissen des Seelenlebens und der Geisterwelt congenial und doch wesentlich als Arzt und Naturforscher nachgehen. Ein ebenbürtiges Seitenstück hierzu sind die bereits erwähnten Erinnerungen an den großen Naturforscher R. Mayer, den Jugendfreund Rümelin's (1878 und 1880, zuerst in der Allgem. Zeitung, 30. April bis 2. Mai 1878, dann R. u. A. Bd. II). Dieselbe Art der Behandlung, dieselben Vorzüge zeichnen dieses Lebensbild des unglücklichen, zuletzt umnachteten Gelehrten aus.

Neben Shakespeare, Kerner und der Statistik beschäftigte R. sich in der ersten Zeit nach seiner Ministerentlassung und dann öfter auch später mit der württembergischen Verfassungsgeschichte; zunächst interessirte ihn jenes Schreiber- und Pfarrerregiment, das 1806—19 um das gute alte Recht gekämpft hatte, dessen Geist ihm noch in seinen ministeriellen Kämpfen gegenüber gestanden hatte. Im Jahrgang 1864 der Württembergischen Jahrbücher erschien die classische Studie „Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung“, wovon die zwei wichtigsten Abschnitte im zweiten Bande der „Reden und Aufsätze“ (1881) wieder abgedruckt sind. Daran knüpfen sich direct an: die zwei Reden „König Friedrich von Württemberg und seine Beziehungen zur Landesuniversität“ (1882) und die „Entstehungsgeschichte der Tübinger Universitätsverfassung“ (1883) (Beide in Bd. III d. R. u. A.). Auch die Festrede beim Universitätsjubiläum 1877 (Bd. II d. R. u. A.), welche das Jubiläum von 1777 schildert, gehört in diesen Zusammenhang, sowie die unvergleichlich schöne Studie über den schwäbischen Volkscharakter, welche 1883 für das Sammelwerk „Königreich Württemberg“ geschrieben wurde (jetzt Bd. III d. R. u. A.).

Die württembergische Geschichte von 1500—1819 war bisher wesentlich nur von Theologen oder landschaftlichen Consulenten geschrieben worden, die mit dem engsten Horizont die Privatmoral der Herzöge, die freilich nur als große Patrimonialherren möglichst viel aus dem Kammergut für ihre Vergnügungen herauspreßten, schulmeisterten. R. kam darauf, zu fragen, was sagen die fremden Reisenden, Keyßler, Pöllnitz, Nicolai, Meiners und Andere über das Altwürttemberg des 16.—18. Jahrhunderts und findet ihr Urtheil ebenso lehrreich wie begründet; er kommt auf sie und eigene Studien gestützt zu dem Resultate, daß der ganze kirchlich gefärbte Staat Herzog Christoph's mit der Nebenregierung des ständischen Ausschusses (von zwei Prälaten und sechs Ortsbürgermeistern) zwar im 16. Jahrhundert eine That des Fortschritts, in seiner Versteinerung von 1568—1803 aber geistige, wirthschaftliche, culturelle Stagnation bedeutete, alle großen Württemberger von Kepler bis Schiller, Schelling und Hegel aus dem Lande trieb; Württemberg erfuhr infolge seines guten alten Rechts nie den Segen des aufgeklärten Despotismus, bis Friedrich II., der Schüler Friedrich des Großen, ins Land kam und die altwürttembergische Verfassung mit Recht beseitigte. Die Schilderung Rümelin's, wie der ganze geistige, sociale und wirthschaftliche Zustand des Landes zwei Jahrhunderte lang von dem Prälaten- und Schreiberregiment beherrscht und bedingt ist, darf billig zu den Perlen deutscher Geschichtschreibung gerechnet werden. Die beiden Reden von 1882 und 1883 sind werthvolle Beiträge zur deutschen Universitätsgeschichte, glänzende Widerlegungen der unwahren Legenden, die Häusser und Treitschke ohne eigene Quellenstudien über das Regiment des zwar despotischen

aber gebildeten und staatsklugen Fürsten und Reformators, König Friedrich's, nacherzählt haben. R. führt den Nachweis, daß die volle Autonomie und das freie Wahlrecht der Lehrer, wie sie im 18. Jahrhundert bestanden, der Universität mehr geschadet als genützt habe; daß die Verwandlung der Universität in eine Staatsanstalt zunächst unter den zwei bedeutenden Curatoren Spittler und Wangenheim in der Hauptsache Fortschritt, Vergrößerung, Verwandlung der überwiegenden Theologenschule in eine wahre Universität bedeutet habe. Er zeigt, daß trotz der nicht fehlenden ernsten Kämpfe zwischen Regierung und Universität 1816—31 über die Universitätsverfassung, der Friedensschluß zwischen beiden und die neue Universitätsverfassung vom 18. April 1831 der Hochschule das richtige Maaß akademischer Freiheit zurückgab. — Die Arbeit über den schwäbischen Volkscharakter gehört zum geistvollsten, was R. geschrieben hat. Sie beginnt mit einer geographisch-natürlichen und historisch-politischen Schilderung des Landes; darauf baut sie den Versuch auf, das geistige Wesen, die traditionellen Eigenschaften der Schwaben zu schildern: die Abneigung gegen jede Autorität, die knorrige Entfaltung der Individualität, das harte Ringen in engen Verhältnissen, das nach innen gekehrte reiche Traum- und Gefühlsleben, die Verachtung alles äußeren Scheins und anderes mehr; das kirchliche, gesellige, geistige Leben im Schwabenlande, die Eigenart seiner großen Männer wird uns lebendig vor Augen geführt.

Die beiden Reden über die Berechtigung der Fremdwörter 1886 und die neuere deutsche Prosa 1887 (R. u. A. III, 179—247, erstere auch selbständig in drei Auflagen) gehören dem Grenzgebiete der Sprachwissenschaft und der Geschichte an. Die erstere geht von einer Polemik gegen die deutschen Sprachreiniger aus; sie zeigt, daß wir hauptsächlich in Wissenschaft und Technik etwa 90 000 meist internationale Fremdwörter gebrauchen, die unentbehrlich sind; sie führt dann an der Hand der Geschichte der deutschen Sprache im 18. und 19. Jahrhundert aus, daß wir in unserer gewöhnlichen Sprache etwa 216 000 Worte — etwa noch einmal so viel wie die Franzosen — haben. Er erklärt dann aus dem Wesen der deutschen Sprache, der deutschen Wortbildung einerseits den Reichthum, andererseits das Bedürfniß zahlreicher Lehnworte aus anderen antiken und modernen Sprachen. Er weist nach, daß die Ersetzung der Lehnworte durch deutsche die Sprache ärmer mache; das reine deutsche Wort deckt sich fast niemals ganz mit dem Lehnwort, gibt meist nur eine Seite der Bedeutung des Lehnwortes. R. gibt zu, daß man mit Recht überflüssige Fremdworte meide, er verlangt aber, daß man es nicht übertreibe. Der reichere Wortschatz ist zugleich ein Schatz von Vorstellungen und Begriffen, er ruht auf der Thatsache, daß unsere ganze Bildung auf der lateinischen und griechischen Sprache sich aufbaut. Die Feinheit unseres Stilgefühls sei durch die Sprachreiniger bedroht.

Die zweite Rede über die neuere deutsche Prosa geht von der Frage aus, ob die heutige deutsche Prosa wohl auch eine so kurze Zeit der Blüthe haben werde, wie einst die griechische und römische. Die Antwort darauf giebt R. durch eine geistvolle Vergleichung der politischen und Sprachgeschichte der antiken und modernen Völker, die das Problem überraschend aufklärt. Er kommt zu dem Resultat, daß die modernen Sprachen der heutigen europäischen Culturvölker in ihrem Zusammenhang mit der geschichtlichen Existenz derselben eine ganz andere Garantie der Dauer haben. Er schildert dann, wie die deutsche Prosa erst von 1750—1850 zu ihrer Höhe gelangt sei, und wie sie von da an nicht gesunken, sondern sich weiter ausgebildet, eine Reihe neuer Blüthen getrieben, neue Gebiete erobert habe. Die Charakterisirung der Prosa unserer großen Dichter und

Schriftsteller von 1750 bis zur Gegenwart gehört zum Besten, was R. geschrieben hat.

Die Erörterungen über die Eintheilung der Universalgeschichte (R. u. A. I, 387—395) und über den Begriff einer Generation (das. I, 285—304) erwähne ich zum Schlusse dieser ganzen Gruppe von Rümelin's Schriften. Die erstere zeigt, wie eigentlich die neuere Geschichte nicht 1517, sondern 1789 beginne, wie die 1200—1500 entstandene Staaten-, Wirthschafts- und Culturwelt in ihren Grundzügen bis ins 18. Jahrhundert dauere. Die zweite geht von dem statistisch-biologischen und historischen Begriff der Generation aus, um zu zeigen, wie bedeutsam die Aneinanderreihung der Generationen psychologisch, historisch und sonst wirke. Die Auseinandersetzung hat sofort auch auf die Geschichtsauffassung gewirkt, wie wir aus O. Lorenz daran anknüpfenden Erörterungen sehen; er handelt in seinem bekannten Buche die „Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ (1886—1891) im ersten (S. 279—291) und im zweiten Bande (S. 143—278) von diesem Thema.

b) Statistik. Ein erheblicher Theil von Rümelin's Thätigkeit, zumal 1861—71, aber auch noch später war der Statistik gewidmet. Es war dies 1861—67 zunächst amtliche Pflicht; aber es war stets zugleich innere Neigung: das reale Leben, wo es ging, zahlenmäßig zu erfassen, die von der Statistik gelieferten Zahlen kritisch zu untersuchen, ihnen den stummen Mund zu öffnen, mit ihrer Hülfe psychologische, politische, wirthschaftliche Entwicklungsreihen zu erklären, befriedigte seinen Intellekt ganz besonders. Dabei ging er vom Allgemeinsten aus und kam auf das Speciellste.

Zunächst suchte er sich und der Welt in der Abhandlung zur Theorie der Statistik (zuerst in der Zeitschr. f. d. g. Staatsw., 1863, dann R. u. A. I, 208 mit einem Zusatz von 1874) Rechenschaft darüber zu geben, was Statistik sei. Der Aufsatz gilt heute wohl allgemein als das Beste, was über das Wesen der Statistik gesagt wurde; ihr Vorzug ruht auf der philosophisch-logischen Bildung des Verfassers, er liegt in der Einreihung der statistischen Methode in das System der wissenschaftlichen Methoden überhaupt. R. zeigt, daß man heute ganz allgemein mit dem Worte „statistisch“ die methodische Beobachtung und Zählung von Merkmalen menschlicher oder anderer Gruppen von Erscheinungen und deren wissenschaftliche Verwerthung versteht, daß die Statistik so eine methodologische Hülfswissenschaft für eine Reihe empirischer Wissenschaften sei. Er giebt zu, daß ihr Name ursprünglich „Staatenkunde“ bezeichnet habe; er will aber die heutige Staatenkunde, die Demographie, als eine besondere Wissenschaft neben der Statistik anerkannt wissen.

Seine statistischen Specialarbeiten begann R. als Chef des württemberg. statistischenBureaus mit den Abhandlungen „über die Vertheilung des landwirthschaftlich benutzten Grundeigenthums in Württemberg“ und über „die Statistik eines altwürttembergischen Dorfes vor 70 Jahren und jetzt“ (beide, Württ. Jahrb. 1860 u. 1861). Die erste zeigt in musterhafter Weise, wie man aus einer schlechten Erhebung durch kritische Prüfung, durch bodenständige Sachkenntniß, durch Heranziehung aller denkbaren Hülfsmittel der Erkenntniß doch ein wahrheitsgetreues Bild der thatsächlichen Bodenvertheilung geben kann; die Uebertreibung all der Schriftsteller, die vorher auf Grund dieser Statistik und der Nothstände von 1845—55 ein schiefes Bild von der württembergischen proletarischen Zwergwirthschaft gegeben hatten, werden auf ihr rechtes Maaß zurückgeführt. Der weitaus größere Theil der bäuerlichen Wirthschaft des Landes zeigt sich im Lichte gesunder Entwicklung und Wohlhabenheit. — Die andere Arbeit über Kornwestheim entwickelt mit Hülfe einer ausführlichen amtlichen Beschreibung von 1787 und der neuesten Nachrichten die großen

historisch-wirthschaftlichen Wandlungen eines württembergischen Normaldorfes, zeigt, daß von 1787—1860 die Zustände sich geändert haben, wie sonst nicht in Jahrhunderten und zwar überwiegend zum Bessern.

Von 1861—71 sind fast in jedem Jahrgange der Württembergischen Jahrbücher eine oder zwei statistische Arbeiten von R., hauptsächlich über Bevölkerung, Volkszählung ꝛc. Nur Weniges aus diesen Arbeiten ist in seine „Reden und Aufsätze“ übergegangen, z. B. der sehr schöne, eine Summe statistischer, landläufiger Irrthümer zerstörende Aufsatz „Stadt und Land“ (I, 333). In der 1863 von dem statistischen Bureau herausgegebenen Beschreibung des Königreichs Württemberg (eine Wiederholung des von Memminger schon 1823 gemachten ähnlichen, 1841 nach dessen Tode neubearbeiteten Versuchs) hat R. neben der Leitung des Ganzen die Bearbeitung der Bevölkerungsstatistik, dann die Beiträge zur Culturstatistik, die Ermittlung über das Volksvermögen und das Volkseinkommen nebst einigen anderen Abschnitten übernommen. Und als dieses schöne Werk 1884 nochmals in sehr erweiterter Gestalt herausgegeben wurde, hat er dieselben Gegenstände bearbeitet und die hierfür geschriebene Bevölkerungsstatistik Württembergs auch als besonderes kleines Buch erscheinen lassen. Ebenso hat R., so lange er lebte in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie die Abschnitte „Bevölkerungslehre“ und „Statistik“ bearbeitet (1882 ff.). Im ersten und zweiten Bande seiner „Reden und Aufsätze“ hat R. ferner in zwei Aufsätzen „Ueber die Malthus'schen Lehren“ und „Zur Uebervölkerungsfrage“ (zuerst Beilage zur Allg. Zeitung, 24. bis 30. Januar 1878 unter dem Titel: „Unbehagliche Zeitbetrachtungen“) die Summe seiner bevölkerungsstatistischen Studien gezogen. Endlich ist zu erwähnen, daß R. 1869 und 1871 Mitglied der Commission war, welche in Berlin die weitere Ausbildung der deutschen Statistik berieth. Er war, so sehr er hinter manchen anderen Mitgliedern in technischen Erhebungsfragen zurückstand, doch bald eines ihrer maßgebendsten Mitglieder, war hauptsächlich Referent in der Untercommission, welche die Gründung einer Reichsbehörde für die deutsche Statistik zu berathen hatte (s. Statistik des Deutschen Reichs I, 264 ff.).

Die württembergische Statistik stand, als R. ihre Leitung übernahm, im Ganzen hinter der der übrigen Mittelstaaten, zumal der bairischen und sächsischen zurück. Ihr Lenker von 1850—61 war der Finanzminister a. D. v. Herdegen, der es ohne Universitätsstudien vom Schreiber bis zum Minister gebracht hatte, selbst nichts Statistisches leistete, erhebliche Kräfte nicht heranzuziehen verstand. R. machte rasch die württembergische Landesstatistik zu einer der angesehensten; auch neue Arten der Erhebungen nach neuen Methoden hat R. veranlaßt, so z. B. setzte er die erste genaue Alterszählung in Deutschland durch; aber hauptsächlich wirkte er dadurch, daß er selbst jahrelang das herkömmlich erhobene Material meisterhaft bearbeitete, auch weitere brauchbare Bearbeiter heranzog. Er sah den größten Uebelstand der deutschen und auswärtigen amtlichen Statistik in der Häufung und Publikation der Erhebungen, ohne daß die, welche die Zahlen erhoben, oder auch andere, die dazu fähig seien, sie so bearbeiteten, daß man sie verstehe, daß sie wissenschaftlich und praktisch nutzbar werden. Er hat gegen diesen Mißstand besonders auch auf den Berliner Conferenzen 1869—71 ernste Mahnworte gerichtet.

Im Ganzen sah es 1800—1870 mit der Besetzung der statistischen Aemter nicht allzu gut aus. Der deutsche Zollverein hatte überhaupt nur ein Rechenbureau statt eines statistischen Amtes. Preußen hatte nur in J. G. Hofmann eine Kraft ersten Ranges an der Spitze. In den meisten Staaten besorgten höhere Beamte im Nebenamte die Leitung, oder solche, die bald andere Stellen erstrebten. Als man in Sachsen und Preußen den geistvollen Technologen

E. Engel, der sich ganz an den belgischen Physiker Quetelet anschloß, an die Spitze stellte, regte sein ruheloser, optimistischer Geist viel Gutes an; aber es fehlte ihm wie seinem Meister die staatswissenschaftliche Fachbildung, die ruhige Objectivität, die historisch-philosophische Bildung. R. besaß die erstere auch nicht von Haus aus; aber er hatte als Politiker und Minister sich schon vielfach derselben bemächtigt; er trat als Staatsmann, Psychologe, Philosoph, Historiker an alle gesellschaftlichen Probleme heran; er hatte sich, wie seine Briefe und Aufzeichnungen von 1848—61 bezeugen, aufs eingehendste mit finanziellen und volkswirthschaftlichen Fragen beschäftigt; er kannte als praktischer Mann den Beamtenapparat, der das statistische Urmaterial lieferte; er wußte diesen richtig einzuschätzen; er kannte die Grenzen des damals Möglichen. Er wußte wie kein anderer der damaligen deutschen statistischen Beamten scharfsinnig, großzügig die statistischen Erhebungen zu verwerthen. Sein 1871 in Berlin gemachter und in der Subcommission allgemein gebilligter Vorschlag, das preußische statistische Bureau in Provinzialbureaus aufzulösen, die eine ähnliche Landes- und Volkskunde wie die der Mittelstaaten zur Bearbeitung ihrer Erhebungen heranbrächten, wurde natürlich von Engel bekämpft, kam nicht zur Ausführung. Der Vorschlag spiegelt aber das Urtheil wieder, das man in den anderen deutschen Staaten über die damalige preußische Statistik hatte; ein Urtheil, in das wohl auch die Räthe Engel's theilweise einstimmten, die in den Conferenzen häufig die Hauptgegner ihres Directors waren, wie ich aus persönlicher Theilnahme bezeugen kann.

Der Aufsatz Rümelin's über Malthus, dem er principiell zustimmt, dessen Lehren er aber auf eine viel höhere psychologische und historische Stufe der Begründung erhebt, gehört zum Besten, was über das Bevölkerungsproblem geschrieben wurde; es treten hier die großen Conflicte des individuellen und gesellschaftlichen Lebens als die letzten nothwendigen Ursachen dieses fast wichtigsten historischen Processes in den Vordergrund. Die zweite der obengenannten principiellen Abhandlungen ist wohl etwas zu pessimistisch gefärbt; sie hält die 1875—90 in Deutschland vorhandenen wirthschaftlichen Stockungen wesentlich für die Folgen der deutschen Uebervölkerung. Die ungünstigen Symptome, die gerade damals in der württembergischen Bevölkerungsstatistik zu beobachten waren (rasches Anwachsen der Ehen, der Geburten, große Kindersterblichkeit, Auswanderung, Mißverhältniß zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung, die R. schön und objectiv in seiner Bevölkerungsstatistik von 1884 dargestellt hatte), veranlaßten ihn wohl zu der Annahme, daß in ihnen, d. h. in der Bevölkerungszunahme an sich, die Hauptursache der unbehaglichen Zustände zu finden sei. Hätte er den Wiederaufschwung der deutschen Volkswirthschaft 1888—92, 1895—1901, 1903—07 auch noch mit erlebt und gesehen, wie in diesen Epochen die deutsche Bevölkerung ebenso oder noch rascher wuchs als 1870—80, so würde er wahrscheinlich auch für seine Zeit die Uebervölkerung nicht so sehr als die primäre Ursache der Stagnation, sondern mehr nur für ein Symptom einer schwierigen Uebergangszeit betrachtet haben.

c) Philosophie, Psychologie. Wie wir oben schon sahen, hatte sich R. schon in den 40er Jahren von Hegel's Bann befreit. Immer aber war es ihm noch 1862 eine besondere Freude, in einem Vorlesungsmanuscript von E. Zeller zu sehen, wie ganz auch er sich von Hegel ab zu Kant hingewendet hatte. Die philosophische Lectüre war in den Jahren der Politik 1845—61 zurückgetreten. Nur 1852 finde ich, daß ihm Trendelenburg's logische Untersuchungen und Waitz's Psychologie einen großen Eindruck machten. Auch mit Herbart beschäftigte er sich damals und bemerkte: „Auf dem von Herbartianern eingeschlagenen Wege, die Psychologie als Naturwissenschaft zu behandeln, ist

eine Regeneration der philosophischen Studien denkbar". Seine Weltanschauung hatte sich zu einem Goethe'schen Optimismus abgeklärt, aber nicht ohne das Gefühl, daß eigentlich nur die Sonntagskinder Ruhe in diesem Optimismus finden, und er betont, daß auch bei ihm stets zeitweise wieder der Pessimismus die Oberhand gewinne.

Da lernte er in den Tagen seiner schwersten politischen Kämpfe (1860—61) Schopenhauer kennen. Er nennt das bekannte Buch „Die Welt als Wille und Vorstellung" das interessanteste und geistvollste Buch, das ihm je vorgekommen sei, es bleibe in den höchsten metaphysischen Erörterungen deutsch, klar, und schön; den Hegel-Schelling'schen Gallimathias könne man nachher nicht mehr lesen; er werde aus seiner Lectüre bleibende Frucht und Veränderung vieler Ansichten schöpfen. Aber seinen Pessimismus, seine Weltnegation lehnt er ebenso ab, wie er in ihm die Richtung auf die positiven Zwecke des individuellen und socialen Lebens vermißt. Dagegen habe Schopenhauer ihn gelehrt, daß man als Optimist zu der großen Masse der Erscheinungen die Augen zudrücken müsse, daß die Mehrzahl der Menschen, vor allem die Alten, die Armen und Elenden, die Aerzte und Geistlichen, die Staatsmänner, die das Massenelend täglich vor sich sehen, Pessimisten sein müßten, wie Jesus, Sokrates, Solon, Zeno, Seneca, Augustin ꝛc. es gewesen. „Mir, schreibt er, sind beide Lebensanschauungen geläufig, die eine Goethische von Jugend auf, als die durch mein Naturell und meinen Bildungsgang nahegelegte, die andere als die Frucht eigener und ernster Selbst- und Weltbetrachtung. Es ist mir, wie wenn ich eine rosenfarbene und eine graue Brille hätte, bald durch die eine, bald durch die andere blickte. Ihre Verschmelzung zur Einheit, will mir noch nicht recht gelingen. Wohl aber wird es mir leichter als früher, mich innerlich von der Außenwelt loszumachen, so daß sie mir wie eine Scheinwelt, wie ein Traum gegenübersteht." Dazu sei ihm Schopenhauer behülflich gewesen.

In der schriftstellerischen, glücklichen Arbeit der folgenden Jahre rückt ihm nun Schopenhauer und der Pessimismus wieder ferner, wie er das z. B. 1865 dem Freunde berichtet. Wir sehen ihn hauptsächlich von 1867 an in Tübingen mit Aristoteles und den Sophisten, mit Spinoza und Leibnitz, mit Herbart und Lotze, mit J. St. Mill und Darwin beschäftigt. Er will darauf verzichten, die letzten Räthsel der Welt zu lösen, das Unerforschliche der Weltpläne zu ergründen; auch nicht mehr die Zweifel über die zwei Weltanschauungen des Optimismus und Pessimismus beschäftigen ihn in erster Linie, sondern praktisch psychologische Fragen. Schon 1862 hatte er dem Freunde mitgetheilt, er möchte ihm ein Programm seiner psychologischen Studien schicken; es sei aber noch nicht ganz reif. Es reifte vor allem in den letzten Tübinger zwanzig Jahren seines Lebens; in seinen jährlichen Reden zur Preisvertheilung legte er die Frucht dieser Studien nieder. Die wichtigsten derselben sind: die über die Lehren von den Seelenvermögen 1873, über das Rechtsgefühl 1874, über den Zusammenhang der sittlichen und intellectuellen Bildung 1875, über das Wesen der Gewohnheit 1879, über die Idee der Gerechtigkeit 1880, über die Temperamente 1881, über die Lehre vom Gewissen 1884, über die Arten und Stufen der Intelligenz 1885.

Eine selten scharfe, nie ruhende Beobachtung der Menschen und das Studium aller großen Dichter der verschiedensten Zeitalter bildet die Grundlage für Rümelin's psychologische und socialphilosophische Studien. Das gelehrte Rüstzeug, über das er für seine Aufgaben verfügt, ist seine große Sprach- und Litteraturkenntniß; er verfolgt die Sprach- und Begriffsbildung der einschlägigen Worte und kommt so zu einer Art sprachgeschichtlicher Erkenntniß, wie in den Jahrtausenden der bekannten Geschichte, bei Juden, Griechen, Römern und

anderen Völkern die stufenweise wachsende Erkenntniß an die Wortbildung und an die Begriffserweiterung der einzelnen Worte sich anknüpfte, wie alle unsere modernen Begriffe Niederschläge der älteren Geistesgeschichte enthalten. Ich versuche das Wichtigste aus den erwähnten Reden kurz zusammenzufassen.

R. geht von der Frage aus: wie schildern wir Menschen; er antwortet, indem wir die Art und die Stufen ihres Intellects, ihr Temperament, d. h. die Art ihrer Erregbarkeit und Lebenswärme, ihre Empfänglichkeit für Lust- und Unlustgefühle und das Maaß ihrer Concentration, endlich indem wir die Art und Stärke ihres Willens, d. h. ihre Triebe schildern. Hauptsächlich diese Triebe und damit den menschlichen Willen zu erkennen, erscheint ihm als seine Hauptaufgabe. Im Willen und in dessen Elementen sieht er mit Schopenhauer das Centrum der Seele. Schon 1853 protestirt er einmal dagegen, daß man den moralischen Charakter des Menschen aus philosophischem Studium und aufgenommener Theorie erkläre; er entspringe aus der Art, wie die animalischen Triebe und die Anlagen höherer Ordnung bei ihm gemischt seien. Die Lust- und Schmerzgefühle sind ihm das Letzte, in dem auch das Gute und Sittliche wurzele. Er gibt Spinoza recht, daß der Mensch gut nenne, was ihn freue; er fügt nur bei, das sittlich Gute sei das, was die höchste Gattung unserer Triebreize befriedige.

Die Annahme von verschiedenen, nicht aufeinander zurückführbaren Trieben, die sich an unsere Gefühle anknüpfen, ist ihm eine Hypothese, die besser zum Ziele führe, als die Ableitung der psychischen Erscheinungen aus Begriffen wie Seele, Geist, Selbstbewußtsein, Vernunft. Er gibt nirgends eine erschöpfende Triebtafel; die Erforschung der einzelnen Triebe ist ihm die erst zu lösende Aufgabe; er betont nur von Anfang an, daß es animalische, gesellige, geistige Triebe gebe, die alle durch den Intellekt auf bestimmte Ziele hingeführt, durch die begleitenden Gefühle zum Bewußtsein kommen, die letzten Entscheidungen über den Werth der Güter des Lebens geben. Erziehung, Gesellschaft, Moral, Religion, Erkenntniß der Wahrheit wurzeln zuletzt in Trieben und Gefühlen. Die Einsicht in das Wesen der Triebe ist der Schlüssel zum Verständniß der einzelnen Menschenseele, wie der Geschichte unseres Geschlechts. Aus dem Gegensatz der animalischen und der humanen Triebe entspringen alle Conflicte. Sie zu schlichten, vermöge nur der oberste, ordnende Trieb, aus dem das Schöne und und Gute, die Sittlichkeit und das Gewissen, das Recht und die Gerechtigkeit hervorgehen.

Ob das Wissen die Menschen bessere, darüber haben die ersten Denker immer gestritten. R. antwortet auf die Frage: nie macht das Wissen an sich gut und tugendhaft, nur die Leitung und Läuterung der animalischen durch die humanen Triebe bringt Fortschritt. Jeder Trieb hat seine Berechtigung, muß Befriedigung finden. Aber er muß in das Ganze individueller und socialer Lebenszwecke richtig eingefügt werden durch Erziehung, durch Vorbild, durch Lehre, durch Autorität, durch Sitte, durch Recht. In jedem einzelnen Fall des Handelns ist die Selbstüberwindung, d. h. der Sieg der höheren über die niedrigen Triebe, die freie That des Individuums, wobei die unwissende Magd den größesten Gelehrten beschämen kann. R. nimmt dabei eine Unveränderlichkeit der Triebe an, die mir mit dem Princip der Entwicklung und des historischen Fortschrittes im Widerspruch zu stehen scheint. Die fortschreitende Gesittung der Menschheit scheint mir auf der wachsenden Verstärkung der höheren Triebe zu beruhen.

Die Untersuchung über die Voraussetzungen des Strafrechts, wobei R. auf die Seite der Indeterministen tritt, hat ihre Spitze in der Betonung,

daß das Gewissen bei allen Menschen gleich sei, daß das Bewußtsein der Wahlfreiheit im menschlichen Handeln vorhanden sei und die entscheidende Rolle spiele. Ich kann ihm hier nicht folgen, stehe auf dem Standpunkt, wie ihn A. Merkel gegen R. formuliert hat. Es will mir scheinen, daß in der acht Jahre jüngeren Rede über das Gewissen das Problem etwas anders und richtiger formulirt sei. Die sprachgeschichtliche und die psychologische Forschung ist hier besonders anziehend. Aehnlich in der grundlegenden Rede über die Idee der Gerechtigkeit. Hier wird uns gezeigt, wie bei den Juden ein theologischer, bei den Griechen ein ethischer, bei den Römern ein juristischer Gerechtigkeitsbegriff entstand, — wie zuerst Aristoteles das innere Wesen und die Merkmale aller Gerechtigkeit in der Gleichheit und Proportionalität der gesellschaftlichen Beziehungen erkannte. Aus diesen Elementen ging unter dem Einfluß der Vorstellung einer gerechten Gottesgewalt dann der metaphysische Gerechtigkeitsbegriff hervor, als eine Idee, ein normativer Gedanke, ein höchster sittlicher Maßstab, den wir auf Menschenschicksal, Weltgeschichte und jenseitiges Leben anwenden. R. zeigt dann, auf welches Maaß der Gerechtigkeit sich Staat, Regierung und Rechtsprechung einschränken müssen; es gibt nach ihm einerseits eine realistische Gerechtigkeit männlicher Art, die nicht sowohl befehlen und hofmeistern als bestehendes Recht anerkennen will, die Specialtugend des Richters und aller Obrigkeit; andererseits die ideale — die weibliche, wie R. sie nennt — Gerechtigkeit, die auf dem Rechtsgefühl beruht, reformiren will, den Maßstab für alles positive Recht bildet, aber auch zu Luftgebilden sich verirren kann. Beide Arten der Gerechtigkeit sind neben einander nöthig, müssen sich ergänzen. „Nur die Verbindung von idealem Rechtssinn und Achtung des positiven Rechts kann das Wohl und den Fortschritt der Gesellschaft begründen.“

In den zwei Reden über die Temperamente und über die Arten und Stufen der Intelligenz zeigt sich Rümelin's Methode psychologisch-praktischer Beobachtung und Detailuntersuchung ganz besonders fruchtbar. Der veralteten Eintheilung aller Menschen in sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische durch Galen setzt R. die Zahl von 400 bekannten Adjectiven gegenüber, welche Arten und Grade des Temperaments bezeichnen. Bei der wissenschaftlichen Beschreibung der Temperamente will er drei Classen von Erscheinungen in dem Verhalten des Ichs zu dem, was in ihm vorgeht, unterscheiden. „Die erste betrifft die allgemeinen Erregbarkeitsgrade, das Maß der Kraft, Intensität und Lebenswärme aller psychischen Funktionen; die zweite das davon verschiedene Maß der Empfänglichkeit für Lust- und Unlustgefühle; die dritte das Maß und die Grade der inneren Sammlung oder Concentration“. Das führt er dann meisterhaft, mit glücklichen Beispielen aus und erörtert zum Schluß die allgemeine Bedeutung der Temperamente und die einzelner großer Männer. Er sagt: der Werth und die Tüchtigkeit eines Menschen wird in erster Linie durch die Ziele seines Wollens, die Ordnung seines Trieblebens bestimmt, in zweiter durch seine intellectuelle Anlage, sowie die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, erst in dritter Linie kommt das Temperament in Betracht; ob Gefühls- oder Verstandesmensch, kann der Mensch das Ideal einer hochstehenden Persönlichkeit erfüllen. Aber der individuelle und ästhetische Reiz jedes Menschen liegt in dem individuellen Temperament; der Charakter erhält durch dieses sein Colorit; das Temperament bestimmt Schicksal und Lebensglück. Sein Temperament kann Niemand frei bestimmen und ändern, aber jeder kann es durch Zucht und Disciplin meistern und gestalten.

Die Rede über die Intelligenz geht ähnlich von einer Unterscheidung

der Formen und Abstufungen des Denkens aus und gelangt so zu einer geistvollen Charakterisirung der verschiedenen Begabungen, der Rolle der Phantasie, der Bedeutung der Wort- und Begriffsbildung, der Art, wie die wissenschaftlichen Genies zu ihren Entdeckungen kommen, wie die Wissenschaften verschieden getrieben werden können. Die Rede über die Arbeitstheilung in der Wissenschaft 1877 (R. u. A. II, 89) bildet gewissermaßen Ergänzungen zu diesen Ausführungen.

Die Rede über den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre 1888 (R. u. A. III, 248) enthält eine Auseinandersetzung des Gesellschaftsbegriffs mit Rümelin's Trieblehre. Als Gesellschaftslehre will R. die Lehre von den Massen- und Wechselwirkungen freier Individualkräfte einer zusammenlebenden und im Verkehr stehenden Menschenmenge gelten lassen. Er wünscht eine Untersuchung der Gesellschaft auf psychologischer Grundlage, die zu allen Staatswissenschaften die grundlegende Einheit bilden soll.

Die letzte, nicht mehr gehaltene Rede über den Zufall (1889, R. u. A. III, 278) ist wie die beiden älteren über den Begriff eines socialen Gesetzes (1867, R. u. A. I, 1) und über Gesetze in der Geschichte (1878, das. II, 118) auch wesentlich philosophischen Inhalts. In der über sociale Gesetze kommt R. zu dem Resultat, daß, wir am besten echte Gesetze nur da annehmen, wo wir meßbare Wirkungen von physischen, organischen und psychischen Kräften festgestellt haben, daß die Statistiker oft bloße Regelmäßigkeiten Gesetze nennen, daß auch die Naturwissenschaften nur wenige wirkliche Gesetze kennen, daß die Volkswirthschaftslehre nur unter der Hypothese der Wirkung bestimmter rein wirthschaftlicher Triebe Gesetze aufstellen könne. Davon nimmt R. in der Rede über Gesetze der Geschichte Einiges zurück: die psychischen Erscheinungen zeigen uns keine feste Meßbarkeit. Die Willensfreiheit gestatte nicht, an eine Nothwendigkeit der Völkergeschicke zu glauben. Aller große Fortschritt hänge an den genialen Individuen, in deren Schicksal der Zufall eine große Rolle spiele; was wir Gesetze der Geschichte nennen, seien unsichere Annahmen, die einen Kern von Wahrheit, gewisse Kausalzusammenhänge enthielten, aber keine unfehlbare Verknüpfung von Ursache und Wirkung; Geistes- und Naturwissenschaften seien unvergleichlich. Daß es einen sittlichen Fortschritt der Menschheit, einen Sieg des Geistes über die Natur gebe, sei mehr ein sittliches Postulat als eine beweisbare Wahrheit. — R. zeigt sich hier als der Vorläufer jener neuesten Geschichtsphilosophie, wie sie z. B. Rickert vorträgt, deren Auftreten ein natürlicher Rückschlag gegen Buckle und ähnliche Leute ist, die mir aber doch die unendliche Schwierigkeit des Findens und Begreifens historischer Gesetze, die große Unfertigkeit unseres historischen Wissens mit der vollständigen Unmöglichkeit solcher Gesetze zu verwechseln scheint.

Die Rede über den Zufall weist zunächst die philosophische Beanstandung der Vorstellung des Zufalls auf Grund des Kausalitätsbegriffs, dann die theologische auf Grund der allgegenwärtigen Gottesleitung zurück. Auch wer das Kausalitätsgesetz im weitesten Sinne anerkenne, müsse zugeben, daß in vielen Gebieten gewisse von einander unabhängige Kausalreihen in einem zufälligen Kreuzungspunkt sich berühren, und daß so der Zufall die Natur, das Welt- und Menschenschicksal bestimme. Mit einer ergreifenden Würdigung der rationalen und irrationalen Elemente alles Menschengeschicks schließen diese letzten Worte des Kanzlers.

An dem Tage — am 6. November 1888 —, da R. sie hatte halten sollen, ruhte er bereits in der kühlen Erde. Er war der längst ihn bedrohenden Zuckerkrankheit am 28. October, 74 Jahre alt, erlegen. Die unermüdliche Fürsorge seiner Gattin hatte das Schicksal um Jahre hinausgeschoben, aber

nicht abwenden können. Bis wenige Tage vor seinem Tode hatte er in gewohnter Weise gelebt und gearbeitet Als am 23. October der Arzt erklärte, er müsse sich legen, schrieb er seinem Freunde, dem Kriegsminister Wagner, er leide an einem schmerzlichen Blasenkatarrh, werde seine Rede nicht halten, nicht zum Landtag kommen können; er tröste sich mit der Hoffnung auf bessere Tage, gedenke, daß es ihm bis jetzt nicht schlecht in der Welt gegangen sei, besonders, wenn er sich mit ihm, seinem alten und getreuen Freund vergleiche, dürfe er nicht raisonniren. Die letzten Worte, die er schrieb, waren: „Leben Sie wohl, und behalten Sie mich lieb, bis wir uns wieder sehen: wo? wie? wann?"

4. Charakter, Persönlichkeit, letzte Ueberzeugungen. Aus dem Jahre 1845 schildert Sigwart R. als Stuttgarter stellvertretenden Gymnasiallehrer: „ein junger Mann, mit mächtigem Haupte, blassem, ausdrucksvollem Gesichte, mit dunklem Haar, mit sicherem und vornehmem Auftreten erklärte uns Ciceros Briefe nicht als Exempel der Grammatik und Stilistik, sondern um die Menschen, ihre Zeit, ihre Beziehungen, die Verkehrsformen der damaligen Welt lebendig werden zu lassen." — Hnr. Laube nennt ihn 1848 einen Kernschwaben von der edelsten Sorte. „Ruhig und mild, geläutert durch jegliche Bildung, fest im Wissen und Wollen, war er eine der festesten Stützen des Augsburger Hofes und des abwägenden Centrums. Da war nie der leiseste Zug von persönlicher Absicht, von irgend einer Nebenabsicht, da war Alles lauteres Metall eines deutschen Abgeordneten. Er suchte die Wahrheit aufmerksam und kundig, wenn er sprach, er stimmte für sie, wenn er sie erkannt zu haben glaubte, sie mochte noch so ungünstig für ihn erscheinen in der aufgewühlten Heimath am Neckar." Ein anderer Kenner sagt von seiner Thätigkeit damals: „der Jüngsten einer, aber zugleich einer der Besonnensten". Als R. 1867 Stuttgart verließ, besang ihn sein Freund Gerok in einer Nachbildung der Goethe'schen Verse über Schiller:

„Sagt, Freunde, kann man Ihn denn ziehen lassen,
Den unser Kreis mit Stolz den Seinen nennt?
Doch seht, da sitzt er, trutzig und gelassen,
Mit seinem Phlegma, das Ihr an ihm kennt,
Gewohnt von je, daß in olymp'scher Ruhe
Er Ungemeines denke, rede, thue.
Denn Ungemeines hat er oft geleistet.
Nicht unseres Gleichen ging er seine Bahn,
Und was sein Kopf zu wollen sich erdreistet,
Das hat er stets, trotz Freund und Feind, gethan.
Reales hat er mit Ideen durchgeistet,
Und sah Ideen als Realist sich an,
So wußt' er in entlegensten Bezirken
Mit gleichem Glanze schöpferisch zu wirken.
So ist er stolz als Staatsmann hingeschritten,
Vom Zorne der Parteien nie geschreckt."

Im Kreise der Freunde, bei gutem Stoff und heiterem Redespiele habe man

„Seinem Munde, wie wortkarg er begonnen,
Manch tiefe Wahrheit glücklich abgewonnen.
Denn er war unser, wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt
Wie bald sein Scherz, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Wie bald sein Trotz, bärbeißig, widerbellig
Den Gegner wuchtig in den Staub gebeugt,
Das haben wir in sechzehn schönen Jahren
An diesem Tische leidend mit erfahren."

Aus meiner eigenen Erinnerung möchte ich zunächst das Aeußere der Erscheinung so schildern. R. machte auch noch im Alter den Eindruck der selbstbewußten, in sich gefestigten, unbeugsamen Kraft. Auf breitem Körper hob sich der ausdrucksvolle Kopf mit hochgewölbter, fast olympischer Stirne, breiter Adlernase, die klugen und doch gütigen blauen Augen sahen hell in die Welt hinein; der kurz geschnittene weiße Bart und weiße dichte Locken umrahmten das Gesicht. Man konnte zweifeln, ob die derbe Gestalt und der vergeistigte Kopf mehr den dem Leben und seinen Freuden zugewandten Realisten oder den im vollen Gleichgewicht befindlichen Idealisten zeigten. Seine Bewegungen waren langsam und abgemessen, fast lässig und bequem.

Aber sein Wille war stets stark und muthig, wie seine Körperkraft voll und groß. Er kannte keine Furcht; er hatte immer den Muth, mit seiner Ueberzeugung allein zu stehen und sehr oft das Bedürfniß, sie Anderen derb ins Gesicht zu sagen. Er schreibt einmal: „es ist ein Widerspruch in mir, ich gehöre vielleicht zu den ruhigsten Leuten und doch juckt es mich zuweilen, das, was klar und fest vor mir steht, gegen verworrenes und böswilliges Geschwätz mit einem gewissen Schneid und Heftigkeit herauszustoßen. Dann bin ich wieder zufrieden und der Sturm, der darüber entsteht, läuft nach wenigen Tagen wie kaltes Wasser an mir ab. Es reut mich nicht einmal". Freilich waren solche Abschlachtungen nicht häufig, und R. klagt geradezu darüber, daß er in der Regel an Bequemlichkeit leide, die zu einem scheußlichen Untereinander seiner Papiere auf dem Schreibtisch führe, die ihn Schwierigkeiten nicht überwinden lasse; er brauche besondere Aufforderung und Anregung oder den Druck großer Situationen, um Erhebliches zu schaffen; er meint, es sei gut, daß er nicht bequem von seinem Gelde leben könne, er würde sonst ein lässiger Mann des Genießens und Stilllebens geworden sein. Er liebte als derber Schwabe eine gute Küche, ein feines Glas Wein; stundenlanges Plaudern mit geistvollen Freunden war ihm der höchste Genuß. Er schreibt einmal: „Ich habe ein mit den Jahren bis zur Lästigkeit steigendes Bedürfniß des Denkens, Meditirens und Disputirens. Am liebsten würde ich jeden Tag mit gescheidten und geistreichen Männern über hohe und wissenschaftliche Fragen reden und käme nie zu einem Ende. Und doch liegt meine Fähigkeit weit mehr auf dem Felde des öffentlichen Dienstes als auf dem der Wissenschaft und hoher Erkenntniß". Ein ander Mal sagt er: „Es fehlt mir der Trieb nach Bereicherung der Anschauung, aber nicht der nach Bereicherung der Erkenntniß und des Urtheils". Bis in sein hohes Alter blieb er, wie er selbst sagt, ein Suchender, er wundert sich, wie frühe die meisten Menschen sich fertig fühlen. Er schreibt dem Freunde einmal, dieser sei ein liebenswürdiger dichtender, alle Menschen gewinnender, aber seit lange fertiger Jüngling, er selbst gewinne die Menschen nie, wie jener, durch seine bloße Person, er bleibe ein unfertiger Mann.

Sein kräftiges Triebleben beschränkt sich frühe auf Freundschaft, Familienglück und Arbeit. Nach Geld und Gut hat er nie getrachtet; seine Lage blieb immer eine bescheidene, wenn auch nach und nach eine behagliche. Für Geld zu schreiben verachtete er, obwohl er in den Jahren 1840—50 Einiges so zu seinem kleinen Gehalte zuverdienen mußte. Er sagte mal: „mit Schriftstellern verdient man nicht so viel, als mit Misttragen, aber es ist gut, daß es so ist. Sonst würde noch mehr unnöthig geschrieben". Auf Reisen die Welt kennen zu lernen, hat er nur in jungen Jahren gesucht. Später waren ihm selbst Badereisen bis Karlsbad lästig.

Natürliche Anlagen und eigenthümliche Lebensschicksale haben zusammen darauf gewirkt, daß R. seine großen geistigen Kräfte nicht in einem Specialberuf concentrirte. Er war einer unserer größesten deutschen Prosaisten und

Schriftsteller, aber er hat nie ein größeres Buch über einen speciellen Gegenstand geschrieben; er war einer der glücklichsten akademischen Lehrer, aber kein Fachgelehrter; er war einer der bedeutendsten Politiker Deutschlands, aber er war nur kurz Minister und nie Berufsparlamentarier mit bestimmten praktischen Zielen. Es genügte ihm, ein gebildeter Mensch von universalen Tendenzen, ein Liebhaber der Weisheit, der Litteratur, ein Virtuose des tiefsten und scharfsinnigsten Denkens zu sein.

Und doch, wie sein Vater über seine zerstreuten Studien klagte, so hat er es selbst oft gethan. „Mein größtes Leiden, schreibt er 1862, ist eigentlich, daß meine Neigungen und Triebe zu vielfältig und unharmonisch sind, daß mich die verschiedensten Dinge, praktische und theoretische Ziele gleichmäßig anziehen und beschäftigen, daß es mir ungemein schwer wird, mich zu concentriren." Noch früher, im J. 1842, hatte er dem Freunde geklagt, daß die mancherlei guten Seiten seiner Natur durch Mangel an Energie, angeborene Bequemlichkeit und Veränderlichkeit so verdorben seien, daß er es niemals zu etwas Ordentlichem werde bringen können. Und wie weit hat er es doch gebracht, durch unablässige Selbstzucht, durch Bekämpfung seiner Träumereien, wie er sie nennt, durch sein Goethe'sches Lebensideal, durch sein Streben nach Objectivität, durch seine Concentration auf die höchsten und letzten Fragen der Menschheit. Er wurde damit kein Fachmensch; die hat er stets über die Achsel angesehen, weil sie seinem Lebensideal widersprachen. Schon der Gegensatz, in dem er und seine Freunde zu dem Strauß-Vischer'schen Kreise stand, geht darauf zurück; sie sind ja viel gelehrter und geistreicher als wir, schreibt er mal dem Freunde, aber auch bornirter. In der Rede über die Arbeitstheilung in der Wissenschaft (1877, R. u. A. II, 87) erkennt er deren Nutzen und Nothwendigkeit voll an, aber er betont auch ihre Gefahren und Schattenseiten; „die Methode wird Alles, der Geist wenig; die Mittelmäßigkeit mit guter Methode wird sich dem Talente ohne sie überlegen zeigen". „Die Wissenschaft ist nur noch in den Bibliotheken, nicht mehr in den Köpfen der Menschen vereinigt." Die Meister der Wissenschaft schreiben ihre Bücher nur noch für sich unter einander, nicht für die Gebildeten; die Belehrung der Masse bleibt den Schulbuchverfassern überlassen. Die Wissenschaft einerseits wird immer specialisirter, der Unterricht der Jugend andererseits wird immer encyklopädischer, vielseitiger. Es muß da, nach Rümelin's Ueberzeugung, eine Umkehr erfolgen. Nach einer Zeit der Kärrner werden ja wohl auch die Könige in der Wissenschaft wieder kommen. Den heutigen jungen Historikern, die sich von Anfang an auf ein möglichst kleines Gebiet werfen, auf ihm Quellenstudien machen, denen aber nun zur Beurtheilung alle Lebenserfahrung, alle Kenntniß der eigenen Zeit, alle staatsmännischen Anschauungen fehlen, könne er nur das größeste Mißtrauen entgegenbringen, wenn sie ihre historischen Arbeiten für die einzig berechtigten halten, auch über die Gegenwart von oben herab urtheilen. All den heutigen, in den engen Horizont einer Fachwissenschaft sich einschließenden Specialisten setzt R. das Ideal seiner Jugend, das Ideal der großen deutschen Litteraturepoche entgegen, in der er noch selbst wurzelte. Goethe erschien ihm als der Repräsentant dieser Zeit, als der Prophet eines neuen Lebensideals. Er sagt einmal von ihm: „er hat eine neue Weltanschauung in sich zu Fleisch und Blut werden lassen, welche nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft angehört. Von ihm muß man lernen, die einzelnen Menschen und Dinge auf sich wirken zu lassen". Ein ander mal: nur, wenn man so wie Goethe Alles auf sich wirken lasse, komme man zu vollendeter Objectivität. Darin liege die Quintessenz der Goethe'schen Weisheit; er ist ihm der universellste Denker, der mit unglaub-

licher Frische die Schärfe des Urtheils bis ins höchste Lebensalter sich bewahrte. Immer wieder kehrt R. zu Goethe zurück. Alle seine Altersbetrachtungen knüpfen an ihn an. So schreibt er 1883 dem Freunde über die geistigen Vorzüge des Alters das Citat: „am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen".

R. hat in der That mit Goethe viele verwandte Charakterzüge: den großen freien Weitblick über Welt und Menschen, die Schärfe des Urtheils, die Sicherheit der Beobachtung und der logischen Schlüsse, eine reiche Phantasie, ein edles Gemüth. Nur ist Rümelin's ganzer Sinn auf Staat und Gesellschaft, sowie auf ihre Entwicklung gerichtet. Was er handelnd, schriftstellernd, urtheilend auf diesem Gebiete geleistet hat, bildet den Höhepunkt seines Lebens. Ich möchte sagen, das Urtheil Rümelin's über die großen Männer und die großen Fragen seiner Zeit fand immer das Richtige; seine politischen Prophezeiungen trafen überraschend ein. Auf diesem Gebiete gehört er zu den führenden Geistern seines Zeitalters.

Nicht bloß in Frankfurt sah er, auf welchem Wege allein Deutschland zu helfen sei, welches Maaß von demokratisch-constitutionellen Forderungen erfüllbar sei; auch in der Folgezeit sehen wir ihn stets auf der Höhe der richtigen Erkenntniß. Kaum hat Napoleon III. in Paris seine Stellung befestigt, so schreibt er im December 1851 an den Freund: „Wenn er sich behauptet, wird er Krieg machen, mit Oesterreich in Italien anbinden; dann kann Preußen zum zweiten Male in Deutschland Gesetze dictiren, wird aber freilich zum zweiten Male die Gelegenheit verpassen. Wie genau ist das 1859 eingetroffen. Er fragt dabei den Freund, ob er den schönen Vers kenne, der neulich am Standbilde des großen Königs angeheftet gewesen sei:

Großer Friedrich steig' hernieder, führe deine Preußen wieder,
Laß in diesen schweren Zeiten, lieber Friedrich Wilhelm reiten.

Nach dem Frieden von Villa-franca ist er sehr unglücklich: Napoleon wird später über Preußen herfallen und dann wird Oesterreich neutral bleiben; Preußen sollte einsehen, daß es nicht mit Noten, sondern mit Schlachten den engeren Bund herstellen kann. Als der Freund ihn im Herbst 1858 fragt, ob er mit den preußischen Gothaern noch einen gemeinsamen politischen Boden habe, antwortete er: „Er sei derselben Meinung wie Max Duncker, gegen Haym habe er geleugnet, daß die Bildung des Ministeriums im Sinne der jedesmaligen Kammermehrheit auf deutsche Verhältnisse anwendbar sei. Das Wesen des Constitutionalismus liege darin, daß die Handlungen der monarchischen Gewalt einer Verantwortung unterliegen, daß von dem gegebenen Rechtszustand ohne Zustimmung der Volksvertretung nichts alterirt werden könne, sowie daß durch die öffentliche Discussion die Kronen genöthigt seien, zu ihren Rathgebern nur Männer von Talent und Charakter zu wählen." Das ist gerade das, wås von 1858 bis heute sich als die für Deutschland passendste Verfassungsform herausgebildet hat. — Als Bismarck den Verfassungsconflict begonnen, schreibt er im November 1863, ob er die Sache hinausführen werde, sei er besorgt; aber in dem Kampfe um ein selbständiges, wenn auch in bestimmten wichtigen Punkten durch die Kammern limitirtes Königthum ständen seine Sympathien auf Seiten der Krone. Er war dann glücklich, 1869—71 Bismarck persönlich zu sehen und zu sprechen; er hat ihm 1875 seinen ersten Band „Reden und Aufsätze" mit der Bemerkung übersendet, daß er als Altersgenosse ihm vielleicht noch dankbarer sei, als andere Bewunderer; denn am Abend des Lebens seien ihm seine Wünsche und Bestrebungen wider alles Hoffen durch ihn erfüllt worden.

Den strategischen Gedanken, daß Süddeutschland gegen eine französische Invasion am wirksamsten dadurch geschützt werde, daß Preußen am Mittelrhein eine starke und drohende Haltung einnehme, weil damit der Kriegsschauplatz zwischen den mittleren Rhein und die Maas zu liegen komme (R. u. A. I, 184), hat R. schon in der Paulskirche als Grund für das preußische Erbkaiserthum angeführt und er erlebte die Genugthuung, daß Moltke in dem Memoire über den Aufmarsch der deutschen Armeen vom Winter 1868 und 1869 dem König Wilhelm dieselbe Auffassung vorgetragen hat. Als die 1866 und 1870 für Süddeutschland drohenden Gefahren von 1861—62 an am Horizont sich zeigten, schreibt R. in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift 1862 (4. Heft S. 201) den Aufsatz: „Die Aufgabe der Staaten des südwestlichen Deutschlands": er verlangt, daß sie bei der drohenden Gefahr das preußische Militärsystem bei sich einführen, damit eine Kriegsstärke von 300 000 Mann erreichen und einen engeren vaterländischen, dem Rheinbunde und seinen Tendenzen entgegengesetzten Bund schließen, um in den kommenden Katastrophen gemeinsam handeln zu können. Er räth das, was dann 1866 bis 1870 freilich in etwas anderer Weise durch die diplomatische Kunst Bismarck's, nicht durch den freien Entschluß dieser Staaten geschah.

Bei all diesen politischen Urtheilen, Vorschlägen und Prophezeiungen Rümelin's wird man unwillkürlich an das Wort erinnert: „Mit dem Genius ist die Geschichte immer im Bunde."

Neben den großen politischen haben R. stets die letzten Fragen der Religion beschäftigt. Das Charakteristische für ihn ist, daß er mehr und mehr vom Pantheismus und Materialismus abrückt, aber ein ebenso entschiedener Gegner der heutigen christlichen Dogmen bleibt, auf eine Verjüngung des Protestantismus hofft. Er schreibt bei der Confirmation seines ältesten Sohnes im Mai 1862: „Bei mir ist metaphysisches und religiöses Interesse im Wachsen begriffen; aber ich finde mich auch immer durch die Predigten unserer Geistlichen und die meisten Cultusformen zum Widerspruch provocirt. Sie reden so sicher und absprechend von ihren Kanzelbrüstungen herunter und glauben mit einiger modernen Sauce, in der sie das alte Dogma zurichten, schon alles gethan zu haben. Die Kirche erscheint mir als das verehrungswürdigste Institut und unentbehrlicher als der Staat selbst. Vor der Gestalt Jesu will ich meine Knie jeder Zeit und in jedem Sinne beugen; meine Sündhaftigkeit und Schwachheit zu bekennen, fällt mir nicht im Mindesten schwer. Und doch finde ich von da keine Brücke zu der Kirche, wie sie ist, und ihrem Dogma. Auf der anderen Seite wendet sich mir die Skepsis ebenso entschieden gegen Pantheismus und Hegelei; und so wirst du am Ende ganz Recht haben, wenn du sagst: ich wisse selbst nicht, was ich wolle. Das Leben, ohne es für ein Gut zu halten, mit Weisheit zu tragen, so gut es geht, am meisten durch geistige Arbeit und geistigen Genuß zu schmücken, das ist demnach ungefähr die Summe meiner Weisheit."

Es liegen uns, wohl hauptsächlich aus der Zeit von 1867—75, zahlreiche handschriftliche Aufzeichnungen Rümelin's und die zwei Aufsätze: „Wider den neuen Glauben" und „Wider die Formeln des alten Glaubens" (R. u. A. I, 405—454) vor, in denen er versucht hat, sich über seine Stellung zu Kirche und Religion ganz klar zu werden.

Der „neue Glaube" von Strauß regte Rümelin's stärksten Widerspruch an. Er führe die Menschheit in eine Sandwüste als dauernden Aufenthalt, wenn er sage: „Christen sind wir nicht mehr; Religion brauchen wir nicht; die Welt erklären wir für die Welt, indem wir ihr Titel und Rang des Universums verleihen; unser Leben ordnen wir von dem Standpunkte eines wohl-

habenden, gelehrten und kunstsinnigen Deutschen aus dem Bismarck'schen Zeitalter, und all dies zusammen nennen wir dann den neuen Glauben." Es gebe keine größere Verkennung der menschlichen Natur, als die religiösen Bedürfnisse für Selbsttäuschung zu halten, und die Descendenzlehre, den Kampf ums Dasein, d. h. Erscheinungen und Theorien über gewisse biologische irdische Vorkommnisse für eine befriedigende Lösung des Welträthsels zu halten. Die Religion entspringe nicht sowohl einem Gefühle der schlechthinigen Abhängigkeit, wie Schleiermacher wolle, als dem Gefühle der unbedingten Zugehörigkeit des Menschen zu dem Plane des Weltalls. Die höchsten Erkenntniß- und sittlichen Triebe des Menschen führten zur Religion, zur Gottesvorstellung hin. Unsere Vernunfttriebe könnten keine bloßen Täuschungen sein, unser Verlangen nach Wahrheit, Tugend und Gottesgabe seien Stimmen und Spuren höherer und höchster Daseinsformen. Alle Religion sei nur psychologisch zu begreifen, entspringe in jenem metaphysischen Trieb, den die großen Religionsstifter stärker als andere Menschen hatten. Da hänge auch alle Sittlichkeit, alles Recht, der Trieb des Mitgefühls, der Liebe als der Grundpfeiler aller Ethik. „Wir fühlen uns gedrungen, die Liebe als ein Weltprincip zu betrachten, welches die Idee einer Ordnung in dem Reiche der selbstbewußten Seelen zu verwirklichen bestimmt ist, sie auf ein allwaltendes, selbst fühlendes und liebendes Wesen zurückzuleiten, das uns in dem Drange des Mitgefühls ein Pfand und Siegel unserer ebenbildlichen Abkunft und höheren Bestimmung ins Herz gelegt." Gewiß nur Wünsche, Glaubenssätze, Hoffnungen, ohne die aber der Mensch nicht leben und nicht denken könne.

Wie stehen dazu die heutigen Kirchen? Sie sind etwas gänzlich anderes als die Religion. „Nur Religion, nicht Kirche ist ein Begriff von ewiger und nothwendiger Berechtigung." Die Kirche ist eine historische Erscheinung; der Katholicismus will eigentlich keine Kirche bilden, sondern Staat sein und werden. Die Römer und die Griechen, der Islam und der Buddhismus hatten keine Kirche; recht verstanden will auch der Protestantismus keine haben. Religion setzt alle äußere und innere Erfahrung in eine enge Beziehung zum Höchsten; das Gottesgefühl durchleuchtet alles; Staat, Gesellschaft, Recht und Sitte, Familie und Wirthschaft, Ehe und Familie werden nicht von der Religion beherrscht, sondern folgen ihrer eigenen Natur; aber die Religion begleitet, vergeistigt alle diese Gebiete; nicht die Religion schafft das Gute, das entsteht durch die sittlichen Triebreize. Aber die Religion durchdringt und erhebt alle guten Handlungen auf eine höhere Stufe.

Was R. über die katholische Kirche sagt, haben wir oben erwähnt. Ueber den Protestantismus haben wir noch seine Ueberzeugungen hier nachzutragen. Man kann nicht höher über ihn denken, als es R. thut. „Der deutsche Protestantismus ist in der That das Salz der Erde, das kostbarste Gute, die erste unter den geistig-sittlichen Mächten der Gegenwart." Er denkt dabei hauptsächlich an den protestantisch-germanischen Mittelstand in Amerika, England, Norddeutschland. „Der Protestantismus ist noch im Wachsthum begriffen, an Zahl und Bedeutung auch in Deutschland. Auf ihm ruhen die Hoffnungen einer nationalen Entwicklung." Der verheirathete Pastorenstand, theilweise aus den niederen Ständen sich ergänzend, mit Staatsmitteln erzogen, ist ein demokratisches Institut, vermehrt den gebildeten Mittelstand (1853). Aber er und der ganze Protestantismus ist von der gefährlichen Krisis bedroht, die in der Kluft zwischen der Wissenschaft und dem Dogma liegt. Schon auf die Jugenderziehung muß „der Bruch zwischen Kirchenglauben und Zeitbildung einen lähmenden Einfluß haben und ihr jeden wahren Erfolg entziehen. Dem metaphysischen und idealen Bedürfniß der Jugend muß eine Nahrung, eine klare

verständliche Antwort gegeben werden. Das Alterthum verwies auf das Vaterland, die Kirche bisher aufs Jenseits. Jetzt heißt's: mache dein Examen gut. Das gibt kein ideales Lebensziel. Die Schüler werden blasirt, abgemattet, verwirrt und gehen nüchtern auf die Hochschule und ins Leben" (1862).

Der Protestantismus war gesund und kräftig, so lange er in engster Fühlung im Bunde mit der Philosophie und der ganzen Wissenschaft stand. Daß die protestantischen Staaten vom 16.—19. Jahrhundert die führenden in der ganzen Cultur waren, beruhte auf der Fühlung und freien Wechselwirkung der Theologie mit allen anderen idealen und humanen Bestrebungen. Seit das böse Wort von der Umkehr der Wissenschaft erschallte, seit die Theologie von der übrigen Wissenschaft sich loslöste, hat sie ihre Kraft verloren. Sie kann sie nicht wiedergewinnen durch eine Wiederbelebung von Dogmen, an die man nicht mehr glaubt, nicht durch Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments, auch nicht allein und ausschließlich durch Synodalverfassung, Kirchenälteste, Laienberathungen und kirchliche Majoritäten. Ueber dieses Thema hatte R. schon 1845 die anonyme Broschüre geschrieben: „Die Repräsentation der protestantischen Kirche in Württemberg." Jetzt, 1870—75, sprach er sich in ähnlichem Sinne aus. Nur indem die Theologie wieder Fühlung mit der ganzen Wissenschaft erhält, nur aus den theologischen Facultäten und den Consistorien heraus kann die Besserung kommen, — durch einen neuen Geist, einen neuen Glauben. Wie er sich diesen denkt, formulirt er an einer Stelle seiner Aufzeichnung folgendermaßen: „Die Lehre von der Gottheit Christi, von seinen Wunderwerken, seinem stellvertretenden Opfertod, von der Inspiration, von der Erbsünde, von der Trinität, vom Abendmahl u. s. w., kurz nicht die untergeordneten und nebensächlichen Punkte, sondern die Haupt- und Fundamentalsätze von dem, was bisher Christenthum genannt wurde, sind dem Untergange verfallen und nie wieder herzustellen. Als einziger positiver Glaubensrest, wiewohl nicht in genauer Formulirung, sondern in vagen und verschwommenen Umrissen läßt sich etwa für das evangelische Volk Deutschlands außer dem allgemeinen Bedürfniß nach religiöser Erhebung und Lebensrichtung der Glaube an einen lebendigen persönlichen Gott, die Zurückführung der sittlichen Grundideen auf seinen Willen, die Anerkennung der Person Jesu als eines idealen Vorbildes wahrer Frömmigkeit und die Neigung zum Glauben an irgend eine Art und Form persönlicher Fortdauer nach dem Tode bezeichnen." Das war der Glaube, an dem R. selbst festhielt; wie diese Sätze zu formulieren, zu einem System zu verbinden, wie sie zum Glaubensbekenntniß des deutschen Volkes werden könnten, darüber wagte freilich auch er keine bestimmten Erwartungen auszusprechen.

Aber dieser Glaube beruhigte und beglückte ihn. Er war in den letzten Jahren seines Lebens, obwohl auch ihm Schweres nicht erspart wurde, stets von dem Gefühl vollendeter Harmonie getragen. Als er 1874 dem Freunde zum ersten Mal von einer gewissen Gedächtnißabnahme als Zeichen des Alters spricht, fügt er bei: „Er könne mit Goethe sagen: mir bleibt genug, mir bleibt Idee und Liebe. Wenn ich auf meine Vergangenheit und Gegenwart blicke, so überwiegt das Gefühl einer sehr demüthigen Dankbarkeit, und wenn es Sitte wäre und ich die Mittel hätte, so würde ich dem Allwaltenden eine Hekatombe von Sühneopfern und eine Hekatombe von Dankopfern darbringen." Im Kreise seiner Kinder erlebte er nur Freude: seine beiden Söhne, Gustav und Max, wurden Professoren des römischen und deutschen bürgerlichen Rechts; seine ihm ähnliche kluge Tochter Marie heirathete den Professor der Botanik Schwarz; er erlebte noch die Geburt von Enkeln; seine ihn so treulich pflegende

Gattin überlebte ihn. Mit deren Geschwistern verband ihn das innigste Verhältniß. Als sein Schwiegervater starb (1865), schrieb er: „Er gehörte zu den herrlichsten Menschen, die mir im Leben vorgekommen sind.“ Als ihm 1873 sein jüngster Schwager Georg, Bankdirector in Darmstadt, allzufrüh entrissen wurde, schrieb er: „Ich kenne keinen so liebenswürdigen, herzensguten, edlen und in allen Dingen tüchtigen Menschen und werde seinen Verlust nie verwinden.“ Er setzte ihm in der Familienchronik ein Denkmal, das des Druckes werth wäre.

Von Orden aller Art geschmückt, mit dem württembergischen Personaladel versehen, von seinem Könige zur Excellenz ernannt, in ganz Deutschland bekannt und geehrt — so hat er sein reiches Leben beschlossen. Tausenden von Schülern und Lesern ist er eine Stütze, eine Freude, ein Tröster gewesen. Für mich war er der Führer durchs Leben, das Vorbild, das mir immer vorschwebte. Wenn diese Blätter deshalb mit Pietät und Dankbarkeit geschrieben sind, so werden doch Alle, die ihn noch persönlich kannten, zugeben, daß sie die Wahrheit enthalten.

Die Schriften Rümelin's sind soweit angegeben, wie sie mir zugänglich waren. Ueber ihn haben wir die Gedächtnißrede von Professor Ch. Sigwart vom 6. November 1889 (R. u. A. III), einen Nekrolog seines Freundes und Nachfolgers als Kanzler, des Theologen Weizsäcker (Sonntagsbeilage der Schwäb. Chronik, 28. December 1889); endlich eine Serie Artikel in der Nationalztg. 1895, 9.—13. Juli, von Dr. Max Cornicelius. — Mich unterstützten die Erinnerungen 42jähriger Familiengemeinschaft, zahlreiche Briefe Rümelin's an Familie und Freunde und mancherlei Aufzeichnungen von ihm selbst. — Die Benützung der Acten des Königl. Württemb. Cultusministeriums aus seiner Minister- und Kanzlerzeit, die ich nachsuchte, wurde mir abgeschlagen. Erst auf Grund dieser Acten hätte eine vollständige Biographie geschrieben werden können. Die Zeit seiner Ministerthätigkeit konnte einigermaßen auch auf Grund des gedruckten Materials hergestellt werden; für das Verständniß seines Schulgesetzes war mir ein eingehender Brief des kgl. württ. Ministerialdirectors H. Habermaas eine wesentliche Hülfe. Seine Kanzlerthätigkeit und Universitätsverwaltung von 1870—89 konnte ich aber nicht wagen ohne die Acten darzustellen. Es bleibt eine sehr bedauerliche Lücke. Für die meisten großen Fragen der Universitätsverfassung, für die ganze deutsche Universitätsgeschichte wäre die Darstellung dieser amtlichen Thätigkeit von erheblichem Werthe gewesen, wie ich aus der Erinnerung von all dem, was er mir darüber erzählte, bezeugen kann. Zu einer Darstellung aber reichten meine verblaßten Erinnerungen nicht aus.

Gustav Schmoller.

Rupp: Joh. Georg R., geboren am 7. Februar 1797 in Reutlingen, † daselbst am 1. März 1883, städtischer Bauinspector und später Baurath, beschäftigte sich besonders mit gothischer Baukunst und war bei der ersten Restauration der Reutlinger Marienkirche, wie auch als Beirath des Ulmer Münsterbaus thätig. Die bekanntesten seiner Bauten sind Schloß Lichtenstein, Schloß Hohenmühringen, Schloß Haunsheim bei Dillingen. Außerdem können erwähnt werden das frühere Schwefelbad Boll und die Kirchen in Gönningen, Bodelhausen und Baisingen.

Oberamtsbeschr. Reutlingen I, S. 494. M. Bach.

Rupp: Julius R. ist am 13. August 1809 in Königsberg geboren. Von seinem Vater, der Calculator am Licent war, wurde er zu strengem Gehorsam, Pflichtgefühl, Fleiß und Pünktlichkeit angehalten, von der fein-

fühligen Mutter frühe in die religiöse Gedankenwelt eingeführt, von dem streng- und altgläubigen Wald confirmirt. Die Erinnerung an seine Confirmation ist ihm, ebenso wie die an sein Elternhaus, zeitlebens theuer und werth gewesen. Er schreibt in späteren Jahren lange nach seinem Ausscheiden aus der Landeskirche darüber: „Es ist vieles um mich und an mir anders geworden, aber die Ueberzeugung, daß es auch für die Gegenwart keinen andern Erlöser als Jesum von Nazareth giebt, ist dieselbe geblieben, das bekenne ich mit der gleichen Festigkeit noch heute."

Nach Absolvirung des altstädtischen Gymnasiums, wo er den Grund zu einer tüchtigen humanistischen Bildung legte, bezog er, noch nicht achtzehn Jahre alt, die Universität seiner Heimathstadt, um Theologie zu studiren. Unter den theologischen Docenten war Niemand, der ihn besonders fesselte, dagegen wurde er begeisterter Schüler Herbart's, der ihn auch zur Pädagogik führte. Seine philosophischen Studien führten ihn zu Kant, dessen Tradition in Königsberg lebendig war. Die Kantische Philosophie, besonders auch Kant's Werk: „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft", hat auf ihn einen entscheidenden bleibenden Einfluß ausgeübt. Auch studirte er fleißig die Schriften Schleiermacher's, daneben hörte er geschichtliche und kunstwissenschaftliche Vorlesungen. Nach Beendigung des Trienniums und glänzendem Examen wurde er Mitglied des Wittenberger Predigerseminars. Während die anderen Docenten ihn abstießen, trat er in innigste Beziehung zu Richard Rothe. Nach Königsberg zurückgekehrt, wendete er sich von der Theologie ab und der Philosophie und Pädagogik zu. Er war an verschiedenen Lehranstalten, zeitweise auch in Marienwerder thätig, bis er an dem altstädtischen Gymnasium eine Oberlehrerstelle erhielt. Sein Unterricht steckte sich hohe Ziele, er suchte die Schüler zu selbstständig denkenden und urtheilenden Menschen zu erziehen. Seine Lehrfächer waren Deutsch, Religion und Geschichte. Auch promovirte er und habilitirte sich als Privatdocent in der philosophischen Facultät. Seine Docententhätigkeit erstreckte sich auf die Gebiete der Philosophie (Religionsphilosophie, Naturrecht, Geschichte der Philosophie), Pädagogik, Litteraturgeschichte (Goethe's „Faust", Litteraturgeschichte von 1770—1830) und Geschichte. Durch die Wahl actueller Themata suchte er auf die studentische Jugend zu wirken und sie in Contact mit der Gegenwart zu bringen. Seine Vorlesungen über deutsche Litteratur waren besonders zahlreich besucht. Die rege Antheilnahme am kirchlichen Leben bezeugt seine erste Streitschrift, die gegen den einflußreichen Professor Olshausen, den Führer der pietistischen Richtung in Ostpreußen, gerichtet war. In einer von ihm geleiteten Predigerconferenz war bei zwei Geistlichen Wahnsinn ausgebrochen. Den dadurch hervorgerufenen Gerüchten und Anklagen war Olshausen mit einer entschuldigenden Schrift entgegengetreten. Dieser Schrift setzte R. seine „Gegenbemerkungen" entgegen. Er bekämpfte keineswegs den Mysticismus und Pietismus, die unter Umständen heilsam und fördernd sein können, sondern den Mangel an Mäßigung, Besonnenheit und Klarheit, den die ostpreußische Bewegung gezeigt hatte. Die Streitschrift, die erste in einer langen Reihe, zeigt die „Klaue des Löwen", eine glänzende Dialektik. Bezeichnend für R. war es, daß er in Olshausen kurz vor seinem zweiten Examen seinen Hauptexaminator angriff, der übrigens zu vornehm war, um es ihn irgendwie fühlen zu lassen; vielmehr bestand R. auch dies Examen mit Auszeichnung. Bald darauf folgte eine größere wissenschaftliche Arbeit: „Gregor's des Bischofs von Nyssa Leben und Meinungen", 1834. In dieser Schrift wird bereits mit voller Klarheit der Gedanke ausgesprochen, dem er sein Leben lang unter den wechselndsten Verhältnissen treu geblieben ist, daß die heiligende Kraft der Gottesver-

ehrung von dem Inhalt, den wir dem Gottesgedanken geben, durchaus unabhängig sei.

Nach seiner Anstellung als Oberlehrer gründete R. 1835 seinen Hausstand; seine Gattin ist ihm unter allen Wechselfällen des Lebens eine wahrhaft treue, verständnißvolle Gefährtin gewesen, sein Familienleben, das durch 6 Kinder gesegnet wurde, war von schlichter Einfachheit und herzerquickender Innigkeit.

1842 wurde er zum Divisionspfarrer gewählt und ordinirt. Zu den von ihm in der Schloßkirche gehaltenen Predigten strömten große Scharen auch aus der Civilbevölkerung. Seine Predigten, die auch im Druck erschienen („Christliche Predigten", 1843, II. 1845), zeugen von einer hinreißenden Beredsamkeit und einem tiefen Gedankeninhalt; es sind häufig Kantische Gedanken, die in Predigtform der Gemeinde zugänglich gemacht werden. Dagegen fehlte jede Beziehung zu der Soldatengemeinde. R. entschuldigt dies damit, daß die Hälfte der Kirchenbesucher dem Civilstande angehören, seine besondere Gemeinde nur anwesend war, wenn gerade ihr Kirchgang mit seiner Predigt zusammentraf, außerdem die Soldaten bei strengerer Kälte nach der Liturgie die Kirche verließen. Daneben behielt R. die vier Religionsstunden auf den oberen Classen des Gymnasiums.

Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete eine Rede, die er in der Deutschen Gesellschaft zum Geburtstag des Königs am 15. October 1842 hielt über das Thema „Der christliche Staat" (Königsberg 1842, neu aufgelegt 1892). Die Rede zeichnet zunächst das Wesen des christlichen Staates im Mittelalter, dessen Grundlage er im Gegensatz des Priester- und Laienstandes findet. „Diejenigen Staaten, welche der Kirche Gehorsam und Hingebung bewiesen, werden als wahrhaft christliche Staaten anerkannt." Luther habe erfolgreich gegen diesen Staat gekämpft, aber auf ihn folge ein jäher Abfall. Es bildete sich die Staatskirche. „Der christliche Staat der Protestanten unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der Katholiken, da beide das Christenthum als die in unwandelbaren Formen gegebene äußere Kirche gegen jeden Eingriff aufrecht zu erhalten versprechen und demselben die dazu erforderliche Macht zu Gebote stellen. Diesem christlichen Staat steht der Staat Friedrichs II. von Preußen und der Staat des tiers-état in Frankreich gegenüber. Der Staat des 18. Jahrhunderts sieht in der Verwirklichung der Gerechtigkeit, d. h. in sich selbst die höchste Aufgabe der menschlichen Bildung gelöst .... Darum ist dem Staat des 18. Jahrhunderts die Kirche zunächst durchaus gleichgültig, er ist aber in Wahrheit ein christlicher Staat gewesen. Der christliche Staat des 19. Jahrhunderts wird keine Glaubensvorschriften und keinen Symbolzwang kennen, er wird bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragen, er wird mit der christlichen Kirche in keiner unmittelbaren Beziehung stehen, und doch wird er ein christlicher Staat sein. Das Christenthum steht zur Religion ganz in demselben Verhältniß als zu Staat, Kunst und Wissenschaft; es ist ebensowenig Religion als es Staat, Kunst und Wissenschaft ist, aber es ist das Princip und die Seele unseres politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Das Christenthum ist ein Lebensprincip, es ist ein System lebendiger Gedanken." Nachdem nun die Aufgaben des christlichen Staates im einzelnen gezeichnet worden, schließt die Rede mit den Worten: „Der christliche Staat befestigt den Völkerfrieden, er lehrt die Nationen sich selbst Gesetze geben, er will nicht Herren und Knechte, sondern brüderliche Gleichheit, er stößt die Bösen nicht aus, sondern führt sie zurück zum Guten und beugt dem Bösen vor; vor allem er setzt Vertrauen in den Geist." Der Eindruck der Rede war ein gewaltiger. Es regneten die Zustimmungen (u. a.

auch eine Besprechung von Karl Rosenkranz in der Königl. Preuß. Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung Nr. 258) und Entgegnungen. Die Unzufriedenheit mit dem herrschenden System auf kirchlichem Gebiet war eine allgemeine. Es gehört zu dem tragischen Geschick des Königs Friedrich Wilhelm IV., daß er auch auf diesem Gebiet das Beste wollte und doch die verhängnißvollste Wirkung ausübte. Er kannte nur eine Reform der Kirche von oben in der Gestalt der Bevormundung. Jede selbständige Regung der Gemeinden galt ihm als Demokratie auf kirchlichem Gebiet, die ihm noch verhaßter war, wie die politische. Die Kreise, die in Stahl und Hengstenberg ihre Führer gefunden, erlangten maßgebenden Einfluß. Christlich erschien ihnen der Staat, der mit allen Mitteln, wenn es noth thue auch mit Zwangsmitteln dafür sorge, daß seine Glieder rechte Christen, d. h. Christen nach ihrer eigenen Form des Christenthums seien. So war es gemeint, wenn der König beim Regierungsantritt erklärte, daß er verspreche, seinem Staate den Ruhm eines christlichen zu geben. Gegen diese Anschauungen war die Rede allerdings eine Kriegserklärung. Friedrich Wilhelm hat das Auftreten Rupp's wie eine persönliche Beleidigung aufgefaßt.

Infolge der Rede kam R. in Conflict mit dem Consistorium. An der Spitze desselben stand der Generalsuperintendent Sartorius, der gerade zur möglichst schnellen Tödtung des Rationalismus nach Ostpreußen berufen war. Die große Erweckung der Freiheitskriege war erstarrt. Ueber Schleiermacher ging man zur Tagesordnung über, die einfache Wiederherstellung des Alten hielt man für die Aufgabe der Theologie und Kirche. Mit besonderem Haß wurde die Hegel'sche Philosophie verfolgt. Einer der Consistorialräthe, einst als Rupp's Universitätslehrer Hegelianer, bekämpfte jetzt heftig, was er damals gelehrt hatte.

Vor diesen Richtern mußte sich R. vertheidigen. Weil R. gerade bei den Hegelianern und den freisinnigen Politikern Zustimmung fand, war er doppelt verdächtig, obwohl ihm bei allen wohl durch Rothe vermittelten Anklängen an die Hegel'sche Auffassung vom Staat die Hegel'sche Philosophie zeitlebens fremd geblieben und sein Interesse für Verfassungsfragen ein geringes war. Das Consistorium machte R. eine „Vorhaltung", der Cultusminister Eichhorn ließ ihn an die Pflichten seines Amtes erinnern und ihm zugleich eröffnen, „daß er von Rupp's Gewissenhaftigkeit erwarte, daß er, wenn er einsehe, daß die in jener Rede ausgesprochenen Ueberzeugungen mit dem Amte eines christlichen Predigers unverträglich seien, das Amt niederlegen würde." R. erwiderte, daß es in seiner Rede keine Stelle gäbe, welche mit den Offenbarungen des Neuen Testamentes in Widerspruch stände, er habe sich, da er die Rede sprach, im Dienst seines Erlösers gewußt.

In dieser Zeit wurde R. vom Magistrat der Stadt Königsberg zum Director des Kneiphöfischen Gymnasiums gewählt, aber von dem Ministerium nicht bestätigt.

Durch Ullmann's Thesen über die theologische Lehrfreiheit in der evangelisch-protestantischen Kirche, welche die Theologie unter die Aufsicht der Kirche stellten, herausgefordert, schrieb R. zuerst Gegenthesen in dem „Königsberger Litteraturblatt" und erörterte sodann diese Frage ausführlicher in der Schrift: „Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit" (Königsberg 1843). Die von ihm aufgestellten Grundsätze sind: 1. „Alle Symbole sowohl der alten Kirche als die des Mittelalters (das Apostolikum eingeschlossen) können in der protestantischen nie Gesetze werden, sie sollen Zeugnisse sein. Der Buchstabe der Bekenntnisse und die Verpflichtung auf

denselben in der heutigen protestantischen Kirche gilt nicht, und diese Geltung erzwingen, heißt eine Revolution bewirken."

An allen Fragen und Gebieten des kirchlichen Lebens nahm R. den lebendigsten Antheil. So war er in hervorragender Weise an der Gründung des Ostpreußischen Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung betheiligt. Bei der Berathung der Frage, ob auch Juden Mitglieder des Gustav Adolf-Vereins werden können, vertrat er energisch den kirchlichen Charakter des Vereins. Es ist bezeichnend für die Unklarheit der damaligen Zeit auf kirchlichem Gebiet, daß eine recht erhebliche Minderheit für die Aufnahme von Juden stimmte und R. ein Widerspruch mit seiner Rede über den christlichen Staat vorgeworfen wurde, während es sich doch in dieser um den Staat, hier aber um einen kirchlichen Verein handelte. Bei diesem Blick aufs Große verlor R. auch das Kleine nicht aus den Augen. Neben seiner Thätigkeit als Divisionspfarrer, Docent und Religionslehrer fand der unermüdliche Mann noch Zeit, sich um die Gründung einer Kleinkinder-Bewahranstalt zu kümmern. Am 18. Januar 1844 hielt R. wieder die Festrede in der Deutschen Gesellschaft, und zwar diesmal über das Thema: „Theodor von Hippel und seine Lehre über den christlichen Staat." Die Rede giebt die Gedanken des bedeutsamen Königsberger Schriftstellers Theodor v. Hippel wieder, die mit dem, was R. in seiner ersten Rede vertreten hatte, im wesentlichen übereinstimmen. Hippel habe zwar Scheu gehabt, die Bezeichnung „christlicher Staat" zu gebrauchen wegen des vielfachen Mißbrauches, der damit getrieben sei; doch sei der Staat, dessen Grundzüge Hippel zeichne, in Wahrheit ein christlicher. Erster Grundsatz der Regierungsform sei, daß die Gesetzgebung väterlich sei. „Nach der Lehre des Stifters der christlichen Religion waren die Gebote Gottes Rathschläge, seine Verbote väterliche Warnungen und die Pflichten kindliche Liebe. So darf der Ton der Gesetze in den väterlichen Regierungsformen nicht einen bloßen Gebieter verrathen . . . es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nicht befehlen, sondern nur rathen lassen wolle, und die väterliche Regierung spreche ihm diesen Adel, zu dem ihn Gott erhob, nicht ab." Ferner geht die Rede auf Hippel's Anschauungen über die Frauenfrage ein. Er sprach es unumwunden aus, daß Mann und Weib zwar wie die Rassen durch Hautfarbe, Haarwuchs, Schädelformation, so durch den Geschlechtsunterschied getrennt sind, aber in dem, was den Menschen zum Menschen macht, in der Vernunft, sich einander gleichstehen und jede Unterordnung des Weibes unter den Mann daher unvernünftig sei. Zum Schluß weist R. darauf hin, wie Hippel alle Gedanken der Herrschaft eines Gedankens untergeordnet habe, und diesen einen Gedanken knüpft Hippel an das unsterbliche, allgemein bekannte Wort des großen Friedrich an: „bei mir kann Jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist." „Dieses Wort nennt Hippel deshalb unsterblich, weil er erkannt hat, daß es ein christlicher Ausspruch ist; . . . unchristlich ist es ihm, den Menschen nach seiner Orthodoxie zu beurtheilen. Obwohl hier R. nur Hippel's Gedankengänge wiedergibt, läßt er doch seine Zuhörer nicht im Zweifel, daß er die Anschauungen Hippel's theilt."

Es läßt sich verstehen, daß gerade in militärischen Kreisen, die alles unter dem Gesichtspunkt der Subordination anzusehen gewohnt sind, diese Rede einen gefährlichen Eindruck machte. So ließ der bei der Festrede anwesende commandirende General Graf zu Dohna, der Schüler Schleiermacher's aus dessen Hauslehrerzeit, übrigens sonst als ein milder, vornehm denkender Mann bekannt, das Manuscript der Rede durch den Militär-Oberprediger einfordern. R. weigerte sich anfangs, weil der Divisions-Commandeur und nicht der commandirende General sein militärischer Vorgesetzter sei und weil

eine in einer gelehrten Gesellschaft gehaltene Rede einer amtlichen Beurtheilung seiner vorgesetzten Militärbehörde in keinem Fall unterliegen könne; gab aber schließlich nach und reichte das Manuscript ein, „damit man seiner Weigerung nicht falsche Motive unterlege“. Das Kriegsministerium, dem eine Abschrift des Manuscripts unter Einspruch Rupp's gegen die Zuständigkeit und das Verfahren des commandirenden Generals übermittelt wurde, reagirte darauf nicht, scheint also vom militärischen Standpunkt nichts Tadelnswerthes gefunden zu haben. Dagegen ertheilte das Consistorium auf Veranlassung des commandirenden Generals „wegen Nichtbeachtung der früheren Mahnung, wegen der anstößigen Gedanken und Worte in der Rede vom 18. Januar“ einen sachlich und formell ungemein scharfen Verweis und erklärte, „daß ein Beharren bei solchen Ansichten mit dem Ihnen von der Kirche übertragenen Amte unvereinbar ist.“

Durch solche Vorgänge wurde das Bedürfniß engerer Fühlung zwischen den Freunden einer freieren Richtung in der Kirche und der Schaffung eines Organs geweckt und gestärkt. Bei der Säcularfeier der Königsberger Universität im August 1844 wurde die Gründung einer Zeitschrift „Christliches Volksblatt“ beschlossen, deren Mitherausgeber R. wurde. In diesem „Volksblatt“ verlangte R., als die erste Provinzial-Synode 1844 berufen wurde, energisch eine Synode aus Geistlichen und L a i e n, von der allein eine freiheitliche Ausgestaltung des kirchlichen Lebens zu erwarten sei, und vertheidigte diese Gedanken in einer Preßfehde. Die deutsch-katholische Bewegung begrüßte er als Erster in der evangelischen Kirche mit großer Freude. Er ließ nach Schneidemühl, wo von Czerski eine romfreie Gemeinde gegründet worden war, als ersten Gruß von evangelischer Seite ein von vielen Evangelischen unterschriebenes Sendschreiben. Auch zu der in Königsberg gegründeten, von Czerski und Ronge besuchten deutsch-katholischen Gemeinde nahm er eine freundliche Stellung ein. Die weitere Entwicklung dieser Bewegung war allerdings nicht nach seinem Sinn. Er tadelte, daß sie so bald ihren katholischen Charakter abstreifte und zu einer protestantischen wurde. Er sah darin den Hauptgrund des geringen dauernden Erfolges dieser so großartig begonnenen Bewegung.

Auch die von Uhlich und Wislicenus getragene Bewegung der Lichtfreunde hielt ihren Einzug in Königsberg. Am 9. April 1844 wurde ein Zweigverein der protestantischen Freunde gegründet. R. ist auch unter den zehn Vorstandsmitgliedern dieses Vereins, der nur eine Lebensdauer von fünf Monaten haben sollte, hielt sich aber einigermaßen von der ihm doch im tiefsten Grund fremdartigen Bewegung fern. Es waren die vulgär-rationalistischen Kreise, die sich in ihr zusammenfanden. R. hat für die gedankenarme Oberflächlichkeit dieser Kreise, die von der Zeit überholt und von der Gedankenarbeit der großen Denker Kant und Schleiermacher unberührt geblieben waren, stets ein scharfes Auge gehabt, seine positive Natur fühlte sich durch die bloße Negation jener Kreise zurückgestoßen, wenn er auch mit ihnen in vielen die Reform des kirchlichen Wesens betreffenden Fragen übereinstimmte. Rationalist ist R. nie gewesen, so oft er auch so genannt worden ist; der Schüler Schleiermacher's konnte es nie werden. Für den Rationalismus ist das Christenthum Lehre, für R. Lebensprincip. Eher werden wir ihn als einen Vorläufer des modernen theologischen Liberalismus verstehen. Kenner der neuesten Bewegungen auf religiösem Gebiet werden eine unverkennbare Aehnlichkeit seines Standpunktes mit dem Johannes Müller's finden. Die Schließung dieses Vereins, die am 26. August 1844 erfolgte, wurde auch von

R. als ein Gewaltact empfunden und machte die ganze Situation in Königsberg nur immer gespannter. Die Gegner Generalsuperintendent Sartorius und der Consistorialrath und Professor der Theologie Lehnerdt fingen damit an, die Angelegenheit auf die Kanzel zu bringen. R. fühlte sich in seinem Gewissen gedrungen, das Gleiche zu thun, zumal da er die Laienwelt als allein maßgebend in dieser Frage ansah. So hielt er am 29. December die Predigt über Gal. 4, 1—7 mit dem Thema: „Der christliche Glaube ist der Glaube der Mündigen“. In dieser Predigt verfolgt er die herrschende Richtung bis auf ihre Quelle und findet diese im Eingang des sogenannten Athanasianischen Glaubensbekenntnisses: „Quicunque vult salvus esse, ante omnia opus est, ut teneat fidem catholicam. Quam nisi quisquam integram inviolatamque servaverit, absque dubio in aeternum peribit.“ Ausdrücklich wird erklärt, daß sowohl im apostolischen wie auch im nicaenischen Symbol nicht ein Grundsatz zu finden sei, der dem Geist des Christenthums widerspreche, aber in Bezug auf das Athanasianische sei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß mit ihm die christliche Kirche gegen das Wort Gottes und damit gegen sich selbst Zeugniß ablege und daß unsere Kirche nur dann des Namens einer christlichen Kirche würdig bleibe, wenn sie dies erkenne. Das Unchristliche dieses Bekenntnisses wird in den angeführten Eingangsworten gefunden; damit werde die Seligkeit an eine Satzung gebunden. „Christ sein und die Seligkeit von einer Glaubenssatzung abhängig machen, ist unvereinbar.“ Einige Tage vorher hatte R. diesen seinen Standpunkt in einem Schreiben an das Consistorium klar gelegt. Er hat diesen Schritt mit vollem Bewußtsein seiner Tragweite gethan, er hielt ihn für ein Gebot christlicher Wahrhaftigkeit und wollte lieber auf eine gesicherte pecuniäre Stellung und eine ihm lieb gewordene Thätigkeit verzichten, als gegen sein Gewissen handeln. Auch der zu erwartende Beifall hat ihn nicht gelockt, sondern er hat vielmehr zu aller Zeit viel gethan, um seine Freunde zurückzuschrecken. Das Consistorium nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh sofort auf. Nach einem mehrfachen Schriftenwechsel und einer mündlichen Verhandlung wurde R. am 17. September 1845 „wegen wiederholter Verletzung seiner Amtspflichten aus grober Fahrlässigkeit und wegen beharrlicher Weigerung, die ihm vorgehaltenen Vergehungen als solche anzuerkennen und zu geloben, daß er fortan ähnliche Fehltritte zu vermeiden bestrebt sein werde, aus seinem Amt als Divisionsprediger entlassen.“ Zu Grunde gelegt werden diesem Urtheil, das mit drei gegen zwei Stimmen beschlossen wurde, die beiden Reden über den christlichen Staat, sowie die Athanasius-Predigt. Am 18. December wurde das Strafresolut, das inzwischen dem Minister vorgelegt worden war, dem Angeklagten publicirt; zugleich wurde ihm eröffnet, daß das Consistorium beschlossen habe, weil nach seiner Ansicht Rupp's strafbarer Fehler mehr in einer unwillkürlichen Verirrung als in einem vorsätzlichen Widerstreben wurzele, ein Wartegeld von 500 Thalern pro Jahr für zwei Jahre von der Gnade Sr. Majestät zu erbitten. Dies Wartegeld wies R., obwohl er vermögenslos und Vater von 5 Kindern war, entschieden ab und legte Recurs gegen das Urtheil ein. Während der Verhandlung wurde R. von dem Burgkirchencollegium aufgefordert, sich um die Hofprediger-Adjunctenstelle mit Aussicht auf Nachfolge zu bewerben. Er kam dieser Aufforderung nach und wurde mit großer Mehrheit von den stimmberechtigten Mitgliedern der Gemeinde gewählt, aber vom Consistorium nicht bestätigt. Den Recurs gegen seine Absetzung zog R., nachdem seine Bitte an den König um Bestellung eines anderen Richters als des Cultusministers Eichhorn abschlägig beschieden war, als aussichtslos zurück.

Inzwischen war es zur Gründung einer „freien evangelischen Gemeinde“, der ersten in Deutschland, gekommen. Ein Kreis von Männern und Frauen aller Stände traten zu dieser zusammen und wählten R. zu ihrem Prediger. R. stellte vor Uebernahme dieses Postens die Bedingung, daß alle Gemeindeglieder sich als Brüder betrachten und dies auch äußerlich durch Gebrauch des brüderlichen „du“ kennzeichnen sollten. Von einem Theil derer, die im Begriff waren, sich der Gemeinde anzuschließen, wurde dies mit Entrüstung abgelehnt, und doch hatte dieses Verlangen Rupp's, so unpraktisch es war, seinen besonderen Grund. Er hatte gesehen, wie ein großer Theil derer, die ihn auf den Schild gehoben hatten, lediglich in der Negation mit ihm einig waren, aber keine religiösen Interessen hatten und mit diesem Mangel sich noch brüsteten. R. erklärte eine solche Gesinnung für eine gemeine Denkart und forderte von Jedem, der der neuen Gemeinde beitreten wollte, da es ihm nicht geglückt war, sich sonst verständlich zu machen, eine Handlung, die ohne Zweifel bekundete, daß es ein religiöses Bedürfniß sei, das ihn zu ihr führe. Auch hierin zeigt sich das durchaus Positive in Rupp's Anschauungen. Was er erstrebte, war eine evangelische Gemeinde nach evangelischen Grundsätzen organisirt, von allem staatlichen Zwang und aller Aufsicht der Kirchenbehörden befreit. Nachdem sein Verlangen in dem von ihm gewünschten Sinne gewirkt hatte, gelang es seinen Freunden, ihn zur Zurückziehung dieser Bedingung zu bewegen. Am 19. Januar 1846 erfolgte die Begründung der Gemeinde in den vorgeschriebenen Rechtsformen. Von nun an ist Rupp's Leben aufs innigste mit der von ihm gegründeten Gemeinde verwachsen. Der leitende Grundsatz der Gemeinde war die unbedingte Gewissensfreiheit, die freie Selbstbestimmung des Einzelnen. R. wäre aus der Gemeinde ausgetreten und hätte eine neue gegründet, wenn durch Mehrheitsbeschluß irgendwie der Bekenntnißgehalt der Gemeinde festgestellt worden wäre. Auch in dem später gegründeten Verband der „freien Gemeinden“ in Deutschland hatte er mit Entschiedenheit diesen Standpunkt vertreten. Darin liegt die Stärke, aber auch die Schwäche der Gründung, da die freie Selbstbestimmung, auf die Spitze getrieben, jede lebendige und fruchtbare Gemeinschaft ausschließt. Nur durch Rupp's Persönlichkeit war ein festes Einheitsband geschaffen; doch sind schon in der Anfangszeit sehr verschiedene Standpunkte in der Gemeinde vorhanden gewesen. Rupp's eigene religiös-sittliche Anschauungen bezeichnet er als „christlichen Humanismus“. Das, was sein großer Lehrer das radicale Böse und die christliche Dogmatik Sünde nennt, ist von ihm in seiner Tiefe und Bedeutung nicht erfaßt. Sein ebenmäßiger Entwicklungsgang, der keinen Bruch mit der Vergangenheit kennt, bietet dafür die Erklärung; auch die weitgehende Spiritualisirung der christlichen Ewigkeitshoffnung wird schwerlich den biblischen Anschauungen gerecht. Andererseits hat er zeitlebens in Jesu von Nazareth seinen Meister gesehen, und ist mit Entschiedenheit dafür eingetreten, daß die religiöse Reformbewegung im engsten Zusammenhang mit dem Evangelium bleibe, auch als die Mehrzahl der anderen freien Gemeinden andere Wege ging. Noch kurz vor seinem Tode bezeichnet er als die Aufgabe der religiösen Form der Gegenwart, einzustehen für das Princip des Evangeliums gegen die in der öffentlichen Meinung herrschenden Grundirrthümer. Wenn er das Christliche oder das Christenthum bekämpft, so ist nach seinem Sprachgebrauch das geschichtliche Christenthum gemeint, wie es sich in den Formen der Landeskirchen darstellt. Dies bekämpft er gerade im Namen des Evangeliums, d. h. dessen, was er als das wahre Christenthum erkannt hat.

R. und die Königsberger Richtung hat in der freigemeindlichen Bewegung stets die äußerste Rechte gebildet. Er ließ es sich mit Humor gefallen, in

diesen Kreisen für einen Reactionär gehalten zu werden. Er war seiner Meinung nach nur aus der Consistorialkirche, aber nicht aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Dieses sein Recht als Glied der evangelischen Kirche suchte er mit aller Macht zu vertheidigen; darum trat er auch, zum Deputirten des Königsberger Hauptvereins für die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins gewählt, nicht freiwillig zurück, als man ihn dazu zu bestimmen suchte. Es traf ihn sehr hart, als die Deputirtenversammlung am 7. Sept. 1846 seine Zulassung wegen mangelnder Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche ablehnte. Aus dem gleichen Grunde sträubte sich R. mit seiner Gemeinde, so lange es anging, sich unter das Patent vom 30. März 1847 über die Bildung neuer Religionsgesellschaften zu stellen, weil das Patent für diejenigen gegeben war, „welche in ihrem Gewissen mit dem Glauben und Bekenntniß ihrer Kirche nicht in Uebereinstimmung zu bleiben vermögen und sich demzufolge zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft vereinigen“. Dies hielt R. für sich und seine Gemeinde für nicht zutreffend; dadurch aber, daß die Gemeinde sich nicht unter das Patent stellte, wurde ihr Prediger straffällig, wenn er Amtshandlungen vornahm; die von ihm getrauten Ehen wurden als Concubinate angesehen. Auch im Ausbau des Gemeindelebens verfolgte R. persönlich conservativere Grundsätze; er wollte bei der Taufe die trinitarische Form ohne trinitarischen Inhalt beibehalten. Doch legte er auf die Formen geringen Werth und ließ sich, wenn auch ungern, von seinen radicaleren Freunden überstimmen, daß die Form der Taufe in das Belieben der Eltern gestellt wurde. Das Abendmahl hat R. bis an sein Lebensende gefeiert. Um allen Vorrechten des geistlichen Standes ein Ende zu machen, ließ er sich in Predigt und Amtshandlungen durch andere Gemeindemitglieder vertreten, später geschah dies regelmäßig einmal im Monat. Auch hatte der Prediger im Gemeindevorstand nur berathende, nicht beschließende Stimme.

Nicht in directer Verbindung stand die journalistische Thätigkeit Rupp's, wenn auch sein Leserkreis wesentlich im Kreise der freien Gemeinde zu suchen ist. Er gab nacheinander die Wochenschriften der „Ostpreußische Volksbote“, die „Königsberger Sonntagspost“, „Religiöse Reform“ heraus oder war doch ihr hervorragendster Mitarbeiter. Er setzte sich in gedankenreichen, eine tüchtige geschichtliche Bildung bekundenden Artikeln mit allen Zeitfragen auf kirchlichem, politischem und litterarischem Gebiet auseinander. Zeitweise trat das politische Interesse in den Vordergrund. Vier Monate gehörte er dem preußischen Abgeordnetenhause im J. 1849 an; er hielt eine Rede gegen den Gesetzentwurf, der das Anheften von politischen Plakaten verbot, und Verkauf und Vertheilung von Druckschriften auf den Straßen von polizeilicher Erlaubniß abhängig machte. Einer Fraction trat er nicht bei, hielt sich aber zur gemäßigten Linken. Das Jahr 1848 brachte der Gemeinde zwar manche Erleichterung. R. hielt in der großen Neuroßgärtner Kirche den Märzgefallenen die Gedächtnißfeier und durfte mit seiner Gemeinde zwei Jahre die Burgkirche mit benutzen. Im Allgemeinen war diese Zeit der Gemeinde nicht günstig. Die politischen Interessen verdrängten die religiösen. Manche, die zur kirchlichen Opposition nur dadurch geführt wurden, weil es vor 1848 keine Möglichkeit gab, politische Opposition zu machen, zogen sich zurück. Das allgemeine Interesse erlahmte. R. hätte wohl unter dem ihm durch die Gustav-Adolf-Versammlungen bekannten und freundlich gesinnten liberalen Minister Graf v. Schwerin eine Wiederanstellung im geistlichen Amte erlangen können; aber er wollte seine Sache nicht von der der freien Gemeinde trennen, und alle Versuche, diese nach Anerkennung der Selbständigkeit und Lehrfreiheit an die Kirche anzuschließen, scheiterten. Ebenso fand die Hoffnung auf eine außerordentliche Professur für

deutsche Litteraturgeschichte trotz des überaus anerkennenden Gutachtens des Historikers Schubert keine Erfüllung. Obwohl R. seine politische Thätigkeit von der Arbeit der Gemeinde stets reinlich zu scheiden suchte, machte die hereinbrechende Reaction diesen Unterschied nicht. R. wurde im August 1851 durch das Ministerium aus Gründen allgemeinen Staatswohls von der Universität ausgeschlossen und verlor damit, da er den Religionsunterricht am Gymnasium nach seiner Absetzung niedergelegt hatte, die letzte Thätigkeit außerhalb der Gemeinde. Diese wurde unter das Vereinsgesetz gestellt, als politischer Verein behandelt, die Versammlungen polizeilich überwacht, jede Amtshandlung gerichtlich bestraft. Auch die Annahme des Patents brachte keine Ruhe für die Gemeinde. R. wurde wiederholt wegen Preßvergehens mit Gefängniß bestraft, u. a. wegen „Verletzung der Ehrfurcht gegen Se. Majestät den König" oder wegen eines „zu Haß und Verachtung gegen die evangelische Landeskirche aufreizenden" Artikels. Auch die Freimaurerloge schloß ihn wegen seines Verhaltens gegen die Staatsregierung aus. Schließlich wurde die Gemeinde polizeilich geschlossen, weil sie kein Bekenntniß habe, mithin keine religiöse Gemeinde sei, sondern im Gegentheil politischen Charakter habe, was außer den Reden und Schriften Rupp's auch daraus hervorgehe, daß sie eine Lebensgemeinschaft sein wolle. R. suchte die Gemeinde durch Sonntagszusammenkünfte in engeren Kreisen, bei denen Predigten von ihm vorgelesen und besprochen wurden, auch durch Wochenversammlungen und gesellige Vereinigungen, die oft genug von der Polizei gestört und gehindert wurden, zusammenzuhalten. Das Abendmahl wurde heimlich u. a. in frühester Morgenstunde des Neujahrstags 1852 gefeiert, weil in der Neujahrsnacht die Polizei nächtlichen Wanderern weniger Mißtrauen entgegenbrachte. Auch die Erziehungsanstalten der Gemeinde verfielen der Auflösung. Es dauerte über zwei Jahre, bis es R. gelang, nach vergeblicher Anfechtung der Auflösung eine Neubegründung der Gemeinde herbeizuführen. Dies geschah, da die Bezeichnung „Gemeinde" verboten wurde, unter dem Namen „Unsere Religionsgesellschaft". Von 1200 stimmberechtigten Mitgliedern waren nur ca. 100 übrig geblieben. Mit neuem Muth ging R. an die Arbeit. Es fehlte auch jetzt nicht an allerlei Schwierigkeiten; so wurde R. in 10 Thlr. Strafe genommen, weil er — der frühere Oberlehrer — ohne Concession an Kinder der Gemeinde Religionsunterricht ertheilt habe und ihm in Zukunft jedes Unterrichten untersagt. Erst als der Prinz von Preußen mit seiner offenen Verurtheilung des herrschenden Systems auf kirchlichem Gebiete die Regentschaft übernahm und die Verfolger der Gemeinde vom Schauplatze abtraten, kamen für die Gemeinde ruhigere Zeiten. Die Gemeinde, die nach der Vereinigung mit den Resten der deutsch-katholischen den Namen „freie evangelisch-katholische Gemeinde" annahm, konnte unter Rupp's thätiger Antheilnahme mit den anderen freien Gemeinden zu einem Bunde zusammentreten. Die Conflictszeit führte R. wieder mehr auf den politischen Kampfplatz; er gab eine politische, zwei Mal wöchentlich erscheinende Zeitschrift, den „Verfassungsfreund", heraus und nahm die Wahl zum preußischen Abgeordnetenhaus 1862 an. Diesmal schloß er sich der Fortschrittspartei an, und trat in einer längeren Rede für die Bestätigung der Anstellung eines jüdischen Lehrers an der Realschule zu Posen ein. 1863 lehnte er eine Candidatur ab; er spricht in einem Briefe (Nachlaß III, S. 225) die Ueberzeugung aus, „daß ein Volk im politischen Leben wenig zu leisten im Stande ist, wenn es nicht vorher die Grundlage des Evangeliums gefunden hat", und widmete sich fortan ausschließlich der religiösen Bewegung. Die Auseinandersetzung mit Strauß, Renan, auch mit dem Socialismus und dem unter der Flagge der Naturwissenschaft segelnden Materialismus waren für ihn und die Gemeinde Gegen-

stand ernster Gedankenarbeit. Allmählich stellten sich bei ihm die Anfänge eines Augenleidens ein, die ihm Lesen und Schreiben fast unmöglich machten. Ein Halsleiden erschwerte ihm derart das Sprechen, daß er 1881 sein Amt als Prediger der freien Gemeinde niederlegte. Doch blieb er bis zum Tode durch Predigten, die in der Gemeinde verlesen wurden, in Verbindung.

In dieser Zeit feierte er das 50jährige Doctorjubiläum. Die philosophische Facultät ehrte ihn bei Erneuerung des Doctordiploms mit den Worten: „viro justo ac propositi tenaci, qui strenue ac constanter ea quae sibi vera visa sunt, prosecutus et libris scriptis et magna vi orationis innumeros homines docuit, errexit, consolatus est.“

Am Charfreitag des Jahres 1884 (11. April) theilte er zum letzten Male das Abendmahl aus; am 11. Juli 1884 entschlief er.

Als Theologe und Politiker wird R. je nach der eigenen Anschauung des Beurtheilers verschieden beurtheilt werden, in der Bewunderung des Menschen sind seine Gegner mit seinen Anhängern einig. Er war eine spröde, verschlossene, aber aufrichtige, selbstlose, muthige Persönlichkeit. Wenn man den Ertrag seines Lebenswerks nach dem äußeren Erfolge abmißt, so ist er ein recht geringer. Seine Hauptwirksamkeit blieb auf einen recht kleinen Kreis beschränkt; es gehörte sein fröhlicher Optimismus dazu, um gegenüber der wachsenden Theilnahmslosigkeit derer, die ihn einst auf den Schild gehoben hatten, nicht verbittert zu werden. Seine Predigten, denen man die Schulung an Schleiermacher anmerkt, haben etwas Abstractes; sie tragen dem gewöhnlichen Erbauungsbedürfniß nicht Rechnung, sind oft mehr philosophisch als theologisch gehalten und setzen ein außerordentliches hohes Bildungsniveau bei ihren Zuhörern voraus, sind aber in dieser Eigenart außerordentlich bedeutsam. Seine Schriften und Artikel sind auch noch heute lesenswerth, nur leider in schwer zugänglichen Zeitschriften vergraben. Sicher gebührt R. ein ehrenvoller Platz in der Kirchengeschichte. Er gehört zu jener Opposition, die so alt ist wie die Kirche, die gegen ihre Erstarrung gearbeitet und gekämpft hat. Sein ganzes Lebenswerk ist eine Kritik gegen die preußische Staatskirche seiner Zeit. Diese Kritik ist nicht erfolglos geblieben; die Kirche, die R. bekämpfte, die ihn ausstieß, gehört der Vergangenheit an. Idealisten, wie er einer vom reinsten Wasser war, sind trotz scheinbaren Mißerfolgs doch Träger des Fortschritts. Irrthum und Ueberspannung corrigirt die Geschichte.

Ein ausführliches Verzeichniß der Schriften Rupp's, erfreulicherweise auch von den von ihm verfaßten Artikeln in den Zeitschriften, findet sich in Rupp's Litterarischem Nachlaß III am Schluß. Die wichtigsten von ihnen sind außer den im Text genannten:

„Das Verfahren gegen den Divisionsprediger Dr. Rupp“, Wolfenbüttel 1846; „Erbauungsbuch für freie evangelische Gemeinden“, 3 Bde., Königsberg 1847; „Christliche Predigten“, Königsberg 1849; „Von der Freiheit. Vorträge, gehalten vor der Dissidentengemeinde“, 2 Bde., Leipzig 1846; „Immanuel Kant. Ueber den Charakter seiner Philosophie und seine Bedeutung für die Gegenwart“, Königsberg 1857; „Predigten aus den letzten Jahren herausgegeben nach stenographischen Aufzeichnungen von L. Ulrich, Leipzig 1890. Eine Sammlung der Briefe erscheint demnächst: † Rupp. Briefe. Heidelberg.

Vgl. Schieler, Dr. Julius Rupp und die freie religiöse Bewegung in der katholischen und evangelischen Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. (Dresden und Leipzig 1903.) Nur Bd. I ist erschienen, der das Leben Rupp's bis zur Absetzung schildert. Rupp's litterarischer Nachlaß nebst Nachrichten über sein Leben, Königsberg 1890—92. — Geschichte der freien evangelisch-katholischen Gemeinde zu Königsberg, Königsberg 1895. — Ueber

Rupp's Stellung zum Gustav-Adolf-Verein: Benrath, Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins in Ostpreußen, Königsberg 1900. Im wesentlichen beruht die Darstellung des zweiten Theiles auf zerstreuten, z. Th. ungedruckten Quellen und mündlichen Mittheilungen. Paul Konschel.

Rüppell: Julius R. wurde am 14. Juni 1808 in Schleswig geboren. Unter dem Director Professor P. Jessen trat er 1832 als Assistenzarzt an der Irrenanstalt bei Schleswig ein. 1835/36 besuchte er mit einem großen, vom König von Dänemark bewilligten Reisestipendium eine Anzahl Irrenanstalten Deutschlands und Frankreichs. 1845 wurde er zum Director der Irrenanstalt ernannt, wissenschaftlich schon bekannt geworden durch seinen „ärztlichen Beitrag zu dem Criminalproceß des Mörders Ramke". Unter seiner Leitung wuchs die Anstalt rasch, vielfach suchten Patienten aus Schweden, Norwegen und Hamburg sie auf. Zeugniß davon ist sein „Summarischer Bericht über den Zeitraum von 1820—1870", eine Arbeit von dauerndem historischen Werth. Bis zu seinem Tode (am 30. December 1879) blieb er im Amt, seine unermüdliche Sorgfalt Kranken und Angestellten zuwendend, durch eine frische joviale Natur erfrischend und anregend nach allen Seiten wirkend. Sein Hauptwerk blieb die von ihm zur höchsten Blüthe gebrachte Anstalt, auch als sie preußische Provinzialanstalt geworden war, so daß es mit Recht in dem ihm gewidmeten Nekrolog hieß: „Si monumentum requiris, circumspice!"

Nekrolog der Anstaltsärzte in Mittheilungen für den Verein Schleswig-Holsteinischer Aerzte, 1. Jahrgang Nr. 6, S. 91—94. — Laehr's Gedenktage der Psychiatrie 1893, S. 178. Theodor Kirchhoff.

Rusch: Adolf R. von Ingweiler, geboren vermuthlich um 1435, † zu Straßburg am 26. Mai 1489, war einer der bedeutendsten Straßburger Druckerherrn und Verleger des 15. Jahrhunderts, dessen vielseitige Thätigkeit (1463—1489) noch nicht die verdiente Würdigung gefunden hat. Erst neuerdings brachte ein glücklicher Fund die Bestätigung der mehrfach ausgesprochenen Vermuthung, daß R. identisch sei mit dem räthselhaften „Drucker mit dem bizarren R", dem die Bibliographen seit dem 18. Jh. so eifrig nachspürten. Die rühmliche Anerkennung, welche R. bei seinen Zeitgenossen fand, muß heute als vollberechtigt gelten. — Ueber seine Abstammung, seinen Bildungsgang und die Anfänge seiner Wirksamkeit haben sich bisher urkundliche Nachrichten nicht auffinden lassen; erst für seine spätere Lebenszeit fließen die Quellen reichlicher.

Als Rusch's Heimath gilt das unterelsässische Städtchen Ingweiler. Wo er seine tüchtigen Kenntnisse erwarb, läßt sich nicht nachweisen, jedoch ist die Annahme berechtigt, daß er eine Zeit lang eine Universität (vielleicht Paris) besuchte. Ob der am 18. October 1457 in Heidelberg inscribirte Adolfus Piscatoris de Inguiler (Toepke, Die Matrikel der Univ. Heidelberg I, 290) mit unserem A. R. zu identificiren ist, muß fraglich bleiben. Als humanistisch gebildeter Mann bewahrte R. stets eine besondere Vorliebe für die römischen Classiker und bediente sich im brieflichen Verkehr mit Freunden und Geschäftsgenossen der lateinischen Sprache. Seit wann er in Straßburg ansässig war, steht nicht fest, aber wahrscheinlich hatte er seit dem Jahre 1460 dort seinen ständigen Wohnsitz. Daß er schon 1451 im Haus zum Bild in der Oberstraße gewohnt habe, wie Charles Schmidt (Straßb. Gassen- und Häuser-Namen, 2. Aufl., S. 131) und Seyboth (Strasbourg historique, S. 443) angeben, ist unrichtig. Erst ungefähr 20 Jahre später hat R. als verheiratheter Mann dies Haus besessen; jedenfalls fehlt noch im Almendbuch von 1466

sein Name. Auffälligerweise findet sich im alten Bürgerbuch der Stadt Straßburg kein Eintrag, wann R. als Bürger aufgenommen wurde. Allerdings kaufte im Januar 1479 ein Adolf Rusch von Ingewiler das Bürgerrecht. Dieser wird aber als ein früherer Schreiber der Herren von Lichtenberg bezeichnet und ist vermuthlich ein Anverwandter des Buchdruckers gewesen. Unser Meister war zweifellos schon längere Zeit vorher durch seine Heirath mit der Straßburgerin Salome Mentelin Bürger geworden. In einer Urkunde vom Mai 1483 (Stadt-Archiv IV. Urkunde 100) erscheint er als deren Gatte und wird darin „civis Argentinensis“ genannt.

Die Kunst des Druckens kann R. nur in Mainz oder in Straßburg erlernt haben. Am meisten Wahrscheinlichkeit bietet jedoch die gewöhnliche Annahme, daß er seine technische Schulung in der seit 1459 in Straßburg bestehenden Officin des Johann Mentelin, seines späteren Schwiegervaters, erhielt, bei welchem er vielleicht zunächst als Corrector beschäftigt war.

Das erste sichere Zeugniß, welches wir über Rusch's Druckerthätigkeit besitzen, stammt aus dem Jahre 1470. In ein Exemplar der undatirten Mentelin'schen Terenzausgabe (jetzt in der Rylands Library zu Manchester; vgl. Dibdin, Bibl. Spenceriana II, 407) machte der erste Besitzer, der bekannte Geschichtsschreiber Sigmund Meisterlin, den eigenhändigen Eintrag, daß er das Buch 1470 auf der Nördlinger Messe gekauft habe. Meisterlin fügte dann hinzu, den (beigebundenen) Valerius Maximus hätte er „a famoso ejusdem impressore, domino Adolpho de Ingwiler“ (d. i. Adolf Rusch) als Geschenk erhalten. R. war also schon damals ein bekannter Typograph und Buchhändler. Nun ist aber der Valerius Maximus gar nicht von R. gedruckt, sondern vielmehr ein sicheres Preßerzeugniß Mentelin's, der es auch in seiner zweiten ca. 1471 veröffentlichten Bücheranzeige aufführte. Der Umstand aber, daß R. im J. 1470 ein Mentelin'sches Verlagswerk verschenken konnte, berechtigt zu dem Schluß, daß er schon damals in nahe Geschäftsverbindung mit Mentelin getreten und bereits mit dessen Tochter Salome verheirathet war.

Eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntnisse über Rusch's Druckerwerkstatt verdanken wir einem archivalischen Fund, den vor kurzem Professor P. Hasse im Staatsarchiv zu Lübeck machte. Er entdeckte das Concept eines Schreibens, welches der Lübecker Rath am 11. Februar 1478 an die Stadt Straßburg richtete. In diesem Briefe erging die Bitte, eine dem Lübecker Dominicaner-Kloster gehörige Handschrift des Speculum doctrinale (von Vincentius Bellovacensis), die einst von dem † Buchbinder Hans Byß an die Straßburger Drucker Adolf Rusch und Johann Mentel geliehen worden sei, dem rechtmäßigen Besitzer wieder zurückzuverschaffen. Außerdem sollten die beiden Buchdrucker, wie es üblich wäre, ein Freiexemplar des von ihnen hergestellten Buches beifügen. Ueber den Ausgang dieser Sache ist nichts bekannt; weder das Original des Lübecker Schreibens noch die Rathsprotokolle des Jahres 1478, in denen die Verhandlungen über jene Angelegenheit aufgezeichnet waren, haben sich im Straßburger Stadtarchiv erhalten. Unbestreitbar bildete die reclamirte Lübecker Handschrift die Vorlage für die Editio princeps des Speculum doctrinale, welche (in 2 Varianten vorliegend) bekanntlich aus der Presse des sogenannten „Druckers mit dem bizarren R“ hervorgegangen ist. Die Officin dieses hervorragenden Meisters, der keinem seiner zahlreichen Druckwerke die Angabe von Ort, Firma und Jahr hinzufügte, suchte man vormals wegen der sehr frühen Verwendung der Antiqua in Italien. Zumeist verlegte man aber die Thätigkeit des „R-Druckers“ nach Köln, eine Hypothese, die besonders von Madden (Lettres d'un bibliographe, 4. Série 1875) verfochten wurde. Der Wahrheit sehr nahe kamen

diejenigen, welche (wie schon Panzer) durch Typenvergleichungen zu dem Schlusse gelangten, daß Straßburg die Heimath des R-Druckers sei. Der erste, welcher auf R. hinwies, war H. Helbig (Messager des sciences historiques, 1865, S. 367 ff.). G. Reichhart's und meine eigenen Untersuchungen bestätigten die Richtigkeit dieser Vermuthung. Durch das neuentdeckte Lübecker Actenstück ist aber nunmehr der volle Beweis erbracht, daß der R-Drucker niemand anders ist, als A. Rusch.

Rusch's Thätigkeit kann man in 3 Abschnitte eintheilen. Die erste Gruppe seiner Druckwerke (ca. 1463—70) ist mit Antiqua-Lettern gedruckt. Diese Typenart wurde von dem humanistisch gebildeten R. zuerst in Deutschland verwendet. Außer der Wahl der römischen Schrift ist die Richtung des Verlags charakteristisch, in der eine Bevorzugung der lateinischen Classiker hervortritt. Es erscheinen bei ihm Ausgaben des Plutarch und Seneca's Commentare zu Terenz, Valerius Maximus und Virgil, daneben aber auch Schriften des Aeneas Sylvius und Petrarca. Diese Reihe von Drucken lieferte R. allein und auf eigene Rechnung. Eine zweite Gruppe von Preßerzeugnissen (ca. 1470—78) scheint in theilweiser Geschäftsgemeinschaft mit Joh. Mentelin, Rusch's Schwiegervater, entstanden zu sein. Für diese Drucke ist eine semigothische Schrift gebraucht, die aus Mentelin's Lettern-Vorrath stammt. Eingemischt finden sich aber Majuskeln aus Rusch's reiner R-Type. Die Verlagsrichtung ist eine andere; es fehlt die humanistische Litteratur. Dickleibige Folianten theologischen und medicinischen Inhalts verlassen die Pressen. In gemeinsamer Arbeit entstanden die 3 Riesen-Specula des Vincentius mit Ausnahme des Speculum morale, das Mentelin erst im November 1476 ausgegeben hatte.

Rusch's letzte Schaffensperiode (1479—1489) hat ihren Höhepunkt in einem monumentalen Bibelwerk, welches im J. 1480 vollendet vorlag. Dies war bisher der einzige Druck, dessen Herstellung die Bibliographen der Officin Rusch's zuerkannten. Es ist die Biblia latina cum glossa ordinaria Walafridi Strabonis et interlineari Anselmi Laudunensis. Der Humanist Rudolf v. Langen bezeugt in einem überschwänglichen Gedicht (Carmina, 1486, Bl. 14), daß dies „immensum opus“ von R. gedruckt sei, und R. selbst erwähnt es während der Arbeit in seinen Briefen an Joh. Amerbach. Mit diesem Riesenwerk in 4 Folianten hat R. in der That eine typographische Meisterleistung geliefert, welche noch heute Bewunderung erregt. Vier verschiedene ganz neue Typenarten sind für den Druck verwendet, die sich später in Amerbach's Besitz befinden. Den Bibeltext umschließt in kleinerer Schrift die glossa ordinaria und zwischen den Textzeilen steht in zierlicher Type die Interlinearglosse des Anselm von Laon. Der complicirte Satz, der auf jeder Seite ein wechselndes Bild darbietet, erforderte viel zeitraubende Arbeit von Setzern und Correctoren, daneben aber auch ganz erhebliche Kosten. Anton Koberger in Nürnberg hatte als Verleger den Vertrieb dieses Werkes übernommen, konnte das theuere Buch aber nicht nach Wunsch absetzen.

Für seine eigenen Verlagsunternehmen hatte R. eine neue Gesellschaft gegründet, an der vermuthlich sein Schwager Martin Schott und der seit 1472 in Straßburg ansässige Typograph Martin Flach d. Ae. betheiligt waren. Aus Rusch's Briefen geht hervor, daß er neben eingesessenen Druckern (z. B. Peter Attendorn) auch Baseler Firmen beschäftigte, außer Joh. Amerbach noch Jakob von Pfortzheim und Nikolaus Keßler. Als Buchhändler scheint R. mit seinen Geschäftsfreunden am liebsten in Tauschhandel getreten zu sein, doch kaufte er auch Bücher gegen baares Geld. Außerdem bemächtigte sich sein Unternehmungsgeist noch eines andern lohnenden Großbetriebs; er

wurde einer der bedeutendsten Papierhändler der damaligen Zeit. Er lieferte nach Nürnberg und Basel, bezog aber oft selbst wieder Papier von schweizerischen Handelsfirmen, vor allem von Gallicion in Basel. Den Straßburger Druckereien war er gewohnt, für einen Ballen Druckbogen zwei Ballen unbedrucktes Papier zu geben, ein Abkommen, auf welches seine Baseler Geschäftsfreunde nicht eingehen wollten. Mit Basel stand R. in besonders regem Verkehr und scheint sich dort gern aufgehalten zu haben. Der dortigen Karthause machte er Geschenke, darunter auch eine Anzahl Bücher, die aber nicht aus seiner eigenen Druckerei herstammten. In Basel lebte damals auch ein Cleriker Adolf Rusch, welcher 1483 in Freiburg studirte, und ferner der Chronist und spätere Zunftmeister Nicolaus Rusch, beide vielleicht Anverwandte unseres Meisters. Sehr nahe stand R. Joh. Amerbach in Basel. Rusch's Briefe an ihn sind zum Theil erhalten (Univ.-Bibl. Basel), aus denen man ersieht, daß R. sich als entgegenkommender Berather erwies. Er verschaffte dem Geschäftsgenossen Handschriften zur Herausgabe, empfahl ihm gangbare Werke und rieth ihm von nicht rentirenden Verlagsartikeln ab. Der Buchhandel führte R. in viele Städte, wo er geschäftliche Verbindungen anknüpfen konnte. Daß er zu Nördlingen und Lübeck Beziehungen hatte, wurde bereits erwähnt. Seinen Handelsverkehr mit Augsburg erweist eine Streitsache, die er mit dem dortigen Buchdrucker Joh. Wiener 1483 hatte (Augsburger Stadtarchiv, Rathsbuch Bd. IX). Auf den Messen, die R. besuchte, konnte er sich seinen gelehrten Freunden gefällig erweisen. Der Humanist Rud. Agricola, mit dem er in Briefwechsel stand, bat ihn im J. 1485, ihm auf der Frankfurter Messe einige Classiker zu kaufen. Mit den damaligen elsässischen Gelehrten war R. sicher bekannt, so mit Geiler v. Kaisersberg und Jak. Wimpfeling, der ihn in seinen Schriften lobend erwähnt. Seb. Brant wird er zweifellos in Basel kennen gelernt haben. Innige Freundschaft verband ihn mit dem Straßburger Humanisten Peter Schott, aus dessen Lucubratiunculae (Arg. 1498) wir manche Nachrichten über R. erhalten. Durch ihn wissen wir auch, daß R. kurz vor seinem Tode eine Virgilausgabe mit Holzschnitten plante, die aber nicht mehr zu Stande kam. Im Frühjahr 1489 begab sich R. in das benachbarte Baden zur Cur. P. Schott übersandte ihm dorthin einige lateinische Räthsel zu seiner Erheiterung. Heftig erkrankt mußte R. bald darauf nach Straßburg zurückkehren, wo er, nach Angabe Schott's, am 26. Mai 1489 starb. Im liber vitae capituli S. Thomae (Straßb. S. Thomas-Archiv) findet sich unter dem S. Urbanstag (25. Mai) folgender Eintrag: „Anniversarium Adelphi Rusch et Salome eius uxoris, qui certos libros ad librariam nostram donaverunt.“ Rusch's Wittwe heirathete später den Ritter Philipp Sturm v. Sturmeck und starb erst im J. 1518.

R. hatte durch seine ausgebreitete Geschäftsthätigkeit großen Reichthum erworben. Der Verkauf seines Geschäftshauses (im J. 1481) und eines Grundstücks in der Vorstadt Krutenau (1483) hängt vielleicht mit dem Bau des schloßartigen Landhauses zusammen, das R. sich damals bei Ingweiler errichten ließ und welches den Namen Rauschenburg führte. Es bestand bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts; heute haftet der Name Rauschenburg noch an einem Hof und Forsthaus in der Nähe von Ingweiler. Nach Franz Irenicus (Exegesis Germaniae 1518. lib. II, cap. 47) ging zu seiner Zeit das Gerücht, daß in der Rauschenburg die Buchdruckerkunst erfunden worden sei. Diese Erfindersage stammte offenbar aus der gleichen Quelle wie der Straßburger Mentelin-Mythus, welcher sich um dieselbe Zeit verbreitete.

Vgl. C. Schmidt, Zur Gesch. d. ält. Bibliotheken u. d. ersten Buchdrucker zu Straßburg, S. 100—104 und S. 152—162. — Dziatzko, Sammlung

bibliothekswiss. Arbeiten, Heft 17, S. 13—24, wo weitere Litteratur verzeichnet ist. — J. Collijn, bokhistoriska uppsatser II. 1905. — Rusch's Drucke sind aufgeführt bei Proctor, Index to the early printed books, no. 230—255 (R printer) und no. 299.

Karl Schorbach.

Ruß: Karl R. wurde am 14. Januar 1833 in Baldenburg in Pommern geboren. Schon früh in der väterlichen Apotheke beschäftigt, beschloß er wie sein Vater und Großvater Apotheker zu werden. Nachdem er in Berlin studirt und seine Examina bestanden hatte, war er als Provisor in verschiedenen Städten Norddeutschlands thätig und trieb daneben eifrig naturwissenschaftliche Studien. Aber der Apothekerberuf sagte ihm auf die Dauer nicht zu, da der Wirkungskreis ihm zu beschränkt erschien. Er fühlte sich zum Schriftsteller berufen und wollte nach dem Vorbilde Roßmäßler's die Errungenschaften der Naturwissenschaften in populärer Form weiteren Kreisen zugänglich machen. Im J. 1859 trat er zuerst öffentlich mit einem längeren Gedicht auf den Tod A. v. Humboldt's hervor, welches viele Anerkennung fand. Nachdem er sich kurz vorher verheirathet und promovirt hatte, gab er die Apothekerlaufbahn auf und siedelte 1863 nach Berlin über, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Jetzt erschienen zahlreiche Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften, welche er wohlgeordnet zu sieben Bänden zusammenstellte. Zwei derselben: „Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben", 1865, und „Rathgeber auf dem Wochenmarkt", 1867, sind für die Frauenwelt bestimmt und geben eine Anleitung zur Erklärung der gewöhnlichen Vorgänge in Küche und Haus sowie zum praktischen Einkauf der Nahrungsmittel. In „In der freien Natur", 1. und 2. Reihe, 1865 und 1868; „Meine Freunde", 1866, und „Natur- und Culturbilder", 1868, schildert er, gestützt auf eigene genaue Beobachtungen in anziehender Weise die heimische Vogel- und Pflanzenwelt sowie die nützlichen und schädlichen Thiere, während er in: „Durch Feld und Wald" 1868 uns das Leben der heimischen Natur im Kreislauf des Jahres vorführt.

Von dieser Zeit an widmete er sich hauptsächlich der Ornithologie, welche ihn schon immer angezogen hatte und die in den oben erwähnten Schriften bereits eine große Rolle spielt. Namentlich beschäftigte ihn die Frage, wie der stetigen Abnahme unserer Singvögel abgeholfen werden kann. Unsere Singvögel zu schützen und die heimischen Zimmervögel durch ausländische zu ersetzen war von jetzt an seine Lebensaufgabe. Aber dazu gehörten eingehende Beobachtungen über die Lebensweise der ausländischen Vögel und er richtete deshalb eine Vogelstube ein, die er stetig vergrößerte und die später nicht unter 200 Köpfen zählte. Immer neue Arten wurden in dieselbe aufgenommen, eingehend beobachtet und alsdann ihr Leben beschrieben. Durch zahlreiche kleine Aufsätze wußte er das Interesse für seine Bestrebungen zu erwecken. Bald war R. eine Autorität auf dem Gebiete der Vogelzucht und von allen Seiten kamen Anfragen. Er beschloß daher um den zahlreichen Interessenten einen Sammelpunkt zu bieten, 1872 eine Zeitschrift: „Die gefiederte Welt" herauszugeben, welche bald große Verbreitung fand. Bald darauf erschien: „Handbuch für Vogelliebhaber, Züchter und Händler" (Einheimische Stubenvögel), Hannover 1873, und Ausländische Stubenvögel, Hannover 1878. Während Bechstein in seiner Naturgeschichte der Stubenvögel 72 ausländische Arten aufführt und Bolle in seinem Verzeichniß der im J. 1858 im Vogelhandel vorhandenen Arten 51 Arten aufzählt, enthält dieses Werk in seiner dritten Auflage 820 ausländische Arten. In Gemeinschaft mit Bruno Dürigen gründete er 1876 die Zeitschrift „Isis, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien", welche zuerst die Aquarienkunde in ihr Bereich zog. Dann erschien sein Haupt-

werk: „Die fremdländischen Stubenvögel", Hannover und Berlin 1879—85, mit zahlreichen naturtreuen Abbildungen in Farbendruck. Gestützt auf ein außerordentlich reiches Beobachtungsmaterial hat er hier ein Werk geschaffen, welches unerreicht dasteht. Außerdem veröffentlichte er noch zahlreiche kleinere Werke über einzelne Gruppen und besonders geschätzte Stubenvögel. Ich erwähne nur: „Der Canarienvogel", Berlin 1872; „Die Prachtfinken", Berlin 1879; „Der Wellensittich", Berlin 1880; „Die sprechenden Papageien", Berlin 1885; „Die Webervögel und Widafinken", Berlin 1884; „Die Graupapageien", Magdeburg 1896. Besonders hervorzuheben ist noch sein Werk: „Vögel der Heimath. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern", Wien 1887, welches in lebenswahren und lebensvollen Schilderungen zahlreiche neue Beobachtungen über das Leben unserer heimischen Vogelwelt vorführt.

In den letzten Jahren stand ihm sein Sohn Karl bei seinen Arbeiten treu zur Seite und er hoffte, daß dieser sein Werk fortsetzen würde. Leider sollte dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Noch in seinem letzten Lebensjahre als er selbst an tödlicher Krankheit darniederlag, traf ihn der schwere Schlag, seinen Sohn durch den Tod zu verlieren und sieben Wochen nachher starb er am 29. September 1899. W. Heß.

Ruß: Leander R., geboren am 23. September 1809 in Wien, † am 8. März 1864 in Rustendorf bei Wien, Sohn des Malers Carl Ruß (1779 bis 1843), dessen Schüler er bis zu seinem 18. Jahre war. Hierauf bezog er die Akademie der bildenden Künste in Wien. 1833 ging er als Reisebegleiter des Grafen Prokesch-Osten nach dem Orient. 1839 trat er zum Kaiserhause in Beziehungen und stellte bei festlichen Veranstaltungen lebende Bilder. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er kränkelnd ohne zu malen in Kaltenleutgeben, wo er auch im Alter von 55 Jahren starb.

* * *

Die Zeit des Classicismus war vorüber, mit dem Falle Napoleon's war auch der öde, abgeschiedene Geist der neu aufgewärmten Antike aus Oesterreich entwichen, und hatte einem fröhlicheren, dem Volkscharakter angemessenerenen Treiben Platz gemacht. Neben der bürgerlichen Romantik hatte sich auch das erwachte Vaterlandsgefühl im Oesterreicherthum geregt, und der heldenmüthige Vertheidiger von Tirol, Erzherzog Johann hatte Peter Krafft, Petter und Carl Ruß, den Vater, auf den Patriotismus hingewiesen. Der erste Held, den ihre Kunst feierte, war naturgemäß Rudolf von Habsburg, den gerade damals auch Ladislaus Pyrker als Dichter besang. In diese Zeit der Wiederentdeckung der Heimathsgefühle jener Zeit, da Eybl, Fendi und Waldmüller ihre Familienscenen malten, fiel Leander Ruß' Werdegang. Aus der eben entwichenen Epoche des Kostüm-Classicismus hatte sich noch ein Verständniß für Kostümrichtigkeit erhalten, das später sehr wichtig, noch später sogar verhängnißvoll werden sollte.

Leander's Vater war ein productiver Geist voll Kraft und Leben, eine Feuernatur und seine Heldengestalten aus der vaterländisch-österreichischen Geschichte entbehren nicht einer gewissen Größe und Monumentalität, von der der Sohn, es muß gleich anfangs gesagt sein, nichts hat. Die ersten Lehrjahre verbrachte der Jüngling unter der bewährten Aufsicht seines Vaters und hier hat er wohl die Anregung für seine späteren, zahlreichen Schöpfungen aus der heimathlichen Geschichte, sowie das intime Verständniß für das historische Modell bekommen, das aus allen seinen Schöpfungen angenehm hervorlugt. Mit 18 Jahren kam er an die Akademie, die er nach dreijährigem Aufenthalt verließ, um auf Grund eines Stipendiums nach Italien zu gehen, wo nicht

die Venezianer, sondern die Monumentalfresken der Toscaner ganz besonders auf ihn wirkten. Ganz besonders die Camposanto-Fresken zu Pisa haben, wie er an seinen Vater schrieb, gewaltigen Einfluß auf ihn gewonnen. Er hat übrigens in Florenz Boticelli copirt; leider ist keine der Copien mehr erhalten. In die Zeit seiner italienischen Reise und die kurz nach seiner Rückkehr und vor der Abreise nach dem Orient fallen folgende Gemälde:

1828 „Petrus und Johannes am Eingang des Tempels", „Das Ende der Sündfluth", „Der Sturm", durchweg unbedeutende Jugend- und Schülerarbeiten, in denen noch Cornelius und Schnorr v. Carolsfeld zu erkennen sind; 1830 „Ivanhoe befreit die Jüdin Rebecca" unter dem Einfluß der englischen Romantik. Als Frucht seiner italienischen Lehrzeit sodann 1832 „Don Quichotens Sancho Pansa wird in der Schenke geprellt", „Rinaldo im verzauberten Walde einen Baum fällend", schon etwas weniger nüchtern in der Farbe; „Dem schlafenden Sancho Pansa wird der Esel gestohlen", endlich das Genrebild, das sich nicht einmal hinter dem historischen Lärvlein verbirgt; „Die lustigen Wiener auf dem Lande", im Uebrigen ein ziemlich humorloses Ding, das gegen Waldmüller traurig absticht. 1833 hatte er das Glück, von dem kunstsinnigen Grafen Prokesch-Osten als Begleiter nach dem Orient aufgefordert zu werden, wo er seine Farbe an dem orientalischen Lichte sättigte. Als Frucht dieser Zeit entstanden: 1834 „Ansicht bei Cairo", „Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh", wohl schon etwas wärmer in der Farbe, das strahlende Licht des Südens, aber immer noch durch eine schwärzende, abkühlende Brille gesehen. Kaum zurückgekehrt aus Aegypten, malte er sein Hauptwerk: „Die Vertheidigung einer Bresche der Löwelbastei durch die Bürger Wiens am 6. September 1683." Im Hintergrunde, vom Staub der Schlacht nebelhaft verhüllt, sieht man den Stefansdom, in der Mitte des Bildes ist die Bresche, neben einem Schanzkorbe steht Starhemberg und eifert die Wiener zu einem Ausfall an. Die Bürger, um das Wiener Banner geschaart, sind eben im Begriffe einen Ausfall gegen die von der Rechten hereinstürmenden Türken zu unternehmen. Am Rande der Bildfläche stehen zwei braune Janitscharen mit nackten Armen und Füßen, den Fez auf dem brutalen Kopfe, die Gesichter haßerfüllt verzerrt. Die Sehnen ihrer braunen Arme sind beim Spannen des Bogens straff gespannt. Das Braun des Fleisches wirkt malerisch mit dem weißen Burnus sehr gut zusammen. In der linken Ecke des Bildes liegen Leichen, zerkrachte Balken, demolirte Waffen im Kunterbunt durcheinander. Das Ganze ist wohl eine der besten Schlachtschilderungen, voll sprühenden Lebens und ganz ohne Pose. Das Bild, das seiner Zeit berechtigtes Aufsehen machte, befindet sich jetzt im kunsthistorischen Museum in Wien. Es bedeutet den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens, den er in seinen späteren zahlreichen Oelgemälden nie, nur hie und da in Zeichnungen wieder erreichte. 1835 entstand: „Maria v. Sickingen erbittet von Weißlingen die Begnadigung ihres Bruders Götz v. Berlichingen", „Stiftung des Klosters Zwettel durch Azzo v. Kuenring". 1837 „Leopold v. Babenberg eröffnet den Wiener Bürgern seine Schätze zur Vergrößerung ihres Handels und Gewerbes", ein ganz vortreffliches Ceremonienbild mit gut studirten Trachten; weiter „Der Araber seine Familie vertheidigend". 1839 „Nach der Schlacht" und „Kaiser Joseph II. und der Pensionist", ein verschieltes Genrebild, das aber dem Geiste seiner Zeit so recht entsprach. Die Zeit von 1840—1850 ist fast ausschließlich mit Lithographien und Zeichnungen ausgefüllt. Zuerst vervielfältigte er eigene Compositionen, wie „Der Raubritter" und „Der Sturm auf die Löwelbastei". 1839 schon war er bei Hofe zum Stellen lebender Bilder verwendet worden, sodann gab er diese Bilder in einigen Lithographiefolgen heraus. Großen Kunstwerth kann

man ihnen nicht zusprechen, höchstens ein Lob wegen ihrer gründlichen Kostümkenntniß. An Zeichnungen aus dieser Zeit wären die jetzt im kunsthistorischen Museum zu Wien befindlichen Arbeiten: „Die Gesandtschaft des Cheruskerfürsten Herrmann bringt Marbod den Kopf des Varus“, sowie „Die Auerochsenjagd“ zu erwähnen.

Wie weit er die Gewissenhaftigkeit in Kostümen trieb, kann man daraus ersehen, daß er zu diesen Bildern genaue Studien an den in Hallstadt ausgegrabenen Rüstungen und Waffen aus Keltengräbern machte. Noch zu erwähnen aus dieser Zeit sind die Tuschzeichnungen „Die gute und die schlechte Presse“, für einen Almanach der Hof- und Staatsdruckerei, „Die Gründung Wiens“ im kunsthistorischen Museum zu Wien, so wie die Bilder (1848) „Kriegslist der Bürger von Dürnstein 1741“, „Sommerlandschaft“ (1863), sein letztes Staffeleibild und das einzige Altarbild „Der heilige Hyazinth“ in der Pfarrkirche zu Zlin bei Hradisch in Mähren.

Hohe Preise hat er für seine Bilder nie erzielt; diese bewegten sich immer in der Höhe zwischen 300—800 fl. Seine Reise mit dem Grafen Bräuner, von der Wurzbach weiß, ist nirgends nachzuweisen, vielmehr verbrachte er seine letzten Jahre kränkelnd und vergrämt in einer Kaltwasserheilanstalt zu Kaltenleutgeben, wo ihn, den 55 jährigen, 1864 der Tod erlöste.

Um das Urtheil kurz zusammenzufassen: es war für die Künste eine traurige Zeit, dieser Vormärz, und er — er war ein echtes Kind seiner Zeit.

Nagler, Allgemeines Künstlerlexikon. — Tschischka, Kunst und Alterthum in Oesterreich. — Kataloge der Jahresausstellungen in der k. k. Akademie der bildenden Künste von 1828, S. 29, 30, 32, 34, 35, 37, 38, 39, 48. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. XXVII.

Friedrich Pollak.

Rust: Dr. Wilhelm R., Clavierspieler, Chorleiter und Componist, ist am 15. August 1822 in Dessau geboren. Sein Großvater war der als ausgezeichneter Componist und Violinist bekannte dessauische Musikdirector Friedrich Wilhelm Rust (1739—1796 s. A. D. B. XXX, 20), und auch sein Vater, der Stiftungsrath und Regierungsadvocat Carl Ludwig Rust zeichnete sich als geschickter Violin- und Clavierspieler aus. Den ersten Musikunterricht erhielt R. von seinem Onkel Wilhelm Carl Rust, der als Organist in Wien und später als Clavierspieler und Lehrer in Dessau thätig war. Theoretische Studien betrieb er von 1840—1843 bei Friedrich Schneider, dem Componisten des seiner Zeit viel aufgeführten Oratoriums „Das Weltgericht“, und nach zwei Jahren stiller Arbeit fand er dann Stellung als Musiklehrer in der Familie eines reichen ungarischen Edelmannes, bei dem er von 1845—1849 verblieb, des Winters in Budapest oder Preßburg, im Sommer auf dem Lande in der Nähe der Karpathen. Im Jahre 1849 siedelte er nach Berlin über, trat dort als Clavierspieler in die Oeffentlichkeit, wurde Mitglied der Singakademie und des von Georg Vierling 1857 gegründeten Bachvereins, und erwarb sich bald eine ausgedehnte Praxis als Lehrer für Clavierspiel, Gesang und Composition. 1861 wurde ihm die Stellung eines Organisten an der Lukaskirche übertragen, und 1862 trat er aus dem Chor des Bachvereins an seine Spitze und machte in zwölfjähriger Thätigkeit durch eine Anzahl von Concerten das Berliner Publicum mit vergessenen Cantaten und Motetten Bach's sowie mit Werken Caldara's, Corelli's, Eccard's und anderer, auch neuerer Componisten bekannt.

1850 war in Leipzig die Bachgesellschaft gegründet worden, deren Ziel die Herausgabe von Joh. Seb. Bach's sämmtlichen Werken bildete. Philologisch geschulte Musiker waren damals nicht gerade im Ueberfluß vorhanden und die

Auswahl von Mitarbeitern an dem großen Unternehmen hielt sich in sehr engen Grenzen. R. nun war für diese Aufgabe durch seine Vorbildung besonders befähigt und entfaltete, einmal zu der Arbeit herangezogen, hier seine ersprießlichste Thätigkeit. Hatte er schon zum III. Band der Bach-Ausgabe einen Nachtrag geliefert, so wurde er vom fünften Jahrgang an der Hauptherausgeber; folgende Jahrgänge verdanken wir allein seiner Mühewaltung: 5, 7, 9—13, 15—23 und 25.

Nachdem R. in seiner Berliner Wirksamkeit als Chorleiter, Lehrer, Clavier- und Orgelspieler mannichfache Erfolge errungen hatte — er war 1864 zum kgl. Musikdirector und 1868 zum Ehrendoctor der Universität Marburg ernannt worden und als Lehrer an das Stern'sche Conservatorium berufen — wurde ihm 1878 das Organistenamt an der Thomaskirche in Leipzig übertragen; und als der Thomascantor E. F. Richter 1880 starb, da erschien R., der in der Herausgabe Bach's einen großen Theil seiner Lebensaufgabe gefunden hatte, als der geeignetste, um an die Stelle zu treten, die seit der Thätigkeit dieses genialsten aller Thomascantoren mit ehrwürdigem künstlerischen Glanz umkleidet ist. Hier hat er in treuer Pflichterfüllung gewirkt bis zu seinem Tode am 2. Mai 1892.

Außer Bach'schen Werken hat R. auch einzelne Stücke anderer alter Componisten herausgegeben. Z. B. Arien von Gluck und Reinhard Keiser, Violinsonaten und Vocalsätze seines Großvaters u. m. dergl. An eigenen Werken sind von ihm erschienen: eine Sonate in C-dur, eine Phantasie in H-dur, mehrere Capricen, ein Trauermarsch, zwei Nocturnes, eine Tondichtung „Beethoven", sämmtlich für Clavier, ferner eine große Anzahl von Vocalcompositionen, Lieder, Duette, Chöre, darunter viele kirchlichen Charakters. (Verzeichniß in Mendel-Reißmann's „Musikalischem Conversationslexikon".)

Carl Krebs.

Rütimeyer: Karl Ludwig R., Naturforscher, geboren am 26. Februar 1825 zu Biglen, Kt. Bern, † am 25. November 1895 zu Basel. Aus einer alten stadtbernischen Bürgerfamilie stammend, war R. der Sohn des Pfarrers Albrecht R., der in der Landgemeinde Biglen im mittleren Theil des Kantons Bern wirkte. So nahm er auch selbst an ländlicher Arbeit Theil und gewann aus der ihn umgebenden Natur Eindrücke für das ganze Leben. Erst 1838 kam er nach Bern, nachdem ihn vorher der Vater unterrichtet hatte, und durchlief die dortigen Schulen. Schon da wandte er seinen Fleiß botanischen Studien zu, und ebenso begann er das Berg- und Kartenzeichnen und erwarb sich dadurch eine Fertigkeit, die ihm später bei seinen zoologischen und paläontologischen Werken sehr zu statten kam. Als sich R. 1843 an der Berner Hochschule immatriculirte, geschah es zwar für das Studium der Theologie; doch hielt ihn besonders die von dem Professor der Geologie Bernhard Studer gebotene treffliche Anregung auch stets in Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Fächern, bis er dann ganz sich nach dieser Seite wandte, allerdings zunächst zum Brotstudium der Medicin. Schon 1847 löste R. eine akademische Preisfrage über die geologischen Verhältnisse des Gebirges zwischen Emme und Thunersee — des Gebietes, in dem er seine Jugendjahre zugebracht hatte —, die ihm dann als Dissertation diente, und 1850 vollendete er die medicinische Prüfung. Studienreisen nach Paris, ganz besonders dann aber ein Aufenthalt in Süditalien und Sicilien, wohin er als ärztlicher Berather einen jungen kranken Berner Patricier begleitete, füllten die nächsten Jahre aus. Aber sein reges Heimathsgefühl, ebenso die 1855 vollzogene Verehelichung hielten ihn fest. Freilich war seine erste Berufsthätigkeit, seit 1853 als außerordentlicher Professor für vergleichende Anatomie an der Uni-

versität Bern, daneben als Lehrer der Naturwissenschaften an der Real- und Industrieschule, keine befriedigende, so daß er für Uebernahme der Lehrstelle für Geologie und Paläontologie am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich sich bereit erklärte; doch kam dann da 1855 ein Ruf nach Basel an die neugegründete Professur für Zoologie und vergleichende Anatomie zuvor. R. folgte demselben, obschon auch da noch der naturwissenschaftliche Unterricht an der Gewerbeschule hinzukam. Dieser Universität blieb er, trotz mehrmaliger Berufungen, treu. Basel gab ihm 1867 das Ehrenbürgerrecht, die Universität 1875 den Titel des Doctors der Philosophie; durch zahlreiche Ehrungen von Seiten wissenschaftlicher Körperschaften der Schweiz und des Auslandes wurde er ausgezeichnet. Erst in höheren Jahren schränkte er seine Arbeit, durch Abgabe einzelner Vorlesungen, ein, bis ihm in ehrenvollster Weise auf Neujahr 1894 die Entlassung aus der Activität ertheilt wurde.

Ueber R. urtheilten der Leipziger Anatom His: „Mit R. ist eine Forscher- und Gelehrtennatur edelster Art dahingeschieden, ein Mann voll der fruchtbringendsten Gedanken und von wunderbarer Kraft und Zähigkeit der Arbeit" und der Zürcher Zoologe Keller: „In der Nachwelt wird R. fortleben, und man wird, um ihm die richtige Stellung anzuweisen, ohne Uebertreibung sagen, daß seit Konrad Geßner die Schweiz neben Agassiz keinen anderen Zoologen hervorgebracht hat, der im Auslande so großen und wohlthätigen Einfluß gewann, wie Ludwig R."

Als Lehrer wirkte R. durch seine charakteristische Vortragsweise sehr anregend, so daß auch aus anderen Facultäten seine Collegien besucht wurden, doch ebenfalls dadurch eigenthümlich, daß der Vortragende, hierin gleichfalls ganz der Berner, absichtlich seine heimische Aussprache durchklingen ließ. Ueber seine Bedeutung als Gelehrter wurde geäußert: „R. ging auch hier seine eigenen Bahnen. Die Probleme waren ihm weder durch die wissenschaftliche Zeitströmung, noch durch irgend eine Autorität zugewiesen, sondern traten an ihn heran theils im Zusammenhang mit seiner eigenen Entwicklung, wie die Probleme über Thal- und Seebildung, theils auf mehr zufällige Weise, wie diejenige der Pfahlbauten und die Egerkinger Fauna, sowie die Untersuchungen über fossile Schildkröten, indem ihm Funde und Sammlungsobjecte zur Bestimmung vorgelegt wurden. Aber seine ganz ungewöhnliche Kraft, unermüdlichen Fleiß und peinlichste Sorgfalt setzte er nun an die Lösung dieser Aufgaben und führte sie in immer neuen Anläufen und immer neuen kleineren Abhandlungen durch zwei bis drei Jahrzehnte hindurch in einer solchen Weise und mit solchem Geiste aus, daß nicht bloß seine Arbeit als Muster von Zuverlässigkeit und Genauigkeit anerkannt wurde, sondern oft dadurch der Forschung ganz neue Richtungen sich eröffneten". So war R. von großer Vielseitigkeit.

Zoologie als Naturgeschichte im vollen Sinne des Wortes, zur Auffindung der die früheren Generationen mit den späteren verbindenden Fäden, ist in der durch R. vollzogenen Begründung einer wissenschaftlich-anatomischen Rassenlehre, in Heranziehung der Paläontologie, für die Hausthiergeschichte, wie für die Thiergeographie, geleistet worden. Seine Arbeiten für die Menschheitsgeschichte, im Anschluß an die Forschungen über schweizerische Schädelformen, betrachtete er selbst noch im letzten Lebensjahre als ergänzungsbedürftig. Dagegen bilden die der Erdgeschichte im engeren Sinne gewidmeten Untersuchungen noch heute die Probleme zur Discussion über die Gestaltung der Erdoberfläche. In der Abhandlung „Ueber die Grenzen der Thierwelt" nahm R. ausdrücklich Stellung zum Darwinismus, indem er aus seinen Untersuchungen über die Wirbelthiere zur Erkenntniß der Veränderlichkeit und Um-

bildungsfähigkeit der Arten gelangt war, doch im vollen kritischen Verhalten gegenüber der eigentlichen Darwin'schen Theorie, besonders auch der Selections-Hypothese. Hinwider führte ihn sein Interesse an den Bestrebungen des Schweizer Alpenclubs, dessen Jahrbüchern er werthvolle Abhandlungen beisteuerte, zur lebhaften Theilnahme an der Messung der jährlichen Schwankungen der Gletscherbewegung am Rhonegletscher. Für Basel waren seine Messungen und Untersuchungen des Grundwassers von wohlthätigen praktischen Folgen begleitet. Seine tiefere ästhetische Naturerfassung legte er in zwei mehr populär gehaltenen Werken: „Der Rigi" und „Die Bretagne" nieder, in denen er es verstand, das Auge dem Leser zu schärfen und weiterhin die Schilderung zur Erklärung zu gestalten, und in seinen Schriften, wie in erst länger nach dem Tode erschienenen Briefen und Tagebuchblättern tritt seine Weltanschauung als eine ethische Naturbeurtheilung zu Tage.

Für Basel leistete R. als Vorsteher der naturwissenschaftlichen Anstalten durch die systematische Vergrößerung, die einsichtsvolle Ergänzung und Anordnung der 1855 in recht kleinem Umfange vorgefundenen vergleichend anatomischen Sammlung, die ganz sein Werk war, wirklich Großes; 1883 fiel ihm die Besorgung der naturwissenschaftlichen Sammlungen überhaupt zu. Der Basler Naturforschenden Gesellschaft erwies er sich in zahlreichen Vorträgen gefällig, wie er auch sonst in solchen vor größere Oeffentlichkeit trat; die schweizerisch-paläontologische Gesellschaft half er gründen. Handlungen edler Pietät vollzog R., indem er stets gern in wohldurchdachten, trefflich charakterisirenden Nekrologen verstorbenen Fachgenossen und Freunden seine dankbare Gesinnung bewies.

R. selbst wurde durch den infolge seiner Reisen ehrenvoll bekannten Basler Naturforscher Paul Sarasin, als 1899 seine Büste in den neu eingerichteten Sammlungsräumen enthüllt wurde, vortrefflich charakterisirt: „Seine Seele dürstete nach Erkenntniß. Sein Wesen war gekennzeichnet durch ein beständiges Suchen nach tieferer Einsicht des Weltganzen, und es gab für ihn keine verbotene Frucht der Naturforschung. Wohl hatte er ein tiefes Gefühl vom Unzureichenden in der menschlichen Einsicht gegenüber dem Wesen der Welt; aber er versuchte sich an Allem. So hinterließ er uns das Bild eines geharnischten Geistes, muthvoll die schwierigsten Probleme aufsuchend und die Stirn ihnen bietend. Es trat ihm, als einem ersten Meister in der Paläontologie, die Wahrheit der Descendenzlehre sofort deutlicher vor das Auge, und manche Stellen seiner Werke äußern sich in zustimmender Weise; es war ihm einleuchtend, daß dieselbe sich auch auf den Menschen beziehen müsse. Als jedoch verkündet wurde, daß eine solche Lehre identisch sei mit einer materialistischen Weltauffassung, als unduldsamer Fanatismus eine solche Auffassung zur Parteisache gestaltete, da wandte er sich von ihr ab und ging schweigsam seinen eigenen Pfad. Gewohnt, die Natur mit einem Gefühle der Andacht zu betrachten, mit dem Auge des Künstlers sie genießend, strebte er nach einer Erkenntniß derselben auf theistischer Basis, in Bakonischem Sinne eine Verbindung dieser Art als die philosophische Endfrucht wissenschaftlicher Forschung betrachtend".

Vgl. außer den durch Leopold Rütimeyer, am nachher zu nennenden Orte, S. 2—3, erwähnten Nekrologen in Zeitungen C. Schmidt, in den Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1895 (mit einem chronologischen Verzeichniß der Publicationen — nach 1896 kamen noch hinzu: „Gesammelte kleine Schriften, nebst autobiographischer Skizze", Band I u. II, herausgegeben von H. G. Stehlin, 1898, und: „Briefe und Tagebuchblätter — Anhang: Drei Gedenkreden", herausgegeben von Leo-

pold Rütimeyer, 1906), ebenso von C. Schmidt: „L. R. als Gebirgsforscher", im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, Band XXXI, 1896, ferner His, im „Anatomischen Anzeiger", Band XI, 1896, R. von Hanstein, in „Naturwissenschaftliche Rundschau", Jahrgang XI, 1896, H. G. Stehlin, in „Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte", Band XXV, 1895, Umlauft, in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", Band XVIII, 1896, Theoph. Studer: „Ueber den Einfluß der Paläontologie auf den Fortschritt der zoologischen Wissenschaft", 1896, besonders auch L. E. Iselin, dessen vielfach an die Schrift „Ungeordnete Rückblicke auf den der Wissenschaft gewidmeten Theil meines Lebens, geschrieben in den Jahren 1888—1895" sich anlehnendes Lebens- und Charakterbild zuerst im „Basler Jahrbuch" von 1897 erschien und 1906 — nebst P. Sarasin's „Kurzen Worten der Erinnerung" von 1899 — den „Briefen und Tagebuchblättern" wieder vorangestellt wurde. G. Meyer von Knonau.

Rütten: Joseph Jakob R., früher Rindskopf, seit 1842 Rütten, wurde am 22. December 1805 als Sohn eines jüdischen Handelsmannes in Frankfurt a. M. geboren und erhielt seine Schulbildung in dem Philanthropin, der israelitischen Realschule seiner Vaterstadt; 1823—1831 war er im väterlichen Geschäfte thätig. Der junge Kaufmann beschäftigte sich sehr eifrig mit deutscher und französischer Litteratur und wurde lebhaft von den politischen und litterarischen Kämpfen, welche der Julirevolution folgten, berührt. Er stand mit seinen politischen und religiösen Ueberzeugungen auf der Seite der entschieden liberalen Partei und trat in persönliche Beziehungen zu Ludwig Börne und dessen Freundeskreis. Seine litterarisch-politischen Neigungen veranlaßten ihn 1842 zur Gründung einer Buchhandlung, die noch heute unter der Firma Litterarische Anstalt Rütten und Löning in Frankfurt a. M., blüht; R. blieb ihr Leiter bis zu seinem Ende. In seinem Verlag erschienen die Gesammelten Werke von Gutzkow, die neue vollständige Ausgabe der gesammelten Schriften von Börne in 12 Bänden (s. d. A. Reinganum), ferner Werke von Voigt, Hartmann, D. Strauß; auch Hoffmann's „Struwwelpeter" ist von Rütten's Firma verlegt worden. R. wußte sich bald nicht nur im localen, sondern auch im allgemeinen deutschen Buchhandel eine geachtete Stellung zu verschaffen; im allgemeinen wie im süddeutschen Buchhändler-Verband war er als Vorstandsmitglied ein durch geschäftliche Einsicht wie durch Charakter ausgezeichnet wirkender Mitarbeiter. In seiner Vaterstadt wurde er 1848 Mitglied der verfassunggebenden Versammlung, zu deren demokratischer Majorität er gehörte, und 1857 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Lange Jahre gehörte er dem Vorstande der Polytechnischen Gesellschaft an und war einer der Mitgründer ihrer Schule. Eine besondere Thätigkeit hat er der Realschule der israelitischen Gemeinde gewidmet, auf der er seine Jugendbildung empfangen hatte; 18 Jahre lang war er Mitglied des Schulrathes und hat seine Liebe zur Anstalt durch eine Stiftung bethätigt, deren Zinsen der wissenschaftlichen und pädagogischen Fortbildung der Lehrer dienen sollten. Er starb hochgeachtet von allen seinen Mitbürgern am 19. Juni 1878.

Mit Benutzung einer Aufzeichnung von Dr. H. Baerwald.

R. Jung.

Rynmann: Johannes R., einer der bedeutendsten Buchhändler, ja vielleicht der bedeutendste, aus der Wendezeit des 15. Jahrhunderts, † 1522. (Sein Name erscheint in den verschiedensten Formen: Rynnmann, Rymann, Rymmann, dann auch mit i, ie, ei, ey und eh, st, y und mit n, st. nn, aber auch und zwar sowohl in Leipziger als in Basler Urkunden abgeschliffen bezw.

gekürzt in Ryemen, Riemen, Rymer, Rym, Ryem, Ryhm, Rem und Reme, wobei zu bemerken, daß die Beziehung auf unsern Buchhändler theils durch den abwechselnden Gebrauch der ungekürzten Form, theils durch den Beisatz: von Oringen, Oringaw ganz gesichert, also namentlich auch die Deutung auf ein Glied der Augsburger Familie Rem ausgeschlossen ist.) Von Oehringen stammend — einmal heißt er auch de canna et Oringen, ein Beisatz, den wir nicht zu deuten vermögen — kaufte R. sich 1498 von seinen Verpflichtungen gegen den Landesherrn, den Grafen von Hohenlohe, und gegen die Vaterstadt um 800 Gulden los, um seinen Handel „desto statlicher geuben" (üben) zu können. Er hat diesen aber keineswegs bis 1498 (oder gar bis 1502) in Oehringen getrieben, wie man gewöhnlich annimmt. Schon aus der betreffenden Urkunde ergibt sich das Gegentheil und ohnedies kommt R. schon 1475 in den Augsburger Steuerbüchern vor und zwar als Goldschmied. Aus der letzteren Thatsache erhellt zugleich, daß die Annahme, er sei vom Kaufmann aus zum Buchhandel gekommen, falsch ist. Vom Goldschmied ausgehend ist er, wie mancher andere seiner Kunstgenossen, vermuthlich zuerst Stempelschneider bezw. Schriftgießer und Buchdrucker und erst von hier aus Buchhändler geworden. Jedenfalls verstand er das Fertigen der Lettern; denn er heißt in dem Druck: Rysichei in laudem Sancti Hyvonis oratio, Aug. Vind. 1502: Characterum Venetorum opifex et ingeniosus et exercitatus, wobei übrigens unter den „Characteres Veneti" nicht die Aldinische Cursiv-, sondern eine schmale gothische Type zu verstehen ist (vgl. Bern. de Bustis, Rosarium, Hagenow 1503, P. II, Schlußschrift). Und wie R. die Herstellung der Typen ausübte, so auch den Buchdruck. Denn anders kann man es kaum deuten, wenn es in dem obgenannten Augsburger Druck von 1502 und in einem anderen, von 1504, heißt: impressit Johannes Rynmannus. Damit wird es auch wahrscheinlich, daß der Hanns Reynman, der 1485 mit der Bezeichnung als Buchdrucker unter die Bürger Nürnbergs aufgenommen wird, unser R. ist. Ob er aber je selbständig und in einer ihm (ausschließlich) gehörigen Werkstatt gedruckt hat? Wohl heißt er auch später noch in einem Basler Actenstück von 1509 „Buchtrucker", wohl trägt auch die Epistel Tengler's an R. in der ersten Ausgabe seines Layen-Spiegels, Augsb. 1509, Bl. 7 die Ueberschrift: „Ep. an den Druckerherrn", aber doch kommt er weder in dem einen noch in dem andern Falle als Buchdrucker in Betracht, sondern beide Male als Verleger; denn auch das obengenannte Werk ist nicht von R., sondern, wie die Schlußschrift besagt, von Joh. Otmar gedruckt worden, der ja sicher nicht nur ein Angestellter Rynmann's war, sondern selbständiger Meister. Immerhin aber mögen obige Stellen wie noch anderes darauf hinweisen, daß R. für diesen Drucker und dann namentlich auch für Heinr. Gran in Hagenau (s. u.) nicht nur der Auftraggeber war, sondern zu ihrem Geschäft in einem engeren, noch nicht näher aufgeklärten Verhältniß stand. Sicher ist aber, daß Rynmann's eigentliche Bedeutung nicht in seinem Bücherdruck, sondern einzig in seiner Thätigkeit als Buchhändler liegt. Als solcher erscheint er erstmals in den Steuerbüchern von Augsburg, — wo er mindestens von da an seinen bleibenden Wohnsitz hat — im Jahre 1495. Schon zwei bis drei Jahre nachher heißt es in seinem Oehringer Loskaufbrief, daß er „ein Henndel vnnd gewerbe mit gedruckten buchern vnnd anderm Jn vßwendig konnigreichen vnd Nationen, auch in Nidern vnd Hohen Teutzschen landen gefurt, vnnd alle Jar grosse vnnd weyte reyßen getan." Dies Zeugniß geht augenscheinlich auf Rynmann's eigene Aussage zurück und er hat seinen Landsleuten gegenüber den Mund vielleicht etwas voll genommen, aber so viel ist doch wohl daraus zu entnehmen, daß sein Bücherhandel nicht nur auf weite Gebiete Deutschlands, sondern auch

über dessen Grenzen hinaus sich erstreckt hat. Genaueres weiß man von demselben zur Zeit leider nicht und nur einmal noch fällt ein Schlaglicht auf diese Seite von Rynmann's Thätigkeit durch eine Urkunde vom 19. September 1504, wornach er und Andreas Grindelhart damals und schon seit langer Zeit die Universität Heidelberg mit Büchern versorgten. Ungleich mehr weiß man von der Verlegerthätigkeit dieses Buchhändlers; denn von ihr geben sowohl die Acten als namentlich auch die Schlußschriften seiner Verlagswerke Kunde. Darnach hat er seit 1497 die Presse Heinrich Gran's in Hagenau nahezu ausschließlich und daneben von 1503 bezw. 1502 an die Otmar'sche Druckerei in Augsburg in weitgehendem Umfang mit seinen Aufträgen beschäftigt. Auch Basler Drucker, wie Jacob (Wolf) von Pforzheim und Adam Petri erhielten des öfteren Bestellungen; dagegen hat es nur einen zufälligen Grund, wenn auch auf dem einen oder andern Druck von Hieronymus Hölzel und von Georg Stuchs, beide in Nürnberg, von Renatus Beck in Straßburg und Petrus Liechtenstein in Venedig sein Name als der des Verlegers erscheint. Im ganzen kennt man zur Zeit ca. 200 Verlagswerke von R., ihre wirkliche Zahl ist aber jedenfalls noch größer. Die meisten dienen den Zwecken der (Gelehrten) Schule und vor allem der Kirche. Die der letzteren Gattung bilden sogar nahezu zwei Drittel des gesammten Verlags. Meßbücher, Evangeliare, Breviere, lateinische Predigtsammlungen, das ist es, was uns vorzugsweise begegnet. Doch finden wir auch Bücher, denen eine weitergehende Bedeutung zukommt; es seien nur die beiden Ausgaben der deutschen Bibel von 1507 und 1518 erwähnt, die man als die 13. und 14. der vorlutherischen deutschen Bibeln zählt, und Tengler's Layen-Spiegel von 1509, 11 und 12. Wie diese letzteren, so hat R. noch manch andere seiner Verlagswerke mit bildlichem Schmuck ausgestattet und es ist sicher mehr als ein Künstler, den er ins Brot gesetzt hat. Nimmt man Alles zusammen, so begreift man den Stolz, mit dem sich R. auf vielen seiner Verlagswerke Archibibliopola oder „der teutschen Nation nahmhafftigsten Buchführer" nennt. Aus seinen letzten Lebensjahren kennt man freilich nur noch wenige Drucke mit seinem Namen. Ob dies Zufall ist, ob seine Kraft erlahmte, ob die neue Zeit, die mit dem Jahre 1517 anbrach, sich geltend machte, muß dahin gestellt bleiben. Sein letztes Verlagswerk ist vom Februar 1522; nicht lange nach diesem Zeitpunkt muß er gestorben sein, im folgenden Jahre war er jedenfalls nicht mehr am Leben. (Daß er gegen das Ende seines Lebens nach Oehringen gezogen ist und dort begraben liegt, entbehrt zunächst ausreichender Begründungen.) In Rynmann's Nachfolge trat sein Schwiegersohn Wolfg. Präunlin und Hans Herfart, jener wie es scheint, für den Verlag, dieser für den Bücherhandel, keiner aber auch nur mit annäherndem Erfolg. Nur durch diese Nachfolger Rynmann's ist dessen Geschäftsmarke auf uns gekommen: ein Kreuz, mit dessen Stamm, nach rechts gewendet, ein R verschlungen ist, während der vom Fuß des Stammes nach links aufstrebende Strich vielleicht das I des Vornamens bedeuten soll. (S. die Abbildung in dem unten zu nennenden Archiv Bd. VIII, 1883, S. 294, womit Bd. XIV, 1891, S. 354 zu vergleichen ist.)

Vgl. A. Kirchhoff, Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels I, 1851, S. 8—40 (auch mit kleinen Aenderungen besonders herausgegeben: Joh. Rynmann, Buchhändler in Augsburg 1497—1522, Leipzig o. J.). — Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels (s. das Register zu I—XX, 1898, S. 266). — Geschichte des deutschen Buchhandels I, 1886, (s. Reg.). — Wibel, Hohenlohische Kyrchen- und Reformations-Historie (I), 1752, S. 300 bis 304 und III, (1754), S. 215—219. — Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit N. F. VII, 1860, Sp. 120. Das von Kirchhoff gegebene Verzeichniß

von Rynmann's Verlagswerken (146) wird ergänzt durch die von Panzer, Annales typographici XI, p. 416—425 zu T. VII gegebenen, von Kirchhoff übersehenen Nachträge (34), durch Burger's Index zu Hain, durch Weller, Repertorium typographicum 459, 485, Weale, Bibliographia liturgica, 1886, (Reg.) und Proctor, Index to the early printed books in the British Museum, Part II, Sect. I, 1903, p. 177 f. K. Steiff.

Realis *): Pseudonym für Gerhard Robert Walter Ritter von Coeckelberghe-Dützele, deutsch-österreichischer Schriftsteller, geboren zu Löven in Belgien am 9. Februar 1786, mußte schon frühzeitig mit seinem Vater infolge der politischen Wirren in seiner Heimath diese verlassen und studirte zu Prag und Wien. In letzterer Stadt scheint er auch nach Vollendung seiner Studien bleibend gelebt zu haben. Er trat 1806 in den Civilstaatsdienst bei der Buchhaltung ein und als Vicehofbuchhalter 1843 in den Ruhestand. Leider ist über das Leben des sehr beachtenswerthen Schriftstellers weiter fast gar nichts bekannt als noch, daß er von 1839 an das früher von Nikolaus Oesterlein geleitete „Oesterreichische Morgenblatt" in Wien redigirte und am 5. Juli 1857 zu Maria Enzersdorf bei Wien gestorben ist.

Zuerst als Erzähler mit einer Novelle „Der Helfer am Kreuze" hervortretend, welche in Schickh's Wiener Zeitschrift 1822 erschien und mit einem Preise ausgezeichnet wurde, wandte er sich später namentlich der Localgeschichte und Topographie Wiens, sowie der Sammlung von Sagen und historischen Volksüberlieferungen Oesterreichs zu. Ein ganz besonders schätzbares Werk von R. ist das „Curiositäten- und Memorabilien-Lexikon von Wien", 2 Bände, 1846, welches eine Fülle von Daten und Mittheilungen über die früheren Zustände und Verhältnisse, Bau- und Kunstwerke, Persönlichkeiten, kurz über alle culturgeschichtlich bemerkenswerthen Erscheinungen des alten Wien enthält, die sonst nur sehr schwer oder auch wohl gar nicht anderswo zu finden sind. Dieses Lexikon heutzutage längst vergriffen und selbst im Antiquarbuchhandel nur selten mit hohen Preisen vorkommend, ist ein Werk, dem sich als solches ähnlich kein zweites zur Seite stellen kann. — Außerdem hat R. herausgegeben: „Ruinen. Ein Taschenbuch für Freunde der Geschichte und Sage", 3 Bde., (Wien 1828), in 2. Aufl. (1839) 5 Bde.; „Heraldische Blumen" (Wien 1840), eine Sammlung österreichischer Wappensagen; „Schwertlilien", 2 Bde. (Wien 1840), kleine volksthümliche Erzählungen, Schwänke u. dergl. Ein ähnliches Werk sind auch die „Ränke und Schwänke der heimathlichen Vorzeit" (1846). Ein Taschenbuch auf die Jahre 1848 und 1849 gab R. unter dem Titel: „Komus" (Wien) heraus. Als Localschriftsteller Wiens hat er eine Zahl kleinerer, aber verläßlicher und auf genauem Studium fußender Arbeiten über Wien verfaßt, welche auch sonst manche Vorzüge aufweisen, so die vier Hefte „Wanderungen durch Wien und seine Umgebung" (1846), „Die kaiserliche Burg in Wien" (1846), „Das k. k. Lustschloß Schönbrunn" und „Das k. k. Lustschloß Laxenburg" (1846), „Die Juden und die Judenstadt in Wien" (1846), „Die Johanneskirche in der Praterstraße" (1847). — Das von seinem Bruder Karl Heinrich Joseph begonnene Werk: „Théorie complète de la

---

*) Zu S. 225.

prononciation de la langue française“ (1852), von dem nur der erste Band erschien, da den Verfasser der Tod ereilte, hat R. fortgesetzt und mit dem zweiten Theile zum Abschluß gebracht. Im J. 1852 ist auch ein Büchlein über „Das edle Billardspiel“ von R. erschienen, was der Vollständigkeit wegen hier angeführt sei.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, II. Theil (Wien 1857) bietet eine dürftige Biographie Coeckelberghe's, von dem nur noch in der „Biographie nationale . . . de Belgique“, Tom IV (Bruxelles 1873) einige Daten enthalten sind, die aber ebenfalls auf Wurzbach's Angaben zurückgehen. A. Schlossar.

Reinherz *): Konrad R., Landschaftsmaler, geboren in Breslau am 20. October 1835 (nicht, wie in Singer's Künstlerlexikon angegeben, 1855), † am 20. Juli 1892 in München.

Als Sohn des Decorationsmalers Wilhelm Reinherz trat er nach Absolvirung der Lateinschule in das väterliche Geschäft, mit der Absicht, dasselbe später zu übernehmen. Anfang der sechziger Jahre jedoch trieb ihn sein Drang zu selbständiger Production nach München, wo er sich in der Landschaftsmalerei ausbildete. Sein Lehrer und baldiger Freund war hier zunächst Richard Zimmermann, mit dem er zusammen verschiedene Studienreisen machte. Dem Einfluß Zimmermann's folgte dann der stärkere des Kreises um Wilhelm v. Diez. Er zeigt sich namentlich in der Behandlung des Lichtes. Reinherz' Landschaften fanden bald Liebhaber, in deren Händen sich der größte Theil von ihnen noch heute als Privatbesitz befindet. 1886 vermählte sich R. mit der Wittwe Therese Roeckl, der Schwester des Architekten Gabriel v. Seidl. Er fungirte als Mitglied und eine Zeit lang im Vorstand der Münchener Künstlergenossenschaft. In der Münchener neuen Pinakothek hängt Reinherz' einziges öffentlich ausgestelltes Bild, vermuthlich sogar nicht sein bestes: eine schwere, düstere, entfernt an Ruysdael erinnernde Landschaft mit einer mächtigen Baumgruppe, einer schmalen Fernsicht seitlich im Hintergrund und einem Wasser im Vordergrund. Bekannt sind ferner die „Mühle“ (1888 auf der 3. internationalen Ausstellung im Glaspalast ausgestellt), „Dorfpartie“, „An der Würm bei München“, „Die Isar bei Tölz.

Biographische Mittheilung im Archiv der historischen Commission der Münchener Künstlergenossenschaft. — Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, Frankfurt 1901. Franz Vallentin.

Reisach **): Karl August, Graf von R.-Steinberg, Verwaltungsbeamter, Publicist und Archivar, geboren am 15. October 1774 in Neuburg a. D., wo sein Vater Franz Christoph, seit 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben, die Stelle eines Regierungsraths und Jagdamtscommissars bekleidete. Das Alter der Familie R. soll sich, wie Molitor, der Biograph eines Neffen unseres R., des Cardinals Karl August Grafen v. R. (s. Knöpfler's Artikel in der A. D. B. XXVIII, 114) gefunden haben will, bis in die Zeit der salischen Kaiser verfolgen lassen. Auf der Descendenztafel in Joh. Götz' Biographie des Cardinals (1901) wird der Stammbaum nur bis auf Albrecht Hans v. Reisach, † 1656 in Tirol, zurückgeführt. In Wieguläus Hundt's Stammenbuch (III, 712) werden die Reisach ein jederzeit gut adeliges, ritter- und stiftsmäßiges Geschlecht genannt. Karl August Graf v. R. vergleicht einmal sein Geschick mit demjenigen eines Ahnherrn, des Kammergerichts-

*) Zu S. 286.
**) Zu S. 293.

Beisitzers, vorher Professor der Rechte in Ingolstadt, Theodorich Reisach, der 1512 in ungerechter Weise zum Verlust seines Amtes verurtheilt, später von Kaiser Maximilian I. wieder ehrenvoll zu Gnaden aufgenommen wurde.

Nachdem der junge R. mit dem Zeugniß „maximae diligentiae et eminentis profectus morumque decentissimorum“ die juristische Prüfung an der Ingolstädter Hochschule bestanden hatte, trat er in der Justizsenats-Kanzlei in Neuburg in Praxis. 1795 wurde ihm auf Grund eines weiteren Examens (über die Entstehung des Rechts, das Völkerrecht, den Begriff des Staates u. s. w.) gestattet, den Regierungsrathsposten seines Vaters zu übernehmen. 1797 wurde er durch einen weiteren Dienstwechsel zum Pflegecommissär von Heideck und Hilpoltstein mit dem Charakter eines wirklichen adeligen Regierungsrathes befördert. 1803 kehrte er als Director der Landesdirection nach Neuburg zurück, 1804 wurde er „in Betracht seiner ausgezeichneten Fähigkeit, Thätigkeit und Integrität“ zum Vicepräsidenten der Neuburgischen Landesdirection, im nämlichen Jahre zum Verordneten der Landschaft ernannt. Seiner Begabung und Ausbildung wird sogar in der leidenschaftlichen Anklageschrift eines Gegners Lob gespendet. „Ausgerüstet mit seltenen Talenten und mannichfaltigen Kenntnissen, gewandt und von der Pike auf geübt in allen Arten öffentlicher Geschäfte, rastlos und beharrlich, klug und entschlossen, der Schrift und der Rede gleich mächtig, ein vielseitiger gebildeter und lebendiger Geist in einem kleinen beweglichen Körper.“ 1802 gab er „Beiträge zur Kenntniß der neuen Einrichtungen in Baiern“ heraus; er vertheidigte darin die Reformen Montgelas', den er später als „gewissenlosen Staatsmann und würdigen Zögling eines Despoten“ brandmarkte. Von 1803 an gab er im Verein mit seinen drei Brüdern Hans Adam, Landrichter zu Graisbach, Cajetan Maria, Domherr zu Regensburg und Stadtpfarrer zu Wemding, und Ludwig, Wasser- und Straßenbaudirector in Neuburg, „Pfalz-Neuburgische Provinzialblätter“ heraus, von denen drei Jahrgänge erschienen. 1808 wurde R. zum Generalcommissar des Lechkreises in Augsburg ernannt, 1809 in gleicher Stellung nach Kempten versetzt. Da ein Theil des Illerkreises am Tiroler Aufstand sich betheiligte, konnte die Uebertragung einer leitenden Stelle des gefährdeten Algäu als ehrenvoller Vertrauensbeweis des Landesherrn gelten, doch wurden diese Erwartungen getäuscht. Nicht bloß ging er gegen die Aufständischen nicht mit der nöthigen Strenge vor, weil er, wie er in späteren Vertheidigungsschriften sich ausdrückte, „nicht ein folgsamer Henkersknecht sein“ wollte, sondern er verhalf sogar einem in Haft gezogenen Vorarlberger „Patrioten“, dem Appellgerichtsrath Franz Schneider, zur Flucht. Auch die intimen Beziehungen, die er mit der verwittweten Kurfürstin Marie Leopoldine unterhielt, waren bei Hofe keine günstige Empfehlung. Am schlimmsten wurde aber sein Ruf durch verbrecherische Veruntreuungen geschädigt. „Viel hatte er geleistet“, heißt es in der oben angezogenen Schrift, „mehr noch ließ er erwarten, aber eine Tugend fehlte dem Günstling der Natur und des Glücks: die bescheidene Wirthschaftlichkeit! Die Begierde, Mittel des Genusses und des Glanzes zu erwerben und zu häufen, ließ ihn auf verbotenen und unwürdigen Erwerb sinnen, er wurde verstrickt in ein Gewebe von Wucher, Unredlichkeit und Untreue.“

Aus den Acten des gegen ihn angestrengten Riesenprocesses läßt sich ersehen, in welch großem Maßstab die Dieberei betrieben wurde. Weder Staats-, noch Stiftungs- und Gemeindecassen blieben verschont; besonders gründlich wurde die Casse des Augsburger Leihhauses ausgeplündert; eine in den Acten befindliche Zusammenstellung berechnet den Verlust der beraubten Cassen auf 848 000 Gulden. Schon im Jahre 1809 beanstandeten einzelne Aufsichtsbehörden die Finanzgebarung des Generalcommissärs, doch die Ver-

wirrung der Kriegsläufte verhinderte eine genauere Untersuchung, und nach dem Kriege gelang es noch geraume Zeit, durch geschickte Urkundenfälschungen die Unterschleife zu bemänteln. Der preußische Hofrath Dorow, ein schwärmerischer Verehrer Reisach's, betheuert in seinen Lebenserinnerungen, die ganze Anklage sei vom Ministerium Montgelas „heraufbeschworen“, um den „teutschen Patrioten“ unschädlich zu machen, doch die Behauptung wird durch eine lange Reihe unverdächtiger gerichtlicher Entscheidungen widerlegt. Er selbst gesteht in seiner Vertheidigungsschrift ein, daß öffentliche Gelder „uncorrecte“ Verwendung gefunden hätten, allein: „C'est la guerre!“

Von seiner ersten Gemahlin, einer geborenen Isselbach v. Bechtolsheim geschieden, trat er, um zu einer zweiten Ehe mit Maria Gräfin v. Sandizell schreiten zu können, zum Protestantismus über. Die Mitgift sollte dazu behülflich sein, die betrügerischen Finanzoperationen zu verdecken, doch die Erlaubniß zur Verehelichung wurde bis zur Entscheidung in dem seit 1811 anhängig gemachten Proceß vertagt. Auch die im Juli 1811 erbetene Erlaubniß zu einer Reise nach Frankreich wurde verweigert. Das Urtheil des Appellgerichts Memmingen vom 1. December 1812 erkannte nicht, wie R. und Dorow behaupten, auf „Freisprechung“, sondern sprach sich nur dahin aus, daß die Gründe, um den Angeklagten des Verbrechens rechtswidriger Veruntreuungen schuldig zu sprechen, nicht zureichend aufgedeckt seien. Darauf wurde vom König verfügt, daß gegen R. nicht mehr auf dem gerichtlichen, sondern auf dem Disciplinarweg vorgegangen werden sollte. Auf Grund erneuter Untersuchung wurde er „aus administrativen Erwägungen“ am 20. Februar 1813 des Amtes enthoben; Titel und Gehalt sollten ihm belassen bleiben. Offenbar aus Furcht, es möchte ihm doch noch die Freiheit entzogen werden, entschloß er sich zur Flucht. „In einem Lande“, so schreibt er selbst, „wo die Gesetze den Staatsbürger nicht mehr vor Unrecht und Verfolgung schützen, konnte ich keine Sicherheit für meine Person finden, ... ich begab mich also unter den Schutz der großherzigen Monarchen von Rußland und Preußen, welche eben zu dieser Zeit alle Teutschen aufforderten, sich unter ihrem Panier zum Kampf für Teutschlands Befreiung zu sammeln.“ Ob er, wie Pertz in der Biographie Stein's mittheilt, mit Erzherzog Johann, Hormayr und Schneider am Plane einer neuen Revolutionirung Tirols betheiligt war, ist nicht festzustellen; er selbst gab später einmal an, die Besorgniß, durch die Wegnahme der Hormayr'schen Papiere bloßgestellt zu werden, habe ihn zur Flucht bewogen.

In Begleitung einer Kammerzofe der Gräfin Stein reiste er mit dem Reisepaß eines Kaufmanns Reichart von Lindau am 24. Februar über Ulm und Würzburg nach Kalisch ins russisch-preußische Hauptquartier. Es scheint ihm gelungen zu sein, den Reichsfreiherrn vom Stein von seiner Unschuld zu überzeugen; wenigstens wurde dem „Märtyrer der guten Sache“ Schutz gegen die Verfolgung seiner Feinde zugesagt, während R. seine Feder zur Bekämpfung der Rheinbündelei zur Verfügung stellte. Die von ihm — er selbst bezeichnete sich gegenüber dem Grafen Stadion als Verfasser — veröffentlichte Schrift: „Baiern unter der Regierung des Ministers Montgelas; Teutschland, im Verlage der Kämpfer für teutsche Freiheit, 1813“ erschien zunächst als erstes Heft der „Gallerie teutscher Nationalverräther“; außerdem sollten Sonderabzüge beim Vorrücken der verbündeten Heere in Süddeutschland in Massen verbreitet werden, um das Volk über die Politik der „feilen Tyrannenknechte“ aufzuklären, die, „erkauft von französischem Golde, teutsche Völker zur gallischen Sklaverey herabwürdigen“. Die Schrift Reisach's ist ein Pamphlet von leidenschaftlichstem Charakter. Nicht bloß die äußere und die innere Politik der Montgelas, Cetto und Gravenreuth wird einer gehässigen Kritik unterzogen, auch aus dem Privat-

leben des Ministers, „dem Teutschland ganz vorzüglich seinen Untergang zu danken hat“, werden alle erdenklichen Scandalosa aufgedeckt. Die Kampfschrift erregte um so größeres Aufsehen, als alle Welt trotz der Verschweigung des Namens auf dem Titelblatt wußte, daß der Verfasser bis vor kurzem als einer der höchsten Beamten Baierns den geschilderten Vorgängen selbst nahe gestanden hatte.

Um zu verstehen, wie Stein und Andere für einen Mann von so zweideutigem Leumund eintreten mochten, muß man sich vor Augen halten, welche furchtbare Erbitterung über Napoleon und seine offenen und verkappten Parteigänger in diesen Kreisen herrschte, mit welch alttestamentarischem Fanatismus das Rachewerk Deutschlands betrieben wurde, betrieben werden mußte: da war zu wirksamer Hülfe jeder Bundesgenosse willkommen! Im April 1813 wurde R. von Stein zum „Administrator“ der sächsischen Herzogthümer ernannt, hauptsächlich um dort die Landesbewaffnung durchzuführen und die Kriegsbeiträge einzutreiben. Nach der unglücklichen Schlacht bei Bautzen begab er sich wieder ins Hauptquartier der Verbündeten und blieb eine Zeit lang im Gefolge Stein's; dann wurde er zum Generalcommissär der beiden Lausitzen ernannt, gerade in dem Augenblick, da alle verbündeten Armeen dort standen, sodaß seiner Thätigkeit hohe Wichtigkeit beizumessen war. Auch in dieser amtlichen Stellung erwarb er sich Stein's Zufriedenheit. „Der Graf R.“, schrieb Stein am 30. Juli 1813 an Hardenberg, „hat sich der Aufträge, welche ihm übertragen wurden, mit viel Eifer und Einsicht entledigt, er besitzt die nöthigen Kenntnisse und die für Verwaltungsstellen erforderliche Uebung und Erfahrung, man müßte sich seiner Zeit mit seiner restitutio in pristinum statum beschäftigen.“

Inzwischen war in Baiern die Untersuchung gegen den „bairischen Verres“ fortgesetzt worden; sie brachte eine lange Reihe neuer Klagepunkte zu Tage. Im August wurde eine eigene Ministerialcommission unter Vorsitz des Geheimraths v. Zentner mit der Fortführung des Processes betraut. Auch ungemein zahlreiche Gläubiger meldeten Forderungen an. R. selbst gibt in einem späteren Verhör die Höhe seiner Schulden auf 1 Million Gulden an; er will das Geld auf große landwirthschaftliche und industrielle Unternehmungen verwendet haben, „die zweifellos prosperiert haben würden, wenn man ihm Zeit und Ruhe zu ihrer Ausbildung gegönnt hätte“. Vorerst mußte sich die bairische Regierung damit begnügen, dem „Malteserordensritter und Mitglied der k. gelehrten Societät“ einen Steckbrief nachzusenden. Erst nachdem Baiern im October 1813 auf Seite der Verbündeten getreten war, konnte die Auslieferung des Flüchtlings verlangt werden. Als aber der bairische Gesandte v. Berger im Hauptquartier dieses Ansinnen stellte, erklärte Stein, er habe, da sich R. mit einer k. bairischen Entlassungsurkunde bei ihm gemeldet, „bei seiner gänzlichen Unkunde von den in Baiern obwaltenden Verhältnissen keinen Anstand genommen, den Gesuchsteller in Geschäften zu gebrauchen und auch bei jeder Gelegenheit an demselben einen fähigen und thätigen Geschäftsmann gefunden; übrigens sei er bereit, der Forderung der bairischen Regierung Folge zu geben, wenn ein motivirter Antrag gestellt würde.“

Auf Andringen Stein's sandte R. den preußischen Justizcommissär Bassange als Mandatar zur Ordnung seiner Dienst- und Privatangelegenheiten nach Memmingen; auch er selbst, so ließ R. erklären, wolle sich persönlich gegen die von bairischer Seite erhobenen Anschuldigungen vertheidigen, wenn der Streit vor ein unparteisches Gericht gebracht würde. Er veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung die Schrift: „Der Graf Karl August v. R. an das teutsche Volk“, worauf von bairischer Seite mit heftigen Anklagen

geantwortet wurde —, eine litterarische Fehde, die in politischer und culturgeschichtlicher Beziehung Interesse bietet. Ziemlich sachlich und unbefangen ist das „Charaktergemälde": „Karl August v. R., Graf v. Steinberg, Exgeneralcommissär Sr. Majestät des Königs von Baiern; geschrieben zu Mindelheim, Mai 1814." Vermuthlich aus der Feder Christoph v. Aretin's stammt die Schrift: „Des Grafen K. A. v. R .... Generalbeicht an das teutsche Volk; Teutschland, im ersten Jahre seines erwachten Gewissens, 1814". Eine unter dem Pseudonym Otto Baier herausgegebene Schrift „Das bairische Volk an das teutsche Volk über den Exgeneralcommissär Grafen v. R." 1815, wendet sich mit scharfen Worten gegen den Mißbrauch, daß ein mit Schmach beladener Verbrecher von einem Volksstamm zu einem anderen überlaufen und dazu den bequemen Namen eines Teutschen sich aneignen dürfe. „Seit wann sind die Worte Teutscher und Landstreicher einerley geworden?" Dagegen fand R. Anwälte im Allgemeinen Anzeiger der Teutschen, in der Allgemeinen Litteraturzeitung, in den Berlinischen Nachrichten u. s. w. Im December 1813 überreichte Verger im Hauptquartier eine amtliche Denkschrift, welche die Veruntreuungen Reisach's auf 800 000 Gulden berechnete; die Untersuchung werde noch fortgesetzt; die preußische Regierung möge einem unwürdigen Gast nicht länger ihren Schutz angedeihen lassen. Stein erwiderte, dem Antrag auf Auslieferung könne erst Statt gegeben werden, wenn volle Aufklärung über die Delicte Reisach's vorliege, doch ließ er im Gespräch mit Verger schon die Aeußerung fallen, er gedenke R. nicht mehr lange zu halten, da er auch von einem alten Bekannten, dem Geheimrath v. Wiebeking, gravirende Aufschlüsse über R. erhalten habe. Da auch über „Malversationen" Reisach's in der Verwaltung der Niederlausitz ärgerliche Gerüchte gingen, hielt Stein für rathsam, den Grafen von seinem Vertrauensposten zu entfernen, was er am 15. Januar 1814 der bairischen Regierung anzeigte. Dorow findet in diesem Vorgehen Stein's gegen sein früheres Benehmen einen „schaudervollen Contrast" und glaubt die Erklärung in politischen Gründen suchen zu müssen. „Herr v. Stein versöhnte sich mit Montgelas in Frankfurt a. M., und Graf Reisach's Blut sollte der Einigungskitt für dieses Freundschaftsverhältniß werden. Es glückte aber nicht, dieses feine Plänchen; es scheiterte an des Fürsten v. Hardenberg's Edelmuth und großartiger Gesinnung."

R. selbst machte, was er in seinen Publicationen freilich nicht erwähnt, nochmals einen Versuch, in Baiern begnadigt zu werden. In einem Immediatgesuch an den bisher schmählich verunglimpften König erbietet er sich zu persönlicher Widerlegung aller Anklagen; seine Berichtigung werde „Allerhöchstderoselben die Ueberzeugung verschaffen, daß meine Handlungen volle Rechtfertigung und Entschuldignng und ich selbst die Großmuth und Huld des angebetetsten Monarchen in der Allerhöchsten Person Eurer Königlichen Majestät verdienen".

R. hatte sich nach seiner Entlassung von Bautzen nach Bremen begeben; auf Hardenberg's Verwendung war ihm ein mäßiges Tagegeld angewiesen worden. Als die bairische Regierung neuerdings auf Auslieferung des Flüchtlings drang, eröffnete Stein dem Magistrat von Bremen, daß R. nicht mehr auf preußischen Schutz zu rechnen habe. Darauf erklärte sich der Magistrat zur Auslieferung bereit, schrieb aber nach München: „Da das Bremische Contingent aus dem Feldzuge gegen Frankreich noch nicht zurückgekehrt, würde es für uns sehr schwierig seyn, den Transport des Arrestanten bis an die baierische Gränze auf eine sichere Art zu bewirken." Die bairische Regierung mußte eine eigene Eskorte, bestehend aus Hauptmann Maillinger und zwei Gendarmen, nach Bremen senden. Die in Bremen ein=

geleitete Untersuchung ging nur langsam vorwärts. Von allen bei der Verhaftung Reisach's vorgefundenen Papieren mußte Abschrift genommen werden, so daß Maillinger immer wieder seinen Aufenthalt verlängern mußte. „Es ist unglaublich", schrieb er am 5. August 1814 nach München, „wie dieser Mann die Leute für sich einzunehmen verstehet, da er alle seine begangenen Verbrechen unter den Deckmantel des deutschen Patriotismus und Vaterlandsliebe zu verbergen gewußt hat und sein ausgemergelter Körper Mitleiden einflößt." Als der Gefangene endlich abgeführt werden sollte, zeigte sich, daß er nächtlicher Weile aus dem Haftlocal entwichen war. Infolge einer Vorstellung des russischen Generalgouverneurs Fürsten Repnin waren die hannoverschen Wachen abgezogen, sodaß R. ungehindert mit allen seinen Effecten nach Minden abreisen konnte. Die Bremer Regierung schickte einen Steckbrief hinter ihm her, worin er geschildert wird, als ein Mann „von kleiner, magerer Statur, blassem, kränklichem Angesicht und wenigen blonden, gepuderten Haaren, mag zwischen 30 und 40 Jahre alt sein, hat eine schwache Stimme, den bairischen Dialekt und ein furchtsames Ansehen".

In Minden wurde R. von Gouverneur v. Vincke in ehrenvoller Weise aufgenommen. Er handle in vollem Einverständniß mit Hardenberg, erklärte Vincke, wenn er einem edlen deutschen Manne, der in kritischer Zeit Gelegenheit fand, der preußischen Armee größtem Bedürfnisse abzuhelfen, eine Freistatt gegen schmähliche Unterdrückung biete. Als Maillinger mit seinen Gendarmen in Minden eintraf, verweigerte der preußische Polizeicommissär die Festnahme Reisach's, ja, die Eskorte selbst wurde angewiesen, binnen 24 Stunden den Regierungsbezirk zu verlassen. Die bairische Regierung mußte wieder den diplomatischen Weg betreten. Stein wollte von dem anrüchigen Clienten nichts mehr wissen, ja, er soll über Hardenberg „mit seinem sauberen Hecht, dem verlaufenen Baiern", gespottet haben; Dorow beschwert sich bitter über das „unmenschliche Benehmen" Stein's, der auch später immer wieder feindliche Gesinnung gegen den ehemaligen Bundesgenossen an den Tag gelegt habe. Dagegen fuhr Hardenberg fort, den Verfolgten in Schutz zu nehmen. „Hat ihm Herr v. Stein", so soll er geäußert haben, „den Auftrag gegeben, das bitterböse Buch gegen Montgelas zu schreiben, so sind wir alle verbunden, den Mann zu schützen, wenn Herr v. Stein ihn auch fallen lassen will." Die preußische Gesandtschaft schlug vor, R., der ja aufgehört habe, bairischer Unterthan zu sein, vor einen preußischen Gerichtshof zu stellen. Die bairische Regierung ging darauf natürlich nicht ein, sondern ließ das Verfahren in contumaciam fortführen. Endlich wurde R. durch Erkenntniß des Appellgerichts des Oberdonaukreises vom 25. Februar 1818 des Verbrechens wegen Staatsverraths zweiten Grades und der Unterschlagung öffentlicher Gelder zu zwölfjähriger Festungsstrafe zweiten Grades verurtheilt, sowie aus der Liste der königlichen Kämmerer und aus der bairischen Adelsmatrikel gestrichen. Durch Erkenntniß des Oberappellgerichts vom 8. März 1819 wurde das Urtheil bestätigt; der preußischen Gesandtschaft wurden Abschriften zugestellt.

Inzwischen hatte R., weil er sich nach dem Zeugniß Vincke's „sehr qualificirt zur Ordnung von Archivalien" zeigte, im Archiv zu Münster Anstellung gefunden. Es war ja bis vor etwa fünfzig Jahren in allen Staaten üblich, abgedankte Winkel- und Hintertreppenpolitiker im Archivdienst unterzubringen. 1829 wurde R. zum Archivrath in Coblenz ernannt. Wie Dorow behauptet, sei R. zu verdanken, daß „die alte, auf historischen und geographischen Basen begründete Ordnung des Coblenzer Archivs, wie dies den früher ergangenen Bestimmungen angemessen war, wiederhergestellt" worden sei. Doch weiß man im Coblenzer Archiv selbst nichts Rühmliches über Reisach's

Thätigkeit zu berichten, und sein Nachfolger Beyer erhob lebhaften Einspruch gegen Dorow's Apologie (Friedemann, Zeitschrift für Archive, Jhrg. 1846, 1. Heft, 2). Als Minister vom Stein 1829 die Stadt Coblenz besuchte, kam es zu einer ärgerlichen Scene. Stein verhehlte nicht, wie unangenehm es ihn berühre, R. als preußischen Beamten zu sehen, obwohl er sich von den gegen ihn gerichteten Anklagen nicht habe reinigen können. Doch Oberpräsident v. Vincke ließ dem „verkannten Patrioten" fortdauernd seinen Schutz angedeihen, sodaß ihm 1831 sogar die Leitung des Staatsarchivs übertragen wurde. Es gelang ihm aber, wie von Dorow selbst zugegeben wird, „in Coblenz nicht, sich in amtlicher und geselliger Beziehung so günstig zu stellen, wie dies in Westfalen gelungen war". Mit Linde zusammen gab er das „Rheinische Archiv" heraus. Die von Dorow in Aussicht gestellte Veröffentlichung von Memorien Reisach's, „welche eine helle Fackel über die Verhältnisse der Centralverwaltung unter dem Minister v. Stein zu Deutschland und Deutschlands Fürsten anzünden werden", ist nicht erfolgt. R. starb in Coblenz am 29. November 1846.

Verhandlungen über die Auslieferung des Grafen v. Reisach. Aus der Allemannia abgedruckt, 1815. — Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1813—20, I, 41; II, 27 ff. — Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein III, 339 ff. — Urkunden im Adelsselekt des Münchner Reichsarchivs. — Umfangreiche Acten im Reichsarchiv und in den Kreisarchiven München und Neuburg. Heigel.

Reitzenstein *): Friedrich Albrecht Karl Johann Freiherr von R. wurde am 26. März 1834 als Sproß des bekannten alten fränkischen Geschlechts geboren, dessen Mitglieder dem Staats- und Militärdienst zahlreiche Kräfte geliefert haben. Sein Vater war zu jener Zeit Rittmeister und Flügeladjutant des Königs, ein Verhältniß, das R. den Vorzug verschaffte, den König selbst und den Prinzen und die Prinzessin Albrecht von Preußen zu seinen Taufpathen zu zählen. R. wendete sich nach Beendigung der Schulzeit dem Studium der Rechts- und Cameralwissenschaften zu, denen er vom Herbst 1851 bis Frühjahr 1855 oblag. Am 4. April 1855 wurde er als Kammergerichtsauscultator vereidigt und zunächst bei dem Amtsgericht in Neiße beschäftigt. Am 10. August 1856 legte er die Prüfung als Referendar ab, der nach Erledigung der in dem Ausbildungsgang üblichen Stationen bei Unter- und Obergerichten das Assessorexamen folgte, das er am 24. December 1859 bestand. Schon damals trat seine entschiedene Neigung zur Verwaltung und namentlich das Interesse für die Bethätigung auf dem communalpolitischen Gebiet deutlich hervor, die für seine spätere öffentliche und wissenschaftliche Thätigkeit entscheidend werden sollte. Wenige Monate nach Ablegung der letzten Staatsprüfung, im März 1860, wurde er als Hülfsarbeiter bei dem Magistrat in Görlitz beschäftigt und trat nach einjähriger Thätigkeit dort zur Staatsverwaltung über, die ihn am 14. October 1861 als Regierungsassessor übernahm und der Regierung zu Königsberg i. Pr. überwies; dort nahm er die Geschäfte eines Justitiars bei der Abtheilung für die Kirchenverwaltung und das Schulwesen wahr. Als Regierungsassessor war er dann noch in Marienwerder und Potsdam thätig, um 1866 aus dem Staatsdienste zunächst auszuscheiden und das Amt eines zweiten Bürgermeisters der Stadt Königsberg zu übernehmen. Dort lag ihm vor allem die Leitung des öffentlichen Armenwesens ob; doch hatte er auch fast ein volles Jahr während einer Vacanz die Geschäfte des ersten Bürgermeisters zu führen. Eine ernste Erkrankung nöthigte

*) Zu S. 301.

ihn, im Herbst 1869 einen halbjährigen Urlaub zu nehmen, den er meist im Süden zubrachte. Eine entscheidende Wendung seines äußeren und inneren Lebensganges brachte ihm das Jahr 1871. Die bedeutungsvollen Aufgaben, die der Regierung in der Verwaltung der neu gewonnenen Reichslande erwuchsen, forderten geschulte und weitblickende Persönlichkeiten. Die Aufmerksamkeit des Ministers Delbrück war auf R. gelenkt worden, der zunächst zur commissarischen Verwaltung des Generalsecretariats für Lothringen berufen wurde. Am 20. Juli 1871 legte er sein Amt als zweiter Bürgermeister nieder und trat in den Reichsdienst als Generalsecretär der Präfectur in Metz über. Anfang 1872 wurde er zum Oberregierungsrath ernannt und am 8. Mai 1877 an die Spitze von Lothringen als Bezirkspräsident gestellt. Unerwartet schnell endete diese Thätigkeit und damit überhaupt die amtliche Thätigkeit Reitzenstein's, der am 22. April 1880 in den Ruhestand versetzt wurde. Die Gründe, die zu dieser Maßregel führten, sind öffentlich nicht bekannt geworden; es ist anzunehmen, daß politische Constellationen die Ursache bildeten, daß namentlich die Auffassung des Bezirkspräsidenten über die Behandlung Lothringens vom deutschen Standpunkte aus von der der leitenden Stellen abwich und weiteres gedeihliches Zusammenarbeiten in Zweifel stellte. Wenn R. auch in der üblichen Weise nur zur Disposition gestellt wurde, so hat er doch thatsächlich ein Staatsamt nicht wieder übernommen und hat von 1880 bis zu seinem am 5. Februar 1897 erfolgten Tode im amtlichen Ruhestande gelebt. Nach der Amtsniederlegung siedelte er sich in Freiburg i. Br. an, das bis zu seinem Ende sein Wohnsitz blieb. Von seinen äußeren Lebensschicksalen ist nur noch zu berichten, daß ihm am 13. November 1890 von der Universität Tübingen die Würde eines Doctors der Staatswissenschaften honoris causa verliehen wurde. Ueber seine Familienverhältnisse sei bemerkt, daß er sich am 18. October 1870 mit einer Verwandten, der Freiin Klaudia v. Reitzenstein aus München vermählte und daß aus dieser Ehe mehrere Kinder entsprossen sind.

Daß R. in dem jugendlichen Alter von 46 Jahren eine wechselvolle und erfolgreiche amtliche Thätigkeit für immer abschließen mußte, hat ihm ernsten Kummer bereitet, den er wohl nie ganz verwunden hat. Was ihm selbst aber zum Kummer gereichte, wurde zum Gewinn des öffentlichen Lebens und vor allem zum Gewinn der Wissenschaft, denen beiden er sich von nun an ausschließlich zu widmen die Muße gewann. Schon in Königsberg hatte er in seiner Eigenschaft als Leiter des öffentlichen Armenwesens zu denjenigen Fragen ein besonderes Verhältniß gewonnen, die wir heute mit dem weiterreichenden Namen der „socialen Fürsorge“ bezeichnen. Er bemühte sich um die Reorganisation des öffentlichen Armenwesens in Königsberg und erkannte die Schäden einer zersplitterten und planlosen Privatwohlthätigkeit; das praktische Ergebniß war die Begründung des Vereins zur Bekämpfung der Bettelei, der die diesem Namen entsprechenden Aufgaben erfüllen und die private Liebesthätigkeit in geordnete Bahnen lenken sollte. Aber neben dem Armenwesen wendete er auch den weiteren Aufgaben der communalen und öffentlichen Wohlfahrtspflege dauerndes praktisches und theoretisches Interesse zu; in Lothringen waren es die französischen Zustände, die zur Vergleichung mit den alten deutschen Verhältnissen herausforderten. Aber hier wie dort ließ die täglich drängende praktische Arbeit eine wissenschaftliche Vertiefung nicht recht zu und erweckte in R. um so mehr den Wunsch, sich einmal gründlicher und eingehender mit allen diesen Fragen beschäftigen zu können, als eindringende wissenschaftliche Arbeit durchaus seinen Neigungen und Fähigkeiten und die Beschäftigung mit Gegenständen der socialen Fürsorge und der Wohlfahrtspflege seinem Herzensbedürfniß entsprach.

Ein überaus ernster Mann, mit einem etwas schwerfälligen Temperament, gewissenhaft, ja streng in den Anforderungen, die er an Amt und Arbeit stellte; fest in seinen religiösen, politischen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen, die er sich in hartem Ringen und fleißigster Arbeit abgewann. Dabei im Grunde seines Wesens gütig und freundlich, stets bereit, die gegnerische Meinung gelten zu lassen, und von einer so rührenden Bescheidenheit und Einfachheit, daß er auf das Bereitwilligste Leistungen und Tüchtigkeit der Anderen anerkannte und seine eigene Tüchtigkeit gering einzuschätzen leicht geneigt war. Wer ihn gekannt hat, wird sich die hohe, schlanke Gestalt vergegenwärtigen, den klugen Kopf, der die Arbeit des Denkers anzeigte, die klaren, hellen und freundlichen Augen; doch ließ sein Aeußeres, der schon früh ergraute Vollbart, ihn leicht älter erscheinen, als er war. Die Gabe der klangvollen, volksmäßig wirkenden und zündenden Rede war ihm nicht gegeben. Wo er aber im engeren Kreise von Sachkundigen und Fachgenossen zu berichten hatte, gewann er den Hörer durch die Tiefgründigkeit seiner Beweisführung, durch die lückenlose Kenntniß des Gegenstandes, über den er sprach, und durch den Ernst, mit dem er seine Forderungen vertrat.

Daß eine Persönlichkeit dieser Art nicht im Ruhestande verharren konnte, leuchtet von selbst ein. Doch hat sich die von R. nach seiner Entlassung begonnene Arbeit weit über das von ihm erwartete Maaß hin erweitert. Während er sich zunächst mit den Gegenständen des öffentlichen Lebens mehr aus einer Art Liebhaberei und mit dem Wunsche, seine Muße auszufüllen, beschäftigte, wurden ihm die Gegenstände nach und nach vertrauter, die Arbeit daran immer wichtiger. Seine reichen praktischen Erfahrungen halfen die theoretische Einsicht beleben, sodaß von vornherein die Beziehung zum wirklichen Leben gewahrt blieb. So wurde aus der Mußethätigkeit nach und nach eine ernste wissenschaftliche Arbeit, die seinen Lebensabend mehr als ausfüllte und ihn nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in die Reihe der auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege und Socialpolitik führenden Männer stellte.

Zwei Stellen waren es hauptsächlich, die ihn zu wissenschaftlicher und praktischer Arbeit führten, der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ und der „Verein für Sozialpolitik“. Beiden gehörte er als Vorstandsmitglied an; in dem ersten hat er seit 1886 bis 1897 die Stelle des zweiten Vorsitzenden bekleidet. Die Thätigkeitsgebiete beider Vereine berühren sich, wie Grenzgebiete sich berühren. Socialpolitische Thätigkeit will vor allem davor bewahren, daß Armenpflege in irgendwelcher Form nothwendig wird; Armenpflege nimmt sich derer an, die trotz allem der helfenden Fürsorge bedürfen. Die Thätigkeit auf dem armenpflegerischen Gebiet war R. von Königsberg her vertraut; die Arbeit in den Reichslanden hatte seinen Blick erweitert und auf die französischen und ausländischen Verhältnisse überhaupt hingelenkt. Und so war die erste Frucht seiner Muße eine 1881 in den Schmoller'schen Jahrbüchern erschienene Abhandlung: „Die Armengesetzgebung Frankreichs in den Grundzügen ihrer historischen Entwicklung“, eine Arbeit, die zum ersten Male in einer dem wissenschaftlichen Bedürfniß einigermaßen genügenden Weise den deutschen Fachgenossen das französische Armenwesen näher brachte und die in der geschichtlichen Entwicklung begründeten Verschiedenheiten des romanischen und des germanischen Armenpflegewesens veranschaulichte; die Ergebnisse der Arbeit, weit entfernt nur theoretisches Interesse zu beanspruchen, berührten sehr unmittelbar praktische Fragen, da die Forderung, das noch auf französischer Grundlage beruhende System der reichsländischen Armenpflege anzupassen, schon damals sehr ernstlich, wenn auch erfolglos erhoben wurde. Schon in dieser Arbeit zeigte sich die Sorgfalt, die R. auf seine

Arbeiten verwendete; mit der Litteratur des Gegenstandes machte er sich vollständig vertraut; die aus Büchern gewonnene Anschauung ergänzte er durch eine ausgedehnte Correspondenz mit Fachgenossen und durch persönliche Besichtigung der wichtigsten Einrichtungen.

Dieser ersten Arbeit, die seinen Namen zugleich in Fachkreisen auf das beste bekannt machte, ließ er im Laufe der Jahre eine große Reihe von Schriften und Berichten aus dem Gebiet des Armenwesens folgen. Die Mehrzahl von ihnen sind in der Form von Berichten zur Vorbereitung der Verhandlungen des genannten Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit erschienen und in dessen Sammlungen veröffentlicht. Dahin gehören vor allem der Bericht über die Reform der ländlichen Armenpflege, in dem die Berichte zahlreicher Stellen über diesen Gegenstand von R. als Berichterstatter des Vereins gesammelt und zusammengefaßt waren (1886), ferner die Berichte über die Beschäftigung arbeitsloser Armer und Arbeitsnachweis (1887), die Aufsicht über die öffentliche Armenpflege (1889), und Fürsorge für Obdachlose (1893). Das Bemühen, auf diesem Gebiet eine allseitig erschöpfende Kenntniß zu gewinnen und zu verbreiten, führte R. zu eindringendem Studium über das ausländische Armenwesen, über das zuletzt in dem bekannten Sammelwerk von Emminghaus in sehr ungleicher Weise berichtet war. In den Jahren 1891 bis 1895 gibt R. jedes Mal zu Beginn der Tagung des genannten Vereins eine Uebersicht über die „neueren Bestrebungen auf dem Gebiet der Armenpflege in den für uns wichtigsten Staaten des Auslandes“ und weist auf werthvolle Muster hin, die das Ausland zu bieten vermag. Es sind kurze, mündlich erstattete, in den Verhandlungsberichten dann im Druck festgehaltene Berichte, die zu einer späteren vollständigeren und planmäßigeren Behandlung des Gegenstandes durch den Verfasser dieser Zeilen den Anstoß gaben. In seinem Nachlaß fanden sich nicht unerhebliche Vorarbeiten für eine Geschichte des gesammten Armenwesens, in der alle wichtigeren Culturländer behandelt werden sollten. Doch war das Material zu wenig geordnet, um eine auch nur fragmentarische Herausgabe als Ganzes zu gestatten; einzelne Stücke, insbesondere eine Darstellung des schweizerischen Armenwesens und Beiträge zur Geschichte des Armenwesens sind in Schmoller's Zeitschrift für das Armenwesen publicirt worden. Wenn aber irgendwo die wissenschaftliche Gründlichkeit, der unermüdliche Fleiß und die unerbittliche Gewissenhaftigkeit Reitzenstein's sich zeigen, so war es in diesen nachgelassenen Stücken, die neben begonnener Textausführung eine große Menge einzelner Notizen, Abschriften aus wenig zugänglichen Büchern, Uebersetzungen fremdsprachlicher Stücke u. dgl. enthalten. In diesem Zusammenhange ist auch der Mitarbeit Reitzenstein's an dem Wörterbuch des Verwaltungsrechts und des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften zu gedenken, für die er zahlreiche Artikel geliefert hat.

Zwei Arbeiten, die auf dem Grenzgebiet zwischen Armenpflege und Socialpolitik liegen, sind ein 1895 von R. abgegebenes Gutachten über „Arbeitslosenversicherung, Armenpflege und Armenreform“, in dem er zu der damals von dem Verein sehr eingehend behandelten Frage Stellung nahm, und ein Werk über den „Arbeitsnachweis“, bei dessen Beendigung R. der Tod überraschte. Von dem ersten Theil dieses Werks lagen 13 Bogen bereits gedruckt vor, während der Rest zwar gesetzt, aber noch nicht durchgesehen war; von dem zweiten Theil waren nur einige Capitel abgeschlossen. Das Ganze ist dann von Dr. Freund durchgesehen und aus dem Nachlaß herausgegeben. Das mehr als 36 Bogen umfassende Werk wird auch in dieser Gestalt seinen Werth als Grundlegung der Wissenschaft des Arbeitsnachweises behalten. Als

R. es schrieb, begann die Frage des Arbeitsnachweises im Vordergrund des öffentlichen Interesses zu stehen. Noch war diese Einrichtung keineswegs von den Einrichtungen der Armenpflege völlig losgelöst; noch war ihr Zusammenhang mit der Armenpflege deutlich erkennbar. R. hat gerade diese Entwicklungstendenz deutlich herausgearbeitet und unter Darbietung eines in solcher Vollständigkeit nie vorher bekannten Materials, das wiederum In- und Ausland umfaßt, eine streng systematische Grundlegung des gesammten Gegenstandes gegeben. Einem einleitenden Abschnitt über das Problem und die geschichtliche Grundlage schließt sich eine Darstellung der vorhandenen Einrichtungen und Zustände an, bei der die primitive Form des Aufsuchens von Arbeit, das Stellenvermittlungsgewerbe, die berufsgenossenschaftlichen und endlich die gemeinnützigen und fürsorglichen Vereine und Anstalten geschieden werden. Auf rein socialpolitisches Gebiet begibt sich R. mit einer auf Veranlassung des Vereins für Socialpolitik verfaßten Arbeit: „Agrarische Zustände in Frankreich", die 1884 erschienen ist, in der zunächst die thatsächlichen Verhältnisse, die Factoren der Production und die einzelnen beeinflussenden Zustände und Maßregeln, wie Steuern, Zollschutz u. s. w. dargestellt werden und die Frage des Rückganges der Landwirthschaft erörtert wird.

In der Beschäftigung mit den Aufgaben der Armen- und Wohlfahrtspflege trat R. immer deutlicher die Bedeutung der communalpolitischen Thätigkeit hervor, mit der ihn schon von seiner Thätigkeit als Bürgermeister in Königsberg ein lebhaftes praktisches Interesse verbunden hatte. Die Lehre von den Aufgaben und dem Finanzwesen des Staates war mannichfach ausgebaut, während die Lehre von Aufgabe und Finanzwesen der communalen Körperschaften verhältnißmäßig wenig beachtet worden war, eine Thatsache die theils mit der historischen Entwicklung, theils mit den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zusammenhängt. Je mehr aber die communale Thätigkeit in den Communalverbänden höherer Ordnung den Provinzen, Kreisen, Bezirken u. s. w., vor allem aber in denen unterer Ordnung, den Gemeinden, an Bedeutung wuchs, je mehr gerade sie ihren selbständigen Aufgabenkreis von der absolutistischen Staatsgewalt des 18. Jahrhunderts zurückgewannen, desto mehr mußte das Bedürfniß empfunden werden, diese Aufgabenkreise der communalen Körper klar zu stellen, sie von denen des Staats und Reichs zu sondern und ihre finanziellen Grundlagen zu erörtern. Dieser Aufgabe unterzog sich R. in seiner zuerst in der 2. Auflage von Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie erschienenen Abhandlung über „communales Finanzwesen". Die Arbeit, die dort 1885 erschien, ist dann in erweiterter Gestalt 1891 in der 3. und nach dem Tode Reitzenstein's 1898 in der 4. Auflage in wesentlich unveränderter Gestalt erschienen; nur ist die Darstellung in Bezug auf die neuere Gesetzgebung, Statistik und Litteratur von Jolly und Truedinger ergänzt worden. Auch hier wieder eine streng systematische aufbauende Darstellung, die die geschichtliche Entwicklung würdigt und überall in den Einzelheiten diesen Zusammenhang aufzuzeigen sich bemüht. Auch hier wieder die vollständige Berücksichtigung der ausländischen Zustände, wobei namentlich England und Frankreich sehr eingehend behandelt werden, aber auch andere Länder wie die gerade für die communale Entwicklung interessante Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika berücksichtigt werden. R. erörtert die Aufgaben, den Bedarf, die Einnahmen und Einnahmequellen der communalen Körper, die Formen der communalen Finanzverwaltung, die Statistik und die Reformbestrebungen und arbeitet, namentlich das System der Einnahmequellen, der Gebühren, der Steuern, der Subventionen und Dotationen sehr deutlich heraus. Hier wie in seiner Arbeit

über öffentliche Armenpflege betont er namentlich immer wieder die Bedeutung der Betheiligung der größeren Verbände an den Aufgaben der communalen Körperschaften. Neben der Arbeit im Handbuch hat er einen Theil des Stoffs in einer Reihe von Artikeln behandelt, die 1887/88 in den Schmoller'schen Jahrbüchern unter dem Titel: „Ueber finanzielle Concurrenz von Gemeinden, Communalverbänden und Staat" erschien. Diese beiden Arbeiten gehören zu dem unverlierbaren Bestande der Finanz- und Verwaltungswissenschaft; R. konnte das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diese Frage zum ersten Male aus dem speciellen Gesichtspunkt des Verhältnisses von Staat und Gemeinde behandelt und für die fernere Behandlung dieses Verhältnisses den Grund gelegt zu haben. Alle seine Arbeitsweise kennzeichnenden Eigenschaften, Gründlichkeit des Wissens, Kenntniß des gesammten Stoffes und sorgfältige Methodik zeichnen diese Arbeiten über das communale Finanzwesen aus. Sie sind es vor allem, die ihm die hohe und wohlverdiente Ehrung einbrachten, von der Tübinger Facultät zum Ehrendoctor der Staatswissenschaften ernannt zu werden.

Die wissenschaftlichen mehr theoretischen Arbeiten ergänzte R. vielfach durch praktische gemeinnützige Thätigkeit. So verdankt ihm die 1882 in Freiburg ins Leben gerufene Arbeitsnachweisanstalt den ersten Anstoß der Entstehung; er hat ihr bis zu seinem Tode als Vorstandsmitglied angehört. Ebenso war er Mitglied des evangelischen Gemeindekirchenraths, des evangelischen Arbeitervereins, des Arbeiterbildungsvereins, des Vereins gegen Haus- und Straßenbettel, der Herberge zur Heimath, des Schutzvereins für entlassene Gefangene u. s. w. In all diesen Thätigkeiten zeigte er seiner ganzen Art gemäß ein lebendiges, warmherziges und wirklich praktisch schöpferisches Interesse und war durch seine reichen Erfahrungen und seinen Rath der Förderung aller dieser Bestrebungen in hohem Grade nützlich.

Der Haupttheil der öffentlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit Reitzenstein's fällt in die Zeit des politischen Aufschwunges des deutschen Reichs und der damit Hand in Hand gehenden socialpolitischen Arbeit. In dieser Zeit ist der Name „Socialpolitiker" zur Bezeichnung von Leuten entstanden, die praktisch oder theoretisch in hervorragendem Maaße socialpolitisches Denken und Handeln geweckt und gefördert haben. R. hat sich durch ein langes, arbeitsreiches Leben, durch den Adel seiner Gesinnung, durch seine Werkthätigkeit und durch seine wissenschaftlichen Arbeiten den bleibenden Anspruch erworben, zu den hervorragenden „Socialpolitikern" des neuen deutschen Reichs gezählt zu werden.

Die wichtigsten Schriften Reitzenstein's sind: „Die Armengesetzgebung Frankreichs in den Grundzügen ihrer historischen Entwicklung" (in J.-B. f. Ges. u. Verw., Leipzig 1881, Heft II u. IV); „Die ländliche Armenpflege und ihre Reform" (in Verh. d. D. V. f. A. u. W., Freiburg i. B. 1887); „Arbeiterversicherung, Armenpflege und Armenreform" (Freiburg i. B. 1895); „L'Assistance des Etrangers en Allemagne" (in Bulletin de la Soc. internat. pour l'étude des Questions d'Assistance, Paris 1893); „Der Arbeitsnachweis" (in d. Schriften der Centralst. f. Arb.-Wohlf.-Einr., Berlin 1897); „Agrarische Zustände in Frankreich und England" (in Schriften d. V. f. Social-Pol., Leipzig 1884); „Das communale Finanzwesen" (in Handb. d. Pol. Oekonomie, Bd. 3, Tübingen 1898); „Ueber finanzielle Concurrenz von Gemeinden, Communalverbänden und Staat" (in J.-B. f. Ges. u. Verw., Leipzig 1887, 1888); „Das deutsche Wegerecht in seinen Grundzügen" (Freiburg i. B. 1890).

Emil Münsterberg.

Rittershaus *): Friedr. Emil R., Lyriker, geboren am 3. April 1834 zu Barmen als Sohn eines Bandfabrikanten, stammte aus einem alteingesessenen Geschlechte des bergischen Landes, und es mischt sich in ihm die mehr ins nahe Westfalen — wo die nächsten Vorfahren unseres Dichters auf Gut Korthausen bei Schwelm gesessen — weisende biedere, feste Art des Vaters mit der echt rheinischen Frohnatur, Lebensfreude, Fabulirlust der sichtlich ästhetisch veranlagten Mutter, Karoline geb. Graan, Tochter eines wohlhabenden Manufactur- und Spezereihändlers. Innig hing der Knabe, das einzige Kind bleibend, an dieser seiner anregenden Liedervorsängerin und Märchenerzählerin und bewahrte ihr, die er im sechsten Jahre schon verlor, und ihrem tiefen Einflusse treueste Dankbarkeit: der 19jährige, zum Dichter richtig erwacht, bekennt, die Unvergeßliche habe ihm die Saat der Lieder in die Brust gesät. Dem Vater dankte er zwar Liebe und Verständniß der freien Natur, auch wohl den ersten anspornenden Beifall zur Pflege der Poesie; aber schließlich, als der strebsame Sohn, nach der überaus tief greifenden Vorbildung durch den durch verschiedene Zonen verschlagenen ehemaligen österreichischen Officier Frdr. v. Borckel, den von ihm noch später in einem poetischen Blüthenkranz Gefeierten, und dem Besuche der „Barmer Höheren Stadtschule“ (seit 1859 Realgymnasium), dermaleinst Naturwissenschaften oder Medicin studiren wollte, bestimmte er ihn nach alter Wupperthaler Sitte zum Kaufmannsstande. Der 14jährige fügte sich und ward ohne innere Neigung 1848 Lehrling im väterlichen Geschäft, für das er dann seit 1853 Reisen durch ganz Deutschland, nach den Niederlanden, Belgien, England und der Schweiz unternahm. Ueber den entsagungsvollen Verzicht, über das Einspannen in eine prosaische Lebensarbeit tröstete ihn regelmäßige Beschäftigung mit der Muse, zunächst durch abendliches fleißiges Studium der gediegensten Vorbilder neudeutscher Poesie, indem er sich allmählich von Herder's, Klopstock's, Hölty's Eindrücken, welche die Mutter und Borckel in ihn gepflanzt, frei machte und sich wesentlich an Goethe, Geibel, Rückert, Freiligrath, Herwegh heranbildete. Der zwei Letzteren freisinnige Dichtungen, sowie die verwandten Anastasius Grün's, Dingelstedt's, R. Prutz' waren dem Jünglinge schon ins Blut übergegangen, daneben der gemüthstiefe Geibel, der gerade damals die gefühlvollen deutschen Herzen eroberte und R. zeitlebens im Banne hielt. Unter Hugo Oelbermann's Präsidium thaten sich mit Emil R. Karl Siebel, K. G. Wilh. Wens, W. Langewiesche d. J. u. A., noch halbe Knaben, zum „Wupperbund“ für theoretische und praktische Pflege der „schönen Wissenschaften“ zusammen. Während R. sich besonders mit dem frühgeschiedenen genialen Siebel zu vertrautem Verkehr aneinanderschloß, fanden diese jüngeren Talente des Wupperthales in den schon vorher aufgetretenen Frdr. Röber, Adolf Schults, Gust. Reinhard Neuhaus würdige Ehrenmitglieder des Clubs, im Erstgenannten und seinem später für die Zusammenkünfte eingerichteten „Sonntagskränzchen“ einen bedeutsamen förderlichen Mittelpunkt, endlich in dem vielseitigen Künstlergenie J. Richard Seel, dem originellen Bildner des „deutschen Michel“, einen wirkungsvollen Berather und Illustrator. Am „Album aus dem Wupperthale“, das Seel 1854 herausgab, betheiligten sich die Freunde alle, desgleichen an den sofort folgenden „Dichtergarben aus dem Wupperthale“ des Elberfelder Verlegers F. W. Lucas. Bevor R. zu diesen Anthologien Lyrisches beisteuerte, hatte er sich schon seit den 1848er Stürmen in heimathlichen Localblättern mit actuellen poetischen Ergüssen (so damals einem Aufsehen erregenden wider Rußland) und anderen als „Friedr. Emil Viggo“ hervorgewagt. Unabläſſige Selbstzucht sowie sichere, selbständige Aufnahme der bunten Eindrücke aus

*) Zu S. 405.

Litteratur und Gedankenwelt, aus den großen und kleinen Lebenskreisen bereicherten und verfeinerten sein dichterisches Schaffen ungemein rasch, und als sich der 20jährige noch in jenem Jahre 1854 mit Lucas' Tochter Hedwig verlobte, blühte ihm nicht allein ein köstlicher Liebes=, sondern auch ein voller Liederfrühling auf.

Die überaus innige Gemeinschaft mit seiner Gattin, als die er Hedwig 1856 heimführte, bot, und dies auf die Dauer, seiner Dichtung nun am regsten Halt und Anstoß. Hier, in dem seligen Glück, das sie ihm seit der ersten Anknüpfung schenkte, das sich in der zärtlichen Ehe und dem Verhältnisse zu den sieben Kindern (drei Söhne und vier Töchter überlebten ihn) fortpflanzte, liegt gewiß der Umstand begründet, daß R. von dem gährenden und schwankenden Charakter seiner Poesie um 1854 gar bald in harmonische Bahnen einlenkte, indem er als unermüdlicher Prediger der wahren und hohen Minne in der hingebenden Liebe zu Weib und Kind, in der Traulichkeit des Hauses und der Familie das Meiste und Beste geleistet hat. Und darum auch ist er ganz und gar, mit Bewußtsein übrigens, Lyriker geworden. Um so merkwürdiger, als die nächsten Vorkommnisse seines äußeren Daseins ihn von Beschaulichkeit und Zufriedenheit mit den Gaben des Schicksals wohl hätten abrufen können. Unmittelbar vor der Heirath stellte sich nämlich der 22jährige junge Mann in Elberfeld auf eigene Füße; aber sein Commissionsgeschäft in Bronzewaaren kam bloß durch geradezu aufopfernden Eifer des Paares in die Höhe. Jetzt bereiste er wieder deutsche und fremde Länder als Kaufmann und als Poet, der Bekanntschaft mit litterarischen und politischen Persönlichkeiten schloß und allerlei Eindrücke sammelte. Nun übersiedelte er 1862 nach Barmen, seitdem seinem dauernden Aufenthaltsorte, den Metall=Engroshandel ohne den frühern Theilhaber fortführend; doch gerieth er ohne eigene Schuld in arge geschäftliche Bedrängniß und vermochte bloß durch das Beispringen treuer Freunde seine persönlichen Verpflichtungen zu erfüllen und sich aus schlimmer materieller Sorge emporzuringen. War R. unter allem Ungemach immer in seiner häuslichen vollsten Befriedigung „tief beschämt inne, wie unaussprechlich reich“ er war (so der Ausgang seiner sinnigen Scene „Die Sonntagspuppe“), so ist es doch mit oft bewährtem Edelmuth Ernst Keil in Leipzig gewesen, der 1871 durch Vertrieb des in Paul Lindau's schönem Aufruf dem Publicum warm ans Herz gelegten neuen Gedichtbandes dem sorgenbekümmerten Dichter wacker unter die Arme griff. Mittelbar trug dann Keil's „Gartenlaube“ durch die darin erschienenen gelegenheitlichen, patriotischen und geselligen Gedichte stark zu Rittershaus' Bekanntwerden und Beliebtheit in weiten Schichten der soliden Leserwelt bei, und dies hauptsächlich verschaffte ihm den Rang eines wirklichen deutschen Familien= und Hausdichters im ehrenvollsten Sinne. Seine und der Seinigen äußere Existenz fußte daher später keineswegs nur auf der Generalagentur verschiedener Versicherungsgesellschaften, die er bis zuletzt besorgte, sondern auch — eine in Deutschland seltene Thatsache — auf dem wachsenden Ertrage seiner Gedichtsveröffentlichungen, außerdem auf dem seiner Recitationen und Vorträge.

R. hielt nämlich schon seit Mitte der 60er Jahre jeden Winter theils Selbstdeklamationen seiner und fremder Gedichte ab, theils fesselnde Vorträge über neuere deutsche Poeten, die ihm nach Richtung oder Persönlichkeit nahe standen, vornehmlich rheinländische: z. B. Freiligrath, Heine, Scheffel, Chamisso und Eichendorff, das Ehepaar Kinkel, Annette v. Droste=Hülshoff, seine Jugendgenossen K. Siebel und Ad. Schults. Stets würdigte er da seine Brüder in Apoll mit liebevollem Versenken in die Eigenthümlichkeiten der Individualität, wozu ihn eine ungewöhnliche Fähigkeit dichterischen Nachfühlens und ideale

Begeisterung für die Aufgabe, Sinn und Hochachtung für echte Poesie zu verbreiten, ausrüsteten. Damit stellte er sich in den Dienst der allgemeinen Volksbildung, welche er von jeher zu fördern bestrebt war. So stand er beim „Verein für wissenschaftliche Vorlesungen" zu Barmen Gevatter, desgleichen beim „Allgemeinen Bürgerverein", dessen Vorsitz er bis ans Ende innehatte. Dem in den kaufmännischen Vereinen ganz Deutschlands stets willkommenen rednerischen Berufsgenossen ward ja beim Ableben auch von der großen Gesellschaft für Volksbildung ein dankbarer Nachruf zu Theil. Auch an der Gründung von Spar- und Consumvereinen sowie des Verschönerungsvereins in seiner Vaterstadt nahm er Theil. Im J. 1885 packte ihn ein schmerzhaftes Herzleiden, von dem ihn eine Cur zu Wiesbaden genesen ließ. 1894, wo er einen neuen „Frühstücksverein für arme Kinder" als Mitbegründer und humanitärer Dichter unterstützte, feierten zahlreiche Freunde und Verehrer nah und fern den 60. Geburtstag des allsympathischen Menschen und Dichters. Als aber 1895 die musterhafteste Gefährtin seiner vier Mannesjahrzehnte schied, lockte die Stimmung über solch unüberwindbaren Schlag jene bezwungene Krankheit neu hervor. Anfang 1897 stiegen die Athembeschwerden unerträglich, und so traf ihn am 8. März der Tod als Erlöser. Sofort trat in der Vaterstadt ein Denkmalausschuß zusammen. Am 20. Juni 1900 wurde von den Spenden der zahlreichen Anhänger aus dem Wupperthale wie dem weiten Vaterlande in den Stadtanlagen Barmens das prächtige Werk des Andenkens enthüllt, eine Leistung seines Schwiegersohnes, des ausgezeichneten Männerbildners Fritz Schaper in Berlin. Die deutschen Freimaurerlogen, deren eifrig thätiges Mitglied R. viele Jahre mit Idee und Dichterwort gewesen — lange Zeit auch Meister der Barmer Loge Lessing — hatten eine so ansehnliche Summe aufgebracht, daß nur wenig davon für das Bronzedenkmal verwendet, das meiste, durch 5000 M. der Stadt Barmen vermehrt, als Rittershaus-Stiftung für Frühstück armer Kinder angelegt wurde.

Will man für das Wesen dieses vortrefflichen Mannes und Dichters einen sicheren Boden finden, so vergegenwärtige man sich zunächst den ihm eigenthümlichen Adel der Gesinnung und den klar bestimmten Hang zum dankbaren Genusse des Daseins, wie er sein litterarisches Debütbuch unter das Motto von Goethe's „Gedenk zu leben!" gestellt hat. Sodann aber vergesse man nicht, wie vollbewußt er zugleich in rheinländischer Sphäre und im Banne der Rothen Erde stand. Strömt er seine unversiegbare Begeisterung für den herrlichen Fluß immer erneut und verändert, am augenfälligsten in dem Schatzkästlein „Am Rhein und beim Wein" aus, so erwachte das Blut seiner väterlichen Ahnen in dem mannhaft stolzen „Lied des Westfalen" (1868 in Iserlohn gedichtet und alsbald in Peters' Composition von Dr. Hugo Rademacher in Altena gesungen), in gewissem Sinne auch in der feinen poetischen Würdigung der ihm wohlvertrauten Annette v. Droste-Hülshoff.

Emil R. hat seit Anbeginn seiner Theilnahme an der Wirksamkeit jener dichterischen Gemeinde, die, wie Gottschall sagt, inmitten einer durch Missionstractätlein und sociale Wühlereien zerspaltenen Fabrikbevölkerung den Cultus der Musen pflegte, unablässig Vers und Lied gehandhabt. Währte es ja auch nach dem ersten Auftreten mit dem Band „Gedichte" 1856 eine geraume Weile, bis der durch Geschäftsdrang und -kummer mit Beschlag Belegte mit weiteren Sammlungen seiner Musenkinder aufwartete, so folgten sich diese Bände doch alsdann in kurzen Pausen, desgleichen wiederholte Neuauflagen aller, und Einzeldrucke kamen dazu. Die lyrischen Sammelbände sind: die soeben genannten „Gedichte" (1856, 10. Aufl. 1906), die von E. Keil zum Druck geleiteten „Neuen Gedichte" (1871, 6. Aufl. 1899); „Am Rhein und beim Wein"

(1884, 3 Auflagen innerhalb eines Jahres!; 4. Aufl. 1900); „Buch der Leidenschaft“ (1886, 4. Aufl. 1889); „Aus den Sommertagen“ (1886, 4. Aufl. 1889). Besondere Töne erklingen in den „Freimaurerischen Dichtungen“ (1870, 5. Aufl. 1897) und den Gedichten gleichen Stils „In Bruderliebe und Brudertreue“ (1893, 3. Aufl. 1897), welch letztere den hochsinnigen Standpunkt edelster Humanität und echten Menschenthums jenes älteren mehrfach erweiterten Gebindes, bisweilen unter dem Zeichen einer wahrhaft innerlichen Frömmigkeit, zu der er sich von kühlem Rationalismus durchgerungen, noch abgeklärter zeigen, wie er selbst hier offen dahertritt „allen freimaurerischen Bestrebungen in ihrem besten Sinne stets geneigt“ (Hey'l). In demselben Fahrwasser bewegen sich die Poesien „Dem Bruder Heil, dem Kaiser!“ (1887) und „Zur Trauerloge für Kaiser Wilhelm I.“ (1888), die im übrigen, nebst der Begrüßung „An Kaiser Wilhelm II.“ (1888), seinem ehrlichen Patriotismus in ähnlicher mannhafter Huldigung Luft machen wie das Schlußgedicht „Getreu dem Reich, dem Kaiser“ hinter dem Gruß zur Einweihung des Niederwald-Denkmals, zu dessen Errichtung er Ende April 1872 zu Rüdesheim einen Aufruf erlassen hatte. Auch das Heftchen „Zur Sedanfeier“ (1875), natürlich auch die enthusiastische Anfeuerung und frischen Gesänge der Flugschriften „Vorwärts! Nach Paris! 3 Kriegslieder“, „Marschlieder“, „Den Frauen und Jungfrauen in der Kriegszeit. 3 Lieder“ (alle 1870), denen sich danach Freuden- und Danklieder anschlossen, gehören hierher. Hatte doch R., unter dem mitdurchkosteten Rückschlag nach dem religiösen und politischen Kehraus der 40er Jahre ein für alle Mal zum maßvoll freiheitlich Gesinnten bekehrt, es mit seiner ständigen äußeren Zugehörigkeit zur Fortschrittspartei sehr wohl vereinbart, wie er 1859 sogleich dem Nationalverein beigetreten war, schon 1861 in einem Aufsehen erregenden Neujahrsprolog des Elberfelder Stadttheaters eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse durch Kampf an der Westgrenze mit Straßburgs Wiedergewinnung zu Einigkeit, Freiheit und Größe und zur Kaiserkrönung zu prophezeien, 1866 sein poetisches Veto gegen Zweitheilung Deutschlands und Ende der 60er Jahre eine Lanze für ein Vaterland eins in seinen Stämmen, frei im Geiste einzulegen. Prologe, Aufrufe, Festpoeme nationaler wie humanitärer Farbe dichtete R. wieder und wieder, ungewöhnliches Anschmiegen an den Einzelfall mit begeisterten Nachdruck auf der idealen Tendenz geschmackvoll vermählend. So stellte sich seine Muse in deutschvölkischem Gewand allein 1865 dreimal bei öffentlichen Anlässen ein: auf dem Bremer Schützen-, dem Kölner Abgeordneten-, dem hannoverschen Turnfest. Dem Componisten Ferd. Hiller lieferte er auf dessen Bitte für die Festcantate zur Vollendung des Kölner Doms am 15. October 1880 den schwungvollen Text, der „mit dem altehrwürdigen Bau und seiner Geschichte hinfort für alle Zeiten verbunden bleiben wird“ (Rob. König). Anno 1866 rief er „Zu Hilfe!“ für die Verwundeten nebst deren Frauen und Sprößlinge, 1867 „Für die armen Cholerakranken“, 1869 für Witwen und Waisen der beim Düsseldorfer Brückenbau verunglückten Arbeiter, ebenso für die Hinterbliebenen Herm. Marggraff's, der kritisch zuerst auf des jungen Rittershaus' Erstlinge aufmerksam gemacht hatte, 1880 rührte er „Für Oberschlesien“, 1882 „Für die Nothleidenden am Rhein“, 1878 „Für die Ferien-Colonien“ die Leyer. Erstaunliche Energie entfaltete R. namentlich zu Gunsten seines hochverehrten Meisters Freiligrath, den er im Londoner Exil besuchte und nicht nur als ein dichterisches Vorbild, sondern auch als Rathgeber über seine öffentliche Stellungnahme betrachtete. R. erließ 1867 als Sprecher des rheinländisch-westfälischen Comités den zündenden „Aufruf für die Freiligrath-Dotation“, die rasch in Höhe von 62 000 Thalern zusammenkam, bewillkommete den Dichter auf dem Bielefelder Empfangsfest 18. Juli 1869

namens der Heimath. Er verfaßte auch den Prolog, den Freiligrath's Tochter Käthe ins Englische übertrug, zum damaligen New-Yorker Humboldtfest, wie er noch zwei Jahrzehnte später auf dem deutschen Sängerfest zu Chicago mit seinem deutschbrüderlichen Liede zum Wort gelangte.

Die verschiedenen Empfindungen aus Rittershaus' nicht übermäßig bunter, aber innerlich reichhaltiger Skala drücken sich entsprechend den Lebensaltern ihres Ursprungs in den fünf Sammlungen seiner Lyrik außer den beiden freimaurerischen mannichfaltig aus. Den Grund seiner poetischen Anschauungen und Ausdrucksweise legten schon die „Gedichte“ in ihrer Erstausgabe der Früchte eines bereits vielfach lebenserfahrenen 22jährigen: ernste, tüchtige Ergüsse über zeitliche und ewige Dinge, frei und frisch und in der Regel optimistisch durchweht, seinen Braut- und jungen Ehestand preisend. Den wenigen erzählenden Stücken darin stehen zahlreichere unter den „Neuen Gedichten“ gegenüber, wo sich auch die vaterländische Ausbeute von 70/71 findet, im übrigen aber dieselbe Stimmung wie anderthalb Jahrzehnte früher vorwaltet, mag sich auch zum nicht mehr überwiegenden sangbaren Lied großstrophiger erhabenerer und pathetischer Stil gesellen, der großen Künstlern und Forschern, aber auch der vielgetreuen Hausfrau Hedwig gilt: Niemand anders steckt in der Zuleika, die in dem glühenden Cyklus nach dem Muster von Goethe's „Westöstlichem Diwan“, wohl auch Bodenstedt's „Mirza Schaffy“ regiert. „Am Rhein und beim Wein“ geräth R. in die Daseinsfreude und Lebenslust, die ihm, von Mutterseite her angeboren, auch praktisch gar wohl ansteht, und schwärmt oft heiter beim Glase Rebensaft, dessen Sorten er gleichsam in einem Brevier zu classificiren weiß, da und dort den Schalk köstlichster Laune im Nacken. Wer war berufener, das anmuthige Werk „Rheinlands Sang und Sage“ (1891) mit einem Leitgedicht auszustatten? Das schwerblütigere „Buch der Leidenschaft“ spiegelt brennendere Sehnsucht und heißere Seelenkämpfe wieder, jedoch ohne etwa erwartete realistische Anwandlungen, im Gegentheil scheint Nachempfundenes hier das Selbstdurchkämpfte in den Schatten zu stellen. Gottschall hebt darin mit Recht „Ein Reuiger“ und „Die Gerüchte“ als ergreifende Gemälde, „Die Abendglocken“, wo die Leidenschaft zu friedlichster Idylle beruhigt ist, als höchst anmuthig, ferner die jedes Sturms- und Drangs baren „Im Maimond“ und „Wär' ich bei dir“ hervor. „Aus den Sommertagen“ quoll dann ein breiter Strom von Liedern und gemüthvollen Betrachtungen reifer Ideenfülle, die ihm geläufigen Beziehungen des Herzens und Hauses vervollständigend. Den Rahmen seines Stoffgebiets und seiner Auffassung verläßt er fast nie. Selten gestaltet er einmal ein — dann wohlgelungenes — sociales Lebensbild oder eine erzählende Nummer; er selbst urtheilte, in solchen sei ihm wenig Gediegenes aus der Feder gekommen, als beste jedenfalls „Der Henker“ und „Ein deutsches Herz“. Größere epische Dichtungen („Marie Stuart und Elisabeth“, „Der Maler“, „Thomas Münzer“) und Romane, so einen später geplanten humoristischen, ernstlich anzupacken, blieb ihm versagt; deren Fragmente sollen nie die Druckerpresse erblicken. Gesund, wahr, harmonisch ist R. als Dichter stets wie im Leben und er weist, obwohl Geibel's Jünger und bei manchem Größeren in die Schule gegangen, viele eigene Töne und eine große Menge vortrefflicher reflectirender, keineswegs rhetorischer Gedichte und melodiöser Lieder auf. Eine ganze Reihe davon ist musikalisch bearbeitet worden, noch mehr vertrügen und verdienten es. Seine „Spruchperlen heiterer Lebenskunst“ (1893) ordnen Sprüche und Aussprüche aus Dichtermund in erquicklicher Auslese, wählen aber aus den eigenen vielen gehaltvollen nur neun. In jenen Sammlungen stehen an Zahl und Stärke die der Liebe im weitesten Umfange gewidmeten Gedichte voran, die bis zur Tendenz

allumfassenden Menschheits-Zusammenhanges aufsteigen. Das Innenleben breitet der Dichter ungeschminkt, doch in verklärendem Zauber der Hingabe an Fügung und Weltordnung aus, nie süßlich, nie wehklagend verloren. Vernünftige Freiheit verficht er, und „gut deutsch alleweg!" klingts bei allen Anlässen aus seinem Munde. Die metrisch-rhythmische Form seines Dichtens hat sich allmählich ungemein vervollkommnet: in Versmaß, Reim und Strophenbau besiegte er mancherlei ihm anfänglich anhaftende Mängel und brachte es zu vorbildlicher Reinheit und Abwechslung, zu außerordentlichem Wohllaut, z. B. beim Refrain. Friedr. Kreyssig, der „die herrlichen Kriegs- und Siegeslieder" von R. schon 1873, obwohl sie unter die besten rechnend, als „schon jetzt nahezu verklungen" beklagt und seine poetischen Leistungen sogar unter diejenigen ersten Ranges zählt, die „ihren goldechten Klang nimmer verlieren werden", meint in seinem letzten, eben R. geweihten Aufsatze, etwas überschwänglich von ihm, „dessen Stimmung in Gold und Azur strahlt": „Die Virtuosität seiner Sprache, die leichte, freie Behandlung seines Reims wird von keinem Zeitgenossen übertroffen, von nicht mehr als vielleicht einem halben Dutzend erreicht." R. ist schon bei Lebzeiten warm und gerecht anerkannt und durch ausgedehnten Verkehr mit nennenswerthesten Litteraten und Künstlern in seinem gastlichen Heim wie auch brieflich die Uebereinstimmung des sympathischen Eindrucks seiner Persönlichkeit mit der Figur des Dichters, wie sie zwischen den Versen hervorlugt, bestätigt und in die deutschen Lande hinausgetragen worden. Sein markiges Wirken auf der Rednertribüne, sodann Verlegergeschick und eine günstige Empfänglichkeit der Zeit haben ein Uebriges gethan — doch war das ihm zugefallene Lob vollauf verdient; die schnelllebige Gegenwart hat dafür ihm schon manches Lorbeerblatt entrissen. Den Ruhm, die idealen Triebe deutscher Art geweckt und damit in poetischer Kunst ein durchaus volksthümlicher, wahrhaft deutscher Dichter geworden zu sein, darf ihm jetzt wie künftig kein noch so moderner Kritiker abstreiten.

Rittershaus' Popularität einerseits, seine sociale und gewissermaßen culturhistorische Stellung als deutscher Hauspoet und „Rheinlands Sänger" (wie er betitelt worden) andererseits neben der litterarhistorischen rechtfertigen ein genaueres Eingehen auf seine Entwicklung, seine Wirksamkeit, seine Leistungen. Die beiden kleinen Monographien „Emil R. Nach seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen und nach Erinnerungen von Julius Rittershaus" (1899) und „Emil R. Zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in Barmen am 20. Juni 1900 allen seinen Freunden und Verehrern gewidmet von Lina Schneider" (1900) ergänzen einander: der Sohn behandelt den Menschen, Vater, Freund, die gewandte Litteraturkennerin L. Schneider den Poeten und Wupperthaler. Essay über R. von Ferd. Hey'l i. Nord und Süd Bd. 52 (1890), S. 179/93 (vgl. ebenda Bd. 100, 1902, S. 10, bei Jos. Joesten, Zur Erinnerung an Fr. Roeber). Ausführlich behandeln ihn Alb. Herzog, Die neuere Litteratur im Wupperthale in Biographien und Charakteristiken (1888), bes. S. 90—112, 4 u. ö., und G. Köpper, Litteratur-Geschichte des rheinisch-westfälischen Landes (1899), S. 153—59 u. ö. (dieser aber ohne lebensvollere Porträtirung). Gründlicheres Lebens- und Charakterbild von G. Hörter im Biogr. Jahrbuch und Deutschem Nekrolog II, 327/32; K. L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart IX, 67—69 (80). Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter des 19. Jahrh.[5] III, 325 u. 544. Knappe Autobiographie bei Hinrichsen, Das literarische Deutschland[2] (1891), S. 1110. — Nachrufe: Rheinisch-Westfäl. Zeitung 1897, Nr. 69 (M. Lehrs); Kölnische Zeitung 1897, Nr. 216; Elberfelder Zeitung 1897, Nr. 57; W. Goldbaum, Neue

Fr. Presse 11692 (nach Sauer eine „temperamentvolle Ehrenrettung gegen die Literarhistoriker" [von denen gerade die modernsten, wie Vogt-Koch, R. M. Meyer, Ed. Engel, R. ignoriren], mit ein paar ungedruckten Improvisationen); J. Prölß, Gartenlaube 1897, S. 226/8; H. v. Windeck (d. i. J. Joesten), Frankf. Zeitung 1897, Nr. 102 (mit 3 anziehenden Briefen); L. Jacobowski, Magazin für Litteratur 66, 361/68; K. Stelter, Gegenwart 51, 202/4; π, Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1897, Nr. 60; L. Salomon, Illustrirte Zeitung Bd. 108, 389/92; J. Schrattenholz, Rosegger's Heimgarten Bd. 21, 829/35; Berliner Illustr. Zeitung VI, 361/8; Münch. Neueste Nachrichten 1897, Nr. 113. Andere Journalartikel: Hannoverscher Courier 10070 (7. Decbr. 1879); Barmer Zeitung 19. Juni 1900, 2. Blatt. Vgl. Frdr. Kreyssig, Litterarische Studien und Charakteristiken (1882), S. 13 u. 14 und Rob. König, Deutsche Literaturgeschichte[25] II (1898), 380 und 344. Von Litterarhistorikern würdigen ihn ausführlich Hnr. Kurz IV, 306—8 (4, 24, 53), Gottschall[7] III, 105 u. II, 665. Bildnisse u. a.: bei Kurz, Köpper, in den Nachrufen der Gartenlaube, Illustr. Zeitung, Berliner Illustr. Zeitung, den zwei Monographien, „Neuen Gedichten", „Aus den Sommertagen" (dies von Ludwig Knaus), „Bildende Geister" (hg. v. Abshoff) I (1905), 196. — Vielerlei vereinzelte poetische Spenden Rittershaus', besonders gelegenheitliche im wörtlichen Sinne, sind da oder dort gedruckt und nicht in den Sammlungen enthalten, eine lange Reihe ebensolcher überhaupt ungedruckt, mögen sie auch beim bestimmten Anlasse festerhebende, feiernde, begeisternde Wirkung gethan haben. Von seiner Prosa, die wohl nur Skizzen und Bilder litterarischer Persönlichkeiten seiner Periode oder weiteren Bekanntschaft betraf, dürfte fast nichts gedruckt sein, außer den theilweise scharfen Artikeln, die er seit 1852 für Rob. Prutz' „Deutsches Museum" als „Correspondenzen aus dem Wupperthal", sowie den in jener Früh- und Drangzeit im „Bremer Sonntagsblatt" u. a. Zeitungen erschienenen wenigen Aufsätzen, Kunstberichten für „Ueber Land und Meer", Referate für deutsch-amerikanische Zeitungen und Recensionen über das Elberfelder Stadttheater: dies alles in den 50er bis in die 60er Jahre. So bedarf es denn nicht der ausdrücklichen, übrigens irreführenden Versicherung Martin Maack's in seinem Compendium „Die bekanntesten deutschen Dichter der Gegenwart" (1895), S. 37, der als „Urtheile anderer Autoren über Rittershaus" nur einen Satz aus Meyer's Konversations-Lexikon und folgenden eigenen hinzuzusetzen weiß: „Als Prosaschriftsteller hat sich R. nur in feuilletonistischer Form versucht, sonst ist er der erzählenden Dichtung fast gänzlich fern geblieben"; vielmehr kommt er auf diesen beiden Gebieten ernstlich nicht in Betracht. 1877 wurden des geliebten Jugendgenossen „Carl Siebel's Dichtungen. Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus".

Ludwig Fränkel.



Saalmüller: Max S., hervorragender Lepidopterologe, wurde am 26. November 1832 zu Römhild im Herzogthum Meiningen geboren. Er besuchte die Realschule zu Meiningen und schon damals beschäftigte er sich eingehend mit der Entomologie. Zu einer Schrift über den Heerwurm von Ludwig Bechstein zeichnete er die Abbildungen. 1851 trat er als Fähnrich in die preußische Armee ein und wurde 1853 Lieutenant, 1861 stand er in Frankfurt am Main, 1863 in Luxemburg und 1864 in Saarlouis. Nachdem er 1866 den Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht hatte, kam er nach Hannover und wurde 1870 zum Hauptmann befördert. Ueberall suchte er in seinen Garnisonen die Entomologen auf und suchte sich im Verkehr mit ihnen in seiner Lieblingswissenschaft weiter auszubilden. 1871 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Hier bewies er, daß er selbst im ärgsten Kugelregen seine Schmetterlinge nicht vergaß. Als seine Batterie am 5. Mai 1871 in Villars en Azois bei Chaumont aufgefahren war, sah er einen schönen, unbekannten Schmetterling und konnte dem Verlangen, ihn zu fangen, selbst im Kugelregen nicht widerstehen. Er beschrieb ihn später unter dem Namen Oecephora Schmidi in der „Stettiner entomologischen Zeitung“ 1881. In den 39 Gefechten, an welchen seine Batterie theilnahm, führte er stets Fanggläser mit sich, um keine Gelegenheit zu versäumen, um einen seltenen Schmetterling zu fangen. In dem Feldzug gegen Frankreich zeichnete sich seine Batterie bei Beaune la Rolande ganz besonders aus, und er erhielt das Eiserne Kreuz 1. Classe. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er zum Major befördert und bezog wieder seine frühere Garnison Hannover. Bald darauf wurde er als Abtheilungs-Commandeur des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 15 nach Straßburg versetzt, wo er die Gelegenheit benutzte, die Vorträge des Professors Götte über Zoologie zu hören. 1877 nahm er als Oberstlieutenant seinen Abschied.

Er nahm seinen Wohnsitz in Bockenheim bei Frankfurt a. M., um sich ganz seiner Neigung zu widmen. Die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft übertrug ihm das Ordnen ihrer Schmetterlingssammlung, welche Arbeit er mit peinlicher Sorgfalt ausführte. Namentlich beschäftigte er sich mit den Kleinschmetterlingen und veröffentlichte zahlreiche Arbeiten über dieselben in verschiedenen entomologischen Zeitschriften. Als Ebenau und Stumpf ein reiches Material von Insecten aus Madagascar für die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft mitbrachten, widmete er sich ganz dem Studium der

Schmetterlinge dieser Insel und veröffentlichte 1884 den ersten Band eines Prachtwerkes über die Lepidopteren-Fauna der Insel Madagascar mit sieben chromolithographischen Tafeln, welches vorwiegend neue Arten enthält. Der zweite Band wurde auf Grund seiner Vorarbeiten von Major Dr. L. v. Heyden 1891 veröffentlicht, denn es war ihm nicht vergönnt, denselben zu vollenden. Er wurde von einer Lungenentzündung ergriffen, der er am 12. October 1890 erlag. W. Heß.

Sacher-Masoch: Leopold von S.-M., Romanschriftsteller und psychopathologischer Typus, geboren am 27. Januar 1836 in Lemberg als Sohn des Polizeipräsidenten, † am 5. März 1895 in Lindheim in Hessen. — Auf das erregbare Gemüth des lebenslänglich zwischen slavischen Instincten und deutscher Cultur Schwankenden wirkte schon früh die slavische Volkspoesie durch die Lieder und Märchen, die seine kleinrussische Amme ihm vorsang und erzählte. Die Revolution in Polen erweckte seine Sympathie für die galizischen Bauern und seine Antipathie gegen den polnischen Adel; in beiderlei Hinsicht wie in mancher anderen hat er dann auf Karl Emil Franzos bestimmend eingewirkt. — Er studirte in Prag und Graz und war von 1857 an als Privatdocent der Geschichte in Graz thätig, ohne daß übrigens diese Thätigkeit („Der Aufstand in Gent unter Karl V.", 1856) in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit Spuren hinterlassen hätte; denn um die chronique scandaleuse der Kaiserin Katharina und Potemkin's kennen zu lernen, bedurfte es eben keiner besondern Studien. Der Erfolg seiner Novellen und Romane veranlaßte ihn dann, den Lehrberuf aufzugeben. Wie so viele Schriftsteller jener Zeit — ich nenne nur Gutzkow und Auerbach — wechselte er häufig den Aufenthalt: Graz, 1873 Bruck an der Mur, 1880 wieder Graz, dann Budapest, Paris, seit 1890 Lindheim. Auch diese Ortswechsel brachten in seiner monoton aufgeregten Production keine wesentlichen Aenderungen hervor.

1858 erschien „Eine galizische Geschichte 1846", wie die nächsten novellistischen Skizzen unter dem anhaltenden Einfluß Turgenjew's. Der Herold der slavischen Culturskizze hat nicht nur die Technik, sondern auch die Auffassung seines so viel kleineren Schülers mit bedingt. Die Annäherung seiner Instinctmenschen an die heimische Erde, die starke Betonung der socialen und klimatischen Einflüsse, das Zurücktreten der Fabel hinter der Charakterschilderung hat er dort gelernt — alles freilich Dinge, die seiner eigenen Anlage entsprachen. Ebenso hat Schopenhauer, den er sich als Lebensphilosophen erkor, ihm nur für eigene Ahnungen deutliche Worte gefunden. S.-M. bekannte sich zu einer nahezu ausschließlich animalischen Auffassung der Geschlechtsliebe als einer tückischen Erfindung der Natur zur Peinigung des Menschen und sah in der Frau fast nur das satanische Werkzeug, dessen die Schöpfung sich bedient, um den Mann mit Schmerzen Kinder erzeugen zu lassen. Dazu kam, nur anfangs, noch ein edleres Thema: das des unheimlichen Absterbens unserer Empfindungen — vielleicht durch die Gräfin Hahn vermittelt, in deren Romanen dies „Gesetz der Umwandlung" (wie Ibsen es später nannte) eine Hauptrolle spielt und von der (wie von dem katholischen Pamphletisten Sebastian Brunner) S.-M. in einem seiner schlimmsten Bücher, den „Messalinen Wiens" („Der katholische Salon") ein carikirendes, ja verleumderisches Portrait entworfen hat.

Aus diesen Tendenzen ging (nach dem erfolgreichen historischen Lustspiel „Der Mann ohne Vorurtheil") seine beste Erzählung hervor: „Der Don Juan von Colomea" (1866, in Heyse's Deutschem Novellenschatz Bd. 24 mit trefflicher Einleitung abgedruckt). 1869 faßte er den großen Plan, in einem Novellencyklus „Das Vermächtniß Kains" die menschlichen Leidenschaften und

ihren Zielpunkt darzustellen, zuerst natürlich die Liebe (dann „das Eigenthum", „den Staat", „den Krieg", „die Arbeit", „den Tod"); aber er besaß nicht die Kraft Zola's und es blieb bei zusammenhanglosen Einzelgeschichten, die nur durch gewisse Idiosyncrasien verbunden sind.

In S.-M. hatte sich nämlich inzwischen eine schlimme Anlage krankhaft entwickelt. Er litt an dem erotischen Bedürfniß, seine Begier durch Mißhandlungen aufstacheln zu lassen, das man nach ihm (und seinen Figuren) „Masochismus" benannt hat (vgl. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis). Eine unglückliche Ehe gab dieser Neigung Nahrung. Aurora (v.) Rümelin, als Schriftstellerin in Sacher-Masoch's Rolle „Wanda v. Dunajew", hat sich in ihrer „Lebensbeichte" (Wanda v. Sacher-Masoch, Meine Lebensbeichte, Leipzig 1906) zwar als mißhandeltes Opfer seiner perversen Lüste dargestellt; aber auch ohne die — zu weit gehende — Antwort v. Schlichtegroll's („Wanda ohne Pelz", Leipzig 1906; vgl. von demselben: „Sacher-Masoch und der Masochismus", Dresden 1901, und von S.-M. selbst „Der Werth der Kritik", Leipzig 1873) würde man schon aus ihrem eigenen Bericht ersehen, daß sie diese Krankheit wissentlich gesteigert und gepflegt hat — anfangs vielleicht mit guter Absicht.

Allerdings hat die Ehe (1873) nicht alle Schuld; Sacher-Masoch's schwache Persönlichkeit wurde auch durch den Erfolg zerstört. Seine Romane und Novellen hatten durch ihre schlechten Eigenschaften so stark gewirkt wie durch die guten: einem ungewöhnlichen Talent, Naturen von starkem Triebleben hinzustellen, die Rede individuell zu färben, die Handlung folgerecht durchzuführen, half eine wilde Sinnlichkeit, eine schamlose Entblößung tief gefühlter Perversitäten zum Gewinn zahlloser Leser nach; gerade wie es zuerst mit dem so viel unschuldigeren Zola ging. Besonders fand er auch in Frankreich begeisterte Leser, was ihm sogar in die vornehme „Revue des deux mondes" Aufnahme verschaffte. Sein Ruf war auch die Ursache, daß man ihm 1882—85 die Leitung der Zeitschrift „Auf der Höhe" anvertraute. In rastloser Productivität erschöpfte er sich und gab sich im Leben und im Dichten immer unbedingter der Leidenschaft hin, Sacher-Masochische Romane zu erleben. Der Mann, der im „Vermächtniß Kains" noch principiell gegen Schiller's Idealismus fast mit Gründen Otto Ludwig's gekämpft hatte (2, 100), der die Verwandtschaft von Wollust und Grausamkeit (2, 179) mit romantischem Ernst betont hatte, schrieb jetzt nur Scandalgeschichten; und die „Revue des deux mondes" veröffentlichte in zehn Jahren 14 Novellen von S.-M. Dabei stumpfte sich seine Psychologie zu naturalistischer Oberflächlichkeit ab und seine Erzählungskunst zu immer neuen Variationen des Themas „Venus im Pelz": immer wieder die grausam-wollüstige Schönheit in der Pelzjacke, die mit der Peitsche ihren willenlosen Sklaven beglückt . . .

So blieb zuletzt nur noch der ethnologische Werth der galizischen und Judengeschichten übrig, in denen sich bis zuletzt die scharfe Beobachtungsgabe und rasche Inscenirungskunst dieses ebenso begabten als unglücklichen Erzählers kundgab.

Die wichtigere Litteratur ist oben angegeben; dazu kommen die Schriftstellerlexika u. s. w. Richard M. Meyer.

Sachs: Julius von S., Botaniker, geboren zu Breslau am 2. October 1832, † in Würzburg am 29. Mai 1897. Als Sohn eines Graveurs in sehr bescheidenen Verhältnissen lebend, konnte S. nur unter Verzicht auf manche Jugendfreude das Gymnasium in seiner Vaterstadt besuchen. Allein die Beschäftigung mit der Pflanzenwelt, wozu ihm durch den berühmten Physiologen Purkinje, dessen Söhne seine Schulgenossen waren, Anregung gegeben wurde,

halfen ihm über viele trübe Stunden seiner Jugendzeit hinweg. Siebzehn Jahre alt, verlor S. gleichzeitig Eltern und Bruder und so verwaist, entschloß er sich, die Schule zu verlassen und Seemann zu werden. Von diesem Plan hielt ihn Purkinje's Einfluß ab, der, seit 1850 in Prag, ihn zu seinem Assistenten erwählt hatte. So setzte S., immer noch unter manchen Entbehrungen, seine Universitätsstudien in der böhmischen Hauptstadt fort, daneben für seinen Gönner eifrig arbeitend und zeichnend. Ungefähr nach zehn Semestern promovirte er und habilitirte sich gleich darauf als Privatdocent für Botanik. Seine schriftstellerische Thätigkeit bezog sich schon von Anfang an auf Fragen der pflanzlichen Physiologie, deren Ausbau die Hauptaufgabe seines Lebens werden sollte. 1859 erhielt S. auf Empfehlung des Zoologen Stein und des damals noch als Besitzer einer Verlagshandlung in Leipzig lebenden Botanikers W. Hofmeister (s. A. D. B. XII, 644) eine Stellung als Assistent an der Forstakademie in Tharand. Hier führte er interessante Versuche mit der Cultivirung von Pflanzen in wässerigen anorganischen Nährlösungen aus, deren Resultate er in späteren Arbeiten verwerthete. Im Alter von 29 Jahren wurde S. 1861 als Professor der Botanik an die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Poppelsdorf bei Bonn berufen, woselbst er in erfolgreicher Lehrthätigkeit bis 1867 verblieb. In diesem Jahre übersiedelte er als Nachfolger de Bary's (s. A. D. B. XLVI, 225) nach Freiburg in Baden, das er aber schon ein Jahr darauf mit Würzburg vertauschte, wo er den Lehrstuhl für Botanik fast 30 Jahre hindurch, bis zu seinem Tode bekleidete, nachdem er Berufungen nach Jena, Heidelberg, Wien, Berlin, Bonn und München abgelehnt hatte. Hier in der bairischen Universitätsstadt lagen die Wurzeln seiner Kraft; hier entstanden seine wichtigsten Arbeiten; hier wurde er der Begründer einer Schule, aus der eine ganze Reihe der namhaftesten Botaniker der Gegenwart hervorging. Aber mit steigendem Ruhme entwickelte sich in S. zugleich das Selbstbewußtsein in einem Grade, daß er andere Anschauungen neben der seinigen kaum gelten ließ, wodurch er sich mit vielen Fachgenossen verfeindete. Daher verlief der Rest seines Lebens, nachdem seine Arbeitskraft nachgelassen, recht trübe. Andauernde Krankheit und unglückliche Familienverhältnisse kamen hinzu, um seinen, wohl auch infolge der Entbehrungen während der Jugendzeit entkräfteten Körper einem längeren Siechthum entgegen zu führen, aus dem ihn der Tod in einem Alter von noch nicht 65 Jahren erlöste.

S. war einer der genialsten Botaniker, von ungemeiner Energie und großer Selbständigkeit. Die Originalität seiner Forschungen sowohl, wie die von ihm ausgegangene Anregung, welche seine in formvollendeter Sprache geschriebenen Bücher gegeben haben, sichern ihm einen unvergänglichen Platz in der Geschichte seiner Wissenschaft. Am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, stand die Botanik unter Führung von Forschern wie Mohl, Nägeli, Hofmeister, A. Braun u. A. im Zeichen der morphologischen Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Abgesehen von der durch die Arbeiten Saussure's und Boussingault's begründeten Ernährungstheorie, traten rein physiologische Fragen in den Hintergrund. An dieser Stelle setzte S. ein, indem er die experimentelle Physiologie neu belebte und diesen Zweig der Botanik eine Zeit lang zu dem herrschenden machte. Noch während seiner Wirksamkeit in Tharand und weiterhin in Bonn gelang es S. nachzuweisen, daß das erste Product der in den Chlorophyllkörpern vor sich gehenden Assimilation die Stärke sei. Auf Grund mühsamer Untersuchungen an keimenden Pflanzen zeigte er, wie die Stärke im Dunkeln verschwindet, um am Lichte sich wiederum von neuem auszuscheiden und lehrte die Wege kennen, auf welchen die plastischen Bildungsstoffe, die als Folge der Assimilation auftreten, durch

den Pflanzenkörper transportirt werden (Flora 1862 und 1863; Botanische Zeitung 1862 und 1864). An diese Untersuchungen schlossen sich dann solche an, die sich auf den Einfluß des farbigen Lichtes auf die Pflanzen beziehen und die S. zu dem Resultate führten, daß, entgegen der landläufigen Ansicht der Chemiker, vorzugsweise die gelbroten Strahlen des Sonnenlichtes das Ergrünen des Chlorophyllkornes und die Zersetzung der Kohlensäure bewirken, während das blauviolette Licht die mechanischen Reizbewegungen auslöse und neben der Schwerkraft die Ursache der als Heliotropismus und Geotropismus bekannten Wachsthumskrümmungen sei (Bot. Zeitg. 1864). In späteren Aufsätzen, die in den „Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg" während der Jahre 1883—87 veröffentlicht wurden, spricht S. den ultravioletten Strahlen eine ganz besondere Bedeutung zu, da nach seiner Ansicht nur durch deren Einwirkung Blüthenbildung überhaupt entstehen könne. Zwar vermögen sich Blüthen auch im Dunkeln zu bilden, doch müßten in diesen Fällen wenigstens die Laubblätter vom ultravioletten Lichte getroffen werden. Als Erklärung für diese Erscheinung zieht S. seine Theorie der specifischen organbildenden Stoffe heran, die er in zwei Abhandlungen: „Ueber Stoff und Form der Pflanzenorgane" (Arbeiten des Würzb. botan. Instit. 1880—82) niedergelegt hat. Hiernach sei der Aufbau der verschiedenen pflanzlichen Organe, wie der Wurzeln, Stengel und Blätter, geknüpft an das Auftreten besonderer Stoffe, so daß beispielsweise die in den Laubblättern durch den Einfluß des ultravioletten Lichtes entstehenden blüthenbildenden Stoffe durch Wanderung an jene Stellen gelangen müßten, wo die Blüthen entstehen sollen. Noch in seiner letzten experimentellen Arbeit (a. a. O. 1892) hat sich S. mit diesen Dingen beschäftigt. Sehr werthvolle Resultate brachten die von S. in den siebziger Jahren veröffentlichten Untersuchungen über die Entstehung der Theilungswände im pflanzlichen Zellgewebe zu Tage, insofern er den inneren Zusammenhang zwischen der Wandbildung innerhalb der Zelle und der äußeren Form des wachsenden Organs genau bestimmte (Würzb. Instit. Bd. II, 1882—87). Sachs' letzte Publicationen bringen keine neuen selbständigen Versuche mehr, sondern beziehen sich auf allgemeine Fragen aus dem Gesammtgebiete der Physiologie, Morphologie und Entwicklungslehre. In diesen nimmt er auch Gelegenheit, seine Ansichten über die Gestaltungsursachen und die Phylogenie der Pflanzenwelt auszusprechen. Indem er die Darwin'sche Selektionstheorie innerhalb enger Verwandtschaftsgrade anerkennt und sie zur Erklärung zweckmäßiger Anpassungserscheinungen heranzieht, glaubt er doch die gesammte Stammesentwicklung im Pflanzenreich auf innere Ursachen zurückführen zu müssen. Im Zusammenhange damit steht seine Lehre von der „Continuität der embryonalen Substanz", durch welche die Einheitlichkeit in den Lebensprocessen der aufeinander folgenden Pflanzengenerationen gewährleistet sei. Vielleicht noch nachhaltiger als durch seine wissenschaftlichen Einzelarbeiten hat S. durch seine Lehrbücher gewirkt. Er war nicht nur Meister des Experiments, sondern im hohen Grade auch Meister des geschriebenen Wortes. 1868 erschien die erste Auflage seines „Lehrbuches der Botanik", der schon nach zwei Jahren die zweite und später noch bis 1874 zwei weitere folgten. Es dürfte in den letzten vier Dezennien kaum einen Jünger der Botanik gegeben haben, der nicht aus diesem Buche Belehrung und Anregung geschöpft hätte. Wie in allen seinen Schriften, hat es S. auch in seinem Lehrbuche verstanden, durch Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte das Interesse für die zu behandelnden Fragen zu erhöhen. Dazu kommt die große Fülle der meisterhaft entworfenen Originalabbildungen, von denen sehr viele ihrer Vortrefflichkeit wegen in nachfolgenden Werken anderer Autoren copirt wurden. Aehnlich epochemachend wirkte das während

seiner Thätigkeit in Poppelsdorf 1865 entstandene „Handbuch der Experimentalphysiologie", das einen Theil des in Verbindung mit Wilh. Hofmeister und Anton de Bary herausgegebenen größeren Handbuchs der physiologischen Botanik bildete. Es war seiner Zeit die erste größere Zusammenfassung aller über die Lebensvorgänge im Pflanzenkörper bekannten Thatsachen und in Bezug auf Klarheit und fesselnde Darstellung auch durch spätere Werke nicht übertroffen worden. Ebenso wirkten seine, in zwei Auflagen 1882 und 1887 erschienenen „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie" durch Inhalt und Form auf weite Kreise anregend und befruchtend. Endlich sei noch des Historikers Sachs gedacht. Für die auf Veranlassung König Maximilian's II. von Baiern durch die Münchener Akademie der Wissenschaften herausgegebene: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" schrieb S. als fünfzehnten Band jenes Sammelwerkes eine „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860". Mit unermüdlichem Fleiße ist hier das weit zerstreute Quellenmaterial gesammelt und kritisch gesichtet worden, wenngleich in der stark bevorzugten Behandlung der Morphologie, Anatomie und Physiologie gegenüber der Systematik eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen ist. Aus den 1892 und 1893 in zwei Bänden veröffentlichten „Gesammelten Abhandlungen über Pflanzenphysiologie" sind die genaueren Titel und Zeitangaben der meisten von S. verfaßten Schriften zu ersehen. Diese zusammenfassende Darstellung bringt im ersten Bande 29 Abhandlungen vorwiegend über physikalische und chemische Vegetationserscheinungen, im zweiten 14 Aufsätze über Wachsthum, Zellbildung und Reizbarkeit. Die polemischen Schriften, sowie ältere, in mehr populärer Form verfaßte und endlich solche, deren Inhalt längst Allgemeingut der Wissenschaft geworden ist, sind der Sammlung nicht einverleibt worden.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift von H. Potonié, XII. Band, 1897, Nr. 42, S. 495 u. 496. — Tägliche Rundschau, 1897, Unterhaltungs-Beilage, Nr. 126, S. 502 u. 503. — J. Sachs, Gesammelte Abhandlungen. Leipzig 1892/93. E. Wunschmann.

Sallentien: Karl Heinrich Ludwig Eduard S., Theologe, † 1897, gehörte einer Pastorenfamilie an, die nach einer Familienüberlieferung von Salzburger Emigranten abstammte, und wurde am 12. Mai 1825 zu Braunschweig geboren, wo damals sein Vater Karl Ludw. Ferd. Sallentien als Pastor zu St. Martini ein Hauptvertreter des Rationalismus war und am 16. April 1848 als Generalsuperintendent und Abt von Marienthal gestorben ist; seine Mutter Friederike Charlotte geb. Witting entstammte einer angesehenen Kaufmannsfamilie der Stadt Braunschweig. Er besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Michaelis 1844 verließ, um dem Vorbilde des Vaters folgend und aus eigener Neigung sich in Jena dem Studium der Theologie zu widmen. Hier blieb er drei Semester, in denen er namentlich den geistvollen Unterricht Karl Hase's genoß, und siedelte dann nach Halle über, wo er bis Ostern 1848 blieb, im Wintersemester 1846/47 aber, das er in Braunschweig verbrachte, krankheitshalber seine Studien unterbrechen mußte. Er hörte in Halle besonders die Vorlesungen von Julius Müller, an dessen homiletischem Seminare er auch Theil nahm, und trat in ein näheres Verhältniß zu Tholuck, dessen ebenso anregendem wie förderndem persönlichen Verkehre er sehr viel verdankte. Daneben hat er aber auch bei Erdmann mit Eifer philosophische Vorträge gehört. Verursachte ihm dies auch schwere innere Kämpfe, so hat es ihn doch später vor den Uebertreibungen der starren Orthodoxie bewahrt und in der eigenen Ueberzeugung gefestigt. Er kehrte dann in die Heimath zurück und hat hier im September 1848 die erste theologische Prüfung bestanden. Da die Aussichten für das geistliche Amt damals sehr schlecht waren, so

wandte er sich zunächst dem Lehrfache zu. Er wirkte eine Zeit lang an der Erziehungsanstalt des Pastors C. L. Kellner in Barbecke, führte dann in Braunschweig die Aufsicht über die beiden Söhne des Freiherrn v. Minnigerode und übernahm 1851 die Erziehung des Erbgrafen zu Erbach-Schönberg, den er 1852 nach Braunschweig begleitete, wo er bis Michaelis 1858 das Gymnasium besuchte. Da hier gerade eine Lehrkraft fehlte, so versah S. von Michaelis 1858 bis Ostern 1860 eine Lehrerstelle am Progymnasium. Durch diese Umstände ist es gekommen, daß er die zweite, die theologische Hauptprüfung erst im Februar 1860 erledigte. Er wurde nun im Mai 1860 Mitglied des Predigerseminars in Wolfenbüttel, zu dessen Subsenior er demnächst aufrückte. Erst im Mai 1863 erhielt er eine Pfarrstelle; er ward Pastoradjunct an der Stadtpfarre zu Blankenburg und zugleich Leiter der dortigen Bürgerschulen. Im Herbste des Jahres 1870 erhielt er zu Groß-Vahlberg und Bansleben die Pfarradjunctur, jedoch mit der Hoffnung auf Nachfolge. Aber diese Hoffnung traf nicht mehr ein. Als sein Vorgänger Friedr. Joh. Friedrich, der Vater des bekannten Schriftstellers Friedr. Friedrich, 1879 starb, war S. bereits zu höheren Würden befördert. Denn am 7. Mai 1875 wurde er wohl auf Anregung seines Freundes, des Dompredigers D. Thiele, der den Herzog Wilhelm auf den ihm von Blankenburg her wohlbekannten Geistlichen aufmerksam gemacht hatte, zum Consistorialrathe in Wolfenbüttel ernannt. Hier hat er anfangs neben Ernesti († am 17. August 1880), dann als erster geistlicher Rath die Angelegenheiten der Braunschweigischen Landeskirche geleitet. Neben den laufenden Geschäften dieser Verwaltung, die er gewandt und schlank zu erledigen wußte, nahmen seine Kraft auch gesetzgeberische Aufgaben in Anspruch, wie die Fortführung der Bearbeitung der liturgischen Ordnungen, die Herstellung einer theologischen Prüfungsordnung und andere Gesetze. Sodann die Vertretung des Consistoriums in der Landessynode und die Leitung des Predigerseminars. Wie er hier auf die Bildung und Vorbereitung des theologischen Nachwuchses durch Lehre und Vorbild großen Einfluß gewann, so war seine Thätigkeit als Generalsuperintendent auch für einen großen Theil der älteren Geistlichkeit von Bedeutung; am 1. Januar 1879 war ihm die Generalsuperintendentur zu Wolfenbüttel, am 13. März 1891 daneben die zu Blankenburg übertragen. S. stand für seine Person in religiöser Beziehung fest auf confessionellem Boden, und er hielt es für seine Pflicht, diesen auch der Kirche, an deren Spitze er gestellt war, nach Kräften zu erhalten. Dabei war er aber kein einseitiger Parteimann und weit davon entfernt, seine einflußreiche Stellung irgend welchen Sonderinteressen dienstbar zu machen. Er besaß volles Verständniß auch für abweichende Ansichten und Richtungen; nur liebte er überall, wie er zu sagen pflegte, „reinliche Verhältnisse"; unklare, verschwommene Ideen waren ihm zuwider, und kein Mann nach seinem Herzen, dem er nicht ein festes Rückgrat zutrauen durfte. Bei Besetzung von kirchenregimentlichen Stellen sah er vor allem auf persönliche Tüchtigkeit, und er trug, wo er diese fand, kein Bedenken, auch liberale Geistliche für Superintendenturen, wie für die Prüfungscommission der Geistlichen in Vorschlag zu bringen. So erfreute er sich denn mit Recht in seiner Amtsführung des allgemeinen Vertrauens; niemals ist an der Lauterkeit seiner Absichten, der Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung ein Zweifel aufgetaucht; und verdiente Anerkennung ist ihm von verschiedenen Seiten zu Theil geworden. Am 25. April 1881 wurde er zum Abte von Marienthal ernannt, zum 1. April 1890 zum Vicepräsidenten des herzoglichen Consistoriums. Zwei Jahre lang (1883 ff.) war er auch Mitglied der Oberschulcommission, aus der er aber wieder austrat, weil ihm die Eigenmächtigkeiten und Uebergriffe eines Collegen, wie vorher seinem Freunde Thiele, zu viel

Aerger bereiteten. Am 9. April 1884 verlieh ihm die theologische Facultät der Universität Rostock die Würde eines Dr. theol. honoris causa. Seit Ernesti's Tode besuchte er als Vertreter des braunschweigischen Kirchenregiments regelmäßig die evangelischen Kirchenconferenzen zu Eisenach, und es zeigt deutlich das hohe Ansehen, das er auch in diesem Kreise genoß, daß ihm zuerst nach dem Ausscheiden des Oberhofpredigers Kohlschütter aus Dresden im Jahre 1890 und dann ununterbrochen bis zu seinem Tode durch das Vertrauen seiner Collegen der Vorsitz der Conferenzen übertragen wurde.

Eine weitere Thätigkeit entfaltete S. in der Braunschweigischen Landesversammlung, in die er von 1875—1894 von der Geistlichkeit des Landes als Abgeordneter entsandt wurde. Im allgemeinen ist er hier nicht viel hervorgetreten. Durchaus loyaler und conservativer Gesinnung hat er zumeist im Sinne der Regierung gestimmt und, wenn es sich nicht um Angelegenheiten der Kirche oder Schule handelte, nur selten das Wort ergriffen, obwohl ihm dies gut zu Gebote stand, und es ihm auch an Schlagfertigkeit keineswegs fehlte. Hielt er es aber für eine Gewissenspflicht, mit seiner Ansicht hervorzutreten, so trug er auch nicht die geringste Scheu, seine ganze Persönlichkeit für die gerechte Sache einzusetzen. Er stand fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung, er hatte die Einigkeit der deutschen Stämme zu einem mächtigen Reiche und alle die großen Errungenschaften der neuen Zeit mit Freuden begrüßt und verabscheute alle Bestrebungen, die diese hätten in Frage stellen können. Aber ebenso entschieden war er für die Aufrechterhaltung der Landesrechte und die Innehaltung der Landesverfassung, die er beschworen hatte. Das war ihm eine heilige Gewissenssache. Er sah nach dem Tode Herzog Wilhelm's († am 18. October 1884) ein und gab unumwunden zu, daß von Braunschweigischer Seite die Thronbesteigung des erbberechtigten Thronfolgers, des Herzogs von Cumberland, bei Widerstreben der maßgebenden Gewalten im Reiche nicht erzwungen werden konnte. Aber er that, was in seinen Kräften stand, um die Situation zu klären. Auf seine Veranlassung theilte am 30. Juni 1885 der Staatsminister Graf Görtz-Wrisberg, um ihn zu beruhigen und den Herzog zu belasten, tendenziös ausgewählte Bruchstücke aus einem Briefe des Fürsten an die Königin von England mit, die nach Veröffentlichung des ganzen Schriftstückes in ein völlig anderes Licht gerückt wurden und dem Staatsminister öffentlich den Vorwurf der Unredlichkeit zuzogen, den dieser trotz dem Aufsehen, das die Sache machte — wohl mehr ein Zeichen vorsichtiger Klugheit als guten Gewissens — stillschweigend über sich ergehen ließ. S., der sich von ihm damals gutgläubig überzeugen ließ, hat später die Empfindung von ihm dupirt zu sein, niemals verwinden können. Bei alledem konnte er aber nicht leugnen, daß nach Beschluß des Bundesraths vom 2. Juli 1885 der Fall eingetreten war, für den zu ungestörter Fortführung der Landesverwaltung und sicherer Aufrechterhaltung der Rechte der legitimen Dynastie das Regentschaftsgesetz vom 16. Februar 1879 gegeben worden war. Als dann aber die thatsächliche Verhinderung des berechtigten Thronfolgers zur sofortigen Uebernahme der Regierung ausgesprochen und ein Regent gewählt werden sollte, da konnte er sich nicht dazu verstehen die Schuld an dieser Zwangslage dem unglücklichen Herzoge von Cumberland aufzubürden. Das geschah in dem Antrage der staatsrechtlichen Commission, der am 20. October 1885 zur Verhandlung kam. Mochten auch viele von der inneren Ungerechtigkeit dieses dem Herzoge gemachten Vorwurfs bei sich überzeugt sein: den Muth sich offen dagegen zu erklären fanden nur S. und sein Freund Thiele. Dieser lag schon auf dem Krankenlager, das am 17. Mai 1886 seinen Tod herbeiführte, als S. nochmals für die Sache der legitimen Monarchie

auf den Plan zu treten gezwungen wurde. Bei Berathung des Huldigungseides für den Regenten, Prinz Albrecht von Preußen, bat S. in der Landesversammlung auf Wunsch einiger ihm unterstellter Geistlichen, die sich in ihrem Gewissen beschwert fühlten, um eine offene Erklärung darüber, daß der neue Eid den alten dem Hause Braunschweig geleisteten Erbhuldigungseid nicht beeinträchtigen solle. Er hatte dabei angenommen, daß dieses Zugeständniß als selbstverständlich sofort gewährt werden würde, und war daher auf das äußerste überrascht, als nach der Sitzung zwei Mitglieder des herzoglichen Staatsministeriums in größter Leidenschaft auf ihn einstürmten und ihn beschuldigten, daß er die Brandfackel ins Land würfe. Doch er ließ sich nicht bange machen und gab den Herren die deutliche Antwort, es sei ihm an der Ruhe seines Gewissens mehr gelegen als an der Ruhe der Herren am Ministertische, aber er wurde in seinem Vorsatze durch dieses auffällige Verhalten nur bestärkt und setzte es trotz den Weiterungen, die ihm vom Grafen Görtz-Wrisberg gemacht wurden, mit Ausdauer und Geschicklichkeit glücklich durch, daß die gewünschte authentische Erklärung wohl oder übel vom Staatsminister gegeben wurde. Das hat viel zur Beruhigung erregter Gemüther und geängstigter Gewissen im Lande beigetragen. Aber der Vorfall machte S. doch stutzig, besonders als dicht darauf von einem Mitgliede des vor kurzem beendeten Regentschaftsrathes, dem Oberlandsgerichtspräsidenten Dr. A. Schmid, eine Schrift erschien, in der, so ungeheuerlich es angesichts der Quellen erscheint, dennoch allen Ernstes der Versuch gemacht wurde, die Beziehung des braunschweigischen Erbhuldigungseides auf die jüngere Linie des Welfenhauses, der der Herzog von Cumberland angehört, in Abrede zu stellen, und als manche Aeußerungen von hochstehenden Personen ihm zu Ohren kamen, die einen Verfassungsbruch oder, wie man zu sagen pflegte, den Uebergang vom Provisorium zum Definitivum nur vom Standpunkte der Opportunität behandelten. Scheiterten solche Pläne, ganz abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten, auch schon an der rechtlichen, streng legitimen Gesinnung des Regenten, so hielt es S. doch für seine Pflicht, auf seinem Posten im Landtage auszuharren, um gegebenen Falls etwa geplanten Staatsstreichsversuchen entschiedenen Widerstand entgegen setzen zu können. Er hat zum Glück niemals wieder politisch sich zu bethätigen Gelegenheit gehabt. Für Manche war es wohl eine Enttäuschung, daß nach diesen Vorgängen der Prinz und seine Gemahlin S. bei verschiedenen Gelegenheiten eines besonderen Vertrauens für würdig hielten; Anderen aber erschien dieses Verhältniß als ehrenvoll für beide Theile und vertrauenerweckend für die Zukunft. Nur wo das Gewissen es ihm befahl, trat S. im öffentlichen Leben hervor; sonst hielt er sich von allem politischen Treiben geflissentlich fern. Das schien ihm schon die Würde seines hohen Kirchenamtes zu fordern, der in unaufälliger Weise äußerlich und innerlich zu genügen sein eifrigstes Bestreben war. Mit einer anspruchslosen Einfachheit verband er natürliche Würde, feinen Takt, gefällige Formen und einen fröhlichen heiteren Sinn, der auch für frischen harmlosen Humor stets aufgeschlossen war. So besaß er eine glücklich harmonische Natur, in der die Kräfte des Geistes und Gemüthes im schönsten Gleichmaße standen. Die liebste Erholung von seinem Berufe fand er in dem glücklichen Familienkreise, der ihn umgab und den Charakter eines christlichen Hauses im besten Sinne des Wortes trug. Denn auch seine Gattin, Elisabeth Maenß, die er am 19. October 1864 heimgeführt hatte, stammte aus einem Pfarrhause; sie war die Tochter des Predigers Maenß in Hohendodeleben. In den letzten Jahren trug S. ein schweres Unterleibsleiden, das wiederholter Besuch des Bades Wildungen nicht beseitigen konnte, mit großer Geduld und Fassung, bis der Tod am 3. Februar 1897 seinem reichen Schaffen ein Ziel setzte.

Vgl. Braunschw. Magazin 1897, S. 25—28. — Brunonia 1897, Nr. 7. — Ev.-luth. Wochenblätter 1897, S. 26—31. — Biogr. Jahrbuch u. Dtschr. Nekrolog II, S. 371—75. — Rückblicke auf d. Braunschw. Thronfolgefrage (Braunschweig 1907), S. 8 ff. P. Zimmermann.

Sallet: Alfred Friedrich Constantin von S., hervorragender Numismatiker. Geboren am 19. Juli 1842 zu Reichau bei Nimptsch in Schlesien, verlor er seinen Vater Friedrich v. Sallet, den Dichter des „Laienbreviers“ (s. A. D. B. XXXIII, 717), schon im Februar des folgenden Jahres; so lag die Erziehung des Knaben für die nächsten Jahre ganz in den Händen der Mutter Caroline geb. v. Burgsdorff, einer hochbegabten und feingebildeten Frau, der ihr Sohn stets in treuer Liebe ergeben gewesen ist. In zweiter Ehe heirathete sie 1849 Dr. Theodor Paur aus Neiße, den bekannten Danteforscher und Politiker, der sich die Zuneigung und Verehrung seines Stiefsohnes zu gewinnen wußte und entscheidenden Einfluß auf die weitere Entwicklung desselben gehabt hat. Seine ersten Schuljahre verbrachte S. auf dem Maria Magdalenen-Gymnasium in Breslau, fünf weitere auf dem Gymnasium zu Görlitz. Dort als Schüler hat er begonnen, Münzen zu sammeln, eine Neigung, die für seinen Lebenslauf bestimmend geworden ist. Ostern 1862 zur Universität entlassen, begab er sich nach Berlin, um dort Archäologie und Geschichte zu studiren. Die Interessen des jungen, vorzüglich beanlagten Studenten gingen sehr in die Weite; sein eigentlicher Lehrer wurde Th. Mommsen. Dieser hatte 1860 sein „Römisches Münzwesen“ vollendet und dabei klarer als irgend ein anderer Alterthumsforscher vor ihm erkannt, ein wie weites Arbeitsgebiet die antike Münzkunde noch biete; ihm war es darum doppelt willkommen, gerade um diese Zeit einen begabten Schüler zu finden, der mit seinen Studien hier einsetzen konnte. Sallet's erste numismatische Monographien sind alle aus Arbeiten für Mommsen's Seminar hervorgegangen. Von den „Beiträgen zur Geschichte und Numismatik der Könige des Cimmerischen Bosporus und des Pontus von der Schlacht bei Zela bis zur Abdankung Polemo II.“ (Berlin 1865) hatten die ersten Abschnitte seine Dissertation gebildet: „De Asandro et Polemone Cimmerii Bospori regibus quaestiones chronologicae et numismaticae“, auf Grund deren er am 31. Juli 1865 promovirt worden war. Zu einer zweiten Schrift: „Die Fürsten von Palmyra unter Gallienus, Claudius und Aurelian“ (Berlin 1866) hat Mommsen einen Anhang beigesteuert über die Bedeutung des Titels DVX, den Vaballath auf den in Alexandria geprägten Münzen führt. Es folgte eine Abhandlung „Die Daten der Alexandrinischen Kaisermünzen“ (Berlin 1870).

Vom Beginn seiner Studentenzeit an war S. einer der eifrigsten Besucher des königlichen Münzcabinets, das, als 1868 die bis dahin getrennten Abtheilungen der antiken und modernen Münzen vereinigt wurden, ganz unter die Leitung Julius Friedlaender's (s. A. D. B. XLVIII, 780) kam. S. war heimisch geworden im Münzcabinet, und Friedlaender, der seine hervorragende Begabung für die Numismatik hatte verfolgen können, konnte sich in der That keinen Geeigneteren aussuchen zum Hülfsarbeiter, als S., der schon im nächsten Jahr (Januar 1870) zum Directorialassistent am Münzcabinet ernannt wurde. Die vermehrten Mittel, welche nach dem französischen Kriege den Museen für ihre Ankäufe zur Verfügung gestellt werden konnten, ermöglichten es Friedlaender innerhalb weniger Jahre die großen Privatsammlungen v. Prokesch-Osten und Fox für das Berliner Münzcabinet zu erwerben. Gerade in diese Zeit fällt denn auch Sallet's reichste litterarische Thätigkeit. Die „Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde“, die in Berlin erschienen, die aber Koehne von Petersburg aus redigirte, hatten

sich überlebt; auf Anregung Mommsen's und Friedlaender's wurden sie jetzt abgelöst durch die „Zeitschrift für Numismatik“ (1872), deren Redaction S. anvertraut wurde, und von der bis zu seinem Tode 20 Bände erschienen sind. Er hat es verstanden, für die Zeitschrift tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen und sie den besten französischen und englischen Fachzeitschriften ebenbürtig zu machen. Zugleich bot sich ihm aber auch Gelegenheit, durch seine eignen Arbeiten für Andere vorbildlich zu wirken. Man hat der Zeitschrift vielfach vorgeworfen, daß sie sich damals beschränkt hat auf antike Münzkunde und auf die mittelalterliche, über das 16. Jahrhundert aber nicht hinausgehen wollte. Diese Beschränkung des Programms, wiewohl sie mit den Neigungen des Herausgebers zusammenhing, hat doch ihre guten Früchte getragen; die Behandlung der neueren Münzkunde war um jene Zeit, wenn man von den Arbeiten einiger Wenigen, die eine rühmenswerthe Ausnahme machten, absieht, noch eine durchaus dilettantische und hat erst seitdem wissenschaftliche Form angenommen. Daß die Münzkunde aller Zeiten als ein großes Gesammtgebiet behandelt werden müsse, stand für S. fest; beschränkt hat er sich auch durchaus nicht auf die antike Münzkunde; erwähnt sei hier nur seine Arbeit über Petrissa und Pribislaw, auf Grund des Michendorfer Münzfundes, der ein Stück der Geschichte Albrecht des Bären aufgehellt hat (Zeitschr. f. Num. VIII, 249); aber gern überließ er diese Forschungen seinem Freunde und Fachgenossen, dem Landgerichtsrath H. Dannenberg. In welchem Maße S. die Gabe besessen hat, sich auch in ein ihm bis dahin fremdes Gebiet rasch einzuarbeiten und mit scharfem Blick herauszufinden, wo hier die Forschung einzusetzen habe, beweist sein Buch: „Die Nachfolger Alexander's des Großen in Baktrien und Indien“ (Berlin 1881), zuerst erschienen in der „Zeitschrift für Numismatik“ Bd. VI—VIII. Der Ankauf der reichen Sammlung orientalischer Münzen des englischen Obersten Guthrie im J. 1875 hat ihn darauf geführt, jener eigenartig kraftvollen griechischen Cultur nachzugehen, die im fernen Osten unter stetem Kampf mit dem Barbarenthum sich entwickelt hat; es ist Sallet's reifste Arbeit geworden. Hier hat die Münzkunde helfen müssen, ein Stück Geschichte aufzuhellen, für welches die litterarische Ueberlieferung eine ganz trümmerhafte ist, inschriftliche Denkmäler aber bisher noch nicht zu Tage gekommen sind; nur für die Ausläufer dieser Cultur kann die indische Epigraphik mit herangezogen werden. Zur Eigenart seines Charakters gehörte, daß er sich frei und ungebunden fühlen mußte; Mommsen hatte geglaubt, als 1874 die Preußische Akademie der Wissenschaften für das damals geplante Corpus numorum ein Ausschreiben zur Bearbeitung der Münzen Bithyniens erließ, die dann als Probeband für das Corpus dienen sollte, S. hierfür gewinnen zu können. Er hat sich nicht darauf eingelassen, weil es ihm unerträglich war, nach einem Programm zu arbeiten, das Andere ihm vorschreiben wollten; zudem erkannte er auch, daß das Unternehmen damals noch verfrüht war. Gleich anderen Numismatikern vertrat auch S. die Ansicht, daß erst Kataloge der großen Sammlungen zu drucken seien, dann erst an das Corpus zu gehen sei. Das Britische Museum hatte mit dem Druck seines Catalogue of greek coins begonnen, das Pariser Cabinet ebenfalls; ihnen gedachte er auch den der Berliner Sammlung an die Seite zu stellen. Friedlaender hatte den alten Bestand der Sammlung bis zu den großen Ankäufen der siebziger Jahre zum Druck vorbereitet; als S. nach dessen Tode 1884 das Amt des Directors übernahm, wurde dieser Plan denn auch alsbald aufgenommen, und in den Jahren 1888 bis 1893 sind unter dem Titel: „Beschreibung der antiken Münzen“ drei Bände erschienen: Thracien und Macedonien von ihm selbst bearbeitet, der dritte, Italien, Abth. 1, bearbeitet von H. Dressel. Das Unter=

nehmen hat ein ähnliches Geschick gehabt, wie zuvor Friedländer's handschriftlicher Katalog; die großen Ankäufe in den Jahren nach Sallet's Tode haben den Bestand der Sammlung wieder einmal so völlig verändert, daß ohne Neubearbeitung der bereits erschienenen Bände nicht an eine Fortsetzung des Werkes gedacht werden könnte. Gleichwohl wird zugegeben werden müssen, daß auch neben dem Corpus numorum einem solchen gedruckten Sammlungskatalog, der gleich dem englischen ein vielbändiges Werk werden würde, der selbständige wissenschaftliche Werth nicht abzusprechen ist. Es war vielleicht mit Rücksicht auf den begonnenen Katalog, daß S. sich als Director davon ferngehalten hat, große Reihen für das Cabinet zu erwerben, dafür aber in Einzelankäufen besonders interessante und werthvolle Stücke demselben zuführte; den bedeutendsten Zuwachs erhielt während seiner Amtsführung die mittelalterliche Abtheilung, als die Sammlung Dannenberg 1892 angekauft werden konnte; wenn es alsdann auch 1896 noch gelungen ist, die Sammlung Fikentscher, die lediglich die brandenburgischen Prägstätten der fränkischen Fürstenthümer umfaßt hat, zu erwerben, ist das wesentlich seinem damaligen Assistenten J. Menadier zu verdanken. Sallet's letzte Arbeit für das Cabinet war ein Band der „Handbücher der Königlichen Museen zu Berlin“, betitelt: „Münzen und Medaillen“ (Berlin 1898), dessen Erscheinen er nicht mehr erlebt hat.

Sallet's Interessensphäre ging weit hinaus über das Specialgebiet der Numismatik. Er war ein geborener Sammler; wer in seine Wohnung kam im Osten Berlins am Friedrichshain, erst Landsberger Allee 6, dann 39, den empfing ein wahres Museum, alte Holzschnitzereien, Metallarbeiten deutscher wie italienischer Kunst, Kupferstiche und Holzschnitte, eine viel bewunderte Dürer-Sammlung, Miniaturen, Inkunabeln, daneben wieder antike Vasen, Broncen, Terrakotten, selbst Schwerter der Broncezeit, für alles hatte er Sinn und feines Verständniß. Gar manchmal hat sein Spürsinn in unscheinbar gewordenen Miniaturen bei Antiquaren historisch werthvolle Reste von Bilderhandschriften erkannt, manch hübscher Aufsatz, den er dann in Localzeitschriften veröffentlichte, zumal in schlesischen, ist hieraus entstanden. Was er für seine Sammlung erwarb, wollte er sich auch geistig zu eigen machen; dies führte ihn zu historischen und kunsthistorischen Forschungen auf den allerverschiedensten Gebieten, wobei man immer wieder staunen mußte, wie rasch er sich hier zurechtfand. In und mit seinen Sammlungen lebte er, je mehr er sich in den späteren Jahren vom früher gern gepflegten Verkehr zurückzog. Als er sich 1884 bei Uebernahme des Directoramtes trennen mußte von seiner Münzsammlung — sie war wenig umfangreich, enthielt aber damals fast nur noch Stücke von auserlesener Schönheit —, that er dies nur mit Selbstüberwindung, hatte ihm doch gerade dieser Theil seiner Sammlungen die Anregung zu so mancher schönen Entdeckung gegeben; sogar die treffliche Schrift über „Die Künstlerinschriften auf griechischen Münzen“ (Berlin 1871) ist durch Erwerbungen für seine Privatsammlung veranlaßt worden.

Mit einer gewissen Vorliebe wandte sich S. in seinen kunsthistorischen Studien der deutschen Renaissance und der Reformationszeit zu. Bald finden wir ihn hier mit Portraitmedaillen jener Epoche, bald mit Zeichnungen und Kupferstichen A. Dürer's, L. Cranach's u. A. beschäftigt. In dem Stammbaum seiner Familie waren auch Nachkommen M. Luther's; er hat es verstanden, sich in Geist und Wesen der Reformationszeit einzuleben, die Eigenart eines U. v. Hutten war ihm vertraut. Im persönlichen Verkehr war S. geistsprühend und witzig; er besaß eine reiche poetische Anlage, die Freunden gegenüber sich oft in liebenswürdigster Weise zeigte. Es hat seinem Leben auch an bitteren Erfahrungen nicht gefehlt; aber sein durchaus nobler Charakter hat

ihm geholfen auch diese zu ertragen. S. war eine reich begabte, ungemein vielseitige Natur, für alles Hohe und Schöne zugänglich, dem Gemeinen abhold. Wo immer er sich wissenschaftlich beschäftigte, vermochte sein scharfer Verstand, sein weites Wissen die Forschung zu fördern. Sein litterarisches Arbeiten war ungemein reichhaltig. Für seine Person war er ganz anspruchslos; körperlich schwächlich, gedachte er sich bald von seinem Amte zurückzuziehen, um dann in seiner schlesischen Heimath ganz seinen Neigungen leben zu können; ein kurzes Leiden hat am 25. November 1897 seinem Leben ein Ende gemacht. S. ist kinderlos gestorben und mit ihm der schlesische Zweig seiner Familie ausgestorben.

Nekrologe: R. Schöne, Zur Erinnerung an A. v. Sallet: Jahrb. der Königl. Preußischen Kunstsammlungen 1898, S. 3 ff., mit Portr., abgedr. m. Schriftenverzeichniß: Revue internat. d'archéologie et de numism. (Ath.) I, 189 ff. — H. Dannenberg: Zeitschr. f. Num. XXI, 1 ff. H. Gaebler: Num. Zeitschr. (Wien) XXIX, 365. R. Weil: Neues Lausitzisches Magazin LXXIV, 311 ff.

R. Weil.

Salpius: Ludwig Wilhelm von S., Generalmajor, wurde geboren am 28. September 1785 zu Nauen als Sohn des dortigen Superintendenten Ludwig Salpius. Er besuchte von 1800 ab das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin, studirte dann zu Halle Rechts- und Staatswissenschaften und leitete die Erziehung des späteren Handelsministers Itzenplitz. Als der König dann 1813 sein Volk zu den Waffen rief, meldete sich S. zur Landwehr des Oberbarnimschen Kreises und nahm als Officier und Adjutant an dem großen Freiheitskriege theil. Er wurde 1815 zum Premier, 1816 zum Capitän befördert, war eine Zeitlang Adjutant des Generals v. Borstell in Königsberg und wurde 1821 in den Großen Generalstab berufen. 1822 zum Major ernannt und 1835 in den erblichen Adelsstand versetzt, rückte er 1837 als Chef des Generalstabes beim Gardecorps zum Oberstlieutenant und 1839 zum Oberst auf. Dann wurde er Commandant der Festung Danzig und 1845 Generalmajor. Nachdem er 1846 als solcher zur Disposition gestellt worden war, lebte er in Berlin, wo er von 1855—58 Mitglied der Generalordenscommission war und am 6. März 1866 starb. Aus seiner 1821 geschlossenen Ehe mit Ulrike v. Oldenburg stammen vier Söhne.

S. hat sich auch auf dem Gebiete der Kurzschrift als Vertreter der Horstig'schen Stenographie bekannt gemacht, die er früh erlernt hat und ständig beim Nachschreiben von Vorlesungen, bei Führung von Tagebüchern u. s. w. verwendete. Er hat auch das Horstig'sche Alphabet durch Einfügung neuer Zeichen für Vocale und Consonanten ergänzt und weitere Abkürzungen für Silben und Endsilben gebildet. Während seiner Thätigkeit im Großen Generalstab verbreitete er die Kenntniß dieser Schrift unter den Officieren des Generalstabs sowie unter den Schülern der Kriegsakademie, an der er kriegswissenschaftliche Vorlesungen hielt.

Vgl. Panstenographikon (Leipzig 1869) I, 2, S. 173 u. ff. — Der Schriftwart (Berlin 1897), 4. Jahrg., Febr. u. Mai/Juni 1897, S. 9, 33.

Johnen.

Salsborch: Hinrik S., Doctor und Ritter, in Hamburg geboren, 1505 bis 1523 Rath des Herzogs Karl Egmond von Geldern, 1524—1531 Bürgermeister in Hamburg, † am 17. März 1534, war einer der entschiedensten und geistig bedeutendsten Gegner der Reformation, die im J. 1529 in Hamburg ihren Abschluß erreichte. S. war unter den zehn Kindern des gleichnamigen Rathsherrn das älteste. Der Rathsherr war im heutigen Fürstenthum Reuß jüngerer Linie geboren und nannte sich nach der Burg oder dem Städtchen Saalburg a. d. S., wurde Kaufmann in Hamburg, 1475 in den Rath gewählt

und starb 1503 mit Hinterlassung eines großen Vermögens. Wenn man annehmen darf, daß der in Rostock 1492 am 26. Mai immatriculirte Student „Hinricus Sadelsborch de Hamborch“ der spätere Bürgermeister ist, so wird seine Geburt in die siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts zu setzen sein. Ihm wird häufig bald der Magistertitel, bald der Doctortitel beigelegt, ohne daß sein Name sich unter den Graduirten Rostocks befindet. Lappenberg bezeichnet ihn als Doctor Juris in den Anmerkungen zu den Niedersächsischen Chroniken (S. 587). Vielleicht ist S. in Köln promovirt worden; denn am Niederrhein begann er seine Thätigkeit. Das erste, was man von Salsborch's Thätigkeit weiß, ist, daß er 1504 als Syndikus der Stadt Kampen in Lübeck erschien, um Streitigkeiten zwischen Bürgern Lübecks und denen der Städte Kampen, Deventer und Zwolle zu schlichten. Die von S. gemachten Vorschläge wurden auf dem zu Lübeck 1504 stattfindenden wendischen Städtetage angenommen. Im nächsten Jahre wird S. der Rath des Herzogs Karl Egmond von Geldern (s. A. D. B. XV, 288), welcher nur höchst widerwillig die österreichisch-burgundische Herrschaft Philipp's des Schönen von Spanien und nach dessen Tode wiederum die Kaiser Maximilian's ertrug. Um sich von dieser Herrschaft zu befreien, verbündete Herzog Karl sich mit Frankreich. Unermüdlich suchte er Oesterreich in den niederländischen Gebieten Feinde zu erwecken, Bundesgenossen suchend, wo er nur hoffen konnte, solche zu finden. Unerschöpflich an List und Tücke, ein befähigter Kriegsmann und Staatsmann, führte er Kriege, die sein eigen Land und die Nachbarländer verheerten. Im Dienste dieses Herrn lernte S. die verschlungenen Pfade der Diplomatie kennen und muß, nach den verschiedensten Aufträgen zu urtheilen, die der Herzog ihm in seiner neunzehnjährigen Dienstzeit ertheilte, sich zweifellos als geschickter und gewandter Unterhändler bewährt haben. „Die vorhandenen Quellen“, schreibt Nirrnheim (s. unten), „gestatten uns nicht, uns auch nur ein annähernd vollständiges Bild von Salsborch's Thätigkeit zu machen“; aber sie beweisen, wie mannichfaltige und wie verschiedene Dienste S. seinem Herrn leistete.

Im J. 1505 wurde S. mit einem Priester nach Diest in Nordbrabant gesandt, um hier für den Herzog zu wirken. Ein nicht geringes Vertrauen bewies Herzog Karl seinem Rath, indem er mit Reinier, Bastard von Geldern, auch S. zum gefürchtetsten Feinde des burgundischen Hauses, Ludwig XII. von Frankreich, nach Mezières schickte, mit diesem einen Vertrag abzuschließen. Im Mai 1506 kam er zu Stande: der Herzog versprach mit seinen Landen und Unterthanen, dem Könige dienen zu wollen, wogegen ihm der König eine Pension von 15000 Livres aussetzte und eine Compagnie Lanzenträger zur Verfügung stellte. In dem nun folgenden Kriege zwischen König Ludwig und Herzog Maximilian von Burgund errang Herzog Karl glückliche Erfolge. S. hatte während desselben Truppen zu werben, scheint für seinen Herrn die zweijährige Rechnung über die Kriegsoperationen geführt zu haben und ist stets bereit, den nöthigen Sold für die Truppen herbeizuschaffen; als die Noth einmal recht groß war, tritt er mit einigen anderen Hofleuten selbst helfend ein und zahlt aus seinem eigenen Vermögen etwa 300 Gulden. 1515 war S. Drost im Lande Kessel, ohne aufzuhören, herzoglicher Rath zu sein. Hier hatte S. in der Stadt Horst sein eigenes Haus, gleichwie er ein solches auch in der Stadt Geldern besaß. Ein Beispiel, wie Karl Egmond jede Gelegenheit benutzte, seine Herrschaft zu vergrößern, bietet der Krieg zwischen Ostfriesland unter seinem Grafen Edzard und Westfriesland unter Georg von Sachsen. Es handelte sich wesentlich um den Besitz der Stadt Groningen. Herzog Karl stellte sich auf Seiten Edzard's und wußte Groningen an sich zu bringen,

nachdem schon seit dem Frühjahr 1514 ganz Gelderland in seinem Besitze war. Seine Pläne, zu denen er nun wieder S. brauchte, gingen aber weiter. Da auf Seiten Georg's von Sachsen auch die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel gekämpft hatten, die mit dem Herzog Heinrich I. von Braunschweig-Lüneburg in Fehde lagen, so suchte er diesen auf seine Seite zu ziehen, indem er um dessen Tochter Elisabeth anhielt. Zum Unterhändler diente S. Nach langen Vorverhandlungen wurde S. im J. 1518 zum Herzog gesandt mit Vollmacht und ausführlicher Instruction ausgerüstet. Im August wurde die Verlobung ausgesprochen und am 5. Februar 1519 begrüßte S. mit anderen Räthen, Adeligen und Geistlichen in Zütphen die junge, mit großem Gefolge einziehende Fürstin als Landesmutter. Nach Kaiser Maximilian's Tode scheint Herzog Karl den Zeitpunkt günstig erachtet zu haben, um seinen Frieden mit dem Hause Oesterreich zu machen. Im November 1520 schickte er Räthe, unter denen S. und Johannes Veersen namentlich aufgeführt werden, zu Karl V., der ihnen in einem zu Boppard am 22. November ausgestellten Schreiben sicheres Geleit zum Reichstag nach Worms gewährt. Ob die geldernschen Gesandten auf demselben erschienen sind, ist nicht gesagt. Von Interesse wäre es, zu wissen, ob S. daselbst Luther gesehen hat, dessen Anhängern in Hamburg es nach wiederholten Versuchen endlich gelang, S. aus der Rathsstube auszuschließen.

Zunächst harrte seiner ein schwieriger Auftrag seines Herrn, der auf neue Mittel sann, seine Herrschaft in Friesland zu befestigen. S. wurde 1523 nach Lübeck und Hamburg gesandt, um beide Städte für ein Bündniß mit dem Herzoge zu gewinnen und demnach den Westfriesen gegen das unter burgundischer Herrschaft stehende Holland beizustehen. Diese Gesandtschaft wurde verhängnißvoll für S. und führte ihn in neue Lebensbahnen. Lübeck, das schon lange die Fortschritte des holländischen Handels auf der Ostsee argwöhnisch beobachtet hatte, nahm anfangs den Bündnißantrag mit Dank gegen den Herzog zwar an, aber ein Bündniß kam nicht zu Stande. Hamburg aber, wo S. am Palmsonntag angekommen war, hatte vielfach von den friesischen Seeräubern gelitten; „Dockum," jetzt unter einem geldernschen Statthalter, „war ein verrufenes Seeräubernest". Jetzt traf wieder in Hamburg die Nachricht ein, daß die Westfriesen ein Hamburger mit Tuchen beladenes Schiff aufgebracht hätten. Wie stimmte das mit Salsborch's Bündnißantrag zusammen? Man glaubte ihm einfach nicht. Die Bürgerschaft war erbittert; der Rath schickte mit völliger Ignorirung Salsborch's zwei seiner Mitglieder nach Dockum, um sich mit dem Statthalter ins Vernehmen zu setzen, die auch nach Amsterdam sich begaben, um die Sicherheit des gegenseitigen Schiffsverkehrs zu verabreden. Der Herzog wurde ungeduldig über Salsborch's langes Ausbleiben, und S. entschuldigte sich darüber in einem Briefe vom 24. Juni mit körperlichen Leiden, die ihn am Reiten und demnach an der Rückkehr hinderten. Am 13. Juli wiederholt S. in einem Schreiben an den Herzog seine Klagen: er sei ein kranker Mann, habe zu Schiff nach Gröningen oder Dockum zurückkehren wollen und schon Abschied von seinen Verwandten genommen, als ihm vom Rath geboten war, vor ihm zu erscheinen. Der Rath habe ihm eröffnet, daß er vom Rath zu seinem Mitgliede gewählt sei; auf Salsborch's Einreden dagegen habe er nur die Antwort erhalten: es müßte also sein. Dies geschah am 9. Juli. Nichts mehr wissen wir über diese auffällige Wahl. Erst aus Salsborch's Briefen an den Herzog, im Reichsarchiv zu Arnheim bewahrt und von Nirrnheim veröffentlicht, ist dies bekannt geworden. Diese Erwählung bildet den Wendepunkt im Leben Salborch's.

Das Verfahren des [sich selbst ergänzenden] Rathes ist unbegreiflich.

Das Stadtrecht von 1497 versagte sowohl hamburgischen als holsteinischen in Hamburg lebenden Beamten den Eintritt in den Rath. Um so weniger konnte ein auswärtiger Gesandter in den Rath gewählt werden. Wie konnte ferner der nunmehrige hamburgische Rathsherr in demselben Briefe vom 13. Juli schreiben: er wolle, „solange er lebe, seiner fürstlichen Gnaden Dienst thun?" Wie die Verhältnisse zwischen Friesland und Hamburg lagen, mußte ein so erfahrener Diplomat, wie S. war, sich sagen, daß beider Betheiligten Interessen sich völlig widersprachen. Diesem Conflicte aus dem Wege zu gehen, hätte S. sich auf sein Gesandtschaftsrecht berufen müssen, das ihm verbot, ohne vom Herzog entlassen zu sein, in eine fremde Regierung einzutreten. Der Verdacht ist nicht abzuweisen, daß S. die Wahl selbst gewünscht, günstige Umstände benutzt hat, sie herbeizuführen und endlich die Treue gegen seinen Herrn gebrochen hat. Dem Rath mochte es willkommen sein, einen so gewandten Unterhändler für Hamburg zu gewinnen. S. selbst mochte zweifeln, ob er sich in der Gunst des Herzogs erhalten könne. In Hamburg hatte er angesehene Verwandte: seine erste Frau, zwar aus Geldern stammend, war dort gestorben, hatte ihm aber den einzigen Nachkommen hinterlassen, der 1523 eine Tochter des hamburgischen Bürgermeisters Barthold vom Rhine geheirathet hatte. 1516 hatte S. in Hamburg Anna Bockholt, Nichte des Hinrich Bockholt, des letzten katholischen Bischofs von Lübeck (1523—1535) geheirathet. Aus dem väterlichen Nachlaß besaß S. bedeutenden Grundbesitz in und außerhalb der Stadt. Auch dies mochte ihn bestimmen, nicht nach Geldern zurückzukehren. Der Herzog würdigt ihn keiner Antwort und ließ Beschlag auf sein Eigenthum legen durch Jan v. Wittenhorst, der am 30. Juli die Ausführung des Befehls seinem Herzog meldet und dabei bemerkt, daß Salsborch's Brüder Joachim und Peter, von ihm abgesandt, die Häuser Salsborch's ausgeräumt und bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube gemacht hätten. Zwischen seiner Erwählung in den Rath und dieser Meldung lagen drei Wochen. Danach ist es höchst wahrscheinlich, daß S. schon vor seiner Erwählung auf Mittel gesonnen hat, sein Eigenthum vor herzoglicher Beschlagnahme zu schützen. Und dies bezeugt doch, daß S. bei seinem Eintritt in den Rath kein gutes Gewissen haben konnte. Trotzdem hegte S. die Hoffnung, noch in Hamburg dem Herzog nützen zu können. Selbst 1526 im März bat er den geldrischen Kanzler Dr. Lanck, sich für ihn beim Herzog zu verwenden. Allein der Herzog übertrug seinen Zorn gegen S., den er als Hochverräther ansah, auf Hamburg und ließ Arrest auf Hamburger Schiffe und Waren legen: der geldrische Rath Wynand von Arnheim erließ im Frühjahre 1524 eine Bekanntmachung, in der es hieß: „Die Hamburger soll man anhalten und ihre Güter in Verwahrung nehmen, bis man weiß, ob sie Hinrik Salsborch, den Diener meines gnädigen Herrn, losgeben wollen." Für den Schaden, den Hamburger Bürger dadurch erlitten, machten sie noch in späteren Jahren S. wiederholt verantwortlich.

Zunächst begünstigte ihn das Glück: noch nicht drei Vierteljahr dem Rath angehörig, wählte dieser ihn im Februar 1524 zum Bürgermeister und als solcher hatte er gleich Gelegenheit, sich um seine Vaterstadt verdient zu machen, als der vertriebene König Christian II. von Dänemark Pläne schmiedete, sich wieder der Krone zu bemächtigen. Christian II. selbst war nach den Niederlanden, dem Gebiet seines Schwagers Karl's V., geflohen, und wenn es ihm auch nicht glückte, die Statthalterin Margaretha von Oesterreich für sich zu gewinnen, so zogen doch Kurfürst Joachim von Brandenburg und andere Fürsten Norddeutschlands für ihn Truppen, namentlich gegen Hamburg und Lübeck, zusammen. Denn beide Städte widersetzten sich seiner Rückkehr. Ham=

burg sah seine Selbständigkeit bedroht, weil der König schon früher versucht hatte, Holstein zu einem dänischen Lehen zu machen; Lübecker Rathssendeboten aber hatten sich gar vernehmen lassen: „Lieber sterben, lieber Türken und Russen herbeirufen, als Christian wieder zurückkehren lassen.“ Diese entschiedene Gegnerschaft Lübecks war veranlaßt durch Christian's bisherige Politik, Dänemark zur herrschenden Macht des Nordens, besonders der Ostsee, zu machen. Während Hamburg sich zur Vertheidigung gegen die Freunde Christian's bereitete, verliefen sich aber die feindlichen Truppen, da der Sold ausblieb. Friedliche Verhandlungen, zu denen Kaiser und Papst u. A. im April 1524 ihre Gesandten nach Hamburg geschickt hatten, fanden endlich in Kopenhagen ihren Abschluß durch die Krönung Friedrich's I. zum König von Dänemark am 7. August 1524. Der Wortführer der Hamburger Rathssendeboten war S. gewesen und wie viel Dank Friedrich I. Hamburg und Lübeck, namentlich den beiden Bürgermeistern S. und Thomas v. Wickede schuldete, beweist der Ritterschlag, der Beiden am Krönungstage zu Theil wurde; „wohl der erste und einzige derartige Fall in der Geschichte der beiden Städte“ (Dietr. Schäfer in A. D. B. XLII, 320).

Mit der Absetzung Christian's II., der sich auf die burgundischen Niederländer gestützt hatte, hatte S. aber auch dem Herzog von Geldern einen Dienst geleistet, worauf S. sich berufen konnte. In allen Briefen von 1523 bis 1526 unterließ er nicht, seine Dienstbeflissenheit für Herzog Karl zu betheuern und andererseits zu bitten, daß dieser Salsborch's Rechenschaftsablage annehmen und sein Eigenthum herausgeben möge. Auch muß zu Salsborch's Rechtfertigung in seinen Privatangelegenheiten bemerkt werden, daß, als auf des Herzogs Befehl von der Kanzel herab diejenigen aufgefordert wurden, sich zu melden, die durch S. geschädigt seien, keiner erschien, wohl aber Privatschuldner des S. Auch Friedrich I. trat für S. ein, indem er einen Abgesandten, Diederich van Rede, zu Gunsten Salsborch's abfertigte (März 1526), um ihn zu bewegen, „S. zu gnädiger Audienz und Gehör kommen zu lassen“. Allein der Herzog blieb unerbittlich. Hamburg selbst verdankte Salsborch's Thätigkeit in Kopenhagen außer bedeutenden Handelsprivilegien in Dänemark, Norwegen und Schleswig-Holstein auch die Bereitwilligkeit des Königs mit Hamburg und Lübeck über die Vollendung des Alster-Trave-Canals zu verhandeln. Der für damals großartige Plan war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgegeben worden, wurde nun aber durch den König von Dänemark gefördert (1525). Um den Bau und die Rechnungsführung zu überwachen, setzte Hamburg eine Commission von vier Rathsherren und sechszehn Bürgern ein; Vorsitzender war S., der in den nächsten Jahren wiederholt mit dänischen Commissaren und holsteinischen Gutsbesitzern zu verhandeln hatte, auch einen Schleusenmeister aus Kampen anstellte, bis endlich um Martini 1529 die ersten Schiffe aus Lübeck in Hamburg landeten. Noch in diesem und dem folgenden Jahre mußte sich S. zum Könige begeben, um wegen Abgaben auf dem „Wassergraben“, wie der Canal genannt wurde, Rücksprache zu nehmen. Auch sonst fehlte es ihm nicht an Reisen in Hansaangelegenheiten nach Lübeck, zum Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, nach Salzwedel, um allerlei Mißverständnisse beizulegen.

So sehr es S. geglückt war, der Stadt Hamburg ersprießliche Dienste zu leisten, so wenig berücksichtigte er die Stimmung der Bürgerschaft, die der kirchlichen Reformation immermehr zuneigte. Schon 1524 hatte der Kirchenvorstand von St. Nikolai Bugenhagen zum Pastor berufen; da aber der Rath Einspruch erhob, konnte Bugenhagen dem Rufe nicht folgen. Neben der Forderung der kirchlichen Reformation erhob die Bürgerschaft auch den An=

spruch, größeren Einfluß auf die Verwaltung zu gewinnen. In allen diesen Fällen erwies sich S. unzugänglich gegen die Bürgerschaft. Betrachtet man Salsborch's harte Worte gegen die römischen Priester nach der 1529 endgültig eingeführten Reformation, so kann man sich nicht gegen den Eindruck verschließen, daß dem langjährigen Diener des Fürsten die kirchlichen Angelegenheiten gleichgültiger waren als die Autorität des regierenden Bürgermeisters.

In den Jahren 1524 bis 1529 wandte sich Hinrik S. zunächst gegen die kirchlichen Neuerungen der Bürgerschaft. Als 1524 selbst das Domcapitel mit dem Rath und vielen Kirchenjuraten gegen den Domherrn Banskow (s. A. D. B. II, 43) entschieden hatten, daß nicht dieser, sondern Bürger die Aufsicht über die von ihnen gegründete und jahrhundertelang erhaltene Nikolaischule zu führen hätten, protestirte S. mit zwei anderen Bürgermeistern gegen diese Einigung. Um Michaelis 1525 nach Bremen gesandt, um in einer Streitfrage zwischen dem katholischen Erzbischof und dem evangelischen Rath der Stadt zu vermitteln, trat S. auf die Seite des ersteren; und bei einer bald darauf stattfindenden Versammlung in Mölln richtete S. an den Rath von Lüneburg die Bitte, den sehr gewandten Dominicaner Augustin v. Getelen (s. A. D. B. XLIX, 336) noch länger in Hamburg zu belassen, wohin er zur Vertheidigung der römischen Lehre als Prediger gesandt worden war. Allein Salsborch's Bemühungen, die evangelische Strömung aufzuhalten, waren umsonst, nachdem in zwei öffentlichen Disputationen die evangelischen Prediger im Mai 1527 über die Domherren, und im April 1528 über die Dominicaner gesiegt hatten. Von S. erzählte man sich, er habe gesagt: „Man muß das Unkraut ausrotten; etlicher Bürger Köpfe müsse man an die Mauern laufen lassen". Den evangelischen Predigern sollte er zugerufen haben: „Ihr Herren laßt euer Predigen nicht eher als bis 400 bis 500 auf dem Rücken liegen". Mag auch manche Uebertreibung bei diesen und noch schlimmeren Gerüchten vorgekommen sein, wie daß die Katholischen, an ihrer Spitze S., sich im Johanniskloster versammelt und verabredet hätten, nachts die evangelischen Prädikanten und ihre Anhänger zu tödten, so wurde doch S. von den Bürgern als das Haupt des katholischen Widerstandes angesehen. Hätte nur irgend eine verfängliche Thatsache diesem Gerüchte von der Verschwörung im Johanniskloster zu Grunde gelegen, so hätten die Bürger dies sicherlich erwähnt in der Eingabe, die sie am 26. August 1528 gegen S. dem Rath überreichten. Sie enthielt achtzehn von 144 angesehenen Kirchenvorständen aufgesetzte Artikel, die sich auf Schutz der Bürger, auf angemessene Verwendung der Klostergüter u. a. beziehen. Der erste Artikel aber, der gleichsam die conditio sine qua non zur Befriedigung der Bürger enthält, fordert, daß Herr Hinrik Salsborch sich so lange des Rathsstuhles enthalte, bis er, nach seinem eigenen Versprechen, die Bürger entschädigt habe, denen um seinetwillen Eigenthum genommen sei; daß er ferner von Bürgern glaubwürdig befundene Briefe und Siegel des Herzogs von Geldern beibringen solle, worin dieser verspricht, niemand Salsborch's wegen zu schädigen und daß er endlich glaubwürdig Salsborch's Entlassung aus seinem Dienste und Entbindung von seinem Eide bezeuge. Vor der Hand, so erklärten die Bürger im folgenden Artikel, ehe dies alles geordnet sei, wollten sie selbst einen Bürgermeister erwählen oder zwei Männer namhaft machen aus denen der Rath einen zum Bürgermeister wählen möge. Der Rath antwortete ausweichend und noch gelang es ihm, S. in seinem Amte zu halten. Aber es war eine Folge der ungesetzlichen Erwählung Salsborch's und der daraus entsprungenen Irrungen zwischen Rath und

Bürgerschaft, daß in dem „sogenannten langen Receß vom 15. Februar 1529, der die Einführung der Reformation abschloß, sich Bestimmungen finden, die jenen Forderungen der Bürger auf Schutz genügten. Als sich Rath und Bürgerschaft über die Annahme dieses Recesses geeinigt hatten, hat sich auch S. in diese Neuordnung der Stadt gefunden, denn den Gegnern derselben, jetzt dem Domcapitel, tritt er scharf gegenüber, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie zu gewinnen. Als am Schluß einer solchen Besprechung am 8. Juni 1529 der Domherr Kissenbrügge die sonderbare Behauptung aufgestellt hatte, weil Karl der Große die Hamburger Kirche gestiftet hätte und sie demnach älter als die Stadt wäre, so könnte das Kirchenwesen nur vom Kaiser und nicht vom Rath der Stadt verändert werden, sprach S.: „Herr Doctor, wir verstehen Eure Meinung wohl: Ihr wollt den Dorn gern aus Eurem Fuße ausziehen und an unsern Fuß stecken. Wir haben nicht solche Macht, als ihr uns beimeßt. Deshalb, lieber Herr und guten Freunde, wir sehen nicht, was hierbei zu machen ist. Bleibt, wie Ihr seid, die Uhr ist gleich zwölf. Ich gehe zum Essen". In ähnlichem Tone redete S. vier Wochen später zu allen Clerikern, die, auf das Rathhaus beschieden, sich gegen die Einwilligung sträubten, ihre Lehen, deren Einkünfte sie lebenslang genießen sollten, dem allgemeinen Gotteskasten zu übergeben. Noch am 9. März 1531 hatten S. und Bürgermeister Joh. Wetken (s. A. D. B. XLII, 231) eine Besprechung mit Domherren, in der sie wegen vorgefallener Störung des Gottesdienstes auf Einstellung des Chorgesanges im Dom bis zu einer allgemeinen Reformation in ganz Deutschland drangen und sich bitter über die lügenhaften Anschuldigungen des Domdecans Clemens Grote beschwerten, der bei dem Reichskammergerichte in Speier den Proceß gegen die Stadt anhängig gemacht hatte. Aber trotz dieses Standpunktes mußte S. um Ostern desselben Jahres auf den Rathssitz verzichten. Wenn man die spärlichen Nachrichten über dieses Ereigniß erwägt, so scheint die Ursache desselben in Salsborch's Verhältniß zu dem noch katholischen Rath in Lübeck zu liegen, dem die dortige evangelisch gesinnte Bürgerschaft bisher vergeblich Widerstand geleistet hatte.

Obgleich S. in Hamburg als Gegner des katholischen Domcapitels gehandelt hatte, sehen wir ihn in Lübeck im Sommer 1530 als hamburgischen Rathssendeboten auf dem Hansetage mit dem katholischen Rathe zusammengehen in einer Procession, die jährlich zum Gedächtniß der Wiederherstellung des alten Raths im Jahr 1416 gefeiert wurde. Die Bürger hatten ihre Theilnahme versagt. Da sich die Gegensätze zwischen Rath und Bürgerschaft verschärften, gelangten im October kaiserliche Mandate nach Lübeck, die die alte kirchliche Ordnung und die politische Macht des Rathes wieder herzustellen befahlen. Um sich mit dem katholischen Herzog Albrecht von Mecklenburg zu verbinden, flohen am Ostersonnabend die beiden Bürgermeister Nikolaus Brömse (siehe A. D. B. III, 352) und Hermann Plönnies aus Lübeck. Hamburg fürchtete, daß hier der Kaiser ebenso vorgehen würde und rüstete sich zur Vertheidigung, wozu der Rath mit Geldforderungen an die Bürgerschaft am Sonnabend nach Ostern, am 15. April 1531, trat. Die Bürgerschaft forderte, ehe sie Geld bewillige zur Vertheidigung gegen äußere Feinde, müsse aller Zwist in der Stadt beseitigt sein und wiederholte ihre Forderungen vom Jahre 1528, daß S. sich von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen völlig reinigen oder aus dem Rathe ausscheiden müsse. Jenes vermochte S. nicht und der Bürgerschaft Trotz zu bieten wagte er nicht mehr. Seine in vieler Hinsicht ersprießliche Thätigkeit für die Vaterstadt schloß an jenem 15. April 1531. Er lebte hinfort in Zurückgezogenheit; vielleicht aus diesem Umstand, da er die Oeffentlichkeit vermied, hat sich die Sage gebildet, daß er schwachsinnig und kindisch

geworden sei, dem aber die nächsten Verwandten nach seinem Tode entschieden widersprochen haben. Aeußerlich lebte S. in glänzenden Verhältnissen. Er war zum dritten Male in die Ehe getreten mit Anna v. Mehre aus angesehener Hamburger Familie. Zu seinem Hamburger Grundbesitz hatte er von dem Propst des Reinbecker Klosters, dem Doctor der Theologie Detlev Reventlow das adlige Gut Wandsbeck käuflich erworben, womit er für sich und seine Erben von König Friedrich I. am 1. Juni 1525 belehnt worden war. Die Kaufsumme war aus dem Eigenthum seiner Frau bestritten, die nebst anderen Beträgen eine ihr von S. geschenkte goldene Kette im Werthe von 800 Mark lübsch hergegeben hatte. Aus diesen Angaben, sowie aus dem Inventar, das 1554 nach dem Tode der Anna v. Mehre über den Nachlaß Salsborch's aufgenommen wurde, wo u. a. ein ganz mit Silber beschlagenes Schwert, viele Rüstungen und Waffen und kostbare Kleidungsstücke aufgezählt werden, ist ersichtlich, daß sein Lebenszuschnitt dem reich begüterter Adliger glich. Allein sein Lebensabend wurde verdunkelt durch die Aufführung seines einzigen gleichnamigen Sohnes, für dessen Schulden S. wiederholt eintreten mußte, bevor er verschollen ist. Am 17. März 1534 endete des einstmaligen Bürgermeisters Leben, das nicht der Tragik entbehrt. Der Treubruch gegen seinen Herzog ist der wunde Fleck, von dem er sich nicht zu reinigen vermochte und dessen Folgen seine Laufbahn in Hamburg unrühmlich beendeten. Die lateinische Grabschrift, welche ihm der Rathssecretär Ritzenberg widmete, deutet seinen Ehrgeiz an, wenn es da u. a. heißt: „Fahre nun dahin und traue den eitlen, weltlichen Titeln! Die einzige dauernde Ehre ist, Gott gefürchtet zu haben.“ — Die obengenannten Brüder des S., Peter und Joachim, dieser Leichnamsgeschworener (d. h. Gotteskastenverwalter) zu St. Petri starben kinderlos in Hamburg; ein dritter, Johannes S., war im Kriege in Gelderland gefallen; über einen vierten, Albert S., gleichfalls Leichnamsgeschworener s. A. D. B. XXX, 283. Noch vor Schluß des Jahrhunderts war das Salsborch'sche Geschlecht in Hamburg und Köln erloschen.

Dr. H. Nirrnheim, „Bgm. H. Salsborch“ in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte Bd. 12, Heft 2, S. 261—342. Nirrnheim hat zusammengefaßt und berichtigt, was bisher über Salsborch erschienen ist und auf Grund von Studien in deutschen und niederländischen Archiven wesentlich vermehrt.

W. Sillem.

Salzmann: Max S., Architekt, hat sich als Restaurator des Bremer Doms einen geachteten Namen erworben. Er war 1850 als Sohn des Geh. Justizraths S. in Breslau geboren, besuchte dort das Gymnasium und nahm 1870/71 im VI. Armeecorps am Kriege gegen Frankreich Theil. Nach seiner glücklichen Rückkehr aus dem Felde besuchte er von 1871—74 die Bauakademie in Berlin und machte im letztgenannten Jahre mit Auszeichnung und unter Zuerkennung der silbernen Medaille die Bauführerprüfung. Von 1874—1876 war er bei verschiedenen Universitätsbauten in seiner Vaterstadt beschäftigt. Dann betheiligte er sich an einer Schinkelconcurrenz, die ihm mit dem zweiten Preise eine ehrenvolle Anerkennung seines Talents für monumentale, architektonische Disposition einbrachte. Nach Ablegung der Baumeisterprüfung und vorübergehender Beschäftigung beim Neubau des Criminalgerichtsgebäudes in Moabit und als Hülfsarbeiter im Ministerium der öffentlichen Arbeiten machte S. 1879 und 1880 eine achtmonatliche Studienreise durch Südfrankreich und Italien. Dann war er sieben Jahre lang wieder in Breslau thätig, wo er neben der Mitwirkung bei dem Bau eines Amtsgerichtsgebäudes und klinischer Universitätsbauten den Bau des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums selbständig ausführte. Im J. 1887 kam S. als Hülfsarbeiter zu der Regierung in

Marienwerder. Im gleichen Jahre wurde eine Concurrenz für die Wiederherstellung des Westbaues und der Nordfassade des Bremer Doms ausgeschrieben, eine Aufgabe, die das auf monumentale Bethätigung gerichtete Talent Salzmann's wohl reizen konnte. Ein flüchtiger Besuch, den er Bremen machte, reifte seinen Entschluß, sich an der Concurrenz zu betheiligen. Er hatte mit scharfem Auge aus den kläglichen Resten der Westfront des Doms ihre Verwandtschaft mit den spätromanischen rheinischen Kirchen erspäht, und das Preisgericht, dem u. a. Adler und Persius angehörten, erkannte im Frühjahr 1888 unter den sehr zahlreich eingegangenen Entwürfen der Arbeit Salzmann's einstimmig den ersten Preis zu.

Wenn auch dieses Urtheil anfänglich einen nicht geringen Theil des bremischen Publicums befremdete, weil viele den romanischen Grundcharakter des reichlich mit gothischen Anbauten versehenen Doms verkannt hatten und noch mehrere mit dem Preisgerichte Anstoß an den rhombischen Helmen der beiden Westthürme nahmen, so ist doch jetzt längst allseitig anerkannt, daß der von S. vollständig ausgeführte Westbau dem alten Bauwerk in vorzüglicher Weise gerecht geworden ist.

S. siedelte im Sommer 1888 nach Bremen über und begann alsbald mit dem Abbruche des durch schwere Schicksale arg zerstörten Westbaus. Genaue Untersuchungen ergaben schließlich, daß von dem gesammten Bau nur anderthalb Stockwerke des Nordthurms stehen bleiben konnten. Die Arbeit, die S. zu unternehmen gedacht hatte, erweiterte sich dadurch sehr beträchtlich. Es kam hinzu, daß S., als er tiefer in das Verständniß der historischen Entwicklung des Bauwerks eindrang, mehrfach seine Pläne änderte und mit unermüdlichem Eifer neben der zweckmäßigsten und ästhetisch am meisten befriedigenden constructiven Ausgestaltung auch den decorativen Formen seine ganze Aufmerksamkeit widmete. So schritt der Bau langsam vorwärts, aber wahrlich nicht zum Nachtheil der Kirche. S. bewährte seine Künstlerschaft dadurch, daß nach mancherlei Schwankungen sein letzter Entschluß stets der einfachste und der dem Charakter des Bauwerks gemäßeste war. So ist es S. gelungen, die unvollendet in dem Bau schlummernden oder durch große Unglücksfälle verstümmelten künstlerischen Gedanken auf das feinste zu entwickeln und aus der traurigen Ruine, die ein Vierteljahrtausend dagestanden hatte, ein Denkmal edler Kunst zu gestalten.

Nach Vollendung des Westbaues im J. 1893 hat S. der freiliegenden Nordfassade, einem spätgothischen Anbau, der äußerlich ungewöhnlich dürftig ausgeführt worden war, eine reichere Ausbildung gegeben. Dann machte er sich an den technisch schwierigsten Theil seiner Aufgabe. Er hatte gleich in seinem ersten Entwurfe nach dem Vorbilde der großen rheinischen Kirchen einen Vierungsthurm geplant, der die lange Dachflucht in angemessener Weise unterbrechen und durch seine spätromanischen Formen die durch das spätgothische Nordschiff gestörten unterbrochenen Beziehungen zwischen dem Ost- und dem Westbau eindrucksvoll zur Anschauung bringen sollte. Um aber diesen Vierungsthurm ausführen zu können, bedurfte es eines völligen Neubaus aller vier Pfeiler auf denen er ruhen sollte. Da mußten die Gewölbe des Chors durch ein sehr kunstvoll construirtes Gerüst gestützt werden, um alsdann die Pfeiler einen nach dem andern wegzubrechen und von Grund aus neu aufzuführen. Mitten während dieser Arbeit wurde S. am 6. Februar 1897, noch nicht 47 Jahre alt, infolge einer tückischen Krankheit vom Tode hinweggerafft.

Neben dem Dombau hat er sich durch den Umbau der am Markte, dem Dome gegenüber gelegenen Rathsapotheke in den Formen der bremischen Renaissance

noch ein schönes Denkmal gesetzt. Einen andern Umbau, den der ebenfalls am Markte gelegenen Fassade des Schüttings, des Hauses der Kaufmannschaft, für den er die Pläne fertig gestellt hatte, wurde er durch seinen vorzeitigen Tod auszuführen verhindert.

Weser-Ztg. vom 10. Febr. 1897, Nr. 18 039. Bippen.

Sandberger: Fridolin S. wurde 1826 zu Dillenburg in Nassau geboren, wo sein Vater als Rector des dortigen Pädagogiums lebte. Sowohl durch diesen, der sich selber eine Sammlung von Mineralien und Versteinerungen angelegt hatte, als auch durch seinen älteren Bruder Guido wurde der junge Fridolin schon frühzeitig in den Theil der Naturwissenschaften eingeführt, dem er dann sein ganzes Leben gewidmet hat bis zu seinem 1898 in Würzburg erfolgten Tode. Schon während seiner Studentenzeit, die er auf den Universitäten von Bonn, Heidelberg, Gießen und Marburg verbrachte, konnte er mit einer Reihe kleinerer Mittheilungen mineralogischen und palaeontologischen Inhalts an die Oeffentlichkeit treten und 1849 wurde er bereits zum Inspector des naturhistorischen Museums in Wiesbaden ernannt. Von da kam er 1855 als Professor der Mineralogie und Geologie nach Karlsruhe, und 1863 in gleicher Stellung an die Universität in Würzburg, wo er bis zum Jahre 1896 eine äußerst fruchtbare Lehrthätigkeit entwickelte. Als Forscher war er 53, als akademischer Lehrer 42 Jahre thätig gewesen. In seine Jugendzeit ragten noch die Heroen einer früheren Periode, Leopold v. Buch und Alex. v. Humboldt, herein, aber seine eigentlichen Vorbilder und späterhin seine Mitarbeiter waren Männer wie Beyrich, Ferd. Roemer, Dechen, Bronn u. s. w. Es war eine für die Entwicklung der Mineralogie und Geologie zwar recht hoffnungsreiche Zeit, aber noch hatte sich der Wissensstoff nicht so sehr gehäuft und die Forschungsmethoden so verfeinert, daß der Einzelne nicht leicht auf den verschiedensten Gebieten gleichzeitig hätte thätig sein können. Und so sehen wir S. gleich zu Anfang sich ganz selbständig auf dem Boden der Mineralogie, Petrographie, Geologie und Palaeontologie bewegen und auch später, als die Specialisirung immer stärker sich entwickelte, ging er davon nicht ab und versuchte das selbst jüngeren Kräften schon unmöglich Erscheinende zu leisten, bis seine physische Kraft zusammenbrach.

Nach Beckenkamp's Angabe beläuft sich die Zahl der von S. veröffentlichten Druckschriften auf 333. Unter diesen sind aber vier ganz besonders hervorzuheben, nicht nur wegen ihres Umfanges, sondern auch wegen der allgemeinen Bedeutung, die sie in der Entwicklung der geologischen Wissenschaft erlangt haben.

In einzelnen Lieferungen erschien in den Jahren 1850—56 das Werk: „Die Versteinerungen des Rheinischen Schichtensystems in Nassau". Es war dies eine grundlegende Arbeit von dauerndem Werthe, bei der sich Fridolin allerdings der Mithülfe eines älteren Bruders Guido zu erfreuen hatte. Kaum war er damit fertig, wandte er sich einer weit umfangreicheren Arbeit und dieses Mal allein zu, den „Conchylien des Mainzer Tertiärbeckens", die er zwischen 1858 und 1863 vollendete. Damit hatte er für die Stratigraphie seines engeren Vaterlandes jene sichere Grundlage geschaffen, die auch heute nach mehr als einem halben Jahrhundert noch von Bedeutung ist. Aber schon während dieser Arbeiten hatte ihn ein noch weiter ausschauendes Thema angezogen. Doch konnten die Lieferungen „der Land- und Süßwasser-Conchylien der Vorwelt" erst zwischen 1870 und 1875 erscheinen. Mit einem geradezu bewundernswerthen Fleiße war hier ein sehr schwieriges und übergroßes Material in einheitlicher Weise bearbeitet und ein jedem Stratigraphen unentbehrliches Hülfsmittel geschaffen worden. Mit 50 Jahren hatte S. so die Hauptwerke seines Lebens geschaffen, um die sich außerdem noch

ein reicher Kranz kleinerer aber zum Theil ebenfalls recht bedeutungsvoller Publicationen schlang. Es folgten jedoch noch weitere 20 Jahre ähnlicher litterarischer Fruchtbarkeit und diese Periode ist hauptsächlich charakterisirt durch seine Forschungen über die Entstehung der Erzgänge. Schon frühzeitig hatte er sich mit diesem wichtigen Gegenstande zu beschäftigen gehabt und nun wurde er ein ganz extremer Verfechter der Lateralsecretionstheorie. Eine Zeit lang gelang es ihm auch großen Anhang für seine Anschauungen zu gewinnen, die er besonders eingehend in seinen „Untersuchungen über Erzgänge", 1882 und 1885, entwickelt hat; aber allmählich zeigte es sich doch, daß er das weite Gebiet der Erzlagerstättenlehre nicht vollauf beherrschte, daß die Specialisten ihm darin über waren; und so mußte er es noch erleben, daß seine Theorie, die bereits siegreich in die Lehrbücher eingedrungen war, langsam wieder daraus verschwand und mit dem bescheidenen Platz vorliebnehmen mußte, der ihr von jeher zuerkannt worden war. Rothpletz.

Sander: Autor S., Rechtsgelehrter, Förderer der Reformation in Braunschweig und Hannover, geboren um 1500, † um 1540.

Die Quellen über sein Leben sind dürftig. Er ist in Braunschweig geboren, hat in Leipzig studirt, alten Nachrichten zufolge auch in Wittenberg. Wenigstens ist er den Wittenberger Führern persönlich bekannt und befreundet gewesen. Seine Grabschrift in der Nikolaikirche zu Hannover sagt uns, daß er 40 Jahre alt geworden ist.

1524 lernen wir ihn als Anhänger Luther's kennen. In diesem Jahre fand in Braunschweig ein Minoritenconvent statt, der Heiligenanrufung und Messe vertheidigen sollte. S. gehörte zu denen, die hier in öffentlicher Disputation die Mönche in die Enge trieben. Die nächsten Jahre seines Lebens gehören völlig der Arbeit um Einführung des evangelischen Bekenntnisses.

Eine erste evangelische Bewegung in den Jahren 1521/22 war unterdrückt worden. In den norddeutschen Städten, die mehr als die süddeutschen ein aristokratisches Stadtregiment sich bewahrt hatten, haben die reformatorischen Regungen leicht einen demokratischen Zug bekommen. Manche Vorgänge im benachbarten Magdeburg mochten den Braunschweiger Rath warnen. In Braunschweig selbst hatten furchtbar blutige Scenen im Kampf der Bürgerschaft gegen die Geschlechter sich abgespielt. Zwei Mal haben während der Kämpfe um die kirchliche Neuerung zahlreiche Rathsglieder die Stadt verlassen, zweifellos in der Erinnerung an manche Vorgänger, die in Kämpfen mit der Bürgerschaft unter Henkershand geendet hatten. An unruhigen Elementen mag es unter der der kirchlichen Neuerung anhängenden Stadtbevölkerung nicht gefehlt haben. Es ist wesentlich das Verdienst des jugendlichen Autor S., wenn die kirchliche Umwälzung, wie ein Nachruf sagt, „sine caede et sanguine" erfolgte.

S. hatte ermuthigend und fördernd hinter Heinrich Lampe, dem ersten und bedeutendsten der evangelisch gesinnten Prädicanten Braunschweigs gestanden. Er unterstützt ihn mit Büchern, fördert ihn in seinen Studien (Lampe besaß wie so manche evangelische Prädicanten dieser Zeit keine theologische Bildung), macht ihn vor allem näher mit Luther's Schriften bekannt, die S. trotz des Verbotes des Raths in Braunschweig verbreitet. Anfang 1527 steht S. an der Spitze der Bürgerschaft in der Altewiekgemeinde, die von dem Rath dieses Weichbildes ein Einschreiten gegen „die Fabeln und Legenden" in den Predigten, eine Verkündigung des „einfachen, reinen Wortes Gottes" fordert. Von jetzt ist S. der erklärte „Worthalter" der Bürgerschaft, er steht an der Spitze der „Verordneten", die aus allen Weichbildern gewählt sind, mit dem Rath der Stadt der kirchlichen Frage wegen zu verhandeln. S. faßt die Forderungen der evangelisch Gesinnten in bestimmte Artikel zusammen. Ebenso ist er es,

der dem Rath die Bitte um Berufung einer bedeutenden Persönlichkeit ausspricht zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. S. wird mit dem Stadtsecretär von dem Rath abgeordnet, um Magister Winkel für Braunschweig zu gewinnen. Der Rath läßt nun der Bewegung, die er nicht mehr dämmen kann, freien Lauf.

Wie schwer diese Jahre für S. waren, zeigt eine Unterredung zwischen ihm und Anton Corvinus, die dieser in seiner Erstlingsschrift wiedergibt. (Warhafftig bericht das das wort Gotts ohn tumult ohn schwermerey zu Gosler und Braunschweigk gepredigt wird.) Corvinus ist erstaunt, S. so stark verändert wiederzufinden. Vor 7 Jahren, als Corvinus sein Kloster verlassen mußte, sei S. „ein hübscher junger Knab“ gewesen, sehe jetzt aber aus, als käme er „aus dem Fegefeuer gekrochen“. S. gibt zur Antwort: „viele und große Sorgen machen graue Köpfe“. Der so Gealterte kann damals höchstens etwa 30 Jahre gewesen sein.

Dem Jahre 1528 entstammt die Schrift Sander's „Underrichtung ym Rechten Christliken geloven unde levende an de Christen tho hildesem“. Nur wenige Exemplare der Schrift haben sich, wie es scheint, erhalten: in Göttingen und in der Kirchenbibliothek zu Calbe a. d. M.

Die Veranlassung der Schrift war ein Schreiben der Hildesheimer evangelisch Gesinnten an S. Sie haben seine Hülfe erbeten gegen die Streitschrift eines Hildesheimer Priesters namens Oldekop. Man darf ohne Zweifel annehmen, daß es sich hier um Joh. Oldekop, den Verfasser der berühmten Chronik, handelt, der im Jahre 1528 als Prediger in Hildesheim thätig war. Leider ist diese Streitschrift von Luther's ehemaligem Beichtkinde, die nach den Proben bei S. zu urtheilen in Versen geschrieben war, wohl als verloren zu betrachten.

Sander's Antwort stellt in schlichter, ungemein anziehender Weise die Lehre von der Rechtfertigung allein aus Glauben dar. Bemerkenswerth ist die Bibelkenntniß des Juristen. Geradezu mustergültig ist die Darlegung, was Glaube im evangelischen Sinne sei. Charakteristisch für S. ist am Schluß die energische Mahnung zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, sie sei gut oder böse, und die Warnung, sich nicht auf die Zustimmung des „gemeinen Haufens“ zu verlassen, da sonst ein schlimmer Brand in Hildesheim entzündet werden möchte.

Für die nächsten Jahre entschwindet S. unserem Gesichtskreis, doch wird er auch diese Zeit in seiner Vaterstadt zugebracht haben. Erst 1533 hören wir wieder von ihm, als der Ruf der Stadt Hannover an ihn ergeht.

Bis zum Jahre 1532 hatte der Rath der Stadt Hannover alle reformatorischen Regungen mit Härte unterdrückt. Das neue Aufflammen der Bewegung seit diesem Jahre veranlaßt zugleich die Bürgerschaft größere politische Rechte vom Rathe zu fordern. Der Sieg der Reformation bedeutet dann den Zusammenbruch des patricischen Stadtregimentes. Der immer wachsenden Bewegung gegenüber hatte der Rath allmählich die Zügel aus der Hand verloren. Radicale Stimmen werden laut. „Herr Omnes“ fordert, der Rath solle bestimmte Artikel bewilligen oder diesen Tag sterben. „Junker Neidhardt“ läßt sich hören. Aus Gottes Wort wird gefolgert, daß keine Obrigkeit sein soll, man wollte alles Dinges Freiheit und alle Güter gemein haben. Niemand soll Schoß und Zins geben. Damals hing Hannover an einem seidenen Faden. So lesen wir in einem handschriftlichen Bericht des Mannes, der der erste evangelische Bürgermeister Hannovers wurde, des Anton Barkhausen. Den Mitgliedern des Rathes gelang es unter Vorwänden aus der Stadt zu fliehen und so ihr Leben in Sicherheit zu bringen. In dieser Noth wird Autor S.

als Syndikus der Stadt nach Hannover berufen. Ende 1533 traf er dort ein. Seine Thätigkeit vor allem hat geholfen Hannover das Schicksal Münsters zu ersparen, wo eben jetzt die Tage der Wiedertäufer begannen. Hannover verdankt S., so berichten einstimmig die Nachrufe, et pacem et ius.

Gern möchten wir Näheres von seiner Thätigkeit dort hören, allein die Quellen, die zahlreichen handschriftlichen Reformationsberichte auf dem Stadtarchiv zu Hannover, versagen völlig. Sie erzählen ausführlich bis zu diesem Zeitpunkt, allenfalls noch von der Aussöhnung mit dem entwichenen Rath und dem zürnenden Herzog, von Sander's Thätigkeit nichts. Kein Wunder, der dramatisch bewegte Theil der Reformationsgeschichte Hannovers war mit dem Eintreffen Sander's ja zu Ende.

Wie sehr S. persönlich und seine Thätigkeit in Hannover geschätzt wurde, zeigt ein herzlicher Brief Melanchthon's an „seinen Freund Autor", zeigen auch Briefe des ihm eng befreundeten Urbanus Rhegius. Als dieser den Entwurf einer Kirchenordnung für die Stadt Hannover einsendet, trägt er S. die nöthigen Aenderungen und Ergänzungen auf (1536). Im Frühjahr 1538 hat S. an dem Fürstentag zu Braunschweig theilgenommen. Hier war es wohl, wo der König von Dänemark ihn sah und ihn durch ein ehrenvolles Angebot für sich zu gewinnen suchte. Ende 1538 begegnet uns S. zum letzten Mal als Abgesandter auf dem Convent der sächsischen Städte zu Halberstadt. Nicht viel später muß er gestorben sein.

S. wird von Ranke, der ihn in der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation erwähnt, der „älteren litterarischen Richtung der Neuerung" zugerechnet. Mit vollem Recht. S. ist durch und durch humanistisch gebildet, ein Freund der Bücher und der Gelehrsamkeit, die an ihm immer wieder gerühmt, auch von Melanchthon in seinem Brief besonders hervorgehoben wird. Die Reformation ist ihm Rückkehr zu den Quellen, eine Verkündigung Christi „ohne Zusatz menschlicher Träume und Glossen". (Corvinus, Warhafftig bericht.) Er ist eine tief religiöse Natur, die den Kerngedanken Luther's mit Begeisterung erfaßt hat und von hier aus in vornehmer Besonnenheit eine Erneuerung des kirchlichen und religiösen Lebens erstrebt. Alles in Allem: eine der anziehendsten Gestalten der Reformationsgeschichte.

Neofanius, Catalogus et historia concionatorum Brunsvicentium 1538 (einige poetische Nachrufe an S. sind angehängt). — Hamelmann, Secunda pars historiae ecclesiasticae renati evangelii per inferiorem Saxoniam et Westphaliam 1587. — Rethmeyer, Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie 1707. — Hessenmüller, Heinrich Lampe, der erste evangelische Prediger in der Stadt Braunschweig, 1852. — Bahrdt, Geschichte der Reformation der Stadt Hannover, 1891. Rahlwes.

Sander: Friedrich S., ausgezeichneter Musiker, geboren am 31. Juli 1856 in Kaiserslautern, † am 9. Juni 1899 in München. Kaum 20 Jahre alt, trat er in die kgl. Akademie der Tonkunst zu München, wo er im Violinspiel Benno Walter's, dann Abel's Unterricht genoß. Schon bei den ersten Prüfungsconcerten fanden seine Vorträge, namentlich der empfindungsreiche von L. Spohr's „Gesangsscene", besondere Beachtung. Schon 1878 Mitglied des kgl. Hoforchesters geworden, studirte er an der Akademie vornehmlich Composition bei Jos. Rheinberger weiter; ein College war da Engelbert Humperdinck, der Verfasser von „Hänsel und Gretel" u. s. w. Seit 1890 entfaltete er auch eine ersprießliche pädagogische Wirksamkeit als Violinlehrer und Orchesterdirigent am kgl. Maximilian-Gymnasium und führte mit den ihm sehr anhänglichen Schülern selbst Symphonien von Mozart auf. Sein früher Hingang erklärt sich aus dem Aufbrauche seiner Kraft in rastloser Arbeit und

durch die Bedrängniß des Lebens, die ihn auch hemmte, seine Anlagen richtig zu entwickeln. Bei seiner sensitiven Natur war die Kunst stets Gemüthssache; so im Spiel, so beim Freischaffen. Früh schon drängte sein Talent zum Componiren. Noch Schüler, concipirte er eine Suite für Orchester; sie wurde 1879 und 1880 bei den Prüfungen der Akademie der Tonkunst, 1881 in den Odeonconcerten aufgeführt. An letzterem Orte spielte März 1885 Benno Walter zwei feinsinnig componirte Stücke Sander's: „Legende“ und „Capriccio“ für Violine und Orchester — „wahre Bereicherungen der Violinlitteratur“. Höher strebte Sander's „Heroide“ getauftes Tongemälde (Première am 9. März 1892 unter Frz. Fischer im Münchener kgl. Odeon): „es fesselte nicht nur durch reiche musikalische Phantasie und vortrefflich gegliederte Orchesterbehandlung, sondern trug mit seinem tragisch-schmerzlichen Grundton durchaus das Gepräge des innerlich Erlebten an sich.“ Dieser entschiedene Aufschwung macht Sander's frühen Tod sehr bedauerlich. Messen für Männerchor 1887 und 1891.

Zeitungsnekrologe, z. B. Münchener Neueste Nachrichten Nr. 270 vom 14. Juni 1899. — Musikerlexika kennen Sander nicht.

Ludwig Fränkel.

Sanders: Daniel Hendel S., Lexikograph, wurde am 12. November 1819 zu Strelitz (Altstrelitz) als Sohn wohlhabender jüdischer Eltern geboren. Die Mutter verlor er bald nach der Geburt, an dem gütigen und allgemein geachteten Vater hing er mit warmer Verehrung. In der Schule der israelitischen Gemeinde gut vorbereitet, bezog S. zwölfjährig das Gymnasium in Neustrelitz, wo er sich als Mathematiker auszeichnete und zu Ostern 1839 das Reifezeugniß erwarb. Er hat dann sieben Semester in Berlin studirt, vorzugsweise Mathematik und Naturwissenschaften: bei Lejeune-Dirichlet, Steiner, Encke, Erman, Dove u. A.; dazu hörte er Philosophie bei Trendelenburg und einiges Philologische, so bei Boeckh und dem inzwischen nach Berlin übergesiedelten Jacob Grimm. Dem studentischen Treiben hielt er sich fern, er verkehrte viel mit ein paar jungen Griechen und erwarb sich in diesem Umgang die Liebe und das intime Verständniß für die neugriechische Sprache, die er zuerst in einer mit Heinrich Bernhard Oppenheim und Moritz Carriere gemeinsam veranstalteten Umdichtung „Neugriechischer Volks- und Freiheitslieder“ (zum Besten der unglücklichen Kandioten, Grünberg u. Leipzig 1842) bekundete und späterhin wiederholt bethätigt hat, so noch 1881 mit der Bearbeitung der Neugriechischen Grammatik von Vincent und Dickson und zuletzt mit der „Geschichte der neugriechischen Literatur“ 1884, bei der A. R. Rhangabé sein Mitarbeiter war.

Am 12. Juli 1842 erwarb er in Halle auf Grund einer recht ungünstig censirten mathematischen Dissertation (die ungedruckt blieb) den philosophischen Doctorgrad („superato examine“), bald darauf übernahm er in seiner Vaterstadt die Leitung der Anstalt, aus der er hervorgegangen war, und die zur Blüthe zu bringen das nächste Ziel seines Ehrgeizes wurde. Die Muße, die ihm das Amt ließ, benutzte er zur Fortsetzung seiner neugriechischen Studien und zur Anlegung lexikalischer Sammlungen auf Grund einer ausgedehnten Lektüre der modernen deutschen Litteratur. Umfangreiche Proben davon hat er wiederholt (zuletzt wohl 1847) Jacob Grimm vorgelegt, der ihn zwar zur Fortsetzung dieser Arbeit ermuthigte, aber offenbar wenig geneigt war, selbst davon Gebrauch zu machen: ganz gewiß rührt von der kühlen oder doch zweideutigen Aufnahme, die S.'s Bemühungen hier fanden, die Gereiztheit her, die später so unschön zu Tage trat. — Inzwischen war S. auch in die demokratische Bewegung hineingerathen, hatte sich in Volksvereinen lebhaft bethätigt und in Gemeinschaft mit Adolf Glaßbrenner (400) „Xenien der Gegenwart“

publicirt (Hamburg 1850), von denen aber weder die witzigsten noch die derbsten sein Eigenthum sein dürften. Im J. 1852 schloß ihm die mecklenburg-strelitzische Regierung die Schule und machte damit seiner Lehrthätigkeit für immer ein Ende. Ein Anerbieten der israelitischen Religionsgemeinschaft in Frankfurt am Main, das ihm einen ähnlichen, aber größeren Wirkungskreis eröffnete, lehnte S. ab, weil er sich inzwischen einen neuen Lebensberuf erwählt hatte. So ist er denn als Privatgelehrter in dem Heimathstädtchen geblieben, das er nur selten und nie für längere Zeit verlassen hat. Seine Wirksamkeit als Lexikograph und Sprachmeister brachte ihn mit vielen Menschen in Nähe und Ferne in Verbindung, deren Respect und Huldigung ihm wohlthat. Auch an äußeren Ehren hat es ihm im späteren Leben nicht gefehlt, und Arbeitskraft und Geistesfrische sind dem schwächlichen Körper treu geblieben bis ans Lebensende. Neben einem Dutzend lexikalischer Werke, unter denen mehrere von großem Umfang, schrieb er allerlei Hand- und Lehrbücher der Grammatik, Stilistik, Metrik und Rechtschreibung, stellte Anthologien und Kinderschriften zusammen und konnte auch auf das Versemachen nicht verzichten: „Aus den besten Lebensstunden“ (1878) und „366 Sprüche“ (1892) sind freilich weder Zeugen hoher Sprachgewalt, noch tiefgründiger Lebensweisheit, sondern beide angefüllt mit Trivialitäten in dürftiger Sprache und glatten aber matten Versen. Und der Anfang einer Selbstbiographie „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers“ (Berlin 1889) kann auf die Fortsetzung auch die Verehrer kaum begierig gemacht haben, die ihm zu seinem 70. Geburtstag in Vers und Prosa den Weihrauch überreich spendeten. Noch als Siebziger übernahm er für die ihm längst nahestehende Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung die Bearbeitung eines großen englisch-deutschen Wörterbuchs (Muret-Sanders). Unter dem Druck dieses Werkes ist er, 77jährig, am 11. März 1897 gestorben.

S. ist als Lexikograph zuerst mit einer Kritik des Grimm'schen Wörterbuchs hervorgetreten, er hat sich zeitlebens als den Antipoden der „Gebrüder Grimm“ und ihrer Fortsetzer gefühlt und an ihnen sich beständig gerieben, auch als seine eigene Leistung reichliche Anerkennung gefunden hatte. Das erschwert es, seinen wirklichen Verdiensten gerecht zu werden. Den Abstand, der ihn — und Adelung — von vornherein und allezeit von den Grimms trennte, hat er so wenig begriffen, wie er den Werth von Goethe und Gutzkow, Schiller und Freiligrath, Martin Luther und Leopold Zunz für ein Deutsches Wörterbuch richtig abzuschätzen wußte. Diese Enge des Urtheils und den Mangel jeder sprachwissenschaftlichen Bildung bringen die beiden Hefte, in denen S. „Das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm“ unmittelbar nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen „kritisch beleuchtet“ (Hamburg 1852. 1853), so grell zum Ausdruck, daß dieser Kritiker, der auf der ersten Seite gleich das große Werk als „in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt“ bezeichnete, in den Kreisen der Fachgelehrten gar nicht ernst genommen wurde, auch kein Gehör fand für die gerechtfertigten Bedenken und für die praktischen Vorschläge, die er als wohlgeschulter Sammler und Ordner vorzubringen wußte. Daß Jacob Grimm selbst, der für seine ganze Lebensarbeit und für die Eigenart seiner Forschung, Auswahl und Darstellung bei S. nicht das geringste Verständniß fand, ihn (in der Vorrede zum ersten Bande) wie ein ekles Gewürm abschüttelte, war verständlich — ebenso verständlich aber war es, daß intelligente Buchhändler alsbald in S. den Mann erkannten, der im Stande sei, ein deutsches Wörterbuch als Ersatz des alten Adelung zu liefern, das, ohne sprachgeschichtlichen Interessen nachzutrachten, über den Sprachschatz und Sprach-

gebrauch der Gegenwart auf Grund seines reichen Stellenmaterials erschöpfende Auskunft geben müsse. Von den Verlegern ist S. von 1852 ab beständig umworben gewesen. Der erste war J. J. Weber, der ihn veranlaßte, zunächst ein „Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache" herauszugeben (Leipzig 1854), das in lästiger Breite die Anklagen der Kritik wiederholte, aber zugleich in positiven „Proben" den Beweis erbrachte, daß der Verfasser mit seinen eigenen Sammlungen schon weit vorgeschritten und sehr wohl im Stande war, die präcis entwickelten Principien seines Planes in Reichthum wie Oekonomie durchzuführen. Wohl muß man auch hier des Dichterworts gedenken: „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun" — aber uns, die wir heute auf die lange Leidensgeschichte des Grimm'schen Wörterbuchs zurückblicken und ihr noch kein Ende absehen, überkommt doch die Klage, daß es nicht möglich gewesen oder daß es versäumt worden ist, rechtzeitig diesen einzigartigen Belegsammler als Hülfskraft dem großen Unternehmen dienstbar zu machen. Denn woran es dem Grimm'schen Wörterbuch und seinen Mitarbeitern allezeit gebrach, das hatte S. schon so früh in Bereitschaft, daß er unverzüglich an die Ausarbeitung gehn und in weniger als sieben Jahren sein eigenes dreibändiges „Wörterbuch der Deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart" im Druck zum Abschluß bringen konnte (Leipzig, Otto Wigand, 1859—1865). Es war ein Werk eigenster Kraft und aus einem Guß — Niemand kann dem Autor verdenken, daß er sich dessen rühmte. Das Werk eines gescheiten Kopfes, wenn auch eines engen Geistes. Daß S. die Etymologie in den Hintergrund treten ließ, war klug, noch klüger wäre es gewesen, wenn er die altdeutschen Sprachformen ganz weggelassen hätte, die immer wieder den Beweis erbringen, daß der Verfasser von sprachgeschichtlichen Dingen nichts verstand und auch später nichts gelernt hat. Neben der Geschichte der Wortform ist auch die Geschichte der Wortbedeutung vielfach ungenügend behandelt, auf die Gruppirung der Wortableitungen, Wortzusammensetzungen und Wortbedeutungen hingegen ist höchst systematische Sorgfalt verwendet, und der Sprachgebrauch des 18. und 19. Jahrhunderts ist mit einem Stellenreichthum bezeugt, der dem Werke unbedingt dauernde Bedeutung sichert.

Ein Anderer hätte sich nach dem Abschluß eines solchen Werkes Ruhe gegönnt — oder doch eine Pause eintreten lassen, wenn er nicht das Bedürfniß empfand, einmal anders geartete Arbeit aufzusuchen. S. fuhr fort zu excerpiren und einzuordnen und das alte wie das beständig hinzutretende neue Material unter den verschiedensten, vorwiegend praktischen Gesichtspunkten auszunützen. In rascher Folge kamen ein „Handwörterbuch der deutschen Sprache" (1869), ein „Fremdwörterbuch" (2 Bände, 1871), ein „Wörterbuch der deutschen Synonyme" (1871), ein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (1872, über 30 Auflagen!), ein „Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen, zur leichten Auffindung und Auswahl des deutschen Ausdrucks" (Hamburg 1873 ff.), ein „Orthographisches Wörterbuch" (1874) und andere Werke und Werkchen, die ihren Leserkreis z. Th. noch tiefer suchen. Eine ziemlich werthvolle Arbeit stellt dann wieder das „Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache" (Stuttgart 1879—85) dar: „Eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutsch-sprachlichen Wörterbücher, einschließlich des Grimm'schen. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart". Fortschritte hat S. im Laufe seines Lebens nur in der Richtung gemacht, die seine erste Arbeit andeutete; er ist niemals tiefer in die Geschichte unserer Sprache eingedrungen, ist auch niemals ein feinsinniger Interpret unserer höchsten Litteraturblüte geworden, aber er hat die Beobachtung der

Bedeutungsunterschiede und -nüancen mit nie ermattender Aufmerksamkeit durch 50 Jahre geübt, und das mangelhafte Verständniß der älteren Sprache und der vielleicht im Anfang nothgedrungene Verzicht auf die Etymologie ist bei ihm schließlich zu einer Tugend geworden, die besonders auf dem Gebiete der Synonymik seine Stärke ausmacht: das „Wörterbuch der deutschen Synonymen" von 1871 zusammen mit den „Neuen Beiträgen zur deutschen Synonymik" (1881) und den „Bausteinen zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen" (1889) möchte ich neben seinem Hauptwerk und dem „Ergänzungswörterbuch" als die werthvollste Leistung von S. ansehen: hier lernt man seine Eigenart und seine Vorzüge am besten kennen, ohne sich an seinen Mängeln zu stoßen. Vor allem hat er vollkommen Recht gegenüber Weigand, wenn er die Etymologie aus der Synonymik zurückdrängt und deren Aufgaben begrenzt auf die Sprache der Gegenwart.

S. war nach dem Zeugniß seiner Freunde ein herzensguter Mensch von milden Umgangsformen, ja nicht ohne eine gewisse patriarchalische Noblesse. Er war ein warmherziger Patriot, durchdrungen davon, mit seiner Arbeit der Ehre der deutschen Sprache und des deutschen Namens zu dienen, und daß er das als Jude mit solcher Hingebung und mit so augenscheinlichem Erfolg that, das hat nicht nur ihn selbst erhoben, sondern auch viele der Besten unter seinen Glaubensgenossen, die sich gleich ihm als Deutsche fühlen wollten, mit freudiger Genugthuung erfüllt. Darin liegt neben den werthvollen Diensten, die sein Sammel- und Ordnungstalent der deutschen Lexikographie geleistet hat, die unleugbare Culturbedeutung seines Wirkens.

(F. Düsel) Daniel Sanders, Sein Leben und seine Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Der Festschrift 2. Auflage (Strelitz 1890). — Anna Segert-Stein, Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch (Neustrelitz 1897). Edward Schröder.

Sanio: Friedrich Daniel S. ward am 10. April 1800 zu Königsberg i. Pr. geboren. Ueber seine Familienverhältnisse und seine Schulbildung war Näheres nicht zu ermitteln, da insbesondere auch seine Doctordissertation keine Mittheilungen über seinen Lebensgang enthält. Auf der Albertus-Universität zu Königsberg studirte er die Rechtswissenschaft wesentlich unter dem Einfluß Dircksen's, den er als seinen Lehrer hoch verehrte. Nach Abschluß des akademischen Studiums bestand er die erste Staatsprüfung, ward am 4. Juni 1824 als Auscultator bei dem Oberlandesgerichte vereidigt und stand als solcher und als Referendar zeitweilig im praktischen Staatsdienste. Die juristische Facultät promovirte ihn am 15. März 1827 auf Grund einer umfangreichen Dissertation: „Ad legem Corneliam de sicariis" zum Doctor beider Rechte. Ein ihm von der Staatsregierung auf zwei Jahre verliehenes Reisestipendium von jährlich 200 Thalern gewährte ihm die Möglichkeit, sein Studium in Göttingen und Berlin während der Jahre 1827/28 fortzusetzen. Im Herbst 1828 kam er der der Regierung gegenüber übernommenen Verpflichtung nach und habilitirte sich mit Zustimmung der juristischen Facultät zu Königsberg bei ihr als Privatdocent ursprünglich für die Fächer des gemeinen und preußischen Strafrechts und des Handels- und Wechselrechts. Nachdem er während eines Semesters (1829) über Strafrecht nach Feuerbach gelesen, ging er — nach dem Abgange Dircksen's — 1830 zur Vertretung des römischen und gemeinen Civilrechts und der römischen Rechtsgeschichte über, Fächer, über die er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Amte Vorlesungen in jedem Semester gehalten hat. Eine besondere Schrift scheint für seine Habilitation nicht erfordert worden zu sein; vermuthlich genügte der Facultät die Doctordissertation.

Schon am 11. April 1831 wurde S. zum außerordentlichen und am 15. März 1832 zum ordentlichen Professor ernannt und führte sich für beide Stellungen durch die Schrift „De antiquis regulis juris Spec. I et II“ 1833 ein.

Während mehr als 40 Jahre hat S. dem Lehrkörper der Königsberger Hochschule angehört und nicht nur als akademischer Lehrer segensreich gewirkt, sondern auch als arbeitsfreudiges, einflußreiches Mitglied der akademischen Collegien (Generalconcil und Senat) thätigen Antheil an den Verwaltungsgeschäften der Universität genommen und sich als vielfacher Berather in schwierigen Fällen bleibende Verdienste erworben.

S. war eine echte Gelehrtennatur. Ausgezeichnet durch Unparteilichkeit, Lauterkeit der Gesinnung verbunden mit wohlthuender Milde und herzgewinnender Liebenswürdigkeit, hat er sich das Vertrauen seiner Collegen im vollsten Maaße erworben, das ihm im Laufe der Jahre drei Mal die Würde des Rectorats übertrug, im J. 1848 unter besonders schwierigen Verhältnissen, dann 1859 und 1863.

Nachdem es ihm vergönnt gewesen, im J. 1874 sein 50jähriges Dienstjubiläum noch im Amte zu feiern, wurde er vom Wintersemester 1874/75 ab von dem Halten von Vorlesungen und anderen amtlichen Verpflichtungen entbunden. Nach Halle a. S. übergesiedelt, erlebte er noch im J. 1877 das goldene Doctorjubiläum, und ist dann hochbetagt am 25. Februar 1882 gestorben.

Außer den oben erwähnten Habilitationsschriften hat S. folgende wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht:

1. „Rechtshistorische Studien“, Heft 1, 1845; 2. „Geschichte der römischen Rechtswissenschaft“, Heft 1 (Prolegomena), 1858; 3. „De jurisprudentia formularia Romanorum a jure criminum haud negligenda Spec. I“, 1862; 4. „Das Fragment des Pomponius“ (auch unter dem Titel Varroniana), 1867; 5. „Zur Erinnerung an Ed. Dirckſen“, 1870.

Güterbock.

Sanio: Karl Gustav S., Botaniker, geboren am 5. December 1832 zu Lyck in Ostpreußen, † ebenda am 3. Februar 1891. Als Sohn eines Gutsbesitzers fand S. früh Gelegenheit, die Natur zu beobachten und seiner Neigung zum Sammeln und Bestimmen von Naturobjecten nachzugehen, sodaß er bereits während seiner Gymnasialzeit, die in die Jahre 1843—52 fiel, sich tüchtige Kenntnisse der Flora seiner Heimathprovinz erwarb. Im Herbste 1852 bezog S. die Universität Königsberg, um Naturwissenschaften zu studiren, wandte sich aber auf den Rath seines Lehrers, des Botanikers Ernst Meyer, nach drei Semestern der Medicin als Brotstudium zu und bestand im März 1855 sein erstes Examen. Unmittelbar darauf ging er behufs Fortsetzung seiner Studien nach Berlin, wo er in den Professoren A. Braun und Pringsheim bereitwillige Förderer seiner Bestrebungen fand und zu dem schon damals als Systematiker bewährten Docenten P. Ascherson in nähere Beziehung trat. Inzwischen hatte S. das medicinische Studium aufgegeben und sich ganz auf Botanik geworfen. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten über die Entwicklung der Sporen bei Equisetum (Bot. Zeitung 1856 u. 1857) und über die in der Rinde dicotyler Holzgewächse vorkommenden Niederschläge von kleesaurem Kalk (Sitzungsbericht d. Berliner Akad. d. Wissensch., April 1857) zeigen, daß er sich in den letzten Studienjahren vorwiegend mit anatomischen Untersuchungen beschäftigt hatte, während seine Dissertation, auf Grund deren er am 1. Juni 1858 in Königsberg zum Dr. phil. promovirt wurde, noch rein floristischen Inhalts war. Sie erschien als „Florula Lyccensis“ 1858 im 29. Bande der Zeitschrift Linnaea. Nunmehr kamen in rascher Folge

weitere anatomische Arbeiten von Bedeutung an die Oeffentlichkeit, nämlich: „Vergleichende Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung des Korkes“ (Pringsheim's Jahrb. II, 1858) und noch in demselben Jahre: „Untersuchungen über die im Winter Stärke führenden Zellen des Holzkörpers dicotyler Holzgewächse“ (Linnaea XXIX) und „Untersuchungen über die Epidermis und Spaltöffnungszellen der Equisetaceen“ (ebendort); alles Arbeiten von bleibendem Werth, die in nichts den Anfänger verrathen. Nach dem Tode von E. Meyer habilitirte sich S. im Herbste 1858 in Königsberg als Privatdocent für Botanik und begann im darauffolgenden Sommer seine Vorlesungen, die sich über das Gesammtgebiet seiner Wissenschaft erstreckten und mit botanischen Excursionen verbunden waren. Seine Wirksamkeit an der ostpreußischen Universität währte bis zum Jahre 1866 und fand alsdann einen unerfreulichen Abschluß. Als Nachfolger Meyer's war 1859 Robert Caspary auf den Königsberger Lehrstuhl für Botanik berufen worden. Zwischen ihm und S. herrschte von Anfang an ein gespanntes Verhältniß, das aus den Charaktereigenthümlichkeiten beider Männer erklärbar wird, die beide, ihres eigenen Könnens vollbewußt, wenig geneigt waren, neben ihrer Meinung die abweichende Meinung Anderer gelten zu lassen. Schließlich spitzten sich die Dissonanzen bis zur Unerträglichkeit zu, und da sich S. auch in seiner Lebensführung Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließ, so schritt zuletzt die Aufsichtsbehörde ein und veranlaßte S. zur Aufgabe seiner Lehrthätigkeit. Den im ersten Unmuth über sein Schicksal gefaßten Plan, nach Amerika auszuwandern, gab S. allerdings bald auf. Doch verkaufte er seine wissenschaftlichen Sammlungen und seine Bibliothek und zog sich nach seiner Vaterstadt Lyck zurück. Hier begann er nach kurzer Zeit von neuem wissenschaftlich zu arbeiten, bis ihn, ohne vorangegangene Krankheit, noch vor vollendetem 60. Lebensjahre ein plötzlicher Tod infolge eines Schlaganfalles ereilte.

Im Interesse der botanischen Wissenschaft ist Sanio's Loos lebhaft zu beklagen. Sicher würde er, der jedem Lehrstuhl zur Zierde gereicht hätte, sich als Pflanzenanatom den bedeutendsten Männern seines Faches angereiht haben. Schon seine oben erwähnte Erstlingsschrift über das Vorkommen von Kalksalzen in der Rinde einiger Holzgewächse verräth den scharfsichtigen Forscher. Er wies hier nach, daß die bis dahin für rhomboedrischen Kalkspath gehaltenen Inkrustationen aus monoklinen Krystallen von oxalsaurem Kalk beständen. Von größter Bedeutung aber waren seine Untersuchungen über das Dickenwachsthum des Holzkörpers. Nach dieser Richtung hin veröffentlichte er neben den bereits angeführten Arbeiten noch folgende wichtige Abhandlungen in der Botanischen Zeitung: „Einige Bemerkungen über den Bau des Holzes“ (1860); „Bemerkungen über den Gerbstoff und seine Verbreitung bei den Holzpflanzen“ (1862); „Vergleichende Untersuchungen über die Elementarorgane und über die Zusammensetzung des Holzkörpers“ (1863) und „Ueber endogene Gefäßbündelbildung“ (1864). In Verbindung mit den etwas früher publicirten Arbeiten Hanstein's und Nägeli's über die Fibrovasalstränge brachten Sanio's Schriften zuerst größere Klarheit in die Vorgänge des Dickenwachsthums der Stämme und beseitigten namentlich durch scharfe Unterscheidung der verschiedenen Elementarbestandtheile des Holzkörpers die vorher herrschende Begriffsverwirrung in der Classification und Nomenclatur dieser Organe. Gegenüber diesen Erfolgen tritt Sanio's litterarische Thätigkeit während seiner zweiten Lebensepoche an Bedeutung zurück. Nur zwei Abhandlungen in Pringsheim's Jahrbüchern: „Ueber die Größe der Holzzellen bei der gemeinen Kiefer“ (Bd. VIII) und „Anatomie der gemeinen Kiefer“ (Bd. IX) bildeten noch wichtige Ergänzungen zu seinen früheren anatomischen Forschungen.

Sonst wandte sich seine Hauptneigung wieder der floristischen Erforschung seiner Heimath, vorzugsweise auf dem Gebiete der Kryptogamen zu. Die hierbei erzielten Resultate veröffentlichte er zumeist in den Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg (1881, 1883), im Botanischen Centralblatt (1880—90) und in der Zeitschrift Hedwigia, deren Redaction S. während des Jahres 1887 zeitweise übernommen hatte.

P. Ascherson, Nachruf in „Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg", Bd. XXXIV, 1891.

E. Wunschmann.

Santritter: Johannes S., ein Deutscher, der unter den venezianischen Druckern des 15. Jahrhunderts genannt wird. Es gibt in der That drei Wiegendrucke von Venedig, auf denen neben und vor Hieronymus de Sanctis S. als Drucker genannt ist. Sie stammen alle aus dem Jahre 1488. Im folgenden Jahre sodann erscheint er in gleicher Eigenschaft allein auf einem Drucke, der Summa astrologiae judicialis des Joh. Eschuid. Daß er auch mit Anderen als de Sanctis zusammengedruckt hat, beruht auf einem Mißverständniß. Dagegen ist es sehr wohl möglich, daß noch Weiteres aus seiner Presse hervorgegangen ist, das man nur eben noch nicht kennt oder das nicht mehr vorhanden ist. Dies kann man schon aus dem Umstand schließen, daß S. auch ein Signet führte: das Monogramm I H (Johannes Heilbronnensis) mit einem Stern in der Mitte des I, umrahmt von einem Kranz, der durch einen Zweig gebildet ist, das Ganze überragt von einer Krone. Die Druckerthätigkeit Santritter's hat übrigens nur ein Intermezzo in seiner sonstigen Thätigkeit gebildet. Denn vor- und nachher finden wir ihn als Gelehrten thätig, der Handschriften, ältere und jüngere, für die Herausgabe im Druck vorbereitete. In dieser Weise war er 1480 für die Presse des Theodorus Francus aus Würzburg und 1482—85 für diejenige des bekannten Erhard Ratdolt, ebenso 1492 für den Drucker Joh. Hamman — alle in Venedig — beschäftigt. Neun Drucke kennt man zur Zeit, in denen er in solchem Sinn als Corrector erscheint. Noch einmal begegnet er uns sodann im J. 1498 in den Acten Venedigs, indem ihm am 14. November gen. J. ein Privileg für die Herausgabe einer Reihe von Schriften, deren drei ausdrücklich aufgeführt werden, verliehen wird. Da jedenfalls eine derselben daraufhin in einer fremden Druckerei herauskam, so scheint er hier als Verleger in Betracht zu kommen. Von den Schriften, mit denen sein Name in der einen oder anderen Weise verbunden war, sind die meisten mathematischen, speciell astronomischen Inhalts, und so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir S. in erster Linie als Mathematiker ansprechen. Aber er war dies auf der Grundlage humanistischer Bildung. Darauf weisen nicht nur die anderen Schriften hin, die fast alle dem Humanismus angehören; auch der Beiname, den er sich ständig gibt: Lucilius oder C(aius) Lucilius — er verwebt ihn förmlich mit seinem Familiennamen: C. Joh. Luc. S. — ist ein Zeugniß dafür; denn er hat ihn offenbar von dem römischen Satiriker dieses Namens hergenommen. Und etwas satirisch scheint er selbst auch veranlagt gewesen zu sein. Denn wenn er sich in dem Chronicon des Eusebius von 1483 C. Joh. Hippodamus d. i. Rossebändiger nennt, so ist das offenbar nichts anderes als eine Ironisirung seines Namens „Santriter", der ja einen vom Pferde in den Sand geworfenen Reiter bezeichnet. Als Mathematiker oder Humanist hat er nach einem der von ihm bearbeiteten Ausgabe der alphonsinischen Tafeln von 1492 vorgedruckten Brief auch Eigenes geschaffen, das aber nicht im Drucke erschienen ist. Von den persönlichen Verhältnissen Santritter's wüßten wir überhaupt nichts, wenn nicht bei seinem Namen wenigstens öfter die Herkunft

angegeben wäre: Hellbronnensis, auch Heilbronnensis oder de Fonte salutis. Dabei ist nicht, wie von Vielen geschieht, an das Kloster Heilsbronn bei Ansbach zu denken, wiewohl auch dafür schließlich die Form Heilbronnensis passen würde, sondern an Heilbronn, und zwar nicht an einen der kleinen Orte dieses Namens in Baiern und Böhmen, sondern an die Stadt am Neckar. Das ergibt sich unwiderleglich daraus, daß er einmal angeredet wird: helbronna, Lucili, ex urbe; S. war also ein Landsmann des gleichzeitig mit ihm, aber ausschließlich als Drucker, in Venedig thätig gewesenen Franz Renner von Heilbronn, durch den er vielleicht auch dorthin gekommen ist.

Vgl. außer den bekannten bibliographischen Werken von Hain, Proctor und Copinger Archivio Veneto, t. XXIII, 1882, S. 135, und Kristeller, Die italienischen Buchdrucker- und Verlegerzeichen, 1893, S. 110 und auf S. 111 Nr. 280. K. Steiff.

Sarasin: Jakob S., geboren am 26. Januar 1742 in Basel. Mit zehn Jahren verließ er sein Elternhaus, um in Mülhausen, Neuchâtel und Augsburg zum Kaufmann ausgebildet zu werden. 1761 trat er eine mehrjährige Reise nach Italien an und übernahm dann mit seinem Bruder Lucas Sarasin die Bandfabrik seines frühverstorbenen Vaters. 1770 führte er Gertrud Battier, die Tochter eines angesehenen Baseler Kaufmanns und Rathsherrn, heim, mit der er in selten glücklicher Ehe lebte. Im September 1775 trat S. zu Christoph Kaufmann in nähere Beziehungen und ward durch ihn in das geniale Treiben der Stürmer und Dränger hineingezogen. Als Mitglied der „helvetischen Gesellschaft“ in Schinznach lernte er Johann Georg Schlosser, Gottlieb Konrad Pfeffel, Iselin, Lavater, Pfenninger und andere führende Geister der Schweiz kennen. Mit Isaak Iselin zusammen gründete er die Baseler „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ und bemühte sich eifrig um die Lösung der socialen Fragen, die Basel damals bewegten.

Sarasin's Patriciersitz am Rheinsprung, das sogenannte „weiße Haus“, wurde bald ein Sammelpunkt bedeutender Männer, zu denen sich außer den Schinznacher Freunden Pestalozzi und Jakob Michael Reinhold Lenz gesellten. Letzterer kam im April 1777 von Emmendingen nach Basel. 1780 vermittelte Schlosser die Bekanntschaft zwischen S. und Klinger. Lavater, Klinger und Sarasin arbeiteten im Juli 1780 in Pratteln, Sarasin's Sommersitz, gemeinsam die ersten Capitel des „Plimplamplasko“, der Satire auf Kaufmann, aus. Bald darauf finden wir J. J. W. Heinse und Franz Christian Lerse als Gäste bei S.

1799 war Gertrud S. von einem schweren Nervenleiden befallen worden. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Da entschloß sich S., den Grafen Cagliostro, der damals in Straßburg durch seine Wundercuren Aufsehen erregte, um Hülfe zu bitten. Im Frühling 1781 vertraute er seine Gattin dem Wunderarzte an. Der Erfolg war überraschend und kettete die beiden Männer dauernd aneinander. Im October 1781 schlossen Lavater und Cagliostro in Sarasin's Haus Freundschaft, die allerdings nicht von Dauer war. S. ließ Cagliostro nicht fallen, auch als dieser bereits als Betrüger entlarvt war. Im Frühjahr 1787 miethete er für ihn das Schloß Rockhalt bei Biel, das Cagliostro bis Ende Juli 1788 bewohnte. Im Mai 1787 ward im „weißen Hause“ eine „ägyptische Loge“ eröffnet, die einem wahren Cagliostrocultus diente. — Noch anderen berühmten Namen begegnen wir im weißen Hause. Eine enge Freundschaft verband Gertrud Sarasin und Johanna Schlosser geb. Fahlmer. 1784 waren Sophie v. Laroche, Johann Georg Jakobi und Prinz Heinrich

von Preußen (als Graf v. Oels) Sarasin's Gäste. Im Sommer 1786 besuchte ihn J. H. Merck.

Bereits 1784 war S. in den großen Rath gewählt worden. Bald darauf wurde er Appellationsrichter, 1786 Präsident der „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ und Mitglied des Consistoriums der französischen Kirche. Trotz dieser vielseitigen Thätigkeit und einem sehr ausgedehnten Briefwechsel fand er Zeit, unablässig seine Bildung zu erweitern. Zeugniß davon legen verschiedene Arbeiten ab, z. B. über: „Mahomet, sein Paradies und seinen Koran“ (1785) und „Ueber das Erziehungswesen in den Schweizer Kantonen“ (1786). Außer volkswirthschaftlichen, pädagogischen und sonstigen Abhandlungen, sowie den Reden, die er als Präsident der helvetischen Gesellschaft gehalten hat, sind im Sarasin'schen Familienarchiv in Basel, Gedichte und ein Lustspiel in drei Aufzügen, „Der Hausfriede“, von ihm erhalten.

Am 26. Januar 1791 starb seine Gattin, die ihm drei Söhne und sechs Töchter geschenkt hat. Am 10. September 1802 folgte er ihr ins Grab, nachdem er noch im Jahre vorher mit Jung-Stilling Freundschaft geschlossen hatte.

Vgl. Hagenbach, Jakob Sarasin und seine Freunde. Basel 1850. (Beiträge zur vaterländischen Geschichte von der histor. Gesellschaft zu Basel, Bd. 4.) — Langmesser, Jakob Sarasin. Zürich 1899. (Diss.)

Wilhelm Feldmann.

Saucken. Die Familie v. Saucken erscheint seit dem 15. Jahrhundert im Besitz des Gutes Wickerau im Kreise Pr.-Holland (Provinz Ostpreußen). Ernst Christoph v. S. (1758—1817) siedelte 1796 nach dem neu erworbenen Gut Tarputschen im Kreise Darkehnen über und verkaufte 1803 Wickerau. Seine Gattin Amalie (1764—1833), eine Tochter des Kriegsraths Austin in Gumbinnen, hatte er im Hause ihres Schwagers, des Kriegsraths v. Fahrenheid-Beynuhnen, kennen gelernt. Von den Kindern dieses Ehepaares sind zwei, Ernst und August, als Führer der constitutionellen Partei in Deutschland bekannt geworden (eine Tochter, Amalie, 1794—1858, vermählte sich mit dem späteren General v. Weyrach).

Ernst Friedrich Fabian v. S., geboren am 24. August 1791 in Wickerau, trat 1805 als Junker in das Dragoner-Regiment v. Esebeck (später 2. westpreuß. Dragoner-Regiment) ein, machte den Feldzug von 1807 im L'Estocq'schen Corps mit und befand sich unter den Truppen, die den König nach Memel begleiteten. Mit dem Hülfscorps, welches Preußen Napoleon stellte, ging er 1812 im 10. Armeecorps unter Macdonald nach Rußland. Er gehörte zu den jüngeren Officieren, welche auf dem Rückmarsch früh schon den Wunsch des Abfalls von Frankreich äußerten. Die Feldzüge von 1813/14 machte er im Corps Bülow's mit; 1814 commandirte er als Secondlieutenant seine Schwadron. Im russischen Feldzug erwarb er den Orden pour le mérite, 1813 das Eiserne Kreuz 2., 1814 das 1. Classe. Im J. 1815 kam sein Regiment nicht mehr vor den Feind, rückte aber unter den Occupationstruppen in Frankreich bis Paris vor. Nach dem Friedensschluß erbat er den Abschied, der ihm mit dem Rang eines Rittmeisters bewilligt wurde. 1816 vermählte er sich in Oschersleben mit Luise v. Heyligenstädt und übernahm 1817 nach dem Tode seines Vaters die Bewirthschaftung der väterlichen Besitzungen. Erst 1825 fand eine Theilung derselben statt, bei der ihm Tarputschen zufiel. Den ererbten Besitz vermehrte er durch glückliche Käufe beträchtlich. Ein arabisches Gestüt, das er gründete, gewann später ein weit verbreitetes Ansehen. Früh betheiligte er sich an den öffentlichen Angelegenheiten. Auf dem ersten preußischen Provinziallandtag im J. 1825 ist er einer von den sechs Männern (außer ihm Graf Alex. Dohna, Th. v. Schön,

v. Brandt, v. Farenheid, Obermarschall Graf Dönhoff), die der König durch Verleihung des Johanniterordens auszeichnet. Auf dem Huldigungslandtage von 1840 ist er stellvertretender Landtagsmarschall. Neben der Thätigkeit in den ständischen Versammlungen bemühte er sich direct auf den Monarchen einzuwirken. Schon zur Zeit Friedrich Wilhelm's III. suchte er Vorstellungen bei Hofe durch dritte Hand anzubringen. An Friedrich Wilhelm IV. richtete er eingehende Schreiben, in denen er Beschwerden über staatliche und kirchliche Verhältnisse vortrug, und der König antwortete nicht weniger eingehend darauf. 1847 war er Mitglied des vereinigten Landtags und nahm hier eine bedeutende Stellung ein. Haym widmet ihm in seinen „Reden und Redner des ersten preußischen vereinigten Landtages“ (Berlin 1847), S. 162 ff. eine sympathische und lebhafte Charakteristik. Er gehörte hier ebenso wie sein Bruder August (s. nachher) zur ostpreußischen Opposition. Viel genannt ist der Zusammenstoß, den er mit Bismarck hatte. In die Frankfurter Nationalversammlung wurde er für den Wahlkreis Angerburg gewählt. Er schloß sich der Partei des „Hirschgrabens“ oder, wie sie später hieß, des „Casinos“ an. Wenngleich er sich in Frankfurt weniger als auf dem vereinigten Landtag als Redner bethätigte, so genoß er doch unter den Abgeordneten großes Ansehen. Man wählte ihn in die Deputation, die nach Wien gehen sollte, um den Erzherzog Johann zur Annahme des Reichsverweseramtes zu bewegen. Die Briefe, die er vom Parlament an seine Verwandten schrieb, sind sehr lehrreich; sie zeigen die Entwicklung von dem Enthusiasmus für den österreichischen Erzherzog als Reichsverweser bis zum Gegensatz gegen Oesterreich; eine starke preußische Grundstimmung war S. freilich von Anfang an eigen. Von Frankfurt aus richtete er einen Brief an den Prinzen von Preußen, in dem er ihn bat, den König zur Annahme der Kaiserwürde zu bewegen. Auch nachdem das Parlament sein Ende gefunden, hielt er die Ideale der Gagernschen Partei fest und warb eifrig für sie. Anfang 1850 wandte er sich von neuem an den Prinzen von Preußen und empfahl dringend die Entlassung des Ministeriums Manteuffel. Als jedoch die Dinge eine seinen Hoffnungen ganz entgegengesetzte Wendung nahmen (am 29. November wurde die Olmützer Punctation unterzeichnet), glaubte er einen erheblichen Nutzen fernerer politischer Thätigkeit nicht mehr erkennen zu können. Aus der ersten Kammer des Jahres 1849, in die man ihn gewählt hatte, war er bald wieder ausgetreten. 1850 nahm er zwar eine Wahl in die zweite noch an und blieb ihr Mitglied bis zum Jahre 1852. Indessen ist er in ihr nicht hervorgetreten und hat die Sitzungen, wie es scheint, nur ausnahmsweise besucht. Im J. 1853 erkrankte er und starb am 25. April 1854 in Tarputschen. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1832) hatte er sich mit Pauline v. Below, der Schwester des späteren Generals Gustav v. B., vermählt. Eine andere Schwester desselben war die Gattin Wrangel's.

In der „Deutschen Rundschau“ Bd. 109 (1901) habe ich den Briefwechsel von Ernst v. Saucken mit Friedrich Wilhelm IV., dem Prinzen von Preußen und seinem Schwager Gustav v. Below, im Juli-Heft des Jahrgangs 1905 derselben Zeitschrift seine Briefe aus dem Frankfurter Parlament an seine Gattin, in Westermann's Monatsheften, Jahrgang 1902, einen von ihm verfaßten Bericht über den vereinigten Landtag veröffentlicht. S. auch die Litteratur zu dem folgenden Artikel und v. Bärensprung, Geschichte des 2. westpreußischen Dragonerregiments.

Ernst's jüngerer Bruder August Heinrich v. S., geboren am 10. September 1798 zu Tarputschen, wurde 1813 dem v. d. Gröben'schen Institut in Königsberg übergeben, das, eine wohldotirte Familienstiftung, den dazu Berechtigten

Unterricht mit Kost und Wohnung gewährte. Unter seinen Altersgenossen schloß er hier mit Alfred v. Auerswald eine Lebensfreundschaft. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, traten beide ins Heer, S. in das Regiment, dem sein Bruder Ernst schon angehörte. Nach Beendigung des Feldzugs in die einsame Garnison Riesenburg gebannt, empfand er es dankbar, daß ihm nach bestandenem Officiersexamen 1817 gestattet wurde, die Königsberger Universität als Hospitant zu besuchen. Er wandte sich mit besonderem Eifer dem Studium der Geschichte zu und nutzte überhaupt seinen zweijährigen Aufenthalt in Königsberg aufs beste aus, um sich die feste Grundlage einer allgemeinen Bildung anzueignen, wie er denn auch in späteren Jahren trotz seiner angestrengten Thätigkeit auf landwirthschaftlichem und politischem Gebiete seine wissenschaftlichen und litterarischen Neigungen pflegte und namentlich in der deutschen Dichtung große Belesenheit erwarb. Bemerkenswerth sind ferner seine kirchlichen Beziehungen. In seinem Elternhause herrschte die ernste Frömmigkeit des positiven Christenthums. So ist es begreiflich, daß er sich jetzt dem Pfarrer Ebel anschloß, der schon im Gröben'schen Stipendienhause sein Lehrer gewesen war und dessen Kreis damals allein in Königsberg das positive Christenthum vertrat. Man weiß heute, daß die schweren sittlichen Beschuldigungen, die einst gegen Ebel erhoben wurden, grundlos sind, daß es sich vielmehr um Mißdeutungen excentrischer Theorien, die er vertrat, gehandelt hat (vgl. Tschackert, Theologische Realencyklopädie, 3. Aufl., Bd. 17, S. 679 ff.). Später zog sich S. von dem Kreise Ebel's zurück und wandte sich ebenso wie sein Bruder Ernst dem liberalen Kirchenthum zu. Die kirchlichen Interessen aber behielten Beide bei.

Im J. 1822 nahm August v. S. den Abschied von der Armee, um sich für seinen Beruf als Landwirth vorzubereiten. 1825 fiel ihm bei der Erbtheilung das Gut Julienfelde zu, und in demselben Jahre vermählte er sich mit Lina v. Below, einer Schwester des oben genannten Generals. In der Landwirthschaft bevorzugte er die Schafzucht (er erwarb einen Stamm feinwolliger spanischer Schafe) und namentlich die Pferdezucht. Er richtete ein Vollblutgestüt ein und schuf mit seinem Schwager Carl v. Below-Lugowen eine Trainiranstalt, die ein englischer Trainer leitete. Seine Bemühungen um die Vollblutzucht sind für Ostpreußen von großer Bedeutung geworden und haben verdiente Anerkennung gefunden. Zwischen ihm und seinem Bruder Ernst, der ein arabisches Gestüt hatte, bestand in dieser Hinsicht eine gewisse Rivalität. Uebrigens war es eine wesentlich ästhetische Freude, die er an den Pferden fand.

Seine politische Wirksamkeit begann im J. 1843 mit seiner Wahl in den Landtag der Provinz Preußen. 1847 wurde er zum Generallandschaftsrath ernannt und wirkte in dieser Stellung mit günstigem Erfolge dafür, daß den Bauerngütern, deren Werth nicht weniger als 500 Thlr. betrug, die Vortheile des landschaftlichen Creditinstitutes zugänglich gemacht wurden. Daß er ebenso wie sein Bruder Ernst Mitglied des vereinigten Landtags war, haben wir schon erwähnt. Die politischen Anschauungen, die er jetzt und weiterhin vertrat, hat Schmidt-Weißenfels in seinem Buch „Preußische Landtagsmänner“ (1862) dargelegt. Es ist kein Zweifel, daß ihm das Ideal des whighistischen County-Squire vorschwebte, wie er es sich denn eifrig angelegen sein ließ, sich der Sorgen der Landbewohner in seinem nachbarlichen Bezirk anzunehmen (über seine in Uebereinstimmung mit Ernst v. S. unternommenen Bemühungen zur Linderung des ländlichen Nothstandes vor der Revolution des Jahres 1848 s. die von mir herausgegebenen Correspondenzen). Th. v. Bernhardi schildert ihn als einen „sehr liebenswürdigen und gescheiten Sanguiniker“. Er war

eine ritterliche Erscheinung und ein Mann von fester und vornehmer Gesinnung.

Mitglied des zweiten vereinigten Landtags, der im April 1848 tagte, war S. wiederum. Als dieser am 6. April Wahlen zur deutschen Nationalversammlung vornahm, befand sich unter den Gewählten auch S. (nebst seinem Bruder Ernst). Bekanntlich annullirte der Landtag seine Wahlen wieder, da das sog. Vorparlament die Wahl eines Abgeordneten auf je 50,000 Seelen vorschrieb. So trat S. nicht ins Frankfurter Parlament. Am 28. Mai 1848 veröffentlichte er in der „Vossischen Zeitung" im Inseratentheil ein „Eingesandt" (derartige Artikel erschienen in jener Zeit mehrfach, z. B. von Vincke-Olbendorf), in dem er den Wunsch aussprach, daß der Prinz von Preußen aus England zurückkehren möge. Als Mitglied der zweiten Kammer von 1849 nahm er keinen Anstand, die octroyirte Verfassung anzuerkennen und sich an ihrer Revision zu betheiligen. Dagegen lehnte er die Zumuthung von 1850, nochmals diese revidirte und angenommene Verfassung zu ändern, ab. Von nun an gehörte er zur Opposition gegen das Ministerium Manteuffel. Dasselbe versagte ihm die Bestätigung, als er von neuem zum Generallandschaftsrath gewählt wurde. Die Jahre 1858—62 bezeichnen wohl den Höhepunkt seiner politischen Bedeutung. Das Vertrauen des Regenten und der Prinzessin Augusta, seine freundschaftlichen Beziehungen zu den meisten Ministern der neuen Aera und sein großer Einfluß in der damals ausschlaggebenden liberalen constitutionellen Fraction verschafften ihm eine fast einzigartige Position. Die Beziehungen zum Prinzen von Preußen hatten schon 1847 bei Gelegenheit des vereinigten Landtags begonnen und sich im Laufe der Jahre zu einer nahen Vertrauensstellung ausgebildet. Durch ihn erfuhr der Prinz, wie im Lande über seines Bruders Regierung geurtheilt wurde; an ihn wandte er sich oft um Rath, als er Regent und später König geworden war; von ihm ertrug er ein offenes Wort. Saucken's Briefe und Bernhardi's Tagebücher bieten manche interessanten Belege dafür. In der ersten Zeit des Conflicts mit dem Abgeordnetenhause blieb jene Vertrauensstellung noch bestehen; S. suchte zu vermitteln und den König namentlich von der Loyalität des oppositionellen Theils der Bevölkerung zu überzeugen. Im Herbst 1862 fanden jedoch diese Beziehungen mit einer viel besprochenen Correspondenz zwischen Beiden ihr Ende. Dagegen behielt er das Vertrauen der Königin und des Kronprinzen, der ihn besonders in der Zeit seines Conflicts mit dem Vater ins Vertrauen zog und ihn durch einen im officiellen Reiseprogramm nicht vorgesehenen Besuch in Julienfelde auszeichnete. (S. genoß das Vertrauen der Prinzessin schon seit den vierziger Jahren. Als sie ihn mit ihrem damals etwa zwanzigjährigen Sohn bekannt machte, that sie es mit den Worten: „Auf diesen Mann kannst Du Dich verlassen, wenn Du einmal einen treuen Freund nöthig hast.") Es herrschte in jener Zeit gerade in der freisinnigen Provinz Ostpreußen eine solche Erbitterung gegen die Regierung und ihr Oberhaupt, daß man dem Kronprinzen diese Mißstimmung bei den Empfängen in den Städten deutlich genug zeigte. In Königsberg, wo er als Rector der Universität gefeiert werden sollte, ließ man sogar einen Theil des Festprogramms fallen aus Furcht vor feindlichen Demonstrationen durch die Studenten. Diese fanden aber trotzdem Gelegenheit, ihrem Groll Ausdruck zu geben, und unterließen es, vor dem Kronprinzen, der in Begleitung seiner Gemahlin an ihren Spalier bildenden Reihen vorbei der Aula zuschritt, die Mützen abzunehmen. Der Kronprinz äußerte sich zu S. später sehr verletzt über dieses Vorkommniß: „Daß man ihm feindlich begegne, das könne er sich noch erklären, vielleicht auch entschuldigen; wie tief müsse aber der Haß gegen die

Regierung Wurzel gefaßt haben, wenn er die Söhne gebildeter Familien dazu treibe, einer Dame die einfachsten Zeichen der Achtung und Höflichkeit zu verweigern." — Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode blieb S. in dauernden Beziehungen zum Kronprinzen. Durch seine Vermittlung geschah es, daß Letzterer das Protectorat über den landwirthschaftlichen Centralverein für Litauen und Masuren, dessen Hauptvorsteher S. war, übernahm und sich mit der Kronprinzessin an die Spitze des Comités zur Bekämpfung des ostpreußischen Nothstandes im J. 1868 stellte, um dessen Linderung sich speciell auch S. in eifriger und erfolgreicher Weise bemühte.

Bei der Bildung der nationalliberalen Partei trat S. dieser bei. Als ihr Mitglied ist er in angesehener Stellung bis zu seinem Lebensende parlamentarisch thätig gewesen. Am 6. Januar 1873 starb er zu Julienfelde.

G. v. Below, Zur Geschichte der constitutionellen Partei im vormärzlichen Preußen. Briefwechsel des Generals G. v. Below und des Abgeordneten v. Saucken-Julienfelde. Tübinger Universitätsprogramm von 1903. — Aus dem Leben Th. v. Bernhardi's Bd. 2 ff. — L. Parisius, Leopold Freiherr v. Hoverbeck II, 1 (Berlin 1898), S. 65 ff. (S. 85). — Ed. v. Simson, Erinnerungen aus seinem Leben, zusammengestellt von B. v. Simson. Leipzig 1900. — Mittheilungen der Familie. Vgl. auch die Litteratur zu dem Art. über Ernst v. S.

Von den Söhnen von Ernst und August v. S. sind ebenfalls mehrere parlamentarisch thätig gewesen. So der älteste Sohn des Tarputschers, Carl v. S.-Georgenfelde (1822—71; vgl. Deutsche Rundschau Bd. 109, S. 271 Anm. 3), und der einzige Sohn des Julienfelders, Constanz v. S.-Oßlepschen (nach dem Tode des Vaters Erbe von Julienfelde), geb. 10. Juli 1826, † 15. April 1891, beide Mitglieder der Fortschrittspartei. Namentlich aber ist als Parlamentarier bekannt geworden der zweite Sohn des Tarputschers, Curt Richard Ernst Adelbert, geb. zu Tarputschen 17. Juni 1825, studirte 1843—46 Jura in Königsberg, Heidelberg und Berlin, 1846—47 Auscultator, übernahm 1849 das väterliche Gut Tataren, 1854, nach dem Tode seines Vaters, das Familiengut Tarputschen. 1862—1887 war er mit kurzer Unterbrechung Mitglied des Abgeordnetenhauses für Angerburg-Lötzen und Königsberg i. Pr., 1874—84 Mitglied des Reichstags (1874—77 für Angerburg-Lötzen, 1877—81 für Berlin III, 1881—84 für Labiau-Wehlau). Er gehörte der Fortschritts-, dann der deutsch-freisinnigen Partei an und bethätigte sich im Abgeordneten hause in erster Linie bei allen den Ausbau der evangelischen Kirche betreffenden Fragen. Nach Einführung der Provinzialordnung Vorsitzender des Provinziallandtags der Provinz Preußen, wurde er nach der Theilung der Provinz im J. 1878 Landesdirector von Ostpreußen, in welcher Stellung er bis 1884 blieb. Außerdem ist er Hauptvorsteher des landwirthschaftlichen Centralvereins für Litauen und Masuren, Mitglied des deutschen Landwirthschaftsraths und des preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums gewesen. Er starb am 1. März 1890 zu Berlin. G. v. Below.

Sauerländer: Johann David S., Hauptvertreter des Buchhändlergeschlechts der Sauerländer, dessen Ursprung sich bis Mitte des vorigen Jahrhunderts (1748) zurück verfolgen läßt, zu welcher Zeit in Erfurt ein gewisser Elias Sauerländer als Buchdrucker und Verleger ansässig war und sich durch Herausgabe einer Anzahl illustrirter Bibeln und verschiedener religiöser Schriften bekannt machte. Durch einen Sohn des genannten Elias Sauerländer, Johann Christian, welcher durch Heirath in den Besitz einer bereits seit 1613 bestehenden Buchdruckerei in Frankfurt gelangte, wurde das Geschlecht der Sauerländer dorthin verpflanzt. Die Zugehörigkeit zum Buch-

handel wurde durch dessen Enkel eingeleitet, von denen einer, Heinrich Remigius, sich nach der Schweiz wandte, sich dort, und zwar zuerst in Basel, durch Ankauf der Flick'schen Buchhandlung selbständig machte, später aber, nach Verlegung der helvetischen Regierung (1808) nach Aarau, sich in letzterer Stadt dauernd niederließ. Das Aarauer Geschäft, zuerst sehr bescheidenen Umfanges, hob sich rasch und erlangte bald eine gewisse Berühmtheit, herbeigeführt besonders durch eine Anzahl geistig hervorragender Männer, von denen wir nur den napoleonischen General Rapp, sowie H. Zschokke nennen wollen. Das Aarauer Geschäft, das sich dauernd vergrößerte, zählt gegenwärtig noch zu den angesehensten Buchhandlungsfirmen der Schweiz. Johann David S., ein jüngerer Bruder des Obengenannten, widmete sich gleichfalls dem Buchhandel, erlernte diesen bei seinem Bruder in Aarau, hielt sich dann, 1815, zu seiner Weiterausbildung bei Mohr und Zimmer in Heidelberg auf, und kehrte 1816 nach Frankfurt zurück, um die väterliche Druckerei zu übernehmen. Alsbald nach Uebernahme der Druckerei verband der intelligente und tüchtig gebildete junge Geschäftsmann mit derselben ein Verlags- und Sortimentsgeschäft, das sich überraschend schnell Ansehen und Ruf erwarb. Als Verleger pflegte S. vorzugsweise die wissenschaftliche und belletristische Litteratur, sowie später auch die Volksschriften-Litteratur (Spinnstube, W. O. v. Horn's Dorfgeschichten). Auf belletristischem Gebiete war S. der Erste in Deutschland, welcher die Romane und Erzählungen der englischen Autoren W. Scott, Cooper, W. Irving u. A. in guten Uebersetzungen dem deutschen Publicum zugänglich machte, ein Bestreben, das ebenso erfolgreich wie anerkennenswerth war. Den Höhepunkt als Verleger erreichte die Firma in den 30er Jahren, zu einer Zeit, wo Duller, Gutzkow, Grabbe als Führer der Jungdeutschen das litterarische Gebiet beherrschten. Das Sauerländer'sche Geschäft war zu jener Zeit ein Sammelpunkt hervorragender Geister, und S. selbst bedeutend an Geist und Bildung, stand mit im Vordergrund aller dieser Bestrebungen, welche ihren Ausdruck in der von ihm verlegten belletristisch-litterarisch-artistischen Zeitschrift „Phoenix“ fanden. Ebenso war es S., welchem die Einführung der später so berühmt gewordenen Autoren wie Brentano, Rückert vergönnt war. Des Letzteren Dichtungen sind, bis auf einzelne, sämmtlich im Sauerländer'schen Verlag erschienen. Der beim Ausbruch der französischen Revolution, 1789, geborene S. erlebte die 48er Jahre noch im rüstigsten Alter, und in dieser Bewegung erblickte er die Vorboten einer neuen Zeit, die alsbald nach seinem Tode, der am 26. September 1866 erfolgte, in ungeahnter Größe begann. Johann David S. war ein ehrlicher biederer Charakter, der sich der größten Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen erfreute und als Buchhändler der guten alten Schule dieses Berufs angehörte.

Bereits im J. 1864 hatte er sich vom Geschäft zurückgezogen, nachdem die Leitung desselben sein Sohn Heinrich Remigius übernommen hatte. Gegenwärtig ist Robert S. Inhaber des Geschäftes.

Karl Friedrich Pfau.

Sauerwein: Johann Wilhelm S. wurde am 9. Mai 1803 als Sohn eines Schneidermeisters in Frankfurt a. M. geboren. In einer privaten Quartierschule und dann in der neugegründeten städtischen Weißfrauen-Schule erhielt er mit den Knaben seines Alters und Standes den Unterricht der Volksschule, trat aber 1817 auf Veranlassung des Pfarrers Anton Kirchner, des Geschichtsschreibers seiner Vaterstadt, in das städtische Gymnasium über, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten; diesem widmete er sich 1822—1825 in Heidelberg. Die nächsten Jahre hielt er sich als Predigtamts-Candidat in seiner Vaterstadt auf, wurde aber bald ebenso wie sein Alters-,

Studien- und Gesinnungsgenosse Friedrich Funck (s. d. A.) durch einen eigenartigen Vorfall der pfarramtlichen Laufbahn entfremdet: er soll bei der Aufführung einer Localposse in seiner elterlichen Wohnung mitgewirkt haben, und deshalb soll ihm von der vorgesetzten geistlichen Behörde die Zulassung zum Examen verweigert worden sein. Wahrscheinlicher ist, daß er, der inzwischen Mitarbeiter an mehreren Frankfurter Blättern geworden war, das Leben des freien Litteraten der amtlichen Wirksamkeit vorzog; denn als Theologe hatte er entschieden seinen Beruf verfehlt. Mit seinen Landsleuten Funck und Freyeisen trat er in die politisch-litterarische Bewegung zu Anfang der 30er Jahre ein; anscheinend nicht ohne Zögern, denn noch 1831 bewarb er sich mehrfach unter Berufung auf seine Eigenschaft als Candidat der Theologie um ein Lehramt am Gymnasium. Seine litterarische Thätigkeit — sie läßt sich kaum mehr im Einzelnen nachweisen — an den verschiedenen gegen den Bund gerichteten Zeitungen und Zeitschriften, die in Frankfurt und Umgebung in rascher Folge erschienen, unterdrückt wurden und dann sofort unter einem neuen Namen auflebten (Volkshalle, Eulenspiegel, Zeitschwingen u. s. w.), zog ihm zunächst am 9. Juli 1832 die polizeiliche Verwarnung zu, sich der Angriffe gegen den Bund zu enthalten. Ein Artikel in der in Hanau erschienenen Volkshalle: „Wie haben die Deutschen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni aufgenommen?" brachte ihm eine Anklage ein, weil er diese Beschlüsse als Ungerechtigkeit und Bedrückung bezeichnet und Aufruhr gegen den Bund gepredigt habe; gegen das auf vier Wochen Gefängniß lautende Urtheil legte er Berufung ein und erzielte seine Freisprechung, weil sein Vertheidiger Reinganum (s. d. A.) nachweisen konnte, daß der Artikel die kurfürstlich-hessische Censur passirt hatte. Es ist ihm in den für seine Gesinnungsgenossen so gefährlichen ersten 30er Jahren gelungen, ohne polizeiliche oder gerichtliche Strafe durchzukommen. Seine Betheiligung an der politischen Bewegung läßt sich schwer feststellen; er war nicht der starre radicale Unentwegte wie sein Freund Funck, er war der liebenswürdige, lebensfrohe Dichter und Humorist unter den Gefährten. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammen von ihm das Lied „Fürsten zum Land hinaus" und der „Sturmgesang" (Wie wir Dich beklagen, deutsches Vaterland!); die handschriftlich im Frankfurter Stadtarchiv befindliche Brückenauer Colleg-Zeitung zeigt auf jeder Seite den Verfasser S. als Schalk und auch in seinen zahlreichen politischen Brochüren aus jener Zeit ist der humoristische Zug nicht zu verkennen, der sich manchmal schon im Titel ausspricht („Christkindchen", „Pfeffernüsse" u. a.). Aber auch ihm wurde schließlich der Boden in seiner Vaterstadt zu heiß; im März 1834 entfernte er sich aus Frankfurt, angeblich weil er dort keine Anstellung noch sonstigen hinreichenden Erwerb finden könne. Auf eine auswärtige Anzeige hin, daß S. der Verfasser und Verbreiter einer 1831 erschienenen Broschüre „Der 1. Mai" sei, erließ die Frankfurter Polizei einen Steckbrief. S. war inzwischen über Liesthal nach Bern gereist, kam nach längerem Aufenthalt daselbst im Sommer 1835 nach Paris, kehrte aber dann, als sich auch hier die Hoffnung auf eine Stellung oder auf Verdienst aus litterarischer Arbeit als trügerisch erwies, wieder nach Bern zurück. Er fand 1836 eine Anstellung als Professor der deutschen und englischen Sprache in St. Marcellin (Isère), die er bis zu seiner schweren Erkrankung Anfang 1844 bekleidete. Im Krankenhaus in Lyon suchte er vergebens Heilung und kehrte im August 1844, schwer an Rückenmarkslähmung leidend, in seine Vaterstadt zurück. Hier stellte er sich der Behörde zur Untersuchung wegen des ihm zur Last gelegten Vergehens, aber das Gericht verzichtete auf die Verfolgung der Sache und ließ S. unbehelligt. Nach langem Siechthum starb er in Frankfurt am 31. März 1847. — Sein Andenken lebt in seiner Vaterstadt

fort, aber nicht das Andenken an seine politische, sondern an seine localhumoristische litterarische Thätigkeit. In seinen Possen und dramatischen Scenen „Der Amerikaner“, „Der Gräff, wie er leibt und lebt“, „Frankfurt, wie es leibt und lebt“ u. a. hat er prachtvoll humoristische Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens in seiner Vaterstadt gegeben. Zahlreiche Auflagen zeugen von der Beliebtheit, deren sich diese Humoresken noch heute bei seinen engeren Landsleuten erfreuen; die Arbeit an ihnen war ihm ein Trost während der Verbannung aus seiner heißgeliebten Vaterstadt.

Criminal-Acten des Frankfurter Stadtarchivs. — Frankfurter Hausblätter, Neue Folge 1880—82, Bd. I, Nr. 12; Bd. II, Nr. 11. — J. Proelß, Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. (Frankfurt 1905). — Askenasy, Die Frankfurter Mundart und ihre Litteratur (Frankfurt 1904).

R. Jung.

Saurma-Jeltsch: Hugo Freiherr von S.-J., Numismatiker, Sphragistiker, Heraldiker, war geboren am 21. August 1837 zu Lenzendorf als Sohn des Grafen Johann Alexander von der Jeltsch-Lorzendorf, Fideicommißherr und der Gräfin Luise geb. Gräfin von Frankenberg und Ludwigsdorff, wandte sich der militärischen Laufbahn zu, die er 1858—1872 bis zum Rittmeister und zwar in preußischem Dienste verfolgte. Er war Ehrenritter des souver. Malteserordens und starb zu Jürtsch am 21. August 1896, an welchem Tage er das 60. Lebensjahr begann.

Bereits als junger Officier widmete er sich mit Eifer numismatischen und heraldischen Studien und sammelte alles Material, das sich hierauf und insbesondere auf die Geschichte seiner Heimath Schlesien bezog. 1870 gab er ein „Wappenbuch der schlesischen Städte und Städtel (illustrirt von Clericus) heraus“, nachdem er eine Sammlung brandenburgischer und preußischer Münzen angelegt hatte, die er auf Grund eines guten Katalogs 1868 in Berlin zur Versteigerung brachte, wohl um sich ganz dem Sammeln schlesischer Münzen und Medaillen widmen zu können. Durch uneigennützige Ueberlassung seiner schlesischen Münzen- und Medaillensammlung an das Museum schlesischer Alterthümer hat er sich ein dauerndes Verdienst um die Geschichte seiner Heimath erworben. Er verfaßte ein sehr brauchbares tabellarisches Verzeichniß unter dem Titel „Schlesische Münzen und Medaillen“, das im Jahre 1883 zu Breslau (ebenfalls von L. Clericus) illustrirt erschien. Seine bedeutendste Arbeit ist der Katalog „die Saurma'sche Münzsammlung deutscher, schweizerischer und polnischer Gepräge von etwa dem Beginn der Groschenzeit bis zur Kipperperiode“ der 1892 bei A. Weyl in Berlin erschien. Dieses Werk, das fast 6000 groschenähnliche Münzen beschreibt und fast 3000 abbildet, leistet zur ersten Orientierung und besonders für diejenigen, die nicht über eine größere numismatische Bibliothek verfügen, vortreffliche Dienste. Die Verdienste von Saurma's liegen demnach auf dem Beibringen und Ordnen eines reichen und lehrreichen Materials, sichern ihm aber in Fachkreisen ein dankbares Gedächtniß.

Nekrologe in Blättern für Münzfreunde 1896, S. 2103 und in Zeitschrift für Numismatik XX, S. 356. Hans Riggauer.

Savelli: Herzog Friedrich von S., kaiserlicher Feldmarschall und geheimer Rath, entstammte einer alten vornehmen römischen Familie, welche das Erb-Obermarschallamt der Kirche inne hatte, und war als Sohn des Herzogs Bernhard v. Savelli in Rom geboren. Nachdem ihn sein Vater für die militärische Laufbahn erziehen ließ, nahm Friedrich schon zur Zeit Rudolf II. an den Feldzügen in Ungarn Theil. Fast immer im Felde unglücklich, gab er dadurch ein seltenes Beispiel von Beharrlichkeit, daß ihn die größten Unfälle nicht abhielten, immer neuerdings nach dem Degen zu langen. Nachdem er

sich auf kleineren Posten in Ungarn hervorgethan hatte, ernannte ihn Papst Paul V. zum Anführer der Truppen im nördlichen Kirchenstaate und hierauf dessen Nachfolger Gregor XV. zum Generallieutnant über alle Truppen der Kirche. Im Jahre 1628 verließ S. diese Stelle, um dem Kaiser Ferdinand II. zu dienen. Als Oberst und Inhaber eines im Jahre 1628 in Mecklenburg aufgestellten Regiments zu Fuß stand er mit dem Regimente in Pommern und bildete mit diesem zuletzt die Besatzung von Demmin, welche Festung er am 15. Februar 1831 nach kaum begonnener Gegenwehr an den Schwedenkönig Gustav Adolf übergab, so daß letzterer selbst den Ausspruch that: „Ich rathe Euch, Eurem Kaiser künftig lieber bei Hofe als bei dem Heere zu dienen." Auch Tilly äußerte sich sehr abfällig über die rasche Uebergabe; in der Achtung Wallenstein's, die keinem Untüchtigen zu Theil wurde, sank er dadurch nicht im geringsten. Der Ruf, der ihn nun verfolgte, war für ihn eine lebhafte Aufforderung, Alles aufzubieten, um ihn wieder umzustimmen. Im Jahre 1631 nahm er mit seinem Regimente noch an der Erstürmung von Magdeburg und an der Schlacht bei Breitenfeld Theil. Nach dieser Schlacht sandte ihn der Kaiser zum Papste Urban VIII. um Geldhülfe nach Rom, die er auch zum Theil erwirkte. Im Jahre 1635 zum kaiserlichen Feldzeugmeister und 1638 zum Feldmarschall befördert, stellte sich S. unter Ferdinand III. dem Herzoge Bernhard im Elsaß entgegen. Im Vereine mit Johann v. Wert versuchte er im Februar 1638 Rheinfelden zu entsetzen und es mit Verstärkung und Bedürfnissen zu versehen. Im Gefechte bei Rheinfelden am 18. Februar desselben Jahres siegte zwar S. auf dem rechten Flügel, der linke unter Wert mußte jedoch weichen und mit ihm das ganze Heer, nachdem es zuvor gelungen, die Festung zu versorgen. In dem drei Tage später erfolgten Treffen bei Rheinfelden waren die beiden Heerführer noch unglücklicher und wurden mit noch anderen Befehlshabern gefangen genommen. S. wurde nach Lauffenburg gebracht; in Verkleidung gelang es ihm, von dort zu entfliehen und wieder neue Völker um sich zu sammeln, um dem bairischen General Götze, der Breisach versorgen wollte, Verstärkungen zuzuführen. Die beiden vereinigten Feldherren wurden jedoch im Treffen von Wittenweier am 30. Juli 1638 von dem Herzoge Bernhard geschlagen und schoben einander wechselweise die Schuld zu, die wohl wahrscheinlich der größeren Fähigkeit ihres Gegners zuzuschreiben war. Götze war entflohen, S., der zweimal verwundet wurde, hatte länger Stand gehalten, konnte aber dennoch kaum die Trümmer seines Heeres retten. Er kehrte an den Hof zurück, um abermals eine Gesandtschaft nach Rom zu übernehmen. Dort ernannte ihn Urban VIII., der mit Venedig, Parma, Modena und Florenz wegen der Gebiete Castro und Ronciglione Krieg führte, mit des Kaisers Bewilligung zum Anführer seiner Truppen, mit welchen er so glücklich war, durch entsprechende Vorkehrungen den Kirchenstaat vor jedem feindlichen Einfall zu bewahren. Als der Streit beigelegt war, übernahm er wieder die Stelle als Gesandter des Kaisers in Rom, wohnte in dieser Eigenschaft der Wahl Innocenz X. zum Papste bei und erwarb sich durch seine Verwendbarkeit den Beifall des eigenen sowie des päpstlichen Hofes. Glücklicher in diesem Wirkungskreise als im Felde betrat er dieses nie mehr, obwohl er noch durch seine Rathschläge viel zur Rettung von Orbitello beitrug, das die Franzosen belagerten. Er starb 1649 auf seinem Posten zu Rom.

K. und k. Kriegs-Archiv. — Gauhe, Historisches Helden- und Heldinnen-Lexikon. — Reilly, Biographien der berühmtesten Feldherren Oesterreichs.

Sommeregger.

Sax: Emanuel Hans S., Volkswirth und Lyriker, geboren am 28. Februar 1857 zu Nikultschitz in Mähren als Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der, so rühmte der Sohn, sogar in Cicero fest sei gleichwie in den deutschen Classikern. E. H. S. wuchs in Göding, wohin die Eltern übergesiedelt, auf, absolvirte 1875—80 in Wien die juristischen Studien und den staatlichen Vorbereitungsdienst, promovirte dort auch 1879 zum Dr. jur. — alles mit Auszeichnung — und vervollkommnete dann an reichsdeutschen Universitäten seine bisherigen Studien in Volkswirthschaft und Statistik. Anderthalb Jahre Mitglied des staatswissenschaftlichen Seminars der Universität Halle unter Prof. Johs. Conrad's und 1880/81 Volontär an dem von Ernst Engel geleiteten Kgl. Preußischen Statistischen Bureau in Berlin gewesen, legte er, fortwährend seine einschlägigen Buchstudien durch Reisen in Deutschland ergänzend, als Frucht dieser Arbeiten sein großes Werk „Die Hausindustrie in Thüringen" vor (I, 1882, 2. Aufl. 1885; II, 1884; III, 1888). Dessen Methode und Anlage wurden Vorbild für eine Reihe von Monographien über Hausindustrie, besonders für die Berichte aus der Hausindustrie vieler anderer Theile des Deutschen Reiches, die der Verein für Socialpolitik 1889 herausgab. Stephan Bauer, ein mit Stoff und Verfasser genau bekannter Fachmann, urtheilt: „Sax hat vielfach mit ungemein glücklichem Griffe aus archivalischen und statistischen Materialien, aus Erschautem und Erfragtem plastische Bilder des Heimindustrielebens zu gestalten gewußt, wahre Cabinetstücke socialgeschichtlicher und beschreibender Kleinkunst, welchen der tiefere Sinn wissenschaftlicher Erkenntniß nicht fehlt. Am Schlusse seines Werkes zog der thatsachendurstige fahrende Schüler der Nationalökonomie sein Ergebniß über die Aussichten der hausindustriellen Betriebsweise. Sein Urtheil lautet vernichtend (III. Theil, S. 120). Daß Fachschulen und Genossenschaften den Mißständen der Heimarbeit nur in beschränktem Umfange steuern können, das betont zu haben gehört gleichfalls zu seinen Verdiensten. Der lebhafte Widerstand gegen die Behauptungen Sax', der von Hausindustriebaronen nach dem Erscheinen seines Buches laut wurde (vgl. II, S. 8), ist [schon 1897] verstummt; die späteren Forschungen haben seine Anschauungen über das Wesen der modernen Heimarbeit vollauf bestätigt.

Dieses grundlegende Werk hatte ihm mit einem Schlage eine angesehene Stellung in der Wissenschaft gesichert. Am 1. Juni trat S. als Concipist für den statistischen Dienst in das Bureau der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer zu Wien. Sein erster dortiger „Statistischer Bericht über Industrie und Gewerbe des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns" bedeutete eine durchgreifende Reform dieser periodischen Referate und fand das Lob wissenschaftlich wie socialpolitisch gleich musterhafter Leistung einer organisatorisch wie kritisch vollbegabten Persönlichkeit. Er erstattete solche 1883 und 1885. In diesem Jahre habilitirte er sich als Privatdocent an der k. k. Hochschule für Bodencultur, an der er, nachdem er 1887/88 auch Vorträge im technologischen Gewerbemuseum gehalten, 1889 außerordentlicher Professor, sowie Mitglied der Staatsprüfungscommission wurde. Doch konnte er in dieser officiellen Eigenschaft seine Vorlesungen gar nicht aufnehmen. Ein ganzes Jahr litt er an einer immer quälenden Bronchitis, ohne sich auszuspannen. Da hatte sich aus Sax' Anhänglichkeit an seine tuberkulösen Hausleute ein unheilbares Brustleiden entwickelt. Im September 1890 mußte er als Secretär der Handelskammer um Versetzung in den zeitweiligen Ruhestand einkommen. In Curorten der Schweiz, Oberitalien, Hietzing, Aussee suchte er Heilung, zuletzt in Meran — vergebens; es war zu spät. Seine schwersten Leidenstage fielen in die Zeit der Entdeckung des Koch'schen Tuberkulins; so ward S. in Meran

einer der ersten, an denen man es erprobte: und wirklich trat eine überraschende Besserung mit erheblicher Zunahme der Kräfte und des Körpergewichts ein. Hoffnung auf ein neues Leben durchdrang den Kranken, und er machte seine hingebungsvolle Pflegerin Luise zu seiner Gattin. Da erwachten in dem ewig regen Geiste, der während der langen schweren Leidenszeit trotz unabgebrochenen Denkens und Planens seine gelehrten Facharbeiten aufgeben mußte, künstlerische Regungen seiner Jugend. Humorvolle Lieder erfreuten und befreiten da seine Seele unter dem Martyrium der schmerzvollen Pein. Freilich mischte sich in die Liebe zur herrlichen Natur und zum Leben eine sicher krankhaft sinnliche Vorspiegelung erträumter Genüsse, sarcastischer Spott über seine schlimme Krankheit mit ihren Einzelheiten, Hohn und Satyre über sein Elend und das gewisse nahe Ende; so muß man mit dem Meister klagen: „O welch ein großer Geist ward hier zerstört!“ Dies bleibt der wesentliche Eindruck der packenden Bände „Gedichte“ (1892) und „Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzeln“ (1892). Die reizenden „Mädchenlieder“ (1894), der Braut des Dichters in den Mund gelegt, zeugen für den edeln, reinen Einfluß dieses weiblichen Wesens, dem seine Vergangenheit nicht unbekannt geblieben, aber gleichsam alles ein Ansporn zu rastloser Hingabe und Anregung zu schönen Gedichten wird: die letzten, keineswegs traurig stimmenden Grüße an Freunde und Gleichstrebende. Der breitschulterige, starkknochige Mann, in gesunden Tagen voll geistsprühender Heiterkeit, den einst die Vorboten des tückischen Todfeindes wie ein Blitz vom blauen Himmel getroffen, plauderte fast bis zuletzt lebhaft über Politik und Litteratur mit unvermindertem Antheil: ein Jammerbild der starken Empfänglichkeit für alles Große und Schöne. Am 3. Juli (nach Freundesangaben am 29. Juni) 1896 ward ihm der Tod ein wahrer Erlöser, unweit Meran. Bauer nennt ihn traurig eine ebenso ernste und wahrheitsliebende wie liebenswürdige Persönlichkeit aus der jüngeren Generation österreichischer Socialschriftsteller; ein feinsinniger, lebenskräftiger Kopf und sinniger, leidenschaftlicher Mensch und Poet, setzen wir hinzu.

Neue Freie Presse Nr. 444 (4. Juli 1896) Abdbl. S. 1. — St. Bauer im Biogr. Jhrb. u. Dtsch. Nekrolog I, 446 f. — K. L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit IX, 294—95 (authentisch); 296—299 Proben. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Pros. d. 19. Jahrh.[5] III, 560. — Kukula, Hochschulalmanach S. 791 (Suppl. S. 292).

Ludwig Fränkel.

Saexinger: Johann von S., geboren am 18. Mai 1833 in Aussig in Böhmen als Sohn eines praktischen Arztes, erwarb sich seine Gymnasialbildung in Eger und studirte in Prag, wo er vom Jahre 1860 an unter Professor Seyffert als Assistenzarzt an der geburtshülflichen Klinik thätig war, nachdem er im Jahre 1859 in Prag promovirt worden war. Hier lernten ihn junge württembergische Aerzte, die damals in Prag studirten, kennen, und sein ausgesprochenes Lehrtalent schätzen. Nachdem er zahlreiche gynäkologische Abhandlungen in der Prager Vierteljahrsschrift veröffentlicht hatte, die die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf ihn lenkten, ward er 1868 erst 33 Jahre alt nach dem Tode Breit's auf den Lehrstuhl für Geburtshülfe nach Tübingen berufen. Die geburtshülfliche Klinik in Tübingen war damals noch im sogenannten Klinikum der alten Burse, einem 400 Jahre alten Studentenlogirhause und eine gynäkologische Klinik existirte nicht. S. schuf dieselbe zuerst und hat als eifriger Anhänger der Semmelweis'schen Lehren nicht bloß sein redlich Theil zur Durchführung der Antiseptik beigetragen, so daß er am 26. September 1886 auf eine Serie von 1000 Wöchnerinnen ohne einen Puerperalfiebertodesfall zurückblicken konnte, sondern auch auf der gynäkologischen

Abtheilung schon in früher Zeit das Verschwinden septischer Processe nach vielen und großen wohlgelungenen gynäkologischen Operationen zu erreichen vermocht. Von sprudelnder Lebendigkeit, begeistert von seinem Beruf, durchdrungen von der absoluten Nothwendigkeit gründlicher geburtshülflicher Schulung der jungen Mediciner, von seltener Redegewandtheit und feinem Humor vermochte er seine Zuhörer zu packen und fortzureißen, wie es nicht vielen beschieden war. Mit vielem Interesse verfolgte er die Fortschritte der Wissenschaft und pflegte dieselben mit seinen Assistenzärzten regelmäßig zu besprechen, wobei er ein merkwürdig gutes Urtheil an den Tag legte und auch in der Prognose neu auftauchender Gesichtspunkte mit seiner Ansicht meistens den Nagel auf den Kopf traf. — Er wußte seine Schüler stets mit großer Liebenswürdigkeit zu selbständigem Arbeiten heranzuziehen.

Im Jahre 1890 bezog er die von ihm ins Leben gerufene neue gynäkologische Klinik, die nach seinen Angaben aufs Trefflichste eingerichtet worden war.

Wenn S. außer der Bearbeitung einiger Capitel in Maschka's gerichtlicher Medicin nur wenig durch die litterarische Thätigkeit vor weitere Kreise trat, so hat er um so mehr als Lehrer bei seinen Zuhörern und Schülern Segen gestiftet.

Anerkannt von der württembergischen Regierung und geehrt durch Verleihung hoher Orden, hochverehrt von seinen Schülern und seinem Bekanntenkreis, unterlag er am 30. März 1897 nach kurzer Krankheit einer Perforationsperitonitis.

Von seinen Schriften erwähnen wir folgende: „Schwangerschaft und Geburt", l. c. Maschka III, 193—291; Fruchtabtreibung „Abortus" l. c. Maschka, Tübingen 1882, III. 233—292; „Kunstfehler in geburtshülflicher Beziehung" in Handbuch d. ger. Medicin v. Maschka, 8°, Tübingen 1882. III, 649—690; „Ueber die Entwicklung des medicinischen Unterrichts an der Tübinger Hochschule. Rede zum Geburtsfest seiner Majestät des Königs am 6. März 1883 im Namen der Eberhard-Carls Universität", 33 S. 8°, Tübingen 1883; „Gefrierdurchschnitt einer Kreißenden" imp. fol. Tübingen 1888.

Biograph. Lexikon von Gurlt-Hirsch. 1887, V. Bd., S. 146, 147. — Index Catalogue of the library of the surgeon-generals office Unit. States army vol. XII, 1891, p. 437. — Monatsschrift f. Geburtsh. und Gynäkologie von A. Martin u. M. Sänger. 1897, Bd. V, S. 539.

F. v. Winckel.

Scanzoni: Friedrich Wilhelm S. von Lichtenfels wurde am 21. December 1821 als Sohn eines Eisenbahnbeamten, der vom Gardasee stammte, in Prag geboren. Seine Mutter war die Tochter eines der gesuchtesten Aerzte in Prag, des Dr. Beutner von Lichtenfels. Nachdem S. die Mittelschulen in Budweis durchgemacht hatte, bezog er 1838 die Universität in Prag, promovirte 1844 daselbst, machte dann eine wissenschaftliche Reise ins Ausland und wurde nach seiner Rückkehr Arzt an der gynäkologischen Abtheilung des Prager allgemeinen Krankenhauses und an der geburtshülflichen Klinik.

Als Kiwisch nach d'Outreponts Tode 1845 nach Würzburg berufen worden, wurde S. sein Nachfolger in der Direction jener vorhin genannten Abtheilung des Krankenhauses und nachdem Jungmann, der berühmte Historiograph der Prager medicinischen Facultät in den Ruhestand getreten und Kiwisch an seine Stelle nach Prag gekommen war, erhielt S. am 3. October 1850 die Berufung als ordentlicher Professor der Gynäkologie nach Würzburg.

Hier wurde seine Thätigkeit als consultirender Arzt sehr bald eine ungemein ausgedehnte und in kürzester Zeit hatte er sich als solcher der größten allseitigen Anerkennung zu erfreuen. Im J. 1857 wurde er zum ersten Mal

an den russischen Hof berufen zur Berathung der Kaiserin. Am 21. December 1858 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Würzburg ernannt. 1861 ging er zum zweiten Male nach Petersburg. Am Ende der fünfziger Jahre erhielt er eine Berufung nach Berlin und nach Wien, beide lehnte er ab. Nachdem er bereits durch viele in- und ausländische Orden decorirt worden, verlieh ihm 1863 König Max den erblichen Adel mit dem Zunamen von Lichtenfels. In demselben Jahre erhielt er noch eine Berufung nach Baden-Baden; da er dieselbe jedoch ebenfalls ablehnte, so sprachen ihm die bairischen Majestäten brieflich ihren besonderen Dank aus. Am 19. Februar 1864 wurde S. Ehrenbürger von Franzensbad, nachdem ihn bereits die ärztlichen Gesellschaften in Erlangen, Hanau, München und Paris zu ihrem correspondirenden Mitgliede und der Verein deutscher Aerzte in Paris, die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden und viele andere zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatten.

Neben seiner sehr verbreiteten Thätigkeit als Frauenarzt entwickelte S. auch eine sehr intensive litterarische. So begann er schon in Prag sein großes Lehrbuch der Geburtshülfe, welches von 1849—52 erschien, in 2. Auflage 1853, in 4. 1867. Dasselbe zeichnet sich nicht bloß durch große Litteraturkenntniß und klare Darstellung, sondern auch durch eingehende Verwerthung aller neueren Forschungen der Physiologie, Chemie, Mikroscopie und pathologischen Anatomie aus. Wie S. wiederholt Kiwisch in seinen Stellungen folgte, so hat er ihm auch in seinen wissenschaftlichen Werken als Nachfolger gedient, d. h. namentlich zu den unvollendet gebliebenen Vorträgen von Kiwisch über specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts den dritten Schlußband geliefert. Von seinen weiteren Werken nennen wir: „die geburtshülflichen Operationen“ (1852), „das Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane“, Wien 1857, dessen 5. Auflage Wien 1875 erschien; „die chronische Metritis“, Wien 1867 und die „Beiträge zur Geburtskunde und Gynaekologie“. Die letzten Auffätze in jenen Beiträgen besprechen die Lehre von Marion Sims von den Ursachen und Behandlungen der Sterilität im J. 1873. Unter den Schülern von S., welche an diesen Beiträgen mit gearbeitet haben, sind zu nennen: J. B. Schmidt, G. Langheinrich, Gregor Schmitt, O. v. Franqué, J. Schramm, Peter Müller, Peter Reuß, Maennel.

Wenn nun auch unter den zahlreichen Arbeiten Scanzoni's keine eigentlich bahnbrechend gewesen ist, wenn er in seinen Lehrbüchern auf der von Kiwisch betretenen Bahn fortfuhr, wenn manche seiner Methoden, z. B. die für die künstliche Frühgeburt durch Reizung der Brustwarzen und die Kohlensäuredouche, wieder verlassen sind, so zeigt sich an manchen doch, welch ein exacter Beobachter S. war, indem er, um nur ein Beispiel herauszugreifen, schon im J. 1849 die häufige Veränderung der Kindeslage in der Gravidität constatirte und damit die alte Lehre von der Culbute wieder auffrischte, Beobachtungen, welche von Hecker erst im J. 1861 neu aufgenommen und bestätigt wurden. So hat ferner K. Schroeder Scanzoni's Verdienste um die Aetiologie der fibrinösen Polypen in das gebührende Licht gesetzt. Außerdem zeigt die große Zahl der Auflagen, welche seine Lehrbücher trotz ihres Umfanges erlebten, daß Scanzoni's Einfluß als Lehrer sehr bedeutend war.

Um die Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts stand S. auf der Höhe seines Ruhms und es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß er damals der gesuchteste und beliebteste Lehrer in der Gynäkologie, daß er der anerkannteste Consiliarius auf diesem Gebiete war, und daß er zu dem allgemeinen Aufschwung, den die Gynäkologie in jener Zeit nahm, sehr wesentlich beigetragen hat.

Als nun unter der Aegide von Marion Sims und Gustav Simon die Gynäkologie immer mehr eine chirurgische Richtung einschlug, als Operationen auf Operationen folgten, deren Berechtigung von vielen Seiten bestritten wurde, da warnte S. vor der übertriebenen Operationslust und folgte nur ungern auf diesem Wege, selbst als die Lister'sche Methode die Gefahren derartiger Eingriffe wesentlich vermindert hatte. Seine letzte Publication befindet sich in der Festschrift, welche die medicinische Facultät der Universität Würzburg der Alma Julia Maximilianea zur dritten Säcularfeier 1882 widmete; sie bezieht sich auf seine Erfahrungen bei 198 Fällen von Beckenenge.

Ein Meister der Rede, elegant und vornehm in seiner Ausdrucksweise, verbindlich auch gegen seine Gegner, persönlichen Kämpfen abhold, mehr zur Vermittlung geneigt, gehörte S. jederzeit zu den Aerzten, zu welchen der jüngere Fachgenosse mit Verehrung und Stolz aufblickte.

In seinem Privatleben war er die Einfachheit selber; früher sehr gern gesellig, lebte er seit Anfang der 70er Jahre fast nur noch im Schooße der Familie. Bis zum Jahre 1868 besuchte er im Sommer stets das Bad Brückenau, wo er seine Familie um sich vereinigte; seitdem aber brachte er die Ferienzeit stets auf seinem Gute Zinneberg, in der schönen Natur am Fuße der oberbairischen Alpenkette zu. Hier ist er auch, nachdem er 1888 seine Professur in Würzburg niedergelegt hatte, am 11. Juni 1891 einem längeren Siechthum erlegen. S. war über 40 Jahre verheirathet und hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Von ersteren ist der zweitjüngste Arzt geworden und ein sehr gesuchter Chirurg in München-Schwabing.

S. war einer der beliebtesten Lehrer in seinem Fache, eine Leuchte der Wissenschaft und Tausenden und aber Tausenden von Kranken ein treuer und glücklicher Helfer und wird ein verehrungsvolles Andenken behalten bei Allen, die ihm im Leben je nahe getreten sind.

Pagel, Biographisches Lexikon, Berlin-Wien 1901, S. 1482. — Hirsch-Gurlt, Biograph. Lexikon 1888, Band VI, 994. — Gurlt, Nekrologe, Virchow's Archiv Bd. CXXVII, 528. — Winckel, Deutsche med. Wochenschrift 1891, Nr. 30.

F. v. Winckel.

Schachtmeyer: Hans von Sch., königl. preußischer General der Infanterie, am 6. November 1816 zu Berlin geboren, kam aus dem Cadettencorps am 5. August 1833 als Secondlieutenant zum 2. Garde-Regimente zu Fuß, dem auch sein Vater angehört hatte, besuchte die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) und wurde 1841 zur Handwerkersection der Gewehrfabrik Sömmerda commandirt. Hier eröffnete sich ihm eine Thätigkeit, auf deren Gebiete er demnächst der Armee die wichtigsten Dienste geleistet hat. Technisches Geschick verbunden mit taktischem Verständnisse befähigten ihn dazu. Sie bewirkten auch, daß er nach der im J. 1846 erfolgten Enthebung von der Verwendung in Sömmerda alsbald zu Versuchen herangezogen wurde, die in Spandau das Garde-Reserve-Infanterie-Regiment mit dem Zündnadelgewehre anstellte, und daß er 1848 zur Dienstleistung bei der Artillerieabtheilung des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium commandirt wurde. 1850 trat er in sein Regiment zurück, 1852 wurde er zum Hauptmann und Compagniechef im 1. Garde-Regimente zu Fuß befördert, 1855 aber von neuem auf das obengenannte Feld des militärischen Schaffens berufen, indem er mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Vorsitzenden der Gewehrprüfungscommission in Spandau beauftragt ward. Es war die Zeit, in welcher die Frage der endgültigen Einführung des Zündnadelgewehres zur Entscheidung kam. Die Waffe war freilich schon 1841 in Gebrauch genommen, aber sie war in der Armee noch wenig verbreitet und hatte zahlreiche Gegner, welche beim Hinterlader

die Gefahr des Verschießens, daß heißt den Mangel an Patronen, fürchteten, der bei länger dauerndem Gefechte eintreten würde. Sie wollten das Miniégewehr haben, einen gezogenen Vorderlader, und einflußreiche Männer, die das Ohr König Friedrich Wilhelm's hatten, bemühten sich, dem französischen Systeme Eingang zu verschaffen. Aber der Prinz von Preußen, der weitsichtiger war als sein Bruder, hatte eine andere Ansicht. Er vertraute seinem technischen Berather, dem Major v. S., der dem Zündnadelgewehre den Vorzug gab, und da der Prinz bald darauf die Regierung selbst übernahm, blieb dieses dem Heere erhalten und wurde dessen alleinige Waffe. S. kehrte 1859 als Bataillonscommandeur in das 1. Garde-Regiment zurück, wurde 1860 zum Commandeur des Lehr-Infanterie-Bataillons und 1861 des Hohenzollernschen Füsilier-Regiments Nr. 40 in Trier ernannt.

In dieser Stellung befand er sich, als er bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 zum Generalmajor und zum Brigadecommandeur beim Detachement des Generalmajors v. Beyer befördert wurde, mit dem er zum Mainfeldzuge auszog. Als Führer der Avantgarde nahm er am 4. Juli an einem unbedeutenden, aber folgenschweren Gefechte bei Hünfeld und am 10. d. M. an einem zweiten bei Hammelburg Theil, in welchem er durch einen Schuß in die rechte Hand verwundet und von den weiteren Feindseligkeiten ferngehalten wurde. Nach Friedensschlusse trat er in Frankfurt a. M. an die Spitze der neugebildeten 41. Infanterie-Brigade und bei der Mobilmachung zum Kriege gegen Frankreich als Generallieutenant an die der 21. Infanterie-Division, zu welcher jene Brigade gehörte, und damit in den Verband der III. Armee des Kronprinzen von Preußen. Schon im Gefechte von Weißenburg am 4. August kamen die ihm unterstellten Truppen beim Angriffe auf den Geisberg in Thätigkeit, mehr aber in der Schlacht bei Wörth am 6. d. M. Als am Morgen des Tages die ersten Kanonenschüsse beim V. Armeecorps den Beginn eines Kampfes verkündeten, ließ General v. S. sofort aus eigenem Antriebe zur Theilnahme daran seine Truppen aus ihrem Biwak aufbrechen. Durch zähes Festhalten des Abschnittes Gunstett-Spackbach, dann durch ihre Mitwirkung bei der Eroberung des Niederwaldes, von Elsaßhausen und von Fröschweiler trugen sie wesentlich zum glücklichen Ausgange des Tages bei. Die Beschaffenheit des Geländes schloß aber eine einheitliche Führung durch die höheren Befehlshaber in den meisten Fällen aus, daher mußte auch General v. S. alsbald auf eine solche verzichten. Ebenso in der Schlacht bei Sedan am 1. September. Hier wurde er durch die tödliche Verwundung des Generals v. Gersdorff an die Spitze des XI. Armeecorps berufen, zu welchem seine Division gehörte; das Verhältniß bestand indessen nicht lange, weil die andere Division des Corps, die 22., sehr bald aus der Einschließung von Paris, wohin das Corps marschirt war, abberufen wurde und eine andere Bestimmung erhielt, so daß S. mit der 21. allein zurückblieb. Sie stand bei Versailles und hatte an der Abwehr der Ausfallversuche der Besatzung nur untergeordneten Antheil. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe und des Ordens pour le mérite zeugten für die Anerkennung seiner Leistungen. Schachtmeyer's Dienstzeit nach dem Kriege führte ihn in verschiedene Stellungen. Zunächst erhielt er statt des Commandos der 21. Division das der 8. in Erfurt, 1875 wurde er Gouverneur von Straßburg, 1878 commandirender General des XIII. (königlich Württembergischen) Armeecorps, 1886 schied er aus dem Dienste. Er zog sich nach Celle zurück, wo er, selbst unverheirathet, Verwandte hatte, und ist dort am 8. November 1897 gestorben. S. war ein militärisch wie allgemein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, seine vor-

trefflichen Geistes- und Charaktereigenschaften sind in Nr. 102 des Militär-Wochenblattes (Berlin) vom Jahre 1897 zutreffend geschildert.

B. v. Poten.

Schäfer: Dr. Johann Adam Sch., Rector und Consistorialrath in Ansbach, hervorragender bairischer Schulmann am Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Geboren am 15. August 1756 als Sohn eines kleinen Wirthes in dem Markte Cadolzburg, wo einst Nürnberger Burggrafen hausten, hatte Sch. eine harte Jugend; er mußte sich, soweit seine junge Kraft reichte, allen ländlichen Arbeiten, auch den geringsten, unterziehen. Aber in dem feinbegabten Knaben lebte ein heißer Wissensdrang; er haschte nach jedem Buch, um darin zu lesen und zu lernen. Als er im 14. Lebensjahre stand, kam ein hoher geistlicher Würdenträger nach Cadolzburg; er wurde auf den artigen Knaben, der sich durch frischen Gesang beim Orgelspiel hervorgethan, aufmerksam, bestimmte die Eltern, ihren Sohn studiren zu lassen, und versprach möglichste Unterstützung. Im J. 1770 wurde dann Sch. als Alumnus ins Ansbacher Gymnasium aufgenommen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit lag er hier den höheren Studien ob. Sein Herz begeisterte sich namentlich für das Lateinische. Als der König von Spanien der Anstalt ein sehr werthvolles Geschenk machte, wurde aus der Reihe der Zöglinge Sch. gewählt, dem Könige in einer lateinischen Epistel zu danken; er löste die Aufgabe in allen Ehren. Nach Vollendung der Gymnasialzeit bezog Sch. die Universität Erlangen, um dort, namentlich unter Harleß, Philologie, nebenher auch Theologie zu studiren. Daß ihm die Mittel fehlten, nach Göttingen zu gehen, um Heyne zu hören, hat er noch als Greis beklagt. Im J. 1778 wurde der junge Mann als Inspector ans Gymnasium in Ansbach berufen, in die Stadt, in der damals noch Joh. Peter Uz lebte, der Dichter, den Papst Clemens XIV. als den deutschen Horaz bezeichnete. Sch. schloß den Dichter, mit dem er sich auch persönlich berührte, warm ins Herz, und er konnte sich tief erzürnen, wenn Jemand den Ansbacher Poeten nicht nach Gebühr zu würdigen schien. Sch. blieb nun zeitlebens im Dienste des zunächst noch markgräflichen, dann kgl. bairischen Gymnasiums und rückte von Lehrstelle zu Lehrstelle vor, bis ihm die Leitung der Anstalt übertragen wurde. Damit stand er an seiner richtigen Stelle. Das öffentliche Urtheil reihte ihn seiner Zeit unter die sog. „großen Rectoren" in Baiern. Höchst anregend im Unterricht, war er zugleich ein Vater seiner Schüler, die ihm herzlich ergeben waren. In seinem Wesen gesellte sich zu der natürlichen und imponirenden Würde auch warme Menschenliebe und ein gutes Stück liebenswürdigsten Humors, mit dem er gelegentlich spielend erreichte, was ernster und steifer Behandlung oft nur mühsam gelingen mag. Zahlreiche Schüler, die unter dem Rectorate Schäfer's das Ansbacher Gymnasium besuchten, wirkten nachher als namhafte Lehrer an Hochschulen, als hervorragende Geistliche, oder haben sich in hohen Staatsämtern Verdienst und Ehre erworben.

Während Sch. mit seiner Lebenskraft in erster Linie der Bildung der Jugend diente, versäumte er doch nicht, sich auch wissenschaftlich zu bethätigen. Neben werthvollen kleineren Schriften erschien 1802 seine Uebersetzung der Briefe des Plinius in 2 Bänden mit Anmerkungen. Heutigen Tages nahezu vergessen, war doch die Arbeit zu ihrer Zeit weit berufen; man ehrte den Verfasser auch dadurch, daß man seinen Namen mit dem des berühmten Römers zusammenheftete und ihn zum Unterschied von seinen Namensvettern als den „Plinius-Schäfer" bezeichnete.

Im J. 1829 feierte Sch. sein 50jähriges Amtsjubiläum, hoch geehrt und ausgezeichnet von Staat und Stadt. Noch elf Jahre, die letzten davon

im Ruhestande, überlebte Sch. das Fest. Am 8. October 1840 entschlief er, nach einem Leben voll segensreicher Arbeit, das auch von den glücklichsten Familienverhältnissen verschönt gewesen. Eine Fülle von Zeichen der Ehrerbietung und Dankbarkeit häufte sich an seinem Grab. Denn es entsprach durchaus der Wahrheit, was eine lateinische Schrift der Erinnerung an den Entschlafenen am Schlusse sagt: „Sic enim cuique persuasum erat, e vita excessisse hominem non solum doctissimum et de juventute per longissimum temporis tractum optime meritum, sed etiam virum integerrimum et civem probissimum“. Chr. Mayer.

Schaffner: Wilhelm Sch. (auch Schaffener), ein Straßburger Buchdrucker, der um die Wende des 15. Jahrhunderts lebte. Der früheste Druck, der seinen Namen trägt, stammt vom Anfang des Jahres 1498, der späteste von 1515. Jener ist ein Hortulus animae, aber nicht wie schon behauptet wurde, die erste und für die folgende maßgebende Ausgabe dieses viel verbreiteten Erbauungsbuchs — denn der Grüninger'sche Druck vom selben Jahr ist noch vorher erschienen —, aber als illustrirtes Werk bemerkenswerth. Auch sonst hat Sch. Schriften mit Holzschnitten gedruckt. Selten aber hat er sich als Drucker genannt. Denn es ist kaum anzunehmen, daß er in den 17 Jahren, die nach Obigem seine Druckerthätigkeit umspannt, nicht wesentlich weiter, als nur die neun Drucke, die mit seinem Namen — einmal in der lateinischen Uebersetzung: procurator = Verwalter, Amtmann — gezeichnet sind, auf den Markt gebracht hat. Sind aber unter den ohne einen Druckernamen erschienenen noch manche Schaffnerische zu vermuthen — bis jetzt werden ihm freilich nur fünf solche mit mehr oder weniger Sicherheit zugeschrieben — so ist es auch möglich, daß weder 1498 das Anfangs-, noch 1515 das Schlußjahr seiner Thätigkeit bezeichnet. Es liegt also hier vieles noch im Dunkeln. Merkwürdiger Weise ist unter den von Sch. selbst gezeichneten Drucken einer, ein Plenarium des Jahres 1506, von Dutenstein, d. h. von dem einstigen geroldseckischen Schloß Dautenstein bei Lahr, und zwei andere, ein Vocabularius Gemma Gemmarum von 1514 und des Torrentinus Elucidarius carminum et historiarum von 1515, von Lor, d. i. von Lahr selbst (das in Schrift und Sprache auch Lor heißt) datirt. Dazwischen hinein aber hat er, wie vor- und nachher in Straßburg gedruckt. Wie Sch. dazu gekommen ist, zwei Mal mit seiner Presse über den Rhein zu gehen, ist nicht ersichtlich. Auch sonst sind seine persönlichen Verhältnisse noch nicht näher festgestellt. Man weiß nur, und zwar aus seinen Drucken, daß er von „Roperschwiler“ stammte. Dabei ist nicht an Roppenzwiler in der alten Grafschaft Pfirt oder an einen anderen Ort mit ähnlich klingendem Namen, sondern sicher nur an die oberelsässische Stadt Rappoltsweiler zu denken, deren Namen auch Ropers(ch)wiler geschrieben wurde und wo der Name Schaffner damals auch sonst vorkam, wie dies beides aus dem Rappoltsteinischen Urkundenbuch (hrsg. von K. Albrecht 1891—98) hervorgeht.

Vgl. Ch. Schmidt, Répertoire bibliographique Strasbourgeois IV, 1893, S. 10—12; doch findet die dort gegebene Liste von Schaffner's Drucken Ergänzung durch die allgemeineren Werke zur Inkunabelkunde von Hain, Proctor und Copinger, unter Umständen auch durch Kristeller in den Beiträgen zur Kunstgeschichte, N. F. VII, 1888, S. 106 und Heinemann im Centralblatt für Bibliothekswesen, 16. Jahrg. 1899, S. 496 fg. K. Steiff.

Schafhäutl: Karl Emil Sch., geboren am 16. Februar 1803 zu Ingolstadt, war früh verwaist. Seine erste wissenschaftliche Erziehung erhielt er im Studienseminar zu Neuburg, das er aber 1816, ohne es absolvirt zu haben,

verließ. Weiteren Studien lag er an der Universität Landshut ob, aber, wie es scheint, ohne rite dort immatrikulirt zu sein. Durch seine belletristischen und physikalisch-experimentellen Arbeiten erregte er schon von seinem 16. Lebensjahre an ein gewisses Aufsehen, und um seine musikalischen Neigungen besser befriedigen zu können, ging er nach München, wo er 1827 eine Stelle als Scriptor an der Universitätsbibliothek erhielt. Gemeinsam mit dem Silberarbeiter und Flötenvirtuosen Theobald Böhm arbeitete er an Verbesserungsplänen für die Fabrikation des Pianoforte und der Flöte, und dies führte beide 1834 nach England, wo Schafhäutl's experimentelle Erfindungsgabe durch den Umstand mächtig angeregt wurde, daß es dort noch nicht gelungen war, aus dem einheimischen Rohmateriale den vorzüglichen englischen Gußstahl herzustellen, sondern daß dazu Erze aus Schweden und Rußland bezogen werden mußten. Wirklich gelang es ihm, Methoden zu erfinden, die diesem Uebelstande abhalfen, und die sieben Jahre, die er, mit solchen Arbeiten beschäftigt, in England zubrachte, gehörten jedenfalls zu den glücklichsten und erfolgreichsten seines Lebens. Zugleich erwarb er sich in Dublin zuerst 1835 den philosophischen und 1838 auch den medicinischen Doctorgrad. Reicher an wissenschaftlichen als an geschäftlichen Erfolgen kehrte er 1841 nach München zurück, wo er jedoch gegen Ueberlassung seiner verbesserten Puddlingsmethode für 20 Jahre eine Rente von 1600 fl. vom Staate erhielt, auf Vorschlag von Nepomuk Fuchs 1842 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt wurde und 1843 an der staatswissenschaftlichen Facultät der Universität eine Professur für Geognosie, Bergbaukunst und Hüttenkunde erhielt.

Damit sah er sich im Alter von 40 Jahren unversehens vor eine ganz neue Aufgabe gestellt, nämlich Vorlesungen über Geologie zu halten. Er war dazu fast ganz unvorbereitet, und ohne Zweifel verdankte er diese Ernennung hauptsächlich seinem Gönner N. Fuchs und seinen extrem-neptunistischen Anschauungen, durch die beide Männer sich vereinigt, aber auch nach außen isolirt sahen.

Mit großem Eifer ging Sch. an sein neues Arbeitsgebiet heran, und um eine Sammlung und zugleich eine Basis für seine Vorlesungen zu gewinnen, benutzte er „jede freie Stunde zum Studium der bairischen Alpen“, bis 1849 eine Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung Baierns, darin eine geologische Section mit einer jährlichen Subvention von 300 fl. geschaffen und er zu deren Vorstand ernannt wurde.

Das Ergebniß einer siebenjährigen Thätigkeit waren die „Geognostischen Untersuchungen des südbairischen Alpengebirges“, worin neben zahlreichen vortrefflichen Beobachtungen doch in stratigraphischer und paläontologischer Hinsicht so viel Seltsamkeiten stehen, daß es keiner weiteren Aufklärung bedarf, warum 1853 die Leitung der geognostischen Landesuntersuchung ihm entzogen und dem jüngeren Gümbel übertragen wurde. Zwar hat Sch. weiterhin die von ihm gesammelten und zum Theil recht werthvollen Versteinerungen in eingehender Weise in seiner „Lethaea bavarica“ (2 Bde. 1863) beschrieben und abgebildet; aber er konnte auch da keinen großen Erfolg erzielen, denn er hatte sich auf ein Gebiet hinausgewagt, auf dem er nicht zu Hause war. Als nun gar erfahrene Paläontologen, wie Oppel 1860 und Zittel 1866 ihre Vorlesungen an der Universität und später auch Gümbel an der technischen Hochschule mit vielem Erfolg abzuhalten begannen, da erlahmte seine Lehr- und Forschungsfreude rasch, und er wandte sich mit erhöhtem Eifer dem Studium der Musik und ihrer Theorien zu. In den letzten 25 Jahren seines Lebens hat er thatsächlich auf die akademische Lehrthätigkeit ganz verzichtet, und die Studenten erfuhren von seinem Dasein nichts, außer wenn sie etwa ins Examen gingen.

Da stellte er ihnen mit Vorliebe Fragen über den Vulkanismus, und wenn auch immer wieder die Antworten nicht im Sinne seines schroffen Neptunismus ausfielen, so horchte er doch hin, als ob er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hätte, daß endlich einer käme mit seinen Anschauungen. Trotzdem er fast 50 Jahre lang Professor der Geologie gewesen war, so hat er doch keinen einzigen Schüler groß gezogen. Aber alle diese Mißerfolge reichten nicht hin, ihn mißvergnügt oder vergrämt zu machen. Sein frommes Gemüth fand Trost in der Beschäftigung mit der Musik; hier hatte er ebenso wie früher in der Technik Erfolg und Anerkennung gehabt. Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik lieferte er in „Der echte gregorianische Choral in seiner Entwicklung bis zur Kirchenmusik unserer Zeit" (1869), „Ein Spaziergang durch die liturgische Musikgeschichte der katholischen Kirche" (1887) und in seiner „Biographie des Abtes Vogler" (1888). Im Hause seines musikalischen Freundes Böhm fand er bis zu seinem am 25. Februar 1890 erfolgten Tode ein friedliches Heim. In seinem Kirchenstuhl neben dem Chor der Michaeliskirche sah man die charakteristische Gestalt des originellen Mannes im Hochamt jeden Sonn- und Festtag. Dem früh Verwaisten hatte die Stütze des Elternhauses und die strenge Zucht der Schule gefehlt. Frühzeitige Erfolge führten zur Zersplitterung seiner großen geistigen Kräfte, und als mehr ein äußerer Zufall als der innere Drang den 40jährigen Mann zur Geologie führte, konnte er es darin nicht weiter als zu einem gelehrten Dilettantismus bringen.

Rothpletz.

Schandein: Ludwig Sch., † am 25. October 1893 zu Speyer, war ein Sohn der fröhlichen Pfalz, der er mit Leib und Seele stets treu ergeben blieb. Geboren am 27. Juni 1813 zu Kaiserslautern, genoß er den ersten Unterricht an der Elementarschule und dem Progymnasium seiner Vaterstadt und wandte sich dann dem Schulfache zu. Im J. 1839 zum definitiven Lehrer ernannt, benutzte er jede freie Stunde zur Erweiterung seines Wissens und unterzog sich 1848 am Gymnasium in Speyer mit bestem Erfolge der Maturitätsprüfung. An der Universität München hörte er philosophische und juristische Vorlesungen. Auch betrieb er unter Leitung des berühmten Sprachforschers Schmeller (s. A. D. B. XXXI, 786) germanistische und diplomatisch-paläographische Studien. So vorbereitet, trat er am 5. Februar 1852 als Praktikant am kgl. bairischen Reichsarchiv ein. Unterm 21. April 1862 erfolgte seine Ernennung zum „Reichsarchivkanzelisten" (= Staatsarchivar II. Cl.). Am 8. October 1868 wurde er zum Vorstand des Kreisarchivs der Rheinpfalz („Archiv-Conservator", = Staatsarchivar I. Cl.) befördert. In dieser Eigenschaft hat Sch. amtlich wie außeramtlich eine überaus rege Wirksamkeit entfaltet. Er begnügte sich nicht damit, in die chaotischen Zustände des ihm anvertrauten Archivs lichtvolle Ordnung zu bringen und die darin verborgenen geschichtlichen Schätze durch Anlage guter Repertorien den Historikern zugänglich zu machen, sondern er betheiligte sich auch eifrigst an den Arbeiten des „Historischen Vereins der Pfalz", der ihn unter seine „Neugründer" rechnet (Mitth. d. Hist. Ver. d. Pfalz XVIII, S. 172) und dem er bis zum 11. April 1883 als I. Secretär werthvolle Dienste widmete. — Nebenbei war er auch litterarisch thätig, lieferte Beiträge zu dem großartigen Nationalwerk „Bavaria" (Rheinpfälzische Mundarten, 1865) und ließ bei Cotta (Stuttgart) „Gedichte in Westricher Mundart" erscheinen, die zwei Auflagen erlebten. Manche derselben sind inhaltlich wie in ihrem technischen Aufbau wohl gelungen und stehen hinter den Dialektpoesien Stieler's oder Kobell's nur wenig zurück. — Mit Rücksicht auf seine vielseitigen Verdienste wurde Sch. unterm 16. Juni 1883 (zu seinem 70. Geburtstage) durch Verleihung von Titel und Rang

eines „Reichsarchivraths“ (= Geheimer Staatsarchivar) ausgezeichnet. Bereits zwei Jahre früher hatte der Großherzog von Baden seine Brust durch das Ritterkreuz I. Cl. des Ordens vom Zähringer Löwen geschmückt.

Im hohen Alter von 76 Jahren sah sich der unermüdliche Beamte gezwungen, um seine Quiescirung nachzusuchen. Die letzten Tage brachte er in der pfälzischen Kreishauptstadt zu, auf deren Friedhofe er auch seine Ruhestätte gefunden hat.

Sch. war unverheirathet. Seine überaus bescheidene Lebensführung setzte ihn in den Stand, sich eine gediegene Bibliothek zu schaffen und im Stillen manche Thräne zu trocknen. Er genoß in hohem Grade die Achtung und Liebe seiner Collegen und Vorgesetzten, besonders des Reichsarchivdirectors Geheimen Raths v. Löher (s. A. D. B. LII, 56), sowie aller derjenigen, welche Gelegenheit fanden, dem unterrichteten und hülfsbereiten Manne näher zu treten. Verschiedene Pfälzer Blätter und Zeitschriften (so Mitth. d. Hist. Ver. d. Pfalz XVIII, 172, und Pfälzer Museum XI, 47) haben ihm anerkennende Nachrufe gewidmet.

Eigene Erinnerung, Mittheilung von Zeitgenossen, Personalacten des kgl. bair. allgemeinen Reichsarchivs, Mittheilungen des kgl. Kr.-Archivs Speyer. — Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

P. Wittmann.

Schapira: Hermann Sch., Mathematiker, geboren am 16. August 1840 in Erswilken bei Tauroggen in Rußland, † am 9. Mai 1898 in Bonn. Sch. begann mit talmudistischen Studien und hat auch in seiner Heimath kurze Zeit die Stellung eines Rabbiners bekleidet. Ein ihm zufällig in die Hände gerathenes Lehrbuch der Geometrie fesselte ihn in dem Grade, daß er beschloß, Mathematiker zu werden. Mit 28 Jahren trat er 1868 in die Gewerbe-Akademie in Berlin ein und wurde ein begeisterter Schüler Aronhold's. Schon 1871 mußte Sch. der Wissenschaft wieder entsagen, da ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien ausgingen. Er siedelte nach Odessa über und wurde Kaufmann. Mit neu Erworbenem erschien er im Herbste 1878 in Heidelberg und begann abermals von vorn. L. Fuchs führte ihn in die Höhen der Mathematik, deren mittlere Gebiete er bei M. Cantor kennen lernte. Schon 1883 wurde Sch. Privatdocent in Heidelberg; 1888 erhielt er den Charakter eines außerordentlichen Professors. Der Tod ereilte ihn auf einem Ausfluge nach Bonn, der nur wenige Tage in Anspruch nehmen sollte. Die Thätigkeit seiner Jugend wirkte nach zwei Richtungen bei ihm nach. Gleich manchen anderen russischen Juden betheiligte sich Sch. an der sogenannten zionistischen Bewegung. Im Vollbesitze der hebräischen Sprache wählte er als ersten Gegenstand eigener wissenschaftlicher Thätigkeit die Uebersetzung und Herausgabe des „Mischnath Ha-Midath“, einer hebräischen Geometrie aus nicht genau bestimmbarer Zeit (Zeitschr. Math. Phys., Bd. 25, Supplementheft, Leipzig 1880). Die Kenntniß der russischen Sprache befähigte Sch. zur Bearbeitung von Tchebycheff's Elementen der Zahlentheorie unter dem Titel „Theorie der Congruenzen“ (Berlin 1889). Sein mathematisches Lieblingsgebiet bestand in zwei von ihm aus geringen vorhandenen Vorarbeiten neu geschaffenen Capiteln, dem der „Cofunctionen“ und dem der „Algebraischen Iteration“. Ohne Anwendung der mathematischen Zeichensprache dürfte es nicht möglich sein, die Grundgedanken dieser Untersuchung näher zu erörtern. Bei den Cofunctionen handelt es sich um Bildung neuer Functionen aus einer in Gestalt einer unendlichen Reihe gegebenen Grundfunction, indem man entweder nur gewisse Reihenglieder auswählt, oder aber die Veränderliche durch deren Product in eine Potenz einer gewissen Einheitswurzel ersetzt. Bei der algebraischen

Iteration wird aus einer algebraischen Gleichung die iterirte Gleichung gebildet, indem man die Wurzeln der ersten zu Coefficienten der zweiten macht. Ueber die Cofunctionen hat Sch. 1881 ein Buch in russischer Sprache in Odessa veröffentlicht, dann 1883 in Leipzig seine Habilitationsschrift: „Darstellung der Wurzeln einer allgemeinen Gleichung n-Grades mit Hülfe von Cofunctionen aus Potenzreihen in elementarer Behandlungsweise“, welche den achten Abschnitt eines umfassenden Werkes: „Theorie allgemeiner Cofunctionen“ bilden sollte. Andere Bruchstücke finden sich in den Verhandlungen verschiedener Naturforscherversammlungen seit 1883. Ueber die Iterationen sind außer dem Aufsatze: „Bemerkungen zu den Grenzfunctionen algebraischer Iteration“ (Zeitschr. Math. Phys., Bd. 32) auch nur Auszüge aus Vorträgen auf Naturforscherversammlungen in die Oeffentlichkeit gelangt. Tausende vollgeschriebener Bogen bilden den noch ungesichteten Nachlaß des rasch und vorzeitig Verstorbenen. Cantor.

Schardt: Sophie von Sch., Mitglied der Weimarer Hofgesellschaft zu Goethe's Zeit. Friederike Sophie Eleonore v. Bernstorff wurde am 23. November 1755 zu Hannover geboren. Ihr Vater, Andreas v. Bernstorff, Vicedirector der Justizkanzlei in Celle, hatte sich erst in vorgerücktem Alter mit Charlotte v. Holle verheirathet, die ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte. Nach dem frühen Tode ihrer Eltern fand Sophie Aufnahme im Hause ihres Vetters, des berühmten dänischen Staatsministers Johann Hartwig Ernst v. Bernstorff, der sich durch sein edelmüthiges Eintreten für Klopstock auch um die deutsche Litteratur verdient gemacht hat. Am 28. April 1778 vermählte sie sich mit dem Weimarer Geheimen Regierungsrath Ernst Karl Konstantin v. Schardt (1743—1833), dem ältesten Bruder Charlottens v. Stein. Es wurde keine gute Ehe, zunächst durch die Schuld des selbstsüchtigen, schwunglosen und wenig charaktervollen Mannes, dem Sophie geistig weit überlegen war. Sie suchte Ersatz für den Mangel echten Familienglücks in zahlreichen Freundschaftsbündnissen mit bedeutenden und unbedeutenden Männern und Frauen. Wahre Befriedigung fand sie aber erst, als sie sich in den Schoß der römischen Kirche geflüchtet hatte; nach mehrjähriger geheimer Hinneigung zum Katholicismus vollzog sie den Uebertritt zu Ostern 1816. Sie starb drei Jahre darauf am 30. Juli 1819.

„Was kann uns auch mehr erheben und zu allem Edlen und Guten stärken als die Freundschaft eines Mannes, zu dem wir mit inniger Achtung hinaufschauen, der unseren Geist bereichert und unserem Herzen die schönste und edelste Richtung gibt“, so schreibt Sophie 1786 an Freund Knebel und bezeichnet damit, bewußt oder unbewußt, ihr Verhältniß zu Herder, der ihr bald nach ihrer Ankunft in Weimar nähergetreten war. Mehr als Freundschaft hat sie für den ernsten und reizbaren Mann kaum empfunden. Er dagegen, der ihr Lehrer im Griechischen wurde, fühlte sich gerade durch ihr heiteres Temperament, das ein wohlthätiges Gegengewicht zu seinem eigenen schwerblütigen Wesen bildete, lebhaft angezogen und hat sie ohne allen Zweifel zeitweise leidenschaftlich geliebt. „Schwester-Freundin, laß uns auf uns wachen! Daß auch der Empfindung reinster Athem nicht die Blüthe unserer Liebe trübe“, ruft er ihr einmal zu in einem der vielen kleinen Gedichte, die er ihr gewidmet hat. Deutlicher noch sprechen seine Briefe an sie, und wenn Caroline Herder in ihren „Erinnerungen“ unter den Freundinnen ihres Mannes just Sophien's nicht gedenkt, so ist auch dieses Schweigen beredt genug.

Sophie regte den der Dichtkunst entfremdeten Herder zu erneuter Production an; aber das Tiefste, was er bieten konnte, wußte sie nicht aus ihm herauszulocken, weil sie ihn niemals ganz verstanden hat. Nur so begreift es

sich auch, daß die Freundin eines Herder wenige Jahre nach seinem Tode sich von dem sinnlich-übersinnlichen Freier Zacharias Werner bestricken ließ und endlich, himmlische und irdische Liebe in romantischer Art verschmelzend, als fromme Convertitin ihr unfrommes Leben beschloß. In dem Vorhaben, zur katholischen Kirche überzutreten, bestärkte sie der ihr entfernt verwandte Friedrich Leopold von Stolberg, mit dem sie seit 1812 im Briefwechsel stand. Ueberhaupt pflegte sie eine ausgebreitete Correspondenz, nicht bloß aus einem gewöhnlichen Mittheilungsbedürfniß heraus, sondern aus dem stark entwickelten Triebe zu schriftstellerischer Bethätigung, den ihre dichterischen Gaben nicht voll befriedigen konnten. Was von ihren poetischen Versuchen, meist kurzen lyrischen Gedichten, an die Oeffentlichkeit getreten ist, zeigt ein anmuthiges, aber unselbständiges und unentwickeltes Talent, das in Tonfall und Wortwahl deutlich den Stempel Herder's trägt. Am meisten Geschick bewies sie in Nachdichtungen und Uebersetzungen aus dem Italienischen und namentlich aus dem Englischen, das ihr von Jugend auf vertraut und besonders lieb war; doch liegt davon nur Weniges gedruckt vor.

Sie besaß eine geistige Regsamkeit, die über das gewöhnliche Maaß hinausging. Sie verfügte über einen reizvollen Frohsinn, der mit einem leisen Hange zur Melancholie gepaart war. Sie empfand lebhafte Theilnahme mit fremdem Leid und suchte es auf ihre Weise zu lindern. Sie war, auch als alternde Frau, nicht frei von Coquetterie und der Sucht, Eroberungen zu machen. Sie blieb stets eine rasch entzündliche, innerlich ungefestigte Natur, die dem Leben halb leichtfertig, halb sentimental gegenüber stand. Die zierliche Frau mit den dunkeln, schmachtenden Augen konnte bezaubernd liebenswürdig sein; sie wußte angenehm, bisweilen geistreich zu plaudern, und die graziöse Art ihres Auftretens machte sie in den erlesensten Kreisen zu einem willkommenen Gast. Frau v. Staël sah in ihr nach Frl. v. Göchhausen die sympathischste unter allen Damen Weimars. Knebel hat ihr Huldigungen dargebracht, Wieland ihr unbefangenes Urtheil geschätzt. Auch Goethe weilte nicht ungern in der Gesellschaft der „kleinen Schardt“, wie er sie gewöhnlich nennt; er hat sich meist freundlich über sie geäußert, obgleich er ihre Schwächen sehr wohl kannte. Ihr und anderen im November Geborenen widmete er 1783 sein Novemberlied; um dieselbe Zeit erregte ihr Gedicht „An die Erinnerung“ im Tiefurter Journal“ seine Aufmerksamkeit. Nur zu Schiller wollten sich keine näheren Beziehungen herausbilden: was er in den Briefen an Körner (29. Aug. 1787; 12. Juni 1788) über sie sagt, ist nichts weniger als schmeichelhaft, und mag er auch später über sie milder denken gelernt haben, in ihrem Wesen lag etwas, was ihn stets abstoßen mußte.

Auf Grund ungedruckten Materials, doch mit mangelhafter Kritik und in formloser Breite hat Düntzer ein Lebensbild Sophien's entworfen: „Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie v. Schardt.“ Leipzig 1873, S. 281 ff. — Die beste Charakteristik liefert Haym in seinem „Herder“, Bd. 2 (Berlin 1885), S. 43 ff. — Außerdem vgl. Herder, Werke ed. Suphan XXIX, 675 ff. — Lady Blennerhasset, Frau v. Staël Bd. 3 (Berlin 1889), S. 155, 247 f. u. ö. Gaedertz, Ungedruckte Briefe von und an K. L. v. Knebel: Deutsche Revue, Novemberheft 1890, S. 219 ff., 227 ff. — Gaedertz, Zwei Damen der Weimarer Hofgesellschaft zur Zeit Goethe's: Westermann's Monatshefte, Januarheft 1892, S. 550 ff. — Bobé, Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familienkreds III (Kopenhagen 1896), S. XLV, 380 f. u. ö. — Aage Friis, Bernstorffske Papirer I (Kopenhagen-Christiania 1904), S. 346, 485, 642, 644 und Anm. S. 20 f. zu Nr. 328. — Briefe Sophien's an Christoph Albrecht v. Seckendorff, mitgetheilt von

K. Obser: Goethe-Jahrbuch, Bd. 25 (Frankfurt a. M. 1904) S. 68 ff. — Die zahlreichen Stellen, an denen Frau v. Schardt in den Briefen ihrer Zeitgenossen, insbesondere Goethe's, erwähnt wird, können hier nicht aufgezählt werden. Hermann Michel.

Schauberger: Johann Georg Sch., Bildhauer, Stuccateur und Maler, geboren um die Wende des 17. Jahrhunderts, † 1751 zu Brünn. Eingehende archivalische Erhebungen über den äußeren Verlauf seines Lebens fehlen noch bis zur Stunde. Mit Sicherheit festzustellen ist in den Jahren 1725—30 sein Aufenthalt in Wien, wo er auch seine erste künstlerische Ausbildung erhalten haben mag. Um 1730—36 ist er in Olmütz zu finden, die letzte Zeit bis zu seinem Tode in Brünn. Sein Hauptwerk füllt die Minoritenkirche zu Brünn, in der sowohl die Altäre wie der Statuarschmuck seinem Meißel entstammen. Er zeigt sich hier als Marmorbildner, während die Mehrzahl seiner übrigen Werke, die in Privatgebäuden und anderen Kirchen zu Brünn, Olmütz und mehreren kleineren Ortschaften Mährens verstreut sind, in mehr oder weniger manirirt und flüchtig ausgeführten Stuccoarbeiten besteht. Er tritt dabei in die Fußstapfen des seit 1720 österreichisch nationalisirten Italieners Michele Fontana, der in Brünn lebte und wirkte, und dessen sich in schlechter und geschraubter Barockmanier bewegendes Vorbild auf Schauberger's Stil entscheidenden Einfluß hatte. Mit einer gewissen Liebenswürdigkeit und weichen Behandlung sprechen allein hier und da einzelne Putten und Engel an. Auch als Maler versuchte sich Sch. Davon zeugt das Altarbild mit der Himmelfahrt Mariä in der Decanatskirche zu Holleschau in Mähren. Das generelle Charakteristikum der Künstler dieses Barock trifft auf Sch. zu: Das unstreitige Talent für Bewegungsdarstellung geht Mangels aufmerksamer Naturanschauung und echter Empfindung in gekünsteltem Formenschwung und unwahrer Idealität unter.

Wurzbach, Biographisches Lexikon für das Kaiserthum Oesterreich, Bd. 29. — Annalen der Litteratur und Kunst des In- und Auslandes (Wien, Degen), Jahrg. 1810, Bd. I, S. 544. — Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon (München 1839), XV, 150. — Hawlik, Zur Geschichte der Baukunst u. s. w. im Markgrafenthum Mähren. Brünn 1838.

Franz Vallentin.

Schaumann: Heinrich (Wilhelm) Sch., Genremaler, geboren am 2. Februar 1841 in Tübingen, † am 6. Juli 1893 zu Stuttgart. Erhielt gründliche Bildung bei den Historienmalern H. v. Rustige, Bernhard Neher und dem Landschafter Heinrich Funk an der Stuttgarter Akademie; er erweiterte seine Kenntnisse durch eine Reise nach Belgien, Holland, England und Paris, ließ sich 1865 in München nieder, wo er eine große Thätigkeit mit meist seiner schwäbischen Heimath entnommenen Genrebildern begann. Mit Vorliebe schilderte er muntere Scenen aus dem Volkstreiben, wobei auch das Thierleben eine Rolle spielte, wozu die bezügliche Landschaft einen erquicklichen Hintergrund bot und auch die Architektur, gleichsam zur Beglaubigung der ganzen Physiognomie, mäßig hereingezogen wurde. Sch. brachte 1866 seine ersten unter dem Drucke des Kriegsjahres entstandenen Bilder in die Oeffentlichkeit: das „Wiedersehen auf dem Schlachtfelde“, „Zwangsremonte“, der „Letzte Freund und Kamerad“. Dann gewann sein Humor die Oberhand mit einem „ertappten Liebespaar“ (1869) und dem lustigen „Kinderraub“ (1870): ein im vornehmen Wohnzimmer sehr gut situirter Affe hat aus einer zahlreichen Hundefamilie ein Junges als Spielzeug entführt; die rasende Mutter verbellt mit den harmlosen Geschwistern den auf einen Tisch geflüchteten Räuber, welcher allerlei kostbares Tafelgeräth als Wurfmaterial gegen die

wüthende Angreiferin verschleudert und den Greuel der Verwüstung aufs Höchste steigert. Das fein durchgeführte Bildchen fand in der neuen Pinakothek seine Aufnahme. Ihm folgten Scenen aus dem Treiben und Leben fahrender Vaganten, wie selbes Karl v. Holtei (s. A. D. B. XIII, 3) in seinen „Vagabunden“ und Emil Mario Vacano (s. A. D. B. XXXIX, 451) in der „Trödelbude“ mit fascinirender Gloire abgeschildert haben: Seiltänzerwagen auf einer „Schwäbischen Kirchweihe“ (1871), mit Einblicken in das Familienglück eines Clown hinter der Scene; Bärenführer auf dem Dorfe; ein „Frühstück“ in der Menagerie und „Künstlerneid“ mit zwei im Stalle einer Kunstreitergesellschaft um einen Kranz streitenden Affen (1872); „Gaukler in einer Scheune“. Weitere Stoffe boten die Erinnerungen an heimathliche Dorfgeschichten: die aufregende Ankunft eines stolzberittenen „Hochzeitsladers“ (1873), die „Preisvertheilung“ auf einem Gaufest (1874), „Der fröhliche Prunk eines schwäbischen Hochzeitszuges“ (1877), „Eine ärztliche Consultation im Stalle“. Den glücklichsten Griff machte Sch. mit seinem „Volksfest zu Cannstadt“, auf welchem der Maler in beträchtlicher Ausdehnung (bei 4,50 m Breite und 2,20 m Höhe) mehr als dritthalb Hundert Personen in den malerischen Trachten der schwäbischen Landbevölkerung, wozu er jahrelange Vorstudien gesammelt hatte, vereinte (vgl. Lützow, Kunstchronik 1877, Bd. XII, S. 452 u. 498). König Wilhelm verlieh dem Künstler für diese artistisch-culturhistorische Leistung die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande des k. Ordens der württembergischen Krone. Gleichzeitig hatte Sch. zur 400jährigen Jubelfeier der Universität Tübingen das darauf bezügliche „Fest im kgl. Jagdschloß Bebenhausen“ (vgl. Nr. 51 „Ueber Land und Meer“ 1877, Bd. 38, S. 1036) beigesteuert. Vorübergehend verarbeitete Sch. die Erinnerungen einer Reise nach England in zwei „Sonntag“ und „Werktag in London“ betitelten Straßenbildern (nachmals im „Daheim“ 1884), kehrte aber bald wieder mit einem „Schwäbischen Hahnentanz“ (im Costüm der Zeit Herzog Karl's von Württemberg) nach den heimathlichen Fluren zurück: Es gab wieder Wirthshausscenen, „Wahlagitatoren“, amourösen „Brückenzoll“, „Liebeserklärungen im Stalle“ und „Am Brunnen“, abgeblitzte Bewerber. Aber auch Thierbilder mit satyrischer Tendenz. Dazu zählen die „Affen im Atelier“, womit Sch. — längst vor Gabriel Max — seinem Zorn über Kritik und Publicum die Zügel schießen ließ; auch die „Urahnen Darwin's“ (1882) streifen diese Kategorie. Bald aber wendete er wieder, wie die „Zudringlichen Bettler im Zoologischen Garten“ beweisen, wo ein genäschiger Affe und eine unersättliche Löffelgans ein neugieriges Bäuerlein belästigen, zu harmloseren Stoffen; die „Kleinen Säufer“ schildern fünf junge Hündchen, die aus einer Milchschüssel ihren Appetit stillen (1885), und der „Erste Ritt“ eines Knaben im Stalle zeigt die stolze Freude eines bäuerlichen Papa und das Vergnügen eines biederen Landwirths über das Gedeihen seiner schmatzenden Ferkeljugend und des gierig fressenden Geflügels. Dann verarbeitete der Maler seine Eindrücke von einem „Münchener Octoberfest“: das Entrée vor einer Kunstreiterbude, mit dem musikalischen Spectakel der „Lockvögel“, Löwenbändigerinnen, Tanzbären oder die „Musestunden reisender Künstler“, auch die „Prämiirung auf einem Volksfest“, oder „Leben im Kurgarten“ — kurz: wahre, gemalte Culturgeschichte, die vielleicht erst in später Zeit als Spiegelbilder aus dem Ende des 19. Jahrhunderts wieder in Betracht kommen. Auch in vielen Kohlenzeichnungen legte Sch. seine Erinnerungen nieder, während etliche Aquarelle, darunter ein „Amorettentanz“, Zeugniß geben, daß der Maler in höheren Regionen sich bewegen konnte und kein Fremdling der feineren Muse war. Im J. 1890 verlegte Sch. sein Atelier nach Stuttgart, wo er seine

gleichgestimmte Thätigkeit fortsetzte und beschloß. Die meisten seiner Arbeiten haben in Holzschnitt reproducirt, die Runde durch zahlreiche illustrirte Zeitschriften gemacht und tauchen zeitweise in dieser Form, immer noch gerne gesehen, wieder auf.

Vgl. Singer 1901, Nr. 186. — Fr. v. Bötticher II, 534, 1901.

Hyac. Holland.

Scheda: Josef Ritter von Sch., k. u. k. Generalmajor, geboren 1815 in Padua als Sohn eines k. k. Feldstabsarztes, trat 1829 in die Grazer Cadettencompagnie ein, aus welcher er am 1. Mai 1832 als Cadett zum Infanterieregiment Nr. 41 ausgemustert und noch in demselben Jahr zum Fähnrich befördert wurde. Drei Jahre später wurde er dem Generalquartiermeisterstabe in Wien zugetheilt und schon damals erregten seine topographischen Arbeiten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten. Bei Errichtung des k. k. militärgeographischen Institutes erhielt er am 1. October 1842 die Leitung der lithographischen Abtheilung und wurde organisationsgemäß zum Militärbeamten übersetzt. Nach Errichtung des Militäringenieur-Geographencorps wurde Sch. am 20. Juli 1851 zum Hauptmann I. Classe, am 27. März 1857 zum Major und am 11. Februar 1860 zum Oberstlieutenant befördert, dann anläßlich der 1861 erfolgten Auflösung jenes Corps zum 61. Infanterieregimente eingetheilt und im J. 1868 zum Obersten im Armeestande ernannt. Unter Scheda's Leitung wurde die Lithographie auf eine bis dahin unerreichte Vollkommenheit gebracht, insbesondere muß die Specialkarte von Mittel-Italien im Maaße von 1 : 86 400 unter seinen officiellen lithographischen Arbeiten hervorgehoben werden; sie concurrirt mit jener in Kupfer gestochenen nicht minder berühmten Specialkarte des lombardischen Königreiches. Sch. war der erste in Europa, der den Farbendruck bei lithographischen Karten mit dem besten Erfolge angewendet hat. Von seinen Privatarbeiten erregten insbesondere zwei große Werke die Bewunderung aller Kartographen. Es sind dies die Uebersichtskarte von Europa auf Stein in vierfachem Farbendruck in dem Maaße von 1 : 2 500 000 in 25 Blättern und die Generalkarte der österreichischen Monarchie, welche später auf Centraleuropa ausgedehnt wurde, in dem Maaße 1 : 576 000, in 20, beziehungsweise 40 Blättern. Alle kartographischen Arbeiten Scheda's zeichnen sich sowohl durch bis dahin unerreichte Schönheit, aber auch durch die große Gewissenhaftigkeit in der Benutzung der Quellen aus, die er einem eingehenden Studium unterzog, wobei auch der Einfluß der geologischen und geognostischen Verhältnisse auf die äußere Form der Erdoberfläche berücksichtigt wurde. Er war unstreitig der erste, der bei Darstellung der Bodenerhebungen auf Karten wissenschaftlich vorging. Ihm und dem im J. 1879 verstorbenen FML. v. Fligelly dankt das militärgeographische Institut vorzugsweise seinen Weltruf. Wie hoch Scheda's Leistungen in der Kartographie und in der geographischen Wissenschaft gehalten wurden, geht auch daraus hervor, daß er von Seiten des russischen Generalstabes drei Mal aufgefordert wurde, unter den glänzendsten Bedingungen in russische Dienste zu treten, daß dort eine Insel im Nordpolarmeere südwestlich des Caps Nassau von Novaja Semlja seinen Namen erhalten hat. Scheda's Verdienste wurden 1863 durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone 3. Classe, Erhebung in den erblichen Ritterstand und 1874 durch Verleihung des Comthurkreuzes vom Franz Joseph-Orden gelohnt; viele fremde Monarchen ehrten ihn durch Auszeichnungen, zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften wählten ihn zum Mitglied. Als Oberst v. Sch. im J. 1876 infolge seiner leidenden Gesundheit in den Ruhestand treten mußte, wurde ihm der Stern

zum Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens und der Generalmajorscharakter verliehen. Sch. hat während seiner Dienstzeit eine staunenswerthe Thätigkeit entwickelt. Er arbeitete in der Regel von 8 Uhr Morgens mit kurzen Unterbrechungen bis 2 Uhr nachts, wobei ihm seine ungewöhnlich kräftigen Augen sehr zu statten kamen. Doch untergrub die'e übermäßige Anstrengung auch seine Gesundheit, so daß in letzter Zeit sein Magen keine Nahrung mehr vertrug und Scheda am 23. Juli 1888 in Mauer bei Wien nach viermonatlichem Leiden buchstäblich Hungertodes starb.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, XI. Jahrg. 1889. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 29. Bd. — Oestr.-ungar. Wehrzeitung, Jahrg. 1888, Nr. 59. — Geographisches Jahrbuch, XIV. Bd. 1890/91. — Vedette, Jahrg. 1888, Nr. 62. — Löbell, Jahresberichte 1888. — Litterar. Centralblatt 1865 und 1867. Criste.

Scheibert: Karl Gottfried Sch., Dr. phil., Provinzialschulrath, war geboren am 4. October 1803 als Sohn des Schneidermeisters, Küsters und Schulmeisters Scheibert in Schellin, eine Meile südlich von Stargard an dem Maduesee gelegen, eines frommen, fleißigen Mannes, der mit dem kargen Jahreseinkommen von 42 Thalern seine aus vier Kindern bestehende Familie zu ernähren und zu erziehen wußte. Der Sohn hat in der Schrift: „Martin's, des Schneiders, Küsters und Schulmeisters Leben", Eisleben 1877, dem Vater ein ehrendes Denkmal gesetzt. Mit 13 Jahren eingesegnet, wurde Sch. ein Jahr lang täglich zu Fuß nach Stargard geschickt, um die für den Schullehrerberuf nöthige Musik zu erlernen; beim Vater lernte er das dazu ebenso nothwendige Schneiderhandwerk, in dem er es bis zum Gesellen brachte. Durch Fürsprache erhielt er Aufnahme in das Gröningsche Gymnasium (s. A. D. B. IX, 720). Die Miethe für seine Wohnung aber mußte er sich durch Schneidern, Stundengeben und Abschreiben verdienen. Ostern 1821 ging er mit 90 Thalern in der Tasche zu Fuß nach Halle, um dort, wo bereits ein älterer Bruder studirte, das Abiturientenexamen zu machen und Theologie zu studiren. Infolge mangelhafter Ernährung — nur alle vier Tage ein warmes Mittagessen, sonst trockenes Brot und Fliederthee — erkrankte er hier, mußte Halle verlassen und konnte erst Ostern 1822 in Greifswald das Abiturientenexamen machen und seine Studien beginnen. Er betrieb dieselben mit höchstem Eifer, so daß er nach Beendigung derselben im April 1825 eine Stelle am akademischen Seminar zu Stettin mit 180 Thaler Gehalt und freier Wohnung erhielt. Zu Ostern 1826 machte er das erste theologische, Michaelis 1828 das Oberlehrerexamen und wurde 1829 als ordentlicher Lehrer am Marienstiftsgymnasium daselbst angestellt. Seine Wirksamkeit war eine ungemein segensreiche. Er unterrichtete in Religion, den alten Sprachen, Mathematik und Geschichte und wußte seinen Schülern nicht bloß das klare Verständniß der Lehrgegenstände beizubringen, sondern ergriff und begeisterte sie durch seine hervorragende Rednergabe der Art, daß alte Schüler noch jetzt versichern, nie einen Lehrer oder Pastor gehabt zu haben, der so mächtig auf sie eingewirkt habe. Auch als er 1830 der Freimaurerloge beitrat, in der er 1850 Meister vom Stuhl wurde, riß er durch seine Vorträge die Zuhörer mit sich fort. Als im J. 1840 die Stadt Stettin ein Realgymnasium, die Friedrich Wilhelm-Schule gründete, wurde Sch. zum Director gewählt; das Haus wurde nach seiner Angabe gebaut, die Lehrer nach seinen Vorschlägen gewählt, ihm selbst die Mittel zu einer Studienreise bewilligt. Hier konnte Sch. nun zeigen, was er zu leisten vermochte. Die Schule fand begeisterten Zulauf, neue Cöten wurden bald nöthig. Das Verhältniß zwischen Director und Lehrern war ein freund-

liches; durch fleißiges Hospitiren wußte er die Lehrer für seine Lehr- und Erziehungsgrundsätze zu gewinnen, dem Einzelnen im übrigen möglichste Freiheit lassend, sofern nur die Schüler geistig gehoben und ihr Wissen und Können gefördert wurde. Die Fortschritte waren brillant, häusliche Arbeiten gab es wenig, Turnen und Spiele, die den Leib stählen, wurden eifrig gepflegt, Musik und Gesang nach ihrer erziehlichen Bedeutung gewürdigt und geübt.

Die Stürme des Jahres 1848 mit ihren aus Frankreich übertragenen unreifen Freiheitsideen hatten auch in Stettin manche Köpfe verdreht und zu politischen Putschen geführt. An den Bestrebungen der ruhigeren Bürger, die hochgehenden Wogen zu dämmen, betheiligte sich Sch. eifrig, trat vielfach in öffentlichen Versammlungen als Redner auf, erzielte mit seiner volksthümlichen Beredsamkeit reiche Erfolge und gewann großen Einfluß, so daß er nicht nur zum Vorsitzenden des conservativen Vereins, sondern 1850 auch in das Erfurter Parlament gewählt wurde.

Im J. 1855 wurde Sch. als Provinzialschulrath nach Breslau berufen und war als solcher bestrebt, seine Grundsätze des Unterrichts und der Erziehung auf den dortigen Gymnasien zur Geltung zu bringen. Der Schwierigkeiten, die sich ihm dabei entgegenstellen würden, war er sich bewußt; hatte er doch selber dem Minister v. Raumer seine Verwunderung ausgesprochen, daß derselbe ihn, dessen Hauptstärke die Mathematik sei, zum Provinzialschulrath berufen wolle. In Schlesien wollten weder Gymnasial-Directoren noch -Lehrer ihn für voll anerkennen, doch gelang es Sch. bald, dieselben umzustimmen, umsomehr da er ihre Rechte nach Außen kräftig zu schützen verstand, wovon drastische Beispiele noch heute erzählt werden. Sein Wirken für die Schule auf religiösem Gebiet blieb dagegen länger unverstanden. Die erhebenden Andachten, mit denen schon an der Friedrich Wilhelm-Schule in Stettin die Schulwoche begonnen und beschlossen wurde, und die Sch. auch auf den schlesischen Gymnasien einführte, wurden als Uebungen für die Lehrer im freien Vortrag angesehen, bis der neue Provinzialschulrath dieselben an diesem und jenem Breslauer Gymnasium längere Zeit selbst hielt.

Seit dem Frühjahr 1830 war Sch. mit Adelheid Graßmann, Tochter des Professors der Mathematik am Marienstiftsgymnasium in Stettin, verheirathet, einer Dame von hohen Gaben des Geistes und des Herzens; sie starb am 25. April 1861 in Breslau. Der Ehe entsprangen mehrere Kinder, von denen vier in Stettin den Eltern durch den Tod an Vergiftung entrissen wurden, ein Sohn war später Pastor in Altwasser in Schlesien, ein andrer, Justus Scheibert, wurde Militär und hat sich durch fachwissenschaftliche Werke bekannt gemacht. — Nach vollendetem 70. Lebensjahre bat Sch. um seinen Abschied und zog sich 1873 nach einem kleinen, von ihm gekauften Landgut in Jannowitz, Kreis Schönau, am Fuß des Riesengebirges zurück, wo er von treuer Hand gepflegt, noch bis an sein Ende segensreich gewirkt hat, bis den Vierundneunzigjährigen am 19. Februar 1878 der Tod abrief. Im schlichten Bibelglauben erzogen, hat er sein Herz Gott hingegeben und es nicht zu gering geachtet, den einfachen Leuten in Jannowitz in gelegentlichen Gesprächen oder in geschlossenen Vereinen aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung mitzutheilen. Als in den letzten Jahren nur noch wenige näher Stehende mit ihm verkehren konnten, hat er auch dann noch durch sein klares Urtheil und seine christlich gereifte Persönlichkeit fördernd und anregend gewirkt und bis an sein Ende Gott die Treue bewahrt.

Nach schriftlichen und mündlichen Nachrichten seines Schülers, Collegen und Schwagers Robert Graßmann in Stettin und andrer Freunde. —

Vgl. Pädagogische Revue von Scheibert, Langbein und Kuhn, Zürich bei Schultheß, 1851 ff. v. Bülow.

Scheifele: Johann Georg Sch., einer der besten schwäbischen Dialektdichter, wurde am 8. Februar 1825 in dem Städtchen Mindelheim im bairischen Schwaben als der Sohn einfacher katholischer Webersleute geboren. Wiewohl von Kindheit an körperlich sehr schwächlich, besuchte er doch die dortige Volksschule mit günstigem Erfolge, worauf es ihm durch die Unterstützung hochherziger Gönner möglich gemacht wurde, sich auf dem Gymnasium und Lyceum in Augsburg auf die philosophischen und theologischen Studien vorzubereiten, die er in Dillingen absolvirte. Hatte er, angeregt durch die schwäbischen Dialektdichtungen des bekannten Karl Weitzmann, schon auf dem Gymnasium sich in ähnlichen Dichtungen versucht, und durch den Vortrag derselben in besonders hierzu veranstalteten Gesellschaftsabenden großen Beifall errungen, so folgte er als Student der Philosophie dem Wunsch seiner Professoren und Commilitonen und veröffentlichte unter dem Namen Jörg von Spitzispui — nach einem Weiler in der Nähe von Mindelheim gewählt — seine erste Sammlung mundartlicher Dichtungen „Quodlibet curiosum, ebensowenig zum Aergerniß als zur Erbauung" (1847, in zweiter Aufl. u. d. T. „Gedichte in schwäbischer Mundart" 1849), denen er 1869 ein zweites Bändchen „Gedichte" (2. Aufl. u. d. T. „Neue Gedichte" 1883) folgen ließ, das auch eine Abtheilung „reindeutscher" Poesien enthält (eine Gesammtausgabe der beiden Sammlungen erschien 1883 in 5. Aufl.). Im J. 1850 hatte Sch. die Priesterweihe empfangen; er wirkte dann sechs Jahre lang als Stadtcaplan in Rain, seit 1857 als Pfarrcuratus in Niederschönenfeld, seit 1869 als Pfarrer in Krugzell bei Kempten und kam nach einigen Jahren nach Ettringen bei Mindelheim, wo er am 29. Juli 1880 an einer rasch verlaufenden Lungenentzündung starb. Auch noch als Priester pflegte er die mundartliche Dichtung und den Vortrag derselben in gewählten Kreisen, „um hierdurch den gemeinen Mann zu ehren, dessen Sprache seinen Witz in so vortheilhafter Weise befruchtet hatte. Die gemeinsame Mundart verlieh dem Verkehr zwischen dem Hirten und der Herde jene Ungezwungenheit, welche die Voraussetzung der Wahrheit ist, und so wirkte der hervorragendste Dialektdichter Lechschwabens bis zu seinem Ende im Segen unter dem Volke." Sechs Jahre vor seinem Tode gab er noch eine dritte Sammlung „Mucka und Wefzga. Komische Gedichte in schwäbischer Mundart" (1874) heraus.

Persönliche Mittheilungen. — August Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung, 1896, S. 159 ff. Franz Brümmer.

Scheiger: Josef Edler von Sch., Archäolog, Historiker, wurde am 2. Februar 1801 zu Wien geboren und legte die Gymnasial- und juridischen Studien an der Universität seiner Vaterstadt durchaus mit ausgezeichnetem Erfolge zurück. Da traf ihn ein Verhängniß, welches für das Oesterreich des Vormärz zu charakteristisch ist, als daß es hier übergangen werden sollte. „Ungeachtet aller Vorsicht der Regierung gelangten Studenten aus Jena nnd Göttingen bald nach der Ermordung Kotzebue's 1819 nach Wien, sie grüßten die Commilitonen und brachten ihnen auch neben Cerevis und Ziegenhainern die süße Gewohnheit der Commerse mit. Mit Begeisterung lauschten die Wiener Söhne der alma mater den Schilderungen des neuen studentischen Lebens durch die stolzen Jünglinge, die auch am Wartburgfeste theilgenommen hatten und von diesem Zeitpunkte an datiren die ersten in der Folge wieder unterdrückten Regungen des akademischen Burschenlebens in Wien."

„Sch. machte, soweit es seine beschränkten Mittel erlaubten, diese neuen

Gewohnheiten mit aller Begeisterung mit. Schon früher gewohnt, in Feld und Wald zu wandeln, um die Schönheiten der Natur mit dem Zeichenstifte festzuhalten, wanderte er nun im Kreise der Commilitonen in Cerevis mit Ziegenhainer durch die Tannen, da wurde gesungen, mit Pistolen nach der Scheibe geschossen, mit den Stöcken gefochten, kurz allerlei Allotria getrieben. Eines Tages im J. 1820 erschienen zwei Beamte mit einem Diener in Scheiger's Wohnung, hielten daselbst strenge Untersuchung, saisirten Scheiger's Tagebuch, dessen Stamm- und Commersbuch, die verdächtigen alten Pistolen, die Attribute des Burschenthums und führten deren Eigner — ins Polizeihaus. Wer die Rücksichtslosigkeit der damaligen Wiener Polizei erfahren hat, mag sich eine beiläufige Vorstellung von den moralischen Qualen machen, welche der in seinem tiefsten Innern gekränkte junge Mann erdulden mußte. Durch fast einen halben Monat wurde Sch. in einem ekelhaften Raume in Gesellschaft mit verkommenen Subjecten verwahrt gehalten, ohne ihn irgend einem Verhöre zu unterziehen; endlich begann man sich mit ihm zu befassen, da wurde er täglich von einem Diener vom Polizeigefängnisse zur Direction und nach geendigtem Verhöre wieder zurückgeführt. Noch in späteren Jahren, wenn er dieser schmachvollen Behandlung gedachte, freute er sich des glücklichen Zufalles, daß er während der monatelangen Untersuchung auf seinem Marterwege nie einer bekannten Person begegnet war."

„Vergebens hatte Scheiger's Mutter alle zweckmäßig erscheinenden Versuche gemacht, um dessen Freiheit zu erwirken oder auch nur zu erfahren, was man ihm zur Last lege; endlich wagte sie selbst einen Schritt zu dem allmächtigen Polizeipräsidenten, Grafen Joseph Sedlnitzky, aber auch dieser brachte ihr keine Hoffnung. Da, in der äußersten Bedrängniß, erklärte sie dem gefürchteten Manne mit dem Tone der Entschiedenheit „unverzüglich bei dem Kaiser Audienz erbitten zu wollen". Was alles Flehen, alle Bitten nicht vermochten, das bewirkte der kühne Entschluß der Frau. Graf Sedlnitzky mochte das Ergebniß der Untersuchung doch für zu wenig bedeutend erachtet haben, um eine Fortsetzung von Scheiger's Haft nach oben rechtfertigen zu können, vielleicht hatte der vorsichtige Mann eben Ursache, jeden Anlaß, der seine Spitze nach ihm selbst wenden konnte, zu vermeiden, kurz, vierundzwanzig Stunden darauf wurde Sch. mündlich die Freiheit angekündigt und auf seine nochmalige Frage über die Ursache seiner Verhaftung in orakelhaften Worten die Auskunft ertheilt: „Es sei eben ein Zeitvergehen!" (Oesterreich-ungarische Revue, 1887, S. 137—139.)

Damit endete Scheiger's Criminalroman, ohne weitere unangenehme Folgen für ihn, als daß er ein Studienjahr verloren hatte.

Nach Absolvirung der juristischen Studien legte er die Richteramtsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge ab und wurde am 1. April 1824 bei dem Gerichte der Stiftsherrschaft Schotten in Wien Actuar, Untersuchungsrichter und Stiftsrichteradjunct. Nach Verlauf von drei Jahren vertauschte er diese Stelle mit dem Staatsdienste und wurde am 10. Februar 1827 Conceptspraktikant und am 1. December 1829 Accessist und Official bei der k. k. Postdirection in Wien.

Schon als Student und dann als junger Beamter war Sch. eifrig litterarisch thätig und mit den bedeutendsten Schriftstellern und Forschern Wiens, mit den Dichtern Johann Nepomuk Vogl, Gabriel Seidl, Hermannsthal, mit dem Maler Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, mit dem Naturforscher Franz Unger, mit den Geographen Schmidl und Häufler, mit den Germanisten Primisser und Karajan, mit dem Archäologen Melly, mit den Historikern Hormayr, Johann Graf Majlath, Schlager, Tschischka, Bergmann, Leber, Pratobevera, Feil u. A. in naher Verbindung und innigem Verkehr.

Als Sch. 1835 als junger Postaccipist ganz unerwartet zum Oberpostverwalter in Zara ernannt wurde, war dies für ihn allerdings ein „unerhörtes“ Vorrücken nach wenigen Dienstjahren, aber doch deshalb ein schwerer Schlag, weil er dadurch seiner Vaterstadt, welche für ihn den Mittelpunkt seines wissenschaftlichen und litterarischen Strebens gebildet hatte, entrissen und in ein ihm in jeder Beziehung fremdes Gebiet verpflanzt wurde. — Auch in Dalmatien war er bald mit den hervorragendsten Männern dieses damals noch mehr als heutzutage entlegenen und verlassenen Landes, mit Jellachich, dem späteren Banus von Croatien, mit Major, später General Roßbach, mit dem Dichter Hans v. Oertingen, mit Franz Petter, dem Verfasser des besten Buches über Dalmatien, in Berührung gekommen, dennoch blieb seine litterarische Thätigkeit, die an der Donau ihre Wurzeln hatte, und aus den deutschen Alpenländern ihre Stoffe nahm, durch Jahre unterbunden. — 1839 wurde er als Adjunct zur Postdirection in Venedig übersetzt, aber in der herrlichen Lagunenstadt erging es ihm noch übler als an den Felsengestaden Dalmatiens, denn hier wurde ihm von Amts wegen jede litterarische Thätigkeit untersagt, ein Vorgang, der geeignet ist, ein Schlaglicht auf die Zustände Oesterreichs vor 1848 zu werfen. Erst nachdem er 1845 zum Oberpostverwalter in Graz ernannt worden war, gelangte er an eine Stelle und an einen Ort, wo er als Staatsbeamter, sowie als Forscher und Schriftsteller seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechend wirken konnte.

In der Landeshauptstadt der Steiermark war er bald mit den namhaftesten Männern der Stadt und des Landes, mit dem gelehrten General Hauslab, mit dem Staatsmann und Geschichtsforscher Feldzeugmeister Graf v. Prokesch-Osten, mit dem hochgebildeten Abte von Rein, Ludwig Crophius Edler v. Kaisersieg, mit dem Statistiker Universitätsprofessor Dr. Gustav Schreiner, mit den Historikern Muchar und Wartinger, mit dem Topographen Göth, mit dem Dichter Karl Gottfried Ritter v. Leitner, mit dem sachkundigen Sammler Major Alfred Ritter v. Franck u. A. in nahe Beziehungen getreten, auch Erzherzog Johann war ihm bis an dessen Lebensende (1859) ein wohlwollender Gönner.

Am 29. November 1850 wurde Sch. zum Postdirector in Graz ernannt und bekleidete durch neunzehn Jahre diese angesehene, aber auch schwierige und verantwortungsvolle Stelle.

So sehr sich Sch. in seiner Beamtenlaufbahn ausgezeichnet hatte, so würde dies doch nicht die Veranlassung gegeben haben, seine Biographie in dieses Werk aufzunehmen; aber neben seiner angestrengten amtlichen Thätigkeit that er sich als Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, besonders der Archäologie hervor und dies zu einer Zeit, wo wenige sich mit diesem Wissen beschäftigten und wo es in Oesterreich dem Beamten nicht zum Vortheil, ja häufig zum Schaden gereichte, wenn er auf dem Felde der Wissenschaft arbeitete und litterarisch thätig war.

Schon in seinem achtzehnten Lebensjahre begann er litterarisch zu arbeiten; 1819 erschienen in Wiener Blättern Erzählungen aus seiner Feder. Dadurch wurde er mit Hormayr bekannt und Mitarbeiter von dessen „Archiv“.

Im J. 1823 hatte Josef Freiherr v. Dietrich die berühmte Schönfeld’sche Sammlung an sich gebracht, die bekanntlich zu einem Theile aus Resten der Kunstkammer Kaiser Rudolf’s II. zu Prag bestand. Dietrich wollte sie wieder veräußern — sie gelangte später auch wirklich in den Besitz der Brüder Löwenstein in Frankfurt a. M. und wurde hinterher verstreut — und dazu bedurfte er eines wissenschaftlich gearbeiteten Katalogs. Sch. wurde mit der Abfassung desselben betraut, er vollendete ihn binnen zwei Jahren und so

entstand sein erstes Werk, welches zuerst in deutscher („Das von Ritter von Schönfeld gegründete technologische Museum in Wien. Eine gedrängte Uebersicht seiner Merkwürdigkeiten für Freunde der Kunst und des Alterthums", Prag 1824) und dann in lateinischer Sprache („Museum technologicum ab Equite de Schönfeld Vindobonae fundatum. Conspectus rerum ibi visendarum brevis, amicisque artium et antiquitatum dedicatus", Pragae 1825) erschien.

In den folgenden Jahren unternahm er trotz beschränkter Mittel mehrere größere und kleinere Reisen, welche ihn durch Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Mähren, Steiermark, Ungarn, Siebenbürgen einerseits bis Preußisch-Schlesien, andererseits bis in die Walachei führten, von denen er stets mit reicher Ausbeute an selbstgefertigten Zeichnungen und an alterthümlichen Funden zurückkehrte und wodurch er seine Kenntnisse im Fache der Archäologie namhaft erweiterte. Die Ergebnisse seiner Reisen und Forschungen legte er in zahlreichen Aufsätzen nieder, von denen die wichtigeren genannt werden sollen: „Alte Sprüche und Reime von der Landsknechte Unwesen" (Hormayr's Archiv 1821, Nr. 147), „Allerley aus einem Stammbuche, das einem Procopio Sturm, studioso, gehörte" (1821, S. 596), „Die Gräfin Margaretha von Holland mit 365 Kindern" (1822, S. 496), „Geschichtliche Anekdoten und Miscellen" (1823, S. 75), „Das Lied vom Prinz Eugenius und von der Jungfrau Lille" (1823, S. 188), „Erinnerungen von einem Ausfluge in einem interessanten Theile des Viertels unter dem Wiener Wald" (1823, S. 325, 415, 441, 448, 457), „Das Spital zu Judenburg in Steyermark" (1824, S. 125), „Flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Wien nach Ofen und Pesth" (1824, S. 173 und 197), „Sebenstein und seine Schatz- und Waffenkammer" (1824, S. 221), „Ueber Ausbesserung und Herstellung alter Baudenkmale" (1824, S. 521 und 530), „Ausflug nach den fürstlich Eßterhazy'schen Schlössern Eisenstadt, Pottendorf, Forchtenstein und Lokenhaus" (1824, S. 621, 647, 679), „Ein merkwürdiger Holzschnitt" (1825, S. 12), „Historische Anfrage" (1825, S. 819), „Kunstnachricht" (1825, S. 820), „Don Georg von Dänemark" (1825, S. 820), „Etwas über die Glasmalerei der Alten. Aus einem Manuscripte des XIV. Jahrhunderts" (1825, S. 872), „Miscellen über Wien vor 100 Jahren" (1825, S. 889), „Ausflug in einige Umgebungen von Neustadt und einige Puncte des Weges nach dem Schneeberg" (1826, S. 1 und 18), „Notiz über den Getreidemarkt in Wien" (1826, S. 96), „Aus dem Tagebuche eines Wieners von 1673 bis 1704" (1826, S. 334, 342 und 346), „Das Landhaus in Wien" (1826, S. 525), „Beitrag zur Litteratur der Volksbücher" (1826, S. 542), „Denkwürdigkeiten aus der Familie der Schallenberge" (1826, S. 625), „History von dem Ritter Trimunitas aus Steiermark und der Königin Floredebel" (in „Der Aufmerksame", Beilage der „Gräzer Zeitung" 1826, Nr. 109), „Ausflug von Mödling nach Neuberg in Steiermark" (Hormayr's „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte", 1828, S. 189), „Die Pantheidungen von Wartenstein und Grimmenstein" (in Wagner's „Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit", 1829, Hauptblatt, S. 189), „Beschreibung des bürgerlichen Zeughauses in Wien" (in „Beiträge zur Landeskunde von Nieder-Oesterreich", 1832, 4. Bd., auch im Sonderdruck, Wien 1832), „Die Türken vor Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Schauspiels" (in „Blätter für Litteratur, Kunst und Kritik. Zur österreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde", 1835, Nr. 17, 18); selbständige Publicationen Scheiger's in jener Periode von 1821 bis 1837 waren: „Der Fußreisende in Oesterreich", Wien 1829, „Andeutungen zu einigen Ausflügen im Viertel unter dem

Wiener Walde und seinen nächsten Umgebungen", Wien 1828, „Ueber Burgen und Schlösser im Lande Oesterreich unter der Enns. Versuch einer gedrängten Darstellung ihrer Schicksale, Bauart, inneren Einrichtung, des Lebens in denselben, ihrer Angriffs- und Vertheidigungsweise", Wien 1837.

Von 1837 bis 1850 ruhte Scheiger's litterarische Thätigkeit, in Dalmatien mangelte es ihm an Stoff für sein Arbeitsgebiet, in Venedig war ihm jede Publication untersagt. Aber schon aus den bisher erwähnten Jugendarbeiten kann man sagen, daß Sch. das Verdienst gebührt, auf früher ganz unbeachtete Gegenden die Aufmerksamkeit gelenkt, die Entdeckung mancher unbekannter oder längst vergessener Alterthümer, die Berichtigung mancher Zweifel und irriger Angaben bewirkt zu haben; und zu einer Zeit, wo die Erforschung der vaterländischen Topographie fast ganz brach lag, widmete er sich nicht nur diesem Gebiete forschend und darstellend, sondern begann auch ein neues Feld, das der archäologischen Topographie zu bearbeiten, lieferte hierzu manchen schönen Beitrag und gab Anregung zur weiteren Pflege derselben. So war er es, der zuerst (Hormayr's Archiv 1826, S. 23) auf den Suttinger'schen Plan von Wien vom Jahre 1684 aufmerksam machte, welcher für die geschichtliche Topographie dieser Stadt von hervorragender Wichtigkeit ist. — In dem Büchlein: „Der Fußreisende in Oesterreich" berücksichtigte Sch. besonders die Bedürfnisse des Alterthums- und Kunstfreundes; es wurde mit außerordentlichem Beifalle begrüßt und cursirte, nachdem es rasch vergriffen war, sogar in Abschriften. In den „Andeutungen zu einigen Ausflügen im Viertel unter dem Wiener Walde" legte er die Forschungsergebnisse zahlreicher Excursionen nieder und lieferte kurze Beschreibungen vieler Kunstwerke der Vergangenheit. War diese Schrift an sich formell vollendet, so zeichnete sie sich doch besonders dadurch aus, daß sie streng wissenschaftlich gehalten und von jeglicher romantischer Schwärmerei frei war. Sie war „ein entschiedener Bruch mit allen nervenleidenden Phantasten, Ritterschwärmern und Romanschmierern, die diese ehrwürdigen Reste alter Kunstthätigkeit bis nun als Staffage für ihre albernen Phantasien benützt hatten. Scheiger's Andeutungen waren in einer Zeit, in der die Romantik noch lange nicht ihren letzten Klagelaut geseufzt hatte — windet sie sich ja noch heute wie ein verendender Aal — eine imposante Bewegung gegen den Strom, ein heller Blitzstrahl in der verduselten Gegenwart" (Böheim).

Erst nach seiner Beförderung zum Oberpostverwalter und 1850 zum Postdirector in Graz konnte er sich wieder wissenschaftlichen Veröffentlichungen zuwenden und die Ausbeute in den Jahren 1850 bis 1870 war eine höchst ansehnliche, umfangreiche, grundlegend und tief. So erschienen von ihm in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark": „Andeutungen über die Umgestaltung der inneren Ordnung des steiermärkisch-ständischen Zeughauses in Graz (I, 71), „Ueber Reinigung der Alterthümer" (VII, 97), „Eduard Pratobevera. Biographische Andeutungen" (VIII, 112), „Josef Feil. Biographische Andeutungen" (XII, 113), „Einige Beispiele von der Wehrkraft steiermärkischer Städte und Schlösser seit dem XVI. Jahrhunderte" (XII, 187), „Quellen und Beiträge zur Geschichte der Vertheidigung des Schloßberges von Graz im J. 1809" (XIV, 86), „Die Burgruine Haustein (Hauenstein) in Steiermark (XVI, 62); in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins in Wien": „Drei Persönlichkeiten des Sebensteiner Bundes" (I, 228), „Von dem Einfluße der Pflanzen auf die Zerstörung der Ruinen" (II, 1), „Franz Freiherr von Chanowsky. Züge zu einem Lebensbilde" (III, 136); in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und Baudenkmale": „Ein interessanter Fund in

Maria Zell (1856, S. 109), „Alterthümer in Steiermark“ (1856, S. 173), „Ein archäologischer Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein (1856, S. 248), „Die Kirche zu Bärneck“ (1857, S. 161), „Die Sternschanze bei Sauerbrunn oberhalb Judenburg“ (1858, S. 49), „Ein Grabstein im Dome zu Seckau ob Judenburg“ (1858, S. 191), „Ueber einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeiring, Unzmarkt und Knittelfeld“ (1858, S. 293 und 329), „Hochosterwitz in Kärnten“ (5. Jahrgang, S. 245); als selbständige Publication erschien: „Andeutungen über Erhaltung und Herstellung alter Schlößer und Burgen“, Graz, 1853; außerdem veröffentlichte Sch. zahlreiche größere und kleinere Aufsätze, Mittheilungen, Notizen, archäologischen, auch allgemein historischen Inhalts in Schickh's „Wiener Zeitschrift“, im „Hesperus“, in der Zeitschrift „Der Kranz“, im „Wiener Conversationsblatt“, im Taschenbuch „Aurora“, in der „Grazer Zeitung“ und in deren Beilage: „Der Aufmerksame“, in der „Steiermärkischen Zeitschrift“, in den „Oesterreichischen Blättern für Litteratur und Kunst“, in den „Beiträgen zur Landeskunde von Nieder-Oesterreich“, im Grazer „Telegraph“, in der Grazer „Tagespost“ und a. a. O. — Zwei Theile der Archäologie waren es besonders, mit denen Sch. sich eingehend beschäftigte, in denen er als Fachmann zu bezeichnen ist und als Autorität galt: die Geschichte des Burgenbaues und die Waffenkunde.

Große Verdienste erwarb er sich auch als Ausschußmitglied des historischen Vereins für Steiermark (von 1850 bis 1872) und als Conservator für Steiermark, wozu er schon 1851 von der k. k. Central-Commission zur Erhaltung der Baudenkmale ernannt worden war.

An Ehren und Auszeichnungen fehlte es ihm wenigstens in den späteren Jahren nicht; zahlreiche wissenschaftliche Vereine des In- und Auslandes wählten ihn zu zu ihrem Ehren- oder correspondirenden Mitgliede und nachdem er 1869 als Postdirector in den Ruhestand getreten war, erhob ihn 1872 der Kaiser mit dem Ehrenworte „Edler von“ in den erbländischen Adelsstand.

Er starb im 86. Jahre seines Lebens zu Graz am 6. Mai 1886.

Oesterreichische National-Encyklopädie von Czikann und Gräffer IV, 514. Wien 1835. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaats, 29. Theil, S. 169—171. — Böheim, Josef Edler von Scheiger. (Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereins in Wien. 24. Bd., S. 162—167.) — Böheim, Vergangene Tage in Oesterreich. (Oesterreichisch-ungarische Revue, 1887, S. 129—143, 206—222.) — Ilwof, Josef Edler von Scheiger. (Im Gedenkbuch des historischen Vereins für Steiermark. S. 231—256. Im 42. Hefte der „Mittheilungen“ desselben Vereins. Graz 1894.)

Ilwof.

Schele: Caspar (Jasper) von Schele wurde als ältester Sohn Sweders v. Schele zu Schelenburg und dessen Gemahlin Anna v. Welvelde im J. 1525 geboren. Nach des Vaters Tode 1533 wurde er von der Mutter als Vormünderin erzogen. Er besuchte die Schulen zu Osnabrück, Oldenzell, Wiedenbrück, Münster und Emmerich; ging dann nach Magdeburg und von dort im J. 1543 in Begleitung seines Vetters Gerhard v. Welvelde nach der Universität Wittenberg. Der Bischof Franz von Osnabrück gab den beiden jungen Studirenden ein in warmen Worten abgefaßtes Empfehlungsschreiben an Luther und Melanchthon mit, welches das Datum: Iburg, den 2. Mai 1543 trägt. Melanchthon hat beide promovirt und nach dem Gebrauche ihnen Salz in den Mund gegeben mit den Worten: accipe salem sapientiae.

Luther hat Sch. besonders zum Studio der Theologie gerathen; dem folgte er zwar nicht, aber er hat dennoch Luther's Hoffnung erfüllt; denn er wurde ein

eifriger Beförderer des Protestantismus in seinem Vaterlande. Nach Gauchen's Adels-Lexikon, Th. I, S. 2046, war Sch. Luther's Tischgenosse, hat später auch mit Luther im Briefwechsel gestanden; die Briefe sind leider durch Verleihen verloren gegangen im 18. Jahrhundert. Auch Hamelmann in Opuscula Historiae-Westphaliae redet von Sch. und diesen Verhältnissen.

Von Wittenberg ging Sch. an den Hof Herzog Philipp's von Grubenhagen, wo er ein halbes Jahr blieb und mit dem jungen Herzog Johann dem Studium oblag. Darauf kehrte er nach dem väterlichen Hause zurück und begab sich dann an den Hof des Bischofs Franz von Waldeck zu Osnabrück. Sch. besaß mit seinem Bruder Christoph einige Jahre gemeinschaftlich die elterlichen Güter Schelenburg und Welvelde. Im J. 1556 erfolgte eine brüderliche Erbtheilung, wodurch Caspar in den Besitz von Schelenburg trat. Er hatte eine Dom-Präbende in Münster; als er sich einkleiden lassen sollte, resignirte er die Präbende, bewirkte auch die Allodification eines Lehens, das er von Corvey hatte, „weil er einem Mönche keinen Eid leisten wolle".

Da Sch. und fast die ganze Gemeinde des Kirchspiels Schledehausen zum lutherischen Glaubensbekenntniß übergegangen waren, so setzte er, als Patron der Kirche zu Schledehausen, einen lutherischen Pfarrer ein. Das Domcapitel vertrieb ihn, und Sch. war genöthigt, ihm in seiner Burg Schutz zu verleihen, bis derselbe anderweitige Anstellung erlangte. Da aber Sch. die Pfarre einer nunmehr protestantisch gewordenen Gemeinde einem katholischen Pastor nicht geben wollte, so setzte das Domcapitel einen solchen ein. Trotz aller Protestationen ging ihm und seinen Nachkommen das Collationsrecht verloren. Die Pfarre wurde beim Westphälischen Frieden den Katholiken zugetheilt, obgleich damals alle Hofbesitzer, mit Ausnahme eines, Protestanten waren. Dieser Religionstrennung wegen war Sch. beim Domcapitel nicht in Gunst, wohl aber bei den drei Bischöfen, unter welchen er lebte und wirkte; er war auch Landrath der Osnabrücker Ritterschaft.

Die Bibliothek des Rathsgymnasiums zu Osnabrück besitzt ein Manuscript, lateinisch geschriebene Nachrichten zur Geschichte des Bischofs Franz von Waldeck, von Schele's eigener Hand im Original, woraus ersichtlich ist, daß er die Verhältnisse des Landes und des Fürsten genau kannte. Dieses Manuscript ist veröffentlicht in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, Band I, 1848.

In besonderer Gunst stand Sch. beim Herzog Heinrich von Sachsen, Bischof von Osnabrück, dem er wesentlich zur Wahl behülflich gewesen war. In einem im Schelenburger Archiv befindlichen Schreiben Schele's an den fürstlichen Rath vom Jahre 1574, machte er Erinnerungen gegen die Wahlcapitulation und beschwerte sich, daß man in weltlichen Angelegenheiten zu sehr nur das Domcapitel befragt habe und an der Ritterschaft vorbeigegangen sei. Bischof Heinrich schrieb deshalb an Sch. und begehrte: „Er möge seinen Rath, dem er Aufträge für ihn gegeben, gütlich hören."

Sch. unterstützte und beschützte Gelehrte, welches ihm Dedicationen und lateinische Lobgedichte in Menge eintrug. Gewöhnlich hatte er auch einige junge Edelleute bei sich, weil die Väter wünschten, sie möchten in seinem Hause sich unterrichten. Er war überhaupt ein Mann von energischem Charakter, gerade durchgehend, die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person vertheidigend. Verheirathet war er mit Adelheid v. Ripperda, aus welcher Ehe elf Kinder entsprossen.

Sch. starb zu Schelenburg am 8. October 1578, 53 Jahre alt, und wurde in der Kirche zu Schledehausen beerdigt, wo er ein stattliches Epitaphium erhielt, welches, an der Mauer angebracht, noch daselbst vorhanden ist.

Sein Grabstein, auf dem Sch. in Lebensgröße in Ritterrüstung dargestellt ist, findet sich daselbst senkrecht in die Wand eingelassen.

In seinem Testamente ertheilte Sch. seiner Frau viele Anweisungen über die Erziehung seiner Kinder. Die Söhne sollten in den deutschen und Johanniter-Malthefer-Orden gehen, um als Rittersmänner, ohne papistische Dompfründe, sich durch die Welt zu schlagen oder in das Domcapitel zu Minden treten, welches den Papismus verlassen habe. Er erklärte sich stets nur gegen Papst- und Mönchsthum in damaliger Gestalt; andere Dogmen ließ er unberührt. B. v. S.

Schellbach: Karl Heinrich Sch., Mathematiker und Schulmann, geboren am 25. December 1805 in Eisleben, † am 29. Mai 1892 in Berlin. Sohn unbemittelter Eltern, hat Sch. unter erschwerenden Umständen die Laufbahn betreten, welche für ihn eine so erfolgreiche sein sollte. Ein selbst in beschränkten Verhältnissen lebender Verwandter, Lehrer am Gymnasium zu Eisleben, schaffte ihm die nothwendigsten Bücher an und erwirkte für ihn eine Freistelle in eben jenem Gymnasium. Erst 1825 verließ Sch. die Schule und bezog die Universität Halle, um Mathematik, Physik und Philosophie zu studiren. Johann Friedrich Pfaff (s. A. D. B. XXV, 592—593), der dortige Mathematiker, starb kurze Zeit nach Schellbach's Immatriculation, dagegen übte der Physiker Schweigger (s. A. D. B. XXXIII, 335—339) mit seinen phantasiereichen, um nicht zu sagen phantastischen Auffassungen einen mächtigen Eindruck auf den jungen Mann und erweckte in ihm den Plan einer Reise nach dem Orient. Als dieser Plan scheiterte, gewann der Hegelianer Hinrichs (s. A. D. B. XII, 462—463) Einfluß auf Sch., und die allgemeinen philosophischen Ueberlegungen verdrängten bei ihm allmählich bestimmtere wissenschaftliche Untersuchungen. Das Jahr 1829 kam heran, ohne daß Sch. sich für ein besonderes Fach oder für einen besonderen Beruf entschieden hätte. Da wurde ihm durch die Bemühung von Freunden eine Stelle als Lehrer der Naturwissenschaften an einer höheren Mädchenschule in Berlin angeboten und von ihm angenommen. Mit diesem Entschlusse wich die Unklarheit aus Schellbach's Geiste; sein Lebensziel war fest vorgezeichnet, und er ging, ohne nach rechts oder links abzubiegen, gerade auf dasselbe zu. Durch volle fünf Jahre arbeitete er in seiner berufsfreien Zeit an der Vermehrung seiner mathematischen Kenntnisse und war 1834 so weit, daß er in Jena die Doctorwürde erwerben konnte; eine Staatsprüfung hat er nicht durchgemacht. Dirichlet, mit welchem Sch. während seiner Vorbereitungsjahre in Berlin ebenso wie mit dem Chemiker Mitscherlich genau bekannt geworden war, empfahl ihn aufs wärmste dem Director des Friedrich Werder'schen Gymnasiums in Berlin, sodaß dieser keinen Anstand nahm, ihm eine Lehrstelle für Mathematik und Physik zu übertragen. Im J. 1841 wurde Sch. Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin, und 1843 erhielt er neben dieser Stellung einen Lehrauftrag an der Kriegsakademie und wurde Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission. Auch am Gewerbeinstitut und an der Artillerieschule hatte er Unterricht zu ertheilen. Aber Sch. ließ sich an dieser fast erdrückenden Lehrthätigkeit, in welcher er bis 1889 beharrte, nicht genügen. Mit Freuden begrüßte er 1855 die Gründung eines durch ihn zu leitenden mathematisch-pädagogischen Seminars, welches den Zweck hatte, junge Mathematiker in die schwierige Kunst des Unterrichtens einzuführen. Endlich ging eine schriftstellerische Thätigkeit nebenher, welche Arbeiten von bleibendem Werthe zu Tage förderte. Wir nennen die Kegelschnitte (1843), die darstellende Optik von Sch. und Engel (1851), die von G. Arendt bearbeiteten Elemente der Mechanik (1860) und die von A. Bode und E. Fischer herausgegebenen Aufgaben aus der Lehre vom Größten und Kleinsten (1860),

ferner die Sammlung und Auflösung mathematischer Aufgaben von E. Fischer (1863), welche letztere drei Bücher aus Schellbach's Seminarübungen hervorgegangen sind. Wir nennen die Lehre von den elliptischen Integralen und den Theta-Functionen (1864), welche die praktische Seite jener Theorie, ihre Anwendung auf mancherlei Aufgaben der Mechanik, der Astronomie und Physik in den Vordergrund treten läßt. Wir nennen Abhandlungen mathematischen und physikalischen Inhalts in Crelle's Journal, in Poggendorff's Annalen, in der Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht. Schellbach's didaktisches Glaubensbekenntniß findet sich in zwei Programmen, in dem von 1866: „Ueber den Inhalt und die Bedeutung des mathematischen und physikalischen Unterrichts auf unseren Gymnasien", und in dem von 1887: „Ueber die Zukunft der Mathematik an unseren Gymnasien". Die bloße Herzählung der lehrenden Aufgaben, die an Sch. der Reihe nach herantraten, läßt seinen stetig wachsenden Einfluß in den den Unterricht leitenden Regierungskreisen erkennen. Folge desselben und zugleich Ursache eines sich stets noch steigernden Einflusses war die Menge hervorragender Persönlichkeiten, deren Lehrer zu sein er sich rühmen durfte. Im Seminar waren Clebsch, Carl Neumann, Weingarten, Fuchs, Königsberger, H. A. Schwarz, Felix Müller, G. Cantor und viele Andere seine Schüler; in privatem Unterrichte machte er Kaiser Friedrich III. als Kronprinzen mit den mathematischen Wissenschaften bekannt. Da konnte es gar nicht anders kommen, als daß Sch., dessen heitere Liebenswürdigkeit, dessen freundliche Milde, dessen stete Berücksichtigung der Persönlichkeit des Unterrichteten ihm alle Herzen gewann, der Rathgeber deren blieb, welchen er Lehrer gewesen war, und so tritt Schellbach's Name beispielsweise in der Geschichte der Gründung der Sonnenwarte in Potsdam, wie der physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Charlottenburg zum Vorschein. Für die erstere wußte Sch. das Interesse des kronprinzlichen Ehepaares zu gewinnen, und in Schellbach's Wohnung fand auf eine von ihm ausgehende Einladung hin die erste Besprechung statt, aus welcher die Anregung zur Errichtung der zweiten hervorging. Schellbach's Werk war es auch zu einem großen Theile, daß seit 1860 der Unterricht in den oberen Gymnasialclassen, ohne sich seines humanistischen Charakters zu entkleiden, den mathematischen und physikalischen Wissenschaften eine Gleichberechtigung mit den alten Sprachen zuerkannte. Zuerst in Preußen siegreich, hat dieser Gedanke allmählich ganz Deutschland in dem Grade erobert, daß schließlich die Sprachwissenschaften sich mit dem Aufgebote aller Kraft gegen das Uebergewicht der realen Wissenschaften zu wehren haben. Es kann fast auffallend erscheinen, daß unter diesen Umständen Schellbach's mathematisch-pädagogisches Seminar ihn nicht überdauerte. War es allzusehr auf seine Persönlichkeit zugeschnitten oder waren neuere pädagogische Einrichtungen in der That vorzuziehen, jedenfalls ist jenes Seminar eingegangen.

Vgl. Felix Müller, Chronik des von dem Herrn Professor Schellbach geleiteten mathematisch-pädagogischen Seminars 1855—1880 (Berlin 1880), und Felix Müller, Gedächtnißrede auf Karl Heinrich Schellbach gehalten in der Aula des kgl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums am 29. October 1892 (Berlin 1893). Cantor.

Schemerl: Joseph Sch. (auch Schemmerl) Ritter von Leythenbach, k. k. Hofbaudirector, geboren 1752 zu Laibach, † 1837 in Wien. Schon früh widmete er sich mit bewußtem Ziele dem Studium der Straßen- und Wasserbaukunst. Wahrscheinlich 1777, 25 Jahre alt, unternahm er auf eigene Kosten eine Reise nach Holland und an den Rhein, wo er in der Mannichfaltigkeit dieser Gegenden an Wasserbauten den günstigsten Boden für die

Bereicherung seines Wissens in der Hydraulik fand. Sich auf dieses ihm zusagende Gebiet in seinen Vorarbeiten beschränkend und concentrirend, leistete er dem Staate, dessen Beamter er, der Bauabtheilung angehörend, mittlerweile geworden war, fernerhin große Dienste. So stieg auch seine Stellung von der eines Cameralingenieurs und Straßeninspectors zu der eines Hofbaurathdirectors, Hofbaubuchhaltungsvorstehers und Hofraths, wozu noch die mehr ehrenden Titel eines Rathes der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, eines Ehrenmitgliedes der k. Akademie der schönen Künste in Venedig und der Gesellschaft des Ackerbaues in Laibach traten. Schließlich erhielt er für seine Verdienste das Ritterkreuz des Leopoldsordens und wurde 1811 in den Ritterstand erhoben.

Als nennenswerthe Früchte seiner praktischen Thätigkeit seien erwähnt: 1772 die „Regulirung und Schiffbarmachung der Save", „die Brücke von Tschernutsch über die Save", „die Restaurirung der verfallenen Straßen in Krain". Seit 1799 unterstand der Bau des Wiener Schiffahrtcanals seiner Direction; 1802 wurde er bis über die Leitha vollendet und 1803 dem Verkehr eröffnet. Im Triester Gebiet wurde durch die Anlage neuer Straßenzüge (so zwischen Oberlaibach und Adelsberg) Handel und Verkehr bedeutend erleichtert. 1804 fungirte er als Mitglied und Referent der Hofbaucommission und wirkte als solcher namentlich fördernd auf die Restaurirung der verfallenen Straßen Niederösterreichs ein.

Auch zahlreiche fachliche Schriften, die namentlich als Anleitungen zur Praxis dienen sollen, entstammen seiner Hand. Zu ihnen gehören folgende:

„Abhandlung über die vorzüglichste Art, an Flüssen und Strömen zu bauen" (Wien 1782, Kraus; neue Aufl. 1803); „Abhandlung über die Schiffbarmachung der Ströme" (Mit 14 Kupfern; Wien 1788); „Ausführliche Anleitung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Straßen" (3 Theile; mit 28 Kupfern; Wien 1807); „Erfahrungen im Wasserbau" (Mit 13 Kupfern; Wien 1809); „Vorschläge zur Erleichterung und Erweiterung der inländischen Schiffahrt und des Handels in dem Erbkaiserthum Oesterreich (Mit 4 Kupfern; Wien 1810).

Ritterstandsdiplom am 10. August 1811. — Nagler, Allgemeines Künstlerlexikon XV. — Wurzbach, Biographisches Lexikon XXIX.

Franz Vallentin.

Schenk: Joseph August Sch., Botaniker, geboren am 17. April 1815 zu Hallein in Salzburg, † am 30. März 1891 in Leipzig. Im Alter von zwei Jahren kam Sch. nach Berchtesgaden und bald darauf nach München, wohin sein Vater als oberster Berg- und Salinenbeamter des Königreichs Baiern versetzt wurde. Hier empfing er seine Schulbildung, und sein lebhafter Geist zeigte schon früh Interesse für Naturbeobachtung, zumal dem Knaben Gelegenheit wurde, den Vater auf dessen vielfachen dienstlichen Reisen zu begleiten. 18 Jahre alt, begann er auf der Münchener Hochschule Medicin zu studiren und hörte in der Botanik die Vorlesungen von Martius und Zuccarini. Nach der 1837 erfolgten Promotion auf Grund einer Arbeit über „Erd- und Wassermollusken in der Umgebung Münchens", vertauschte Sch. die Medicin mit dem botanischen Studium, das er in Erlangen, Berlin und Wien fortsetzte und durch eine an erstgenannter Universität 1840 vollzogene Promotion zum Dr. phil. zum vorläufigen Abschluß brachte. Seine Dissertation führte den Titel: „De plantis in itinere Schubertiano collectis" und behandelte Pflanzen aus Aegypten, Arabien und Syrien. Im Winter des folgenden Jahres habilitirte sich Sch. in München als Privatdocent für Botanik und wurde 1845 als außerordentlicher Professor nach Würzburg berufen, wo-

er nach fünf Jahren zum Ordinarius und Director des botanischen Gartens aufrückte.

Seine 23jährige erfolgreiche Lehrthätigkeit hierselbst schloß mit seiner Uebersiedlung nach Leipzig. Er wurde hier der Nachfolger von Mettenius, der 1866 gestorben war. Nachdem zwei Jahre lang der Lehrstuhl für Botanik interimistisch besetzt worden war, übernahm Sch. im April 1868 sein Amt. Seine erste Sorge war die Schaffung eines zeitgemäßen botanischen Instituts und die Neuanlage eines Gartens. Beides führte er mit Erfolg durch, sodaß ein Decennium nach seiner Uebersiedlung das neue Institut und der neue Garten fertig dastanden. Die reich ausgestattete Lehrstätte wurde alsbald das Feld einer ausgedehnten wissenschaftlichen Thätigkeit, zu der er auch eine große Zahl von Praktikanten heranzog. Leider trübte langwieriges Siechthum seine letzten Lebensjahre. Aber selbst als eine Beinamputation ihn zwang, die Nacht und den Tag nur zwischen liegender und sitzender Körperhaltung abwechselnd zuzubringen, arbeitete er weiter und erfüllte seine Berufspflichten, indem er Examina sogar vom Bette aus abhielt. Im J. 1887 trat Sch. von der Direction des Gartens definitiv zurück, und vier Jahre später erlöste ihn im 76. Lebensjahre der Tod von seinen Leiden. Schenk's Publicationen sind der Zahl nach nicht bedeutend, inhaltlich aber, besonders soweit sie sich auf fossile Pflanzen beziehen, wegen der kritischen Forschungsmethode von bleibendem Werth. In dem unten citirten Nachrufe findet sich ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften, zum Theil mit kurz charakterisirter Inhaltsangabe. Die ersten Arbeiten sind floristisch-systematischer Natur. 1848 veröffentlichte Sch. eine „Flora der Umgebung von Würzburg", der er 1850 in den Verhandlungen der physikalischen und medicinischen Gesellschaft einen Nachtrag unter dem Titel: „Neue Mittheilungen über die Flora von Unterfranken" folgen ließ. Mit August Grisebach zusammen lieferte er 1852 in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte „Beiträge zur Systematik der ungarischen Flora". Für die Flora brasiliensis von Martius bearbeitete er die „Familie der Alstroemeriaceae" (Fasc. XV, vol. III, pars 1, 1885). Daneben verfolgte Sch. auch mit Interesse andere Zweige seiner Wissenschaft und lieferte Studien zur Anatomie und Entwicklungsgeschichte. So schrieb er auf Grund experimenteller Untersuchungen eine kleine Abhandlung: „Ueber Parthenogenesis im Pflanzenreich" und eine zweite größere als Jubiläumsschrift: „Ueber das Vorkommen contractiler Zellen" (1858), sowie die mit sechs Tafeln ausgestattete Arbeit: „Die Spermatozoiden im Pflanzenreich" (Braunschweig 1864) Endlich gehören dieser Richtung noch an die mit Luerssen gemeinsam veröffentlichten zweibändigen: „Mittheilungen aus dem Gesammtgebiet der Botanik" (Leipzig 1875 und 1876). Das eigenste Gebiet jedoch, in dem sich Sch. mit Meisterschaft bethätigte, war die Paläontologie der Gewächse, womit er sich schon in Würzburg eingehend beschäftigt hatte. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mit strenger Kritik die von älteren Autoren häufig genug nur auf Grund sehr spärlicher Reste gegebenen Gattungsabgrenzungen in das rechte Licht rückte, sie corrigirte und auf die Bestimmung des ihm vorliegenden Materials die exakte Methode einer wissenschaftlichen morphologischen Systematik anwandte. Seine ersten Veröffentlichungen: „Beiträge zur Flora der Vorwelt" (1863) und „Schönlein's Abbildungen fossiler Pflanzen", nach dem Tode ihres Verfassers herausgegeben, beziehen sich auf Reste aus dem fränkischen Keuper. Dasselbe geologische Gebiet behandeln noch zwei weitere Arbeiten: „Beiträge zur Flora des Keupers und der rhätischen Formation" in den Berichten der naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg (Bd. VII, 1864) und eine selbständig erschienene Schrift: „Die fossile Flora der Grenzschichten des Keupers und

Lias Frankens“ (1867). Eine zweite Reihe von Schriften Schenk's umfaßt mehr oder weniger umfangreiche Bearbeitungen außereuropäischer fossiler Floren nach dem ihm von verschiedenen Reisenden überwiesenen Material. So beschrieb er „Fossile Hölzer aus der Libyschen Wüste“ (Bot. Ztg. 1880), die auf der Rohlfs'schen Expedition gesammelt wurden, verfaßte den phytopaläontologischen Theil in dem berühmten China-Werke F. v. Richthofen's (Bd. IV, 1882), dem sich die aus demselben Lande vom Grafen Bela Széchényi mitgebrachten fossilen Pflanzen anschließen (Paläontographica XXXI, 1884) und bearbeitete endlich die von den Gebrüdern Schlagintweit in Indien gesammelten Hölzer (Bot. Jahrb. für Systematik III, 1882), sowie fossile Gewächse aus der Albours-kette, gesammelt von E. Tietze (Bibliotheca botanica, Heft 6, 1887). Für Zittel's Handbuch der Paläontologie übernahm Sch. als Fortsetzung der von Schimper fertiggestellten Sporenpflanzen die Herausgabe der Phanerogamen, wobei er in den allgemeinen Erörterungen seine Stellungnahme bezüglich der Florenumgrenzungen, anderen Forschern gegenüber genauer präcisirte. Eine seiner letzten Arbeiten ist das Capitel über fossile Pflanzenreste in dem von ihm herausgegebenen „Handbuch der Botanik“ (Trewendt's Encyklopädie der Naturwissenschaften IV, 1890).

Nachruf von O. Drude in „Berichte der Deutschen Bot. Gesellschaft IX, 1892. S. (15)–(26). E. Wunschmann.

Schepeler: Gerhard Sch., Dr. jur., Bürgermeister von Osnabrück, geboren am 22. Juli 1615 zu Nienburg a. Weser als Sohn des Dithmar Sch. und der Margarethe geb. v. Beckhausen. Studirte in Rostock, dann auf holländischen Universitäten (Groningen, Franeker, Leiden und Utrecht), in England und Frankreich (Lyon, Paris, Orleans und Angers), schließlich seit 1642 wieder in Rostock, wo er im folgenden Jahre in den Rechten promovirte. Nachdem er sich in Hamburg mit Anna Grave, aus einem angesehenen Osnabrücker Geschlecht, verheirathet hatte, übersiedelte er im Sommer 1645 von dort nach Osnabrück und erwarb sich hier bald das Vertrauen der Bürgerschaft in solchem Grade, daß er Anfang 1647 zum Rathsherrn und unmittelbar darauf zum regierenden Bürgermeister erwählt wurde. In dem schweren Kampfe, den die Stadt Osnabrück damals während der westfälischen Friedensverhandlungen um die Behauptung und Anerkennung der hergebrachten bürgerlichen und Glaubensfreiheit zu führen hatte, fiel Sch. als ihrem Vertreter die wichtigste Rolle zu. Osnabrück war in Münster unter den Mediatständen vertreten; zur Seite standen Sch. anfangs der 2. Bürgermeister Schardemann und der Syndikus Böger. Geschickt wußte Sch. den Beistand der schwedischen Diplomaten und der Vertreter von Braunschweig-Lüneburg gegen die Ansprüche des von Frankreich und den Kaiserlichen unterstützten Bischofs Franz Wilhelm ins Feld zu führen; er erreichte denn auch im Mittsommer 1647, daß Schweden und Braunschweig-Lüneburg in die Schleifung der Petersburg, der vor der Stadt drohend gelegenen bischöflichen Citadelle, einwilligten, betrieb in raschem Eifer alsbald die Niederlegung der Feste und vollendete sie im folgenden Jahre. Den weitgehenden Wünschen der Stadt, die in der Hauptsache auf Reichsfreiheit hinausliefen, mußte Sch. in klugem Maaßhalten mehrfach entgegentreten, um so mehr, weil die Mittel der verarmten Stadt eine wirksamere Vertretung ihrer Interessen auf der Friedensversammlung nicht zuließen. Schließlich begnügte man sich mit dem Erreichbaren: Bestätigung der bisherigen Freiheiten und Wiederherstellung des Standes von 1624. Ueber die endgültige Capitulation hatte an Stelle Schepeler's, der bis 1656 Bürgermeister blieb, der städtische Syndikus Brüning auf dem Executionstage in Nürnberg weiter zu verhandeln. Bischof Franz Wilhelm ernannte Sch. 1650 zum fürst-

lichen Landrath. 1660 folgte die Uebertragung der Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen. Bei Antritt der Regierung des Bischofs Ernst August I. von Braunschweig-Lüneburg wurde Sch. 1661 fürstlicher Kanzlei- und Regierungsrath. In dieser Eigenschaft nahm er, zur Zufriedenheit des Landesherrn, Theil am Reichstage in Regensburg, an den Verhandlungen in Stade und Bremen und auf Kreistagen in Köln und Bielefeld. Der Uebergang von der früheren Selbständigkeit der Stadt zur Unterordnung unter die Landeshoheit vollzog sich seit dem Wiedereinzuge des Bischofs, Ende 1650, immer rascher; Sch., der frühere Vorkämpfer, hat den Wandel noch großentheils erlebt. Er starb am 30. August 1674 zu Osnabrück. Von zehn Kindern überlebten ihn neun. Zwei Söhne seines ältesten Sohnes Gerhard v. Sch., Herrn auf Velpe und „Brünning" (Kr. Beesenbrück), dienten als Officiere im dänischen Heere. Ein Bild des thätigen Mannes findet sich in der Sammlung von Bildnissen der Friedensgesandten zu Münster und Osnabrück, die Anselm van Hulle 1697 zu Rotterdam (Pacificatores Orbis Christiani. 2. Ausgabe, unter anderem Titel, Amsterdam 1717) herausgab. Vgl. Philippi, Der Westfälische Friede. Münster 1898, S. 190. Ein anderes Bild ist in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück XV (1890) wiedergegeben.

Schepeler's Lebenslauf als Anhang der Leichenrede auf ihn, vom Superintendenten Johs. Eberh. Meyer, Osnabrück, Schwänder [1674]. — C. Stüve, Briefe des Osnabrücker Bürgermeisters G. Schepeler aus Münster im Jahre 1647. (Mittheil. des Vereins für Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück XV, 303 ff.) — Friderici-Stüve, Gesch. der Stadt Osnabrück. 3. Theil (Osnabrück 1826), S. 244 ff. — C. Stüve, Gesch. des Hochstifts Osnabrück. 3. Theil (Jena 1882), S. 305 ff. — Lodtmann, Genealog. Tabellen (Handschrift im königl. Staatsarchiv Osnabrück).

A. Eggers.

Scheppler: Luise Sch., Mitbegründerin der Kinderbewahranstalten, wurde am 4. November 1763 in einem armseligen Dörfchen des unterelsässischen Steinthals, Bellefosse, als Kind ganz armer Bauersleute geboren. Dort verlebte sie ihre Jugend ohne irgendwelche reelle Bildung zu empfangen. Aber schönste Beispiele edelster Herzensgüte fallen schon in ihre Kindheit. In ihrem 15. Jahre kam sie als Magd in das Haus des berühmten Joh. Frdr. Oberlin (s. A. D. B. XXIV, 101, wo L. Sch. erwähnt ist), evangelischen Pfarrers aus Straßburg, der, seit 1766 Pfarrer zu Wald(ers)bach (Ban-de-la-Roche) im Steinthale, damals einer der wildesten und armseligsten Gegenden des Vogesengebiets, bereits mitten im rührigen Betriebe seiner großartigen philanthropischen Neigungen stand. Während Oberlin nun die traurige ökonomische Lage der Steinthal-Bewohner durch vorbildliche Pflege der Landwirthschaft und Einführung von Industrie verbesserte, erwarb er sich um die geistige und seelische Wohlfahrt seiner Pfarrkinder und der Umgebung hohe Verdienste, vornehmlich durch Begründung der sog. Kleinkinderschulen seit 1779. Leiteten ihn dabei auch dieselben Ideen wie den genialen Zeitgenossen Pestalozzi, der 1775 seine Armenschule für Armeleutkinder auf „Neuhof" geschaffen hatte, so verfuhr doch Oberlin bei der Anlage ganz selbständig. Und in diesem seinem erfolggekrönten Walten unterstützte ihn, zumal nach dem allzufrühen Tode seiner geistesverwandten Gattin (Jan. 1783), die sich an all diesen humanitären Bestrebungen warm betheiligt hatte, von Anfang an hauptsächlich seine getreue Dienerin Luise Scheppler. Als Oberlin ins Steinthal übersiedelte, fand er in den fünf Dörfern seiner Gemeinde 80—100 nothbedrängte und arg herabgekommene Familien vor, nach einem Vierteljahrhundert waren die 3000 Menschen pekuniär und moralisch stark gehoben. Unter Luise Scheppler's thätigster Bei-

hilfe verwirklichten die Oberlin'schen Anstalten, zuerst Strickschulen genannt, den Pestalozzi'schen Gedanken, „Noth- und Hilfskinderschulen für die armen Leute, die wegen des Tagelohns oder wegen ihres Frondienstes den Tag über ihre Wohnungen verschließen müssen", und „Kinderhäuser, darin arme Mütter ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder bringen und den Tag über versorgen lassen können", zu schaffen, in originaler Weise. Oberlin miethete auf eigene Kosten geräumige Zimmer und richtete diese dafür ein, daß ungenügend überwachte oder sich selbst überlassene Kinder vom 3.—7. Jahr unter mütterlicher Aufsicht und Anleitung den Tag angenehm und nützlich verbrachten. Da war es nun eben die einfach aufgezogene Luise Sch., die diese hochherzige Idee völlig in sich aufnahm und die eigentliche Mutter dieser ersten „salle d'asile" ward. Neben den vielen Mühen des Pfarrer-Haushalts, wo es oft genug Augenblickssorgen, die Oberlin's weitsinnige Freigebigkeit veranlaßt hatte, zu beseitigen galt, fand sie vollauf Zeit, sich tagtäglich der Wartung und Beaufsichtigung der großen Kinderschar sowie deren Belehrung in Sitte, Glauben, häuslichen Arbeiten zu widmen. Die ältesten hielt sie zu Stricken, Spinnen, Nähen an, um sie mit den einfachsten Mitteln zu selbständigem Erwerb auszurüsten. Außerdem wurden den Kindern, nachdem sie lange genug sich mit derartigen Handarbeiten — auch die Knaben (also liegen hier auch Anfänge des modernen Handfertigkeitsunterrichts) — beschäftigt hatten, Landkarten vorgelegt, insbesondere solche der näheren Umgebung, auch Kupferstiche über biblische Geschichten, und die eigens für dieses Amt herangebildeten Aufseherinnen gaben die nöthigen Erklärungen. Rund hundert Kinder hat sich Luise Sch. regelmäßig in solch beispiellos edler Hingabe angenommen. Bis an ihr Ende hat sie 58 Jahre lang in opferwilligster Treue diesen Dienst an der Jugend der Armuth uneigennützigst besorgt, und als ihr, nach heimischen Ehrungen ihres philanthropischen Wirkens, 1829 das Pariser Institut de France auf Cuvier's Antrag den Montyon'schen Tugendpreis von 5000 Frcs. verlieh, diese Summe den fünf Oberlin'schen Anstalten der Pfarre Waldersbach zugewandt. Luise Sch. überlebte ihren Herrn und Meister (auf ihren Wunsch als „Luise Scheppler-Oberlin") um 11 Jahre und leitete die Kleinkinderschulen, die Oberlinstiftung für die Aufseherinnen, die Oberlin'sche Leihcasse sicher weiter. 74 Jahre alt, starb sie am 25. Juli 1837, nachdem sie, Dutzenden von Zöglingen und (87!) Pathen stets ein Muster naturgemäßer Lebensweise bietend, nur fünf Tage krank gewesen, und wurde drei Tage darauf zu Waldersbach begraben.

Gebührt auch das Verdienst der allgemeinen Verbreitung und systematischen Durchführung der Kinderbewahranstalten den Briten, besonders nach des Schotten Robert Owen (1800) Methode, so steht doch Luise Sch., die Deutsch-Elsässerin, als leibhaftige Verkörperung der Kleinkinderschule für die verwahrloste oder vernachlässigte Jugend beiderlei Geschlechts in deren Uranlage und glücklichen Einrichtung da. Diesen Rechtstitel verweigern ihr sogar viele Werke, die die „Geschichte der Pädagogik" breit vortragen, z. B. K. Schmidt-W. Lange (3. Aufl., 4 Bd., S. 154 f.) gelegentlich der Oberlin-Bestrebungen. Es sei drum anerkannt, daß ein allgemeines Nachschlagewerk, Meyers Conversationslexikon, s. v. Kleinkinderschule und Oberlin, ihr die geziemende Ehre erweist.

Vgl. François de Neufchâteau, Rapport fait à la Société royale d'agriculture sur l'agriculture et la civilisation du Ban — de la Roche (1818), sowie die Litteratur über J. J. Oberlin, besonders dessen vollständige Lebensgeschichte, Schriften u. s. w. von Hilpert, Stöber, (deutsch von) Burckhardt (1843), das französische Buch über ihn von Bernard (1867),

G. H. v. Schubert's (11. Aufl. 1890) und Bodemann's Biographien desselben (3. Aufl., 1879) und L. Spach, Le pasteur (1865). Die Specialschriften über Kinderbewahranstalten von F. Marbau (7. Aufl., Paris 1873), dem Stifter der ersten französischen (1844), Diesterweg (5. Aufl., 1852), J. F. Ranke (8. Aufl., 1892), Hübener (1888) u. A. sind wesentlich theoretisch. Ein längerer Bericht über einen, Anfang Januar 1904 in einem kirchlichen Frauenverein zur Förderung einer entsprechenden Institution gehaltenen Vortrag des Pfarrers Ernst Widmann zu Darmstadt, „Luise Scheppler und die Kleinkinderschule", steht „Därmstädter Tägl. Anzeiger" Nr. 10 v. 13. Jan., S. 2 — R. Zoepffel's Oberlin-Artikel A. D. B. XXIV, 99—102 bietet für die Sch. nichts. — Der Ostdeutsche Jünglingsbund zu Berlin hat 1897 in seine Schriftenserie „Für Feste und Freunde der Inneren Mission" (darin H. 13: J. Oberlin von P. Todt) als Heft 8 eine kleine Monographie (16 S.) von P. Karl Müller-Wölsickendorf: „Luise Scheppler, eine Magd des Herrn" (2. Aufl.), zur Propaganda und Erbauung aufgenommen; darin sind außer allerlei bezeichnenden Einzelheiten mehrere Briefe u. ä. urkundliche Stücke mitgetheilt.

Ludwig Fränkel.

Schepß: Georg Sch., bedeutender Philologe, wurde am 26. December 1852 zu Schweinfurt geboren, absolvirte mit glänzendem Erfolge das dortige Gymnasium, wo besonders der als Lehrer und Philosoph gleich bedeutende ehrwürdige Professor Carl Bayer Einfluß auf ihn gewann, und studirte von 1871—1875 an den Universitäten Erlangen, Straßburg und München classische Philologie. In Straßburg, wo er sich eng an Studemund anschloß, promovirte er 1875 mit der Dissertation „de soloecismo". Nach bestandenem Staatsexamen wirkte Sch. vom Herbste 1875 bis September 1876 als Assistent am Gymnasium zu Ansbach, vom October 1876 ab als Studienlehrer an der Lateinschule (Progymnasium) zu Dinkelsbühl im bairischen Mittelfranken. Der kurze Aufenthalt in dem abgelegenen ehemaligen Reichsstädtchen sollte für Schepß' gesammte spätere schriftstellerische Thätigkeit insofern von bestimmendem Einflusse werden, als er sich bald mit glühendem Eifer der Durchforschung der Handschriften der fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Bibliothek in dem benachbarten Maihingen widmete und schon hier den Schriften des Boethius seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, deren kritische Behandlung seine vornehmste spätere Lebensaufgabe bilden sollte. Im Frühjahr 1880 folgte seine Versetzung an das Gymnasium zu Würzburg. Dort fand er im Lehrberufe einen erheblich erweiterten Wirkungskreis, vor allem aber durch die reichen Schätze der Universitätsbibliothek vielseitige wissenschaftliche Förderung. Zehn arbeitsvolle und erfolgreiche Jahre hatten ihn in der neuen Heimath eingebürgert, als er durch die Ernennung zum Gymnasialprofessor im J. 1890 nach Speyer versetzt wurde. Hier hat er noch sieben Jahre mit rastlosem Eifer seinem Lehrberufe und seinen gelehrten Studien gelebt. Am 4. September 1897 wurde er von einem wohl schon lange an seiner Lebenskraft zehrenden Leber- und Darmleiden im besten Mannesalter aus einem glücklichen Familienleben dahingerafft.

Die ersten Ergebnisse seiner Maihinger Handschriften-Studien hatte Sch. in einer langen Reihe von Aufsätzen und kleineren Mittheilungen zur Geschichte der neulateinischen Dichtung, zur Volkskunde, Gelehrten-, Kirchen- und Culturgeschichte des Mittelalters in den Jahrgängen 1878—1880 des „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit" sowie in zwei Dinkelsbühler Schulprogrammen aus den Jahren 1878—79 niedergelegt; die letzteren beschäftigten sich namentlich mit den in den Handschriften der Maihinger Bibliothek enthaltenen Schriften classischer

Autoren (Cicero, Sallust, Seneca u. s. w.), enthalten aber auch werthvolle Beiträge zur Geschichte der spätlateinischen Litteratur und des Humanismus. Einer Maihinger Handschrift sind auch hauptsächlich die 1881 als Würzburger Gymnasialprogramm erschienenen „Handschriftlichen Studien zu Boethius de consolatione philosophiae“ gewidmet, in der Sch. die Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung des Textes dieser Schrift überzeugend darlegte und wichtige Aufschlüsse über die alten Scholien und die Commentatoren des Boethius brachte. Die ausgezeichnete Arbeit gab der Kirchenväter-Commission der Wiener Akademie Veranlassung, Sch. mit der Ausgabe der Schriften des Boethius für das „Corpus“ der lateinischen Kirchenväter zu beauftragen. Der Vorbereitung dieser Ausgabe dienten Reisen nach Paris und München, die Sch. in den Jahren 1884 und 1885 zum Studium der dortigen Handschriften unternahm. Bei der geradezu ungeheueren Menge der Boethius-Handschriften überzeugte sich Sch. allerdings bald, daß die Herausgabe der sämtlichen Schriften des Boethius seine Kraft übersteige, und in weiser Selbstbeschränkung hatte er schließlich nur noch die Herausgabe der Consolatio, der Opuscula sacra und der auf Porphyrius und Aristoteles sich beziehenden Commentare des Boethius geplant, ohne daß ihm freilich die Vollendung dieser Ausgabe vom Schicksale gegönnt worden wäre. — Eine werthvolle Festgabe zu ihrem 300jährigen Jubelfeste brachte Sch. der Würzburger Universität dar mit der Ausgabe der von ihm in einer Münchener Handschrift aufgefundenen „Colloquia magistri Petri Poponis de scholis Herbipolensibus“ (Würzburg 1882), einer wichtigen Quelle zur Vorgeschichte der fränkischen Hochschule; eine mit einem außerordentlich werthvollen Commentare versehene Ausgabe der Gedichte jenes bisher unbekannt gebliebenen Würzburger Humanisten ließ Sch. später folgen (Archiv des histor. Ver. f. Unterfranken, 1884, S. 277 ff.). Mit Feuereifer hatte sich Sch. inzwischen auf die Durchforschung der Handschriften der Würzburger Universitätsbibliothek geworfen. Für die Wiener Kirchenväter-Commission stellte er 1884 ein Verzeichniß der Würzburger patristischen Handschriften zusammen; 1886 arbeitete er für den von der Bibliothekverwaltung vorbereiteten Handschriften-Katalog die sämmtlichen Pergamenthandschriften durch; 1887 folgte seine Schrift über „Die ältesten Evangelienhandschriften der Würzburger Universitätsbibliothek“, die wichtiges Material für die Kenntniß der ältesten lateinischen Bibelübersetzungen beibrachte. Von seinen weiteren Veröffentlichungen aus der Würzburger Zeit erwähnen wir nur noch die Ausgabe des von Sch. in einer Maihinger Handschrift gefundenen Heldengedichts Hamerer's über den Schmalkaldischen Krieg (Neues Archiv f. Sächs. Geschichte, Bd. V, 1884, S. 239 ff.) und des „Dialogus super auctores sive Didascolon“ des Konrad von Hirschau (Würzb. Progr. 1889). Den glänzendsten Triumph feierte Schepß' scharfsinnige Handschriften-Forschung mit der Wiederentdeckung der litterarischen Hinterlassenschaft des spanischen Bischofs Priscillianus, der 385 in Trier als Haupt einer ketzerischen Secte hingerichtet wurde („Priscillian, ein neu aufgefundener lateinischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts“, Würzburg 1886). Die im J. 1889 im 18. Bande des Wiener „Corpus“ erschienene Ausgabe des Priscillian ist von der Kritik einstimmig als ein Muster philologischer Akribie bezeichnet worden. Die Einwendungen, die Michael und Sittl gegen die Echtheit der Priscillianischen Schriften erhoben hatten, wies Sch. in einem Aufsatze „Pro Priscilliano“ (Wiener Studien, Bd. XV, 1893) überzeugend zurück. Seit der Uebersiedelung nach Speyer hat sich Sch. hauptsächlich der Vorbereitung seiner Boethiusausgabe gewidmet, wenn er auch immer noch Zeit für eine Reihe von kleineren Veröffentlichungen, vorwiegend zur lateinischen Lexikographie uud zur Geschichte der spätlateinischen und

patristischen Litteratur, gefunden hat und sich daneben auch eifrig als Recensent bethätigte. Als seine Gesundheit ins Wanken gekommen war, hat er mit heroischer Fassung seine letzte Kraft an die Förderung seiner Ausgabe von Boethius' Commentar zu Porphyrius' Isagoge gewandt; Samuel Brandt, mit Sch. eng befreundet, hat, an Schepß' Arbeit anknüpfend, den kritischen Apparat ergänzt und die Ausgabe im jüngst erschienenen 48. Bande des Wiener „Corpus“ fertig gestellt (Boethii in isagogen Porphyrii commenta, 1906). Eine Verwerthung des von Sch. für Boethius' „Consolatio“ zusammengebrachten außerordentlich reichhaltigen kritischen Apparates und seiner sonstigen auf jene Schrift bezüglichen werthvollen Sammlungen und Vorarbeiten ist von Aug. Engelbrecht zu erwarten (vgl. A. Engelbrecht, Die Consolatio philosophiae des Boethius, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Philos.-hist. Classe, Bd. 144, 1902).

In seinem Schulamte bewährte sich Sch. als pflichttreuer und höchst anregender Lehrer. Von lebhaftem Gemeinsinne und Vaterlandsgefühle, von lauterstem Charakter und warmer, tiefer Empfindung, hat er bei allen Erfolgen sich eine seltene Anspruchslosigkeit bewahrt. Zumal für die Wissenschaft aber bedeutete der vorzeitige Hingang des mit einem so ungewöhnlichen Maaße von Gelehrsamkeit und Combinationsgabe ausgestatteten unermüdlichen Forschers einen schweren Verlust.

Nekrolog im Archiv f. lateinische Lexikographie u. Grammatik, Bd. X (1897/98), S. 570. — Nekrolog von H. Haupt im Biographischen Jahrbuch, Bd. II, S. 37—39, von S. Brandt im Biographischen Jahrbuch für Alterthumskunde 1878, S. 123—140 (wo auch ein Verzeichniß der wissenschaftlichen Arbeiten von Sch.) und von Pfirsch in den Blättern f. d. Gymnasialschulwesen hg. v. bairischen Gymnasiallehrerverein, Bd. 34 (1898).

Herman Haupt.

Scherbring: Karl Sch., Landschaftsmaler, geboren am 7. October 1859 in Memel, Sohn eines behäbigen Schiffrheders, † am 18. December 1899 zu München; betrieb zuerst an der Universität Königsberg das Studium der Philologie und Alterthumskunde, bethätigte sich als Mitglied des archäologischen Vereins „Prussia“ bei den Ausgrabungen von Hünengräbern auf den Gütern des Grafen Trenk. Die Bekanntschaft mit dem Königsberger Akademie-Director Karl Ludwig Rosenfelder und dem Maler Heider förderte seine Neigung zur Kunst, welcher er sich, nach Ableistung seiner militärischen Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger in München, unter Leitung von Heinz Heim 1883—1886 zuwendete. Mit seiner jungen Frau Tony Seidemann übersiedelte Sch. nach Karlsruhe zu Gustav Schönleber, kehrte aber schon 1890 nach München zurück, wo er, nachdem sein väterliches Erbe in dieser Studienzeit größtentheils aufgebraucht war, trotz seines Fleißes und unverkennbaren Talents mit schweren Sorgen kämpfte, bis der kunstliebende Frankfurter Kaufmann Ernst Scharf mit Scherbring's Schöpfungen bekannt wurde und dessen Schaffen verständnißinnige Freunde zuführte. Die Motive zu seinen Bildern suchte er mit Vorliebe im Dachauer-Moos, auch zog er mit Karl Raupp nach den sonnigen Geländen des Chiemsee. In freudiger Stimmung hielt er an seinen Vorfrühlings-Landschaften fest, womit Sch. endlich sein zusagendes Repertoire fand und seinen bisherigen Entwicklungsgang abgeschlossen wähnte. Dazu gehören ein „Frühling im Dachauer-Moos“ und „Häuser an einem Wasser“ mit schwimmenden Enten (1894); auch ein von Bäumen eingefaßter mit einer Brücke überspannter Fluß und gleitenden Schwänen. Oder ein „Frühling an der Würm“, eine „Mooshütte bei Schleisheim“ (1896), auch ein „November an der Saale“ bei Halle, wieder ein „Moosbach mit Birken“

in Märzstimmung, oder „Aus den Isarauen" bei München. Der wahre Poet braucht nicht immer weiter zu schweifen, weil sein Auge überall die Schönheit der Natur entdeckt. So bot ihm auch die schlichte „Klosterwiese" auf der Fraueninsel im Chiemsee und dieses stille Eiland von der Ostseite (1897) erwünschten Stoff. Noch einmal kam der unscheinbare und doch so sonnig verklärte „Würmkanal bei München" (Vgl. „Vom Fels zum Meer", Juli 1898) und ein „Vorfrühling am Bach" (1898). Dann endete ein schweres Herzleiden, welches der sonst so kräftige Mann nicht mehr verwinden konnte, diese einfachen Idyllen. Seine gesunde Naturauffassung, die lebendige Farbe und künstlerische Wahl dessen, was als malbar sich in den Pinsel drängte, die freudig empfundene Wiedergabe der unscheinbarsten Motive würden ihm einen hervorragenden Platz unter den Münchener Landschaftern gesichert haben. Der aus zweihundert Nummern bestehende Nachlaß von Gemälden, Studien und Skizzen aus der Umgebung Münchens, vorzugsweise aber den an malerischen Reizen so reichen Ufern der oberbaierischen Seen entnommen, kamen im März 1900 in den Kunstverein und wurden rasch verkauft. Schade, daß diese Sammlung, welche das echte Abbild eines wahren Künstlerlebens vor Augen führte, auseinandergerissen wurde. Diese Bäche und Wiesen, Berghänge und Waldgehege, Buchten und lauschigen Wiesen, welche der Maler einfach und getreu, ohne Haschen nach Effect, ohne Reclame und Farbenkünstelei wiedergab, mutheten den Beschauer an wie die schlichten Erzählungen Adalbert Stifter's.

Vgl. Abendblatt 61 d. Allgem. Ztg. v. 3. März 1900. — Nr. 67 d. Baier. Kurier v. 10. März 1899. — Kunstvereinsbericht f. 1899, S. 80. — Fr. v. Bötticher 1901, II, 541. — Bettelheim, Jahrbuch IV, 171.

Hyac. Holland.

Scherer: Heinrich Sch., Geograph und Kartenzeichner, ist am 24. April 1628 zu Dillingen im ehemaligen Bisthum Augsburg geboren. Er empfing eine gelehrte Bildung und trat während seiner Studienzeit in den Jesuitenorden ein, dessen Mitglieder damals die kleine Universität seiner Vaterstadt ausschließlich leiteten. Nach Vollendung des Studienganges wurde er von seinen Oberen mit der Abhaltung von Vorlesungen beauftragt. Zunächst unterrichtete er in der lateinischen Grammatik, dann in Philosophie, Rhetorik und Ethik, darauf 9 Jahre in Mathematik und in den Nebenfächern Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Geographie, endlich 4 Jahre in der hebräischen Sprache. Ein Heft mit Niederschriften über seine geographischen Vorträge aus dem Jahre 1663 hat sich in der Münchener Universitätsbibliothek erhalten (Cod. Ms. 370, 4°). Es zeigt, daß er sich durchaus auf der damaligen Höhe der Wissenschaft befand, denn er kennt und benutzt die grundlegenden Werke seiner Zeit, die Geographia generalis des Varenius, die Introductio in universam geographiam des Cluverius und den Cursus mathematicus seines Ordensgenossen Schott. Um 1670 folgte er einem Rufe an den Hof nach Mantua, wo er drei Jahre hindurch als Prinzenerzieher wirkte. Dann kehrte er nach Baiern zurück und ließ sich in München nieder. Hier unterrichtete er zunächst den jungen Herzog Maximilian Philipp in der Architectura militaris, später dessen Neffen, den Herzog Joseph Clemens, den nachmaligen Kurfürsten von Köln, in der Geographie. Dieser letztere Schüler erwählte ihn auch zu seinem Beichtvater und hielt ihn zeitlebens in hohen Ehren. Sch., dessen ferneres Leben ohne bemerkenswerthe äußere Ereignisse verfloß, starb am 21. November 1704 zu München. Kurz vor seinem Tode schloß er noch sein Lebenswerk, den Atlas novus, ab, der seinen Namen auf die Nachwelt gebracht und ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Erdkunde

gesichert hat. Er umfaßt 7 starke Quartbände, von denen die 6 ersten in den Jahren 1702 und 1703 in München erschienen. Eine Gesammtausgabe, die auch den bis dahin ungedruckten 7. Theil enthält, wurde 1710 in Augsburg, Dillingen und Frankfurt unter dem Titel „Atlas novus exhibens orbem terrarum per naturae opera, historiae novae ac veteris monumenta, artisque geographicae leges et praecepta. Hoc est: Geographia universa in septem partes contracta, et instructa ducentis fere chartis geographicis ac figuris“ veröffentlicht. Eine Neuauflage der beiden ersten Bände erschien 1730, eine letzte Gesammtausgabe 1737. Die beigegebenen Landkarten, deren Stecher sich nirgends nennt, scheinen zum Theil Arbeiten des berühmten Nürnberger Meisters Johann Baptist Homann zu sein. Die übrigen Tafeln sind meist von Johann Degler gezeichnet und von Leonhard Heckenauer, Joseph von Montalegre oder Andreas Matthäus Wolffgang in Kupfer gestochen. Das Werk ist nicht ein Atlas im modernen Sinne, sondern ein geographisches Handbuch, dem zur Erläuterung des Textes Karten und Abbildungen beigefügt sind. Es enthält das gesammte damalige Wissen von der Erde in klarer und übersichtlicher Darstellung. Der Inhalt der einzelnen Bände ist folgender: 1. Geographia naturalis, ein Abriß der physikalischen Geographie, der von der Weltschöpfung und ihrem Zweck, von der centralen Stellung der Erde, ihrer Gestalt und Zusammensetzung, von dem Erdinnern und der Erdoberfläche, von der Luft- und Wasserhülle unsers Planeten, sowie von den Menschen und den Erzeugnissen der drei Naturreiche handelt. Der Verfasser zeigt sich überall als Kind seiner Zeit und als gläubiger Anhänger seiner Kirche. Er hält deshalb an einer streng theologischen Betrachtung des Weltgebäudes als eines Erziehungshauses der Menschheit fest. Das Copernicanische Weltsystem und die Keplerschen Gesetze wagt er nicht anzuerkennen, da sie der Bibel und den Kirchenvätern widersprechen. Den feuerflüssigen Erdkern denkt er sich als die Hölle und die Vulkane als deren Schlote. In vielen Fragen, die das Gebiet des Glaubens berühren, trägt er die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vor, enthält sich aber eines eigenen Urtheils, sofern es von der Kirchenlehre abweichen könnte. Die diesem Bande beigegebenen Karten sind als frühe Versuche einer orohydrographischen Darstellung der Erdtheile von hohem Interesse. — 2. Geographia hierarchica, ein Ueberblick über Organisation und Ausbreitung der katholischen Kirche. Sch. schildert die geistliche und weltliche Macht des Papstthums, zählt die Erzbisthümer und Bisthümer in allen Welttheilen auf, berichtet kurz die Bekehrungs- und Kirchengeschichte jedes Landes, erwähnt die außerhalb der Kirche stehenden Ketzer, Secten und Ungläubigen nebst ihren wichtigsten Unterscheidungslehren, stellt eine Menge von Nachrichten über die Missionsorden und ihre Erfolge, namentlich über die Gesellschaft Jesu zusammen uud erwähnt auch gebührend die katholischen Universitäten, Collegien, Priesterseminare und sonstigen Bildungsanstalten. Die beigefügten Karten bilden einen sehr bemerkenswerthen Missionsatlas, der alle Bischofssitze und Missionsstationen verzeichnet. Die nichtkatholischen Länder sind mit dunklen Schattenstrichen überzogen, um anzudeuten, daß ihnen das Licht des wahren Glaubens nicht leuchtet. — 3. Atlas Marianus, ein Verzeichniß der wunderthätigen oder durch Alter und Kunstwerth berühmten Marienbilder in allen Ländern der Erde in geographischer Anordnung, zum Theil mit Anführung einzelner Legenden und Wunderberichte, bearbeitet nach dem in vielen Ausgaben verbreiteten gleichnamigen Werke des Jesuiten Wilhelm Gumppenberg, das zuerst 1657 in Ingolstadt erschien. Auf den zugehörigen Landkarten sind die einzelnen Gnadenorte je nach ihrer Bedeutung durch Sterne oder Strahlenkränze bezeichnet. — 4. Geographia politica, der umfangreichste

Theil des Werkes, gegen 900 Seiten mit 60 Karten und Tafeln umfassend. Der Verfasser behandelt darin die politische Gliederung, die Geschichte und Regierungsform der einzelnen Staaten, die Herrscherfamilien und die wichtigsten Adelsgeschlechter, die namhaftesten Gelehrten und Künstler, die klimatischen, physikalischen, meteorologischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, Herkunft und Sitten der Bewohner, endlich die bedeutendsten Städte, Festungen, Häfen, Bauwerke und Verkehrswege zu Wasser und zu Lande. Ein ausführliches Personen- und Sachregister trägt erheblich zur raschen Orientirung bei. — 5. Geographia artificialis, ein Leitfaden der mathematischen Geographie nebst der Kartenentwurfslehre. Von besonderem Interesse sind die Darlegungen über die Construction von Globen und Armillarsphären, Kartenprojectionen, die verschiedenen Anfangsmeridiane, Längen- und Breitenbestimmungen, geodätische Instrumente, Vorausberechnung des Kalenders und die wichtigsten Probleme der Nautik. — 6. Tabellae geographicae, ein Verzeichniß von gegen 5400 Orten, Inseln und Vorgebirgen, nach Ländern geordnet, mit Angabe der geographischen Positionen, die allerdings meist von Karten abgelesen oder aus den älteren Katalogen von Apian und Riccioli entnommen sind und nur zum kleinsten Theil auf neueren zuverlässigen Beobachtungen beruhen. Auch hier erleichtert ein alphabetisches Register wesentlich die Benutzung. — 7. Critica quadripartita, enthaltend Zusätze und Verbesserungen zu den ersten 6 Bänden aus Scherer's Nachlaß, welche die Ergebnisse geographischer Forschungen und Entdeckungen verwerthen, die ihm früher unbekannt geblieben waren. Bemerkenswerth ist namentlich ein Excurs astrologischen Inhalts, in dem der Einfluß der Gestirne auf Naturereignisse und Menschenschicksale untersucht wird. — Außer diesem geographischen Hauptwerke, dem Sch. 40 Jahre seines Lebens widmete, hat er noch einige dramatische Dichtungen verfaßt, die hier und da in den Schulanstalten seines Ordens aufgeführt wurden. Zwei davon haben sich handschriftlich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek erhalten: „Considerationes de morte“, ein allegorisches Schauspiel aus dem Jahre 1672, und „Austria armata“, eine Komödie in deutschen Reimen zur Feier der Errettung Wiens von den Türken 1683.

C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus VII (1896), S. 765—767. — C. Sandler, Ein baierischer Jesuitengeograph: Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in München 1906, Bd. II, Heft 1.

Viktor Hantzsch.

Scherzer: Otto Sch., Musiker, 1821—1886. — Erdmann Otto Sch. wurde in Ansbach am 24. März 1821 als Sohn des Stadtcantors geboren, aus einer Familie, die der Stadt viele Generationen lang ihre Stadtmusiker geliefert hat. Er verlor seinen Vater schon mit sechs Jahren und durchlief, zum Studium der protestantischen Theologie bestimmt, das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zum Alter von fünfzehn Jahren. Das Auftreten des Stuttgarter Violinisten Molique machte auf den Knaben solchen Eindruck, daß er sich für die musikalische Laufbahn entschloß und mit Molique nach Stuttgart ging. Er war dort 1½ Jahre sein Schüler und wurde dann im October 1838 als Violinist Mitglied der Hofcapelle, die unter Lindpaintner's hochgeschätzter Direction stand. Dort knüpfte er freundschaftliche Beziehungen zu Musikern (besonders Hugo Schunke) und andern Künstlern und Schriftstellern der damals litterarisch bedeutsamen schwäbischen Hauptstadt an. 1843 begründete er mit Eduard Keller zusammen die öffentlichen Quartettsoireen, in denen er die zweite Geige spielte. Wichtig wurde 1847 seine Bekanntschaft mit Immanuel Faißt, von dem er Unterricht in der Musiktheorie und im Orgelspiel erhielt, in dem er sich bald würdig neben den Meister stellen konnte.

Dasselbe Jahr brachte ihm, durch eine Reise nach Heilbronn, die Bekanntschaft mit seiner späteren Frau Luise, der Schwester Gustav Schmoller's, und mit Friedrich Kauffmann, mit dem er später als Liedercomponist mehrfach in Wettstreit getreten ist.

1854 bekam er einen Ruf als Organist und Chordirector an die protestantische Kirche in München, daneben als Professor des Orgelspiels ans Conservatorium. Er trat diese Stellen im December an und gründete im October 1855 seinen Hausstand. In München hat Sch. eine ausgedehnte Thätigkeit als Lehrer, Künstler und Kunstfreund entfalten können. Er pflegte ein Hausquartett, dem Lauterbach bis zu seinem Abgange nach Dresden als erster Geiger angehörte. Mit Franz Hauser, dem Vorstande des Conservatoriums, stand er in naher Freundschaft; ebenso mit Julius Maier, dem Herausgeber der alten Volkslieder und Madrigale, der ihn noch später mit alter Kirchen- und Profanmusik versorgt hat; Franz Lachner hat große Stücke auf ihn gehalten, und Sch. hat selbst bekannt, von ihm, neben Lindpaintner, am meisten die Kunst des Dirigirens gelernt zu haben. Dazu kam der in der Vollkraft der Thätigkeit stehende W. H. Riehl, dessen Frau als Stuttgarterin eine alte Bekannte von Sch. war. Nicht minder pflegte Sch. Beziehungen zu den bildenden Künstlern, zu Moriz v. Schwind insbesondere und zu den schwäbischen Malern Ebert, Schütz, Grünenwald und Johann Mali, bei dem auch Scherzer's Frau sich in der Kunst der Landschaftsmalerei vervollkommnete.

Die Münchner Stellung wurde unsicher, als Streitigkeiten zwischen dem Künstler und dem protestantischen Kirchenregiment im Winter 1857/58 zur Niederlegung des Organistenamts führten. Zwar wurde Sch. das Zutrauensvotum zu Theil, daß er im Juni 1859 die Direction des großen Instrumental-Ensembles am Conservatorium erhielt. Aber die Existenz dieses Institutes selbst schien, zumal in jenem Kriegsjahr, nicht gesichert genug. Da wurde im Januar 1860 durch Friedrich Silcher's Pensionirung die Stelle des akademischen Musikdirectors in Tübingen erledigt. Faißt, auf den die Blicke zunächst gerichtet waren, wollte nicht von Stuttgart weggehen und wies auf seinen alten Schüler und Freund hin, der von Lachner und Hauser nicht minder warm empfohlen wurde. So erhielt Sch. diese Stellung, die er am 1. Mai 1860 antrat und 17 Jahre lang inne hatte. Zugleich hatte er den Oratorienverein, zeitweilig auch die akademische Liedertafel zu dirigiren und die Leitung der musikalischen Uebungen an den beiden theologischen Seminarien zu übernehmen, sowie jährlich den Musikunterricht an den vier niederen evangelisch-theologischen Seminarien Württembergs zu revidiren. Ein vollgerütteltes Maß aufreibender Thätigkeit, bei der es auch ohne Kämpfe nicht abging. Seine früh schon geschwächte Gesundheit forderte endlich den Rücktritt vom Amte, der Ende Juli 1877 erfolgte. Sch. wurde nicht nur durch Zeichen der Anhänglichkeit vieler alter und neuer Schüler und Schülerinnen geehrt, sondern auch die philosophische Facultät ernannte ihn, virum profundo veri pulcrique sensu ac subtilitate judicii insignem, monumentorum artis musicae omnium aetatum peritissimum, classicae quam vocant musicae propagatorem indefessum, cantilenarum vocibus humanis recitandarum artificiosum inventorem, excercitationum musicarum moderatorem intellegentissimum ac strenuissimum, am 26. Juni zum Ehrendoctor. Seinen Ruhestand brachte Sch. zunächst in Stuttgart zu, 1878 bis 1880 in Cannstatt, dann wieder in Stuttgart bis zu seinem Tode, der nicht ohne vorausgegangenes Kränkeln, aber doch unerwartet am 23. Februar 1886 infolge einer Carotisruptur eintrat. Auf dem schön gelegenen Pragfriedhof

erinnert seit dem Juni 1887 ein Grabrelief von Karl Donndorf (sen.) an ihn.

Als am 10. Mai 1886 einige Verehrer Scherzer's in Stuttgart ein Concert mit Compositionen des Dahingegangenen veranstalteten, war der Saal fast gedrängt voll, aber wenig oder gar nicht von Musikern, sondern wesentlich von Freunden und Freundinnen des Schönen überhaupt. Das war bezeichnend. Sch. war durchaus nicht bloß Musiker, obwohl er es mit Leib und Seele war; er war eine lebendige, alle Künste umfassende und liebende, wenngleich nur in einer einzigen thätige Künstlerpersönlichkeit. Es schwebte ihm nicht das Ideal einer Vereinigung aller Künste zu dem Fortissimo eines Gesammtkunstwerks vor; in ihm lebte vielmehr das Ideal einer in sich geschlossenen und harmonisch ausgereiften Persönlichkeit, einer „musikalischen Seele“. Nicht als ob er dieses Ziel leicht erreicht und sich im Besitze wohlig gefühlt hätte, wie er das etwa an Mendelssohn, einem seiner Lieblinge, bewundern und auch wohl beneiden mochte; es war ihm ein Ziel, nach dem er mit Ernst und Mühe rang. Von Haus aus zart, nervös, zeitlebens von schwankender Gesundheit, in den Stimmungen rasch auf und ab schwankend, zur Hypochondrie und einem gewissen Mysticismus geneigt, hatte er daneben ein feuriges Temperament und einen heftigen Willen. So sehr aber seine eigene Natur etwas Humoristisch-Romantisches hatte, in Sprüngen sich zu bewegen liebte: sein Geschmack war durchaus auf das Vernunftgemäße, Klare, auf großen, bei allem Reichthum übersichtlichen, präcisen und logischen Stil gerichtet. Er arbeitete langsam und stoßweise, mit vielfachen und oft andauernden Hemmungen; er hat nicht nur wenig producirt, sondern auch in der Ausfeilung sich nie genug thun können. Wie eine Schranke seines Wesens sich darin zeigte, so auch eine große Tugend: die eines tiefen und ehrlichen künstlerischen Ernstes, der immer, sei es auch im engsten Kreis und für engste Kreise, ein vollendetes Kunstwerk herstellen will.

Sch. war in streng classicistischer Tradition aufgewachsen und hat zeitlebens zäh an den alten Meistern festgehalten, wohl an keinem mehr als an Mozart, von dem er wohl rühmen konnte, daß er in Otto Jahn auch einen Biographen desselben edlen, unbeirrbaren Maaßes gefunden habe; zu dem späteren Beethoven, dessen Phantasie für Clavier, Orchester und Singstimmen er einmal in unvergeßlicher Weise zu Gehör brachte, hat er sonst kaum mehr Stellung genommen. Vermuthlich hat seine Versetzung nach dem kleinen Tübingen, in das sich damals nie ein bedeutenderer Concertgeber verirrte und von dem er selbst solchen Zuzug fernzuhalten beigetragen hat, ihn in dieser Art noch mehr versteift. Aber innerhalb einer solchen Beschränkung und der weiteren, die in den Mitteln des Ortes und der Zeit lag, hat er als Lehrer und noch mehr als Dirigent Ausgezeichnetes geleistet. Er hat den in Silcher's alten Tagen verbummelten Tübinger Vereinen zum Bewußtsein künstlerischer Aufgaben und Pflichten verholfen und hat seinen Schülern ein Vorbild unermüdeten Fleißes und nie ruhender Arbeit gegeben. Die akademische Liedertafel hat er bald fallen gelassen und nur zeitweilig wieder aufgenommen; neben der Verquickung mit studentischen Interessen und Händeln beleidigte ihn das Specifische des Männergesangs, der ihm als eine selbstgefällige Halbkunst erschien, deren Geziertheit zu verspotten er nicht müde wurde. Dagegen hat er im Tübinger Oratorienverein, in seinem Streichquartett, in gelegentlichen symphonischen und Orgelconcerten das Beste gegeben, oft mühevoll genug erzielt mit dem stets wechselnden Personal und ohne je fremde Kräfte herbeizuziehen. Besonders in Kammermusik und a capella-Gesang sind ihm vorzügliche

Leistungen gelungen. Er war rücksichtslos streng in seinen Anforderungen, heftig, oft von göttlicher Grobheit in seiner Kritik; aber nur die Schwächeren und Unwilligen haben sich abschrecken lassen, denn er war mit heiligem Eifer an der Arbeit, seine hinreißende Liebenswürdigkeit konnte für viel Mühe und Tadel reichlich belohnen, und die Sicherheit seines Taktstocks, den er nach den harten Arbeiten der Proben mit apollinischer Heiterkeit führen konnte, brachte Aufführungen von einer Vollendung zu Stande, wie sie bei Dilettantenvereinen nicht häufig sind. Ein Pactiren mit der Bequemlichkeit, der Mittelmäßigkeit, mit socialen und amtlichen Hindernissen gab es für ihn nicht; der Ernst seines Wollens und eine ganz unglaubliche Uneigennützigkeit ließen ihn auch aus schwierigen, mitunter selbst geschaffenen Differenzen wo nicht immer als Sieger, so doch stets mit Ehren hervorgehen.

Scherzer's Musikwerke sind arm an Zahl: op. 1—6!, in ihrer Art aber wohlgerundete, fertige Kunstwerke, denen der Stempel einer bedeutenden Persönlichkeit aufgedrückt ist. Ein Menuett für Clavier ist ungedruckt geblieben. In Lebert-Stark's Clavierschule, Bd. 4, Abth. 2, Nr. 13 steht ein „Variirtes Thema" in Des-dur. Zwei Jahre vor seinem Tod erschienen „Choralfigurationen für die Orgel" (Rieter-Biedermann), die, an Bach sich anschließend, von Kundigen, namentlich von seinem bedeutendsten Schüler Seyerlen, sehr hoch gestellt wurden, aber nur selten zu Gehör gebracht worden sind. Mehr hat er für Sologesang mit Clavier geschaffen. Noch vor 1845 erschien eine Jugendarbeit, „6 deutsche Lieder für Mezzo-Sopran oder Bariton" (Stuttgart, in dem damaligen, später Hallberger'schen Musikverlag „zum Haydn"). Am meisten bekannt geworden sind seine „25 Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung", 1860 erschienen (Nördlingen, Beck, mit dem Nebentitel „Liederbuch, 1. Theil" zum Theil später wieder aufgelegt). Im Ganzen aber sind die Concertveranstalter an dieser Sammlung ziemlich achtlos vorübergegangen, und Sch. wurde erst durch einen 1880 in den „Grenzboten" erschienenen Artikel „Ein übersehener Liedersänger" ermuntert, manches seitdem Componirte und großentheils durch Tübinger Aufführungen Erprobte herauszugeben. 1882 erschienen (bei Grunow in Leipzig): „6 Lieder für Tenor oder Sopran mit Clavierbegleitung" und „6 Lieder für gemischten Chor". Diesen folgten nach seinem Tod 1887 „6 geistliche Lieder für gemischten Chor" (Stuttgart, Zumsteeg). In diesen Liedern a capella dürfte er wohl sein Bestes, gewiß sein Bleibendstes gegeben haben. Ein technisches Urtheil über Scherzer's Musik zu fällen, steht einem Nichtmusiker nicht zu. So viel kann gesagt werden, daß ein Hauch ernster, bald mehr strenger, bald mehr liebenswürdiger Schönheit durch sie geht, und daß alles einen Künstler verräth, dem seine Kunst Gewissenssache ist. Ein paar Kleinigkeiten abgerechnet, hat Sch. nur Gedichte von echtem Gehalt und edler Form componirt; er hat dabei die Concurrenz mit großen und größten Vorgängern nicht gescheut und darf sich mit Ehren neben ihnen hören lassen. Was ihn besonders auszeichnet, das ist das congeniale nicht bloß sachliche, sondern auch künstlerische Verständniß des Dichtertextes, dem er nicht allein nach Inhalt und allgemeiner Stimmung, sondern auch nach seiner inneren Form getreu bleibt; in der hohen Achtung vor der Kunst des Dichters wie vor den Zielen und Mitteln der eigenen Kunst hat ihn Keiner übertroffen, haben ihn auch Größere nicht immer erreicht.

Nach persönlichen Erinnerungen, amtlichen Quellen, besonders aber nach der von Scherzer's Wittwe geschriebenen, mit Bildniß und Autograph versehenen Biographie „Otto Scherzer. Ein Künstlerleben" (als Mscr. gedruckt).

Hermann Fischer.

Schets: Caspar Sch. (auch Schet, Schatz, auch Corvinus). Ueber ihn als Humanisten berichtet kurz die A. D. B. XXXI, 141. Ueber seine Erlebnisse, besonders seine politische Stellung, ist das Folgende aus deutschen und niederländischen Quellen geschöpft, die freilich in der Darstellung seines Charakters sehr von einander abweichen.

Caspar Sch. († am 9. November 1580 in Mons), Baron von Grabbendonck, auch einfach Grabbendonck genannt, nach Wouters (Memoires de Viglius et d'Hopperus, Bruxelles 1858, p. 173) „Reichsgraf", war „als Generalschatzmeister des Landes auch König Philipps II. Finanzagent, mittelmäßig gelehrt, ein erschrecklicher Dichter, ein intriganter Politiker, ein feiler Geldmann" (A. Wolters, Reformationsgeschichte der Stadt Wesel, Bonn 1868, S. 299). Wouters dagegen (a. a. O.) urtheilt, Sch. habe für einen guten lateinischen Poeten seiner Zeit gegolten.

Für einen zeitweilig auch in Deutschland sehr gefeierten Humanisten muß er gehalten werden nach seiner Erwähnung im Leben des Eoban Hessus von C. Krause (Gotha 1879, Bd. 2, S. 189). Im Anfang November 1535 reiste nämlich Melanchthon von Jena über Erfurt nach Wittenberg. „Ich reiste nach Erfurt zu Eoban", schreibt Melanchthon an Veit Dietrich am 5. November 1535 (Corp. Ref. II, 963), „mit einem gelehrten und gebildeten jungen Mann aus Antwerpen". Dies war Caspar Sch., einer seiner Schüler. Melanchthon führte ihn bei Eoban ein und befriedigte dadurch seines Schülers Wunsch, vor der Heimkehr ins Vaterland den großen Erfurter Poeten gesehen zu haben. In den zwei Tagen ihres Aufenthaltes knüpfte sich zwischen Sch. und Eoban ein trauliches Band der Freundschaft, das sich später durch gewechselte Gedichte fortsetzte. Sch. besuchte Eoban später auch in Marburg und wurde von ihm (1540) mit einer Elegie beehrt, in welcher Eoban ihm die frühere Begegnung in Erfurt und die dort durch Melanchthon's Vermittlung geschlossene Freundschaft ins Gedächtniß zurückrief (Krause a. a. O. S. 218). Sch. dankte ihm durch das Geschenk eines Dolches (a. a. O. S. 251). „Eigenthümlich, doch leicht begreiflich war es", daß Eoban seine lateinische Uebersetzung der Ilias „einem noch ziemlich neuen und jugendlichen Freunde, dem Antwerpener Kaufmanne Caspar Schet Corvinus widmete. Sch. war ein leidenschaftlicher Freund humanistischer Studien, namentlich der Poesie, und hatte die Genugthuung, den Abdruck seiner übermäßig langen Dankelegie hinter dem Eoban'schen Homer zu erleben. Dieselbe besteht zum größten Theil aus nichtssagenden Phrasen, aus denen man etwa die bittere Klage herauslesen kann, daß ihn sein kaufmännischer Beruf und die Strafreden von Vater und Mutter von der Beschäftigung mit der classischen Litteratur abhielten" (a. a. O. S. 251). Als Eoban am 4. October 1540 aus dieser Welt geschieden war, gehörte auch Caspar Sch. zu denen, die des Poeten Tod in einem Epicedion betrauerten (a. a. S. S. 263).

Aus späterer Zeit ist mir über Schets' dichterische Leistungen nichts bekannt geworden; um so mehr über die politische Thätigkeit des einstmaligen Humanisten, welcher in den Niederlanden als einer der thätigsten Anhänger der spanischen Partei später auftrat.

Schon am 5. Mai 1561 lehnt Sch. es in einem Schreiben an seinen Freund und Studiengenossen, den Bürgermeister Groen in Wesel, ab, von diesem Bücher zu empfangen; es sei nicht sicher und gerathen, in Antwerpen Bücher jeder Art zu lesen oder im Hause zu haben; durch striktesten Befehl sei es verboten, andere als von „unsern Theologen" approbirte Bücher in den Bibliotheken zu bewahren (Wolters a. a. O. S. 299). Freilich stand Sch. noch 1562 in Briefwechsel mit Wilhelm von Oranien, der, in Frank=

furt weilend, im November von Sch. die Nachricht erhielt, daß die Prinzessin Oranien entbunden worden sei, und daß bei der Schwachheit des Kindes die Gattin des Sch. Pathin gewesen sei, „a assisté pour commère en la haste“, so schrieb Sch., hinzufügend, sie werde hierdurch einen größeren Ruhm erlangen, als ihr zukomme (Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau. Prem. Sér. Tom. I, p. 138). Auch im folgenden Jahre 1563, im December, war Sch. noch nicht entschieden zur spanischen Partei übergegangen. Damals fand bei diesem Antwerpener „Börsenkönig“ das Bankett statt, „auf welchem die Adligen zur Verhöhnung des Granvella'schen Prunkes sich verabredeten, ihre Dienerschaft nur noch in grauer, grober Kleidung erscheinen zu lassen“ (Wolters a. a. O. S. 299).

In den folgenden Jahren erscheint aber Sch. in gutem Einvernehmen mit den spanischen Gewalthabern in den Niederlanden (wiewohl Groen van Prinsterer T. V, 479 von ihm meint, daß er keineswegs ein Freund der Spanier gewesen sei), Sch. correspondirt mit Granvella über den schlechten Stand der Finanzen (Gr. v. Pr. a. a. O. T. I, 424) und unterstützt Alba mit seinen Mitteln, wie aus einem Briefe des Herzogs Adolf von Holstein-Gottorp in Alba's Diensten an diesen hervorgeht. Er schreibt am 18. Aug. 1572 aus Deventer: „Wir wollen auch E. L. freundlich unverhalten sein lassen, daß wir uff die 10 000 Thaler, darauf Caspar [Schets] sich obligieret, nicht mehr denn viertehalbtausend Thaler in Hamburg bekommen können und haben uns selbst dahin obligieren müssen“ u. s. w. (a. a. O. T. III, 495). Sch. nahm an Friedensverhandlungen zwischen den Spaniern und Niederländern Theil, so 1577 an den Conferenzen in Gertruidenberg (a. a. O. T. VI, 39. 74. 85) und in Köln 1580 (T. VII, 194). Gr. v. Prinsterer führt auch von Sch. verfaßte Schriften an: einen Commentar de rebus quae inter Joh. Austriacum et Belgii ordines actae fuerunt und einen Dialog vom Jahre 1579 über die Mittel, zum Frieden zu gelangen (T. V, 479 und VI, 667); ob sie im Druck erschienen sind, ist nicht ersichtlich. Nach dem Urtheil Groen van Prinsterer's war Sch. ein verdienstvoller Mann, und hatte sich an den genannten Verhandlungen sehr eifrig betheiligt, und habe den Prinzen von Oranien viel mehr geschont, als man es von einem eifrigen Katholiken erwarten könne (T. V, 479). Seit 1577 war er eine der Hauptstützen Don Juan's. Allerdings eine bemerkenswerthe Wandlung des ehemaligen Schülers Melanchthon's.

Endlich hat Wolters a. a. O. S. 299 noch die Notiz: „S. starb am 9. Nov. 1580, als eben der Proceß wegen Bestechlichkeit gegen ihn erhoben war, weil er dem englischen Gesandten die Geheimnisse der spanischen Politik verrathen“.

Leider gibt Wolters nicht die Quellen zu seinen Ausführungen an, so wenig wie er sagt, woher das frühere Citat über Sch., „mittelmäßig gelehrt, ein erschrecklicher Dichter“ u. s. w., stammt.

Wouters a. a. O. schreibt, daß Sch. beschuldigt wurde, die wichtige Stellung eines trésorier royal zu benutzen, um große Güter zu erwerben, „Grabbendonck faisait mauvais office“ war die Meinung über ihn in Amsterdam; ein Proceß pour malversation wurde gegen Sch. angestrengt. „Zu der Herrschaft Grabbendonck hatte er die Güter Wesemael und Hiegène nebst Besitzungen der Hingerichteten erworben.“

Schets' Gemahlin war Catharina d'Ursel, Tochter des Ritters Lancelot d'Ursel. Das große Vermögen der Herzöge von Ursel soll von Schets herstammen (bei Wouters).

Noch lange ist die Erinnerung an die Bedeutung der Antwerpener Familie „Schatz“ lebendig geblieben. Wenigstens schreibt der Hamburger Berenberg, selber aus niederländischer Familie abstammend, um ca. 1720, da er seine Genealogien niederländischer Familien in Hamburg verfaßte: „Die Schatzen ist ein berühmt Geschlecht zu Antoeff gewesen, wie die Fugger zu Augspurg“.

Groen van Prinsterer, Briefwechsel aus dem Jahre 1577. — Zeitschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch., Bd. 7, S. 556. — Die Berenberg'schen Genealogien, Manuscript, ein starker Foliant, jetzt im Hamburger Staatsarchiv.

W. Sillem.

Keller *): Friedrich Gottlob K., Erfinder des Holzschliffes (Holzstoffes), geboren am 27. Juni 1816 zu Hainichen in Sachsen, † am 8. September 1895 zu Krippen bei Schandau in Sachsen. Er war ein Sohn schlichter, fleißiger Eltern, erlernte das Webe- und Blattbinder-Handwerk, durchwanderte Preußen, Sachsen und Oesterreich, wurde 1839 Bürger und Webermeister seiner Vaterstadt. Er erzählt, wie er die Wespen beim Bau ihrer Nester aus Holzfasern beobachtet habe, wie ihm auch eingefallen sei, daß sie als Kinder dünne Holzbrettchen mit Löchern versehen, Kirschkerne eingeklemmt und dann die vorstehenden Buckel der Kerne am Schleifsteine abgeschliffen hätten, um so (nach Entfernung des weichen Kernes) Perlenschnüre für ihre Freundinnen auf Fäden zu reihen. Dabei habe er beobachtet, daß das Schleifwasser stets mit einem Faserstoff gemischt gewesen sei, und als er um 1840 immer wieder von der Lumpennoth gelesen habe, sei er auf den Gedanken gekommen, Papierstoff aus Holz durch Schleifen an einem Sandstein herzustellen. 1844 hatte K. mit Hülfe seiner Frau 100 kg Holzstoff geschliffen und ließ ihn in der Papiermühle von K. F. G. Kuhn zu Alt-Chemnitz mit 40 % Lumpenpapiermasse in Druckpapier umwandeln. Am 26. August 1845 erhielt K. auf seine Erfindung das sächsische Patent, war aber als mittelloser Mann und vom Glück wenig begünstigt, am 20. Juni 1846 genöthigt, seine Rechte an den Director der Bautzener Papierfabriken H. Völter (s. d.) abzutreten. K. schlug ferner vor, Papier und Pappe aus Torf und Schachteln fabrikmäßig herzustellen; er erfand einen künstlichen Blutegel, einen neuen Tastapparat für den Morseapparat, ein Schiffsschaufelrad und hatte schließlich eine kleine mechanische Werkstätte, wo er Holzmeß-Kluppen, gepreßte Korke aus Holzschliff u. s. w. herstellte. K. war stets in Geldnoth, daher erhielt er vom Jahre 1870 an bis zu seinem Tode aus Anerkennung für sein Verdienst seitens der in- und ausländischen Holzstoff- und Papierfabrikanten ansehnliche Geldgeschenke, sodaß es möglich war, ihm in den letzten Lebensjahren eine monatliche Rente von 200 M. auszuzahlen. 1893 wurde er durch Verleihung des kgl. sächs. Verdienstordens II Cl., durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts seiner Vaterstadt und durch Anbringung einer Gedenktafel bei Krippen geehrt. Seine Vaterstadt Hainichen geht mit dem Plane um, ihm ein Denkmal zu errichten. Man sammelt gegenwärtig die hierfür erforderlichen Mittel.

E. Kirchner, Das Papier. 3. Aufl. Holzschliff, S. 203 u. s. w. erschienen bei Günther-Staub, Bieberach a. d. Riß.

F. M. Feldhaus.

*) Zu Bd. LI, S. 101.

Kempelen*): Wolfgang Ritter von K., Mechaniker, geboren zu Preßburg am 23. Januar 1734, als Sohn des k. k. Hofkammerraths Engelbrecht v. K., † zu Wien am 26. März 1804.

Nachdem er die Schule zu Raab besucht hatte, studirte er in Wien Rechtswissenschaft und Philosophie und übertrug das Gesetzbuch Maria Theresien's ins Deutsche. Die Kaiserin wurde dadurch auf K. aufmerksam, ließ sich ihn vorstellen und ernannte ihn zum Concipisten der ungarischen Hofkammer. Nach einigen Jahren zum Hofsecretär und endlich zum Hofkammerrath befördert, leitete K. den Bau des königlichen Schlosses in Ofen und verwaltete das gesammte Salzwesen Ungarns. Bereits im J. 1786 zum Hofrath bei der vereinigten ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei ernannt, trat K. 1798 in den Ruhestand.

Weniger durch seine Amtsthätigkeit als durch seine Beschäftigung mit den mechanischen Künsten ist K. bekannt geworden. Von Jugend auf ein lebhaftes Interesse für diese an den Tag legend, lenkte er zuerst im J. 1769 durch seine Schachmaschine die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Die Schachmaschine bestand aus einer in türkische Tracht gekleideten Figur eines Mannes, der vor einem Tisch, auf dem sich ein Schachbrett befindet, sitzt. Die Figur hat mit den geschicktesten Schachspielern damaliger Zeit gespielt und diese meistens geschlagen. Der Türke begann immer die Partie, hob den linken Arm in die Höhe, richtete ihn nach der Seite des Brettes, an welcher die Schachfigur stand, faßte diese mit den Fingern, hob sie auf, stellte sie auf das Feld, auf welches sie kommen sollte und ließ dann den Arm wieder auf das Polster, auf dem er sonst ruhte, fallen. Bei jedem Zug des Gegners blickte er auf dem Brett umher; war derselbe falsch, schüttelte er den Kopf und stellte die Schachfigur auf die richtige Stelle, während er beim Schach der Königin zwei Mal und beim Schach des Königs drei Mal mit dem Kopfe nickte. Alle diese Bewegungen waren von einem Geräusch, ähnlich dem eines ablaufenden Uhrwerks, begleitet. Wenn die Maschine spielte, stand K., der übrigens Jedem, der es sehen wollte, das Innere derselben, das mit Rädern, Hebeln, Federn 2c. angefüllt war, zeigte, in einiger Entfernung von derselben und blickte in ein kleines auf einem Tisch stehendes Kästchen. Wie zu erwarten, erregte die Maschine das größte Aufsehen, und K. konnte sich der vielen Besucher nur dadurch erwehren, daß er bekannt machte, er habe dieselbe zerstört. Nach einigen Jahren führte er sie jedoch in Wien Kaiser Joseph und dem Großfürsten Paul von Rußland vor und unternahm, überall Sensation erregend, Reisen nach Paris und London. In Berlin spielte der Türke auch mit Friedrich dem Großen und besiegte den König. Friedrich bot K. eine große Geldsumme für die Offenbarung des Geheimnisses an und war, nachdem dies geschehen, außerordentlich enttäuscht. Seitdem stand der Türke unbeachtet im stillen Winkel eines Potsdamer Schlosses, bis sich Napoleon I. bei seiner dortigen Anwesenheit desselben erinnerte und eine Partie mit ihm spielte, die mit einer Niederlage des bisher unbesiegten Imperators endete. Später gelangte der Automat in den Besitz des Wiener Mechanikers L. Mälzl, der größere Reisen unternahm, die ihn 1819 nach London und 1820 sogar nach Amerika führten. In London wies R. Willis auf Grund von Zeichnungen zuerst nach, daß in dem Automaten ein Mensch versteckt sein könnte. Jedoch erst im J. 1838 theilte Tournay in der „Revue mensuelle des échecs“, Bd. I, mit, daß wirklich Menschen in demselben versteckt gewesen sind. Wer die Helfer Kempelen's gewesen sind, ist unbekannt. Mälzl hatte zu diesem Zweck in Paris

*) Zu Bd. LI, S. 110.

die Franzosen Boncour und Mouret, in England einen gewissen Lewis und später einen Deutschen Namens Schlumberger angenommen. Ueber die weiteren Schicksale der Schachmaschine ist nichts bekannt; 1854 soll sie in Philadelphia verbrannt sein.

Schon während K. an seiner Schachmaschine arbeitete, untersuchte er Musikinstrumente, um festzustellen, welches derselben mit der menschlichen Stimme am meisten Aehnlichkeit hätte. Diese Untersuchungen führten ihn im J. 1778 dazu, seine Sprechmaschine anzufertigen. In seinem Werke: „Wolfgang v. Kempelen k. k. wirklichen Hofraths Mechanismus der menschlichen Sprache nebst der Beschreibung seiner sprechenden Maschine. Mit 17 Kupfertafeln. Wien, bei J. V. Degen, 1791“, hat K. eine ausführliche Beschreibung seiner Versuche und seiner Maschine niedergelegt. Danach waren die Haupttheile der letzteren: 1. Das „Mundstück oder Stimmrohr, das die menschliche Stimmritze vorstellt“; 2. eine Windlade mit ihren inneren Klappen; 3. der die Lunge darstellende Blasebalg und mehrere den Mund und die Nase vertretende Vorrichtungen. Die Sprechmaschine ahmte die Stimme eines ca. vier Jahre alten Kindes nach und sprach laut und vernehmlich, sobald der Blasebalg nebst seinen Klappen, mittelst Tasten nach Verhältniß der zu sprechenden Worte bewegt wurde. Namentlich galt dies von Lauten der französischen, lateinischen und italienischen Sprache. Für die Aussprache deutscher Worte war der Apparat weniger geeignet.

Außer diesen seinen beiden Hauptwerken rühren von K. eine Wasserkunst im Schönbrunner Schloßpark und eine Dampfmaschine, die besonders bei Kanalbauten in Ungarn mit Erfolg Anwendung fand, her.

Außer seinem bereits erwähnten Werk schrieb K. ein Drama „Perseus und Andromeda“ und das Schauspiel „Die wohlthätige Unbekannte“. Auch soll er einige Landschaften radirt haben.

Joh. Jac. Ebert, Nachricht von dem berühmten Schachspieler und der Sprechmaschine des k. k. Hofkammerraths Herrn v. Kempelen. Mit Kupfern. Leipzig 1785. — Oesterreichische National-Encyklopädie III, Wien 1835. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XI, Wien 1864 (hierin über drei Spalten Litteratur). — J. S. Ersch und J. G. Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, II. Section, Theil 35. Leipzig 1884.

W. Paul Aurich.

Kienmayer *): Michael Franz von K., der Erfinder des nach ihm benannten Amalgams für Elektrisirmaschinen, wurde als Sohn des Handelsmanns Johann Michael Kienmayer, der später Stadthauptmann und am 4. Januar 1754 „in Anerkennung seines bei der Belagerungsgefahr Wiens an den Tag gelegten Eifers und Patriotismus“ in den einfachen Adelstand erhoben wurde, geboren. Tag und Jahr seiner Geburt sind unbekannt. K. trat in den österreichischen Staatsdienst und nahm im kaiserlichen Gefolge an der Krönung Franz I. (1745) in Frankfurt a. M. Theil. Nachdem er im J. 1749 Regierungssecretär geworden, erfolgte 1753 seine Ernennung zum kaiserlichen Regierungsrath und 1763 zum Hofrath beim kaiserlichen Oberhofmarschallamt, dessen Director K. 1772 wurde. In seinen Mußestunden sich vielfach mit dem Studium der Elektricität beschäftigend, erfand er im Verlauf seiner Versuche das sogenannte „Kienmayer'sche Amalgam“ (1 Theil Zinn, 1 Theil Zink und 2 Theile Quecksilber) für Elektrisirmaschinen. Die Herstellung und Anwendung des Kienmayer'schen Amalgams geschieht auf

*) Zu Bd. LI, S. 133.

folgende Weise: Nachdem Zinn und Zink zusammengeschmolzen worden sind, werden 2 Theile Quecksilber dazu gefügt und das Ganze in einer mit Kreide ausgestrichenen Holzbüchse bis zum Erkalten geschüttelt. Ist dies geschehen, wird das Amalgam möglichst fein gepulvert und auf das mit vollkommen wasserfreiem Fett, z. B. Cacaobutter, dünn bestrichene Leder des Reibzeuges gerieben (Wiedemann, Elektricität I, Braunschweig 1893).

In der Abhandlung: „Sur une nouvelle manière de préparer l'amalgame electrique et sur les effets de cet amalgame" (Journal de Physique XXXIII, 1788) veröffentlichte K. seine Erfindung, die zuerst von Ingenhouß im gleichen Jahre angewandt wurde.

Nachdem K. 1771 mit dem Ritterkreuz des kaiserlichen St. Stephanordens decorirt worden war, erfolgte am 30. September 1775 seine Erhebung in den Freiherrenstand. Er starb zu Wien am 30. Mai 1802.

Einer von seinen Söhnen, Michael Freiherr v. K., ist als kaiserlicher General der Cavallerie berühmt geworden (s. A. D. B. XV, 723).

Litterarische Blätter, Bd. III, Nürnberg 1803. — Rotermund, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Jöcher's Gelehrten-Lexiko III, Delmenhorst 1810. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XI, Wien 1864. W. Paul Aurich.

Knauß*): Friedrich von K., Mechaniker, geboren am 7. April 1724 in Stuttgart.

Bereits in seinem 13. Lebensjahr kam K. an den fürstlich darmstädtischen Hof, woselbst ihm, nachdem er Mechanik studirt hatte, die Stelle eines Hofmaschinisten zu Theil wurde. Nach ausgedehnten Reisen, u. a. nach Belgien, Frankreich und Holland, trat K., um in den Dienst des Prinzen Karl von Lothringen, der in Brüssel weilte, zu kommen, vom lutherischen Glauben zum Katholicismus über. Im J. 1757 von Kaiser Franz I. nach Wien berufen und zum Hofmechaniker ernannt, wurde K. 1767 von der Kaiserin Maria Theresia mit der Einrichtung des physikalischen Hofcabinets beauftragt. In diesem Institut wurden auch die meisten seiner mechanischen Arbeiten aufbewahrt. Besonders hervorzuheben sind von diesen Knauß' 1764 entstandene Schreibmaschine, „ein Männchen, das alles, was man ihm vorlegt, von sich selbst schreibt" und eine Kunstuhr. Vergleiche Knauß' Schrift: „Selbstschreibende Wundermaschine, auch mehr andere Kunst- und Meisterstücke, als so viele nunmehr aufgelöste Problemen, unter den drey glorwürd. Regierungen Franzens' I., Joseph's II., beyder röm. Kaiser, und Marie'n Theresie'ns, k. k. apostol. Maj. der Künste und Wissenschaften allergrößesten Beförderin und Beschützerin. Wien 1780."

K. starb als „k. k. Director der physikalischen und mathematischen Cabinete an der Hofburg und goldener Ritter, auch heiliger päpstlicher und lateranenser hoffpalatinischer Graf" u. s. w. zu Wien am 14. August 1789.

De Luca, Das gelehrte Oesterreich. Ein Versuch. Anhang: Die izt lebenden Künstler in den k. k. Staaten. Wien 1776—78. — J. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, VII. Leipzig 1808. — H. W. Rotermund, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's allgemeinem Gelehrten-Lexiko, III. Delmenhorst 1810. — Poggendorff, Biograph.-litterar. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften I, 1863. — C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, XII. Wien 1864.

W. Paul Aurich.

---

*) Zu Bd. LI, S. 252.

Kremser*): Simon K., Begründer des Berliner Kutschenwesens, war am 15. September 1775 in Breslau geboren und fungirte 1806 als „Kgl. preuß. Kriegscommissarius“ im persönlichen Dienste Blücher's. Von diesem mit dem Transport der Kriegscasse betraut, rettete K. diese auf einem schwierigen Rückzuge glücklich aus Feindeshand. Als Belohnung erhielt er dafür das Eiserne Kreuz und den Orden pour le mérite. Während der Befreiungskriege war er ständig an Blücher's Seite und wurde von ihm auch beauftragt, den Transport der Victoria des Brandenburger Thores von Paris nach Berlin zu leiten. Nach den Kriegsjahren kaufte K. die dem General York gehörige Herrschaft Lossen mit Linden, Jägerndorf und Löwen und schloß hier eine zweite Ehe mit der Wittwe des Barons Adlersthal. Nach wenigen Jahren verkaufte er seine Besitzung mit hohem Verlust, ging nach Berlin zurück und begann mit 5000 Mk., dem Reste seines Vermögens in Berlin den Omnibusbetrieb. Die Concession datirt vom Mai 1825 und lautet darauf „ganz allein sogenannte ‚Omnibusse‘ am Brandenburger Thor aufzustellen“. Der Unternehmer nannte sie „Kremserwagen“. 1827 ging K., da er viel an dem Unternehmen verloren hatte, mittellos nach Rußland. Auch dort war er wieder im Transportwesen thätig, wurde russischer Major und als solcher seit 1849, als er nach Breslau zog, auch pensionirt. Noch auf dem Sterbebett bekam er zwei hohe russische Orden. K. ist begraben auf dem Barbarafriedhof in Breslau.

Vossische Zeitung, Berlin 1. Mai 1898; 27. Sept. 1896; 1. Oct. 1896; 3. Oct. 1896. — Der Bär, Berlin, VI, 478. — Die Nation, Berlin 1892, S. 773.

F. M. Feldhaus.

Langen**): Eugen L., Ingenieur, Miterfinder des Gasmotors, Erfinder der Schwebebahn, war zu Köln am 9. October 1833 geboren. L. besuchte die Bürger- spätere Realschule seiner Heimath und studirte dann unter Redtenbacher in Karlsruhe Maschinenbau. Mitten im flotten Burschenleben lernte der 17jährige in Badenweiler seine spätere erste Frau kennen, die er noch vor der militärpflichtigen Zeit heimführte. Während er sein Jahr bei den Deutzer Pionieren diente, ward ihm der erste Sohn geboren. Seine Ingenieurlaufbahn begann L. auf der von seiner Familie gegründeten Friedrich-Wilhelmhütte bei Troisdorf, erfand hier den Etagenrost, ging dann aber zur Leitung der Zuckerraffinerie seines Vaters, J. J. Langen & Söhne in Köln, über. Hier erfand er manche Verbesserungen, besonders sein Centrifugenverfahren zur Gewinnung von Zuckerplatten für Würfelzucker, unter Umgehung des Zuckerhutes. Darauf gründete L. mit Emil Pfeifer Zuckerfabriken unter der Firma Pfeifer & L. in Alsdorf und Euskirchen. In dieser Zeit verband L. sich mit Otto zur Erfindung des Gasmotors. Neben dieser industriellen Thätigkeit betheiligte er sich noch an der Gründung der Maschinenfabrik Grevenbroich und der elektrotechnischen Firma Spiecker in Köln.

Reges Interesse hatte L. stets für den Verein deutscher Ingenieure, dem er 1873 und 1880 auch vorstand. Bedeutend ist Langen's Antheil am Zustandekommen des Haftpflicht- und — mit Klostermann, Werner Siemens u. A. — des Patentgesetzes. Mit den Jahren stieg seine Vielseitigkeit ins kaum Glaubliche. Allen möglichen Unternehmungen widmete er sich und — das wunderte allgemein — mit Erfolg. „Die Sache ist verfahren, das ist was für Langen“, sagten seine Freunde scherzhaft.

*) Zu Bd. LI, S. 376.
**) Zu Bd. LI, S. 581.

L. war eine stattliche Gestalt von feinem Wesen. Obwohl ich ihn nur im letzten Jahre seines Lebens kannte, fesselte mich seine für einen alten Herrn ganz seltene Elasticität und sein edles Auge.

Besondere Liebe hegte L. für die technischen Einrichtungen seiner Heimath. In den letzten Jahren arbeitete er an seiner Erfindung der Schwebebahn. Doch mitten in der Arbeit raffte ihn am 2. October 1895 eine Herzlähmung in Köln dahin. Sein Sohn Peter L. leitet die Deutzer Gasmotorenfabrik, eine Tochter wurde die Gattin des Afrikareisenden Hermann v. Wißmann.

Mittheilungen der Familie an den Unterzeichneten. — Zeitschr. d. Ver. deutsch. Ingenieure XXXIX, 1245. — Hegener, Gedächtnißrede, Bonn 1896. F. M. Feldhaus.

Locatelli*): Joseph von L., kaiserlicher Vasall und Edelmann im Herzogthum Kärnten, Erfinder einer Saemaschine, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Geburts-, Todesdaten und Orte sind unbekannt). Die von L. im J. 1663 erfundene Saemaschine bestand in der Hauptsache aus einem hölzernen Kasten, dessen Boden mit Löchern versehen war. Dieser Kasten wurde so an die Handhaben des Pfluges gebunden, daß er dicht hinter der Pflugschar über dem Erdboden hing. In seinem Innern befand sich eine mit Querhölzern versehene Walze, die im Mittelpunkt eines Rades befestigt war. Bei der Benutzung des Pfluges lief das Rad auf dem Erdboden und setzte so die Walze in Bewegung, die dann mit ihren Querhölzern den Samen durch die Löcher des Kastens auf die Erde schüttete. In der 14 Seiten starken Quartschrift: „Beschreibung Eines neuen Instruments | Mit welchen Weitzen | Korn | Haber | Gersten und all anders Getraide | Der Acker-Früchte | in gebührender Gnüge | auch gleicher Austheilung und Tieffe | mit sonderbahrem Nutzen | Ersparung zweyer Drittel Samens | auch ersprießlicher vermehr- und verbesserung der Frucht kann zugleich geackert und gesäet werden. Vormahls erfunden von Joseph von Locatelli, Landmann in Ertz-Hertzogthum Carndten. Nunmehro aber bey diesen schweren Zeiten | allen Liebhabern des Ackerbaues | bevorab denen durch Krieg- und Verhärung an Necker und Rhein wohnenden | zum besten und Nutz mitgetheilet. Anno 1690", befindet sich eine Beschreibung und Abbildung dieser Maschine.

Auf Befehl des Kaisers wurden unter Aufsicht des dazu ernannten Commissars Edler v. Crollolanza, zu Laxenburg (unweit Wiens) Versuche mit der Maschine angestellt. Dieselben nahmen einen so günstigen Verlauf, daß der Kaiser L. beschenkte und mit einem Empfehlungsschreiben an den Hof des Königs von Spanien sandte.

Außer den oben genannten Schriften vgl.: Jac. Fr. Reimmann, Versuch einer Einleitung i. d. Historiam Literariam derer Teutschen III, 2, Halle 1710. — Zedler, Großes, vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste XVIII, Halle und Leipzig 1738. — Jöcher, Allgem. Gelehrten-Lexikon II, Leipzig 1751. — Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen IV, Leipzig 1799. W. Paul Aurich.

Magirus**): Konrad Dietrich M., Feuerwehrtechniker, stammt aus einer alten schwäbischen Familie. Stammherr ist der Stiftspropst Johannes M. (1537—1614), begraben in der Stiftskirche zu Stuttgart. M. wurde am 21. September 1824 zu Ulm geboren, vollendete in Neapel, wo seine ältere Schwester verheirathet war, seine kaufmännische Lehre. Mit 22 Jahren übernahm er in der Heimath das väterliche Geschäft. Seine Hünengestalt und

*) Zu Bd. LII, S. 52.
**) Zu Bd. LII, S. 152.

Gewandtheit befähigte ihn von jeher zum Turnen, und bald ward er zum Turnwart der Ulmer Turngemeinde erwählt. 1847 gründeten die Turner, da ihnen von der Gemeinde 1846 eine Spritze überwiesen worden war, eine Feuerwehr und der turnende Kaufmann wurde so dem Wege seines Lebens zugeführt. Schon in 3 Jahren war aus dem Spritzenführer M. ein Feuerwehr-Reformator geworden, denn seine damalige Veröffentlichung „Alle Theile des Feuerlöschwesens“ (1850) ist die erste deutsche Schrift über das moderne Löschwesen.

Reisen zur Weltausstellung 1851 nach London, dann nach Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Holland und der Schweiz, veranlaßten ihn zur Herstellung von Modellen von Lösch- und Rettungsgeräthen, die heute auf der kgl. Centralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart ausgestellt sind. 1853 berief er die erste Feuerwehrversammlung nach Fochingen: sie wurde zum Ausgangspunkt der „Deutschen Feuerwehr-Versammlungen“. Zwei Mal saß M. deren Comité vor, 1853—59 und 1862—70.

Obwohl M. nach und nach das Vereinswesen der Feuerwehren immer mehr befestigte, blieb er noch seinem kaufmännischen Beruf treu. Doch nicht nur an der Organisation, auch an dem mangelhaften Geräthewesen scheiterte die Verwirklichung seiner hohen Ideen. Darum gründete er 1864 mit ungeahntem Erfolg zu Ulm eine Fabrik für Lösch- und Rettungsgeräthe, und bewährte sich darin als ein tüchtiger Erfinder, dessen Ideen für das internationale Feuerwehrwesen vorbildlich wurden.

Seine hervorragendste Schrift ist „Das Feuerlöschwesen in allen seinen Theilen, nach seiner geschichtlichen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (1877). Außerdem schrieb er noch mehrere Arbeiten seines Faches. Am 26. Juni 1895 starb Commerzienrath M., 71 Jahre alt, nach kurzer Krankheit, seine Firma den Söhnen Heinrich, Otto und Hermann überlassend.

„Der Feuerwehrmann“ 1905, S. 175. — Zeitschr. f. d. 14. Deutschen Feuerwehrtag, München 1893, Nr. 2, S. 20. — Mittheilungen der Firma.

F. M. Feldhaus.

Marcus*): Siegfried M. (1831—99), Erfinder des Benzinautomobils, war geboren am 18. September 1831 zu Malchin in Mecklenburg-Schwerin. Sein Vater war Mitglied des israelitischen Oberrathes zu Malchin. Etwa 1835 kam M. zu einem Hamburger Schlosser in die Lehre, ging 1848 nach Berlin zu der damals neugegründeten Firma Siemens & Halske und scheint (nebenher?) den Unterricht der Berliner Gewerbeschule genossen zu haben. Er wurde ein Günstling von Werner Siemens. 1852 war er bereits in Wien, im folgenden Jahre nahm er Stellung bei Hofmechaniker Kraft, darauf war er drei Jahre lang Mechaniker am physikalischen Institut des Josephineums, dann Assistent im chemischen Laboratorium von Prof. Ludwig. Um 1860 machte er sich in der Mariahilferstraße selbständig. Vielerlei Apparate gingen aus seiner Werkstätte hervor, so z. B. ein Telegraphenrelais der österreichischen Bahnen, ein elektromagnetischer Sprengapparat, eine ventillose Rotationspumpe, Lampen, Pistolen u. s. w. Für seine Thermosäule erhielt er die Goldene Medaille der Akademie und einen Preis von 2000 Gulden, für seinen Feldtelegraph, der 1870/71 in Verwendung war, eine Anerkennung des Generals v. Blumenthal. Seit 1861 arbeitete M. an einem Benzinkraftwagen, vollendete ein unvollkommenes Modell 1868 und verbesserte dies bis 1875 zu einem brauchbaren Wagen, der heute im Besitz des österreichischen

*) Zu Bd. LII, S. 190.

Automobil-Clubs in Wien ist. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1899 starb M. in Wien. Er hinterließ nur uneheliche Kinder.

Nach den spärlichen Angaben in der Allgemeinen Automobil-Zeitung 1904, Nr. 48 und nach Mittheilungen seines Testamentsvollstreckers bearbeitet. F. M. Feldhaus.

Mevissen *): Gustav M. ist am 20. Mai 1815 in Dülken bei Crefeld geboren, als jüngster Sohn des Zwirnfabrikanten Gerhard M. und seiner Frau Catharina Elisabeth geb. Gierlings. An dem pflichttreuen und energischen Vater, dem ein anstrengendes Geschäftsleben noch Zeit und Interesse übrig läßt zu eingehender pädagogischer Beschäftigung, hat M. immer ein leuchtendes Vorbild gehabt. Von seinem rationalistischen Wahrheitsbedürfnisse gestärkt, befreit der Jüngling sich schon früh von den engen Formen einer streng confessionellen katholischen Religiosität. In den Jahren 1822—1828 erhält er die Grundlagen seiner Bildung in Dülken selbst, wobei künstlerische, historische und politische Fragen, die sein späteres Leben begleiten, merkwürdig frühzeitig an ihn herantreten. Die social gerichteten Erziehungsgrundsätze Pestalozzi's, als deren treuer Anhänger der Vater erscheint, herrschen über diesen Jahren. Der wissensdurstige Jüngling besucht später, 1828—1830, das Kölner evangelische Karmeliter-, das katholische Marzellen-Gymnasium und die höhere Bürgerschule bis zur Tertia. Die großen historischen Erinnerungen der Stadt umgeben ihn von allen Seiten; er fängt an, eine kleine Büchersammlung zu begründen; man beschäftigt sich mit dem Gedanken seiner Rückkehr aufs Gymnasium: es hat den Anschein, als wenn aus dem Kaufmannssohne ein Gelehrter werden soll. Allein praktische Erwägungen bestimmen ihn schließlich doch zum Eintritt in das Geschäft des Vaters, im September 1830.

Obwohl ihm dieser Entschluß nicht leicht geworden ist, macht sich M. schnell mit seinen neuen Pflichten vertraut, erfüllt sie mit großem Eifer und wachsendem Erfolge und leitet schon sehr bald Erweiterungsunternehmungen des aufblühenden väterlichen Geschäftes völlig selbständig.

Allein noch größer ist die biographische Bedeutung dieser dreißiger Jahre für seine innere Entwickelung. Unter der Devise: „Denken ist mein einz'ges Streben", wie er sie am 27. März 1831 niederschreibt, arbeitet er mit wahrem Feuereifer an seiner Selbstbildung, die in dem gewöhnlichen geschäftlichen Leben und in den engen, rückständigen Dülkener gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zu ihrem Rechte kommt.

Im Gegensatz zu manchen angeblich fortgeschrittenen Zeitgenossen ist für ihn dabei die classische Litteratur die ständige Grundlage. In ihrem Geiste bekämpft er die prosaische, das Gefühlsleben nicht achtende Aufklärung, und nähert er sich zugleich Jean Paul, der Romantik und ihrem für ihn besonders anziehenden, gesteigerten Individualismus. Aber er steht ihr nicht kritiklos gegenüber. Sondern, wie manche der späteren Liberalen (Vgl. Deutsche Monatsschrift 1906, S. 627 ff.) verwirft er ihre Sentimentalität und ihre phantastische Zuchtlosigkeit. Vor allem aber flieht er vor ihrer beschränkten religiösen Unduldsamkeit immer wieder zu Goethe zurück, den er nicht nur ästhetisch, sondern auch als größten Lebenskünstler würdigt. Es ist bezeichnend, daß er in den Jahren 1832—1835 den Wilhelm Meister (zugleich die Bibel der Romantik) mehrfach durcharbeitet. In denselben Jahren gewinnt er auch zu der zeitgenössischen Dichtung eine klare und wohl durchdachte Stellung. Er hat eine Ahnung von dem Neuen, was die Julirevolution nicht nur auf politischem, sondern auf allgemein geistigem Gebiete gebracht hat. Führerinnen

*) Zu Bd. LII, S. 332.

einer neuen Geistescultur, wie Rahel und Bettina, finden trotz aller Kritik seine warme Anerkennung. Kein Wunder, daß er auch dem größten rheinischen Dichter, Heinrich Heine, schon frühe näher tritt und es an ihm rühmend hervorhebt, daß er die rheinische Lyrik mit der deutschen Gesammtdichtung in innigere Beziehungen gebracht habe. Noch reichere Anregung empfängt er von Heine, dem Prosaisten, dem Meister des litterarisch-ästhetischen Feuilletons und der geschichtsphilosophisch räsonnirenden Abhandlung: es sind Heine's Beziehungen zu Saint-Simon, die er für sich nutzbar macht. Aber seine Kritik arbeitet auch hier: er vermißt an Heine „die Tiefe des Gemüths und den wohlwollenathmenden Ernst". „Er gleicht der farbenprangenden Tulpe ohne Schmelz und Geruch, sein Herz ist trocken."

Sein zweites großes Bildungsmittel ist die Geschichte. Schon die Kölner Schulzeit, umflossen von historischen Erinnerungen, hat ihn darauf hingewiesen. Außer den rheinischen Gelehrten, wie etwa Ernst Weyden (1805—1884), werden die Arbeiten des Leipziger Professors K. H. L. Pölitz (1776—1838) bald seine häufigen Rathgeber. Später gewinnt er aus den Werken von Gervinus und Dahlmann reiche Belehrung. Aber nicht nur wissenschaftliche Interessen führen ihn auf dies weite Feld, sondern auch der Wunsch, die Menschenkenntniß zu erweitern, die politische Bildung zu vertiefen.

Durch all diese Studiengebiete hindurch gelangt M. mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Philosophie. Seit 1834 studirt er mit rastlosem Eifer die classischen deutschen Werke, deren Weltanschauungsgehalt ihn überzeugt und deren künstlerische Form ihn anzieht. Im Mittelpunkt steht für ihn das ethische Bedürfniß nach Begründung eines autonomen Freiheitsideals. Fernab von jeder historischen Confession und vom positiven Dogma — er glaubt nicht mehr an ihre Wirkungskraft für die Gebildeten — nimmt er für sich eine besondere philosophisch abgeklärte Religiosität des Gefühls und der Liebe in Anspruch. In der Metaphysik will er als Rationalist und Pantheist nur immanente Ursachen des Weltgeschehens anerkennen. Mit der theistischen Welterklärung hat er sich wohl ernsthaft beschäftigt, sie aber je länger, je entschiedener abgelehnt. Seine tiefe Bildung, der Blick über Zeiten und Völker hinweg, dazu die starken Bedürfnisse seines klaren Verstandes nähern ihn dem Faustischen Ideale. Schon als Sohn der Aufklärung, der er im Grunde immer geblieben ist, ferner als thatenlustiger, energischer Anhänger der Weltbejahung wird er ins pantheistische Lager hinübergezogen. Die philosophiehistorischen Studien, die ihn bis zu Platon zurückführen, bestärken ihn in diesen Gedanken. Es ist natürlich, daß er dabei auch in der stillen Klause des großen jüdischen Pantheisten Baruch Spinoza einkehrt, den schon die spätere Aufklärung, noch mehr der Sturm und Drang und besonders Goethe als einen Heroen verehrt haben. Aber auch diesen großen Geistern der Vergangenheit gegenüber hat er seine Selbständigkeit nicht aufgegeben: Mevissen's Pantheismus ist voluntaristisch: er sieht im Willen die Grundkraft alles Seins. Diesen Willen vermag er nun aber einer geschlossenen Naturcausalität zuliebe nicht als unfrei vorzustellen. Er lehnt deshalb Spinoza's Determinismus ab. In der Willenslehre scheidet er sich von ihm deutlich. Manche seiner philosophischen Wünsche werden von Leibniz viel besser befriedigt. Als ahnungsvoller Vertreter der Entwicklungslehre in ihren Anfängen übt Leibniz auch auf ihn eine große Anziehungskraft aus. Seine Denkweise hat für ihn zugleich praktische Bedeutung: sie verstärkt den optimistischen Grundzug seiner Moralphilosophie. Immer wieder sind es überhaupt die ethischen Interessen, die in den Jahren 1836—1838 seinen philosophischen Studien Anregung geben. Kant's Lehre, an der sich begabte Rheinländer schon unter

französischer Herrschaft auffallend oft aufgerichtet haben, bildet den wichtigen Ausgangspunkt. Freilich bleibt er bei ihm nicht stehen. Starke Gegenwartsinteressen führen ihn über Kant hinaus zu Herbart: bei beiden ist ihre praktische Philosophie sein Lieblingsgebiet: alte Pestalozzi'sche Gedanken werden ihm bei Herbart von neuem nahe gebracht.

Was ihm aber alle die genannten Philosophen in vollem Umfange nicht haben bieten können, das hat er schließlich bei Hegel in reichster Fülle gefunden. Formal und sachlich erringt Hegel's System in ihm den Sieg über alle Vorgänger. Dem Glanze dieser Systematik kann er sich nicht entziehen: daß es eine objective Vernunft in der Welt gebe, daß sie die Herrscherin sei, daß man Denken und Sein gleichsetzen dürfe: diese Angelpunkte des Systems erscheinen auch M. als unverrückbar. Auf das Fruchtbarste wird er vor allem durch Hegel's Staats- und Rechtsphilosophie beeinflußt. Ihr verdankt er seine Lösung aus dem Banne der älteren Vertragslehre und zugleich den Grundgedanken seiner ganzen theoretischen und praktischen Politik: daß der Staat als sittlicher Organismus in der Menschheitsentwicklung sittliche Zwecke zu erfüllen habe. Diese Bahnen hat M. nie wieder verlassen. Parallelen zwischen seinen gehaltvollen, besonders wirthschaftspolitischen Denkschriften und Hegel's praktischer Socialphilosophie lassen sich noch in späteren Jahren häufig auffinden. Noch am 26. Mai 1898 hat er sich einmal als „wahren Schüler Hegel's" bezeichnet.

Es liegt in dem universalen Charakter dieses größten der vormärzlichen Systeme begründet, daß es alle nur denkbaren Thätigkeiten des menschlichen Geistes mit seiner „Vernunft" durchdringt. Auch bei M. beweist der Hegelianismus seine Expansivkraft auf außerphilosophischem Gebiete. Die historische Anschauung des jungen Kaufmanns wird alsbald dadurch gefördert. Und auch in der Aesthetik wendet er sich bald von Kant, Schiller und Herbart mehr zu Hegel hinüber. Die Idee durch sinnliche Mittel darzustellen, erscheint auch diesem Hegelianer als höchste Aufgabe der Kunst. Aber auch hier wird er vor allzu großen Einseitigkeiten durch emsige Einzelforschung bewahrt. Wir besitzen von ihm kritische Analysen einzelner Goethe'scher Werke, förmliche Goethecommentare, in denen er die Stichhaltigkeit seiner Aesthetik zu erproben sucht. —

Auf politischem Gebiete hat er in diesen Jugendjahren, die mit der Blüthezeit der preußischen Reaction zusammenfallen, wie so viele andre später zu maßvollerer Betrachtung Uebergehende, der demokratischen Consequenz zuliebe noch jenem extremen Liberalismus gehuldigt, der von der Verwirklichung des Gedankens der Volkssouveränetät alles politische Heil erwartet. Er hat 1835 in einer „Ode an Rotteck" diesem Vorkämpfer der französisch stark beeinflußten, später von M. selbst verworfenen Doctrin Worte begeisterter Anerkennung gewidmet und ihn mit dem „harten Felsen im Meere" verglichen. Aber die Grenzlinie zwischen den Beiden ist doch unschwer zu erkennen. Während Rotteck nur zwei Ideale hat: das constitutionelle Großherzogthum Baden und die Menschheit, wird M. zu einem der ersten Vertreter des Gedankens der deutschen Einheit in den neu erworbenen Westprovinzen des preußischen Staates.

Den verschiedensten Kreisen tritt er geschäftlich näher. Manche topographische, sociale und wirthschaftliche Anregung erhält er, die dem späteren großen rheinischen Verkehrsorganisator zu Gute kommen. Unter dem abschreckenden Eindrucke der Bourgeoisieherrschaft des Julikönigthums dienen ihm die Geschäftsreisen vor allem zur Stärkung des socialen Pflichtgefühls und des weiteren Gedankens, daß der Staat dem Einzelnen zu Hülfe kommen müsse.

Gerade das hatte Adam Smith widerrathen. Aber M. folgt ihm nicht. Den bequemen Gedanken der classischen englischen Nationalökonomie, daß die freie Concurrenz automatisch die sociale Wohlfahrt aller Erwerbsclassen herbeiführe, lehnt er ab. Ein geistiger Schüler Pestalozzi's, Saint-Simons und der classischen deutschen Moralphilosophie, kann er nicht zum Manchestermann werden. Er ist vielmehr der höchst beachtenswerthe Vertreter einer ethisch begründeten Socialpolitik, der Führer einer kleinen social gerichteten Gruppe des vormärzlichen Liberalismus. Eine neue Gesinnung soll den schrankenlosen wirthschaftlichen Egoismus wenn nicht verdrängen, so doch veredeln.

Der Kölner Kirchenstreit des Jahres 1837 gibt ihm in der Folge Veranlassung, auch zu den am Rheine immer mit besonderer Gereiztheit behandelten kirchenpolitischen Fragen Stellung zu nehmen. M. verwirft das Vorgehen der preußischen Regierung gegen den Kölner Erzbischof und ihr ganzes terroristisches Auftreten als sinnlos in einem Lande, wo die Civilehe schon längst existiert. Sein Ideal ist schon damals die Trennung von Staat und Kirche, wie später auf dem Vereinigten Landtag. Wie gegen das preußische Staatskirchenthum, so wendet er sich aber auch gegen den neuen am Rheine von Belgien und der späteren Romantik mächtig beeinflußten politischen Katholicismus. Dagegen zollt er der freieren protestantischen Richtung, die kurz vorher (1835) im Leben Jesu von David Friedrich Strauß eine ihrer grundlegenden Schriften erhalten hat, volle Anerkennung. Die Bedeutung des Protestantismus überhaupt für die Ausgestaltung des preußischen Staates hat er auch sonst gelegentlich hervorgehoben (1843).

Seine sich immer weiter ausbreitende geschäftliche Stellung bringt ihn ferner, noch ehe er das dreißigste Jahr erreicht hat, in vielfache Berührung mit den großen Fragen der preußischen Handelspolitik. Wenn er auch von den heilsamen Wirkungen des preußischen Zollgesetzes vom 26. Mai 1818 in Bezug auf die Befreiung des Binnenhandels überzeugt ist, so theilt er doch von ganzem Herzen die Klagen der zollschutzbedürftigen jungen rheinischen Industrie, die auf den drei ersten Provinziallandtagen von 1826, 1828 und 1830 gegen den doctrinären Freihandelsstandpunkt gerichtet werden. Dagegen begrüßt er die Gründung des Zollvereins (1834) wirthschaftlich und politisch als erstes Anzeichen eines neuen Aufschwungs der preußischen Macht mit aufrichtiger Freude. Eifrig bemüht er sich, die Concurrenzfähigkeit der rheinischen Garnindustrie, in der er selbst thätig ist, zu steigern. Die Gründung mechanischer Flachsspinnereien sucht er dabei auf dem Wege der Actiengesellschaft zu erreichen. Er faßt dies neue Vergesellschaftungsmittel nicht in erster Linie als private Erwerbsgenossenschaft auf, sondern vielmehr als wichtiges Vermittlungsglied zwischen dem Individuum und dem Staate. Dieser selbst aber ist damals noch ein scharfer Gegner der neuen wirthschaftlichen Organisationsform. Vornehmlich aus politischen Gründen. Die Actiengesellschaft fällt für die alte preußische Bureaukratie aus dem hergebrachten Bevormundungsrahmen heraus. Sie erscheint als beunruhigende „politische Keimzelle“.

Zugleich beginnt er jetzt an der Hand der Werke von Say, Ricardo, Nebenius u. A. ein eingehendes theoretisches Studium der Volkswirthschaft. Vielfach nähert er sich dabei mit seiner Abneigung gegen allen freihändlerischen Doctrinarismus und seiner Vorliebe für den Schutzzoll dem später von F. List formulirten „nationalen System der politischen Oekonomie“. Die handelspolitischen Schutz- um nicht zu sagen Angriffsmittel, die England in die Höhe gebracht haben, sollen für die Heimath verwerthet werden. Seit 1839 ist M. Mitarbeiter des in Köln seit 1834 erscheinenden „Allgemeinen Organs für Handel und Gewerbe“. Schon 1838 ist er ferner der deutsch-

englischen Dampfschifffahrtsgesellschaft beigetreten, die unter Bekämpfung der unleidlichen handelspolitischen Vorherrschaft Hollands den directen Verkehr zwischen dem Rheine und England pflegen und den alten Gedanken von der Freiheit des Rheins verwirklichen will. 1839 greift M. selbst mit einem Aufsatze: „Holland als Handelsvermittler rheinischer Producte“ in diesen Kampf ein. Bei allem Protectionismus und bei aller socialpolitisch gerichteten Wirthschaftspolitik will er aber keineswegs die Entbindung der wirthschaftlichen Kräfte verhindern. Eine Wiederverdrängung der Maschine etwa aus socialen Gründen erscheint ihm als rückständig.

Aber auch nach links hat er seine Stellung in diesen Jahren großen industriellen Aufschwungs schärfer abgegrenzt. Die eben in Frankreich aufkommende socialistische Theorie hat er einer scharfen Kritik unterworfen. In Proudhon's proletarischer Schrift über das Eigenthum von 1840 erkennt er als Grundschaden sofort die heillose Mißachtung der geistigen Arbeit. Ihm und dem Staatssocialisten Louis Blanc („Arbeitsorganisation“ 1840) gegenüber predigt er das Recht individueller Freiheit. Politisch aber trennt ihn von diesen Politikern ebenso wie von den republikanisirenden süddeutschen Liberalen seine nie erschütterte kräftige monarchische Ueberzeugung.

Immer wieder aber drängt es daneben den thatendurstigen Jüngling auch zu praktischer Bethätigung. Seit seiner Uebersiedelung nach Köln (1841) nimmt er an dem erwachenden politischen Leben der Provinz den regsten Antheil. Der Tod Friedrich Wilhelm's III. erweckt auch hier weitgehende Hoffnungen. Mit Bedauern hat M. es mit angesehen, wie der König den Muth nicht findet, sein altes Verfassungsversprechen vom 22. Mai 1815 zu verwirklichen. Sehr richtig erkennt er den particularistischen und egoistisch-grundherrlichen Charakter der provinzialständischen Gesetzgebung, der am Rhein besonders schmerzlich empfunden wird. Auch in der Frage des rheinischen Rechtes nimmt er schon früh seinen Standpunkt gegen eine Regierung, die gerade jetzt durch polizeiliches Willkürregiment (Schnabel), durch die Gesetzgebung betr. die rheinischen Autonomen (Uebertragung der ostelbischen Fideicommißgesetze an den Rhein) und durch militaristische Tendenzen das Freiheitsbewußtsein der Rheinländer und namentlich ihre Idee vom allgemeinen Staatsbürgerthum, ein kostbares Erbstück aus der französischen Zeit, schwer verletzt. Während aber diese rheinische Opposition zunächst wesentlich negativ arbeitet und ihrerseits den provinziellen Particularismus in ungeahnter Weise verstärkt, würdigt M. vielmehr die positiven Aufgaben des politisch aufstrebenden Bürgerthums in vollem Umfange und vertritt besonders den Gedanken der communalen Selbstverwaltung als nothwendiger Grundlage eines umfassenden constitutionellen Baues. Wenigstens handelspolitisch müsse man der Regierung unbedingtes Vertrauen entgegenbringen. Ein größeres positives politisches Reformprogramm wird darüber nicht vernachlässigt: Herstellung einer wirklichen preußischen Einheit in scharfem Doppelgegensatze zu den rheinischen und zu den östlichen Particularisten, Heranziehung der Bourgeoisie zu politischer Mitarbeit und in letzter Linie Herstellung der deutschen Einheit, Reform der „leblosen Schöpfung von 1815“.

In der „Rheinischen Zeitung“ finden diese Gedanken 1842 ein beachtenswerthes Organ. Um die preußische Einheit herzustellen und das Bürgerthum zu politischer Mündigkeit zu erheben, soll nicht die Volkssouveränetät eingeführt, sondern die Gewalt zwischen Volk und Krone getheilt werden. Es ist ferner der Gegensatz gegen den Confessionalismus und das treue Festhalten an Zollgesetz und Zollverein, was M. der Zeitung näher bringt und ihn schließlich zum Eintritt unter die Mitarbeiter veranlaßt. Zur Regierung steht die

Zeitung in vielfältiger Opposition, besonders in der Communalfrage. Man bekämpft die Bemühungen der Bureaukratie, durch eine einseitig-östliche Städteordnung (Revidirte Städteordnung vom 17. März 1831) den am Rhein schon vor der französischen Herrschaft fast ausgeglichenen Gegensatz zwischen Stadt und Land künstlich wieder zu beleben. M. verweist dabei vor allem auf die verderblichen politischen Folgen: auf „die schädliche Wirkung auf die politische Gleichheit der Staatsbürger". Auch das Land könne eine communale Autonomie tragen. Aber alle diese Bemühungen sind nur Episode. Denn die Regierung unterdrückt den einflußreichen journalistischen Widersacher am 1. April 1843.

Als einziges, der Function und Zusammensetzung nach aber arg verkümmertes Organ bleiben die Provinzialstände. M. kann seiner Jugend wegen noch nicht eintreten; aber er folgt ihren Berathungen mit steigendem Interesse und knüpft persönliche Verbindungen an mit den bedeutendsten bürgerlichen Politikern am Rheine, mit Ludolf Camphausen und vor allem mit Hermann v. Beckerath. Diese Beziehungen schaffen ihm einigermaßen Ersatz für den schweren Verlust, den er durch den Tod seines Vaters erleidet. Während auf dem siebenten rheinischen Landtage von 1843 wegen der Communalfrage, noch mehr aber wegen des neuen, das rheinische Recht verletzenden Strafgesetzentwurfes ein heftiger Kampf ausbricht, redigirt M., übrigens durch Krankheit behindert, eine Petition, die im Dienste seiner allgemeinen Bildungs- und Religionsideale Preßfreiheit und Reichsstände fordert. Auf einer Erholungsreise lernt er in Wiesbaden zum ersten Male auch auswärtige Vertreter des Liberalismus, Carl Sieveking aus Hamburg und Heubach aus Königsberg, ferner badisch-pfälzische Politiker ähnlicher Richtung kennen. Er wird sich aber gerade ihnen gegenüber der Eigenart des rheinischen Liberalismus bewußt.

In den nächsten Jahren tritt die Wirthschaftspolitik auch für sein Leben von neuem in den Vordergrund des Interesses. Schon 1843 hat er Pläne für Gründung einer Rückversicherungsgesellschaft ausgearbeitet. 1844 wird er (mit 29 Jahren) Mitglied der Direction der Rheinischen Eisenbahn von Köln nach Antwerpen. Besondere Verdienste erwirbt er sich um die Förderung der linksrheinischen Uferbahnprojecte, die allerdings zunächst noch ebenso wie seine weiter ausschauenden allgemein-niederrheinischen Pläne an der Verständnißlosigkeit des Publicums, der betheiligten Geschäftskreise und der Regierung scheitern. Man fürchtet sich vor der Concurrenz der Dampfschiffe. Die technischen Schwierigkeiten werden zunächst für unüberwindlich gehalten. Strategische Bedenken treten dazwischen. Dagegen kann M. als Präsident der Rheinischen Eisenbahn (1844—1880) freier schalten. Wie bei den Actien-, so stellt er sich auch bei den privaten Eisenbahngesellschaften nicht auf den engen individualistisch-erwerbswirthschaftlichen Standpunkt. Es handelt sich für ihn nicht nur um äußere Belebung des Verkehrs, sondern vor allem um Erweckung „noch schlummernder productiver Kräfte". Auch auf diesem Gebiete zeigt er sich als ebenbürtigen Gesinnungsgenossen Friedrich List's. Auch an industriellen Unternehmungen, z. B. der Stolbergischen Metallurgischen Gesellschaft, betheiligt er sich eifrig. Seit 1845 Mitglied der Kölner Handelskammer, macht er die Ausarbeitung genauer Pläne für Bankgründungen zu seiner besonderen Domäne, begegnet aber hier ebenso wie bei den Finanzirungsbestrebungen in Bezug auf den Bergbau dem hartnäckigen Widerstande der Regierung, die ihre mißtrauische Stellung gegenüber den Actiengesellschaften nicht aufgiebt. Die in jener Zeit so brennende Auswanderungsfrage wird ebenfalls in den Bereich seiner wirthschaftlichen Erörterung gezogen. Als wichtigstes Feld derartiger Bethätigung läßt aber das Jahr 1844 seit dem Aufstande der schlesischen

Weber die Socialpolitik erscheinen. Aus rheinischen Industriekreisen stammt die von tiefsten sittlichen und historischen Einsichten erfüllte Anregung zur Gründung eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Classen. Nicht nur aus wirthschaftlichen, sondern auch aus sittlichen Motiven nimmt M. an allen seinen Berathungen in Köln lebhaften Antheil. Als Präsident der Rheinischen Eisenbahn thut er selbst verheißungsvolle Schritte auf dem Gebiete socialer Hülfsarbeit. Aber die privilegirten Classen, der Dritte Stand und die Bureaukratie, lassen es auch diesmal zu keiner umfassenderen Verwirklichung des großen Planes kommen. Vielmehr erscheint der Regierung die ganze socialpolitische Agitation in verdächtigem communistischen Lichte.

Die Erfolglosigkeit dieser autonomen socialpolitischen Bewegung führt mit Nothwendigkeit von neuem zur Behandlung der politischen Hauptfrage, zu immer häufigerer Aeußerung des einen brennenden Verfassungswunsches. Da insbesondere M. den Staat auch mit socialpolitischen Functionen bekleiden will, so steigt auch für ihn die Wichtigkeit der Lösung der Verfassungsfrage. Indem der rheinische Liberalismus, zu dessen vornehmsten Leitern M. zu rechnen ist, sein positives Einheits- und Freiheitsprogramm immer deutlicher entwickelt, organisirt er zugleich eine eifrige Agitation für Reichsstände. Dieses Programm, wie Camphausen es unter Berufung auf den Freiherrn vom Stein 1845 auf dem achten Provinziallandtag darlegt, richtet sich in gleicher Weise gegen die feudal-ultramontane Partei, wie gegen die radicale Demokratie mit ihrer Lehre von der Volkssouveränetät. Es bezeichnet auch für M. die Richtschnur des politischen Handelns in den folgenden Jahren.

Dagegen vermißt man die handelspolitische Einigkeit innerhalb der liberalen Parteien am Rhein. Wie die Provinziallandtage und David Hansemann, so ist auch M. der Meinung, daß der rheinischen Industrie mit einem maßvollen Schutzsysteme erzieherischen, nicht prohibitiven Charakters am besten gedient sei. Dagegen erscheinen Camphausen und die von ihm beherrschte Kölner Handelskammer (M. befindet sich mit seinem protectionistischen Anhang in der Minorität) als erklärte Anhänger der Freihandelslehre, weil sie überhaupt im Handel die entscheidende wirthschaftliche Function eines Volkes erblicken, während M. für die Gleichberechtigung von Industrie und Ackerbau unermüdlich eintritt. Nahe persönliche Beziehungen zu dem Tübinger Professor der Staatswissenschaften Fallati (1809—1855), dessen politischer Liberalismus und Einheitsbegeisterung ihn außerdem fesseln, sind geeignet, seine Abneigung gegen den ökonomischen Liberalismus zu stärken.

Das Jahr 1846 bringt für den rastlosen Mann ein doppeltes folgenschweres Ereigniß. Er verheirathet sich mit Elise Leiden, der Tochter eines Geschäftsfreundes des Vaters, und er wird, nachdem er endlich das vorschriftsmäßige Alter erlangt hat, als Abgeordneter in den Provinziallandtag gewählt.

Zusammen mit den andern rheinischen Liberalen sieht er in dem königlichen Patent vom 3. Februar 1847 und den drei Verordnungen, welche die Provinzialvertretungen zu einem „Vereinigten Landtag“ zusammenschließen, trotz aller reactionären Elemente dieser Gesetze einen wesentlichen Fortschritt. Schon das rheinische Einheitsbedürfniß läßt ihn diesen lange ersehnten Schritt des Königs willkommen heißen. Er wird deshalb zusammen mit Camphausen gegenüber Beckerath rechts und Hansemann links der Führer der liberalen Mittelpartei. Es ist für ihn keine Frage, daß man den Competenzconflict nicht entfesseln dürfe, vielmehr trotz des Widerstandes des radicalen Liberalismus wie ihn z. B. die Ostpreußen vertreten, die Zuständigkeit der ständischen Gesammtvertretung anerkennen müsse. Seiner vorsichtigen Parteidiplomatie ge-

lingt es, die Liberalen trotz aller Widerstände auf dies Programm in Berlin zu einigen. Dies taktische Entgegenkommen bedeutet aber keinen Bruch mit den grundsätzlichen Gedanken. M. hat in der Adreßdebatte die constitutionelle Hauptforderung, nämlich die Periodicität der Landesvertretung, aufs schärfste gestellt und sie später bei den Berathungen vom 29. Mai bis 8. Juni eingehend begründet. Ihr zu Liebe hat er die Bewilligung der Ostbahnanleihe verweigert und auch die liberale Deklarantenadresse vom 26. April (Antwort auf die Replik des Königs vom 22.) mit unterzeichnet. Auch auf ihn macht die vielberufene ganz ständische Thronrede einen niederschmetternden Eindruck; denn seine Ueberzeugung ist und bleibt, daß die Macht der Krone durch Einführung des Constitutionalismus nur gesteigert werde. Mevissen's wohl durchdachte und vorbereitete Reden finden einen großen Leserkreis. Am Rheine gewinnt er besonders durch seine unabhängige Haltung gelegentlich der Ausschußwahlen die Sympathien.

Daneben bleibt sein Interesse für die Lösung der deutschen Frage, die gerade jetzt nach mannichfacher publicistischer Vorarbeit in Süddeutschland von der Heidelberger Deutschen Zeitung kräftig aufgerollt wird, in alter Weise lebendig. Mit Bassermann's berühmtem Antrage in der badischen Kammer vom 27. Juli ist M. natürlich völlig einverstanden. Wie fast alle Zeitgenossen hält er einen friedlichen Ausgleich des österreichisch-preußischen Dualismus und die Gründung eines großdeutschen Siebzigmillionenreichs für durchaus möglich. Für M. sind es bewegte Wochen, denn er bekleidet formell vom 22. Juni bis 27. Juli die Function eines Beigeordneten der Stadt Köln, bis die Regierung dem unbequemen Beamten die Bestätigung verweigert. —

Am 3. Februar 1848 reist Joseph Maria v. Radowitz durch Köln und trifft auch mit M. zusammen. Als guter Kenner französischer Verhältnisse prophezeit M. den baldigen Untergang des Julikönigthums. Radowitz will es nicht glauben. Aber der Kaufmann sieht hier weiter, als der Diplomat. Die Befürchtungen bestätigen sich, wie man weiß, überraschend schnell. Es tritt ein, was Mevissen's Socialpolitik mit hat verhindern wollen: die Erhebung der niederen Massen des deutschen Volkes. Die Stadt Köln wird schnell zum Mittelpunkte der neuen von Karl Marx beherrschten internationalen communistischen Partei. Hier erscheint die Neue Rheinische Zeitung. Zugleich nimmt jetzt die deutsche Einheitsbewegung, wachgehalten durch die Kriegsfurcht vor dem republikanischen Frankreich, ein wahnsinnig beschleunigtes Tempo an. Als treuer Monarchist verlangt M. vor allem, daß man der Krone eine entscheidende Mitwirkung bei dem großen Einigungs- und Befreiungswerke zugestehe. Aber in Süddeutschland wächst die linksliberale Agitation über diesen Standpunkt sofort hinaus. Der alte Gedanke der Volkssouveränetät und der neue des allgemeinen gleichen Wahlrechts bringen die ganze Masse in Aufruhr. Das Ergebniß ist die Einberufung des Frankfurter Vorparlamentes auf den 30. März. Keinerlei Rechtstitel läßt sich für seine Existenz aufweisen. Ein Punkt ist damit erreicht, den weder M. noch der rheinische Liberalismus in solcher Schroffheit erstrebt haben, wie auch neuerdings ihr Bonner Programm vom 11. März aufs deutlichste zeigt. Noch am 15. hat der Kölner Gemeinderath den Versuch gemacht, den König dazu zu bewegen, an die Spitze der Einheitsbewegung zu treten. Friedrich Wilhelm IV. folgt diesen Anregungen in zwölfter Stunde mit seinem Patente vom 18. März. Aber es ist bereits zu spät. Die Berliner Märzrevolution veranlaßt den haltlosen König zu seinen Erklärungen vom 21. und 22., die einen völligen Bruch mit dem ganzen bisherigen gemäßigten oder nicht gemäßigten Systeme bedeuten. Die würdelose Capitulation der Krone vor der Revolution hat nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland die verderblichste Wirkung. Sie scheint für immer Mevissen's Hoffnungen auf

eine preußische Führung der Einheitsbewegung zu zerstören. Indem der König zunächst Frankfurt gegenüber in die Rolle völliger Passivität zurückfällt, verbreitet sich die Begeisterung für das allgemeine Wahlrecht unter dem Eindrucke der damals noch siegreichen Pariser Arbeiterrevolution auch am Rheine in immer weiteren Kreisen und verdrängt immer mehr den von den Gemäßigten ausgebildeten Gedanken einer „organischen Fortbildung des berufsständischen Prinzips". Nur ungern fügt sich M. dem steigenden Radicalismus. Wenigstens durch Befürwortung eines indirecten Wahlmodus sucht er den schädlichsten Wirkungen vorzubeugen.

Während in Preußen vor allem die Finanznoth zur Einberufung des liberalen Ministeriums Camphausen-Hansemann führt, richtet sich Mevissen's Interesse mehr auf die Frankfurter Versammlung: als Abgeordneter für Siegen tritt er in das Parlament ein. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er sich an die gemäßigte liberale Partei, das sog. Rechte Centrum (Casinopartei) anschließt*) und daß er sich ernsthafter und eingehender, als mancher seiner optimistischen nur für das theoretische Staatsrecht interessirten Parteifreunde mit der Frage nach der praktischen Haltung der Regierungen, besonders Friedrich Wilhelm's IV. beschäftigt.

Aber Mevissen's Hoffnungen auf einen aufrichtigen preußischen Constitutionalismus erweisen sich als Illusionen. Schon am 30. März, einen Tag nach Einberufung des rheinischen Ministeriums, beginnt der General Leopold v. Gerlach von neuem an der Gründung eines „ministère occulte", der Kamarilla zu arbeiten. Die Anzeichen mehren sich dafür, daß M. die altpreußischen Mächte mit vielen andern damals weit unterschätzt hat. Der König nähert sich wieder der Militärpartei.

Trotzdem wird M. nicht müde, in Frankfurt zur äußersten Mäßigung, d. h. zur Berücksichtigung der wirklichen Machtverhältnisse zu rathen. Man dürfe das Vertrauen auf Entgegenkommen der Einzelstaaten nicht aufgeben. Die Rechtscontinuität müsse gewahrt bleiben. Deshalb will er ähnlich wie Beckerath bei Konstituirung der Centralgewalt auf den Bundestag zurückgreifen. Aber diese realpolitischen Gedanken gehen in dem allgemeinen Frankfurter Rausche unter. Heinrich v. Gagern, dessen glänzende Persönlichkeit auch auf den empfänglichen Menschenkenner, M., ihres tiefen Eindrucks nicht verfehlt hat, thut am 24. Juni seinen „kühnen Griff" und veranlaßt das Parlament zur autonomen Herstellung einer provisorischen Centralgewalt. M. fügt sich, obwohl Gagern's Vorgehen seinen politischen Ueberzeugungen widerspricht. Er giebt nach, weil er mit diesem Zugeständnisse wenigstens die monarchische Spitze dauernd zu retten hofft. Ihr zu Liebe zollt er diesem Siege des radicaleren süddeutschen über den gemäßigten rheinischen Liberalismus seine Anerkennung. Aber die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser erscheint ihm als bedenklich. Er glaubt überhaupt nicht an die Allmacht der Paulskirche. In der Gestaltung des Reichsministeriums wenigstens, das theilweise aus seiner Partei, theilweise aus der Partei des Württemberger Hofes genommen wird, sucht er seinen conservativeren Tendenzen zu dienen. Aber die von ihm im Verein mit Gagern unternommenen Bemühungen, Camphausen zum Eintritt ins Reichsministerium zu bewegen, führen nicht zum Ziele. Er selbst wird schließlich zusammen mit seinem Freunde Fallati Unterstaatssecretär im Handelsministerium Duckwitz und sieht auch jetzt seine vornehmste Aufgabe darin, eine gütliche Vereinbarung mit den Einzelstaaten herzustellen.

Mevissen's Mißtrauen gegen die Macht des neuen Parlamentarismus

*) Ihr Programm entwirft er zusammen mit Droysen und H. v. Gagern.

erweist sich als durchaus berechtigt. Seitdem der französische General Cavaignac in der Junischlacht die Arbeiterrevolution niedergeworfen hat, mehren sich für die Frankfurter Versammlung die Enttäuschungen. Trotzdem verwirft das Parlament am 5. September den von der Krone Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Malmöer Waffenstillstand, indem es dabei über Mevissen's und des Reichsministeriums ernste Bedenken optimistisch hinweggeht. Die Ereignisse folgen einander nun sehr schnell. Eine Durchführung des Parlamentsbeschlusses ist unmöglich. Er wird infolgedessen am 16. September zurückgenommen. Das inzwischen natürlich abgetretene Reichsministerium soll seine Thätigkeit von neuem wieder beginnen; aber M. verweigert seinen Wiedereintritt. Er kann den Enthusiasmus Dahlmann's, von dem er sonst in mancher Hinsicht so viel erhofft, nicht theilen. Schon am 10. ist er nach Berlin gereist, um wegen Uebernahme einer Directorstelle im Schaaffhausen'schen Bankverein zu verhandeln. Dieser ist nach dem drohenden Bankerott in eine Actiengesellschaft umgewandelt worden. Mevissen's Ernennung erfolgt am 15. In diesen Tagen wird er von neuem in die politische Bewegung der Hauptstadt hineingerissen. Während die Kamarilla gegen die Rheinländer schon jetzt die offene Reaction predigt und gelegentlich sogar zur Aufgabe der Westprovinzen geneigt ist, will Friedrich Wilhelm IV. so weit noch nicht gehen. Denn nach der Demission des zweiten Revolutionsministeriums (Hansemann-Auerswald) trägt er sich mit dem Gedanken, noch einmal einen Vermittelungsversuch zu machen. Auch M. soll in das neue Ministerium eintreten. Am 16. und 17. September hat er zusammen mit Beckerath dem Könige das Ultimatum der liberalen Partei unterbreitet. Aber der König verwirft dies Programm und beruft vier Tage später das reactionäre Uebergangsministerium v. Pfuel, bei dem die Kreuzzeitung sofort mit Genugthuung die gänzliche Abwesenheit des rheinischen Elements feststellt.

Das Frankfurter Mandat hat M. noch bis zum Mai 1849 innegehabt. In den späteren Monaten macht er sich vor allem um den volkswirthschaftlichen Ausschuß verdient. Aus dem August 1848 stammt eine Denkschrift über die Centralisation des deutschen Bankwesens. Mit Saint-Simon sieht er darin den wichtigsten „Hebel zur Begründung des kommenden industriellen Systems". Zusammen mit Fallati kämpft er auch für Vereinheitlichung der Eisenbahnen- und Bergwerksverwaltung und, als Vertrauensmann der Kölner Handelskammer, für die Befreiung des Rheines. Aber das Interesse für diese und die ebenso brennenden sozialpolitischen Fragen verschwindet doch immer wieder unter der Masse der politischen Verhandlungen. Die Männer der Paulskirche zeigen auf diesem Gebiete nur geringes Verständniß. Nach der Niederwerfung des Pariser Aufstandes wächst vielmehr der unsoziale manchesterliche Capitalismus zu solcher Stärke, daß er auch in den nächsten Jahren die Vorherrschaft behauptet.

Gagern's kleindeutsches Programm vom 18. December 1848 hat, seitdem von Oesterreich in Kremsier die Brücken abgebrochen worden sind, auch M. eingeleuchtet. Bei den Berathungen über die Reichsverfassung hat er, um das Zustandekommen des Ganzen in letzter Stunde zu fördern, seinen Widerspruch gegen das allgemeine Wahlrecht und das suspensive Veto aufgegeben. Bis zuletzt hofft er noch auf eine Lösung. Um so schwerer trifft auch ihn die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Nur kurz noch hat sich M. in den nächsten Jahren an den ephemeren Einigungsversuchen der preußischen Regierung betheiligt, so an den Gothaer Berathungen der Erbkaiserlichen am 26. Juni 1849 und am Erfurter Reichstage vom 20. März bis zum 29. April 1850. Wie er sich in der deutschen Frage trotz aller Gegensätze den preußischen Intentionen zur Verfügung stellt,

so warnt er auch für Preußen selbst vor aller rein passiven Obstruction, obwohl das Dreiclassenwahlgesetz vom 30. Mai 1849 über die rückschrittliche Gesinnung der Regierung keinen Zweifel mehr übrig läßt. Gewiß steht er dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel mit der größten Abneigung gegenüber. Aber er will doch auch verhüten, daß infolge der Passivität der Liberalen alle Errungenschaften der Revolution nun sofort verloren gehen. Für d Gründung eines Herrenhauses ist er schon 1847 eingetreten. Das Princip der Volkssouveränetät giebt er leichten Herzens auf. An der Gleichheit des Wahlrechtes ist ihm nichts gelegen. Aber die Allgemeinheit will er erhalten sehen. Vor allem eine Ueberzeugung verstärkt sich in ihm in diesen politisch s enttäuschungsreichen Monaten, daß nach seiner politischen Niederlage das Bürgerthum nur um so mehr die Pflicht habe, an der Steigerung seiner wirthschaftlichen Kraft und Selbständigkeit zu arbeiten. In sich selbst fühlt er diese Pflicht. Er glaubt seinem Volke besser dienen zu können, wenn er mitten in dem bald mächtig aufblühenden rheinischen Wirthschaftsleben auf seinem Posten bleibt, und der Verzicht auf ein Abgeordnetenmandat in der zunächst zur Bedeutungslosigkeit verurtheilten Zweiten Preußischen Kammer erscheint ihm deshalb als unerläßlich.

M. ist der Führer bei allen großen Unternehmungen in der Provinz, so bei Gründung der Kölner Lebensversicherungsgesellschaft Concordia 1852, die aus der Verschmelzung zweier Concurrenzunternehmen hervorgeht, der Rückversicherungsgesellschaft 1853, bei socialpolitisch bedeutungsvollen Feuerversicherungsprojecten, die er zusammen mit F. Diergardt und Josua Hasenclever ausarbeitet. Auch verschiedene Gründungen auf dem Gebiete der Textil-, Eisen- und Montanindustrie (von besonderer Bedeutung ist der Maschinenbau) beeinflußt er mit seiner kräftigen kaufmännischen Initiative, freilich zunächst noch unter Heranziehung auswärtigen Capitals. Als eine der ersten Actienunternehmungen erlangt der Kölner Bergwerksverein 1849 die Concession der Regierung. Nach dem Vorbilde des 1852 begründeten Pariser Crédit Mobilier erfolgt nach eifrigen Bemühungen Mevissen's am 2. April 1853 die Concessionirung der Darmstädter Bank für Handel und Industrie mit der ausgesprochenen Absicht, mittels eines corporativen Unternehmens die private Rothschild'sche Alleinherrschaft auf dem Geldmarkte zu brechen. Es ist die erste moderne Creditbank auf Actien in Deutschland. Der Name Mevissen ist mit ihrer Gründung und ersten Entwicklung, mit dem raschen Aufschwunge des Capitalismus in Deutschland überhaupt unauflöslich verbunden. 1856 folgt, wiederum unter Mevissen's Leitung, die Gründung der Internationalen Bank von Luxemburg. Auch hier wird er, wie in Darmstadt, zum Präsidenten gewählt. Daran reihen sich weitere Bankprojecte, die auch in die Hauptstadt hinübergreifen und die besondere Absicht verfolgen, die hohe Aristokratie „mit der Industrie in den innigsten Contact zu bringen“.

Derselbe Mann, dessen Unternehmungsgeist und Integrität in gleicher Weise der hohe Aufschwung des westdeutschen Bankwesens in den fünfziger Jahren zu verdanken ist, steht an der Spitze der Rheinischen Eisenbahngesellschaft. Gegen sein linksrheinisches Bahnproject, das Nord- und Süddeutschland miteinander verbinden soll, werden auch nach der Revolution noch strategische Bedenken geltend gemacht. Aber M. verfolgt seinen Plan mit zäher Energie weiter, und 1855 gelingt es wirklich, von dem fähigen Handelsminister v. d. Heydt für die Rheinische Eisenbahngesellschaft die Concession zum Baue der linksrheinischen Trace zu erlangen. M. spricht ihn auf der Pariser Weltausstellung, wo er, ebenso wie auf den folgender Ausstellungen, der internationalen Jury für Leinenindustrie angehört. Am 5. Mai 1856 erhält M.

die Concession für die ganze linksrheinische Strecke von Nijmegen bis Bingen, nachdem die Bahnen von Bonn und Crefeld nach Köln mit der Rheinischen Eisenbahn verschmolzen worden sind. Der zukunftsreiche Plan wird 1859 vollendet.

Mevissen's drittes von ihm früher schon oft angebautes wirthschaftliches Bethätigungsfeld ist die Zollpolitik. Als Mitglied der Kölner Handelskammer hat er in den Jahren der Zollvereinskrisis (1850—53) von neuem mit größter Hingebung einen Weg durch die zahlreichen gefährlichen Klippen gesucht. Es gewinnt für kurze Zeit den Anschein, als wenn Oesterreich nach seinem in Olmütz über den preußischen Rivalen erfochtenen diplomatischen Siege nun auch handelspolitisch seine Vorherrschaft durch Eintritt in den Zollverein (und zwar mit dem Gesammtstaate) für immer begründen wird. Aber den geschickten preußischen Operationen gelingt es 1853, die Südstaaten trotz ihrer politischen Abneigung und trotz der starken schutzzöllnerischen Strömung beim Zollvereine festzuhalten. Der im gleichen Jahre mit Oesterreich abgeschlossene Separathandelsvertrag bedeutet den ersten Sieg der wieder emporsteigenden Macht seit der Olmützer Punktation. Als solcher wird er von M., dem unermüdlichen Verfechter des kleindeutschen Programms, mit Erleichterung begrüßt. Wie hoch man seine Wirksamkeit in der Kölner Handelskammer bewerthet, lehrt seine Wahl zum Präsidenten im J. 1856, obwohl die Kammer dauernd eine freihändlerische Majorität aufweist. M. hat sich ihrer Theorie, die eben jetzt — es sind die Glanzjahre des Freihandels — in den Congressen deutscher Volkswirthe seit 1857 auch eine machtvolle äußere Vertretung erhält, niemals unterworfen. Sein volkswirthschaftlicher Standpunkt bleibt protectionistisch. Er nähert sich z. B. dem Nationalökonomen Knies. Es ist besonders die Rolle, die M. dem Staate im Wirthschaftsleben zuweist, was ihn dauernd der Freihandelslehre und allgemein dem Manchesterthume entfremdet.

Wenn er auch besonders auf handelspolitischem Gebiete für die hohen Verdienste der preußischen Bureaukratie stets ein offenes Auge besessen hat, so bleibt sein Verhältniß zum preußischen Reactionsregimente doch zunächst noch recht unerquicklich. Die Haltung des neuen Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow, der am Rheine so regiert wie etwa in Pommern, erfährt bei ihm eine scharfe Ablehnung. Aber eine rein negative Opposition hat M. niemals getrieben. Freundschaftliche persönliche Beziehungen zu dem Kölner Regierungspräsidenten Ed. v. Moeller lehren ihn immer wieder das Gute von dem Verwerflichen unterscheiden. Schon im J. 1855 hat er wieder seine unwandelbare monarchische Ueberzeugung ausgesprochen.

Mitten in diesen arbeitsvollen, unruhigen Jahren erleidet M. den denkbar schwersten Verlust: am 29. Mai 1857 wird ihm nach elfjähriger glücklicher Ehe seine überaus verständnißvolle Gattin durch den Tod entrissen. Der schwer Geprüfte ist in dieser Zeit selbst leidend und muß auf längeren Reisen Erholung und Zeit zur ruhigen Befriedigung seiner noch immer so mächtigen rein geistigen Bedürfnisse suchen. 1860 geht er mit seiner Schwägerin Therese Leiden eine zweite Ehe ein. Die Hochzeitsreise führt ihn nach Italien, mitten hinein in die italienische Einheitsbewegung, in der er den „Geist des Jahrhunderts“ an der Arbeit sieht. Wie andere Liberale, z. B. Hermann Baumgarten, lebt er der Ueberzeugung, daß nun auch in Deutschland der Stein ins Rollen kommen werde. „Preußen wird“, so schreibt er, „unter dem Zujauchzen Europas an die Spitze des mächtigen, einigen Deutschlands geschnellt werden.“ Bei den hoffnungsvollen Anfängen der Neuen Aera erwachen seine alten politischen Neigungen. Aber er widersteht der Versuchung, ins Abgeordnetenhaus einzutreten. Gerade die fortgesetzt kritische Lage der europäischen Politik

fesselt ihn dauernd an das rheinische Wirthschaftsleben, in dem er die verantwortungsvollsten Posten bekleidet. Zudem ist der alsbald wegen der Heeresreform ausbrechende preußische Verfassungsconflict wenig geeignet, ihm eine Rückkehr zur Politik als verlockend erscheinen zu lassen. M. ist kein Freund der von Scharnhorst und Boyen organisirten allgemeinen Wehrpflicht. Er verlangt Schonung der in der Industrie unentbehrlichen Arbeitskräfte und außerdem die auch fachmännisch empfohlene zweijährige Dienstzeit. Größeres Gewicht als auf die Reform des Landheeres legt er überhaupt auf die Marine. Im allgemeinen aber ist er, und das trennt ihn von der preußischen Fortschrittspartei, dagegen, daß man eine abweichende Anschauung in der Militärfrage zur parlamentarischen Obstruction benutze. Zu dem Thronfolger, dessen Residenz in Koblenz sehr günstig gewirkt hat, entwickelt sich jetzt ein besseres Verhältniß. Ganz besondere Verehrung aber bringt er der zukünftigen Königin entgegen. Weimarisch-Goethischen Geist glaubt er in ihr wiederzufinden. Die Prinzessin Augusta wird eine der eifrigsten Förderinnen seiner rheinischen Verkehrspläne. Seine Beziehungen zu ihr haben sich in den folgenden Jahren immer intimer gestaltet.

Der preußisch-französische Handelsvertrag vom 2. August 1862 zeigt deutlich genug, daß der Staat seine wirthschaftspolitische Vormacht weiter ausbaut. Für M. liegt darin eine erneute Aufforderung, auf wirthschaftlichem Gebiete alle Kräfte anzuspannen. Der Eindruck, den er auf der im selben Jahre veranstalteten Londoner Weltausstellung von der Ueberlegenheit der englischen Industrie gewinnt, drängt ihn zu immer energischerer Verfolgung seiner Eisenbahn- und Canalpläne, die durch einen Kölner Localconflict des Jahres 1860 nur vorübergehend gestört worden sind. 1865 erfolgt die Eröffnung der ganzen seiner Oberleitung unterstehenden Strecke bis Nijmegen. Gegenüber der Köln-Mindener Bahn, deren monopolistische Tarifpolitik die industriellen Interessen schädigt, setzt er die Gründung einer Concurrenzlinie durch. Auch in diesen Jahren aber hat er fortgesetzt mit Hemmungen der Regierung zu ringen, besonders seit dem Jahre 1862, in welchem v. Itzenplitz das Portefeuille des Handels erlangt hat.

Aber im Verfassungsconflicte haben ihn auch diese Irrungen nicht auf die linke Seite hinüberziehen können. Er bleibt bei seinem alten maßvollen Standpunkte, wie man u. a. aus der von ihm am 11. November 1862 bei Grundsteinlegung der Koblenzer Rheinbrücke gehaltenen Rede ersehen kann. Die nahen Beziehungen, die M. seit 1861 mit dem in Bonn wirkenden Historiker Heinrich v. Sybel verbinden, machen ihn darin nicht irre. Wenn auch ihre Grundüberzeugungen übereinstimmen: das taktische Zusammengehen mit dem Fortschritte ist nur Sybel's und des Linken Centrums, nicht Mevissen's und der Altliberalen Forderung. M. betheiligt sich deshalb nicht an dem Kölner Abgeordnetenfeste vom 18. Juli 1863, auf dem Sybel und der Rothe Becker die Hauptrolle spielen. Freilich hat er die Gewaltpolitik des neuen Conflictsministers Bismarck, insbesondere die an das Polignac'sche Vorbild gemahnende Preßordonnanz vom 1. Juni ebenso scharf getadelt, wie jeder Fortschrittsmann.

Allein schon der erstaunliche Erfolg der genialen Bismarck'schen Diplomatie im J. 1864 hat ihn auch aus dieser Oppositionsstellung herausgedrängt. Er hat ein Gefühl dafür, daß wieder ein Mann das Präsidium des preußischen Ministeriums führt. Vertrauen auf Bismarck ist schließlich wohl das stärkste Motiv gewesen, das ihn dem Fortschritte dauernd ferngehalten hat. Im März 1865 hat M. ein interessantes Gespräch mit König Wilhelm über die Annexion des Kieler Hafens, bei dem er im Gegensatze zu dem kühn vor-

stürmenden alten Könige (ähnlich wie Bismarck) eine vorherige Auseinandersetzung mit dem eifersüchtigen England empfiehlt. Aus voller Ueberzeugung nimmt er an der rheinischen Jubelfeier desselben Jahres und an der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm III. zu Köln Theil. Die Wahl zum Beigeordneten der Stadt und sein Eintritt ins Herrenhaus als ihr Repräsentant entfernt ihn immer weiter von dem unfruchtbaren Oppositionsgeiste der Fortschrittspartei. In gehaltvollen wohl für die Königin bestimmten Denkschriften umgrenzt er seine politischen Anschauungen. Seitdem das Jahr 1866 die vorläufige Lösung der deutschen Frage gebracht hat, faßt er mit Eifer den neu zu gründenden Bundesstaat ins Auge und vertritt auch für ihn sein altes constitutionelles Programm. In der Militärfrage entwickelt er den Gedanken der Wehrsteuer und, wie schon früher, die Nothwendigkeit einer Beschränkung der allgemeinen Dienstpflicht in den Kreisen der industriellen Arbeiterschaft. Im Herrenhause vertheidigt er gegenüber der nach den Siegen von 1866 eine gründliche Reaction ersehnenden Rechten natürlich die Indemnitätspolitik. Außerdem bearbeitet er finanzpolitische Fragen. Bei der Votirung des Wahlrechts bleibt er dagegen absichtlich im Hintergrunde. In der äußeren Politik hofft er auf eine weitere friedliche Entwicklung und ist sehr glücklich darüber, daß der Luxemburger Conflikt schließlich doch gütlich beigelegt wird. Den gewaltigen Ereignissen des französischen Krieges folgt er mit nicht minder großer Begeisterung. Die von ihm geleitete Rheinische Eisenbahn, das Organ der Mobilmachung im Westen, löst die ihr im Interesse der Allgemeinheit gestellte Aufgabe glänzend. Bismarck's auswärtige Politik und des alten Königs stille Größe erfüllen ihn mit steigender Bewunderung.

Aber im Neuen Reiche führen neu auftauchende Probleme auch wieder zu neuen Gegensätzen. Es ist die Beurtheilung des Culturkampfes, die den liberalen Rheinländer einerseits von der kaiserlichen Familie, besonders der Kaiserin, andererseits von Bismarck scheidet. Während die Kaiserin zu weitgehendem Rückzuge vor der katholischen Kirche bereit ist, verlangt M. eine klare Antwort auf die ins politische Gebiet hinübergreifenden Anmaßungen des römischen Stuhles. So spricht er am 7. März 1872 im Herrenhause für das Schulaufsichtsgesetz, u. a. mit folgender Wendung: „Im preußischen Staate, in dem verschiedene religiöse Bekenntnisse mit gleicher Berechtigung neben einander stehen, kann die Parität nur dann eine wahre sein, wenn die selbständige Schule die Bildnerin und die Trägerin wahrhaft religiöser Gesinnung, die Trägerin einer reinen, der Wissenschaft und Religion gemeinsamen Sittenlehre, der Toleranz, der christlichen Liebe, der demüthigen Gottesfurcht ist, nicht aber die Trägerin der Intoleranz verschiedener sich ausschließender, sich allein als berechtigt affirmirender kirchlicher Bekenntnisse." Deshalb stimmt er auch 1873 für die Maigesetze und 1874 für die Civilehe. Wenn er so einer Kampfgesetzgebung gegen den politischen Katholicismus das Wort redet, so verwirft er doch (hierin in Uebereinstimmung mit dem kleineren linken etwa durch die Frankfurter Zeitung vertretenen Flügel des Liberalismus) das weitergehende Staatskirchenthum Bismarck's, das nichts anderes ist, als der absolutistisch fortgebildete landeskirchliche Gedanke, vollkommen. Er bleibt seinem alten kirchenpolitischen Systeme treu. Nicht die Bismarck'sche Culturkampfpolitik, sondern die Trennung von Staat und Kirche könne einen Ausweg bieten. Ueberhaupt hält er das Tempo des Kampfes für überhastet. Generationen könnten erst leisten, was Bismarck von wenigen Jahren erwarte.

Noch stärker wird er natürlich von den brennenden wirthschaftlichen Fragen in Anspruch genommen. Mit überlegener Geschicklichkeit hat er die

vielen von ihm geleiteten Unternehmungen durch die schwere Krisis des Jahres 1857 hindurch gerettet.

Das Präsidium der Rheinischen Eisenbahn führt er nach altbewährten Grundsätzen weiter. Es kommt ihm dabei nicht in erster Linie auf die Erzielung hoher Dividenden an. Er bedauert den Fiskalismus der Köln-Mindener Gesellschaft. Die Eisenbahnactien sollen vielmehr überhaupt keine Speculationspapiere werden. M. sieht es viel lieber, daß die Ueberschüsse theilweise gemeinnützigen Unternehmungen zu Gute kommen: der Kriegsinvalidenstiftung, dem Kölner Dome, dem Siebengebirgsvereine. Auch in technischer und sogar in ästhetischer Beziehung thut er Alles, um das ihm ans Herz gewachsene Unternehmen auf der Höhe zu halten. Betriebswirthschaftlich ist er ein Anhänger des in Preußen historisch gewachsenen zwischen Privat- und Staatsbetrieb gemischten Systems. (Am Rheine steht z. B. den beiden mehrfach genannten Privatgesellschaften die staatliche Bergisch-Märkische Bahn gegenüber.) Weder die Privat-, noch die Staatsbahn sollen eine Alleinherrschaft ausüben. Er erblickt in der Concurrenz mehrerer Bahnlinien, dem „Föderalismus gegenseitiger Anregung und Ergänzung“ einen volkswirthschaftlichen Vortheil: die nothwendige Vorbedingung für eine gesunde Tarifpolitik. Auch während der Gründerzeit, die allmählich ein allgemeines Mißtrauen gegen die Privatunternehmung überhaupt hervorruft, bleibt M. ein Gegner der Verstaatlichung. Aber die allgemeine Entwicklung, insbesondere Bismarck's 1875 inaugurirte Verkehrspolitik entscheidet gegen ihn. Trotz Mevissen's Widerspruch, der vor allzu großer Uniformirung und Steigerung der wirthschaftlichen Staatsmacht angelegentlichst warnt, erfolgt 1879 der Uebergang der Köln-Mindener Bahn in den Staatsbetrieb. Sowohl hier, wie bei der Verstaatlichung der Rheinischen Eisenbahn im nächsten Jahre, sind in den Kreisen der Actionäre, die die Direction völlig im Stiche lassen, zu seinem größten Bedauern nur private finanzielle und keine volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte maßgebend.

Für die Enttäuschungen, die ihm die preußische Verkehrspolitik bringt, wird er in etwas durch den schutzzöllnerischen Umschwung der gesammten Handelspolitik seit 1879 entschädigt. Mit Befriedigung sieht er, wie seine alten durch List und Carey genährten Theorien nun doch noch in gewisser Beziehung Wirklichkeit werden. Ingleichen dringen jetzt die socialpolitischen Anschauungen, die er zusammen mit den wenigen Gesinnungsgenossen schon vor der Märzrevolution vertreten hat, weiter vor. Der preußische Staat vor allem, von Bismarck gelenkt, erinnert sich seiner großen Traditionen auch auf diesem Gebiete. Dem Staate gebührt für die auch von M. freudig begrüßte, bedeutungsvolle socialpolitische Gesetzgebung der achtziger Jahre das größte Lob, während im Bürgerthum unter der Vorherrschaft der Freihandelslehre und den demoralisirenden Folgen der Gründerzeit die unsociale Gesinnung zunächst wenigstens als unausrottbar erscheint: das Bürgerthum ist nun nicht nur politisch, sondern auch socialpolitisch von dem vielfach mit alten Mitteln arbeitenden Staate besiegt worden. — Als Director der Rheinischen Eisenbahn ist M., wie oben S. 778 erwähnt, immer der Socialpolitik näher geblieben. Sein besonderes Interesse ist dabei dem Fortbildungsschulgedanken zugewandt.

Mehr, als bisher, widmet er sich seit seinem Ausscheiden aus dem Wirthschaftsleben seiner Familie — er sieht in ihr einen ethischen Mikrokosmos von unschätzbarem Werthe — und seinen Freunden. Seine Besitzungen in Köln und Godesberg sind von edler Gastfreundschaft belebt. Besondere Sorgfalt verwendet er immer auf seine Bibliothek (25 000 Bände), die später den Städten Köln und Dülken vermacht wird. Zahlreiche Reisen sorgen für neue Anregungen. Häufig trifft er mit den Bonner Freunden Sybel

und Dechen zusammen. Von Parlamentariern stehen ihm nationalliberale Abgeordnete, wie Bennigsen, Berger-Witten, Gneist, Hammacher und Miquel näher, von Männern der Wissenschaft u. a. Dernburg, Dubois-Reymond, Helmholtz, Jähns, Treitschke, Waitz.

Die Arbeit an der Lösung zweier wichtiger ins geistige Gebiet hinüberragender Aufgaben hat mit dazu beigetragen, Mevissen's Lebensabend zu verschönen.

Zu einem seiner Lieblingsgedanken gehört die Reform des kaufmännischen Bildungswesens. Schon im J. 1879 hat er der Stadt Köln ein Capital, das später auf 1 Million Mark erhöht wird, zur Gründung einer Handelsakademie zur Verfügung gestellt und einen Lehrplan ausgearbeitet, der in gleicher Weise vertiefte Fach- und erweiterte Universalbildung berücksichtigt. M. hat die definitive Verwirklichung dieses Planes nicht mehr erlebt. Aber nach manchem Jahre allgemeiner Interesselosigkeit kommt er gemeinsam mit dem Bonner Nationalökonomen Eberhard Gothein 1893 auf die alten Gedanken zurück. Und Gothein arbeitet dann nach Mevissen's Tod, aber im Anschluß an seine früheren Darlegungen, im J. 1900 einen neuen Plan aus. Ostern 1901 wird die Kölner Handelshochschule eröffnet, die in M. ihren materiellen Stifter und geistigen Vater verehren darf.

Bei einem zweiten Altersunternehmen, der Gründung der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, lenkt er noch stärker zu alten Jugendgedanken (oben S. 773 f.) zurück. Wie er seine wirthschaftstheoretischen Darlegungen schon immer historisch vertieft hat, so wird besonders der Verkehr mit Sybel manch neue Anregung auf historischem Gebiete gebracht haben. In Mevissen's Sinne erläßt Sybel 1868 einen Aufruf zur Gründung eines Vereins für rheinisch-westfälische Geschichte. Trotz der Protection des Kronprinzen vermag er aber damals noch nicht durchzudringen. Wirklichkeit wird der Plan erst, seitdem M. in Karl Lamprecht eine befähigte wissenschaftliche Hülfs- und Organisationskraft gefunden hat (Herbst 1879). Von ihm läßt er sich im Januar 1880 einen schriftlichen Plan „einer rheinischen Geschichte im Mittelalter mit Betonung der realen Cultur von Recht und Wirthschaft“ vorlegen. Nachdem Lamprecht im Herbst 1880 als Privatdocent nach Bonn gegangen ist, tritt auch die Landesuniversität in den Kreis der Interessenten ein. Unter Mitwirkung des Kölner Stadtarchivars Konstantin Höhlbaum wird die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde am 1. Juni 1881 gegründet. Seit dem Frühling 1882 subventionirt M. ferner einige wissenschaftliche Hülfskräfte für das Historische Archiv der Stadt Köln und errichtet 1890 noch eine besondere Stiftung für darstellende Arbeiten aus dem Gebiete der gesammten Landesgeschichte, während die Gesellschaft eine Reihe der werthvollsten Quellenpublicationen auf ihr Programm setzt. Als ein Zeichen der Dankbarkeit wird diesem größten Förderer der rheinischen Geschichtsstudien 1895 eine besondere historische Festschrift der betheiligten Kreise dargebracht. Wie auf all den anderen Gebieten, so sind auch hier Mevissen's Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen. Was er gesät hat, sprießt fröhlich empor. Noch auf Menschenalter hinaus wird man das Fortwirken dieses großen, echten Lebens in der Provinz spüren können.

Bis in die letzten Lebensjahre hinein hat er in gewohnter Weise alle Vorgänge im öffentlichen Leben mit tiefster innerer Antheilnahme begleitet. Die überragende Gestalt des Kanzlers ist nicht wieder aus dem Bereiche seiner Sympathien verschwunden. Unter den 35 Frankfurter Erbkaiserlichen, die Bismarck zum siebzigsten Geburtstage beglückwünschen, befindet sich auch M. Besonders bedauerlich erscheint ihm der Zwiespalt innerhalb des bürgerlichen

Liberalismus (Secession). Mit tiefer Bewegung sieht er dann drei Jahre später den alten Kaiser und bald auch seinen treuen Diener und seine Gattin vom Schauplatze abtreten. Die großen socialpolitischen Pläne des neuen Kaisers erscheinen ihm als weiterer zukunftsreicher Schritt. In den letzten Jahren, nach dem Tode der Kaiserin Augusta, hat er noch mit der Großherzogin von Baden in näheren Beziehungen gestanden.

Es wird einsamer um den alternden, seit 1891 auch körperlich mehr behinderten Mann. Am 13. August 1899 hat dies reiche Leben in Godesberg seinen Abschluß gefunden.

R. Haym, Reden und Redner des ersten preußischen Vereinigten Landtages (1847) S. 225—259. — (N. Hocker) Unsere Zeit I (1857), 274 ff. — K. Höhlbaum in der Historischen Zeitschrift 94 (1899), 72—79. — Joseph Hansen, Gustav von Mevissen, 2 Bände, Berlin 1906; erster Band: Darstellung, zweiter: Abhandlungen, Denkschriften, Reden und Briefe. — M. Philippson, Nation 24 (1906). — Fritz Friedrich, Preuß. Jahrb. 127 (1907). — M. Schwann, Rheinlande 7 (1907). Justus Hashagen.

Noll*): Friedrich Wilhelm N. wurde am 22. Februar 1824 zu Hof Guttels bei Rotenburg a. d. Fulda geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld und bestand 1845 das Maturitätsexamen. Alsdann bezog er die Universität Marburg, welche er später mit Berlin vertauschte, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Indessen zog ihn die Medicin mehr an und daher wandte er sich später dieser Wissenschaft zu. 1849 wurde er auf Grund seiner Dissertation „De cursu lymphae in vasis lymphaticis“, Berlin 1849, zum Dr. med. promovirt und bestand bald darauf das medicinische Staatsexamen. Nachdem er zwei Jahre Assistent an der medicinischen Klinik in Marburg gewesen war, ließ er sich in Hanau als praktischer Arzt nieder. Von 1853—59 war er Conservator für Geologie bei der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Hanau und hielt in derselben mehrfach Vorträge über „Eingeweidewürmer“, „Grundwasserverhältnisse“, „pflanzliche Parasiten“ u. a. Er war einer der Gründer des ärztlichen Vereins in Hanau und Herausgeber der medicinischen Statistik der Stadt. 1857 wurde er zum Physikus, 1867 zum Kreisphysikus ernannt und 1878 wurde ihm der Titel Sanitätsrath verliehen. Seine Lieblingsbeschäftigung waren die Arbeiten für das öffentliche Wohl, namentlich Wasserleitung und Canalisation. Ganz besondere Verdienste erwarb er sich um die Herstellung und Leitung der Reservelazarethe 1870—71. Unermüdlich thätig gönnte N. sich keine Ruhe. Aber sein Körper war den Anstrengungen, die er ihm zumuthete, nicht gewachsen. Eine heimtückische Krankheit, der er nicht genügend Beachtung schenkte, raffte ihn plötzlich hinweg. Er starb am 30. Januar 1889.

Nekrolog in Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau 1898, S. XXXVIII. W. Heß.

Noll**): Friedrich Karl N. wurde am 22. September 1832 zu Niederrad bei Frankfurt a. M., wo sein Vater Lehrer war, geboren. Er erhielt den ersten Unterricht in der Schule seines Vaters. Später besuchte er das Gymnasium in Frankfurt a. M. „Auf diesen täglichen Gängen zur Schule“, heißt es in einem Nekrolog in der Zeitschrift „Der zoologische Garten“, „und heimwärts durch den Wald und längs des Maines fand seine angeborene Liebe zur Natur die erste erwünschte Nahrung. Da gab es keinen Baum, dessen Lebensgeschichte er nicht verfolgt hätte, keine Blume deren

*) Zu Bd. LII, S. 646.
**) Zu Bd. LII, S. 646.

Standort er nicht ausfindig zu machen wußte. Er beobachtete die Vögel in ihrem Fluge, belauschte sie bei ihrem Brutgeschäfte und lernte ihre Weisen. Besonders fesselte ihn die niedere Thierwelt, deren Beobachtung man sich damals in dem noch ziemlich einsamen Wald und am stillen Flußufer ungestört hingeben konnte".

Im J. 1850 bezog er das Lehrerseminar zu Nürtingen und war nach bestandener Prüfung von 1854—57 Hülfslehrer an der Schule seines Vaters in Niederrad. Hier veröffentlichte er seine erste Schrift: „Das Leben der Natur im Winter. Briefe an einen zehnjährigen Knaben", Frankfurt a. M. 1856. Im J. 1857 wurde er an die neubegründete Bürgerschule in Frankfurt a. M. berufen. Hier trieb er eifrig naturwissenschaftliche Studien an dem Senckenbergischen Museum und in der Senckenbergischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. 1865 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „Der Main in seinem unteren Lauf. Die physikalischen und naturhistorischen Verhältnisse dieses Flusses", Frankfurt a. M. 1865, von der Universität Tübingen zum Doctor promovirt. Im folgenden Jahre übernahm er die Redaction der Zeitschrift: „Der zoologische Garten", welche er bis zu seinem Tode beibehielt. Ihr widmete er von jetzt an vorzugsweise seine Kräfte und zahlreiche fesselnde Aufsätze hat er in dieser Zeitung niedergelegt. Sein Verdienst ist es hauptsächlich, daß diese Zeitschrift sich bald einen geachteten Namen erwarb.

1871 unternahm N. eine größere Forschungsreise nach den canarischen Inseln, Marokko und Südspanien. Infolge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Naturgeschichte wurde er Ostern 1877 als Lehrer der Naturgeschichte an das Gymnasium versetzt und bald darauf zum Oberlehrer und dann zum Professor ernannt. Zwölf Jahre war er Lector der Zoologie an der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, deren Director er alsdann wurde. Außer zahlreichen Aufsätzen im „Zoologischen Garten" und anderen Zeitschriften gab er Schilling's „Grundzüge der Naturgeschichte" in drei Bänden neu heraus. N. starb am 14. Januar 1893.

Nekrolog im „Zoologischen Garten", Jahrgang 33, Nr. 12.

W. Heß.

Pagenstecher*): Heinrich Alexander P. wurde am 18. März 1825 in Elberfeld geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er in Göttingen, Heidelberg, Berlin und Paris Medicin. Nach der Promotion und bestandenem Staatsexamen ließ er sich 1847 als praktischer Arzt in Elberfeld nieder, war 1848—49 Brunnenarzt in Salzbrunn und von 1849—56 praktischer Arzt in Barmen. 1856 habilitirte er sich als Privatdocent für Geburtshülfe in Heidelberg. Hier hatte er das Mißgeschick, bei einer Operation zwei Fingerglieder zu verlieren, wodurch er sich zu dem erwählten Berufe untauglich fühlte. Er gab daher die Geburtshülfe, die gesammte Medicin und Chirurgie auf. Da er schon immer große Neigung zur Zoologie gehabt und sich mit dieser Wissenschaft eingehend beschäftigt hatte, beschloß er sich ihr völlig zu widmen. Bereits im folgenden Jahre veröffentlichte er drei bemerkenswerthe zoologische Arbeiten: „Trematodenlarven und Trematoden", Heidelberg 1857, ferner „Ueber Milben, besonders die Gattung Phytoptus" in Verhandlungen der naturhist. medic. Gesellschaft zu Heidelberg, Bd. I, 1857, und „Ueber Erziehung des Distoma echinatum durch Fütterung" in Wiegmann's Archiv f. Naturgeschichte, Jahrg. 23, Bd. 1, 1857. Im folgenden Jahre veröffentlichte er in Gemeinschaft mit Rudolf Leuckart: „Untersuchungen über niedere Seethiere" in Müller's Archiv f.

*) Zu Bd. LII, S. 744.

Anatomie, 1858, und „Zur Kenntniß der Geschlechtsorgane der Taenien" in Zeitschrift f. wissensch. Zoologie, Bd. 9, 1858. Bemerkenswerth sind ferner aus dieser Periode seine Arbeiten über Milben: „Beiträge zur Anatomie der Milben", 2 Hefte, Leipzig 1860 u. 61. Nach Bronn's Tode (5. Juni 1862) wurde er zu dessen Vertretung berufen, 1863 zum außerordentlichen, 1866 zum ordentlichen Professor für Zoologie und Paläontologie ernannt. Er setzte zunächst seine sorgfältigen Untersuchungen über Eingeweidewürmer fort und schrieb: „Zur Anatomie von Echinorhynchus proteus" in Zeitschrift f. wiss. Zoologie, Bd. XIII, 1863, und „Die Trichinen", Leipzig 1865. 1870 trieb ihn seine patriotische Begeisterung, den Feldzug gegen Frankreich als Arzt mitzumachen.

Nach seiner Rückkehr begann er sein Hauptwerk: „Allgemeine Zoologie oder Grundgesetze des thierischen Baues und Lebens", Berlin, 4 Bde., 1875 bis 1881. Er schlug in diesem Werke einen ganz neuen Weg ein, indem er das Thierreich nicht, wie bisher immer geschehen, systematisch, sondern morphologisch-biologisch behandelte. Dies geistvolle Werk fand verdiente Anerkennung. Ferner veröffentlichte er: „Die Thiere der Tiefsee", Berlin 1879. Dies Werk enthält eine Geschichte der zoologischen Untersuchungen des Meeres von Edward Forbes bis auf die damalige Zeit und eine Zusammenstellung der in größeren Tiefen lebenden Formen. 1882 gab er seine Professur auf und folgte einem Rufe nach Hamburg, um die Direction des dortigen naturhistorischen Museums zu übernehmen.

P. starb am 4. Januar 1889 an einem Herzleiden. W. Heß.

Piglhein *): Elimar Ulrich Bruno P., Maler, wurde am 19. Februar 1848 in Hamburg als der Sohn eines angesehenen Decorateurs geboren, der ihn schon frühzeitig mit seinem Handwerk vertraut machte, indem er ihn zahlreiche kunstgewerbliche Zeichnungen anfertigen ließ. Als er seine Schulzeit hinter sich hatte, trat er in das Bildhaueratelier von Lippelt ein. Nach dessen Tode bezog er im J. 1864 die Dresdner Kunstakademie und wurde hier Schüler Schilling's. Da er jedoch viel zu realistisch arbeitete und zu malerisch empfand, entschloß er sich, die Bildnerei an den Nagel zu hängen und Maler zu werden. In diesem Berufe wandte er sich zunächst nach Weimar, wo er sich an der unter Pauwel's Leitung stehenden Kunstschule ausbilden wollte. Da ihm aber das kleinstädtische Wesen in Weimar nicht behagte, siedelte er schon nach einem halben Jahre (1870) nach München über. Er wurde hier vorübergehend Schüler von Wilhelm Diez, machte sich jedoch sehr bald selbstständig und schuf zunächst unter dem Einflusse Makart's eine Reihe decorativer Arbeiten, die über den engsten Kreis ihrer Besteller nicht hinaus bekannt geworden sind. Ferner übte damals auch Böcklin eine große Anziehungskraft auf ihn aus, wovon eine Reihe von Centaurenbilder aus den siebziger Jahren Rechenschaft gibt. Obwohl er schon damals für Hans v. Schöen in Worms die nachmals in vielen Nachbildungen verbreitete Idylle „Kind und Hund am Ufersteg sitzend" gemalt hatte, blieb er doch noch lange dem Publicum so gut wie unbekannt. Das änderte sich erst im J. 1879, wo er auf der Münchener Ausstellung mit seinem großen Kreuzigungsbilde: „Moritur in Deo" (heute in d. Berliner Nat.-Gal.) allgemeines Aufsehen erregte. Aber die Käufer blieben auch diesmal aus. P. entschloß sich daher auf Anregung des Kunsthändlers Ackermann in München, zum Pastellstift zu greifen und sein Glück mit der Schilderung pikanter Damen zu versuchen, unter denen er Pieretten, weibliche Jockeys, spanische Tänzerinnen und stark dekolletirte Ballschönheiten bevorzugte. Gleich-

*) Zu S. 59.

zeitig schuf er eine Reihe von Kinderbildern und wußte sich noch durch mehrere Porträts aus der Münchener Gesellschaft einen Namen zu machen. Bald kam er in die Mode, wurde freilich auch von der strengen Kritik als ein Sittenverderber und Hetärenmaler angegriffen. Daß er diesen Vorwurf nicht verdiente, sondern im Grunde ein durchaus ernst veranlagter Künstler war, zeigte er durch das mit großer Sorgfalt auf Grund eingehender Studien in sehr kurzer Frist gemalte „Panorama der Kreuzigung Christi", durch das er einen vollgültigen Beweis seines bedeutenden Wissens und ungewöhnlichen Könnens ablegte. Leider ging das im J. 1886 vollendete und zuerst in München aufgestellte Rundgemälde, das die allgemeine Bewunderung voll verdiente, im J. 1892 bei einem Brande in Wien vollständig zu Grunde. In den nächsten Jahren beschäftigte sich P. wiederum mit größeren Arbeiten ernsten Inhalts. Die große „Grablegung" vom Jahre 1888 erwarb der bairische Staat für die neue Pinakothek in München. Viel Aufsehen erregte im J. 1890 „Die Blinde", ein Riesenbild, das im J. 1891 in Berlin an einen Amerikaner verkauft wurde. Bei Begründung der Münchener Secession im J. 1892 trat er als Präsident an deren Spitze, obwohl er schon damals mit einem schweren, seine Arbeitskraft hemmenden körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Er starb am 15. Juli 1894. Vom Januar bis März 1895 fand eine Ausstellung seiner Werke in der Berliner National-Galerie statt.

Zeitschrift für bildende Kunst. 22. Jahrg. Leipzig 1887. S. 165 bis 172. — Friedrich Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. München 1888. S. 381—382. — Ad. Rosenberg, Die Münchener Malerschule in ihrer Entwicklung seit 1871. Leipzig 1887. S. 70—72. — Ders., Geschichte der modernen Kunst III, 119—120. Leipzig 1889. — Die Kunst für Alle, 9. Jahrg., 1893—1894. München 1894. S. 342, 343. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1894. Nr. 2665, S. 103. — Frdr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts II, 269—272. Dresden 1898.

H. A. Lier.



Verzeichniß
der im 53. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Coeckelberghe-Dützele, G. R. W. v. (ps. Realis) 660.
Herbert, P. Ph. Frhr. v. Rathkeal, Diplom. 210.
Keller, F. G., Erfinder d. Holzschliffs 765.
Kempelen, Wolfg. v., Mechan. 766.
Kienmayer, M. F., Erfinder d. Amalgams 767.
Knauß, F. v., Mechan. 768.
Kremser, S., Begründer des Kutschenwesens 769.
Langen, Eug., Ingenieur 769.
Locatelli, Jos. v., Erfinder d. Saemaschine 770.
Magirus, K. D., Feuerwehrtechniker 770.
Marcus, Siegfr., Erfinder d. Automobils 771.
Mevissen, Gust., Politiker 772.
Noll, F. W., Arzt 788.
Noll, F. K., Zoolog 788.
Pachler, Faust, Dichter 160.
Pachtler, G. M., Jesuit 166.
Pagenstecher, H. A., Zoologe 789.
Paoli, Betty (Babette Elis. Glück), Dichterin 167.
Paulitschke, Phil., Ethnogr. u. Afrikaforscher 1.
Paulsen, Fritz, Maler 4.
Paulson, Jos., Stenogr. 4.
Pauly, Karl, Stenogr. 4.
Peiffer, E. J., Bildh. 5.
Peiper, L. R. S., Archäol. 5.
Peltzer, Bürgermstr. v. Osnabrück 8.
Pelzeln, Marie Edle v. (pseud. Emma Franz) 9.
Perles, Jos., Archäol. 10.
Persiehl, H. O., Buchdr. 12.
Perthes, Cl., Jurist 12.
Pertsch, W., Oriental. 18.
Pesch, Tilm., Jesuit, Philos. 19.
Peter, K. L., Schulm. 21.
Peters, C. F., Musikalienhändler 23.
Peters, Joh., kath. Theol. 25.
Petersen, K., hamburgischer Bürgermeister 26.
Petri, F., Stenogr. 31.
Petri, Jul., Dichter 31.
Pettenkofen, K. A. v., Maler 32.
Petz, Joh., Bildh. 35.
Petzl, Ferd., Maler 36.
Peyritsch, Joh. J., Arzt, Botaniker 39.
Pezzen, Barth., kais. Reichshofrath 41.
Pfizer, Gust., Dichter 47.
Pfyffer v. Altishofen, M. A., schweiz. Oberst 49.
Philipp, Graf v. Flandern 50.
Philippi, J. F. H., Jurist 53.
Philippović v. Philippsberg, J. Frhr., Feldzeugmstr. 54.
Philippson, Ludw., jüdischer Theol. 56.
Pierson, Karoline geb. Leonhardt 58.
Piglhein, E. U. B., Maler 790.
Pilat, J. A. v., Publicist 59.
Piloty, Ferd., Maler 61.
Piper, F. K. W., ev. Theol. 64.
Pirazzi, Emil Publicist 69.
Plänckner, J. v., Kartogr. 72.
Plaseller, J., Stenogr. 73.
Plato, G. G., genannt Wild, Numism., Histor. 74.
Pleßner, G. W. F., Ingen. 75.
Plettenberg, F. Ch. Frhr. v., Bischof v. Münster 76.
Plieningen, Dietr. v. (Ergänz.) 79.
Ploß, H. H., Anthropol. 81.
Plüddemann, Mart., Mus. 81.
Plütschau, H., ev. Mission. 85.
Poel, Piter, Privatgel. 87.
Polko, Elise, Sängerin, Schriftstellerin 95.
Pollack, Leop., Maler 98.
Pollini, Bernh., Theaterdirector 172.
Portius, K. J. S., Schachschriftst. 98.
Posselt, W., Kaffernmissionar 99.
Potthast, F. A., Histor. 102.
Pranckh, S. Frhr. v., bair. Kriegsm. 105.
Prantl, K., Botan. 106.
Preger, J. W., ev. Theol. 107.
Pressel, P., ev. Theol. 113.
Pretten, J., Theol. u. Schulmann 114.
Preu, G. M., ev. Theol. 114.
Preuß, Otto F. B., Histor. 173.
Preyer, W. Th., Phys. 116.
Primisser, J. F., Dicht. 119.
Pringsheim, Nath., Botan. 120.
Probst, F., kath. Theol. 124.
Proschko, F. J., Schriftst. 126.
Proskowetz, M. v., Landw., Reisender 129.
Pruckner, Dion., Claviersp. 131.
Prugger, Nik., Maler 135.
Prupstinck, El., Sectenstifter 136.
Puchelt, E. S., Jurist 137.
Puchner, A. Frhr. v., österr. Gen. 139.
Pückert, W., Histor. 141.
Pulz, L. Frhr. v., österr. Feldm.-Lt. 142.
Pünjer, G. Ch. Bernh., ev. Theol. 146.

Purmann, J. G., Schulm. 153.
Puschkin, A., Stenogr. 155.
Putlitz, G. H. Gans Edl. Herr zu, Dichter 155.

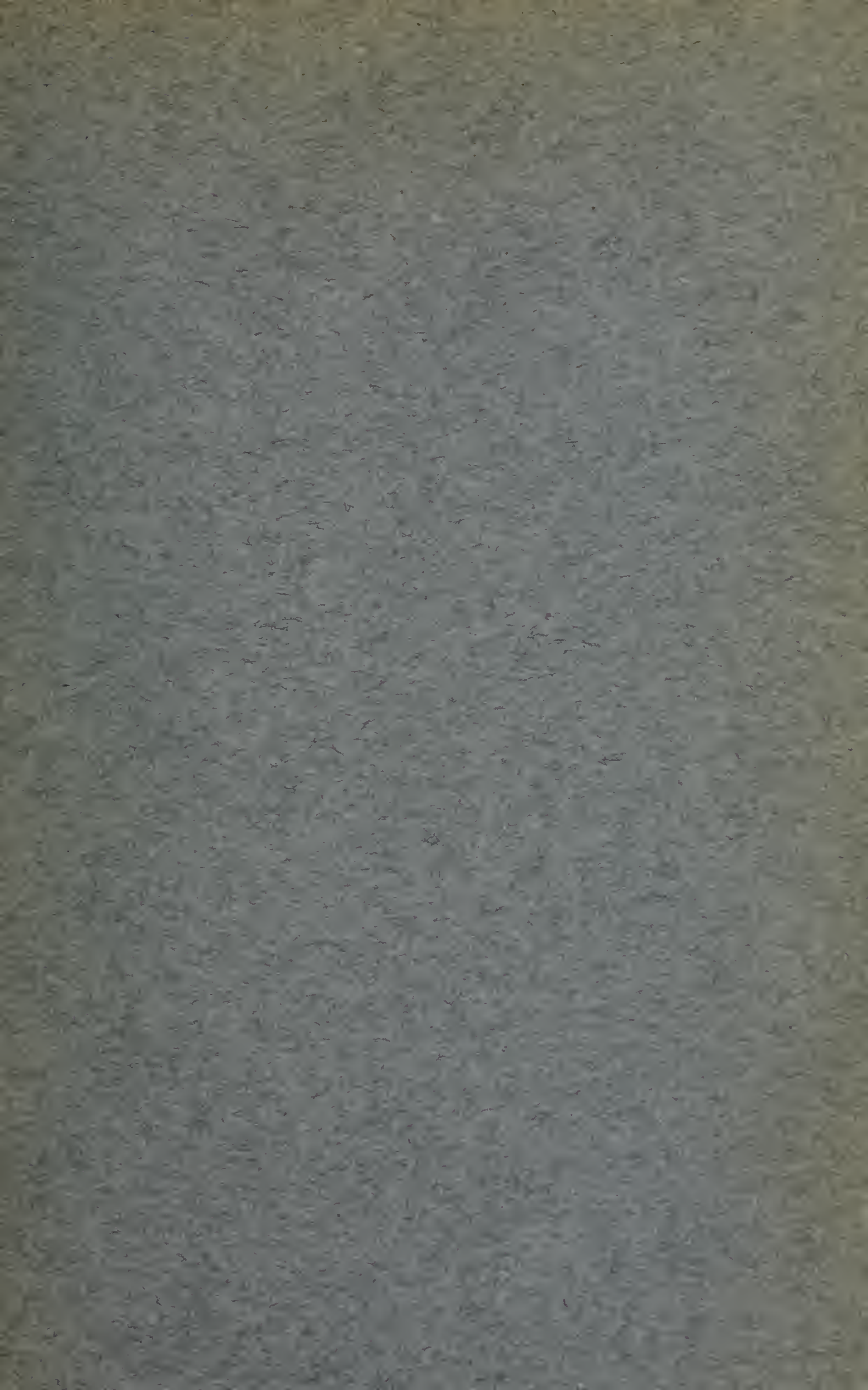
Quadal, M. F., Maler und Kupferst. 175.
Quaglio, Jul., Chem. und Techn. 175.
Quedenfeldt, M., Forschungsreisender 176.
Quenstedt, F. A., Geolog 179.

Raab, J. L., Kupferst. 181.
Raber, Virgil, Maler 182.
Raebiger, J. F., ev. Theol. 184.
Rabinowitz, R. N., jüd. Theol. 186.
Raders, L., Maler 187.
Rahl, K. H., Kupferst. 189.
Raimann, Frz. v., Numism. 190.
Rainhard, W. B., Abenteurer 191.
Ramsay, K. A., Arzt, Chem., Stenogr. 194.
Rank, J., Schriftst. 195.
Ranke, Ernst C., ev. Theol. 199.
Rappenhöner, J., kath. Theol. 205.
Rasche, Ch. L., brandenburg. Geh. Rath 205.
Rath, Gerh. vom, Mineralog u. Geol. 209.
Rathkeal, P. Phil. Herbert Frhr. v. R., Diplom. 210.
Ratzinger, J. Georg, Politik., Public. 215.
Rätzsch, J. R., Stenograph, Schriftst. 218.
Rätzsch, K. H. A., Stenogr., Schriftst. 219.
Rauhe, J. G., Geschichtsfälscher 220.
Rauschenbusch, A. E., ev. Geistlicher, Schriftst. 223.
Realis, pseud. für G. R. W. v. Coeckelberghe-Dützele 660.
Rechbauer, K., Parlamentar. 225.
Rechberg u. Rothenlöwen, Graf J. B., Staatsm. 233
Reclam, K. H., Arzt 246.
Reclam, A. Ph., Verlagsbuchh. 246.
Redwitz-Schmölz, O. v., Dichter 249
Rée, Ant., Schulm. 255.
Regel, E. A., Botan. 258.
Regenstein, Albrecht II. Grf. v. 260.
Reichard, J. J., Botan. 267.
Reichardt, H. W., Botan. 268.
Reichel, Theod., Bischof der Brüdergem. 270.
Reichenbach, H. G., Botan. 272.
Reichensperger, August und Peter, Parlamentarier 276.
Reiffenstein, K. Th., Maler 282.
Reimer, Dietr., Verlagsbuchhändler 282.
Reinganum, M., Jurist, Polit. 285.
Reinherz, K., Maler 661.
Reinhold, H., Maler, Kupferst. 286.
Reinkens, Hub., Bischof 287.
Reinthaler, K. M., Organist 292.
Reisach-Steinberg, Grf. K. A. v., Publicist 661.
Reischach, Sigism. Frhr v., öst. Feldzeugm. 294.
Reischl, Th. A., Stenogr. 295.
Reissenberger, L., Meteorol. u. Kunstschriftst. 295.
Reitzel, R., Dicht., Publicist 296.
Reitzenstein, Franziska Freifrau v. Schriftst. 300.
Reitzenstein, F. A. K. J. Frhr. v., Socialpolit. 667.
Rem, W., Chronist 301.
Renninger, J. B., kath. Theol. 303.
Renz, W. Th. v., Arzt 304.
Reuter, Fritz, Humorist, Dicht. 304.
Reuter, H., ev. Theol. 310.
Reuter, P. J. Frhr. v. (Telegr. Bureau) 319.
Reyher, A., Pädag. 322.
Reysmann, D., Humanist, Dichter 325.
Ribbeck, O., Philol. 329.
Richter, Aem. L., Kanonist 340.
Richter, Heinr., Schausp. 343.
Richthofen, K. O. J. Th. Frhr. v., Rechtshistor. 346.
Ridinger, G., Architekt 353.
Riecke, K. V., württ. Minist. 356.
Riedel, K., Mus. 359.
Riedinger, J. A., Kartogr. 360.
Riehl, W. H., Culturhistor. etc. 362.
Riesenthal, J. A. O., Ornithol. 383.
Rieß, R. v., kath. Theol. 384.
Riggenbach, N., Ingenieur 385.
Rimpau, A. W., Landwirth 396.
Ringelsheim, J. Frhr. v., öst. Feldzeugm. 398.
Rinhuber, L., Abenteurer 399
Ripping, L. H., Irrenarzt 403.
Ritter, E., Maler 403.
Ritter, J., Hymnol. 403.
Ritter, J. H., jüd. Theol. 404.
Rittershaus, F. E., Lyriker 673.
Rittershaus, Tr., Techn. 405.
Ritz, R., Maler 407.
Robert, E., Schausp. 408.
Robert-tornow, W. H., Philol., Schriftst. 412.
Rochholz, E. L., Sagenforsch. 415.
Rodich, G. v., öst. Feldzeugm. 419.
Roediger, Ludw., Burschenschafter 422.
Rogenhofer, A., Entomol. 423.
Rogge, F. W., Lyriker 424.
Rohde, Erwin, Philol. 426.
Rohden, L., Arzt 440.
Rohlfs, Gerh., Afrikafrsch. 440.
Roller, D. S., ev. Theol., Päd. 449.
Romang, J. J., Dicht., Schriftst. 450.
Roemer, Ferd., Geol., Paläont. 451.
Roos, J. M., Maler 458.
Roos, Ph. P., Maler 458.
Roos, Th., Maler 459.
Röpe, G. R., ev. Theol. 460.
Röpe, Heinr., ev. Theol. 462.
Röpe, H. B., Dichter 464.
Roepell, R., Histor. 464.
Roquette, O., Dichter 469.
Rorbach, B. u. Job, Chronisten 478.
Roerdansz, R. v., pr. Gen. d. Art. 478.
Rörer, G., ev. Theol. 480.
Roscher, W., Nat.-Oekon. 486.
Rosen, Jul. (Nikol. Duffek), Dichter 493.
Rosenberger, F., Phys. 495.
Rosenthal, M., Arzt 496.
Rosenthal-Bonin, H., Schriftst. 496.
Roser, W., Chirurg 497.
Rosin, Dav., Pädag., Relig.-Philos. 497.
Roskoff, G. G., ev. Theol. 498.
Roesler, Herm., Nat.-Oek. 500.
Rösner, J. G., Thorn. Bürgermeister 501.
Rosolenz, J., Histor. 504.
Roßbach, Aug., Metriker 507.
Roßbach, M. J., Pharmakolog 514.
Rößler, Const., Philos., Polit. 514.
Rost, Alex., Dichter 522.
Rost, Maurus, Abt v. Iburg 524.
Rost, E. R., Orientalist 525.
Roten, L. L. v., Polit., Dicht. 529.
Roth, Joh., Naturforsch. 530.
Roth, Just., Geol. 533.
Roth, K. L., Philol. 534.

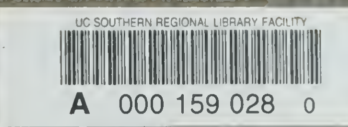
Roth, K. F., Forstm. 535.
Roth, Paul, Jurist 538.
Roth, Rud. v., Sanskr. 549.
Roth, Steph., Schulm., Theol. 564.
Roth, W. A., Hygien. 567.
Rothbart, F., Maler 567.
Rothmund, F. Ch. v., Chirurg 569.
Rottmanner, Sim., Schriftst. 570.
Roux, Karl, Maler 571.
Rübesamen, Aug., ev. Theol. 571.
Rubo, E. T., Jurist 572.
Rückert, L. E., bibl. Exeget 573.
Ruckstuhl, K., Schriftst. 576.
Rüdinger, Nicol., Anat. 580.
Rudolf, Grf. v. Montfort, Bisch. v. Konstanz 582.
Rudolf v. Zähringen, Bisch. v. Lüttich 584.
Rudorff, F. v., sächs. Gen. d. Inf. 585.
Rühlmann, Ch. M., Masch.-Techn. 587.
Rüling, B., ev. Theol. 593.
Rümelin, E. v., Stuttgarter Bürgermstr. 595.
Rümelin, G., Staatsmann, Schriftst. 597.
Rupp, J. G., Baumstr. 635.
Rupp, Jul., ev. Theol. 635.
Rüppell, Jul., Irrenarzt 646.
Rusch v. Ingweiler, A., Buchdrucker 646.
Ruß, Karl, Ornithol. 650.
Ruß, Leander, Maler 652.
Rust, Wilh., Mus. 653.
Rütimeyer, K. L., Naturf. 654.
Rütten, J. J., Buchh. 657.
Rynmann, J., Buchh. 657.

Saalmüller, M., Lepidopterol. 680.
Sacher-Masoch, L. v., Romanschriftst. 681.
Sachs, Jul. v., Botan. 682.
Sallentien, Heinr., ev. Theol. 685
Sallet, A. v., Numism. 689.
Salpius, W. v., pr. Gen.-Maj., Stenogr. 692.
Salsborch, Hinr., Hamburger Bürgermeister 692.
Salzmann, M., Archit. 699.
Sandberger, Fr., Geolog 701.
Sander, Autor, Reformationsförderer 702.
Sander, Fr., Mus. 704.
Sanders, Dan., Lexikogr. 705.
Sanio, F. D., Jurist 708.
Sanio, Karl, Botan. 709.
Santritter, Joh., Drucker 711.
Sarasin, Jak., Schriftst. 712.
Saucken, Ernst u. August v., Parlament. 713.
Sauerländer, J. D., Buchh. 717.
Sauerwein, J. W., humorist. Schriftst. 718.
Saurma-Jeltsch, H. Frhr. v., Numismatiker, Sphragist, Heraldiker 720.
Savelli, Hzg. Friedr. v., kais. Feldm. 720.
Sax, E. H., Volkswirth, Lyr. 722.
Saexinger, Joh. v., Gynäk. 723.
Scanzoni v. Lichtenfels, F. W., Gynäk. 724.
Schachtmeyer, H. v., pr. Gen. d. Inf. 726.
Schäfer, J. A., Schulm. 728.
Schaffner, W., Buchdr. 729.
Schafhäutl, K. E., Geolog, Kirchenmus. 729.
Schanbein, L., Histor. 731.
Schapira, H., Mathemat. 732.
Schardt, Sophie v., geb. v. Bernstorff 733.
Schauberger, J. G., Bildh., Maler 735.
Schaumann, Hnr., Maler 735.
Scheda, Jos. v., österr. Gen.-Maj., Kartogr. 737.
Scheibert, C. G., Schulm. 738.
Scheifele, Georg, schwäb. Dialektdicht. 740.
Scheiger, Jos. v., Archäol., Hist. 740.
Schele, Casp. v., Reformat.-Freund 745.
Schellbach, K. H., Mathem., Schulm. 747.
Schemerl, J., Ritter v. Leythenbach, Archit. 748.
Schenk, J. A., Botan. 749.
Schepeler, G., Osnabr. Bürgermeister 751.
Scheppler, Luise, Pädagogin 752.
Schepß, G., Philol. 754.
Scherbring, K., Maler 756.
Scherer, H., Geogr. u. Kartogr. 757.
Scherzer, Otto, Mus. 759.
Schets, Casp., Humanist 763.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.



SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.

Uni
S